Allgemeine
Deutsche Biographie.

Zweiunddreißigster Band.

☞ Am Schlusse dieses Bandes befindet sich ein Verzeichniß der im 32. Bande enthaltenen Artikel.

Allgemeine Deutsche Biographie.

Zweiunddreißigster Band.

Karl v. Schmidt — G. E. Schulze.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1891.

Schmidt: Karl v. S., preußischer Generalmajor, der Sohn eines Artillerieofficiers, am 12. Januar 1817 zu Schwedt an der Oder geboren und im Cadettencorps erzogen, trat am 14. August 1834 als Secondlieutenant beim 4. Ulanenregiment in den Dienst. Er gehörte diesem Regimente neunundzwanzig Jahre lang in allen Rängen bis zu dem des etatsmäßigen Stabsofficiers einschließlich an, doch wurde seine Dienstleistung bei demselben durch Verwendung als Divisionsadjutant und als Lehrer an der Divisionsschule in Stettin, sowie durch Commandos zur Lehrescadron nach Berlin, zu Generalstabsreisen und zur Führung eines Landwehr-Cavallerieregimentes unterbrochen. Am 25. August 1863 ward er mit der Führung des westfälischen Kürassierregiments Nr. 4 beauftragt, welches unter seinem Commando den Feldzug von 1864 gegen Dänemark und den Krieg von 1866 gegen die Verbündeten Oesterreichs, den letzteren im Verbande der Division Göben bei der Mainarmee, mitmachte, ohne daß S. bei diesen Gelegenheiten durch besondere Leistungen hervorgetreten wäre. Nach Friedensschluß ward ihm das Commando des zu errichtenden Schleswig-Holsteinischen Husarenregiments Nr. 16 übertragen. Mit diesem zog er, der zur 6. Cavalleriedivision unter dem Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin gehörenden 15. Brigade des Generalmajors v. Rauch I. zugetheilt, in den deutsch-französischen Krieg. Seine Bedeutung war damals wenig gewürdigt; vielfach ward er ganz verkannt und für einen „Commissoldaten“ erklärt. Daß er ein Officier sei, der mit allen Theilen des praktischen Reiterdienstes genau bekannt war und in der Ausbildung Vorzügliches leistete, ward freilich allgemein zugestanden. Der Krieg von 1870/71 ließ ihn in einem wesentlich anderen Lichte erscheinen als dasjenige war, in welchem ihn bis dahin die Meisten gesehen hatten. Am Tage von Vionville-Mars la Tour, am 16. August, übernahm er um Mittag an Stelle des verwundeten Commandeurs der ebenfalls zur 6. Cavalleriedivision gehörenden 14. Cavalleriebrigade mitten im Kampfgewühl den Befehl der letzteren und führte dieselbe bei einem mit hereinbrechender Nacht unternommenen Reiterangriffe, welcher anfangs Erfolg hatte, dann aber scheiterte. Er selbst wurde bei dieser Gelegenheit nicht unbedeutend verwundet, eilte aber bald seiner im Vormarsche gegen Paris begriffenen Brigade nach, zu deren Commandeur er, unter Beförderung zum Generalmajor, am 6. November ernannt ward, und befehligte vom 4. October bis zum 27. December an Stelle des verwundeten Commandeurs die

Division. In diese Zeit fielen die Kämpfe um Orléans und ein weitausgreifender Vorstoß, zu welchem er nach der zweiten Einnahme der Stadt, um Aufklärung über die Verhältnisse des Feindes zu schaffen und die Verbindungen desselben zu unterbrechen, vom 6. bis 15. December in die Sologne entsandt wurde (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstabe, 1. Band, 3. Heft, Berlin 1883). Während des im Januar 1871 ausgeführten Vormarsches der II. deutschen Armee unter Prinz Friedrich Karl von Preußen gegen Le Mans war S. mit seiner Brigade dem auf dem linken Flügel vorgehenden X. Armeecorps zugetheilt. Die Winterkälte und die Glätte des Bodens machten die Ausführung der der Reiterei obliegenden Aufgaben in hohem Grade schwierig, dem General v. S. gebührt daher besondere Anerkennung, wenn er später mit Recht, auch in Beziehung auf diesen Theil des Feldzuges, von sich sagen durfte: „Ich habe stets meinen Auftrag erfüllt, ich bin immer dorthin gekommen, wohin zu gehen mir befohlen war." Als Le Mans genommen war, ward S. noch weiter nach Westen entsandt. Unter Gefechten gelangte er bis vor Laval; seiner Willenskraft und seinem Unternehmungsgeiste war zu danken, daß hier das seltene Beispiel der Verfolgung des geschlagenen Feindes gegeben wurde. Ganz anders, als er in den Krieg gezogen, kehrte er aus demselben zurück. Sein Name war einer der bestklingenden im Heere geworden. Vielfach hatte er sich als Reiterführer und als ein General bewährt, „der auf das Ganze vom Kriege entriret", und seine hohe Befähigung an den Tag gelegt. Jetzt kam die Zeit, in welcher er berufen ward, sein reiches Wissen, seine langjährigen Erfahrungen und seinen praktischen Sinn als Lehrer und Erzieher seiner Waffe zu verwerthen. Seine Thätigkeit wurde am grünen Tische und auf dem Uebungsfelde in Anspruch genommen. Im Winter 1872/73 nahm er als Mitglied an den Berathungen einer Commission theil, welche neue Exercirvorschriften zu bearbeiten hatte, im folgenden Winter führte er den Vorsitz in einer solchen. Das Ergebniß der letzteren war eine Neuausgabe desjenigen Abschnitts des Reglements, welcher die Verwendung der Waffe in größeren Verbänden behandelt. Reiterübungen, welche von jetzt an häufig stattfanden, gaben Gelegenheit, die aufgestellten Regeln zu prüfen. Die erste solche Uebung leitete S., welcher nach dem Kriege das Commando der aus 4 Regimentern zusammengesetzten 7. Cavalleriebrigade in Magdeburg erhalten hatte, im Sommer 1873 bei Raguhn im Anhaltischen; im folgenden Jahre hatte er einen gleichen Auftrag bei Burg zu erfüllen. Auch für 1875 war ihm, nachdem er kurz vorher mit der Führung der 7. Division beauftragt worden war, ein solcher zugedacht. Er sollte bei Konitz in Westpreußen eine Uebung der Reiterregimenter des I. und II. Armeecorps leiten. Um diese Truppentheile kennen zu lernen, begann er Anfangs August dieselben zu besichtigen, ward aber bald schwer krank. Getreu bis zum Ende seinen von Jugend auf befolgten soldatischen Grundsätzen, glaubte er durch die Macht seines Willens dem leidenden Körper die Kraft zur Erfüllung des ihm gewordenen Auftrages verleihen zu können. Er täuschte sich. Was er unternommen, ging über sein Vermögen. Er brach zusammen und starb zu Danzig am 25. August 1875. S. war ein edeler Kern in einer rauhen Schale, ein gründlicher Kenner seiner Waffe in allen ihren Theilen, pflichttreu und unermüdlich, von rücksichtsloser Strenge im Dienst und von überschäumender Heftigkeit, wenn er nicht ein Streben fand, wie er es verlangte, aber noch strenger in den Anforderungen an sich selbst, dabei wohlwollend, ritterlich, gläubig, kenntnißreich und von scharfem Verstande, im ganzen mehr gefürchtet als beliebt. Im Laufe seines Lebens hatte er mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, zu denen eine wenig günstige äußere Lage beitrug, aber er durfte von sich sagen: „Sie haben mich oft gedrängt von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nie übermocht." Zu seinem immerwährenden Gedächtniß

führt seit dem 27. Januar 1889 das Regiment, welchem er die längste Zeit seines Dienstlebens hindurch angehört hat, den Namen „Ulanenregiment v. Schmidt (1. Pommersches) Nr. 4". Aus seinem Nachlasse gab sein letzter Adjutant, Rittmeister v. Vollard-Bockelberg, auf Veranlassung des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, „Instructionen des General-Major von Schmidt, betreffend die Erziehung, Ausbildung, Verwendung und Führung der Reiterei von dem einzelnen Manne und Pferde bis zur Cavallerie-Division" (Berlin, 2. Aufl. 1885) heraus. S. selbst hatte schon früher „Auch ein Wort über die Ausbildung der Cavallerie von S. v. C., Stabsofficier der Cavallerie" (Berlin 1862) drucken lassen.

Militär-Wochenblatt, Berlin 1875, Nr. 85. — Die vom damaligen Major Kaehler (Kaehler-Pascha) geschriebene Einleitung zu den Instructionen.

B. Poten.

Schmidt: Martin Johann S., genannt der „Kremser Schmidt", Maler, geboren am 25. September 1718, † am 28. Juni 1801. S. wurde am 25. September 1718 zu Grafenwörth in Niederösterreich als Sohn des Malers und Bildhauers Johann S. geboren, besuchte die Schule seines Geburtsortes und trat dann als Lehrling in das Geschäft seines Vaters ein, der ihn bei Gottlieb Starmayer, einem Schüler Peter Strudel's, im Zeichnen tüchtig ausbilden ließ. Im übrigen sind wir über seinen Bildungsgang schlecht unterrichtet, denn es läßt sich nicht beweisen, daß er, wie die Ueberlieferung lautet, Schüler Altomonte's gewesen sei. Im J. 1741 finden wir S. in Retz mit einem Maler Gottlieb zusammen an der malerischen Ausschmückung des Rathhauses thätig. Er malte dort die Brustbilder der römischen Kaiser und renovirte die Porträts Kaiser Ferdinand's II. und seiner Gemahlin. Seit 1745 lebte er zumeist in Stein, mit der Anfertigung von Altar- und Staffeleibildern für die Kirchen der Nachbarschaft beschäftigt und nebenbei einen Handel mit Kehlheimer Platten betreibend. Von Jahr zu Jahr mehrte sich die Zahl der ihm ertheilten Aufträge, namentlich nachdem er am 6. April 1768 wirkliches Mitglied der kaiserlichen Akademie der bildenden Künste zu Wien geworden war. Als Aufnahmestücke sandte er zwei Oelgemälde, „Ovidische Fabeln" betitelt, ein, von denen das eine den Schiedsspruch des Königs Midas zwischen Apollo und Marsyas, das andere Vulcan's Schmiede darstellte. In demselben Jahre soll S. auch das Bildniß der Kaiserin Maria Theresia gemalt haben und von ihr durch Verleihung der großen goldenen Medaille sammt Kette ausgezeichnet worden sein. Da er sich einer festen Gesundheit erfreute, konnte er bis in's hohe Alter hinein seine Kunst ausüben. Bereits 70 Jahre alt, im J. 1787, malte er die Fresken in der Pfarrkirche zu Krems und noch mit 80 Jahren brachte er eines seiner größten Altarbilder, die Enthauptung St. Johannis, gleichfalls in Krems, zu stande. Er starb als wohlhabender Mann am 28. Juni 1801. S. war kein genialer, bahnbrechender Künstler, aber ein solider und tüchtiger Handwerksmeister, der eine geradezu fabelhafte Productivität entwickelte. Er hat allein über 1000 Oelgemälde und außerdem zahlreiche Wandmalereien in Kirchen und Stiftern Niederösterreichs geschaffen. Sein Stil war anfänglich der der italienisirenden Barockkunst, die im 18. Jahrhundert in Oesterreich vorherrschend war. Später muß er die Niederländer, namentlich Rubens und Rembrandt, studirt haben. So wurde er ein richtiger Eklektiker, dem es doch auch nicht ganz an Originalität fehlte. Dies zeigt sich am meisten in seiner kindlichen, naiven Auffassung religiöser Stoffe, welche wir als den Ausfluß seiner tiefen Frömmigkeit anzusehen haben. Auf diese Weise erhielten seine Schöpfungen volksmäßigen Charakter und erfreuten sich bei seinen engeren Landsleuten der größten Beliebtheit. Die meisten Bilder Schmidt's gehören dem Gebiete der religiösen Malerei an. Er hat fast alle darstellbaren Momente aus dem Leben Christi und Maria's gemalt und ebenso in der Heiligenlegende,

namentlich in der des heiligen Sebastian, eine unerschöpfliche Fundgrube für seine Zwecke erkannt. Zu seinen besten Bildern gehört eine Maria „voll holdseliger Anmuth“ in der Stiftskirche zu St. Peter in Salzburg, für welche er auch eine heilige Theresia in Verzückung malte. Sehr zahlreich sind Schmidt's Bilder in der Stiftskirche zu Steinstetten vertreten. Unter ihnen verdient eine heilige Familie beim Mittagsmahle besondere Hervorhebung. Ziemlich schwach in der Zeichnung, ist er hervorragend als Colorist und versteht sich in erster Linie auf die Technik des Helldunkels vortrefflich. In späteren Jahren, als die Zahl der Bestellungen überhand nahm, mußte er sich der Mitwirkung von Schülerhänden bedienen. Erst in zweiter Linie sind Schmidt's Freskomalereien zu nennen. Als die besten seiner Arbeiten auf diesem Gebiete gelten die in der Stadtpfarrkirche zu Krems, die in Anlage und Ausführung durchaus tüchtig erscheinen. Außer dem Pinsel führte S. auch die Nadel. Wir besitzen im ganzen 18 eigenhändige Radirungen von ihm, die entweder in Rembrandt's oder in Castiglioni's Manier gehalten sind und seine eigenen Bilder reproduciren.

Vgl. Anton Mayer, Der Maler Martin Johann Schmidt. Mit zwei Kunstbeilagen. Wien 1879. — Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei. Berlin 1890, S. 560, 561.

H. A. Lier.

Schmidt: Martin Heinrich August S., rationalistischer Geistlicher und Schriftsteller. Seine Familie stammte aus Preußen, doch wurde er am 26. Mai 1776 in Braunschweig geboren. Seine Mutter war eine geborene v. Möhring, sein Vater aber Kürschner. Er besuchte das Gymnasium Carolinum und legte dann am Collegium Carolinum selbst noch unter Eschenburg den Grund zur Tüchtigkeit der Familie im Englischen. Darauf studirte er in Helmstedt bei Henke und in Göttingen, wo jetzt sein Enkel Martin (durch seine Mutter ein Abkömmling der bekannten Familien Balzer und Wislicenus) bereits Assistent ist, bei Plank. Durch einen Freund erhielt er eine Patronatspfarre in der Altmark. In einem Processe verlor jedoch der Freund das Patronatsrecht. Um noch in den Besitz der Stelle zu kommen, ging S. nach Berlin, machte die Bekanntschaft des einflußreichen Propstes v. Hanstein und wurde durch ihn Feldprediger bei den Gardes du Corps. Durch die Schlacht bei Auerstedt verlor er 1806 seine Bagage und machte den Rückzug bis Memel mit. Nur noch ein einziger Feldprediger war der königl. Familie dahin gefolgt und an Arbeit fehlte es nicht. Dennoch bekam S. so wenig Gehalt, daß er sein Talent zu malen verwerthen mußte. Er verdiente in einem Jahre durch Porträtiren vornehmer russischer Officiere 800 Thaler. 1810 heirathete er als Brigadeprediger in Berlin eine geborene Schiller, die Tochter des Seniors der braunschweigischen Geistlichkeit. 1812 wurde er Pfarrer in dem durch seine Rüben berühmten märkischen Städtchen Teltow. Da dieses nur eine Stunde von Großbeeren entfernt lag, so hatte er 1813 durch die siegreiche Schlacht bei dem letzteren Orte nicht viel weniger zu leiden als durch die Schlacht bei Auerstedt. 1817 wurde er Oberprediger in dem Städtchen Derenburg, welches in einer der fruchtbarsten Gegenden der Ebene und sehr angenehm in der Ostseite des von Halberstadt, Wernigerode, Blankenburg und Quedlinburg gebildeten Viereckes gelegen ist. Superintendent der Diöcese Derenburg war damals der Vater von Karl Wilhelm Drumann (s. A. D. B. V, 436). Da Pastor Drumann in Danstedt starb, wurde S. Superintendenturverweser, zog sich aber von den Superintendenturgeschäften zurück, weil er es den Umständen nach für unangemessen hielt, daß man von dem Colloquium vor definitiver Uebernahme der Superintendentur gerade bei ihm nicht absehen wollte. Er gab dann auch mit seinen benachbarten Amtsbrüdern Tiede und Herold eine eben auf die Pastoraltheologie, um die es sich bei jenem Collo=

quium vorzugsweise handelt, bezügliche theologische Zeitschrift, den „Euphron“, heraus. Auch als Belletrist trat er auf, als Mitarbeiter des von Herrn v. Puttkammer herausgegebenen preußischen Volksfreundes, der Abendzeitung und als Uebersetzer von Young's Nachtgedanken. Von dieser Uebersetzung erschien jedoch 1825 in Dresden wegen eines Streites mit dem Verleger nur der Anfang. Als Lyriker ahmte S. Schiller nach, besang z. B. die Freiheitskriege, die große von Wilhelm Müller beschriebene Säcularfeier von Klopstock's Geburt und den ganz nahe bei Derenburg gelegenen Regenstein. Das Gedicht auf den letzteren wurde jedoch nicht aufgenommen in die „Auswahl der Gedichte des verstorbenen M. H. A. Schmidt“ (2 Bändchen, Halberstadt 1831). Die Herausgeber der Sammlung waren Tiede und Herold, seine Mitredacteure vom „Euphron“. Dieselben erwarben sich ein Verdienst durch die Lebensgeschichte, welche sie der Auswahl als Einleitung vorausschickten. S. war 54 Jahre alt am 7. März 1830 gestorben. Wäre es ihm vergönnt gewesen, an der Entwicklung der Deutschen noch nach 1830 theilzunehmen, so wäre er vermuthlich selbst darauf geführt worden, daß sein schriftstellerisches Talent in der ausführlicheren Aufzeichnung seiner Erlebnisse von Auerstedt, Memel und Großbeeren bei weitem die dankbarste Aufgabe hätte finden können. Seine Witwe, die Schwester Karl Schiller's in Braunschweig (s. A. D. B. XXXI, 251), widmete sich in Halberstadt ganz der Erziehung ihrer beiden noch lebenden Söhne, deren Begabung schon Tiede und Herold erkannt hatten. Dr. Albert S., Prediger in Aschersleben, gab noch neuerdings ein höchst umfassendes und bedeutendes naturwissenschaftliches Werk über die Diatomaceen heraus. Immanuel S., Professor am Cadettenhause in Groß-Lichterfelde, ist Verfasser eines der verbreitetsten englischen Lehrbücher und mit Herausgabe der Bearbeitung eines weitumfassenden Wörterbuches für englische und englisch-amerikanische Sprache, sowie des Shakespeare in der Tauchnitz'schen Ausgabe beschäftigt.

Ein Verzeichniß der Schriften von M. H. A. S. in 10 Nummern steht auf S. XXIV der „Auswahl“. H. Pröhle.

Schmidt: Matthias S., Maler und Radirer, geboren 1749 zu Mannheim, lernte an der Akademie daselbst, wo besonders Ferd. Kobell sich seiner annahm. Später ging S. nach München, wo Franz Kobell sein weiterer Lehrer wurde. S. wurde Director des Kupferstichcabinets zu Mannheim und kam mit der Sammlung nach München. Im J. 1808 gab man ihm an Franz Brulliot einen Assistenten, der sich aber mit S. schlecht vertrug. Im J. 1822 wurde S., der kein guter Vorstand seiner Sammlung gewesen war, pensionirt; er starb 1823. Zufolge Nagler dürften sich nur wenige Oelbilder von S. finden, nur Zeichnungen in Sepia und in anderer Art behandelt. S. ist hauptsächlich als Nachbildner bekannt, so fertigte er Copien nach J. Fyt, A. van de Velde, C. Dujardin, J. de Barbarj. Ferner veröffentlichte er: Suite d'Estampes d'après des dessins originaux à la plume de Ferd. Kobell et Rembrandt tirées de la Collection de S. M. le Roy des Bavières, Munic 1806.

W. Schmidt.

Schmidt: Maximilian S., geboren am 19. October 1834 zu Frankfurt a. M., † am 4. Februar 1888 in Berlin. S. war der Sohn eines Schmiedes und entschloß sich, nachdem er von 1843 bis 1849 das Frankfurter Gymnasium besucht, das Handwerk seines Vaters zu ergreifen. Er machte die Lehrlings- und Gesellenzeit durch und trat 1852 seine Wanderschaft an. Zunächst arbeitete er in der Hofschmiede in Stuttgart und besuchte zugleich die dortige Thierarzneischule. Im Herbst 1853 entschloß er sich, ganz der Thierheilkunde sich zu widmen. Er studirte in Stuttgart und Berlin und wurde am 27. August 1855 in Gießen zum Dr. med. veterin. promovirt. Am 22. Mai

1856 wurde er in Frankfurt als Thierarzt approbirt. Wie er schon als Schmiedegeselle an seiner weiteren Fortbildung, besonders in Sprachen und im Zeichnen gearbeitet hatte, so bildete sich S. neben der Praxis jetzt im Senckenbergischen medicinischen Institut unter Prof. Lucä's Anleitung in vergleichender Anatomie weiter aus. Die Frucht dieser Studien war ein Bilderwerk in Großfolio: „Die Skelette der Hausvögel", mit 15 von ihm gezeichneten Tafeln, welches 1859 von ihm vollendet, aber erst 1867 veröffentlicht wurde (bei Sauerländer). Nach der 1858 erfolgten Gründung eines zoologischen Gartens in Frankfurt wurde S. im Februar 1859 zu dessen Director ernannt. Er trat die Stelle an, nachdem er im Frühling und Sommer des Jahres auf einer längeren Reise die Thiergärten in Holland, Belgien, England und Frankreich kennen gelernt hatte. Die gedachte Stellung, welche neben der wissenschaftlichen Seite auch eine große Thätigkeit und viel Tact im Umgang mit dem Publicum erforderte, hat S. in ausgezeichneter Weise ausgefüllt. Seine Beobachtungen über das Leben der Thiere und seine Erfahrungen über Thierzucht, welche in der Zeitschrift: „Der zoologische Garten" (zu Frankfurt seit 1860 erscheinend) mitgetheilt sind, haben einen dauernden Werth. Seine Erfahrungen über Krankheiten der Thiere veröffentlichte S. in seinem Hauptwerke: „Zoologische Klinik", Berlin 1870—72 bei Hirschwald und dann in der „Deutschen Zeitschrift für Thiermedicin und vergleichende Pathologie". Als Ende 1884 der Director des zoologischen Gartens in Berlin, Dr. Bodinus gestorben war, erging an S. der ehrenvolle Ruf, dessen Nachfolger zu werden. Er nahm den Ruf an, sollte sich aber nicht lange seiner ehrenvollen Stellung erfreuen. Um Weihnachten 1887 stellten sich mehrfach Schwindel- und Ohnmachtsanfälle ein und am 3. Februar 1888 wurde er im Garten von einem schweren Schlaganfall betroffen, dem er in der darauffolgenden Nacht erlag.

Dr. med. Otto Körner, im Bericht über die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft 1887/88.

W. Stricker.

Schmidt: Michael Ignatz S., Geschichtschreiber. Geboren am 30. Januar 1736 zu Arnstein, einer Landstadt des damaligen Hochstiftes Würzburg, wo sein Vater in fürstbischöflichen Diensten stand. Den ersten Schulunterricht erhielt S. in seiner Vaterstadt, von da kam er auf das Gymnasium zu Würzburg und ging von hier auf die Universität über. Seine gelehrte Erziehung hatte die ganze Zeit über in den Händen der Jesuiten gelegen, die sich in der That Hoffnung gemacht haben, den begabten jungen Mann in ihren Orden eintreten zu sehen. Diese Hoffnung wurde aber getäuscht: S. entschied sich dafür, Weltpriester zu werden, und rettete durch diesen seinen Entschluß seine Freiheit und seine Zukunft. Er trat in das bischöfliche Klerikalseminar und absolvirte die philosophischen und theologischen Studien mit Auszeichnung. Nach erhaltener Priesterweihe wurde er zunächst in die bischöfliche Stadt Haßfurt am Main als Caplan entsendet; doch vertauschte er schon nach kurzer Zeit diese Stellung mit dem Amte eines Erziehers in dem Hause des fürstbischöflichen Großhofmeisters, Grafen v. Rotenhan in Bamberg, und begleitete ihn und seinen Zögling weiterhin auf dessen Besitzungen in der Nähe von Stuttgart. Hier wie in Bamberg war ihm Gelegenheit des anregendsten Verkehrs mit angesehenen Persönlichkeiten und der erwünschten Erweiterung seiner Kenntnisse und seines Gesichtskreises geboten. Es dauerte aber nicht lange, so erinnerte man sich in Würzburg des hoffnungsvollen jungen Priesters und berief ihn (1769) als Vorstand des adeligen Seminars, woran sich (1771) die Ernennung zum Universitätsbibliothekar und einige Zeit darauf zum Professor der deutschen Reichsgeschichte, seltsamer Weise mit dem Sitze in der theologischen Facultät folgte. Die Neigung Schmidt's

für historische Studien hatte sich frühe entwickelt und es war kein Zufall, daß ihm jetzt das genannte Lehramt übertragen wurde. Man wird nicht fehlgehen, wenn man seinen Entschluß, die Abfassung einer ausführlichen „Geschichte der Teutschen“ zur Hauptaufgabe seines Lebens zu machen, damit in Zusammenhang bringt. Ehe es aber zur Verwirklichung dieses Vorsatzes kam, war er von Arbeiten anderer Art in Anspruch genommen. Seine ersten schriftstellerischen Versuche fallen in das Gebiet der lehrhaften Theologie, aber auch der Philosophie („Geschichte des Selbstgefühls“, 1772), seine praktische, hochbedeutsame Thätigkeit in das Feld der Schulreform im Hochstifte Würzburg, für welche unter dem aufgeklärten Fürstbischof Adam Friedrich v. Seinsheim und angesichts der Katastrophe des Ordens der Jesuiten die Zeit gekommen war. Der Fürstbischof hatte gerade in S. das berufene Werkzeug für seine erleuchteten Pläne erkannt. Die folgenreiche Gründung eines Schullehrerseminars in Würzburg bildet einen wesentlichen Theil dieser wohlthätigen Neuerungen. Ein Organisationsplan für die Reform des gesammten Schulwesens im Hochstift von der Hand Schmidt's ist nur zum geringsten Theile zur Ausführung gelangt, verdient aber heutzutage noch gelesen zu werden und legt für seinen Urheber das günstigste Zeugniß ab. Mit dem späteren Fürstprimas K. Theodor v. Dalberg, der bekanntlich auch dem Würzburger Domcapitel angehörte, stand S. seit mehreren Jahren in nahen Beziehungen und hatte er es u. A. diesem zu verdanken, daß die Akademie d. W. in Erfurt ihn unter ihre Mitglieder aufnahm. Auch ein Ruf, den S. als Professor der Geschichte an die Universität Mainz erhielt, den er aber ausschlug, wird auf diesen Einfluß zurückgeführt. Im J. 1778 waren die beiden ersten Theile seiner „Geschichte der Teutschen“ erschienen und hatten in ganz Deutschland, im Norden so gut als im Süden, bei den Protestanten so gut als den Katholiken, eine ungemein günstige Aufnahme gefunden. Man glaubte, in diesem Werke zu erhalten, was man bisher vermißt hatte, eine Geschichte der Nation, nicht bloß des Reiches. Ein besonders wichtiges Ergebniß dieses Erfolges war, daß man am Wiener Hofe das Auge auf den Verfasser desselben zu richten anfing und in allem Ernste die Absicht faßte, ihn für Wien zu gewinnen; Maria Theresia selbst war es, die diesen Gedanken sich angeeignet hatte. Der erste bez. Versuch mißlang aber, da der neue Fürstbischof von Würzburg, Franz Ludwig v. Erthal, sich weigerte, S. aus seinen Diensten zu entlassen. Jedoch konnte er nicht verhindern, daß derselbe nach Wien reiste, um in den dortigen Archiven Studien für die Fortsetzung seines Geschichtswerkes zu machen. Diese Reise und die Aufnahme, die S. am kaiserlichen Hofe und in den vornehmen, bez. gebildeten Kreisen der Hauptstadt fand, war indeß nur der Uebergang, der zu seiner Festhaltung und Anstellung in Wien führte. Der Tod der Kaiserin und die Nachfolge Kaiser Joseph's II. hat in dieser Beziehung nichts geändert. S. wurde zum k. Hofrath und Director des Haus- und Staatsarchives mit einem ansehnlichen Gehalte ernannt. Der Kaiser bestellte ihn zugleich zum Mitglied des neu organisirten Censurcollegiums und weiterhin zum Lehrer in der Geschichte für seinen Neffen und eventuellen Nachfolger, den jungen Erzherzog Franz. S. hat sich in den neuen Verhältnissen, in welche er unter so gewinnenden Umständen eingetreten war, wohl gefallen und noch fast 18 Jahre hier verlebt, die er in erster Linie der Fortsetzung seines Lebenswerkes widmete. Am 1. November 1794, erst 58 Jahre alt, ist er in Wien gestorben. Er hat jenes sein Geschichtswerk freilich nicht vollendet und es nur bis zum Tode Kaiser Ferdinand's III. führen können, es ist dann von anderer Hand — Joseph Milbiller — fortgesetzt und abgeschlossen worden. Die günstige Aufnahme, die gleich die ersten Bände desselben gefunden haben, wurde bereits berührt, sie hat sich bei dem Erscheinen der späteren Bände nur insofern verändert, als man auf

Seite der Protestanten mit der Behandlung der Epoche der Reformation nicht recht zufrieden war und von dem freien Geiste, welcher das Mittelalter beseelte, sich mehr erwartet hatte; namentlich auch Spittler hat dieser Ansicht Worte verliehen. Dagegen konnte man nicht in Abrede stellen, daß auch die Behandlung der neueren Zeit durch die Benutzung der Schätze der Wiener Archive stofflich gewonnen habe. Der größere litterarische Werth kommt unverkennbar der Darstellung der früheren Jahrhunderte zu; sie bezeichnet einen erquickenden Fortschritt in der Behandlung unserer Geschichte — in Form und Inhalt. S. entwickelte hier ein litterarisches Talent, das man auf dem Gebiete der deutschen Reichsgeschichte bisher umsonst gesucht hatte. Das Mittelalter, die Kaiserzeit, sind sozusagen in josephinischem Geiste geschildert, und dieser Umstand hat, wie angedeutet, zu dem Erfolge des Werkes viel beigetragen. Als wissenschaftlicher Forscher schöpft S. allerdings nicht aus dem Borne schöpferischer Selbständigkeit, aber er operirt mit augenfälliger Gewandtheit mit den Ideen Montesquieu's, Möser's u. s. w. Talentvoll, wie er war, hat er gerade auch die culturgeschichtlichen Momente der deutschen Entwicklung mit Erfolg berücksichtigt. Es wird ihm daher auch sicher in den kommenden Zeiten in der Geschichte unserer Historiographie der ehrenvolle Platz, den ihm bereits die Zeitgenossen so willig eingeräumt haben, unvermindert zuerkannt werden müssen.

S. Franz Oberthür, M. J. Schmidt's Lebensgeschichte. Hannover 1802. — Baader, Lexikon verst. bair. Schriftsteller, 2. Thl., S. 104. — Archiv des hist. Ver. für die Geschichte von Unterfr. u. Asch., 5. Bd., 2. Heft, S. 120 ff. — Möser's S. W., 10. Bd., S. 59 und 241. — Wurzbach, Biogr. Lexicon von Oesterr. — Des Unterzeichneten Geschichte der Universität Würzburg I (stellenweise). Wegele.

Schmidt: Moriz Wilhelm Constantin S., classischer Philologe, geboren zu Breslau am 19. November 1823 als Sohn des Oberlandesgerichtsraths Moriz Wilhelm Eduard S. und der Gattin desselben Bianca, geb. du Vignau, erhielt in Schweidnitz, wohin der Vater 1826 als Kreisgerichtsdirector versetzt worden war, seinen ersten Unterricht und trat mit 7½ Jahren in das dortige Gymnasium ein. Seine große Befähigung für die alten Sprachen zeigte sich schon früh, und der Unterricht August Brückner's brachte in ihm schon in Secunda den Entschluß zur Reise, classische Philologie zu studiren. Kaum 16½ Jahre alt, verließ er Ostern 1840 das Gymnasium mit einem vorzüglichen Reifezeugniß und begann seine philologischen Studien in Breslau unter Fr. Haase's Anleitung. Ostern 1841 siedelte er nach Berlin über und wurde ein eifriger Schüler von Lachmann und Böckh. Letzterem ist seine erste Schrift („Clitarchi reliquiae“) als Geburtstagsgabe zum 24. November 1842 gewidmet. So gründlich er auch seinem Fachstudium oblag, so wenig vernachlässigte er die verwandten Fächer und erwarb sich besonders eine umfassende philosophische und historische Bildung. Daneben entwickelte er durch regelmäßigen Besuch von Concerten und Opern und durch eifrige Theilnahme an den Sitzungen des damals in hoher Blüthe stehenden litterarischen Sonntagsvereins seine schönen Anlagen für Musik und Dichtkunst. Im Februar 1844 promovirte er mit der Abhandlung: „De dithyrambo poetisque dithyrambicis“ und bestand im August desselben Jahres die Prüfung für das höhere Schulamt. Da die schlesische Schulbehörde die Bitte des Candidaten um Beschäftigung an einem Gymnasium wegen seiner großen Jugend nicht gewährte, so verbrachte er die nächsten Jahre bei angestrengtester philologischer Arbeit im Elternhause. Neben den Studien zu einer Geschichte der griechischen Nationalgrammatiker betrieb er damals eifrig die Kritik und Erklärung römischer und griechischer Dichter, besonders des Pindar, und gehörte seit 1846 zu den fruchtbarsten Mitarbeitern am Philologus. Ostern 1847 trat er sein Probejahr

am Gymnasium zu Schweidnitz an und folgte im Mai 1849 einer Berufung nach Oels, wo er als Gymnasiallehrer acht glückliche Jahre verlebt hat. Hier gründete er am 28. December 1851 seinen eigenen Hausstand und fand nun im Kreise der Seinen die beste Erholung von seinen amtlichen und wissenschaftlichen Arbeiten. Die meisten seiner damals entstandenen Schriften bezogen sich auf die griechischen Grammatiker, besonders auf Didymus Chalcenterus, dessen Fragmente von ihm 1854 herausgegeben wurden. Von der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre ab bildete das Lexikon des Hesychius den Mittelpunkt seiner Studien: 1856 erschien das specimen Hesychii editionis und 1858 der erste Band der großen Ausgabe, die 1868 mit dem fünften abgeschlossen wurde. Welche Riesenaufgabe S. hier durch ungewöhnliche Energie und eisernen Fleiß gelöst hat, erkennt jeder Forscher auf dem Gebiete der griechischen Lexikographie dankbar an. Schon die ersten Hefte der Hesychiusausgabe fanden ungetheilten Beifall und warme Anerkennung und hatten im Februar 1857 seine Berufung als außerordentlicher Professor der classischen Philologie an die Universität Jena zur Folge.

Hier ist er die zweite Hälfte seines Lebens unermüdlich für die Wissenschaft und für die Förderung seiner Schüler thätig gewesen, hier hat er auch den Höhepunkt seines Schaffens mit den bedeutenden Leistungen auf dem Gebiete der griechischen Dialektforschung erreicht. Im J. 1868 erschienen seine Vorstudien zur Entzifferung der lykischen Sprachdenkmale und darauf die Ausgabe der lykischen Inschriften nach den Copien A. Schönborn's, im J. 1869 folgten die neuen lykischen Studien und 1881 nochmals lykische Studien in Kuhn's Zeitschrift. Am glänzendsten aber hat er seinen Scharfsinn und seine Combinationsgabe bei der Entzifferung des kyprischen Syllabars bewiesen; sein Buch: „Die Inschrift von Idalion und das kyprische Syllabar" (1874) hat seinen Namen im Inlande wie im Auslande berühmt gemacht. Neben diesen epigraphischen Studien betrieb er mit großer Vorliebe auch metrische und suchte besonders die schwierige Frage nach der eurhythmischen Responsion bei Pindar („Pindar's Olympische Siegesgesänge griechisch und deutsch", 1869; „Ueber den Bau der Pindarischen Strophen", 1882) und in den tragischen Chorliedern zu lösen. Wenn die Resultate seiner metrischen Untersuchungen auch nicht durchweg zu billigen sind, so haben diese wenigstens werthvolle Anregungen gegeben. In weiteren Kreisen ist er durch verschiedene geschmackvolle Uebersetzungen bekannt geworden, von denen hervorzuheben sind: die Uebersetzung des Sophokleischen Oedipus 1863 und die der Pindarischen Siegesgesänge 1869. Endlich liegen die Früchte seines ununterbrochenen eindringenden Studiums der Classiker, besonders der griechischen, in zahlreichen Beiträgen für philologische Zeitschriften und in einer Reihe von Ausgaben vor, von denen, außer der großen und kleinen Hesychiusausgabe, zu nennen sind: „Hygini fabulae" 1872, „Aristoteles über die Dichtkunst" 1875, „Sophokles' Antigone" 1880.

S. zeichnete sich als Gelehrter durch ein vielseitiges und gründliches Wissen auf dem ganzen Gebiete des classischen Alterthums und durch genaueste Kenntniß der alten Schriftsteller, besonders der griechischen, aus. Sein Wissen beruhte nicht auf Notizen und Collectaneen, sondern was er gelesen hatte war ihm, Dank seines ausgezeichneten Gedächtnisses, jederzeit zum Gebrauch gegenwärtig. Die Textkritik der Alten hat er außerordentlich gefördert und ist an Fruchtbarkeit auf diesem Gebiete etwa mit Th. Bergk zu vergleichen. Scharfsinn und Combinationsgabe besaß er in hohem Maße, deshalb wagte er sich meist an die schwierigsten Probleme und wußte sie auch mit Energie und Willenskraft ganz oder soweit zu lösen, daß sein eigenes Wissensbedürfniß gestillt war; weiterführende Specialuntersuchungen überließ er anderen. Als Schüler von Böckh und

Lachmann gehörte er der „alten“ Schule an und vereinigte alle ihre Vorzüge in seiner Person. Er war im Gebrauch der prosaischen und der poetischen Redeform gleich geübt und beherrschte die deutsche Sprache neben den beiden classischen so vollständig, daß ihm formvollendete deutsche, lateinische und griechische Gelegenheitsgedichte oder Reden jederzeit gelangen. Auf seine Hörer übte er besonders im Seminar, wo seine pädagogische Befähigung zur Geltung kam, den nachhaltigsten Einfluß. In seinen Collegien erklärte er mit Vorliebe Pindar, Sophokles und Aeschylos und las besonders über Metrik, griechische Dialekte, Litteraturgeschichte und Alterthümer. Alles, was er sprach und schrieb, durchwehte gleichsam ein classischer Hauch, er hatte sich so tief in den Geist des Alterthums versenkt, daß sein eigenes Geistesleben ganz davon durchdrungen schien. Schlicht und einfach trat er auf, doch ließ er schon äußerlich einen feinen und wahrhaft vornehmen Sinn erkennen. Zur Unterstützung anderer, ja selbst zu Opfern war er stets bereit; wenn er auch in berechtigtem Selbstgefühl seinen Werth stets anerkannt wissen wollte, so blieb ihm doch Selbstsucht fern. Besonders durchdrungen war er, der Sohn eines Juristen, von einem feinen, ja empfindlichen Gefühl für Recht und Unrecht. Wurde er durch unzarte Worte verletzt oder durch ungerechte Behandlung zurückgesetzt, so überwand er die Kränkung nur schwer. Sein leidender Zustand in den letzten zehn Jahren legte ihm viele Entsagung auf und lehrte ihn Geduld üben, machte ihn aber zugleich auch reizbar und mißgestimmt. Daß seine Bedeutung im Inlande wie im Auslande voll gewürdigt worden ist, beweisen vielfache Auszeichnungen. Nachdem er im März 1864 zum ordentlichen Honorarprofessor, 1869 nach Göttling's Tode zum ordentlichen Professor der classischen Philologie und 1874 zum Professor der Eloquenz ernannt worden war, erhielt er am 9. Juli 1878 den Titel Hofrath und am 8. April 1882 das Ritterkreuz I. Abth. des Weimarischen Hausordens; am 20. Februar 1871 machte ihn der *ἑλληνικὸς σύλλογος φιλολογικός* in Constantinopel zu seinem *μέλος ἐπίτιμον*, und am 10. Januar 1879 wurde seine Wahl zum corresp. Mitglied der k. Akademie der Wiss. in St. Petersburg veröffentlicht. Seit 1878 quälte ihn eine in verschiedenen Formen auftretende Krankheit und hemmte seine wissenschaftliche und amtliche Thätigkeit. Dazu kamen seit 1880 auch mancherlei Sorgen und Aufregungen, durch die die Heilung seiner Krankheit verhindert wurde. Am 30. Mai 1885 traf ihn ein Schlaganfall, und am 8. October 1888 erlöste ihn der Tod von seinen Leiden. Er hat ein Alter von 64 Jahren 10 Monaten 19 Tagen erreicht.

Vgl. Conrad Bursian, Geschichte der classischen Philologie in Deutschland, S. 875 ff., und den Nekrolog Moriz Schmidt's in Iwan Müller's Biographischem Jahrbuch für Alterthumskunde, Jahrg. 1889, dem ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften beigegeben ist.

Paul Koetschau.

Schmidt: Niklaus S., Lehrdichter des 16. Jahrhunderts, über dessen Leben nichts bekannt ist; nach Mundart und Druckort war er jedesfalls ein Mitteldeutscher, vielleicht ein Obersachse. Er schrieb in erträglich gebauten Reimpaaren und ärmlicher Sprache „von den zehen Teufeln oder Lastern, damit die bösen vnartigen Weiber besessen sind, auch von zehen Tugenden, damit die frommen vnnd vernunfftigen Weiber gezieret vnnd begabet sind“ (Halle 1557, Wittenberg 1568). Das dürftige Machwerk, für das ich außer zahlreichen Bibelstellen und einigen Citaten aus lat. Autoren keine Quellen kenne, verweilt, wie das im 16. Jahrhundert üblich, mit Vorliebe bei den Lastern; die Verse, die den Tugenden gelten, füllen kaum 1/3 des Büchleins, sind kurze, blasse, völlig inhaltlose Umkehrungen der den Teufeln gewidmeten Partien und lehnen sich mit geschmackloser Absichtlichkeit ganze Versreihen durch wörtlich an jene an, nur daß sie das Negative in's

Positive, das Positive in's Negative wenden. Aber auch die Darstellung der Laster ist nicht glänzend: immerhin wird das Grau der Lehrhaftigkeit durch ein paar schlecht erzählte Mordgeschichten, durch allerlei realistische Detailzüge von der Putz- und Naschsucht der Frauen wohlthätig unterbrochen. Innerhalb der Teufellitteratur hebt sich Schmidt's Schriftchen insofern hervor, als er zuerst sich nicht mit éinem Teufel begnügt, sondern gleich eine ganze Anzahl losläßt; das wurde sonst erst um 1700 üblich, da man die 7 Teufel der Dienstmägde, die 9 der armen Dorfpfarrer schilderte.

Roethe.

Schmidt: Eduard Oscar S. wurde am 21. Februar 1823 in Torgau geboren. Sein Vater war daselbst Garnisonprediger, erhielt aber bald darauf die Pfarre zu Axien an der Elbe. Nachdem S. seinen ersten Unterricht in Weißenfels an der Saale erhalten hatte, besuchte er vom Jahre 1836 an das Gymnasium zu Schulpforta. 1842 bezog er die Universität Halle, um Mathematik und Naturwissenschaften zu studiren. Schon im folgenden Jahre siedelte er jedoch nach Berlin über, was für sein ganzes Leben entscheidend war. Durch die Vorträge von Ehrenberg und Johannes v. Müller wurde er nämlich in so hohem Grade begeistert, daß er sich der Zoologie vorwiegend zu widmen beschloß. Im Januar 1846 erwarb er auf Grund seiner Dissertation: „De scarabaeo sacro“, welche jedoch nicht veröffentlicht ist, den Doctorgrad in Halle und bestand kurze Zeit darauf sein Staatsexamen in Berlin. Damit ihm das Lehramt an höheren Schulen nicht verschlossen wurde, absolvirte er sein Probejahr an einem Realgymnasium in Berlin, habilitirte sich dann jedoch 1847 in Jena als Privatdocent. Im folgenden Jahre veröffentlichte er sein erstes bedeutendes Werk: „Die rhabdocölen Strudelwürmer des süßen Wassers“, welches seinen Ruf begründete. Noch in demselben Jahre wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt. Im J. 1849 erschien sein „Handbuch der vergleichenden Anatomie“, welches eine Reihe von Auflagen erlebte und auch ins Holländische übersetzt wurde. Infolge einer zweiten Reise nach den Faröer und dem Nordcap, wo er schon früher Studien über die Würmer gemacht hatte, veröffentlichte er seine, durch treffliche Naturschilderungen ausgezeichneten „Bilder aus dem Norden“ (1851). In demselben Jahre wurde er zum Director des Museums ernannt. Aus dieser Periode ist noch sein „Lehrbuch der Zoologie“ (1853) und „Die Entwicklung der vergleichenden Anatomie“ (1855), in welchem zum ersten Male eine Uebersicht über den Entwickelungsgang dieser Wissenschaft gegeben wird, zu erwähnen. Im J. 1855 folgte S. einem Rufe als ordentlicher Professor nach Krakau. Hier setzte er seine Studien über die rhabdocölen Strudelwürmer fort und veröffentlichte dieselben später in einem längeren Aufsatze in den Denkschriften der math.-naturw. Cl. d. kaiserl. Ak. der Wissenschaften. Jedoch schon nach zwei Jahren verließ er Krakau, da er sich mit den dortigen Verhältnissen nicht befreunden konnte, und folgte einem Rufe nach Graz. Hier wurden seine Studien in ganz andere Bahnen gelenkt. Verschiedene Reisen nach Dalmatien veranlaßten ihn, sich mit der Fauna des adriatischen Meeres zu beschäftigen und namentlich zogen ihn die damals noch ziemlich unbekannten Schwämme an. Nach sorgsamen Studien veröffentlichte er 1862 das Werk „Die Spongien des adriatischen Meeres“, welches mit den Supplementen ein grundlegendes Werk für die folgenden Arbeiten über diese Thierclasse bildet. Auch praktisch suchte S. seine Studien über die Schwämme zu verwerthen, indem er im Auftrage der Regierung Schwammzucht-Anstalten anlegte. Dieselben scheiterten allerdings an der Ungunst der Verhältnisse, lieferten jedoch den Beweis, daß eine Schwammzucht nicht zu den Unmöglichkeiten gehört. Im J. 1872 folgte S. einem Rufe nach Straßburg. Dort veröffentlichte er: „Descendenzlehre und Darwinismus“ (1873),

worin er sich als eifriger Verfechter der Darwin'schen Lehre zeigte. Ein sehr verdienstvolles Werk war: „Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Philosophie des Unbewußten" (1877), in welchem er dieses damals noch viel beachtete Werk vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus einer scharfen, aber wohlverdienten Kritik unterzog. Seine letzten Lebensjahre widmete er der Bearbeitung der niederen Thiere in Brehm's Thierleben, ließ dabei aber seine Schwammstudien nicht außer acht, wie seine beiden letzten Werke: „Die Spongien des Meerbusens von Mexico" und die „Entstehung neuer Arten durch Verfall und Schwund älterer Merkmale" (1883) beweisen. S. starb am 17. Januar 1886 infolge eines Schlaganfalles. — S. war einer der kenntnißreichsten und thätigsten Zoologen seiner Zeit und seine zahlreichen trefflichen Arbeiten sichern ihm für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Zoologie.

W. Heß.

Schmidt: Philipp Anton S., Kanonist, geboren im J. 1734 zu Arnstein, † am 13. September 1805 zu Speier. Er legte seine Studien in Würzburg zurück, trat zu Mainz im J. 1751 als Noviz in den Jesuitenorden, war von 1754—1759 Lehrer der sog. Humaniora im Ordenscolleg zu Bamberg, studirte hier von 1754—1763 Theologie und Kirchenrecht, erwarb das Doctorat in beiden (1770 in den Rechten), wurde hierauf Präses des philosophischen Museums am Karolinischen Seminar zu Heidelberg und am 10. Mai 1769 auf Empfehlung des Jesuitencollegiums vom 26. April ernannt mit sehr interessanter Instruction über seine Thätigkeit zum Professor des Kirchenrechts. Nach der Aufhebung des Ordens behielt er diese Professur bis zum Jahre 1776, nahm alsdann die Stelle eines pfälzischen und fürstbischöflich Speierischen Geheimen Kirchenraths zu Bruchsal an, wurde später Geheimer Referendar in Kirchensachen, Kanonikus bei St. Trinitas und im J. 1789 Weihbischof von Speier; einen Ruf an die Universität Mainz hatte er abgelehnt. Er gehört zu den besseren Kanonisten des vorigen Jahrhunderts, zeigt neben scharfem juristischen Blicke einen wissenschaftlichen Sinn, insbesondere für geschichtliche Forschung. Schriften (abgesehen von Thesen u. dgl. und einigen philosophischen): „Diatribe de Imperatore concordatorum protectore ad illustrandum art. 14. Capitulat. caesar. § 1 et 5" (1770). „Vindiciae sententiae L. B. de Ickstadt de iusta et efficaci summi pontificis protestatione adversus pacem religiosam et Westphalicam, obligationem eius intrinsecam et pactitiam inter compaciscentes haud infringente adversus nuperam cl. Schotti prof. Lips. censuram" (1772). „Diss. de guarantia pactorum religionis in Germania." eod. „Vindiciae adv. responsiones a Justino Febronio variis locis Institutionum iuris eccl." (Heidelb. a. 1771 editarum oppositas. 1773. 4°). „Diss. de Imperatore statutorum in ecclesiis Germ. protectore" (1772). „De varietate praebendarum in ecclesiis germanicis" (1773). „De synodis archidiaconalibus et archipresbyteralibus in Germ." eod. „De processibus in causis religionis ab Imperatore non permittendis ad capitul. caes. art. I. § 11" (1771). „De eo quod iustum est circa iuramenta religionem concernentia". Diese 9 Abhandlungen sind neu im Thesaurus abgedruckt, vorher in Heidelberg gedruckt. „Erläuterter kurzer aktenmäßiger Begriff von der Verketzerungsgeschichte des Prof. Wiehrl's zu Baden", Bruchsal 1781. (Ueber diese Sache vgl. Sauter, bes. Schlözer's Briefw., H. 49, 52.) „Disquisitiones canonicae causae decisae cet." (der gegen die angeführten Vindiciae adv. resp. gerichteten Schrift von Oberhauser) Mog. 1780. 4°. „Thesaurus iuris ecclesiastici potissimum germanici s. Dissertationes selectae in ius eccles. quae iuxta seriem institutionum eiusdem iuris a se editar. in ordinem digessit, illustr. animadversionibus novis, adauxit lucubrationibus propriis" 7 voll. 4, Heid., Bamb. et Wirceb. 1772—1779. Eine Sammlung von 126 Dissertationen

von einigen 50 Verfassern, der besten von Katholiken von 1740 an geschriebenen Abhandlungen, versehen vielfach mit werthvollen Zusätzen. „Institutiones iuris ecclesiastici Germaniae adcommodatae“ 2 vol. Heidelb. et Bamb. 1771, 1774, 3. ed. Bamb. u. Würzb. 1778. Ein in mancher Beziehung tüchtiges, keineswegs im eigentlich curialen Sinne gemachtes Werk.

Weidlich, Biogr. Nachr. II, 231; III. Nachtr., S. 256. — Jäck, Pantheon, Sp. 1004. — de Backer V, 669 (mehrere Titel doppelt, was ihm oft begegnet). — Glück, Praecognita, p. 249. — Hautz, Gesch. II, 286, läßt ihn mit Jäck bis 1778 in Heidelberg dociren, Glück hat das Richtige; der Titel des Thesaurus von Bd. IV (1774) hat ihn noch als Professor, der des 5. von 1776 nicht mehr. — Ed. Winkelmann, Urkundenbuch der Univ. Heidelberg II, Nr. 2208, S. 276. Heidelb. 1886. — Meine Geschichte III, 1, S. 248 besonders noch über die Instit. u. seinen Standpunkt.

v. Schulte.

Schmidt: Rasmus S., Missionar der evangelischen Brüdergemeine unter den freien Negern im Buschlande Surinams, ist in Wilstrup in Nordschleswig am 23. Juni 1792 geboren. Sein Vater war ein armer Schneider. Nicht dieser, sondern seine Mutter, eine ernst gesinnte Frau, hatte einen gesegneten Einfluß auf ihn. Dazu kam die Arbeit eines treuen Seelsorgers in Wilstrup an dem Herzen des Knaben, der nach seiner Confirmation die Schneiderprofession erlernte und mit seinem Vater in die Kundenhäuser ging. Es war für ihn ein guter Weg, daß er im J. 1812 in die Brüdergemeine Christiansfeld in Schleswig kam. Hier erkannte man bald seine schöne Begabung, so daß man ihn Andachten halten ließ. Im J. 1830 erhielt er einen Ruf zum Dienst bei der Mission in Surinam, der holländischen Colonie. Dieser unerwartete Ruf bewegte ihn tief und in seiner Demuth meinte er sogar, es sei ein Mißgriff. Ehe er abreiste, trat er noch in den Ehestand mit Margarethe Wilhelmine Lassen, und nachdem er sich die Sprache der Neger, das sogenannte Neger-Creolisch, angeeignet hatte, konnte er schon im April 1832 ihnen das Evangelium verkündigen. Aber sein eigentliches Arbeitsfeld war das Buschland. Dort in den Urwäldern hatten sich schon im vorigen Jahrhundert Neger angesiedelt. Es waren meistens Sklaven, die den grausamen Mißhandlungen ihrer Herren in der Colonie entflohen waren. Es setzte blutige Kämpfe zwischen beiden Parteien ab. Endlich im Mai 1761 kam ein Friede zustande. Eine Geschichte der Buschneger gibt es nicht. Sie fängt erst an, wo sie mit den europäischen Colonisten in Berührung kommen. Schon lange, ehe S. seine Missionsarbeit unter ihnen begann, hatte die Brüdergemeine an diesen wilden Horden gearbeitet. Einige Jahre nach dem Frieden waren schon drei Missionare, unter denen Rudolf Stoll hervorragt, auf dem beschwerlichen und gefährlichen Wege in das Buschland. Der Obercapitän Abini war freundlich gegen sie gesinnt, aber sie waren doch ihres Lebens nicht sicher. Besonders die Zauberer, die das Volk bisher in den Banden des Aberglaubens festhielten, wütheten gegen die Missionare. Nach 2 Jahren vergeblicher Arbeit gewannen sie den Obercapitän, der wirklich ein aufrichtiger Christ wurde. Allmählich wurden die Neger ruhiger. Die Missionare ließen sich an einem Orte, Bambey, nieder, es traten jetzt mehrere Neger zur Kirche über; zu bedauern war nur und ist es noch immer, daß das mörderische Klima so manche Missionare aus ihrer Arbeit hinwegrafft. Wir können aber hier keine Geschichte der Buschnegermission geben, wir haben es nur mit Rasmus S. zu thun, den man mit Recht ihren Apostel genannt hat. Ehe er sich bleibend unter ihnen niederließ, unternahm er zwei Kundschaftsreisen in das Buschland. Die erste ging im Februar 1840 vor sich, seine Frau hatte sich angeschlossen, aber nur bis Berg en Dael. Es war eine mühselige Reise,

er fuhr mit sechs kräftigen Negern in einem ausgehöhlten Baumstamme. Unter einem Dächlein von Palmenblättern mußte er gegen Sonnenbrand und Regen gebückt sitzen. Es mußten viele gefährliche Wasserfälle überwunden werden, nur Neger können dies ausführen. Sie sangen dabei mit ihren hübschen Stimmen geistliche Lieder. Am Flusse liegen 43 Negerdörfer; er kehrte beim zwanzigsten um, nach Bambey zurück. Die Neger hatten ein Kirchlein gebaut, deren Einweihung durch S. auf feierliche Weise vor sich ging, aber er fühlte jetzt, daß er im Todtenlande war, wie die Neger selber es nennen. Fieberkrank kam er nach der Colonie zurück und genas nur langsam. Dann machte er mit seiner Frau eine Reise zu den freien Aukanegern und fand meistens günstige Aufnahme. Es war ihm klar geworden, daß eine ständige Mission unter den Buschnegern nöthig sei. „Wir bitten", hatten sie beim Abschiede gesagt, „an uns arme Buschneger ferner zu denken und uns nicht ohne Lehrer zu lassen." Im December 1840 kam S. mit seiner Gattin unter Sturm und Regen über die vielen Wasserfälle am Orte seiner Bestimmung an. Die Freude der Neger war groß. Bambey lag auf der Höhe, während unten Gingee von Heiden bewohnt war; er lud sie ein, heraufzuziehen. Oben hielt er Schule und die Versammlungen in dem Kirchlein waren zahlreich besucht. Es war ein ernster Kampf, den S. mit dem Heidenthume und seinen Gräueln zu führen hatte, aber er verzagte nicht. Wenn nur nicht das mörderische Klima auch ihm zugesetzt hätte! Trotzdem arbeitete er fort, auch in der anstrengungsvollen Charwoche und durfte mit Freude wahrnehmen, wie der ausgestreute Same des göttlichen Wortes anfing aufzugehen. „Wie ganz anders als der Schluß des vorigen Jahres war dies Mal der Jahreswechsel", schreibt S., „damals schrieen und tobten die Heiden um uns herum und dies Mal war es ganz still." Die kleine Negergemeinde zählte 85 Seelen. „Unser Häuflein hier ist mit einem Stück Land zu vergleichen, wo zwar einmal der Wald gefällt und abgebrannt worden, aber das Gesträuch wieder so aufgewachsen ist, daß es noch Zeit und Geduld bedarf, bis Alles wieder gereinigt und bepflanzt werden kann und sich durch Gottes Segen die Früchte zeigen." In seinen Berichten hat er interessante Mittheilungen gemacht, nicht bloß erfreuliche, sondern auch schmerzliche, denn er gab die Dinge wie sie lagen. Es war nur zu beklagen, daß die Arbeit dieses im guten Sinne einfältigen und kindlich gläubigen Apostels der Buschneger so bald still gestellt werden sollte. Am 6. April 1845 hielt er seine letzte Predigt. Vermuthlich hatte er sich bei der Welschkornernte zu sehr angestrengt. Am Montag hielt er noch Schule und am Abend Betstunde. In der Nacht erwachte er mit Blutbrechen. Einige Tage hintereinander wiederholte sich dies. Seine Gattin und die Christen waren aufs tiefste erschüttert, denn sie fühlten, was für ein Verlust ihnen bevorstehe. Da hielt den Sterbenden der Stationsgehülfe Hiob, ein Sohn des verewigten Obercapitäns Johannes Abini, in seinen Armen und sprach im Namen der Gemeine Worte des Dankes. Freundlich lächelnd vernahm der Sterbende dieses Bekenntniß und verschied am 12. April.

Vgl. Die Mission unter den freien Buschnegern in Surinam von K. F. Ledderhose, 2. Auflage. Heidelberg 1854.

Ledderhose.

Schmidt: Friedrich Wilhelm Valentin S., Litteraturforscher, ist der Sohn des als Lehrer und Mitdirector des Berliner „Kölnischen Gymnasiums" in wissenschaftlichen Kreisen bekannten Dr. Heinrich Valentin S. und wurde am 16. September 1787 in Berlin geboren. Im J. 1809 wurde er an derselben Schule, an der sein Vater gelehrt und er seinen Jugendunterricht genossen hatte, Collaborator und blieb bis 1822 in aufsteigenden Lehrerstellungen an dieser Anstalt. S. war bereits 1821 zum außerordentlichen Professor an der Universität,

und als er seine Lehrerstelle am „Kölnischen Gymnasium“ niedergelegt hatte, zum Custos an der königlichen Bibliothek in Berlin ernannt worden. In dieser Stellung verblieb er, bis ihn die Cholera am 12. October 1831 hinwegraffte. Schmidt's geistige Entwicklung fällt gerade in die Zeit, wo in Berlin die Romantiker mit wachsender Intensität die Geister beherrschten, und auch er ist sein ganzes Leben hindurch in seinen Gesinnungen und wissenschaftlichen Bestrebungen ganz im Banne dieser Geistesrichtung geblieben. Katholicisirende Neigungen machten sich bei dem einer streng protestantischen Familie entstammenden Gelehrten geltend und gleich seine erste Publication, „Spinoza's Ethik“ (Berlin 1812) bekundete den Einfluß der romantischen Schule. Diese Veröffentlichung berührt sich mit dem Plane Friedrich Schlegel's Spinoza's Ethik herauszugeben, ein Werk das bekanntlich für die philosophirenden Geister der Romantik ein wahres Erbauungsbuch geworden war. In sein eigentliches wissenschaftliches Fahrwasser gelangte S. erst nach seiner Phaedrusausgabe, als er zu den von seiner Frau, Marie Wilhelmine geborene Nauen, übersetzten Mährchen des Straparola (Berlin 1817) die Anmerkungen lieferte. Der Erfolg, den er mit dieser, auch noch jetzt in Italien geschätzten Arbeit erzielte, ermunterte ihn sich den Problemen der vergleichenden Litteraturgeschichte, einem von der romantischen Doctrin besonders bevorzugten Forschungsgebiete zuzuwenden. Der Plan einer umfassenden beurtheilenden Geschichte der romantischen Poesie mit Dante und Shakespeare als Mittelpunkt beschäftigte ihn lebhaft und die Grundsätze, die er für dieses, leider nie zur Ausführung gelangte Werk aufstellt, haben noch heute methodologischen Werth. Bedeutende Anregungen gingen ihm für diesen Plan und für seine späteren Arbeiten von Goethe's Propyläen zu, und der darin gegebene Maaßstab für die Beurtheilung der Kunstwerke ist schon in den von ihm als Vorläufer des großen Werkes veröffentlichten „Beiträgen zur Geschichte der romantischen Poesie“ (Berlin 1818) zu merken. Untersuchungen über das Geschichtliche in Boccaccio's Decamerone, über dessen Quellen und Nachahmungen mit besonderer Beziehung auf Dante und das altenglische Theater, die Anmerkungen zu einer Erzählung aus den sieben weisen Meistern und der bevorwortete Abdruck einer Abhandlung des Theophrastus Paracelsus, treffen mit den von den Romantikern bevorzugten Stoffen zusammen, wie überhaupt die Brüder Schlegel und Tieck einen tiefen Einfluß auf Stoff und Form seiner Forschungen gehabt haben. Brentano unterstützte ihn mit seinen reichen Bücherschätzen. S. übertrifft aber seine Vorbilder an wissenschaftlicher Concentration und peinlicher Genauigkeit im einzelnen, ohne daß er deshalb, wie er selbst sagt, seinen Fleiß an eine tote Anhäufung gelehrt scheinender Kleinigkeiten verschleudert hätte. Die Andacht für das Detail ist nicht zu stark und stets ist sich S. auch der großen Zusammenhänge und des Gemeinsamen in der Weltlitteratur bewußt. — Durch Uebersetzung und Ausgaben lateinischer, englischer und französischer Autoren erweitert er fortwährend seinen wissenschaftlichen Interessenkreis, vereinigt aber doch im Laufe der Jahre sein ganzes Können auf die Erforschung der spanischen Litteratur, besonders Calderon's. Schon in seinem 1819 erschienenen Schriftchen: „Ueber die Kirchentrennung von England. Schauspiel des D. Pedro Calderon de la Barca“ kündigt er eine Schrift über Calderon's sämmtliche Werke an und in den meisten folgenden Arbeiten, auch wenn sie, wie seine Untersuchung: „Ueber die italienischen Heldengedichte aus dem Sagenkreise Karl's des Großen“ in keiner Beziehung zum Stoffe stehen, drängt sich das Interesse für den großen Spanier mächtig vor. Seine lehrreichen, in verschiedenen Zeitschriften, z. B. in den Wiener Jahrbüchern erschienenen Recensionen zeugen von einer unermüdlichen Hingabe für diesen Stoff. Es war ihm nicht gegönnt, die Früchte seiner Mühen voll zu ernten, aber durch die Pietät seines Sohnes ist das reiche Material aus

gedruckten und ungedruckten Papieren gesammelt und systematisch geordnet worden. Diese von Leopold S. aus dem Nachlasse seines Vaters herausgegebene Untersuchung, eine Darstellung und Erläuterung der „Schauspiele Calderon's“ (Elberfeld 1857) erhält nicht nur durch die feinen kritischen Analysen sondern auch durch die fortwährende Bezugnahme auf die gleichen Stoffe und Motive in anderen Litteraturen, sowie durch die seltene Kenntniß der spanisch dramatischen Litteratur einen dauernden wissenschaftlichen Werth und wird mit vollem Rechte auch noch heute als werthvoller Beitrag zur Geschichte des spanischen Dramas geschätzt. Der vaterländischen Dichtung hat S. seine Wissenschaft in dem Buche: „Balladen und Romanzen Bürger's, Stolberg's und Schiller's auf ihre Quellen zurückgeführt“ (Berlin 1827) dienstbar gemacht.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 9. Jahrg. 1831, 2. Theil, S. 903 u. f.

Max v. Waldberg.

Schmidt: Nicolaus S., genannt Küntzel, ein Bauer, der durch seine Gelehrsamkeit großes Aufsehen bei seinen Zeitgenossen erregte, geboren am 20. Januar 1606, † am 26. Juni 1671. S. wurde am 20. Januar 1606 zu Rothenacker, einem Dorfe auf der sächsisch-reußischen Grenze, das gegenwärtig zu Reuß-Schleiz gehört, geboren. Sein Vater, Namens Johann Martin S., war ein begüterter Bauer. Den Beinamen Küntzel führte er von seinem Großvater. Trotz der günstigen Verhältnisse in seinem väterlichen Hause wuchs S. auf, ohne eine Schule zu besuchen. Er lernte weder Lesen noch Schreiben, sondern mußte schon als Kind als Hüterbube sich in der Wirthschaft nützlich machen. Erst als er 16 Jahre alt geworden war, lernte er einen des Lesens kundigen Jungen, der bei seinem Vater in den Dienst trat, kennen und bemächtigte sich seines ABC-Buches, das er während einer Krankheit mit gutem Erfolg und großer Leichtigkeit durchstudirte, so daß er in kurzer Zeit deutsche gedruckte Schrift lesen konnte. Ebenso eignete er sich ohne fremde Anleitung die Kenntniß der lateinischen Schrift an, indem er „den lateinischen Catechismum neben den teutschen hielt und dachte, es müsse doch eines wie das andere gelesen werden, hat also von sich selbst gelernet“. Weitere Anleitung wurde S. durch Jobst Kandler, einen Bruder seiner Mutter, zu theil. Kandler war ein Schreiber und des Lateinischen mächtig. Er schenkte S. eine lateinische Grammatik und ertheilte ihm den ersten Unterricht im Schreiben. Bei seinem Fleiße brachte es S. bald so weit, daß er einen lateinischen Schriftsteller verstehen konnte. Nebenbei beschäftigte er sich auch eine Zeitlang mit Musik. Er fertigte Auszüge aus musikalischen Werken und versuchte sich auch mit deutschen Versen. Sein Hauptinteresse aber blieb auf die Erlernung der Sprachen gerichtet. Der Schulmeister in dem nahen Kirchdorfe Mißlareuth machte ihm den „Catechismus Claji in vier Sprachen“, Hebräisch, Griechisch, Lateinisch und Deutsch, zugänglich. S. beschäftigte sich nun zunächst mit dem Griechischen und ging dann zur Erlernung des Hebräischen über, wobei ihm Mehlführer's hebräische Grammatik gute Dienste leistete. Seitdem suchte er sich so viel wie möglich hebräische Bücher zu verschaffen, zu welchem Zwecke er die Messen in Hof und Leipzig besuchte und die Lager der Buchhändler durchstöberte. Bei einer solchen Gelegenheit fiel ihm eine hebräisch-chaldäische Grammatik mit Lexikon in die Hände. Sofort begann er nun das Studium des Chaldäischen, dem sich der Reihe nach das des Syrischen, Arabischen, Aethiopischen, Abessinischen, Indianischen (d. h. Indischen), Armenischen, Aegyptischen, Persischen, Türkischen u. s. w. anschloß, wobei auch das Studium der meisten europäischen Sprachen nicht vernachlässigt wurde. Da er nicht alle Bücher, die ihn interessirten, selbst erwerben konnte, so war es für ihn von großem Werthe, daß ihm ein vogtländischer Adlicher, Christoph v. Waldenroth, die Benutzung seiner Bibliothek gestattete. Weitere Förderung fand S. im

Umgang mit gelehrten Pastoren und Schulmännern in den benachbarten Städten, welcher ihm immer wieder neue Anregung zur Fortsetzung seiner Studien bot. Da wir von S. außer seinen in späteren Jahren herausgegebenen Kalendern keine Drucksachen besitzen, müssen wir uns zur Beurtheilung seiner Kenntnisse an zwei Polyglotten-Handschriften in der Kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden und in der Fürstlichen Bibliothek zu Schleiz halten, welche er eigenhändig niedergeschrieben hat. Die Dresdner Handschrift enthält gegen 150, die Schleizer 239 Alphabete, ferner das Vaterunser und einzelne Bibelsprüche in vielen Sprachen, vermischt mit Bemerkungen über Aussprache und Grammatik. S. hat diese Polyglotten offenbar in erster Linie aus Interesse an den verschiedenartigen Schriften angelegt. „Aber wenn wir auch zugeben, daß er gewiß von vielen Sprachen nicht mehr als die Buchstaben kannte, daß er manchmal allzu gläubig seinen Quellen folgte, so bleibt es doch immerhin fast unbegreiflich, wie er sich eine so ausgebreitete Sprachen- und Schriftenkenntniß verschaffen konnte, und geradezu bewundernswürdig ist die Sicherheit, Correctheit und Schönheit seiner Schriftzüge; beide Handschriften sind Meisterstücke kalligraphischer Kunst." Uebrigens besitzen wir auch eine Anzahl Zeugnisse von gelehrten Zeitgenossen Schmidt's, die seine staunenswerthen Sprachenkenntnisse bestätigen. So rühmt unter anderen der Nürnberger Prediger und Bibliothekar Joh. Saubert von S., daß er Hebräisch, Syrisch, Arabisch und Chaldäisch lese, schreibe und verstehe. Reichen Genuß gewährte S. ferner die Beschäftigung mit der Astronomie und Astrologie, die ihn dann auch dazu führte, regelmäßige meteorologische Studien anzustellen und für seine späteren Kalenderbearbeitungen gute Dienste leistete. Trotz seiner wissenschaftlichen Bestrebungen blieb er jedoch dem Aberglauben und den Afterwissenschaften seiner Zeit, z. B. der Chiromantie, ergeben. Seine Gelehrsamkeit brachte ihn bei dem Volke in den Ruf eines Zauberers, der mit dem Teufel im Bunde stehe und das 6. Buch Mosis besitze. Auch währte es nicht lang, bis man auch außerhalb seiner Heimath auf ihn aufmerksam wurde. Er war erst 27 Jahre alt, als ihn der Herzog Ernst von Sachsen-Weimar zu sich nach Weimar rufen ließ, in der Absicht, ihn an seinem Hof zu behalten, damit er ungestört seinen Studien sich widmen könne. Im J. 1645 wurde er vom Kurfürsten Johann Georg nach Dresden berufen und erhielt von ihm beim Abschied ein „stattlich recompens", nämlich 33 Reichsthaler, resp. 60 Gulden, und eine kostbare Bibelausgabe in 10 Bänden, lateinisch und deutsch. Sein Stammbuch füllte sich in Dresden mit 33 Einzeichnungen von Männern und Jünglingen aus den verschiedensten Ständen, welche meist in fremden Sprachen abgefaßt sind und als Beweis für die hohe Achtung gelten können, deren sich S. allenthalben erfreute. Seine gelehrten Neigungen bewogen S. indessen keineswegs, sein bäuerliches Leben aufzugeben. Als sein Vater im J. 1637 starb, übernahm er selbst die Leitung des Hofes und verheirathete sich, um für sein Hauswesen eine Stütze zu haben. Die Leiden des dreißigjährigen Krieges thaten auch seinem Wohlbefinden wiederholt Abbruch. Sein Hof wurde ausgeplündert, seine Bibliothek weggeraubt, sein Vermögen zerrüttet. Um sich eine neue Einnahmequelle zu verschaffen, entschloß er sich daher, einen Kalender herauszugeben, dessen erster Jahrgang im J. 1653 in Hof erschien und so gut einschlug, daß der Schmidt-Küntzel'sche Schreibkalender, seit 1654 in Nürnberg gedruckt, nicht nur bis zu seinem Tode, sondern noch lange Zeit nachher bis in das 18. Jahrhundert hinein sich beim Publicum großer Beliebtheit erfreute und der Wohlstand des Herausgebers sich von Jahr zu Jahr wieder mehrte. S. konnte daher an den Umbau seiner Wirthschaftsgebäude denken, den er im Mai 1661 vollendete. Bald darauf erkrankte er an einer Geschwulst am Schenkel, die ihn fast zehn Jahre lang an das Bett fesselte. Er starb am 26. Juni 1671.

Vgl. Hermann Dunger, Der Vogtländische gelehrte Bauer. Abdruck aus der Festschrift des vogtländischen alterthumsforschenden Vereins in Hohenleuben. Plauen i. V. 1876.

H. A. Lier.

Schmidt: Georg Philipp S. (von Lübeck), lyrischer Dichter, entstammte einem alten, angesehenen Kaufmannsgeschlechte in Lübeck und wurde daselbst am 1. Januar 1766 geboren. Seine erste Schulbildung erhielt er durch Privatlehrer. In dem Gymnasium seiner Vaterstadt, das er späterhin besuchte, herrschte damals neben der wissenschaftlichen Unterweisung viel poetische Regsamkeit. Der Göttinger Dichterbund beherrschte um jene Zeit gerade die jugendlichen Gemüther, und sein Streben zur Förderung echt nationaler Richtung in der poetischen Litteratur konnte nicht ohne günstigen Einfluß auf den jüngeren Nachwuchs bleiben. Auch S. fühlte sich dadurch zu einzelnen poetischen Versuchen begeistert, durch die er an H. W. v. Gerstenberg, dem Dichter des „Ugolino“, der seit 1775 als dänischer Resident und Consul bei Lübeck lebte, einen freundlichen Gönner fand; ihm verdankte S. manche Belehrung über Harmonie und Technik der Poesie. In den Jahren 1786—90 studirte S. erst in Jena, dann in Göttingen Rechts- und Finanzwissenschaften; doch nöthigten ihn Familienverhältnisse, der juristischen Laufbahn zu entsagen und sich nunmehr der Theologie zu widmen, so wenig dieses Studium auch mit seiner Neigung übereinstimmte. Da machte ihn der Tod seiner Eltern, die ihm ein beträchtliches Vermögen hinterließen, zum Herrn seiner Wahl. Er begab sich nach Jena, um Medicin zu studiren und dann später als Arzt große Reisen unternehmen zu können. In Jena ward er mit der Dichterin Sophie Mereau bekannt, in deren Hause er mit dem ältesten Sohne Herder's zusammentraf. Durch diesen ward S. nachher mit Herder selbst, sowie mit Goethe, Schiller und Wieland persönlich bekannt, deren warme Theilnahme seine Neigung zur Dichtkunst neu belebte. Im J. 1795 ging S. nach Kopenhagen, wo er anderthalb Jahre verweilte und im Verkehr mit der Familie des Grafen Reventlow, in die er durch den Grafen Christian von Stolberg eingeführt war, genußreiche Tage verlebte. Darauf bereiste er Schweden, erwarb sich 1797 in Kiel den medicinischen Doctorgrad, weilte dann eine Zeit lang in seiner Vaterstadt und bereiste danach einen großen Theil Deutschlands. Die ärztliche Praxis, die er in einigen Städten Neu-Südpreußens, zuletzt in Warschau, betrieben hatte, gab er auf, als ihn 1799 der Graf Ludwig Reventlow, der Begründer zahlreicher philanthropischer Institute, nach Trolleburg auf der Insel Fühnen berief, wo er eine Stelle als Lehrer der Handelswissenschaften, der Geschichte und englischen Litteratur übernahm. Nach drei glücklich dort verlebten Jahren trat er in den dänischen Staatsdienst und wurde Secretär bei des Grafen Reventlow Schwager, dem Staats-, Finanz- und Commerzminister Grafen v. Schimmelmann in Kopenhagen. Im Hause des Ministers wohnend und in dessen Familie wie ein Freund aufgenommen, kam S. mit den gebildetsten Männern Kopenhagens in vielseitige Berührung. Im J. 1806 wurde er zweiter Director des königlich dänischen Fischerei- und Handels-Instituts in Altona, auch Director des königl. Bankcomptoirs, der Colonialwaaren-Interessentschaft, Administrator des königl. Leihinstituts und Mitglied des Wechselcomitees und anderer Ausschüsse, die während der Elbsperre und des Continentalsystems entstanden waren; auch an der neuen Bürgerbewaffnung nahm er als Divisionsmajor Antheil. Seit 1813 in Kiel erster Administrator der dort gestifteten Reichsbank, wurde ihm gleichzeitig die Verwaltung der Herzogthümer Schleswig und Holstein übertragen. Nach der neuen Organisation der Bankanstalten lebte S. seit 1818 mit dem Titel eines königl. dänischen Justizraths wieder in Altona und wurde hier 1819

erster Director der Bank. In dieser Stellung blieb er bis zum 1. Februar 1829, wo er in den Ruhestand trat. Seit dieser Zeit lebte er in Altona in glücklichen äußeren Verhältnissen bis zu seinem am 28. October 1849 erfolgten Tode. Auf dem Kirchhofe zu Ottensen liegt er begraben. — Schmidt's Hauptthätigkeit als Schriftsteller beruht auf seinen theils poetischen, theils historischen Beiträgen zu mehreren Zeitschriften. Einen Theil der letzteren gab er später gesammelt als „Historische Studien" (1827) heraus. In weiteren zwei Heften, die „Ueber Kaspar Hauser" (1831—32) berichten, sucht er einige Dunkelheiten in dieser räthselhaften Erscheinung zu zerstreuen. Am bedeutendsten sind und bleiben aber seine „Lieder", die sein Freund, der Etatsrath und Professor H. Ch. Schumacher sammelte und herausgab (1821), und wovon der Dichter selbst noch eine 3. Auflage (1847) veranstalten konnte. Diese Lieder sind der einfachste Ausdruck einer vollen poetischen Stimmung, und ihre schöne, für den Gesang geeignete Form haben viele derselben zum Eigenthum des Volkes gemacht. „Sie sind nicht Erzeugnisse einer mächtigen Begeisterung, aber sie gewinnen das Herz und erfreuen durch wahre und innige Empfindung, Naturandacht und heitere Lebensphilosophie im Geleite der Grazien, der Sittlichkeit und des Wohllauts."

Neuer Nekrolog der Deutschen, 27. Jahrg. 1849, S. 51 ff. — J. Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter I, 169. — Lexikon der schleswig-holsteinischen ꝛc. Schriftsteller von Lübker II, 512 und von Alberti II, 343.

Franz Brümmer.

Schmidt: Christoph (v.) S. gen. Phiseldeck wurde am 9. Mai 1740 zu Nordheim geboren, wo sein Vater Konrad Christoph Wiegman S. das Amt eines Stadtkämmerers versah. Da Letzterer schon starb, als der Knabe kaum drei Jahre alt war, so fiel dessen Erziehung hauptsächlich der Mutter Clara Friederike S., einer Tochter des hannoverschen Hauptmanns Joh. Christoph Rumann, zur Last, die jedoch von ihrem Bruder, dem Oberamtmann Joh. Leo. Christ. Rumann in Calenberg, hierbei hülfreich unterstützt wurde. Eine Zeit lang erhielt S. Unterricht bei dem Pastor Reidemeister in Wilkenburg; im 14. Jahre kam er auf die Schule zu Nordheim. Im J. 1757 bezog er die Universität Göttingen, wo er insbesondere bei Böhmer, Pütter, Becmann u. A. sich der Rechtswissenschaft widmete, aber auch geschichtliche, sprachliche, philosophische ꝛc. Studien trieb. Auf Büsching's Empfehlung wurde er Hauslehrer bei den Söhnen des russischen Geheimraths Grafen Münnich, die damals in der Verbannung zu Wologda lebten, wohin S. im August 1759 aufbrach. Nachdem er hier über zwei Jahre verweilt hatte, zog er 1762 mit der Familie des Grafen nach St. Petersburg, wo er sich etwa noch ein halbes Jahr aufhielt. Dann kehrte er nach Göttingen zurück, wo sich seine Mutter inzwischen mit Joh. Ernst Appuhn, Senior des geistlichen Ministeriums daselbst, verheirathet hatte. Er nahm hier seine juristischen Studien wieder auf und übte sich daneben auch bei dem Advocaten Arenhold in Hannover in der Praxis. Gegen die Mitte des Jahres 1764 erwarb er sich in Göttingen den juristischen Doctorgrad mit einer Abhandlung: „De variis legum positivarum speciebus earum interpretatione et ad facta occurrentia adplicatione" (Gött. 1764). Dann wandte er sich nach Helmstedt, wo ihm von Michaelis desselben Jahres ab gestattet wurde, über juristische Gegenstände und über Naturrecht und Statistik Vorlesungen zu halten. Dieselben fanden solchen Anklang, daß die Studenten die Regierung baten, ihrem Lehrer eine außerordentliche Professur zu verleihen. Dennoch wollte er schon nach dem ersten Semester Helmstedt verlassen, um anderwärts sein in Rußland erlerntes Geheimniß der Juchtenfabrikation zu verwerthen. Man war bereit, ihn dort zum außerordentlichen Professor zu ernennen, übertrug ihm aber gleich darauf unterm 15. April 1765 die durch Baudiß' Tod

erledigte ordentliche Professur des Staatsrechts und der Geschichte am Collegium Carolinum zu Braunschweig; der Plan der Anlage einer Juchtenfabrik, zu dem der solchen Projecten sehr geneigte Geheimrath Schrader von Schliestedt sich sogleich bereit zeigte, scheint nicht zur Ausführung gebracht worden zu sein. Die Vorlesungen Schmidt's fanden auch aus den gebildeten Kreisen der Stadt lebhaften Zuspruch; eine Zeit lang hat er auch dem Herzoge Leopold Unterricht ertheilt. Im Anfange seines Braunschweiger Aufenthalts war er daneben kurze Zeit an der Herausgabe der „Gelehrten Beyträge zu den Braunschw. Anzeigen“ betheiligt. Da er seiner schwachen Gesundheit halber eine ruhigere Thätigkeit wünschte, so wurde er unterm 2. August 1779 zum zweiten Archivar am herzoglichen Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel ernannt, wo er nach Sigm. Ludw. Wolterek's Tode († 11. Juni 1796) zum ersten Archivar aufrückte. Er erhielt anfangs den Titel eines Raths, später (5. April 1784) den eines Hofraths. Neben seinen Dienstgeschäften, der Ordnung des Archivs, um die er sich sehr verdient gemacht hat, u. s. w. widmete er sich stillen wissenschaftlichen Arbeiten. Für einige Zeit, wie nach Lessing's Tode und während des Aufenthalts Langer's in Lausanne (1784—86, 1787 und 1788), war ihm auch die Aufsicht über die herzogliche Bibliothek übertragen. Unterm 24. April 1789 wurde er vom Kaiser Joseph II. auf sein Gesuch, das er im Interesse seines in russischen Militärdiensten stehenden Sohnes Ferdinand gestellt hatte, in den erblichen Adelstand erhoben. Früher ein heiterer Gesellschafter, neigte er mit den Jahren, insbesondere nach dem Verluste eines hoffnungsvollen 22 jährigen Sohnes († Juli 1797) und einer Tochter immer mehr zur Hypochondrie und zog sich mit der Zeit ganz auf seine amtliche Thätigkeit zurück. Er starb an Entkräftung am 9. September 1801. S. ist zwei Mal verheirathet gewesen: zuerst (18. Juni 1767) mit einer Tochter des Helmstedter Professors Crell, Marie Katharine Luise, die kränklich war und am 11. Febr. 1785 an der Auszehrung starb, dann (18. Octbr. 1785) mit Christine Aug. Elisabeth Meyners, der Tochter des verstorbenen Nassau-Weilburgschen Kammerdirectors Heinr. Gebh. Meyners. Ihn überlebten sieben Kinder, von denen man Justus v. S. und Konrad Friedrich v. S. unten nachsehe. — Schmidt's früheste wissenschaftliche Arbeiten sind in Erinnerung an seinen Aufenthalt in Rußland, „die frohesten Jahre seines Lebens“, der russischen Geschichte gewidmet. Er schrieb „Briefe über Rußland“ (1770), „Versuch einer neuen Einleitung in die russische Geschichte“, die bis zum Tode Peter's I. reichte und anonym als „Materialien zur russischen Geschichte . . .“ (Th. I, II, III, 1. Abth.) fortgesetzt wurde, aber unvollendet blieb, und Anderes der Art. Dann beschäftigte er sich besonders mit geschichtlichen Hülfswissenschaften und deutscher Reichsgeschichte. Als Frucht dieser Studien ist seine völlige Umarbeitung des Hederich'schen „Handbuchs der vornehmsten historischen Wissenschaften“ (1782) zu betrachten, seine „Historischen Miscellaneen“ I, II (1783—84), seine „Hermäa“ (1786) und sein „Repertorium der Geschichte und Staatsverfassung von Teutschland nach Anleitung der Häberlin'schen ausführlichen Reichshistorie“ (Halle 1789—94), in 8 Abtheilungen bis zum Jahre 1597 reichend, ein fleißiges und eigentlich für sich bestehendes Werk, dem auch manche aus Handschriften geschöpfte Mittheilungen eingefügt sind. Daneben hat S. auch geschichtliche Werke aus dem Französischen übersetzt und für die Lemgoer auserlesene Bibliothek, die Allgemeine Deutsche Bibliothek und Allgemeine Literaturzeitung Recensionen geschrieben.

Vgl. Allgem. Lit. Zeit. 1801, Intelligenzbl. Nr. 213. — Braunschw. Mag. 1802, Stück 4, Sp. 49—62. — Lebenslauf in Schmidt's Doctor-Dissertation.

P. Zimmermann.

Schmidt: Wilhelm Justus Eberhard v. S.-Phiseldeck, Sohn des 1789 in den erblichen Adelstand erhobenen Christoph's (v.) S. (s. dens.), wurde zu Braunschweig am 8. April 1769 geboren, besuchte das Gymnasium zu Wolfenbüttel und von 1787—90 die Universität Helmstedt, wo er sich der Rechtswissenschaft widmete. Nachdem er sich dann einige Jahre als Secretär des Berghauptmanns Grafen v. Veltheim in Harbke aufgehalten hatte, wurde er am 11. Mai 1795 als Grenzsecretär und Secretär beim Lehns- und Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel in den Staatsdienst gezogen, den er im Herbste des Jahres antrat. Am 16. September 1799 wurde er auf sein Ansuchen zum Consistorialrathe, daneben zum Grenz- und Lehnsrathe und nach seines Vaters Tode dann auch am 3. Februar 1802 zum Archivar ernannt. Die wissenschaftliche Thätigkeit, die er in letzterer Stellung entfaltete und insbesondere durch seine „Anleitung für Anfänger in der deutschen Diplomatik" (Braunschweig 1804) und verschiedene geschichtliche und juristische Aufsätze vortheilhaft bethätigte, sagte ihm so zu, daß er nicht übel Lust zeigte, die akademische Laufbahn einzuschlagen. Er trat nach Remer's Tode († 26. August 1803) wegen der geschichtlichen Professur in Helmstedt in Verhandlung, doch wollte ihn die Regierung lieber dem praktischen Staatsdienste erhalten, und so wurde er am 29. September 1806 an Leisewitz' Stelle als Hofrath und Geheimsecretär im Ministerium zu Braunschweig angestellt; die Aufsicht über das Archiv in Wolfenbüttel behielt er daneben bei. Als kurz darauf die Katastrophe eintrat, die das Herzogthum Braunschweig erst unter die französische Verwaltung und dann unter die Herrschaft des Königs von Westfalen brachte, wurde er 1808 Appellationsrichter in Kassel, 1809 Mitglied des Staatsraths und 1810 Generaldirector der indirecten Steuern. Sobald dann nach der Schlacht bei Leipzig Herzog Friedrich Wilhelm in sein Land zurückgekehrt war, nahm er v. S. unterm 27. December 1813 als Geh. Regierungsrath in die provisorisch angeordnete Regierungscommission und bald darauf als Geheimrath in das neugeordnete Geheimrathscollegium auf. Es war keine leichte Aufgabe, die hier der Erledigung harrte. Die alten Verfassungs- und Verwaltungsformen der braunschweigischen Zeit waren über den Haufen geworfen; die neuen, welche das westfälische Königthum gebracht hatte und welche vielen Zeitbedürfnissen in zweckmäßiger Weise gerecht wurden, hatten sich kaum eingelebt und waren wegen ihres Ursprungs im höchsten Grade verhaßt. Der Herzog, bis dahin ganz unbekannt mit den Regierungsgeschäften, hegte vor allem den Wunsch, die glücklichen Zustände zurückzuführen, die unter seinem Vater, dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand, geherrscht hatten, und glaubte, man vermöge dieses Ziel am besten durch Rückkehr zu den alten Einrichtungen zu erreichen, obwohl man sich bei ruhiger Überlegung nicht verhehlen konnte, daß in der westfälischen Zeit zahlreiche Hindernisse für die gesunde Entwickelung des Staatswesens in dankenswerther Weise beseitigt waren. Dazu kam, daß das Herzogthum, das bis dahin fünf verschiedenen Departements angehört hatte, durch die allgemeine Noth der Zeit, durch die Landesschuld, die Veräußerung der Domänen u. a. sich in der schlimmsten finanziellen Lage befand und sich dabei auch für die Zukunft einer sehr beträchtlichen Militärlast nicht entziehen konnte. Graf von der Schulenburg-Wolfsburg und Reimann traten, da sie sich mit dem Herzoge entzweiten, bald wieder aus dem Geheimerathscollegium aus; durch den bisherigen Ölser Kammerdirector Mens wurde ein sehr ungenügender Ersatz geschafft. Die Seele der Staatsverwaltung war und blieb v. S.-Phiseldeck, der das Herzogthum auch auf dem Wiener Congresse vertrat. Durch wissenschaftliches Studium und im praktischen Staatsdienste hatte er sich gründliche Bekanntschaft mit den Verfassungs- und Regierungsverhältnissen des Herzogthums, den Mängeln der alten und den Fortschritten der neuen Zeit er-

worden. Sein Streben ging dahin, unter Beibehaltung aller der westfälischen Neuerungen, welche die Zeit gebot, das ganze Staatswesen auf geschichtlicher Grundlage neu zu organisiren. Diese Aufgabe hat er insbesondere nach Herzog Friedrich Wilhelm's Tode, der schon am 16. Juni 1815 bei Quatrebras erfolgte, als die Seele der vormundschaftlichen Regierung mit großem Geschicke gelöst. Gelang es ihm auch nicht die Rückkehr einiger veralteter Einrichtungen bei der Verhaßtheit der westfälischen Regierung, die Manche gewandt auszunutzen verstanden, zu verhindern, so hat er doch in den wichtigsten Fragen sein Ziel glücklich erreicht. Die Gleichheit vor dem Richter, die Gemeinsamkeit der Kriegspflicht blieben bestehen. Die Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt der Patrimonialherren und der privilegierte Gerichtsstand wurden nicht wieder eingeführt. Die Conscription dauerte statt des früheren Werbesystems fort. Eine gerechtere Vertheilung der öffentlichen Abgaben wurde geschaffen, die Befreiung von Steuern beseitigt. Die früher getrennten landesherrlichen und landständischen Staatseinkünfte wurden in einer Landessteuerkasse vereinigt, die Scheidung von Rechtspflege und Verwaltung vorbereitet. In der erneuerten Landschaftsordnung vom 25. April 1820, zu der dann besonders der Landtagsabschied vom 11. Juli 1823 hinzukam, ward ferner dem Lande eine zeitgemäße Verfassung gegeben, die man gegen die früheren als einen bedeutenden Fortschritt ansehen mußte. Alle diese Errungenschaften wurden im Auftrage der obervormundschaftlichen Regierung König Georg's IV., die vom Grafen Münster geführt wurde, und im Einverständnisse mit der Landschaft erreicht, in welcher insbesondere der Schatzrath von Plessen bei Aufhebung der Privilegien sowie auch sonst in selbstlosester Weise im Landesinteresse thätig war. Die Neuordnung der Verhältnisse, die in dem genannten Landtagsabschiede dicht vor dem Regierungsantritte Herzog Karl's II. (Oct. 1823) ihren Abschluß fand, hatte damit volle staatsrechtliche Geltung erhalten. In den ersten beiden Jahren hielt sich Herzog Karl — man sagt auf Anrathen Metternich's — von jeder Einwirkung auf die Regierungsgeschäfte fern, deren Erledigung nach wie vor in der Hauptsache v. S. oblag. Dann aber übernahm der Fürst selbst die Zügel der Regierung. Er hielt sich in seinem Rechte dadurch für schwer gekränkt, daß man ihn, gestützt auf ein Rechtsgutachten des am Landeshauptarchive beschäftigten Procurators Hettling, nicht schon nach Vollendung des 18. Lebensjahres für volljährig erklärt hatte. Hierfür machte er in erster Linie neben dem Grafen Münster v. S. verantwortlich. Mag nun auch die rechtliche Begründung dieser Entscheidung zweifelhaft sein, so steht doch außer Zweifel, daß v. S., so weit er hierbei in Frage kam, nur im Landesinteresse zu handeln glaubte, daß das Wohl seines Fürsten und die Sorge für seine Erziehung ihm stets warm am Herzen gelegen hatten und daß dieser wie das Land ihm für die anerkannt gute Führung der Regierungsgeschäfte nur zu Danke verpflichtet waren. Der Herzog empfand aber nur die ihm seiner Meinung nach angethane Unbill und suchte sich dafür an v. S. zu rächen. Wiederholte absichtliche Kränkungen von Seiten des Fürsten veranlaßten ihn im October 1826 seinen Abschied zu erbitten, um wie er selbst angab, in hannoversche Dienste zu treten. Er wurde ihm nicht sogleich ertheilt unter dem Vorwande, daß angebliche Unrechtmäßigkeiten seiner Amtsführung noch zu prüfen seien. Da hier dem gewissenhaften Manne nichts Uebles nachgewiesen werden konnte, er aber doch stets hingehalten wurde, so verließ er, Schlimmes fürchtend, am 15. April 1827 heimlich ohne Abschied das Land und begab sich nach Hannover, wo er sogleich am 22. Mai als Geheimrath mit Sitz und Stimme im Geheimerathscollegium Anstellung fand. Schon früher war ihm eine solche in ähnlicher Weise, wie einst Hardenberg bei Uebernahme der Verwaltung der fränkischen Fürstenthümer von Seiten Preußens (Ranke, Harden-

berg I, S. 110 f.) zugesagt worden. Der Herzog ließ den entwichenen Minister steckbrieflich verfolgen und zum Zwecke der Rechtfertigung vor eine besonders ernannte Commission laden. Gegen die hannoversche Regierung wurde braunschweigischer Seits eine officielle „Beschwerdeschrift“ erlassen, die „durch das öffentliche Aergerniß der widerrechtlichen Schutzverleihung und Anstellung des ꝛc. v. Schmidt-Phiseldeck zu Hannover abgenöthigt“ sei (Braunschweig 1827). Auch mehr oder weniger freiwillige Federn setzten sich gegen S. in Bewegung. So schrieb sein persönlicher Feind Hurlebusch eine heftige Anklage: „Ueber den entwichenen Herzogl. Br. Geh. Rath v. S.“ (Braunschweig 1827); eine zweite anonyme Schrift der Art („Beiträge zur Charakteristik des von Braunschweig entwichenen Geh. Rathes v. S.“, Braunschweig 1827) wurde dem Staatsrathe Rud. v. Bosse zugeschrieben. Er vertheidigte sich dagegen öffentlich in der Schrift: „Ueber meinen Austritt aus dem Herzogl. Braunschw. Staatsdienste“, (Hannover 1827), in welchem er insbesondere das an den Herzog gerichtete Rechtfertigungsschreiben vom 18. Mai 1827 zum Abdrucke brachte. Dagegen erfolgten wieder zwei anonyme Broschüren: „Antwort eines Unbefangenen auf die . . . Schrift: Ueber meinen Austritt . . .“ (Braunschweig 1827), die wol von Dr. Fricke, und „Herr v. Schmidt-Ph. und die öffentliche Meinung“ (Helmst. 1827), die wol von Klindworth verfaßt ist. Eine umfangreiche „Widerlegung der ehrenrührigen Beschuldigungen, welche Sich S. Durchl. der regier. Herzog v. Br. gegen Ihren erhabenen Vormund . . . erlaubt haben“ (London 1827; neue Aufl., Hann. 1827; französ. Uebersetz.: Réfutation etc., 2. éd. Hann. 1827) ließ Graf Münster erscheinen, bei dem (s. A. D. B. XXIII, 157 ff.) wie bei Herzog Karl (s. A. D. B. XV, 281 ff.) man das Weitere hierüber vergleiche. Wie bereits bemerkt, wurde S. in Hannover sogleich mit dem Range eines Geheimraths und bald nachher (31. Juli 1827) als Chef des Justizdepartements angestellt. Am 10. Mai 1832 wurde er unter Beibehaltung von Sitz und Stimme im Geheimerathscollegium als Landdrost nach Hildesheim versetzt. Im J. 1840 nahm er wegen zunehmender Harthörigkeit seinen Abschied und kehrte in die Heimath zurück, wo er in Wolfenbüttel in Zurückgezogenheit lebte und am 23. September 1851 gestorben ist. Seine Gemahlin Julie Henriette, eine Tochter des Oberkriegscommissärs Westensee in Braunschweig, die er am 24. April 1800 geheirathet hatte, ist ihm erst am 25. Februar 1855 im 86. Lebensjahre nachgefolgt. Von seinen Söhnen war der ältere Justus v. S. mit dem Vater in hannoversche Dienste gegangen, doch kehrte er im September 1833 als Landgerichtsassessor nach Wolfenbüttel zurück, wo er bereits am 5. November 1856 als Oberstaatsanwalt durch einen plötzlichen Tod einer segensreichen Wirksamkeit entrissen wurde. Ein jüngerer Sohn Ernst blieb in hannoverschen Diensten. P. Zimmermann.

Schmidt: Konrad Friedrich (v.) S.-Phiseldeck wurde am 3. Juli 1770 zu Braunschweig als Sohn des 1789 in den erblichen Adelstand erhobenen Professors Christoph S. (s. diesen) geboren Er besuchte das Gymnasium zu Wolfenbüttel und bezog Michaelis 1787 die Universität Helmstedt, um Theologie zu studiren. Er schloß sich hier hauptsächlich an Henke an und blieb bis Ostern 1790. Er wurde dann Lehrer im Hause des nachherigen Geh. Conferenzraths Brun in Kopenhagen, des Gemahls der Dichterin Friederike Brun geb. Münter, mit dessen Familie er Reisen durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz machte. Um den Anfang des Jahres 1794 vertheidigte er an der Universität zu Kopenhagen eine Dissertation und erhielt auf mehrere von ihm eingereichte schriftliche Arbeiten, die als theologisches Examen dienten, Aussicht auf eine gute Predigerstelle im Holsteinschen. Doch hatte er mehr Neigung zur akademischen Laufbahn, und am liebsten würde er in die Heimath zurückgekehrt sein, wenn sich

ihm in Helmstedt eine geeignete Stellung geboten hätte. Noch in demselben Jahre eröffnete er in Kopenhagen philosophische und theologische Vorträge in der Landessprache. Er erwarb das dänische Indigenat und einen sehr einflußreichen Gönner in dem Staatsminister Grafen Schimmelmann, der ihm eine sorgenfreie Muße verschaffte unter der Bedingung, daß er seine Vorlesungen fortsetzen und ein Lehrbuch über das Kantische System schreiben solle. Dieses erschien als „Philosophiae criticae secundum Kantium expositio systematica“ (2 Bde., Kopenhagen 1796—98) in lateinischer Sprache, um so die Kantische Philosophie der ganzen gebildeten Welt zugänglich zu machen. Daran schlossen sich seine „Briefe ästhetischen Inhalts. Mit vorzüglicher Hinsicht auf die Kantische Theorie“ (Altona 1797). Schon früher hatte er eine Sammlung Gedichte herausgegeben (Braunschweig 1794), die nebst der 1827 erschienenen „Auswahl neugriechischer Volkspoesien in deutsche Dichtungen umgebildet“ hauptsächlich dazu beitrugen, seinen Namen in Deutschland bekannt zu machen. In seiner wissenschaftlichen Thätigkeit wandte er sich immer mehr staatsrechtlichen und socialwissenschaftlichen Arbeiten zu, die bald seinen völligen Uebertritt in den praktischen Staatsdienst zur Folge hatten. Er wurde 1797 Assessor im Oekonomie- und Commerzcollegium und Secretär der Commission für Verbesserung des Volksschulwesens, 1804 Mitglied der Quarantänedirection, 1812 wirklicher Etatsrath und 1813 Mitdirector der königl. Reichsbank. Im J. 1823 trat er wieder in das Commerzcollegium, stieg hier 1829 zum Conferenzrath auf und starb am 15. November 1832. Verheirathet war S. seit 1802 mit Wilhelmine Krohn, der Tochter eines Lübecker Bürgermeisters. Die Zahl seiner meist publicistischen Arbeiten, die wol sämmtlich in deutscher Sprache geschrieben sind, ist eine sehr zahlreiche. Es gehören dahin: „Versuch einer Darstellung des dänischen Neutralitätssystems“ (1801—4), „Ueber das jetzige Verhältniß der jüdischen Nation zu dem christlichen Bürgervereine“ (1817), worin er auf eine Aussöhnung beider bedacht ist, „Europa und Amerika oder die künftigen Verhältnisse der civilisirten Welt“ (1820), eine Schrift, die in mehrere Sprachen übersetzt wurde, „Der europäische Bund“ (1821), „Die Politik nach den Grundsätzen der heiligen Allianz“ (1822), „Proben politischer Redekunst“ (1823), „Das Menschengeschlecht auf seinem gegenwärtigen Standpunkte“ (1827), „Die Welt als Automat und das Reich Gottes“ (1829), „Ueber die neuerlichen Aufregungen in den Herzogthümern Schleswig und Holstein“ (1830). P. Zimmermann.

Schmidt: Friedrich Wilhelm August S., genannt Schmidt von Werneuchen, märkischer Naturschilderer. Er wurde geboren am 23. März (nicht Mai) 1764 in dem Dorfe Fahrland bei Potsdam. Vielleicht sein schönstes Gedicht hat er sehnsuchtsvoll diesem märkischen Dorfe gewidmet, insbesondere dem Pfarrhause, in welchem er geboren war. Unter den zahlreichen Gedichten, die wir von Voß, Clamor Schmidt und Rückert auf evangelische Pfarrhäuser besitzen, ist, wenn wir nicht Mörike's Gedicht vom alten Thurmhahn mitrechnen, keines so individuell und zugleich so stimmungsvoll als das Fahrlandsche, in welchem S. von sich selbst singt:

> Froher alsdann als der Sperling im Dach, dem von hinten die Federn
> Ueber's Köpfchen der Sturmwind blies, unterhielt ich so gerne
> In dem rothen Kamin die Gluth mit knisternden Spänen.

Elf Jahre alt aber kam der Knabe auf das Schindler'sche Waisenhaus in Berlin, welchem mit ihm zusammen auch Stägemann angehörte. In der Mitte der achtziger Jahre ging er als Studiosus der Theologie nach Halle und zu Anfang der neunziger Jahre wurde er Prediger am Invalidenhause zu Berlin. Hier verheirathete er sich 1795 mit seiner vielbesungenen Henriette, mit welcher er 1796 die Pfarre zu Werneuchen zwischen Berlin und Eberswalde bezog. Nach

geraumer Zeit erschütterte ihn der Tod Henriettens und eines ihrer Söhne, den er Uleken (Ulrich) nannte, tief. In einem Sonettenbande flocht er nun reichliche Todtenkränze. Nur diesmal zeigte sich der Dichter auch als eigentlichen Geistlichen. Der zweiten Gattin konnte er für die lange übrige Lebenszeit zwar nicht entbehren, doch verlief die Ehe mit ihr durchaus gewöhnlich bis zu seinem erst am 26. April 1838 erfolgten Tode. Er hatte ein Alter von 74 Jahren erreicht. Ueberlebt hatte er sich nur insofern nicht, als er in der Art wie Langbein, der altmärkische Dialektdichter Bornemann und Andere das Publicum durch einige damals noch unvergessene Schwänke, namentlich das bekannte „Zum fernen Liebchen ritt ich einst" unterhielt. In den Schulen wurde das „Liebchen" in einen „Freund" verwandelt. Das unschuldige Gedicht erzählt die Geschichte eines Amtmanns, der während eines Gewitters im Walde seinen Pudel und seine Mütze verliert. Als er am gewohnten Ziele angelangt ist, zeigt sich der Pudel vor der Thür und hat die Mütze apportirt. Zum Dichter wirklich gesungener beliebter Lieder wurde S. jedenfalls weniger als der mit ihm litterarisch eng verbundene Pfarrer Bindemann, dessen Gedicht „Wir fuhren mit Fischergeräthe" allbekannt ist. Vielleicht waren es auch gerade die Schwänke und die Bürger nachgeahmten Balladen, deren wegen Schmidt's Gedichte dreißig Jahre vor seinem Tode die kostbare Ausstattung durch Chodowiecki'sche Bilder erhalten hatten. Was uns an S. jetzt interessirt, ist lediglich seine Naturschilderung. Auch hier lehnt er sich an Bürger in dessen gelungensten Momenten an, z. B. wenn er erzählt, wie der Herbstwind im Busche die Blätter von den Schlehen wäscht. Obgleich er nun auch in diesem wirksamen Tone, der ja von Bürger selbst selten angeschlagen wird, nur selten lange fortfährt, so gewinnt er als unverwüstlicher Reimer doch auch unsere Nachsicht, wenn er gewöhnlich mehr in Vossens ruhiger Weise die Mark schildert. Aber nicht Werneuchen, sondern Berlin war es, wo nicht bloß die märkische Naturschilderung von Wilibald Alexis und Theodor Fontane, sondern auch die von S. geblüht hat. Der Norden und Westen Berlins, wo er wohnte, mit Tegel und der Jungfernheide regten ihn an. Es sind nicht die Charakterzüge von Werneuchen, sondern von Berlin und Potsdam, wo schon Kleist's Frühling zu Hause war, die seine Gedichte werthvoll machen. Zu seinen besten Gedichten gehört die Beschreibung einer Reise nach Tegel mit einem reichen Berliner Freunde. Man kann nun allerdings auch mit Rücksicht auf dies Gedicht sagen, daß die bloße Beschreibung noch keine Poesie ist. Indessen liegt den Schilderungen Schmidt's von Werneuchen doch immerhin eine sehr gesunde Sinnlichkeit zu Grunde. Sie unterscheiden sich dadurch sehr zu ihrem Vortheile von den Idyllen Clamor Schmidt's. Was vielleicht bei geringeren Anlagen S. doch zum Dichter machen half, war auch, daß er seine erste Liebe (Henriette) heimführte. Nahm nun auch seine Phantasie im Pfarrhause zu Werneuchen keine solchen seelenvollen Bilder mehr auf wie die aus dem Pfarrhause zu Fahrland, so gelang es ihm doch, an der Seite der Geliebten in nicht gewöhnlicher Weise auch die Landschaft von Werneuchen zu schildern, indem er um das Pfarrhaus her auch den Garten und den Wald vor unseren Augen entstehen läßt. Es war damals die Zeit, da nicht allein im Gegensatze zu der französischen Revolution, sondern auch zu dem unsittlichen aus Frankreich gekommenen Hofleben die Verherrlichung der Familie, des Landlebens, des „Hüttchens" und des evangelischen Pfarrhauses in der Litteratur an der Tagesordnung war. Man sollte glauben, daß ein Dichter wie S. auch dem preußischen Hofe hätte werth werden können, da doch Lafontaine's Romane trotz ihrer Unbedeutendheit dort werth gehalten wurden. Doch scheint die lyrische Gattung dort weniger Zutritt gefunden zu haben. S. gehörte der älteren Richtung in der Poesie an und leitete eher zu den Realisten hinüber, als daß er mit Tieck's mondbeglänzter Zauberpoesie harmonirt hätte. So fein

empfindende Dichter wie die Romantiker erkannten jedoch leicht, daß der Pfarrer von Werneuchen oft die seltsamsten Dinge in seinen Beschreibungen miteinander verband. Seine sonderbaren Verse „Die Frösche laichen In Kalmusteichen“ sind zur Beschreibung der Mark ganz dienlich, aber doch insofern sinnlos, als ein Teich mit Kalmus zum Laichen der Frösche nicht nöthig ist. Eine Kritik Tieck's über den „Almanach der Musen und Grazien in der Mark“ scheint Goethe's bekanntes Spottgedicht auf S. veranlaßt zu haben. Wir haben gefunden, daß ihm Sinnlichkeit nicht abgeht. Darauf beruht nach unserer Meinung der Werth der Dichtungen, die er unter immer wieder neuen Titeln herausgab. Die Leidenschaft freilich fehlt bei aller Sinnlichkeit in den Gedichten Schmidt's und das konnte ihm ein Lyriker von Goethe's Schwunge schwer verzeihen. Hat doch Goethe selbst in seinen Idyllen die leidenschaftliche Liebe noch mehr zum Mittelpunkte gemacht als dies im Epos und im εἰδύλλιον der Alten, die doch noch auf andere Zwecke hinauslaufen, der Fall war. Auch legte Goethe in sein Spottgedicht auf die Mark 1797 wohl noch etwas von der sehr gerechtfertigten Unzufriedenheit mit seiner Reise nach Berlin und Potsdam nieder. Die spitzen Kirchthürme und das saure Bier in den Wirthshäusern, welches Goethe der Mark vorwirft, haben jedoch nicht gehindert, daß die Hauptstädte der Mark, Berlin und Potsdam, kaum 100 Jahre später auch die Hauptstädte von Deutschland waren. Die Gedichte Schmidt's von Werneuchen, die sich auf die Gegend von Potsdam beziehen, haben daher einen historischen Werth. Wenn Klamer Schmidt's Geständniß, daß manches alemannische Gedicht von Johann Peter Hebel mehr werth sei, als ein ganzer Band von Clamor Schmidt's Gedichten, auch auf S. von Werneuchens märkische Gedichte angewandt werden könnte, so wären wir doch zur Anlegung dieses rein ästhetischen Maßstabes wegen ihrer culturhistorischen Bedeutung nicht voll berechtigt. — Ein Sohn Schmidt's von Werneuchen war Vorsteher einer Privatschule in Berlin und zog sich vor 30 Jahren nach dem Muster des Vaters auf ein Landgut zurück.

Hauptquelle über S. von Werneuchen sind Fontane's Wanderungen durch die Mark Brandenburg I, 2. Aufl., wo S. 382—403 „Werneuchen“ überschrieben ist. Fontane wurde bei der Arbeit unterstützt von dem Schulvorsteher Schmidt und Gymnasialdirector W. Schwartz, welcher letztere auch mir noch eine Mittheilung machte. Erinnerungen in einem späteren Jahrgange des Morgenblattes schilderten die Gastfreundschaft, welche die Nachkommen der Karschin und andere schriftstellerische Persönlichkeiten in Werneuchen genossen. — H. Pröhle, Abhandlungen S. 73—84, 242—246 enthält „Goethe in Berlin und Potsdam“, S. 81—83 handelt von F. W. A. Schmidt und Bindemann, über welchen letzteren hier vorläufig auf Petrich verwiesen wird. Schmidt von Werneuchen ist auch bereits in den Neudrucken berücksichtigt, die L. Geiger von Berliner Schriftstellern herausgibt.

H. Pröhle.

Schmidtmüller: Johann Anton S., Arzt, wurde am 28. November 1776 zu Hohenfels in der Oberpfalz geboren. Er bezog zum Studium der Heilkunde die Universität zu Erlangen, wo er 1801 mit der Inauguraldissertation „De lympha“ promovirte und sich kurz darauf als Privatdocent habilitirte. Zugleich ließ er sich in Erlangen als Arzt nieder. Schon 1802 folgte er einem Rufe als Prosector der Anatomie an die Universität Landshut, wurde 1804 zum außerordentlichen, 1805 zum ordentlichen Professor der Geburtshülfe und Staatsarzneikunde ernannt, womit das Amt eines Stadtphysicus verbunden war. In dieser Eigenschaft machte er sich durch Gründung einer geburtshülflichen Anstalt, sowie durch seinen ganz außerordentlich gediegenen Unterricht in der Geburtshülfe, der von zahlreichen Zuhörern besucht war, besonders verdient.

Während des Kriegsjahres von 1809 fungirte er als Arzt in einem der nach den Schlachten bei Eckmühl und Landshut im letzteren Orte errichteten Militärspitäler, entwickelte hierbei eine sehr eifrige und angestrengte Thätigkeit, erkrankte aber selbst am Kriegstyphus und unterlag demselben nach mehrwöchentlichem Leiden am 7. Mai 1809 in dem noch jugendlichen Alter von 32 Jahren. S. war ein sehr vielversprechender hochbegabter Arzt, Lehrer und Schriftsteller. Trotz seiner nur kurzen akademischen Wirkungszeit hatte er bereits eine ganz ungewöhnliche, überaus fruchtbare und segensreiche Wirksamkeit entfaltet, so daß sein Tod einen schweren Verlust für die Universität und die medicinische Wissenschaft bildete. Ein vollständiges Verzeichniß der litterarischen Arbeiten von S. findet sich in der ersten der unten citirten Quellen. Die größere Zahl der dort genannten Publicationen betrifft casuistische Mittheilungen aus dem Gebiete der Geburtshülfe. Von größeren, selbständig erschienenen Schriften führen wir an sein „Handbuch der Staatsarzneikunde zu Vorlesungen“ (Landshut 1804); „Beiträge zur Vervollkommnung der Staatsarzneikunde“ (ebenda 1806); „Handbuch der med. Geburtshülfe“ (2 Theile, Frankfurt 1809).

Dictionnaire historique de la médecine par J. E. Dezeimeris IV, 103. — Biographisches Lexicon ꝛc. herausgeg. von A. Hirsch V, 248. Pagel.

Schmied: Erasmus S. (auch Schmid), Philolog, geboren am 17. April 1570 zu Delitzsch im Leipziger Kreise als Sohn des „consul“ (d. i. Ortsvorsteher Thomas S., † am 4. September 1637 zu Wittenberg. S. besuchte seit seinem 15. Lebensjahre die Fürstenschule Pforta, wo u. a. der durch seine auf Joseph Scaliger's bahnbrechende Forschungen sich stützenden chronologischen Arbeiten bekannte Sethus Calvisius sein Lehrer war, widmete sich dann von 1590 bis 1592 auf der Wittenberger Universität dem Studium der alten Sprachen, sowie der Mathematik und Naturwissenschaften und hielt nach seiner Promovirung zum Magister daselbst Vorlesungen. Im J. 1595 reiste er nach Leutschau (Löcse) in Ungarn, wo ihm ein Rectorat in Aussicht gestellt war; da sich dies aber zerschlug, kehrte er noch in demselben Jahre nach Wittenberg zurück. Hier wurde er zunächst der philosophischen Facultät adjungirt, erhielt aber bald (Oct. 1597) die Professur der griechischen Litteratur und am 25. März 1614 auch die der niederen Mathematik, welche Lehrämter er bis an sein Lebensende mit rühmlichstem Eifer verwaltete. Er besaß, gleichwie sein College (1601—1606) Laurentius Rhodomanus, eine große Gewandtheit in der Verfertigung griechischer Gedichte, schrieb ein Lehrbuch der Dialekte der griechischen Sprache (Wittenberg 1604), gab die Sammlung des Alexandriners Johannes Philoponos (Wittenberg 1615) heraus, die lateinische Grammatik Philipp Melanchthon's mit eigenen Zusätzen, „Concordantiae Graecae Novi Testamenti“ und versah mehrere griechische Schriftsteller mit lateinischem Commentar und Uebersetzung. Am längsten behauptete sich seine Pindar-Ausgabe (Wittenberg 1616), welche erst durch Heyne verdrängt wurde und in der Geschichte der Kritik jenes Dichters noch immer ihre Bedeutung hat. Für seine mathematischen Studien ist seine Schrift „Prodromus conjunctionis magnae cometae d. X. Dec. MDCXVIII“ bezeichnend; auch soll er nicht unbedeutende Kenntnisse in der Physik besessen haben. Paul Fleming ist in einem ihm gewidmeten lateinischen Gedichte — Epigramm. IV, 18, Ausg. der lat. Gedichte von Lappenberg 1863 S. 339 — seines Lobes voll. Unter den Wittenberger Professoren schloß sich S. besonders an den um die Hebung der Philologie in Sachsen gleicherweise verdienten, humorvollen Friedrich Taubmann an, auf den er bei dessen frühem Tode (1613) die lateinische Gedächtnißrede (gedruckt unter dem Titel „Oratiuncula in memoriam F. T.“) als damaliger Decan der philosophischen Facultät zu halten die traurige Pflicht hatte; ferner hinterließ er eine „Vita Taubmanni“ im Manuscript.

Gf. Suevus, Academia Wittebergensis ab anno fundationis MDII. . . . usque ad annum MDCLV, wo auch die Grabinschrift im „templum Coenobii Franciscanorum“ zu Wittenberg mitgetheilt wird. — Bursian, Geschichte der class. Philol. in Deutschland 1883, S. 238 ff. — F. W. Ebeling's Taubmann-Biographie 1883 S. XI f. Heinrich Klenz.

Schmiedel: Christian Theodor S., Astronom, geboren am 3. December 1795 zu Dornreichenbach im Königreich Sachsen, † am 20. Juni 1875 auf seinem Gute Zehmen im gleichen Lande. Nach dem frühen Tode des Vaters wurde S. von seiner Mutter trefflich erzogen, machte mit dieser in noch jugendlichem Alter größere Reisen nach Frankreich und Italien und studirte dann seit 1812 an der Akademie zu Freiberg Bergbaukunde. Dann promovirte er noch zu Leipzig als Doctor der Philosophie und zog sich, nachdem auch die Mutter verstorben war, 1815 auf seine Rittergüter Zehmen und Kötzschwitz zurück, um sich gänzlich dem Landleben und stillen wissenschaftlichen Studien zu widmen. Meteorologische und astronomische Beobachtungen füllten seine freie Zeit aus. Er erbaute sich auf Zehmen ein kleines Observatorium, dessen Hauptinstrument er dann nachmals der Leipziger Sternwarte vermachte, und bestimmte die geographischen Coordinaten für ersteren Ort, sowie auch (1824) für Alexandersbad im Fichtelgebirge. Auch die Länge Leipzigs ermittelte er mit Hülfe von Sternbedeckungen, und gleicherweise maß er in dieser Stadt die Größe der magnetischen Declination; endlich wandte er auch mehreren Kometen seine Aufmerksamkeit zu. Schmiedel's wichtigste astronomische Beobachtungen sind in den Bänden 29 und 32 der „Astronom. Nachrichten“ enthalten.

Vierteljahrsschrift der deutschen astronomischen Gesellschaft, 11. Jahrgang, S. 14. Günther.

Schmieden: Johann Ernst v. S., geboren am 22. September 1626, Sohn des ersten Bürgermeisters der Stadt Danzig, Nathanael S., ward auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und mit allen Unterrichtsmitteln jener Zeit so wohl ausgebildet, daß er bereits 1643 an öffentlichen Disputationen sich betheiligte. 1644 bezog er die Universität Königsberg, von wo er nach zweijährigem Aufenthalt die für junge Patricier unerläßliche große Reise antrat. Sie ging durch die Niederlande, Frankreich, Italien und erreichte auch Rom. Ueberall knüpfte er mit den Gelehrten Verbindungen an; Salmasius und Dav. Heinsius sprechen in ihrem Briefwechsel von ihm mit großem Lobe. 1652 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und trat in deren Verwaltung ein. Rasch stieg er die verschiedenen Stufen empor, da seine Tüchtigkeit und Gewandtheit sich in mannichfachen politischen und religiösen Wirrnissen jener Zeit bewährte. 1692 wurde er erster Bürgermeister Danzigs und hat dies Amt 15 Jahre mit großer Umsicht und Kraft zum Wohl seiner Heimath verwaltet. Die Schulen wie die Wissenschaften hatten an ihm einen warmen Freund und Pfleger; dem Gymnasium und dessen Bibliothek besonders hat er als „Protoscholarch“ reiche Förderung zu theil werden lassen. Er starb am 15. Februar 1702. Eine Anzahl von Schriften hat er herausgegeben; darunter Gedichte auf polnische Könige, auf Salmasius u. a., und eine kleine, zweimal aufgelegte Abhandlung „De jubilaeo Romano“ (Amstelodami 1654).

Andreas Charitius, Comment. histor.-literaria de viris eruditis Gedani ortis. Vittemb.-Sax. 1715 (4°) S. 125. — Christ. Frid. Charitius, Spicilegii ad Andreae Charitii commentationem de viris eruditis Gedani ortis pars prior. Gedani 1719 (4°), S. 41. — Ephraim Prätorius, Athenae Gedanenses. Lips. 1713 (8°) S. 13 u. 19. A. Bertling.

Schmieder: Benjamin Friedrich S., Philologe und Schulmann des 18. und 19. Jahrhunderts. Er wurde in Leipzig am 19. Februar 1736 ge-

boren, erhielt seine Schulbildung auf der dortigen Thomasschule und widmete sich dann dem Studium der Theologie und Philologie auf der Leipziger Universität. 1765 wurde er als Tertius an das Gymnasium in Eisleben berufen, 1771 an derselben Anstalt in das Conrectorat befördert. 1780 wurde er zum Rector des städtischen Gymnasiums in Halle ernannt und leitete diese Anstalt bis zum Jahre 1808, in welchem dieselbe von der königlich westfälischen Regierung mit der „Latina“ der Francke'schen Stiftungen verschmolzen, er selbst aber in den Ruhestand versetzt wurde. Da er eine unterrichtliche Thätigkeit nicht entbehren mochte, so übernahm er an der nunmehr vereinigten „Latina“ noch einige Lehrstunden, die er bis kurz vor seinem Tode beibehielt. Er starb in Halle am 28. Februar 1813. — Außer einer größeren Zahl von Schulschriften hat er einige werthvollere philologische Arbeiten veröffentlicht, namentlich zu Terentius: (Terent. metrisch verdeutscht mit moralischen Anmerkungen 1790 bis 1793; Ausgabe mit lat. Commentar 1794 u. sp.), zu Plautus, Cornelius Nepos u. a. Schriftstellern. Auch seine Arbeiten zur lateinischen Grammatik (Anmerkungen zur lat. Grammatik 1778 u. a.) und seine methodologischen Arbeiten wurden geschätzt.

Eckstein, Nomenclator S. 510. — Saxii Onomasticon VIII, 260 f., wo sich auch ein Verzeichniß der Schriften Schmieder's findet; vgl. auch Pökel, Philologisches Schriftstellerlexicon S. 246. — Wiese, Das höhere Schulwesen in Preußen I, 249 f. R. Hoche.

Schmieder: Friedrich Gotthelf Benjamin S., Philologe und Schulmann, wurde am 6. October 1770 als der Sohn des Gymnasiallehrers Benjamin Friedrich S. (s. o.) in Eisleben geboren und erhielt hier seine erste Bildung. Vom Jahre 1780 an besuchte er das städtische Gymnasium in Halle, dessen Director sein Vater geworden war, und studirte dann von 1787—1790 ebendaselbst Theologie und Philologie. Von Fr. Aug. Wolf, der ihn auch in sein Seminar aufnahm, empfing er die wesentlichste Förderung. Im October 1790 wurde er als Lehrer am lutherischen Gymnasium in Halle angestellt und erwarb 1795 die Doctorwürde („Notae criticae in Arrianum“). Ostern 1804 wurde er als Director an das Gymnasium in Brieg berufen und hat dieses Amt bis an seinen Tod — 30. August 1838 — geführt. Er hat sich als tüchtiger Philologe durch seine Ausgaben des Arrianus 1798, des Lucianus 1800—1801, des Curtius 1803 („Commentarius perpetuus in Curtium“ 1804), des Plutarchus 1804, sowie durch einen Atlas der alten Geographie und ein dazu gehöriges Handbuch 1802 bekannt gemacht. Seinen hinterlassenen Commentar zu Martialis hat Schneidewin benutzen können.

Neuer Nekrolog von 1838 (1840) II, 765—768, wo auch ein vollständiges Verzeichniß der zahlreichen kleinen Schriften Schmieder's sich findet. — Gedächtnißrede von Matthison im Progr. d. Gymnasiums in Brieg 1839. R. Hoche.

Schmieder: Heinrich Gottlieb S., Schriftsteller, Theaterdichter und Director. Nur spärliche zum Theil unbeglaubigte Nachrichten gibt es über das Leben dieses Mannes. Er soll bei Dresden am 3. Juni 1763 geboren gewesen und nach absolvirten Rechtsstudien 1786 Doctor geworden sein, sodann eine Zeitlang in Erfurt gelebt und 1788 in Düben als Premierlieutenant und Quartiermeister beim kursächs. Kürassierregimente Bellegarde gestanden haben. Hierauf in Mainz 1788 als Theaterdichter engagirt, scheint er sodann in ähnlicher Weise in Mannheim gelebt zu haben. Schon 1783 und ferner erschienen von ihm dramatische Spiele, Reisebemerkungen, biographische Skizzen, sowie Theaterkalender und -Almanache. Durch die Kriegsunruhen vom Rhein 1797 nach Hamburg und Altona vertrieben, führte er hier die Regie des neuen

Nationaltheaters in Altona. 1799 erwarb er das Hamburger Bürgerrecht, bei welchem Anlaß er sich nur J. U. Dr. nannte. Dann soll er bis 1802 Mitinhaber der Buchhandlung der Verlagsgesellschaft zu Hamburg und Altona gewesen sein. 1803 übernahm er die Direction des neuerbauten Theaters der Hamburger Vorstadt St. Georg (an der Ecke des Kreuzwegs und der großen Allee), übersiedelte aber schon 1804 nach St. Petersburg, wo er eine Zeitlang bis 1805 am dortigen Deutschen Theater eine Anstellung fand, nach andern Nachrichten aber als „Translateur und Restaurateur" sich nährte. Spätere Lebensnachrichten über ihn fehlen gänzlich; doch sind noch in den Jahren 1806, 1807 und 1811 Theaterstücke und Romane von ihm in Leipzig erschienen, — so daß er vermuthlich erst nach 1811 verstorben sein mag.

Hamb. Schriftsteller-Lexikon VI, 622—626, und die am Schlusse daselbst citirten Quellen. In dem 35 Nummern enthaltenden Verzeichniß seiner veröffentlichten Schriften befinden sich viele einzelne Schau-, Lust- und Singspiele, auch mehrbändige Sammlungen solcher Theaterstücke, sowie Gedichte und Romane. Einige seiner Dramen wurden vormals oft aufgeführt und gern gesehen. Beneke.

Schmieder: Karl Christoph S., Oberlehrer an der Realschule zu Halle, seit 1812 Director und Schulinspector zu Kassel, geboren am 5. December 1778 zu Eisleben, † am 23. October 1850 zu Kassel, beschäftigte sich vielfach mit mineralogischen Studien in vorherrschend compilatorischer Weise. Seiner „Topographische Mineralogie der Gegend von Halle" 1797 folgte 1800 „Versuch einer praktischen Elementar-Geometrie" und 1802 „Die Geognosie nach chemischen Grundsätzen dargestellt", Werke ohne besondere wissenschaftliche Bedeutung. Eine weitläufig geschriebene Publication: „Versuch einer Lithurgik oder ökonomischen Mineralogie" erschien 1803—1804 und in ähnlicher Weise verfaßt: „Das Gemeinnützige der Chemie" 1804—1805. In den Schriften „Ueber Meteorsteine" (Freiberger gemeinnütz. Nachr. 1805), über die Substitute der Puzzolanerde (Schrift. d. naturf. Ges. in Halle 1810) und über die Wasserdichtmachung der Zeuge 1825 tritt die wissenschaftliche Forschung des Verfassers mehr in den Vordergrund. S. lieferte auch eine Uebersetzung von Theophrast's Abhandlung von den Steinen und Beiträge zu der Encyclopädie von Ersch und Gruber.

Poggendorff, Biogr.-litt. Handw. II, 822. v. Gümbel.

Schmieher (Smiher): Reimpaardichter des 15. Jahrhunderts. Ueber seine Lebensverhältnisse weiß ich nichts zu sagen, als daß er seiner Mundart nach aus Schwaben stammen muß. Die Handschriften, in denen seine Gedichte zerstreut sind, nennen ihn meist ohne Vornamen: „der S."; in zwei Münchner Hss. heißt er „Peter S."; in der ganz unzuverlässigen jüngeren Bearbeitung seiner Wolfsklage „Heinrich S." (auch Heinrich Schmier, Schnur, Sunherr, lauter Entstellungen des echten Namens). Im Drucke des „Neidhart", der durch die Uebereinstimmungen mit dem zweifellos ihm gehörigen Spruche vom Spiel als sein Eigenthum feststeht, wird er „der Smeber" genannt. Dagegen ist es fraglich, ob ihn die Schlußworte eines Lobspruchs auf die Kuh meinen, die lauten: „also redet der Schüber." Dafür spricht, daß genau dieselbe oder eine ganz ähnliche Formel sämmtliche echten Schmieher'schen Gedichte beschließt, daß eins derselben in der Hs. (Cgm. 5919) unmittelbar vorher geht. Jene Schlußformel verliert aber dadurch an Beweiskraft, daß sie lediglich den damals in Schwaben und Nürnberg viel gelesenen Teichner copirt und auch bei andern Dichtern der Zeit und Gegend nicht ganz fehlt; und ein innerer Beweis ist nicht zu führen, da jenes Lobgedicht ganz ungenirt den bekannten Spruch des

Königs vom Odenwald über die Kuh (Germ. 23, 292) theils verkürzt aus-schreibt, theils ergänzt, indem es auch das Kalb behandelt; immerhin ist es bemerkenswerth, daß der für S. besonders charakteristische Dialektreim â : ou (krâmen : zoumen) sich gerade in den wenigen Zusatzversen findet. Noch manche Schmieher'sche Sprüche mögen unerkannt oder unbekannt in den Handschriften verborgen liegen.

Ueberraschend sauber ist der Versbau und trotz einigen Spuren der Mundart auch die Reimtechnik Schmieher's. Seine klingenden Verse sind noch eben so oft dreihebig wie vierhebig, und störend überladene Verse treten nur als seltene Ausnahmen auf. Das erklärt sich einmal daraus, daß der Dichter in der mhd. Litteratur des 14. Jahrhunderts, zumal in den Reimen des Teichners, wohl bewandert war; dann aber mag, was bei dem Spruch von der Kuh feststeht, auch bei andern Schmieher'schen Gedichten der Fall sein, daß nämlich ein älterer mhd. Spruch zu Grunde liegt; ich denke dabei zumal an die Wolfsklage, Schmieher's beliebteste und verbreitetste Dichtung, die dem berühmten Schnepperer (s. Rosenplüt) beigelegt wurde und in bearbeiteter Gestalt noch in Agricola's Sprichwörtern citirt wird; auch Christ. Auer's Wolfsklage ist nichts als ein Gemisch aus der Bearbeitung und der echten Fassung der Schmieher'schen Reimerei.

Es mag mit dieser gemuthmaßten Unselbständigkeit Schmieher's zusammenhängen, daß seine dichterische Persönlichkeit so gar nichts Greifbares und Constantes hat. Sein Spruch vom „Neidhart" weist trocken den neidischen Sinn in allen Ständen auf und mahnt davon ab; an den Dichter Neidhart, den S. nur in der carikirten Fortbildung der pseudoneidhart'schen Gedichte kennt, knüpft lediglich die Einleitung an; der im Drucke nach einer Zeichnung des illustrirten Volksbuchs von Neidhart Fuchs hinzugefügte Holzschnitt (bezüglich auf das Gedicht in Haupt's Ausgabe XXX) hat mit Schmiehers Reimen nichts zu schaffen. Aehnlich, wie der „Neidhart" vor dem Neide, warnt der überaus wirre und durch eine ungeschickte Anapher nicht gehobene Spruch „vom Spiel" vor dem Würfel und seinen Folgen. In beiden Gedichten ist der Teichner Vorbild. Ganz andrer Art ist schon jene Klage des Wolfs, die die Leiden des hungernden verfolgten Thiers in anschaulichen Detailbildern abschildert, ohne die aus dem beliebten Thema leicht herauswachsenden satirisch-didaktischen Motive stark zu betonen. Und wieder eine andre Gruppe bilden die kurze, reizlos erzählte Geschichte vom Studenten zu Prag, eine komische Ehebruchsanekdote, und die widerliche, breitgetretne und konfuse Zote „vom Reiben," die S. zwischen Mönch und Nonnen sich abspielen läßt. Daß dies unerquicklichste Gebiet Schmieher'scher Dichtung am sichersten seinen und seiner Zeit unverfälschten Charakter wiedergibt, ist leider nicht zu bezweifeln.

Gedichte Schmieher's sind gedruckt in A. v. Keller's „Erzählungen aus altdeutschen Handschriften" (Stuttg. lit. Ver. 35) S. 306 ff. und in Wagner's „Archiv f. d. Geschichte deutscher Sprache und Dichtung" 1, 389 ff.; ferner vgl. Weimarer Papierhs. 145, Bl. 31a; Cgm. 379, Bl. 108a; Cgm. 1020, Bl. 52a; Cgm. 5919, Bl. 216b; Einblattdruck der Gothaer Bibl. 90. Das Material hat Wendeler in Wagner's Archiv 1, 388 fg., 402—411, umsichtig und gelehrt gesammelt, aber nicht richtig verwerthet.

Roethe.

Schmier: Benedict S., Kanonist, geboren im J. 1682 zu Grönenbach (bair. Schwaben), † zu Eldern (zu Ottobeuern im bair. Schwaben gehörig) am 28. Juni 1744. Nachdem er am 9. November 1700 bei den Benedictinern zu Ottobeuern das Ordensgelübde abgelegt, seine Studien vollendet und verschiedene Aemter im Ordenshause versehen hatte, wurde er 1713 Professor der Philosophie

in Salzburg, 1714 Dr. theol., 1715 Dr. iuris und Professor des kanonischen Rechts, 1721 Professor der Theologie. Diese Stellung vertauschte er 1733 mit der ihm vom Abte aufgetragenen des Superior zu Eldern. Er war vom Erzbischof von Salzburg zum Geistlichen, vom Fürstabt zu Kempten zum Geheimrath ernannt worden. Schriften: „Philosophia quadripartita,“ 1716, 4°; „Fundamentum et vertex universi iuris canonici,“ eod. 4°; „Sacrosanctae ecclesiae in genere cum suis praerogativis tractatu iuridico circumornatae,“ cet. 1717, 4°; (Rechtsverhältnisse der Kirchen: Stiftung, Immunität, Veräußerung, Privilegien bezüglich der Verjährung u. s. w.); „Sacratissimus ordo episcoporum cum ecclesiis cathedralibus, canonicatibus et sacris officiis,“ 1718, fol. Liber I, decretal. Greg. IX. Lib. II, III, IV, V, 1719—23. 5 vol. fol. (Lib. V, zuerst 1718); „De potestate clavium in distribuendis ex thesauro ecclesiae indulgentiis . . . cum annexo de jubileis tractatu,“ 1726, 1729, 4°; „De potestate clavium in concedendis jubileis universalibus tam ordinariis quam extraordinariis, nec non de facultatibus eorum accessoriis,“ 1729, 4°; „Potestas clavium fori interni cum virtute et sacros. poenitentiae“ cet. 1729, 4°, alle in Salzburg erschienen (über die Beichte: Spendung, Berechtigung dazu u. s. w.); „Sacra theologia scholastico-polemica-practica, tractatus viginti novem complectens“, Aug. Vindel. 1737, 3 T. fol. Sämmtliche Schriften wurden viel benutzt.

Hist. univ. Salisb. p. 306. — Bibl. gén. de l'ordre de St. Bénoit III, 44. — Zauner, Biogr. Nachr. S. 64, 78. — Hall. Beitr. III, 95. — v. Wurzbach, Lex. XXX, 325. v. Schulte.

Schmier: Franz S., Kanonist, geboren zu Grönenbach (älterer Bruder von Benedict S.) am 8. December 1680, † zu Feldkirch am 22. November 1728. Er trat im J. 1696 in das Benedictinerstift zu Ottobeuern ein, studirte in Salzburg, wurde hier 1706 Dr. iuris und Professor des kanonischen Rechts, am 6. November 1713 auch Rector der Universität. Dieses Amt bekleidete er bis zum Tode, legte aber schon 1715 die Professur nieder und verwaltete seitdem das Priorat in Feldkirch (Vorarlberg), vorzugsweise litterarischen Arbeiten ergeben. Schriften: „Iurisprudentia canonico-civilis seu ius canonicum universum iuxta V libros decretalium nova et facili methodo explicatum . . . in 3 tomos distinctum,“ 3 T. cum supplemento 4 T. fol., Salisb. 1716, 1728. Ist eine Vereinigung von 13 früher gedruckten „Abhandlungen“. Das Neue besteht nur in der Zusammenfassung des Stoffs der Bücher der Decretalen unter besonderen, allerdings zweckmäßigen Titeln. Es wurde viel gebraucht und wiederholt (Aven. 1738, 3 T. fol., Venet. 1754, 2 T. fol.) nachgedruckt. „Iurisprudentia publica universalis ex iure tum naturali tum divino positivo nec non iure gentium nova et scientifica methodo derivata,“ 1722 f., 4. Ausg. 1742; „Consultationes canonicae de coadiutoriis ecclesiarum perpetuis pro ecclesiis Germaniae electivis potissimum conscriptae,“ 1724, 4°; „Iurispr. publica Imperii Rom. Germanici nova et scient. methodo concinnata,“ 1731 f., 4. Ausg. 1742; „Iurispr. practica consiliaria . . . Opus canonum legumque auctoritate munitum“ cet. Aug. Vind., 1737 f.; „Scholasticum personae ecclesiasticae pro foro poli et soli breviarium, exhibens universam theologiam moralem, controversiis fidei et iuris canonici permixtum,“ ib. 1733. Wo nichts angegeben, sind die Schriften in Salzburg erschienen.

Hist. univ. Salisb. p. 349. — Bibl. g. d. St. Bénoit III, 44. — Siebenkees, jur. Mag. I, 515. — Zauner, Biogr. Nachr. S. 78. — Hallische Beitr. III, 94. — Pütter, Litter. I, 469 (läßt ihn, sich an die Titel haltend, noch 1742 in Salzburg leben). — v. Wurzbach, Lex. XXX, 325. — Meine Gesch. III, 1, S. 165. v. Schulte.

Schmierer: Joseph S., Meistersinger und Schreiner zu Straßburg i. Els., dichtete im Anfange des 17. Jahrhunderts in selbsterfundnen Tönen, aber in ganz stereotypen Phrasen und roh silbenzählenden Versen, die etwa an die Technik Adam Puschmann's erinnern, Meisterlieder über biblische und kirchengeschichtliche Stoffe, jene in engem Anschluß an den Wortlaut der Luther'schen Bibel. Bekannt sind mir von ihm eine 26reimige geblümte Paradiesweise und eine 31reimige brüderliche Weise, die die Liebe Joseph's zu seinen Brüdern erzählt (erhalten in einer Aufzeichnung vom 26. Juni 1620). Wahrscheinlich ist er identisch mit einem Straßburger städtischen Boten, Joseph S., der zwischen 1612 und 1620 während der Reibereien des evangelischen Magistrats mit dem Bischof Mißhandlungen erfuhr, für die die Bischöflichen eine Art Genugthuung gewähren mußten.

Gedichte Schmierer's in der Handschrift der Breslauer Univ.-Bibl. Cod. chart. IV, fol. 88b (8), p. 304 und in der Weimarischen Hs. fol. 418, p. 268 fgg. — Inventaire sommaire des archives communales de la ville de Strassbourg, série Aa 1634.

Roethe.

Schmincke: Friedrich Christoph S., Sohn des Folgenden, gleich seinem Vater namentlich durch seine Arbeiten über hessische Geschichte bekannt, ist am 29. März 1724 in Kassel geboren, bezog 1741 die Universität Göttingen, um Jurisprudenz zu studiren, und ging dann, mit zahlreichen Empfehlungen an seinem Vater befreundete Gelehrte versehen, nach Holland. Im J. 1751 wurde er Hofarchivar in Kassel, 1766 außerdem Rath und Bibliothekar und übernahm endlich 1776 noch die Leitung der Münzsammlung und der Kunstschätze mit dem Titel und Rang eines Regierungsraths. Seine vornehmste Thätigkeit widmete er der Kasseler Bibliothek, welche damals schon zu den stattlicheren in Deutschland (sie zählte etwa 40000 Bände) gehörte. Gerade in seiner Stellung als Bibliothekar aber gerieth er in mancherlei Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten, als Landgraf Friedrich II. einen im J. 1775 nach Kassel berufenen Franzosen, der bald sein erklärter Günstling wurde, den Marquis de Luchet, zum Director der Bibliothek und damit zu Schmincke's Vorgesetztem ernannte. Daß der letztere, obwol in sehr günstigen äußeren Verhältnissen, diese Zurücksetzung ruhig hinnahm, ohne um seinen Abschied einzukommen, wurde ihm von seinen Zeitgenossen, die über die Günstlingsstellung des Franzosen entrüstet waren, übel genug vermerkt, könnte aber an sich noch hingehen, wenn nicht außerdem unzweifelhaft feststände, daß der französische Marquis die Verwaltung der Bibliothek in einer Weise geleitet und bei der Neuordnung derselben so verhängnißvolle, auf schlimmster Unkenntniß beruhende Fehler begangen hatte, daß unter den deutschen Gelehrten mit Recht große Entrüstung herrschte, deren Aeußerungen auch in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. Neben einigen anonymen, aber offenbar auf genauer Information beruhenden Aufsätzen in der Gothaer Gelehrten Zeitung von 1781 war es namentlich kein geringerer als Schlözer (im 44. Hefte seines „Briefwechsels"), der die öffentliche Aufmerksamkeit auf die schweren Mißstände der Kasseler Bibliotheksverwaltung hinlenkte. Von einem ernstlichen Versuche Schmincke's, diesen Uebelständen entgegenzuwirken, ist nichts bekannt geworden. Gleichwol scheint er dem französischen Bibliotheksdirector als unangenehmer Beobachter seiner einsichtslosen Verwaltung lästig geworden zu sein. Luchet versuchte jedenfalls den Landgrafen zu seiner Entlassung zu bestimmen. In der That wurde, als im Jahre 1788 Luchet in dem Chevalier de Nerciat einen französischen Collegen erhielt, S. vom Landgrafen nahe gelegt, seinen Abschied zu nehmen. Jetzt erst gewann dieser es über sich, um seinen Abschied zu

bitten, der ihm sonst wol wider seinen Willen ertheilt worden wäre. Doch wurde ihm sein früheres Gehalt belassen, und er behielt die Leitung des Münzcabinets, der Kunstsammlung und die Bewahrung der Manuscripte der Bibliothek. Beim Tode Friedrich's II. wurde der Marquis de Luchet von Friedrich's Nachfolger, Wilhelm IX., entlassen, und als dann im J. 1791 der damalige Bibliothekar Cuhn verstarb, rückte S. wieder in dessen Stelle ein, in welcher er bis zu seinem Tode (8. Januar 1795) verblieb.

Sein Verdienst um die hessische Geschichtschreibung beruht vor allem darauf, daß er eine Reihe der von seinem Vater entweder ausgearbeitet hinterlassenen Abhandlungen, oder als Vorarbeiten gesammelten Collectaneen theils veröffentlichte, theils eigenen Arbeiten zu Grunde legte. Ein großer Theil der von ihm herausgegebenen Monumenta Hassiaca stammt mittelbar oder unmittelbar von seinem Vater. Doch hat auch er selbst, so ungünstig man im allgemeinen über seine Befähigung und seinen Charakter urtheilen mag, der hessischen Geschichtschreibung einige nicht unwesentliche Dienste, namentlich durch Veröffentlichung wichtiger Quellen zur hessischen Geschichte, geleistet. So verdanken wir ihm den ersten vollständigeren Abdruck der wichtigsten hessischen Chronik, der Wigand Gerstenberger's, von der Kuchenbecker in seinen Analecta Hassiaca nur einen Theil veröffentlicht hatte. Außerdem hat er in seinen Monumenta Hassiaca eine Anzahl wichtiger Urkunden und Acten, namentlich zur Geschichte Landgraf Philipp's des Großmüthigen, zum ersten (und meist bis jetzt auch letzten) Male abgedruckt, so die Homberger Kirchenordnung von 1526, die Reformation, Gesetze und Statuten Philipp's von 1535, die Halsgerichtsordnung von demselben Jahre u. m. a. Er war es auch, der die Aufmerksamkeit der Gelehrten in höherem Maße als bisher auf die für die Geschichte Landgraf Philipp's wichtige gleichzeitige Chronik Wigand Lauze's hinlenkte, indem er einen Theil derselben zum Abdruck brachte. Endlich besitzen wir von ihm noch den ersten umfassenden „Versuch einer genauen und umständlichen Beschreibung der Hochfürstlich Hessischen Residenz- und Hauptstadt Cassel" (Kassel 1767), der allerdings wiederum weniger auf eigenen gründlichen Studien beruht, sondern nur als eine mehr oder weniger unselbständige Bearbeitung einer von dem Justizrath Groschuf begonnenen, vom Bibliothekar Arkenholz und dem Hanauer Professor Hundeshagen fortgesetzten und in der Hauptsache abgeschlossenen, aber nicht veröffentlichten Darstellung dieses Gegenstandes zu betrachten ist.

Vgl. die verschiedenen Vorreden zu den 4 Bänden seiner Monumenta Hassiaca (Kassel 1747—65), ferner Strieder's hessische Gelehrten-Geschichte XIII, 139—150, dessen Beurtheilung Schmincke's aber einen offenbar persönlich gehässigen und gereizten Charakter trägt. — Ueber die Zustände an der Kasseler Bibliothek unter Luchet's Leitung vgl. außer den im Text citirten Stellen Strieder a. a. O. VIII, 117—157.

Georg Winter.

Schmincke: Johann Hermann S., verdienstvoller hessischer Geschichtschreiber, ist am 23. August 1684 in Kassel geboren, wo er von seinem Vater und von Hauslehrern in den Elementen der Wissenschaft unterrichtet wurde. Sechzehnjährig bezog er im J. 1700 die Universität Marburg, um Philosophie und Philologie zu studiren. 1702 siedelte er nach der damals noch blühenden Universität Franeker über, wo er sich neben seinen bisherigen Fächern namentlich mit profaner und Kirchengeschichte beschäftigte, die er später als sein Hauptfach betreiben sollte. In der Philosophie schloß er sich insbesondere an seinen Franekerer Lehrer Roel an. Als dieser nach Utrecht berufen wurde, siedelte auch S. dahin über und besuchte später noch die Universität Leyden. 1708 kehrte er in seine hessische Heimath zurück und wurde Hauslehrer bei einem Sohne des

Regierungsraths v. Haagen, als dessen Mentor er nochmals die Universitäten Utrecht und Leyden besuchte, um namentlich die Vorlesungen des Vitriarius über Staatsrecht zu hören. Er unternahm dann mit seinem Schutzbefohlenen noch weitere Reisen, die für seine spätere litterarische Thätigkeit namentlich dadurch von Bedeutung wurden, daß er auf denselben mit einer Reihe hervorragender Gelehrter bekannt wurde, so namentlich mit Leibnitz, Eccard, Fabricius und Christoph Wolf, die ihn später in seinen auf die Erforschung der vaterländischen Geschichte gerichteten Bestrebungen wirksam unterstützten. Mit großem Eifer widmete er sich, nachdem er im J. 1712 Professor der Geschichte und der Beredtsamkeit in Marburg geworden war, historischen Studien, die von vornherein namentlich der hessischen Territorialgeschichte zugewandt waren. Zum Theil wol aus diesem Grunde lehnte er mehrere Berufungen an andere Hochschulen, die an ihn ergingen, ab und blieb in der hessischen Heimaths-Universität. 1717 wurde er zum Historiographen von Hessen, 1722 zum Rath und Bibliothekar in Kassel ernannt, blieb aber außerdem, auch nachdem er zum Leiter der hessischen Kunstschätze bestellt worden war, Honorarprofessor in Marburg. Die Verdienste, welche er sich in diesen Stellungen erwarb, veranlaßten den Kasseler Hof, ihm 1738 den Unterricht der Prinzessin Marie und des Prinzen Friedrich in der Geschichte und Geographie anzuvertrauen. Er starb am 18. Juli 1743.

Von seinen zahlreichen akademischen und sonstigen Schriften, welche sich auf fast alle Gebiete der Philosophie, Geschichte und Alterthumswissenschaften erstreckten, sind die weitaus hervorragendsten die der hessischen Specialgeschichte gewidmeten. Von ihnen dürfen viele, trotz des Mangels an dem, was wir heute technisch mit äußerer Quellenkritik bezeichnen, noch jetzt als Grundlage für die Erforschung der hessischen Geschichte betrachtet werden, und zwar um so mehr, als jener bei ihm hervortretende Mangel in Bezug auf die ältere historiographische Tradition Hessens noch heute keineswegs gehoben ist. Der Werth seiner Untersuchungen liegt vor allem darin, daß er zur Controlle der auch von ihm als wenig zuverlässig erkannten chronikalischen Nachrichten über die ältere hessische Geschichte in oft recht gewandter und erfolgreicher Weise das urkundliche Material heranzog und hie und da anhangsweise aus den ihm zur Verfügung gestellten Archivalien publicirte. Je weniger es nun bisher gelungen ist, in das Chaos der meist erst sehr spät einsetzenden chronikalischen Ueberlieferung Hessens Ordnung zu bringen und auch nur die hervorragendsten Quellenschriftsteller (wie namentlich die Gerstenberger'sche Chronik) auf ihre äußere Entstehung und innere Zusammensetzung hin zu untersuchen, um so dankenswerther sind die Vorarbeiten, welche S. für eine umfassendere Heranziehung und Verwerthung des urkundlichen Materials geliefert hat. Leider ist aber von seinen darauf bezüglichen Studien nur ein kleiner Theil von ihm selbst, ein anderer von seinem Sohne Friedrich Christoph in dessen Monumenta Hassiaca (Kassel 1747—65) veröffentlicht worden, während der größte Theil entweder in den Vorarbeiten stecken oder ausgearbeitet ungedruckt blieb. So wissen wir aus genauen und urkundlichen Zeugnissen, daß er mit dem Plane umging, eine umfassende „Hessische Historie" zu schreiben, zu welcher er aus Chroniken, Urkunden und Acten schon umfangreiche Vorarbeiten gesammelt hatte. Im Verein mit dem Bibliothekar Gerdes sollte dies Werk durch die Unterstützung des Landgrafen beider Hessen zur Ausführung kommen, ist aber dann doch nicht zur Reife gelangt, hat aber späteren verwandten Bestrebungen zur Grundlage gedient. Von den in die Oeffentlichkeit gedrungenen historiographischen Arbeiten Schmincke's ist die umfangreichste und kritisch gelungenste seine von seinem Sohne Friedrich Christoph 1746 herausgegebene Untersuchung über die an den Landgrafen Otto den Schützen sich anknüpfenden sagenhaften Chronikenberichte, welche er durch Heranziehung

des gleichzeitigen Urkundenmaterials als völlig unhaltbar darlegt. Einige weitere Abhandlungen, die sein Sohn in den Monumenta Hassiaca veröffentlicht hat, beschäftigen sich mit vorwiegend archäologischen Fragen, wie die über die Lage des von Tacitus erwähnten Ortes Mattium, über welche noch heute gelehrte Controversen obwalten. Neben seinen Arbeiten über die hessische Geschichte beschäftigten ihn aber auch solche aus der allgemeinen deutschen Geschichte. So gab er die vita Caroli Magni Einhard's heraus. Ueber diese und ähnliche Arbeiten stand er vielfach mit anderen Gelehrten in Correspondenz, so in erster Linie mit Leibnitz, der in seinen Briefen ein reges Interesse für Schmincke's Bestrebungen und Studien an den Tag legt. (Vgl. diesen interessanten Briefwechsel in Friedrich Christoph Schmincke's Monumenta Hassiaca II, 757—764.) Wie mit Leibnitz über Fragen der allgemeinen deutschen, so correspondirte er namentlich mit Schannat über seine Studien und Pläne zur hessischen Geschichte. So erfahren wir aus diesem Briefwechsel, daß S. sich u. A. auch mit dem Gedanken einer Sammlung der Hersfelder Urkunden trug, ein Gedanke, der leider mit ihm begraben und bis heute noch nicht zur Ausführung gekommen ist. So hat er theils durch die von ihm vollendeten Arbeiten, theils durch mannigfache Anregungen, Pläne und Vorarbeiten in hohem Maße befruchtend auf die spätere hessische Geschichtschreibung eingewirkt.

Vgl. Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte XIII, 127—139, dessen Nachrichten über ihn aber sehr dürftig und nur durch die genaue bibliographische Zusammenstellung seiner Schriften von Werth sind. — Vgl. ferner Wenck's Hessische Landesgeschichte, Bd. I, Vorrede S. XL—XLV, wo in dem Abschnitt über die Quellen zur hessischen Geschichte eingehend von S. gehandelt wird, vor allem aber die mehrfach erwähnten Monumenta Hassiaca Friedrich Christoph Schmincke's. Weitere Nachrichten über ihn im Marburger Staatsarchiv.

Georg Winter.

Schmiterlow: Christian S., lateinischer Dichter, war ein Sohn des Stralsunder Bürgermeisters Georg S. (1559—71), welcher sich ähnlich, wie der Großvater Nikolaus II., in der städtischen Verwaltung und als Gesandter in Schweden auszeichnete, aus dessen Ehe mit Gertrud Moller, einer Nichte des Stralsunder Bürgermeisters Rolof Moller (s. A. D. B. XXII, 130). Mit seinem älteren Bruder, dem späteren Stralsunder Rathsherrn Georg S. (1596—1600), studirte er zuerst in Greifswald und Rostock die humanistischen Wissenschaften, darauf aber, während jener Straßburg besuchte, in Heidelberg und Ingolstadt die Rechte. Als dann sein Bruder (1580) sich mit Anna, einer Tochter des Greifswalder Professors Joachim Moritz, vermählte, schrieb Christian zur Verherrlichung dieses Tages ein Epithalamium in 4 Büchern, in lateinischen Hexametern, aus welchem wir erkennen, daß er die Geschichte, Litteratur und Sprache des classischen Alterthums mit Gewandtheit beherrschte, und namentlich eine große Belesenheit in den Biographien Plutarch's und den Memorabilien des Valerius Maximus besaß. Da das Gedicht die Geschichte der Familie S., vermischt mit mythologischen und allegorischen Episoden, behandelt, wurde es Lib. Smiterloviadum benannt, ist jedoch nicht im Druck erschienen, sondern nur in mehreren Abschriften und Auszügen verbreitet. Das 1. Buch behandelt die aus dem Namen und dem redenden Wappen entnommene Wappensage, der zufolge der Ahnherr des Geschlechts in den Kreuzzügen einen Löwen getödtet hätte, eine Annahme, welche jedoch, da der Name slavischen Ursprungs ist, jeder historischen Quelle entbehrt; dann folgt Beschreibung und Geschichte Stralsunds und eine Aufzählung verwandter Familien, bei welcher Lorbeer getadelt und Sastrow gelobt wird. Das 2. Buch schildert die Studienzeit beider Brüder, den Einfluß

namhafter Universitätslehrer, und beschreibt auch den Straßburger Münster; das 3. Buch meldet die Heimkehr und Vermählung mit Anna Moritz, welcher das Lob edler Frauen des Alterthums und Mittelalters als Vorbild hingestellt ist; im 4. Buch preist der Dichter das Glück der Ehe, und läßt die Gratien beim Hochzeitsmahle die Dankbarkeit als höchste Tugend und die Ungerechtigkeit als Quelle der Uebel bezeichnen, und mit Segenswünschen schließen. Obwohl S. nun, wie diese Dichtung zeigt, nicht nur geistig begabt, sondern auch für litterarische Thätigkeit befähigt war, setzte er letztere doch nicht fort und übernahm auch kein Amt, vielmehr lebte er ohne einen größeren Wirkungskreis auf seinen Gütern Neuendorf und Netzeband und starb 1604. Aus seiner Ehe mit Gertrud, Tochter des Anklamer Rathsherrn Lorenz Dinnies, stammt Georg S. V., dessen Sohn Nik. Georg (1676—83) Bürgermeister von Greifswald war; von seinem jüngeren Sohne Bertram S. V. auf Bresen aber Georg Christian S. († 1712) auf Neuendorf, vermählt mit Anna Ilsabe v. Krassow aus Schweikvitz; von dessen Söhnen, welche (1723) geadelt wurden, ist zu nennen Joh. Georg v. S., Oberst unter Karl XII., Hen. Christian v. S., der Stifter der schwedischen Linie, Nikolaus v. S. IX., der Stifter der hinterpommerschen und Karl Philipp v. S., der Stifter der rügisch-pommerschen Linie.

Pyl, Pom. Geneal. II, 361—392. — Balt. Studien XVII, 1, S. 192—198. — Mohnike, Sastrow I. S. LXXIV. — Kosegarten, Gesch. d. Univ. I, 223. — Schwed. Wappenbuch, S. 58, Nr. 1740.

Pyl.

Schmiterlow: Nikolaus S. I., Bürgermeister von Greifswald, stammte aus einer dortigen Patricierfamilie, welche ein redendes Wappen mit einem von einem Keulenträger gebändigten Löwen führt und seit 26. September 1723 unter dem Namen „von Schmiterlöw“ in die schwedische Ritterschaft aufgenommen wurde. Als Sohn von Dietrich (1430) und Enkel von Hans S. (1394) am Anfange des XV. Jahrhunderts geboren, gelangte er durch seine Heirath mit Katharina Lotze, aus einer sehr angesehenen und bei den pommerschen Herzogen beliebten Familie, zu bedeutendem Wohlstande und Einfluß, infolge dessen er nach Dr. H. Rubenow's Tode (1463), in Gemeinschaft mit dessen Schwager Henning Hennings und Joh. Erich, in den Rath gewählt wurde. Mit letzterem zeichnete er sich in der Verwaltung der Kämmerei, u. A. bei den städtischen Bauten, in der Weise aus, daß man ihm (1480), an Stelle Peter Warschow's, die Bürgermeisterwürde verlieh. In diesem Amte wirkte er nicht allein mit großem Eifer in städtischen Angelegenheiten, sondern übte auch auf die Geistlichkeit und die Universität einen wesentlichen Einfluß aus, während er zugleich den jugendlichen Herzog Bogislaw X. mit seinem Rathe unterstützte. In diesem Sinne vermittelte er (1481) in dem Streit zwischen dem Bischof Marino de Fregeno von Cammin und dem Greifswalder Domcapitel, sowie, in Gemeinschaft mit den herzoglichen Räthen, in Bezug auf die Klage, welche die Stadt Greifswald wegen des auf ihrem Gebiete von den fürstlichen Vasallen durch Ueberfall und Brandstiftung veranlaßten Schadens bei Bogislaw angestellt hatte. In dem bei der Universität seit der Berufung der Professoren Ter Porten, Vust, Wortwyn und Sartoris (s. A. D. B. XXX, 379) ausgebrochenen Zwist, welcher namentlich in den Gegensätzen des Nominalismus und Realismus seinen Grund hatte, neigte sich S., dessen Söhne damals (1481—82) in Greifswald studirten, zu der letzteren Richtung, als deren Hauptvertreter Joh. Sartoris, ein Schüler des Thomas v. Kempen und Anhänger des praktischen Christenthums, anzusehen ist. Auch hegte er ein lebhaftes Interesse für den in ähnlichem Sinne wirkenden Franciscanerorden und nahm an der durch den Minister desselben, Dr. Hilleman, in Gemeinschaft mit dem Rathe unternommenen Revision des Greifswalder Klosters

theil. Unter Schmiterlow's Schutze mußten die Gegner der Realisten, u. A. H. Melberg, G. Ugla, E. Kleene und Joh. Petri sich zum Nachgeben verstehen, und der letztere, infolge eines vom Rathe gegen ihn gerichteten Processes, welchen der Präpositus Parleberg und der Decan Schlupwachter (1481) verglichen, sogar eine öffentliche Abbitte leisten. Dieser dogmatische Streit wurde jedoch bald auf das politische Gebiet übertragen, insofern die Nominalisten sich mit der Demokratie gegen das Patriciat verbanden. Jene hatte in den beiden Wortführern der Bürgerschaft Nik. Wangelkow und Arn. Schmarsow, dieses in S. und den Rathsherren Wedego Lotze (s. A. D. B. XIX, 290) und Pet. Quant ihre Vertreter. Infolge eines vom Rathe wegen Kornmangels erlassenen Ausfuhrverbotes entstand wiederholt (1481—83) ein so heftiger Aufruhr, daß S. in das Franciscanerkloster flüchtete und sich von dort mit seinen Freunden nach Stralsund begab. Von hier aus erwirkte er durch Herzog Bogislaw X. nicht nur den Sieg der Realisten, infolge dessen die Mehrzahl ihrer Gegner Greifswald verließen, sondern auch seine eigene Restitution in das Bürgermeisteramt, während der ihm befreundete Professor Lorentz Bokholt nach Parleberg's Tode (1483) die Präpositur erhielt. Er überlebte diese Genugthuung jedoch nur kurze Zeit und starb schon im Sommer 1485 bei der damals herrschenden Pestepidemie. Aus seiner Ehe mit Kath. Lotze stammen 3 Söhne: Nikolaus II., Bürgermeister von Stralsund (siehe diesen Artikel), Johannes, welcher (1480—81) in Greifswald studirte und von 1493—1525 Mitglied des Greifswalder Rathes war, sowie Bartholomäus, (1482) gleichfalls studirend und mit Peter Quant's Tochter verheirathet, deren Tochter Katharina, vermählt mit Nik. Sastrow, die Mutter des berühmten Stralsunder Bürgermeisters Barth. Sastrow (s. A. D. B. XXX, 398) wurde. Eine Tochter von Nikolaus S. I. war mit dem Greifswalder Rathsherrn Heinrich Baveman (1477—85) vermählt, welcher (1483) seinem Schwiegervater feindlich gegenübertrat und deshalb vom Herzoge in Ukermünde gefangen gehalten wurde. Aus dieser Ehe stammten 2 Söhne, Heinrich B., Rathsherr zu Greifswald (1508—22) und Nikolaus B., Rathsherr zu Stralsund (1520—37), dessen Sohn Peter B., Rathsherr zu Stralsund (1553—80), die Baveman'sche Stiftung begründete.

Lib. Cam. Gryph. XXXIII, f. 144 v. d. a. 1394. — Pyl, Pom. Genealogien II, 229—298. — Dinnies, Stemmata Sundensia s. n. — Pyl, Geschichte der Greifsw. Kirchen, S. 816 ff., 1135. — Schwed. Wappenbuch, S. 58. Nr. 1740. — Kantzow, h. v. Böhmer, S. 136, 141; h. v. Medem, S. 301; h. v. Kosegarten II, 184.

Pyl.

Schmiterlow: Nikolaus S. II., Bürgermeister von Stralsund und Förderer der dort (1524—25) eingeführten kirchlichen Reformation, war in der Mitte des XV. Jahrhunderts als der älteste Sohn des Bürgermeisters Nikolaus S. I. (siehe diesen Artikel) zu Greifswald geboren, wo er sich infolge der Beziehungen seines Vaters zu der Universität und unter dem Einfluß seines Großvaters Nikolaus Lotze, eine hervorragende Bildung und Erfahrung erwarb. Als sich jener bei den im J. 1483 ausgebrochenen Unruhen nach Stralsund begab, begleitete er den Vater und trat dort mit den Familien v. d. Lippe und v. Lübeck in so innige Beziehung, daß er sich in der Folge mit Gesa v. Lübeck, einer Tochter Bertram's v. L. und Urenkelin des Bürgermeisters Nikolaus v. d. Lippe, verheiratete und nach des Vaters Tode (1485) seinen Wohnsitz nach Stralsund verlegte. Die Erinnerung an die Unruhen, welche seinen Vater bedrohten, sowie an den großen von König Erich XIII. erregten Stralsunder Aufstand, welcher durch die mächtige Thatkraft seines Urgroßvaters Nikolaus v. d. Lippe (1428 ff.) unterdrückt wurde, erregten in ihm eine bedeutende Abneigung gegen alle gewaltsamen Veränderungen und begründeten auf diese Art nicht

nur seine feste Stellung innerhalb des Stralsunder Patriciats, sondern auch seine ausgezeichnete Fähigkeit, verwickelte Streitigkeiten auf diplomatischem Wege zu lösen. Schon bald nach seiner Rathsherrnwahl (1507) hatte er Gelegenheit, dieses Talent im dänischen Kriege (1507—12), und in der Fehde zwischen Stralsund und Herzog Bogislaw X. zu bethätigen, an deren Beilegung zu Greifswald (17. Juni 1512) er lebhaften Antheil nahm. Seine Bemühungen fanden auch auf beiden Seiten so dankbare Anerkennung, daß man ihn (1516) in Stralsund zum Bürgermeister wählte, und daß der Herzog bei seinem Zuge zum Reichstage in Nürnberg (1523), wo er bei Karl V. die Befreiung Pommerns von der brandenburgischen Oberlehnsherrlichkeit durchsetzen wollte, ihn und seinen Sohn Christian zu seinen Begleitern und Berathern auserkor. Auf der Rückkehr hörte S., als Bogislaw Wittenberg besuchte, Martin Luther predigen und wurde von der Macht seiner Persönlichkeit und seines Wortes in so hohem Grade ergriffen, daß er sich von dieser Zeit an nicht nur offen für die neue Lehre erklärte, sondern auch seinen Sohn Christian in Wittenberg studiren ließ. Dieser religiöse Umschwung, welcher mit seiner politischen Richtung in Widerspruch zu stehen scheint, erklärt sich namentlich durch zwei Ursachen, einerseits dadurch, daß S. vermöge der von seinem Vater und dem Professor Joh. Sartoris (s. A. D. B. XXX, 379) gepflegten Denkungsart der Brüder vom gemeinsamen Leben und des Thomas v. Kempen schon innerlich für die kirchliche Reformation vorbereitet war, andererseits dadurch, daß gerade in Stralsund durch die Ausschreitungen des Oberpfarrherrn Cord Bonow (1407—17) und seines Nachfolgers Reimar Hahn (1512), sowie durch den Uebermuth, mit welchem der Administrator des Bisthums Schwerin Dr. Zutfeld Wardenberg († 1527, siehe diesen Artikel) die canonische Justiz ausübte, die Geistlichkeit und der Cultus in große Mißachtung gerathen waren. Für's Erste vermochte S. noch nicht für die Einführung der Reformation in Stralsund thätig zu wirken, da er fortwährend in dem von der Hansa gegen König Christian II. geführten Kriege (1520—24), als Gesandter der Stadt in den nordischen Reichen und auf den Bundesversammlungen, abwesend sein mußte. Erst nachdem der Unionskönig entthront und an seiner Stelle Friedrich I. in Dänemark und Gustav I. Wasa in Schweden als Nachfolger eingesetzt waren, konnte er den kirchlichen Dingen seine Aufmerksamkeit zuwenden und erlangte es durch seinen Einfluß, daß Chr. Ketelhodt (s. A. D. B. XV, 666), welcher zuerst in Stralsund in Luther's Sinne predigte (1524), gegen den Willen des Bürgermeisters Oseborn und des Kirchherrn Hip. Steinwehr (siehe diesen Artikel) in seiner Lehrthätigkeit geschützt wurde. Zu gleicher Zeit entstand jedoch eine andere den Bestrebungen Sarnow's (s. A. D. B. XXX, 374) verwandte Bewegung, welche gegen Schmiterlow's Willen mit der Reformation verschmolz. Unter den Leitern derselben traten namentlich die Patricier Rolof Moller und Christoph Lorbeer, sowie die Altermänner Wessel, Vischer und Blomenow hervor, von denen die ersteren vorzugsweise von Ehrgeiz, die letzteren von Eifersucht gegen das Patriciat und von demokratischen Neigungen beherrscht wurden; bei Wessel und Vischer vereinigte sich mit der politischen Richtung auch eine aufrichtige Verehrung der lutherischen Lehre. Durch ihr Zusammenwirken kam (1524—25) nicht nur eine neue Verfassung mit einer bürgerschaftlichen Vertretung von 48 Männern, sondern auch die Entsetzung der katholischen Geistlichen zu Stande, deren Stellen mit evangelischen Predigern besetzt wurden. Beide Ereignisse, in Schmiterlow's Abwesenheit vollzogen, erlangten seine Billigung nicht, die Verfassung galt ihm als Angriff gegen die Rechte des Patriciats, die reformatorische Bewegung aber, welche einen Bildersturm und andere Gewaltthätigkeiten zur Folge hatte, konnte seinem vermittelnden, an geordnete Rechtspflege gewöhnten Charakter gleichfalls nicht zusagen: aus diesem Grunde weigerte

er sich, die Verfassungsurkunde zu unterzeichnen, und da er es verschmähte, mit den (1524) neu gewählten Bürgermeistern R. Moller und Chr. Lorbeer die Würde zu theilen, so begab er sich in freiwillige Verbannung nach Greifswald, wo sein Bruder Johann infolge ähnlicher Aufstände (1525) gleichfalls sein Rathsherrenamt niederlegen mußte. Hier lebte er mehrere Jahre bei der Tochter seines verstorbenen Bruders Bartholomäus, die an Nik. Sastrow verheirathet war, und beschäftigte sich mit der Erziehung von deren Söhnen Johann und Bartholomäus, von denen jener als lateinischer Dichter, dieser als Stralsunder Bürgermeister und Selbstbiograph (s. A. D. B. XXX, 398) bekannt geworden ist. Auch lernte er die dortigen Anhänger der Reformation: Peter Swawe, Herm. Bonnus, Joh. Aepinus und Ant. Gerson kennen, welche später mit ihm nach Stralsund übersiedelten und dort für die neue Lehre thätig waren. In letzterer Stadt hatten sich inzwischen die Verhältnisse wesentlich verändert, insofern einerseits der neue Bürgermeister R. Moller (1527) durch Uebermuth und Ungesetzlichkeit beim Rath und bei der Bürgerschaft solchen Haß auf sich lud, daß er in die Verbannung gehen mußte, andererseits aber die neue Lehre von Herzog Georg von Pommern und dem vertriebenen Kirchherrn H. Steinwehr, sowie von dem Administrator Z. Wardenberg auf's gefährlichste bedroht wurde. Aus diesem Grunde verglich Lorbeer die Streitfrage hinsichtlich der Verfassung von 1524 dahin, daß man S. die Unterschrift der Verfassungsurkunde erließ und ihn an Stelle Moller's (1527) zur Führung des Bürgermeisteramtes zurückrief, damit er seinen Einfluß zur Wahrung der evangelischen Lehre gegen den Herzog und seine Anhänger mit desto größerem Erfolge aufbieten könne. In diesem Sinne finden wir denn S. (1527) zu Stettin, nicht nur bei der Bestätigung des zwischen Pommern und Brandenburg abgeschlossenen Lehnsvertrages, sondern namentlich zur Vertheidigung der Stadt gegen Steinwehr's Anklage anwesend; dann aber, als Stralsund trotz aller Gegenrede (1530) vom Reichskammergericht zur Restitution der katholischen Geistlichen verurtheilt wurde, suchte er zwischen diesen und der evangelischen Partei zu vermitteln und gewaltthätigen Ausschreitungen vorzubeugen. Er vermochte dies um so leichter, als durch den Tod des Herzogs Georg (1531) und den Religionsfrieden zu Nürnberg (1532) die Macht des Protestantismus wieder befestigt wurde; wenn er bei seiner versöhnlichen Richtung freilich in eine zweideutige Stellung gerieth und es mit beiden Parteien verdarb, so hat er dies in dem Bewußtsein redlichen Strebens gewiß leicht überwunden, desto schmerzlicher fühlte er sich jedoch durch einen zweiten Aufstand (1534) getroffen, der ihn auf's neue für mehrere Jahre aus seinem Amte entfernte. Die Ursache desselben lag diesmal nicht in heimathlichen Verhältnissen, sondern in der Stellung der Hansa zu den nordischen Reichen und in ihrer Eifersucht gegen den Handel der Niederländer auf der Ostsee. Die Könige Friedrich I. von Dänemark und Gustav I. Wasa von Schweden, obwohl durch die hansische Hülfe auf den Thron gehoben, fühlten sich durch die den verbündeten Städten gegebenen Privilegien bedrückt und leisteten dem niederländischen Handel, den sie als Gegengewicht gegen die Hansa betrachteten, bereitwillig Vorschub. Als dann aber in Lübeck Georg Wullenweber (1533) zur Bürgermeisterwürde gelangte und dort ähnlich, wie Sarnow in Stralsund, eine bürgerschaftliche Vertretung und neue Verfassung einführte, trat er, auf die Volksgunst gestützt, energisch dem niederländischen Handel entgegen, und als Dänemark und Schweden sich darauf einzugehen weigerten, suchte er den zu Friedrich's I. († 1533) Nachfolger designirten Sohn desselben, Christian III. und Gustav Wasa ihrer Throne zu entsetzen, und an die Vergangenheit anknüpfend, in Dänemark den (1523) gefangenen Christian II., in Schweden aber den Nachfolger Albrecht's III. von Mecklenburg († 1412), Albrecht VII., als Prätendenten auf-

zustellen, während er den Grafen Christoph von Oldenburg mit der Eroberung Dänemarks beauftragte und ihm im Fall des glücklichen Gelingens in Wirklichkeit die dänische Krone versprochen zu haben scheint. Als S. nun auf der Versammlung in Hamburg (1534) die Stadt Stralsund vertrat und hier aus Wullenwever's Reden die überspannte Kühnheit seiner Pläne, sowie die Unzuverlässigkeit der aufgestellten Prätendenten erkannte, erklärte er sich im Namen des Rathes und der Patricier entschieden gegen dieselben und fand unter den Gesandten der übrigen Städte eine so lebhafte Zustimmung, daß Wullenwever im höchsten Zorn den Hansatag verließ und nach Lübeck zurückkehrte. Hier erlangte dieser nun durch seine volksthümliche Beredsamkeit einen Aufstand der Bürger, infolge dessen der dem Patriciat angehörige Theil des Rathes ausschied und durch Wullenwever's Anhänger ersetzt wurde. Zugleich sandte er die ihm ergebenen Vertrauten Nicolaus Holm und den früheren Greifswalder Professor Dr. Joh. Oldendorp (s. A. D. B. XXIV, 265) nach den übrigen Bundesstädten, um deren Hülfe für einen Krieg gegen die nordischen Reiche zu gewinnen, und das Regiment der Patricier, wo es seinen Plänen entgegenstand, zu stürzen. Dieser Auftrag war namentlich gegen S. gerichtet, theils zur Vergeltung wegen des Widerstandes auf dem Tage in Hamburg, theils weil S. mit Herzog Philipp I. von Pommern, einem Vetter Christian's III., persönlich befreundet war und beide Fürsten wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an die lutherische Lehre besonders hochschätzte. Wullenwever's Gesandte wußten ihr Ziel so gut zu verfolgen, daß in Stralsund ein zweiter Aufruhr gegen S. entstand, der sein und der Seinigen Leben bedrohte. Nur gegen eine Bürgschaft des ganzen Rathes wurde er freigelassen, jedoch bis zum Jahre 1535, ebenso wie sein Verwandter Nik. Sastrow und sein Freund Joach. Rantzow, in Gefangenschaft gehalten. In dieser Zeit wurde der Rath durch 6 Mitglieder der bürgerschaftlichen Vertretung ergänzt, 2 neue Bürgermeister Joach. Prütze und Joh. Kloke gewählt und ein neuer Receß vom 5. Februar 1535 vereinbart, welcher die Macht des Rathes noch mehr beschränkte. Unter diesen Verhältnissen, wo die kriegerisch gesonnenen Bürger die Uebermacht hatten, war es leicht, Lübeck mit Schiffen und Mannschaft zu unterstützen, auch schien Wullenwever's Unternehmen anfangs vom Glück begünstigt zu werden, da Graf Christoph v. Oldenburg binnen kurzer Zeit Dänemark und Kopenhagen eroberte, ein Erfolg, welcher die Mißstimmung gegen S. noch vergrößerte. Inzwischen hatte sich Herzog Philipp I. für S. verwendet, jedoch nichts anderes erlangt, als daß man ihn und seine Freunde aus der Haft entließ, woran jedoch die Bedingung geknüpft war, daß er der Bürgermeisterwürde entsage und einen Revers unterzeichne, daß er die Stadt verrathen und gegen seine Amtspflichten gehandelt habe. Lange weigerte er sich, diesem ebenso schmählichen als unwahren Verlangen zu genügen, endlich ließ er sich durch die Bitten seiner Gattin und seiner Kinder bewegen, seine Unterschrift zu vollziehen. Dann ging er zur Nikolaikirche, um zu beten, und von dort in die Rathssitzung, wo ihm jedoch, im Gegensatz zu dem Inhalte des Reverses, ein ehrenvoller Empfang zu Theil wurde. Von Chr. Lorbeer zum Bürgermeistersitz geführt, vertheidigte er seine langjährige Amtsführung, wünschte seinen Nachfolgern eine glücklichere friedliche Regierung und empfing dagegen das Versprechen freien Geleites für die Zukunft, welche er im Kreise seiner Familie auf die Verwaltung seiner Güter und Handelsgeschäfte verwendete. In Lübeck trat jedoch in den folgenden Jahren für Wullenwever's Unternehmungen eine unglückliche Wendung ein, Heere und Flotten wurden geschlagen, Christian III. erhielt die dänische Krone und schloß (14. Februar 1536) mit der Hansa den Hamburger Frieden, während Wullenwever nicht allein die Bürgermeisterwürde, sondern bald darauf (1537) auch das Leben verlor. Dieser unerwartete Ausgang wirkte auch auf

Stralsund zurück, die beiden Recesse von 1524 und 1535 wurden für ungültig erklärt, der Altermann Blomenow, gleich Sarnow, zum Tode verurtheilt und S. unter dem Beifall der Bürger in die frühere Würde restituirt, während man zugleich den ihm abgedrungenen Revers vernichtete. So hatte er, im Gegensatz zu Wulflam, das Glück, die letzten Jahre seines Lebens in friedlichen Verhältnissen zu wirken, sowie endlich im Juli 1539, von seiner Familie innig betrauert, unter allgemeiner Anerkennung seiner Amtsgenossen und der Bürgerschaft sein Leben zu beschließen. Seine Töchter waren glücklich mit den Rathsherren Hasert, Hoyer und Schwarz verheirathet, von seinen Söhnen starb der älteste, Nikolaus III., als Officier bei der Belagerung von Rom (1527); der zweite, Bertram, wirkte dem Vater ähnlich als Bürgermeister von Greifswald (1555—72); aus dessen 2 Ehen stammten 20 Kinder, unter denen Nikolaus VI. als Bürgermeister von Greifswald (1598—1607) ähnliche Stürme unter dem Herzog Philipp Julius erlebte, wie sein Großvater; der dritte, Christian, studirte in Wittenberg, Greifswald und Rostock, bereiste Italien und empfing von Karl V. die Würde eines Comes Palatinus; der vierte, Georg, folgte dem Vater in der Stralsunder Bürgermeisterwürde (1559—71), von ihm stammt die noch jetzt blühende Familie „von Schmiterlöw“.

Kruse, Sundische Studien I—II. — Sastrow's Leb., h. v. Mohnike I, 25—181. — Fock, Rüg.-Pom. Gesch. V, 24—373. — Pyl, Pom. Geneal. II, 298—365.

Pyl.

Schmitt: Dr. Aloys S., hervorragender Pianist und namentlich durch seine Studienwerke auch für spätere Zeiten bedeutender Componist, ist geboren am 26. August 1788 zu Erlenbach am Main als Sohn des dortigen Lehrers und Organisten. Letzterer, der Vater, hatte in dem Benedictinerkloster Brombach eine sorgfältige allgemeine wie namentlich auch musikalische Bildung genossen und ließ die Früchte dieser Erziehung seinem Sohne in reichlichstem Maaße zu Gute kommen, wobei in der strengen, oft fast rigorosen Auffassung des Vaters die Keime zu der späteren zähen Kraft, Festigkeit und Ausdauer des Sohnes gelegt wurden. Die Mutter wird als eine wackere Frau voll tief religiösen Sinnes gerühmt. 1791 zogen die Eltern nach Obernburg, wohin der Vater als Rector versetzt wurde. Die Praxis des Unterrichts erstreckte sich auf Clavier, Orgel, Violine und Theorie. Mit dem frühreifen Knaben wurde bald eine Kunstreise an benachbarte fürstliche Höfe und Klöster gemacht, die neben praktischen Rücksichten auch als Feuerprobe für das Talent des Knaben gelten sollte. Hierbei erregte derselbe das Interesse J. G. André's in Offenbach, der sich des Knaben anzunehmen versprach und denselben 1800 in sein Haus aufnahm. Hier blieb Aloys nun 5 Jahre in dem Genuß einer sorgfältigen Erziehung, als deren Genossen sich nachmals C. Arnold und W. Speyer einen Namen zu machen wußten. Neben dem Lehrer und väterlichen Freunde gewannen der als gewichtiger Theoretiker bekannte Vollweiler und der als vorzüglicher Clavierspieler beliebte Ph. C. Hoffmann einen fördernden Einfluß auf den Jüngling. Namentlich wußte der Schüler von des letzteren vielgerühmtem Anschlag viel zu profitiren. Durch rege Antheilnahme an den mannichfachen Kunstgenüssen des nahen Frankfurt wurde die musikalische Erziehung wesentlich gefördert. 1806 von seinem Freund und Lehrer für „flügge erklärt“, ließ sich S. in Frankfurt nieder und errang durch sein erstes öffentliches Auftreten am 23. März 1810 einen großen Erfolg. Die Zwischenzeit hatte er mit Studien und Compositionen redlich ausgenutzt, namentlich stammen aus dieser Zeit zahlreiche seiner besten Etuden. Die Bekanntschaft mit dem zur Aufführung seiner „Sylvana“ in Frankfurt anwesenden C. M. v. Weber war nur eine vorübergehende. Inzwischen leitete er auch in Gemein-

schaft mit André einen gemischten Chor in Offenbach, für welchen er zahlreiche Cantaten schrieb, darunter viele, die werth wären, der Vergessenheit entrissen zu werden. Bei der vierhändigen Begleitung dieser Stücke wurde S. auf's beste durch seinen von ihm zu einem vorzüglichen Clavierspieler herangezogenen jüngeren Bruder Jacob unterstützt. Im Hause des reichen Weinhändlers Ewald, wo die Proben stattfanden, lernte S. u. A. auch Börne und Jean Paul kennen, welch letzterem er ein Orchesterstück „Tongemälde", op. 43, widmete. Von 1814 an datiren eine Reihe von Kunstreisen an den Niederrhein, nach Holland und Belgien, die den Ruhm des Virtuosen und Componisten sehr verbreiteten und denen sich später solche nach Baiern (1821), Norddeutschland (1822) u. a. anschlossen. Auch in Frankfurt entwickelte er eine von den größten Erfolgen begleitete Concertthätigkeit, während sich auch sein Ruhm als hervorragender Lehrer verbreitete. Er trat in freundschaftliche Beziehungen zu Spohr, Hummel, Romberg, Schunke, Moscheles. 1820 erschienen seine ersten von der Kritik äußerst beifällig aufgenommenen Etuden op. 16. 1821 spielte sein Schüler Ferdinand Hiller zum ersten Mal öffentlich. Derselbe rühmte sich später noch, von S. in das wohltemperirte Clavier von Bach eingeführt worden zu sein. In Berlin lernte S. 1822 Spontini und Zelter kennen; glänzende Anerbietungen zur Niederlassung daselbst lehnte er ab. 1824 wurde er in München aus Anlaß der Composition und Ausführung eines zur Gedächtnißfeier des Regierungsjubiläums König Max I. verfaßten Clavierconcerts op. 60 zum „Kammercomponisten" ernannt. 1824 erfolgte seine Verehelichung mit Aug. Carol. Wohl in Frankfurt. Im Winter 1824—25 gründete er in München, wohin er sich mit seiner jungen Gattin zu vorübergehendem Aufenthalt begab, einen Singverein aus aristokratischen Kreisen. Der Winter 1825—26 fand ihn in Berlin in voller künstlerischer Thätigkeit. Er wird Lehrer der damaligen Kronprinzessin Elisabeth von Preußen, verkehrt freundschaftlich mit Fürst Radziwill, Hegel, Ritter, Hummel und im Mendelssohn'schen Hause. Leider datirt von diesem Aufenthalt auch der Anfang eines langwierigen Leidens. 1826 wurde er in Hannover zum Hoforganisten und Kammermusikus des Herzogs Adolph von Cambridge ernannt; er gründete daselbst den nach ihm benannten Gesangverein. Auf einer Fußreise in den Harz lernte er Heine kennen (vgl. dessen Harzreise). Die Weiterreise nach dem Norden wurde durch die Nachricht vom Tode seiner Mutter unterbrochen. In Hannover componirte er seine erste Oper „Der Doppelproceß" (1826 aufgeführt). Am 2. Februar 1827 wurde ihm sein erster Sohn Georg Aloys (jetzt Hofcapellmeister in Schwerin) geboren. 1829 erfolgte die Rückkehr nach Frankfurt. Durch den Tod seines Schwiegervaters kam S. in den Besitz eines ansehnlichen, seine persönlichen Verhältnisse zu vollkommen unabhängigen gestaltenden Vermögens. In der Folge zog er sich von der Virtuosenlaufbahn zurück und lebte ganz dem Unterricht und der Composition. Selten trat er mehr öffentlich auf. Von weit her kamen Schüler gereist, seinen vorzüglichen Unterricht zu genießen. Clementi galt ihm dabei als Muster und Vorbild für den Virtuosen sowohl als auch für den bildenden Techniker. Neben seinen eigenen bewährten Compositionen verwendete er beim Unterricht Stücke von Jacob Schmitt, Field, Berg, Hummel, Haydn, Mozart, Scarlatti, seltener Bach, für den er die wenigsten Schüler für reif hielt, und ebenso Beethoven, der seiner Richtung ferner lag, wenn er auch dessen C-moll-Concert als besonderes Lieblingsstück oft und gern spielte. Ueberall wies er seine Schüler aber auch auf die Vortheile einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung hin. 1829 trat er in freundliche Beziehungen zu Paganini. 1830 machte er eine Reise nach Wien, wo er glänzende Aufnahme fand und mit Streicher und dessen Instrumenten bekannt und befreundet wurde. Der Plan, sich in Wien niederzulassen, scheiterte an persönlichen Verhältnissen. 1831 er-

schien seine komische Operette „Die Patrioten" und wurde gut aufgenommen, desgleichen seine Etuden op. 67 ꝛc. 1832 wurde seine Oper „Valeria" in Frankfurt und Mannheim mit großem Erfolg aufgeführt. In das Jahr 1833 fällt eine Begegnung mit Kalkbrenner, eine Reise nach Holland und seine Ernennung zum Ehrenmitglied des Vereins zur Förderung der Tonkunst daselbst. Bei einem Aufenthalt in London 1835 trat er nur in Privatkreisen auf. 1834 erfolgte in Frankfurt die Gründung des „Instrumentalvereins" (später „philharmonischer V."), dessen Dirigent S. bis 1844 blieb und in dessen Concerten er hier und da spielte. 1839 wurde im Dom zu Frankfurt erstmals eine große Messe mit Orchester von ihm aufgeführt. 1841 lernte er Liszt kennen, der seine Etudenwerke wohl kannte und studirt hatte. 1842 lernte er in Paris Chopin kennen und achten. Das Jahr 1842 brachte ihm den Verlust seines väterlichen Freundes André. Mehrmals leitete S. die pfälzischen Musikfeste und zwar 1839 in Zweibrücken, wo er sein „Tongemälde", 1841 in Dürkheim, wo er seine „Huldigung der Tonkunst" und 1842 in Neustadt, wo er seine „Macht der Töne" zur Aufführung brachte. 1843 concertirten in Frankfurt u. A. Liszt, Rubini, Döhler, Thalberg, Ernst, Hiller, mit denen S. in persönliche Berührung kam. Ein Oratorium „Moses" von S. kam 1841 in Mainz, 1843 in Nürnberg, 1844 in Frankfurt mit großem Erfolg zur Aufführung. 1843 wurde außerdem seine Oper „Das Osterfest zu Paderborn" sehr beifällig aufgenommen. Von 1844 an trat er mit Spohr in näheren freundschaftlichen Verkehr, in dessen Verfolg sich ein interessanter Briefwechsel entspann. Der Winter 1844/45 brachte ihn in persönliche Berührung mit Mendelssohn, Moscheles, Döhler, Rosenhain, Evers, v. Mayer, Piatti, Vivier. 1845 erschien die Oper „Die Tochter der Wüste", ohne jedoch einen nachhaltigen Erfolg erreichen zu können. Ein öffentliches Auftreten in München, wo er Lachner kennen lernte, hatte die Verleihung des bair. Michaelsordens im Gefolge. Die Saison 1848/49 brachte ihm in Holland, das er mit Vorliebe besuchte, neue Erfolge Ein 1848 componirtes Pastoraloratorium „Ruth" kam 1850 in Offenbach zur Aufführung. 1850 kam S. nach Gießen, concertirte daselbst, trat in freundschaftliche Beziehungen zu J. v. Liebig und wurde von der Universität zum Dr. phil. hon. c. creirt. Außerdem erhielt er noch im Verlauf der nächsten Jahre vom Kaiser von Oesterreich die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft und vom Herzog von Nassau den Adolphsorden. 1851 erlebte er in Celle die Freude, seinen Sohn Aloys seinen „Moses" dirigiren zu sehen. Er wurde hier mit Marschner bekannt. 1852 begann er die Veröffentlichung seines größten Unterrichtswerkes, der „Methode des Clavierspiels". In den Jahren 1848—52 schrieb er auch ein Unterrichtswerk für Violine für seinen Sohn (Mscr.). 1854 erschien die Musik zu „Die Sage vom Kugelberg bei Aschaffenburg". Die letzten 12 Jahre seines Daseins waren einem still beschaulichen, durch viele Correspondenz belebten, durch edelste Hausmusik (auch mit Clara Schumann) verschönten Leben unter regster Antheilnahme an allen künstlerischen Ereignissen der Stadt gewidmet. Wiederholte Besuche in der Heimath belebten die alten theueren Erinnerungen. 1863 wurde in seinem Beisein an seinem Geburtstage eine Gedenktafel enthüllt. Seine Heimathgemeinde beging Jahre lang seinen Geburtshause durch eine kirchliche Feier. Große Freude bereitete ihm die Reise nach Schwerin 1861, wo sein gefeierter Sohn das Musikfest leitete. 1865 nahm er einen Curaufenthalt in Engelberg (Schweiz), ohne aber den Fortschritten eines alten Leidens nachhaltig Einhalt thun zu können. Am 25. Juli 1866 „endete ein Schlagfluß nach kurzem Leiden ein reiches, thätiges und edles Künstlerleben". — S. war ein außerordentlich fruchtbarer Componist. Er schrieb nahezu in allen Kunstgattungen, oft mit überraschendem Erfolg, immer aber mit edelster Hingabe und heiligster

Begeisterung. Für die Nachwelt werden vor allem seine Unterrichtswerke von Bedeutung sein. H. Henkel, dessen liebevoller und eingehender Schilderung (Leben und Wirken von Dr. A. S., Frankfurt, Sauerländer 1873) obige Skizze gefolgt ist, sagt über seine Clavieretuden, „sie zeichnen sich ebenso sehr durch ihren Compositionswerth wie durch technischen Gehalt aus. Sie sind in glücklichster Stimmung der Productionskraft erfunden, nicht trockene oder mercantilisch bestellte Waare, sondern durch freie Erfindung, Frische, Naturwüchsigkeit, durch Charakteristik, durch Mannichfaltigkeit von Form und Inhalt, durch reiche Melodik und Harmonik der großen Mehrzahl nach schöne und interessante Tonstücke" —, im ganzen 408 Nummern in 22 Heften. Darunter besonders wichtig op. 16, Bonn, Simrock, op. 61, Wien, Spina. Außerdem schrieb er für Clavier: Sonaten, Rondos, Variationen rc., 4händige Stücke, Duos für Clavier und Violine, Clavier und Violoncell, Clavier und Flöte, Kammermusikwerke mit und ohne Clavier, Concerte u. A. für Clavier und Orchester, Violine mit Orchester, Flöte mit Orchester; Ouverturen für Orchester; zahlreiche Gesangsstücke, Lieder, Cantaten, Messen. Im Manuscript vorhanden sind 5 Opern, 2 Oratorien, 5 Messen und andere Werke für die Kirche, Cantaten, Lieder, Symphonien, Ouverturen, Clavierconcerte und Concertstücke, Soli für Clavier, Duos, Trios, Quartette, Quintette und Sextette (zum Theil unvollendet). Noch ist zu erwähnen, daß die eigenthümliche Spielart Schmitt's, auf besonderen Anschlagsnuancen und origineller Technik beruhend, s. Z. unter dem Namen „Schmitt'scher Anschlag" und „Schmitt'sche Schule" bekannt und weit verbreitet war.

Weber.

Schmitt: Hermann Joseph S., katholischer Geistlicher, geboren am 27. October 1796 zu Mönchberg in Unterfranken, † am 7. Mai 1869 zu Aschaffenburg. Er machte seine Gymnasialstudien zu Aschaffenburg, die theologischen Studien zu Landshut, wo er namentlich Sailer und Zimmer hörte. Am 7. September 1819 zum Priester geweiht, wurde er Hauslehrer bei dem in Franken begüterten, aber gewöhnlich in Böhmen wohnenden Grafen v. Coudenhove. 1826 wurde er Caplan in Lohr, 1828 Pfarrer in Steinbach bei Lohr, 1840 Pfarrer in Großwallstadt, als solcher 1843 Schulinspector des Bezirks Aschaffenburg und 1849 Decan. 1852 wurde er Pfarrer in Aschaffenburg, dazu 1854 Director des Instituts der englischen Fräulein und königlicher Commissar für das Pensionat derselben, 1857 bischöflicher Commissar für mehrere Schulen und Mitglied des Landrathes für Unterfranken, 1867 königlicher Commissar für die Schulen der Stadt Aschaffenburg. — S. hat mehrere Bücher über das Verhältniß der morgenländischen Kirche zur abendländischen geschrieben: „Harmonie der morgenländischen und abendländischen Kirche. Ein Entwurf zur Vereinigung beider Kirchen. Mit einer Vorrede von Fr. Schlegel", Wien 1824 (in's Neugriechische übersetzt; zweite, umgearbeitete, um die Hälfte vermehrte Auflage, 1863); „Die morgenländische griechisch-russische Kirche oder Darstellung ihres Ursprungs, ihrer Lehre, ihrer Gebräuche, ihrer Verfassung und ihrer Trennung", 1827; „Kritische Geschichte der neugriechischen und russischen Kirche mit besonderer Berücksichtigung ihrer Verfassung in der Form einer permanenten Synode", 1841 (2. Aufl. 1854). Unter den vielen Beiträgen, die er für Benkert's „Religionsfreund" lieferte, ist ein Aufsatz (im Jahrgang 1833, Nr. 20): „König Otto auf dem griechischen Throne, oder läßt sich von diesem Ereignisse eine Annäherung der morgenländischen und abendländischen Kirche oder sonst Erfreuliches erwarten?" — Außerdem veröffentlichte S.: „Versuch einer philosophisch-historischen Darstellung der Reformation in ihrem Ursprunge", 1826; „Grundideen des Mythus oder Spuren der göttlich geoffenbarten Lehre von der Welterlösung in Sagen und Urkunden der ältesten Völker. Ein Versuch, den Mythus und die Mysterien

der Heiden auf eine Uroffenbarung zurückzuführen, mit einer Beilage von der tieferen Bedeutung der Opfer“, 1826; „Uroffenbarung oder die großen Lehren des Christenthums nachgewiesen in den Sagen und Urkunden der ältesten Völker, vorzüglich in den kanonischen Büchern der Chinesen“, 1834. Die Angabe, S. habe auch gegen die Hermesianer geschrieben, ist irrig; er redigirte ein Jahr (1829) die Aschaffenburger „Katholische Kirche“, welche später ein Hauptorgan der Gegner der Hermesianer wurde.

Hurter, Nomenclator 3, 1016. — K. Werner, Gesch. der kath. Theol., 618. — Privatmittheilungen aus Würzburg. Reusch.

Schmitt: Johann Baptist Anton S., Forstmann, geboren am 24. Juli 1775 zu Igersheim bei Mergentheim a. d. T. (Württemberg), † am 9. December 1841 zu Wien. Er genoß seine Schulbildung in Mergentheim und widmete sich dann, mit recht guten Kenntnissen ausgestattet, dem Forst- und Jagdwesen unter der Leitung seines Vaters, eines Revierjägers im Dienste des deutschen Ordens. Auf Empfehlung des damaligen Fürstl. Hoch- und Deutschmeister'schen Forstmeisters Friedrich Karl Hartig zu Mergentheim (s. A. D. B. X, 657) wurde er im December 1793 als „Jägerjunge“ daselbst aufgenommen und nach im Sommer 1795 erfolgter „Freisprechung“ wegen seiner guten Führung von dem Hoch- und Deutschmeister Maximilian Franz, Erzherzog von Oesterreich, mit einem jährlichen Stipendium von 200 fl. ausgestattet, um unter Georg Ludwig Hartig (s. A. D. B. X, 659) in Hungen (Wetterau) noch forsttheoretischen Studien obzuliegen. Hier hielt er sich bis Ostern 1797 auf und kehrte dann, mit einem sehr günstigen Zeugnisse versehen, in seine Heimath zurück. Er unterstützte zunächst seinen Vater in allen forstlichen und jagdlichen Verrichtungen und unterzog sich von 1798 bis 1807 forsttaxatorischen Geschäften, größeren Vermessungen, Betriebseinrichtungen, sowie dem Entwurfe von Betriebsplänen und der Ausführung beträchtlicher Forstculturen in mehreren Gemeinde- und herrschaftlichen Waldungen. Die erste von ihm besorgte bezügliche Arbeit, eine Vermessung und Taxation des Igersheimer Gemeindewaldes, brachte ihn zwar in Collision mit der genannten Gemeinde, weil diese von einer Erhöhung des Umtriebes nichts wissen wollte; seine Arbeit wurde aber von Seiten des Forstamtes gelobt und anderen Gemeinden als Muster empfohlen. Trotzdem realisirte sich sein Wunsch um Anstellung im fürstlichen Dienste nicht, weshalb sich S. im October 1807 bei der k. k. Hofkammer für Münz- und Bergwesen zu Wien um eine Anstellung im Forstdienste bewarb. Um diese zu erlangen, unterzog er sich bei dem Oberhof- und Landjägermeisteramte, welches damals als höchste Autorität im Forstwesen galt, einer sehr umfangreichen schriftlichen Prüfung, bei welcher er ausgezeichnete Kenntnisse nicht nur im Forstfache, sondern auch in den zugehörigen Grund- und Hülfswissenschaften, an den Tag legte. Der Oberstjägermeister Graf v. Hardegg wurde hierdurch auf den jungen Forstmann aufmerksam und wünschte ihn, da gerade Verhandlungen wegen Errichtung einer Forstschule in den österreichischen Staaten im Gange waren, als Lehrer für die in's Leben zu rufende Anstalt zu gewinnen. Im Hinblicke auf diese Gönnerschaft bewarb sich daher S., unter Verzichtleistung auf eine ihm inzwischen von Seiten der Hofkammer angebotene Forstinspectorstelle bei dem montanistischen Forstwesen, um das Amt eines forstlichen Lehrers. Der Kaiser Franz verfügte auch dessen Anstellung, aber nicht, wie v. Hardegg gewünscht und vorgeschlagen hatte, in Purkersdorf, sondern an der Theresianischen Ritterakademie zu Wien, weil sich der Kaiser auf erstatteten Vortrag inzwischen für dieses Project entschieden hatte. In Folge politischer Wirren trat aber die geplante Forstschule in Wien gar nicht in's Leben. Schmitt's Anstellung als Lehrer konnte daher auch nicht realisirt werden. Seit October 1807 ohne Gehalt, gerieth er in bittere Noth,

welcher durch mehrmalige Unterstützungen aus der Staatskasse nicht genügend abgeholfen wurde. Er wandte sich daher an den Vice-Oberstjägermeister Ferdinand Graf zu Hardegg, einen Sohn seines inzwischen verstorbenen Gönners, und erhielt endlich 1808 durch dessen Vermittlung die Erlaubniß, mit dem forstlichen Unterrichte in Purkersdorf beginnen zu dürfen. Hier wurde ihm sowohl eine Dienstwohnung eingeräumt, als auch eine Remuneration zu Theil, und mit rastlosem Eifer warf er sich nun auf seinen neuen Beruf, indem er nicht nur die ihm vom Oberstjägermeister-Amt zugewiesenen Zöglinge, sondern auch Privatschüler unterrichtete. Von 1810 ab unterstützte ihn der nachmalige Professor Georg Winkler in Bezug auf die mathematischen Fächer in wirksamer Weise, und als die Forstschule unter seiner Mitwirkung 1812 reorganisirt und 1813 als k. k. Forstlehranstalt nach Mariabrunn verlegt worden war, erhielt er am 15. Juli d. J. sein Decret als wirklicher k. k. Professor mit einem Jahresgehalte von 2000 fl. C. M. In dieser Eigenschaft wirkte er, später durch den Raths-Titel ausgezeichnet, mit unermüdlicher Thätigkeit bis zum Sommer 1837, in welchem seine Pensionirung erfolgte. Die letzten Jahre verbrachte er in stiller Zurückgezogenheit zu Wien.

S. gehörte seiner Lehr- und schriftstellerischen Thätigkeit nach im allgemeinen der Hartig'schen Schule an. War er auch kein schöpferisches Talent und neuen Ideen schwer zugänglich, so gebührt ihm doch schon deshalb ein bleibendes Andenken, weil er sich um die Gründung der ersten öffentlichen Forstlehranstalt Oesterreichs überaus verdient gemacht und an dieser als erster forstlicher Lehrer gewirkt hat. Besondere Anerkennung verdient auch — abgesehen von der Ehrenhaftigkeit seines Charakters — seine Thätigkeit in Bezug auf die Beschaffung von Unterrichtsmitteln. Er legte den bestehenden Forstgarten mit geringen Mitteln auf zweckmäßige Weise an und zeichnete sich bei Verwendung von Geldmitteln für die Zwecke des forstlichen Unterrichts überhaupt durch weise Sparsamkeit aus. Seine Schriften sind: „Die Lehre der künstlichen Holzzucht durch die Pflanzung" (1800; 2. Aufl. 1808); „Grundsätze zum Entwurf einer zweckmäßigen Schlagordnung. Ein Beitrag zur höheren Forstwissenschaft, nebst einer vollständigen und gründlichen Anleitung zum Abtrieb der Wälder" (1812); „Theoretisch-praktische Anleitung zur Forstgehaubestimmung oder Taxation und Regulirung der Waldungen, zum Selbstunterricht" (2 Bände, 1818 u. 1819); „Anleitung zur Erziehung der Waldungen" (1821). Außerdem lieferte er Beiträge zur Journallitteratur. Sein Hauptwerk ist jedenfalls die „Taxation", er vertrat in demselben eine Perioden-Eintheilung nach möglichst gleichen Holzmassen und Flächen. Daneben leistete er dem vaterländischen Forstwesen auch durch zahlreiche forstliche Gutachten, insbesondere über Unterrichtsfragen, ersprießliche Dienste.

Monatschrift für das württembergische Forstwesen VI. 1855, S. 379. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner 2c. 1885, S. 321.

R. Heß.

Schmitt: Leonhard Clemens S., katholischer Geistlicher, geboren 1810 zu Höchstadt an der Aisch, † am 14. December 1868 zu Bamberg. 1834 zum Priester geweiht, 1835 in München zum Doctor der Theologie promovirt, wurde er zunächst Repetitor, 1837 Subregens, 1845 Regens im Seminar zu Bamberg; 1840 wurde er auch Professor der Exegese, 1842 der Moral und Pastoral an dem dortigen Lyceum. 1849 wurde er Domcapitular, 1860 Generalvicar. Er hat veröffentlicht: „Die Construction des theologischen Beweises, mit Rücksicht auf die speculative Entwicklung der Theologie in der Gegenwart", 1836, und drei Programme: „Grundriß einer Christologie des Alten Testamentes", 1841; „Praktische Erklärung des 1. Psalms", 1843; „Geschichte des Ernestinischen Clerikalseminars zu Bamberg", 1849. Außerdem gab er Schriften des 1840 als

Domherr zu Bamberg gestorbenen Lorenz Brendel heraus: „Ueber den clerikalen Geist nebst anderen Aufsätzen", 1842; „Der Seelsorger in den Verrichtungen seines Amtes", 1844.

Litt. Handw. 1869, 129. Reusch.

Schmitt: Wilhelm Joseph S., geboren zu Lorch am Rhein am 10. August 1760, † zu Oberdöbling bei Wien am 3. Juni 1827, einer der tüchtigsten Lehrer der Geburtshülfe, war ein Schüler C. C. v. Siebold's in Würzburg. 1783 ging er nach Wien, trat als Feldarzt in die österreichische Armee, wurde 1788 zum Oberarzt, 1793 zum Chefarzt des Bombardier-Corps in Wien ernannt. 1791 zum Doctor chirurgiae promovirt, wurde er 1795 Lehrer an der Josephsakademie, 1798 Stabsarzt, dann interimistischer Lehrer der Geburtshülfe und Staatsarzneikunde, 1802 außerordentlicher und 1804 ordentlicher Professor der Geburtshülfe, Vorsteher der Entbindungsanstalt an der k. k. med.-chirurg. Josephs-Akademie in Wien, also in derselben Zeit, in welcher Johann Lucas Boër Professor der Geburtshülfe und Director der Gratisanstalt des Gebärhauses in Wien war (1789—1822). Wie dieser drang er darauf, den Naturkräften möglichst lange ihren Lauf zu lassen, nicht unnöthig einzugreifen; er förderte daher auch die Lehre vom Geburtsmechanismus, warnte vor zu früher Wendung und bewies die Unentbehrlichkeit der Perforation. Bezüglich der Frauenkrankheiten ist seine Schrift über die Retroflectio uteri bei Nichtschwangern (Wien 1820); hinsichtlich der gerichtlichen Medicin seine Untersuchung von Kopfverletzungen der kindlichen Schädelknochen bei spontan beendeten Geburten (Nürnberg 1813); ferner seine Arbeit über zweifelhafte Schwangerschaftsfälle (Wien 1818) von Bedeutung. Endlich machte er zuerst auf die Atresie des Uterus bei Gebärenden aufmerksam: in auserlesenen klin.-obstr. Beobachtungen: Heidelberger klin. Annalen 1. Bd., S. 537. Als Meister des Worts und der schriftlichen Darstellungsweise, gründlich bewandert in den geschichtlichen Werken, klar in seinen Anschauungen und bestimmt in seinem Handeln, hat er als Lehrer und Arzt überall fördernd gewirkt und sich große Verdienste um die Gynaekologie erworben.

Siebold's Versuch einer Geschichte der Gebh. II, 649—654. — v. Wurzbach XXX, 316. — Hirsch-Gurlt, Biograph. Lexikon V, 249.

F. Winckel.

Schmitt: Wolfgang S., Kanonist, geb. zu Hummelburg, † am 19. Nov. 1779. Ueber seine Lebensverhältnisse ist nichts Näheres bekannt, als daß er nach seinen Schriften Franciscaner (ord. min. strict. observ. recoll.) und Lector des kanonischen Rechts im Convent zu Frauenberg bei Fulda noch 1772 war. Schriften: „Institutiones iuris ecclesiastici universalis ad statum Germaniae catholicum accommodatae ac in V libros ad faciliorem iuris canonici candidatorum usum distributae et expositae." Fuldae 1758. Wirceb. 1772. 5 P. 4°; „Disquisitio canonico-publica de eo quod circa reservationes pontificias ex concordatis Germaniae generatim iustum est." Fulda 1773; „Diss. hist.-can. de eo quod circa expectationes ad canonicatus ex statutis et observantiis Germaniae iustum cet." ib. 1777 (Mayer, Thesaurus I, 249).

Weidlich, Biogr. Nachr. III, 279. v. Schulte.

Schmitthenner: Friedrich Jacob S., Grammatiker und Lexikograph, Nationalökonom und Staatsrechtslehrer. Er wurde als der Sohn eines Pfarrers zu Oberdreis im Fürstenthum Wied am 17. März 1796 geboren und erhielt seine Jugendbildung im Vaterhause und auf dem Idsteiner Gymnasium. Im Frühjahr 1813 bezog er die Universität Marburg, die er nur vorübergehend — im Sommer 1815 — mit Gießen vertauschte. Er begann mit dem Besuche medicinischer Vorlesungen, aber, durch Privatstudium zu einem eifrigen Anhänger der Schelling'schen Philosophie geworden, wandte er sich der philosophischen

Facultät zu, um schließlich im Studium der Geschichte die größere Befriedigung zu finden. In wiedrunkelischen und, nach kurzer Soldatenzeit, in nassauischen Diensten war er seit 1815 Rector, Pfarrer, Prorector (erst in Dillenburg, dann in Wiesbaden), Seminardirector (in Idstein), behielt aber immer als höheres Ziel die akademische Laufbahn vor Augen, in die er schließlich 1828 als Professor der Geschichte in Gießen eintreten durfte. Der Ludoviciana hat er dann auch mit einer Unterbrechung von drei Jahren, die er als Oberstudien- und Oberschulrath in Darmstadt zubrachte (1832—1835), als einer ihrer meistgehörten und einflußreichsten Lehrer angehört bis zu seinem Tode: am 19. Juni 1850. Schon seit 1830 behandelte er in seinen Vorlesungen neben der Geschichte auch die Staatswissenschaften und nach der Rückkehr aus Darmstadt vertauschte er die historische Professur mit einer solchen des Staatsrechts und der Nationalökonomie. Die letzten 15 Jahre seines Lebens waren litterarischer wie praktischer Arbeit auf diesem Gebiete gewidmet; die öffentlichen Angelegenheiten des engern und weitern Vaterlandes fanden an ihm einen sachkundigen Beurtheiler und energischen Vertreter, der in wirthschaftlichen und Verwaltungsfragen von entscheidender Bedeutung durch Rede und Schrift wirkte und sich in mehrfachen Vertrauensstellungen die Dankbarkeit vor allem auch der Stadt Gießen erworben hat.

Schmitthenner's litterarische Thätigkeit ist eine ungemein rege und vielseitige gewesen. Poetische Jugendversuche werden abgelöst durch Lehr- und Handbücher der deutschen Sprache und Geschichte, dann folgen Werke von wissenschaftlicher Haltung und wissenschaftlichen Ansprüchen über deutsche und vergleichende Grammatik, deutsche Lexikographie und Etymologie, die etwa das Jahrzehnt von 1825 bis 1835 beherrschen und schließlich größeren systematischen wie kleineren praktischen Arbeiten staatsrechtlicher und volkswirthschaftlicher Richtung den Platz räumen. Im ganzen vollzieht sich in ihm ein Uebergang von naturphilosophischer zu historischer und weiterhin zu praktisch-empirischer Auffassung, ohne daß jedoch die philosophische Speculation und historische Construction je vollständig überwunden werden.

Unter seinen sprachwissenschaftlichen Arbeiten verdienen drei besonders genannt zu werden: „Ursprachlehre. Entwurf zu einem System der Grammatik mit besonderer Rücksicht auf die Sprachen des indisch-teutschen Stammes“ (Frankfurt 1826); „Teutonia. Ausführliche Teutsche Sprachlehre, nach neuer wissenschaftlicher Begründung“ (Frankfurt 1828), und sein „Kurzes deutsches Wörterbuch für Etymologie, Synonymik und Orthographie“ (Darmstadt 1834), das in der zweiten Auflage (1837) von 360 auf 573 Seiten anwuchs und später von Schmitthenner's Schüler Weigand umgearbeitet, zuletzt in dessen eigenem Werke ganz aufgegangen, den Namen des Verfassers in den Kreisen der Germanisten fast allein lebendig erhalten hat. Schmitthenner's linguistische Leistungen fallen zeitlich dicht vor die großen Hauptwerke Bopp's und Pott's, welche sein System der vergleichenden Grammatik wie seine etymologischen Grundsätze überholt und bei Seite geschoben haben. Immerhin verdiente seine „Ursprachlehre“ eine historische Würdigung, die vielleicht doch mehr bleibendes Verdienst aufdecken würde, als nur das in Pott's Umformung („indogermanisch“) fortlebende Wörtchen „indisch-teutsch“. S. steht mit seiner Sprachbetrachtung etwa in der Mitte zwischen dem philosophischen Standpunkt K. F. Becker's und dem historisch-empirischen Jacob Grimm's. Oder richtiger: er will einen solchen Mittelweg einschlagen, bleibt aber thatsächlich trotz allem sprachhistorischen Aufputz der philosophischen Grammatik eng zur Seite. Der Grammatiker braucht nach ihm eine gründliche philosophische Bildung, er darf freilich auf kein philosophisches System schwören; die Grammatik muß ein auf philosophischen Principien entwickeltes

System bieten, aber sie muß ihre Sätze „mit dem Zeugniß der Geschichte ausstatten“; sie soll auf die Grundsätze der Logik gebaut, aber zugleich historisch und vergleichend gestützt sein. Die Psychologie kommt bei ihm nicht zu ihrem Rechte, und die Sprachgeschichte wird auch nur willkürlich und nach Opportunität herangezogen. Ueberdies fehlt es S. für die „Altsprache“ zwar nicht an Belesenheit, wohl aber an gründlichem Studium. In der Etymologie ist er zuweilen glücklich, oft geistreich, aber fast immer willkürlich.

Aehnliche Mängel wie seine grammatischen zeigen nach dem Urtheile Berufener, denen ich hier folge (Bluntschli, Roscher), auch seine staatsrechtlichen und volkswirthschaftlichen Arbeiten und Erörterungen, in denen sich übrigens der Etymologe von Passion oft genug verräth. Sein Hauptwerk auf diesem Gebiete, die „Zwölf Bücher vom Staate oder systematische Encyclopädie der Staatswissenschaften“, ist unvollendet geblieben (erschienen ist Bd. 1 und Bd. 3, Gießen 1839 u. 1845). Auch hier beherrscht ihn das Streben, historische und philosophische Methode zu einem „geschichtlich-organischen Verfahren“ zu vereinigen. Auf der einen Seite wird die Möglichkeit bestritten, das Wesen eines organischen Systems, wie der Staat ist, durch verstandesmäßige Entwicklung von Begriffen zu erkennen, wo derselben nicht durch geschichtliche Erkenntniß die Prämissen gegeben sind — auf der andern zeigt sich die verhängnißvolle Neigung, das Wesen des Staates aus einzelnen bestimmten historischen Erscheinungsformen zu abstrahiren, wie dem altgermanischen Staate oder dem Staate des classischen Alterthums. Es ist dieselbe Vorliebe für Anwendung einer einfachen Schablone, die ihn auch in der Grammatik „eine höchst einfache, vernunftgemäße Wissenschaft“ finden und durch die Geschichte bestätigt sehen ließ. Aber auch die Lichtseiten von Schmitthenner's Universalität hebt Roscher hervor: bei jeder wissenschaftlichen Specialfrage stand ihm der lebendige Organismus der Volkswirthschaft im ganzen vor Augen, und seiner reichen Bildung verdankt er Interesse und Verständniß auch für die übrigen Seiten des Volkslebens in ihrem Parallelismus gegenüber der Volkswirthschaft. Als Politiker nimmt er eine gemäßigte Haltung, eine liberal-conservative Mittelstellung ein, wie er sie zur Zeit der Frankfurter Nationalversammlung auch journalistisch — in der Oberpostamtszeitung — vertreten hat. Er tritt dem mißtrauischen Vorurtheil, welches das constitutionelle System als eine Erfindung der neuen Zeit behandelt, entgegen mit dem Hinweis auf die älteste germanische Verfassung, aber er will über der Volksrepräsentation eine starke Centralgewalt, in der er die Seele des Staates und den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens sieht. Scharf betont er den Unterschied zwischen Regierung und Verwaltung. Das Recht der Gesetzgebung soll nur an die Zustimmung des Volkes gebunden sein. Ein Geist sittlicher Erhebung geht durch diese Ausführungen, denen man aber die Zeit des Ueberganges und die kleinstaatlichen Verhältnisse, aus denen sie sich schüchtern hervorwagen, recht wohl anzumerken vermag.

Justi, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- rc. Geschichte, S. 590—594. — Scriba, Schriftsteller-Lexikon, Abth. 2, S. 650 f. — Oberpostamtszeitung 1850, Nr. 147, Beilage. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 28. Jahrg. 1850 (Weimar 1852), S. 385—388. — Der letzte Absatz nach Bluntschli, Gesch. des allgem. Staatsrechts, S. 604—609, und Roscher, Gesch. der Nationalökonomik, S. 937—942.

Edward Schröder.

Schmitz: Thomas S., Theolog und Kanonist, geboren zu Brauweiler (unweit Köln) am 24. Januar 1691, † zu Köln am 25. März 1758. Nachdem er am Gymnasium Laurentianum zu Köln die Vorstudien zurückgelegt hatte, trat er am 15. August 1710 in das Benedictinerstift seines Geburtsortes ein, legte am 16. August des folgenden Jahres das Ordensgelübde ab, studirte hierauf

erst im Ordenshause, seit dem 28. Juni 1715 zu Köln die Theologie und wurde nach empfangener Priesterweihe im November 1718 zum Rector der Ordenspfarrei Widderstorff vom Abte ernannt. Am 18. November 1732 wurde er in Köln zum Dr. theol. promovirt, wurde 1736 des Pfarramts enthoben und zum Regens des Brauweiler Seminars zu Köln ernannt. Als solcher war er zugleich Docent an der theologischen Facultät, im J. 1747 deren Decan, wird noch am 12. Februar 1753 in den Acten der theol. Facultät unter den magistri facultatem regentes aufgeführt als „regens in aula Brauweilensi“. Schriften: „Theologia scholastica ad mentem s. Thomae Aquinatis, secundum ordinem s. Facultatis Theologiae Coloniensis distributa“, 3 vol., Col. 1734; „Medulla iuris canonici secundum titulos in quinque libris decretalium Greg. IX. P. M. contentos digesta, ex antiquis et recentior. summor. pontif. constitutionibus, Conc. Trid. decretis cet. extracta“, Col. 1740, 3 vol. 4°; neu als „Collegium universi iuris can.“, ib. 1755, 3 T. 4°. Auf der Grundlage und nach Art des Werkes von Pirhing bearbeitet.

Hartzheim, Bibl. Colon., p. 361. — Kölner Stadtarchiv (durch Güte des Herrn Dr. Keussen).

v. Schulte.

Schmitz: Philipp Moritz Freiherr v. S.-Grollenburg, am 22. December 1765 in Mainz als Sohn des kurmainzischen Geheimraths und Reichskammergerichtsassessors Friedrich v. S. geboren, wurde zum geistlichen Stande bestimmt und war schon mit verschiedenen Pfründen begabt und als Rath beim kurmainzischen geistlichen Gerichte angestellt, als er sich 1799 seiner Gelübde entbinden ließ. 1806 trat er in württembergische Dienste; 1807 wurde er schon Rath bei der Oberlandesregierung, 1808 Oberpolizeidirector in Stuttgart und Ludwigsburg, dann nach Versehung von Kreishauptmannsstellen 1811 Staatsrath, 1812 Landvogt am Bodensee, in demselben Jahre Director des katholischen Kirchenraths, 1817 Vicepräsident des Oberregierungscollegiums. Nach kleineren diplomatischen Aufträgen wurde er 1819 nach Rom geschickt, um dort im Namen Württembergs über eine neue Bisthumseintheilung und die Stellung von Staat und Kirche zu verhandeln. Dem strengen Josephiner gelang es nicht, Erfolge zu erzielen; nach einjährigem Aufenthalte reiste er ab, blieb aber auch bei den späteren Verhandlungen neben Jaumann und Wessenberg der Vertraute seines Königs. Nachdem S. 1820 zum lebenslänglichen Mitglied der ersten Kammer ernannt worden war, wurde er 1821 als Gesandter nach München geschickt und hier hat er sich nicht zu unterschätzende Verdienste erworben. Es gelang ihm, die Verstimmung zu heben, welche durch König Wilhelm's Rücktritt von der Heirath mit einer bairischen Prinzessin geblieben war; die Verhandlungen über den Abschluß eines württembergisch-bairischen Zollvertrags, die oft in's Stocken geriethen, wußte er mit großer Rührigkeit immer wieder zur Aufnahme zu bringen. Am 18. Januar 1828 kam wesentlich durch seine Thätigkeit der erste Zollverein in Deutschland zu Stande; auch dessen allmähliche Erweiterung zu einem preußisch-deutschen hat er mitgefördert. Von seinem König hochgeehrt, trat S. 1843 in den Ruhestand und starb am 27. November 1849 in Baden-Baden.

Ministerialacten. — Reyscher, Erinnerungen aus alter und neuer Zeit.

Eugen Schneider.

Schmöger: Ferdinand v. S., Astronom und Physiker, geboren am 8. Jan. 1792 zu München, † am 4. März 1864 zu Regensburg. Derselbe bekleidete lange Zeit die Stelle eines Professors der Mathematik am Lyceum zu Regensburg und zugleich das Directorat der dortigen Sternwarte, über deren Einrichtung er 1857 in einer Programmabhandlung Bericht erstattete. Seine litte-

rarische Thätigkeit war wesentlich eine didaktische, wie die Titel seiner wichtigeren Publicationen beweisen: „Lehrbuch der Kosmographie", Regensburg 1817 und 1820; „Elemente der Astronomie und Chronologie", ebenda 1830; „Grundzüge der allgemeinen Chemie", ebenda 1842. Im J. 1854 gab er in Verbindung mit Wiegand und Cornelius zu Halle ein Werk heraus, für welches der erstere die mathematische, der zweitgenannte die physikalische Geographie und v. S. selbst die Chronologie übernommen hatte. Auch an Berghaus' „Physik. Atlas" hat er mitgearbeitet und in Kastner's „Arch. d. Chem. und Meteor." verschiedene Aufsätze über Meteorologie veröffentlicht. Diese Wissenschaft nahm seine Thätigkeit überhaupt lebhaft in Anspruch. Der hochverdiente Benedictiner, dem v. S. in seinen „Erinnerungen an Placidus Heinrich" (Regensburg 1825) einen pietätvollen Nachruf widmete, hatte ihn in die meteorologische Praxis eingeführt, und v. S. gab (Regensburg 1835) die sechzigjährige Beobachtungsreihe (1774—1834) heraus, welche unter Heinrich's und später unter seiner eigenen Mühewaltung erwachsen war und für die Klimatologie des Donauthales von hohem Werthe ist. Dem Interesse der Beobachter kam v. S. auch durch thermohygrometrische Tafeln (Nürnberg 1829) entgegen. Ein Jahrzehnt lang war derselbe correspondirendes Mitglied der Münchener Akademie.

Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften II, Sp. 823, Leipzig 1863. — Sitzungsberichte der k. bair. Akad. der Wissensch. 1864. I, 196.

Günther.

Schmöger: Karl Erhard S., Redemtorist, geboren am 24. Februar 1819 zu Ehingen an der Donau in Württemberg, † am 14. August 1883 zu Gars in Oberbaiern. Nachdem er seine Gymnasialstudien in seiner Vaterstadt absolvirt hatte, studirte er zu Tübingen Theologie und wurde am 29. August 1842 zum Priester geweiht. Er wurde dann Hülfsgeistlicher zu Mergentheim, darauf Hofmeister bei dem Grafen Rechberg und 1846 Pfarrer zu Weißenstein. Im Juli 1850 trat er in das Noviziat der Redemtoristen in Altötting und legte am 7. Juni 1851 die Gelübde ab. Er wurde im Orden vorzugsweise als Lehrer der Theologie und Philosophie verwendet, 1865 Rector des Ordenshauses zu Gars, 1868 Provinzial der oberdeutschen Provinz. Als die Redemtoristen auf Grund des Reichsgesetzes vom 4. Juli 1872 vom deutschen Reiche ausgeschlossen wurden, sprachen die bairischen Bischöfe in einem Schreiben vom 27. September 1873 S. ihren Dank für die von der Congregation geleisteten Dienste aus. Die bairische Regierung gestattete, daß einzelne Redemtoristen auch ferner in der Seelsorge verwendet werden dürften, wenn sie förmlich aus dem Orden austräten. S. lehnte dieses aber im November 1873 ab. Er blieb jedoch in Gars, wo er bisher als Provinzial residirt hatte, bis er nach längerem Leiden an der Herzwassersucht starb. — Aus den ihm von dem Abt Haneberg, dem spätern Bischof von Speyer, übergebenen Aufzeichnungen Clemens Brentano's gab S. 1858 bis 1860 in drei Bänden heraus: „Das Leben Jesu nach den Gesichten der sel. Anna Catharina Emmerich" (eine 2. Auflage erschien 1879—80, ein Auszug 1864, in 3. Auflage 1879), ferner „Das arme Leben und bittere Leiden Jesu und seiner Mutter Maria nebst den Geheimnissen des Alten Bundes", 1881, und „Das Leben der gottsel. A. C. Emmerich" in 2 Bänden, 1867, 1870 (2. Auflage 1873; ein Auszug erschien 1885 und wurde auch in das Französische und Italienische übersetzt). Außerdem hat S. einige ascetische Werke Liguori's übersetzt und einige andere ascetische Schriften herausgegeben.

Karl Erhard Schmöger aus der Congregation des allerheiligsten Erlösers. Ein Lebensbild. 1883. — H. Rolfus, Kirchengeschichtliches II, 308, 309 (1882).

Reusch.

Schmolck: Benjamin S. gehört zu den bekanntesten, fruchtbarsten und gesegnetsten, wenn auch nicht zu den hervorragendsten und bedeutendsten Liederdichtern der lutherischen Kirche, und ist besonders wegen der Innigkeit seiner Herz und Gemüth bewegenden Lieder neben Johann Heermann von Köben der bekannteste und beliebteste Sänger der evangelischen Kirche Schlesiens.

Er wurde am 21. December 1672 zu Brauchitschdorf bei Lüben im Fürstenthum Liegnitz geboren. Seines Geburtstages als des Tages des Apostels Thomas gedenkt er wiederholt mit besonderer Bezugnahme auf diesen Apostel und mit Anwendung der Geschichte desselben auf sein eigenes christliches Glaubensleben. An seinem 46. Geburtstage singt er: „Thomastag, der mich geboren, zeigt mir Jesu Nägelmal'! Diese hab ich mir erkoren als den Weg durchs Erdenthal". Ein anderes Mal bekennt er: „Dieser mein Geburtstag hat mich oft in meinem Kreuz und Kummer mit Vorhalten der Worte Thomä aufgerichtet: „Mein Herr und mein Gott!" Sein Vater, Martin S., früher Conrector in Schmiedeberg, war Pastor der Gemeinde Brauchitschdorf und verwaltete das Pfarramt in derselben 46 Jahre lang. Als ihm, noch im spätern Lebensalter, sein jüngster Sohn geboren wurde, that er das Gelübde, diesen Spätling dem Dienst der Kirche zu weihen. Das Kind empfing im Elternhause eine dem entsprechende besonders sorgfältige fromme Erziehung und bewies sich bald als ein Knabe von tiefem Gemüthsleben und hervorragenden Geistesgaben. Nachdem er den Unterricht, der von einem frommen Hauslehrer, Peter Paul Wießner, den Kindern des benachbarten Rothkirch'schen Hauses ertheilt wurde, mit großer Lernbegier mitgenossen hatte, folgte er seinem nach Schmiedeberg, dem Geburtsorte seiner Mutter, berufenen Lehrer dorthin. Von dort wurde der neunjährige Knabe 1681 in die Schule nach Steinau a. d. Oder gebracht, wo ihm mit Rücksicht auf die Bedürftigkeit seines Vaterhauses der Adjunct Johann Georg Schubert freie Kost und Wohnung gewährte und seine weitere geistige Ausbildung sich angelegen sein ließ. Mit der hier empfangenen gründlichen Vorbildung in den alten Sprachen bezog er das Gymnasium zu Liegnitz. Nach dreijährigem Aufenthalt daselbst trieb es den 15jährigen Gymnasiasten, eine weitere und gründlichere Vorbereitung auf das Universitätsstudium an einer der höheren Schulen Breslaus zu suchen. Bei seiner Ankunft daselbst aber machte er die Bekanntschaft des berühmten Schulmannes Georg Wende, der eben im Begriff war, nach Niederlegung seines Rectorats in Oels das Rectorat des Gymnasiums in Lauban zu übernehmen. Mit einer Schaar von lernbegierigen Jünglingen folgte er ihm dorthin und ließ sich von ihm in die classische Litteratur tiefer einführen, als es bis dahin hatte geschehen können. Nachdem er fünf Jahre diesen gründlichen Unterricht genossen und die Reife für das Universitätsstudium erlangt hatte, hielt er seine Abschiedsrede „Ueber den Gebrauch der heidnischen Schriften bei den Christen" und beschloß die Universität Leipzig zu beziehen. Die Mittel dazu wurden ihm, als er zuvor einige Wochen in der Heimath verlebte und während dieser Zeit seinen Vater öfters auf der Kanzel vertrat, infolge des tiefen Eindrucks, den seine erste Predigt auf den Patron seines Vaters, Nicolaus Heinrich v. Haugwitz, gemacht hatte, von diesem im Betrage eines Stipendiums von 300 Thalern auf drei Jahre gewährt. Sie wurden noch durch einen erheblichen Zuschuß vermehrt, den ein Verwandter des Patrons, ergriffen von einer zweiten Predigt, die er über die Worte Psalm 40: „Ich bin arm und elend, der Herr aber sorget für mich" gehalten hatte, ihm zusicherte. So trat er einen sorgenfreien Studiengang auf der Universität Leipzig Michaelis 1693 an, wo er zum Vortheil für seine theologische Ausbildung nicht genöthigt war, sich für seinen Lebensunterhalt auf Tischgängerei und Ertheilung von Privatunterricht angewiesen zu sehen. Sein aus dem Elternhause in das Schul- und

Universitätsleben mitgenommener frommer Sinn und kindlicher Glaube blieb ihm unangetastet und ungefährdet unter allen Versuchungen, die sich in Leipzig auch an ihn herandrängten.

Er hörte beim Beginn seines Studiums nur ein theologisches Colleg über Schrifterklärung und widmete sich nach dem zu jener Zeit üblichen Studiengange hauptsächlich der Beschäftigung mit weltlichen Disciplinen, insbesondere mit Naturwissenschaften. „Er übte sich zuvörderst in solchen Wissenschaften, welche uns zu Werkzeugen der Weisheit werden und die uns einen Vorhof machen, wenn wir ins Heiligthum treten wollen.“ Diese Worte, die er über das Studienleben eines Freundes schreibt, passen ganz auf ihn. Die volle ungetheilte Hingebung seines Herzens an jene Studien ließ freilich in ihm die Neigung aufkeimen, seinen Lebensberuf auf dem Wege der naturwissenschaftlichen Studien zu finden und sich der Medicin zu widmen. Sein tief und fest gegründeter Herzensglaube würde dadurch nicht erschüttert worden sein, wie denn auch jene Neigung selbst nicht aus einer Verflachung und Verkümmerung desselben hervorging. Aber die Erkenntniß von der Begabung, die er für den geistlichen Beruf empfangen, die mitwirkende Liebe zu seinem Vater und die Erinnerung an das von diesem einst über ihn dargebrachte Gelübde ließ ihn nicht lange schwanken. Mit ganzer Seele widmete er sich nun dem Studium der Theologie.

Welcher von den damaligen Leipziger Theologen einen besonders tiefgehenden Einfluß auf ihn ausgeübt habe, ist nicht zu bestimmen. Olearius und Joh. Benedict II. Carpzov waren unter ihnen die bekanntesten. Auf Andrängen des letzteren beim kurfürstlichen Hofe waren die Pietisten A. H. Francke, Anton und Schade, die durch ihre collegia philobiblica unter den Studirenden ein neues Leben anzufachen begonnen hatten, schon zwei Jahre, bevor S. sein Studium begann, aus Leipzig verdrängt worden. Aber die Nachwirkungen der neuen, von Spener ausgegangenen, auf Verinnerlichung der Rechtgläubigkeit und auf ein wahres Glaubensleben gerichteten Bewegung lassen sich nebst den Einflüssen des Elternhauses in dem von tiefer, lebendiger Herzensfrömmigkeit zeugenden Gepräge der Schmolck'schen Lieder und Gebete nicht verkennen. Davon zeugt er wiederholt, wenn er dem todten Verstandesglauben gegenüber von dem lebendigen Glauben des Herzens singt: „Drum laß mir nichts das Kleinod rauben und zünd' ein Licht im Herzen an Durch deines Vaters theure Kraft zu wahrer Glaubenswissenschaft.“ Davon zeugt sein Gebet um die Gabe von oben, deren er bedürfe, um seinen Glauben auch in der That bekennen zu können: „Und lege selbst dein Wort zum Grunde, in welchem du mir kund gethan, was Glauben ohne Heuchelei und Wissen mit Gewissen sei.“

Mit solcher gläubigen lebendigen Theologie ausgerüstet, kehrte S. von der Universität Leipzig, wo er wiederholt schwere Krankheitsfälle zu bestehen gehabt, die aber die gründliche Vollendung seiner Studien nicht gehindert hatten, im J. 1697 in sein Heimathdorf zurück, um dem 70jährigen Vater im Pfarramt Hülfe zu leisten. Hier entfaltete sich die ihm angeborene Gabe der Beredsamkeit bei dem häufigen Predigen in Vertretung seines Vaters mit einer solchen Kraft und Wirkung auf die Gemeinde, daß dieselbe ihm ungetheilten Beifall zollte, und das Patronat ihn am Anfang des Jahres 1701 zum Adjuncten des Vaters berief. Nachdem er die Ordination in Liegnitz empfangen hatte, trat er sein Amt als Gehülfe desselben mit Freuden an. Aber schon am 12. Decbr. 1702, in welchem Jahre er sich mit Anna Rosine Rehwald, einer Kaufmannstochter aus Lauban, verheirathet hatte, empfing er infolge des Beifalls, den er wegen seiner Kanzelgabe nicht bloß in seiner Gemeinde, sondern auch schon weiterhin in kurzer Zeit als ausgezeichneter Prediger gefunden hatte, einen Ruf als

Diakonus an die Friedenskirche zu Schweidnitz, dem er unbedenklich Folge leistete.

Im westfälischen Frieden war den zerstreuten Evangelischen in den Fürstenthümern Glogau, Jauer und Schweidnitz die Erbauung von Gotteshäusern, aber nur vor den Thoren der genannten Fürstenthumsstädte, nur aus Fachwerk, ohne Thürme und Glocken, gestattet worden. Zu diesen sogenannten „Friedenskirchen" mit ihren weiten, auf die ganze evangelische Bevölkerung berechneten Räumen hielten Sonntags und die ganze Woche hindurch aus der Nähe und Ferne die Evangelischen ihre Kirchfahrten oder Kirchgänge. S. diente dieser großen Gemeinde mit treuester Hingebung als Prediger und Seelsorger bis an seinen Tod, indem er alle Stufen des geistlichen Amtes durchschritt. Im J. 1708 wurde er vom Diakonus zum Archidiakonus befördert, 1712 zum Senior und 1714 zum Pastor primarius und Schulinspector berufen. Viele Mühen, Sorgen und Anfechtungen bereiteten ihm die Umtriebe der mächtigen Jesuitenpartei, welche auf die Unterdrückung der Evangelischen es abgesehen hatte. Mit aller Kraft und Entschiedenheit half er die Gemeinde dagegen beschirmen und befestigen, weshalb er auch seitens derselben die größte Liebe und Verehrung genoß. Andererseits wußte er durch seine Klugheit, Vorsicht und Friedfertigkeit, die ihn bei aller Wahrung des Bestandes und der Rechte der Gemeinde den jesuitischen Gegnern gegenüber nicht Böses mit Bösem in Wort und That vergelten ließ, die Pläne der Widersacher zu vereiteln und ihnen ihre eigene Waffe aus der Hand zu schlagen.

Alles, was ihm für sein Herz an Freude und innerer Befriedigung durch die Erfolge seines Wirkens in der Gemeinde, von deren Liebe er sich getragen wußte, und durch den Genuß des häuslichen Glücks und Wohlergehens, worin er Gottes Güte erkannte, sowie in siegreicher Abwehr der Gefahren, die der Gemeinde drohten, in reichem Maaße zu Theil wurde, gab ihm fort und fort Anlaß und Nöthigung, seinen Dank dafür in zahlreichen Lobliedern aus der Tiefe seines Herzens ausströmen zu lassen. Nicht minder aber fand er auch Ursache genug, seines Herzens Trost, wie er ihn unter mancherlei schmerzlichen Erlebnissen in der Gemeinde, in seinem häuslichen und persönlichen Leben aus dem Worte der Schrift erfahren hatte, in herzbewegenden Liedern ausklingen zu lassen. Als im J. 1716 am 12. September halb Schweidnitz von einer Feuersbrunst in Asche gelegt worden war, dichtete er zur Erinnerung an diesen Tag, an welchem noch heut aus diesem Anlaß jährlich eine „Brandpredigt" gehalten wird, ein Lied: „Denke, Schweidnitz, denke dran", welches mit den Worten schließt: „Bete: Herr Gott Zebaoth, gieb uns Feuer, nicht zur Rache, Feuer, das uns feurig mache." In seinem 58. Lebensjahre, 1730, wurde der starke rüstige Mann mitten in seiner freudigen, erfolgreichen Wirksamkeit am Sonntag Lätare von einem heftigen Schlaganfall betroffen, der ihm die ganze rechte Seite lähmte. Nach einiger Zeit konnte er zwar wieder die Kanzel betreten. Es war ihm vergönnt, noch fünf Jahre seines Amtes zu warten. Er konnte dies aber nur mit gebrochener Leibeskraft, wenn auch der Geist ungeschwächt, sein Muth ungebrochen und sein Herz munter und fröhlich geblieben. Am Bußtag des Jahres 1735 hielt er seine letzte Predigt, nachdem der Schlag sich wiederholt hatte und zu dem dadurch erhöhten Leiden noch eine Erblindung hinzugetreten war, von der er durch eine glückliche Operation des Staares nur auf kurze Zeit geheilt wurde. Unfähig zu weiterer Ausübung der kirchlichen Dienste, ließ sich der an Leib und Geist gebrochene Mann noch öfters in die Kirche tragen, um dort in der Sacristei seinen Beichtkindern vom Beichtstuhl aus die Hand aufs Haupt zu legen und den Segen zu ertheilen. Am 12. Februar 1737 entschlief er im Frieden Gottes nach langen schweren, mit Geduld und Ergebung in Gottes

Willen ertragenen Leiden, unter denen er seine besten „Kreuz- und Trostlieder“ sang.

Auf die erste Entwicklung seiner dichterischen Anlage und Begabung haben wohl, wie mit Recht angenommen wird, seine Hauptlehrer in Lauban, der Rector Georg Wende und der Conrector Gottfried Hoffmann, von denen der erstere als Dichter dem „Palmenorden“ angehörte, der letztere, ein frommer Liederdichter, als Verfasser mehrerer kirchlicher Gesänge bekannt ist, einen befruchtenden Einfluß ausgeübt. Auf der Universität wurde er bald als vielbegehrter Gelegenheitsdichter bekannt. Mit seinen Gelegenheitsdichtungen erwarb er sich dort so viel, daß er seinen Aufenthalt und seine Studien in Leipzig noch über das Triennium hinaus, für welches ihm die erwähnten Stipendien eine sorgenfreie Existenz gesichert hatten, ausdehnen konnte.

Mit seinem Eintritt in die kirchliche Amtsthätigkeit begann seine ungemein fruchtbare geistliche Liederdichtung, mit der er neben seinen geist- und lebensvollen Predigten und seiner gesegneten seelsorgerlichen Arbeit zunächst seiner Gemeinde zu deren Erbauung auf dem Grunde des Wortes Gottes und zu ihrer Förderung im christlichen Leben dienen wollte. Er stellte seine poetische Gabe ganz und gar in den Dienst Gottes und der Erbauung der Gemeinde. Ohne darauf auszugehen, sich dichterischen Ruhm zu erwerben, wurde er dennoch, indem er zu den Ausläufern der zweiten schlesischen Dichterschule gehörte, in der poetischen Form an Martin Opitz sich anschloß, und hinsichtlich des geistlichen Gehalts und des volksthümlichen Tons seiner Gesänge hauptsächlich dem Vorbild Paul Gerhard's folgte, wenn er auch demselben an poetischer Schwungkraft nicht gleichkam, einer der beliebtesten und gefeiertsten Liederdichter der evangelischen Kirche. Ein Zeitgenosse von ihm, Wilhelm Götten, spricht sich in der Schrift: „Das jetzt lebende gelehrte Europa“ II, 290 (1736) über ihn folgendermaßen aus: „Man sagt mit Recht, daß er zum Liederdichter gleichsam geboren. Man thut auch nicht zu viel, wenn man ihn den schlesischen Rist nennt. — Sein größtes Lob aber besteht in dem allgemeinen Beifall, mit welchem fast die ganze evangelische Kirche in Deutschland seine Lieder auf- und in ihre öffentlichen Gesangbücher hier eingenommen hat.“ Und Hoffmann v. Fallersleben sagt von ihm: „Der Inhalt seiner Lieder ist Lob und Preis Gottes, Betrachtung über das Leben und Leiden Jesu, Ermahnung und Tröstung, — alles geschöpft aus den Lehren der Bibel und in Beziehung gebracht auf das menschliche Leben, überhaupt das Christenthum mit allen seinen Verheißungen und Segnungen. Das eigentliche Feld seiner Poesie, auf das er die ganze Innigkeit und Wärme seiner frommen Begeisterung wendet, ist die Dreiheit der christlichen Cardinaltugenden Glaube, Liebe, Hoffnung. In der Darstellung und Verherrlichung dieser Grundideen des Christenthums erscheint sein dichterischer Werth am reinsten und schönsten.“

Seinen weiten Ruf als geistlicher Liederdichter begründete er schon 1704 mit der Herausgabe von 50 Liedern unter dem Titel: „Heilige Liederflammen der himmlischgesinnten Seele“. Diese Liedersammlung erschien in schnell aufeinander folgenden Ausgaben, von der die zweite schon aus 100, die dritte aus 140 Liedern bestand, und die letztere auch noch um den in Reime gebrachten „Kern aller Gebete“ von Kaspar Neumann vermehrt war. Eine zweite Sammlung von 112 theils und hauptsächlich für die kirchliche Andacht, theils für den häuslichen Morgen- und Abendsegen bestimmten Liedern gab er unter dem Titel „Der lustige Sabbath in der Stille zu Zion“ Jauer 1714 heraus. Von gleich hervorragendem Werth nach Form und Inhalt wie diese beiden Sammlungen ist eine dritte unter dem Titel: „Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene andächtige Herz“, Breslau und Liegnitz 1715. Unter den 44 hier

veröffentlichten Liedern befinden sich nicht wenige im kirchlichen Gebrauch eingebürgerte Lieder.

Die Zahl der geistlichen Gedichte und Lieder Schmolck's beläuft sich auf nicht weniger als 1188, die in 16 Sammlungen von 1707—1737 erschienen. Von den drei ersten stechen die übrigen nach Form und Inhalt durch ihren geringeren Werth erheblich ab, da sie die große Zahl der eilig und leicht hingeworfenen Gelegenheitsgedichte mitumfassen, welche meistentheils ohne tieferen Gedankeninhalt sind.

Bei seinem eifrigen Streben, mit seiner Dichtergabe die Kirchen- und Hausandacht zu fördern und seine seelsorgerliche Thätigkeit zu unterstützen, folgte er ohne weiteres dem augenblicklichen inneren Drang oder äußeren Anlaß zum Dichten; er ließ es oft an dem gründlichen Wägen und Erwägen der in die Form der Dichtung zu fassenden Wahrheiten und Thatsachen fehlen; er verfuhr überhaupt bei seiner dichterischen Arbeit viel zu flüchtig und eilfertig. Daher sehr viel Spreu unter dem Waizen! Er war sich dessen selbst bewußt. In seiner Vorrede zu einer Sammlung von Kreuz- und Trostliedern unter dem Titel „Mara und Manna" vom Jahre 1728 äußert er sich über seine Lieder ganz unumwunden: „Sie sind meist aus einer eilenden Feder geflossen, daher die Arbeit nicht ebenso gerathen, wie es die Grundsätze einer vollkommenen Poesie erfordern. Wenn die Bäume oft gerüttelt werden, lassen sie auch unreife Früchte fallen." Diese mit den Jahren zunehmende Eilfertigkeit und Hast im dichterischen Produciren, dieses auf immer häufigere Nachfrage und Bestellung unermüdlich fortgesetzte, ins handwerksmäßige ausartende Anfertigen von Gelegenheitsgedichten hatte zur Folge, daß viele seiner späteren Dichtungen matte, triviale Reimereien von zerfließender Breite sind, während es auch bei den edlen und werthvollen poetischen Gaben früherer Zeit öfters an der sorgfältigen Feile fehlte. Als Schwächen und Gebrechen seiner Darstellungs- und Ausdrucksweise zeigen sich bei ihm nicht selten die Einflüsse des absonderlichen Zeitgeschmacks in übertriebenem, überschwänglichem Ausdruck des religiösen Gefühls, in gehäufter Anwendung von gesuchtem, über die Einfachheit des Gedankens und der Sache hinausgehendem bildnerischen Zierrath, in kleinlicher Durchführung wenig edler Vergleichungen, in unvermittelter Heranziehung entfernter liegender alttestamentlicher Namen.

Trotz alledem ist seine Sprache im ganzen der schlichte, würdige und edle Ausdruck des frommen Gefühls. Gefälliger Wohlklang des Rhythmus, freier, leichter Fluß der Worte, zum Herzen gehende Wärme und Innigkeit der Rede, Einfalt, Freudigkeit und Begeisterung als Grundton der Dichterstimmung ist durchweg das Gepräge seiner geistlichen Lieder. Mit dem Pietismus hat er auf dem Gebiet der Liederdichtung gemein die Betonung des persönlichen Verhältnisses zu dem Herrn und des lebendigen Glaubens im Verkehr mit dem lebendigen Gott. Aber bei aller Hervorhebung der Innerlichkeit und Lebendigkeit des wahren Christenthums stand er doch ebenso wie die Väter des gesunden Pietismus mit vollem Bewußtsein auf dem Grunde des kirchlichen Bekenntnisses. Wie er in seinen besten Liedern den volksthümlichen Ton voll und rein trifft, so ist denn auch eine nicht geringe Zahl derselben in den öffentlichen kirchlichen Gottesdienst übergegangen, obwol sie nicht als eigentliche Kirchenlieder zur Einführung in den allgemeinen kirchlichen Gebrauch von ihm gedichtet waren. In welchem Gesangbuch würde man z. B. die Lieder: Du Herr der Seraphinen; Hosianna, Davids Sohn; Gott lebt, wie kann ich traurig sein; Himmelan geht unsre Bahn; Hirte Deiner Schafe; Seele geh auf Golgatha; Theures Wort aus Gottes Munde; Thut mir auf die schöne Pforte — vermissen wollen! Endlich ist nicht zu vergessen, daß S. noch heut in vielen christlichen Häusern mit

seinen Liedern und Gebeten als Leiter der häuslichen Andacht im Morgen- und Abendsegen in hohem Ansehn steht.

Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien unter dem Titel: „Herrn Benj. Schmolkens, Pastor prim. und Inspektors der evangelischen Kirchen und Schulen von Schweidnitz, sämmtliche trost- und geistreiche Schriften.“ 1. Thl. 1740 (mit 785 Poesieen) und 2. Thl. 1744 (mit 433 Poesieen) zu Tübingen bei Schramm, mit einer Lebensbeschreibung. — Wetzel, Hymnopoeographia. 1724. Thl. 3. S. 83 ff. — Kluge, Hymnopoeographia Silesiaca. Breslau 1751. — Hoffmann v. Fallersleben, Bartholomäus Ringwaldt und Benjamin Schmolck. Breslau 1833. — Ludwig Grote, Benjamin Schmolcks Lieder und Gebete. Eine Auswahl zu häuslicher Erbauung. 2. Aufl. Leipzig 1860. (Eine vorzügliche Auswahl mit zweckmäßiger Gruppirung und einer vorausgeschickten ausführlichen Lebensbeschreibung nebst Bildniß Schmolck's.)

D. Erdmann.

Schmölders: Franz August S. ward geboren am 28. November 1809 zu Rhede bei Bocholt, Reg.-Bez. Münster i. W. und starb zu Breslau am 21. Februar 1880. Im Herbste 1830 bezog er die Universität Bonn, wo er zunächst neben philosophischen vorzugsweise theologische Vorlesungen hörte. Bald aber widmete S. unter Freitag's, Schlegel's und Lassen's Leitung sich gänzlich dem Studium der orientalischen Philologie, namentlich des Hebräischen, Arabischen, Persischen, Syrischen, Sanskrit und Zend. Begabung und Neigung bestimmten ihn schon frühzeitig, seine Aufmerksamkeit vor allem der Philosophie des Orients und vorzugsweise der der Araber zuzuwenden. Von dem um die Geschichte der griechischen Philosophie so hochverdienten Brandis in diesem Entschlusse bestärkt, beschäftigte er sich in den letzten Semestern seines Aufenthaltes zu Bonn fast ausschließlich mit dem Aristoteles. Schon in den ersten Jahren seiner akademischen Studien erhielt S. bei der Bewerbung um ein aus der arabischen Litteratur gestelltes Thema das Accessit; im J. 1835 wurde ihm für eine von der philosophischen Facultät geforderte neue Edition und Recension des indischen Gnomikers Bhartriharis der volle Preis zuerkannt. Am 22. Juli 1836 wurde S. in Bonn zum Dr. philosophiae promovirt. In demselben Jahre veröffentlichte er ebendaselbst die seinen Lehrern Freitag und Brandis gewidmete Schrift: „Documenta philosophiae Arabum.“ Bald darauf begab er sich zur Fortsetzung, Erweiterung und Vertiefung seiner Studien nach Paris. Eine von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin ihm verliehene namhafte Unterstützung machte es S. möglich, seinen Aufenthalt in Paris auf nahezu 3 Jahre und 6 Monate auszudehnen. Während dieser Zeit beschäftigte er sich ausschließlich mit arabischer Philosophie. Er war ein fleißiger Zuhörer de Sacy's, Reinaud's und Jaubert's. Hauptsächlich aber nahm ihn die Abfassung eines in französischer Sprache geschriebenen Buches: „Essai sur les écoles philosophiques chez les Arabes et notamment sur la doctrine d'Algazzali“ in Anspruch, welches er im J. 1842 vollendete und bei Firmin Didot Frères zu Paris erscheinen ließ. Die Vorrede der durch Form und Inhalt hervorragenden Arbeit trägt schon wieder das Datum: Bocholt (en Prusse) le 29. Mai 1842. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich habilitirte sich S. an der Universität zu Berlin für orientalische Philologie. Schon am 22. December 1842 begann er mit einer öffentlichen Vorlesung: „De natura et indole grammaticae comparativae“ seine akademische Lehrthätigkeit. Der damalige Cultusminister Eichhorn schätzte Schmölders' wissenschaftliche Bedeutung sehr hoch. Er wendete ihm wiederholt ansehnliche staatliche Unterstützungen zu und ernannte ihn am 29. Juni 1844 zum außerordentlichen Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Breslau. Noch in dem-

selben Jahre veröffentlichte S. in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik eine ausführliche Besprechung der Schrift: „Ueber unsere Kenntniß der arabischen Philosophie von Heinr. Ritter".

Mit dem Extraordinariat bei der Universität wurde S. gleichzeitig eine Lehrerstelle bei dem königl. Matthias-Gymnasium in Breslau übertragen. Hier leitete er 16 Jahre hindurch den Unterricht im Französischen und Hebräischen; auch richtete er mit Genehmigung des vorgesetzten Provinzial-Schulcollegiums für die befähigteren Schüler der oberen Classen einen freiwilligen Cursus im Englischen ein, welcher stets mit großer Freude und reger Theilnahme besucht wurde. Seit der Veröffentlichung seines Essai im J. 1842 war Schmölders' wissenschaftlicher Ruf in weite Kreise gedrungen und fand allgemeine Anerkennung. Wilhelm II., König von Holland und Großherzog von Luxemburg, ließ ihm im J. 1843 die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft überreichen mit der Umschrift: Viro docto Augusto Schmölders hist. phil. apud Arabes interpreti acutissimo. Rex. Am 1. Mai 1846 wurde er von der deutschen morgenländischen Gesellschaft zu ihrem ordentlichen Mitgliede ernannt. Durch den am 5. April 1860 erfolgten Tod des Professors Dr. Bernstein war die ordentliche Professur für orientalische Sprachen und Litteratur an der Universität zu Breslau erledigt. Sie wurde auf Antrag der Facultät am 10. October desselben Jahres S. übertragen. Zur definitiven Uebernahme des neuen Amtes verfaßte er die Schrift: „De studiis Arabum grammaticis", welche 1872 im Druck erschien. Am 23. März 1869 hatte S. noch die Freude, zum correspondirenden Mitgliede der Società Italiana di Storia ed Archeologia ernannt zu werden. Die Uebernahme der ordentlichen Professur war für S. Sporn und Veranlassung, mit verdoppeltem Eifer der Lehrthätigkeit bei der Universität sich zu widmen. Geschrieben und durch den Druck veröffentlicht hat er seit jener Zeit nur mehr weniges; so namentlich eine große und eingehende Abhandlung über Algazzali in der allgemeinen Encyklopädie von Ersch und Gruber. An zahlreicheren wissenschaftlichen Publicationen hinderten ihn theils seine vielfache Beschäftigung als akademischer Lehrer und als Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission, in der er viele Jahre hindurch Examinator im Englischen und Französischen war, theils seine Stellung bei dem königl. Stadt- und Appellationsgerichte, an denen er als vereideter Dollmetscher aller fremdländischen Sprachen — er beherrschte deren nicht weniger als 22 — mit Ausnahme der slavischen fungirte. Der Hauptgrund aber, der Schmölders' schriftstellerische Thätigkeit seit dem Anfang der sechsziger Jahre beeinträchtigte, lag in einem hartnäckigen Unterleibsleiden, welches den reichbegabten Denker und vielseitigen Gelehrten bis zu seinem Tode nicht verlassen hat und im Anfange des Jahres 1880 unerwartet dahinraffte. Auf dem Vincenz-Kirchhofe zu Breslau ziert ein von der Familie errichtetes würdiges, granitenes Denkmal die Ruhestätte des Entschlafenen. Aus seinem litterarischen Nachlasse sind 16 Abschriften Pariser und Leidener arabischer Handschriften, die S. in den Jahren 1838 und 1839 selbst genommen, der Bibliothek der morgenländischen Gesellschaft zu Halle a. S. übergeben worden. Außerdem bearbeitete S. die von der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres zu Paris im J. 1867 ausgeschriebene Preisaufgabe: „De la lutte entre la philosophie et la théologie des Arabes au temps de Gazzali et de l'influence que cette lutte a exercée sur l'une et sur l'autre." Die Reinschrift der Arbeit ist Eigenthum der Akademie; doch gestattet dieselbe einem von der Familie des Verfassers Bevollmächtigten, Abschrift zu nehmen. (Vgl. die ausführlichere, ebenfalls von mir verfaßte Lebensskizze in: „Schlesische Zeitung" vom 6. März 1880, 1. Beilage.)

Th. Weber.

Schmolzé: Karl Heinrich S., Maler, Illustrator und Dichter, geboren 1823 zu Zweibrücken (in der Rheinpfalz), stammte nach einer sagenhaften Tradition aus einer mit Herzog Alba nach den Niederlanden gekommenen und dort zurückgebliebenen und in der Pfalz seßhaft gewordenen spanischen Familie. Die Kunstbegabung des Knaben äußerte sich frühzeitig, insbesondere mit einem eigenthümlich starken Hang zur Caricatur, wodurch der junge Studiosus in Collision mit seinen Vorgesetzten und Behörden gerieth. Nach dem Wunsche des Vaters, welcher die Stelle eines königl. Notars bekleidete, sollte der junge S. als Jurist studiren, setzte es aber endlich durch, sich der Kunst widmen zu dürfen. Der Vater sendete ihn darauf nach Metz auf drei Jahre zu einem Maler in die Lehre. Was er daselbst gelernt und wie es ihm überhaupt ergangen, ist unbekannt. Im J. 1841 tauchte S. in München auf, wo der siebenzehnjährige Maler kleine harmlose Genrebildchen in den Kunstverein brachte und dadurch seinen Unterhalt gewann. So schilderte er einen „Briefträger", welcher einem armen Maler ein Schreiben behändigt (1841); eine „Maskenballscene" (1842); „Gefangene in einem Kerker"; einen in seinem Studio tapfer componirenden Maler; einen, gefangene Banditen bekehrenden Mönch und dergl. Auch begann er damals schon mit der „Capelle" (Uhland) die Reihe seiner meist feinempfundenen und sorgfältig durchgeführten Illustrationen zu deutschen Dichtern. Im J. 1844 malte er „Ein Lied"; den „Namenstag der Großmutter"; eine „Scene in einer Weinschenke"; 1845 die Illustrationen „Der Wein und der Bacchus" (nach Franz v. Kobell; als Zeichnung auch in den Fliegenden Blättern I, 84); „Räuber und Richter" (nach Immermann); 1846 ein „Zimmer im Geschmack des 16. Jahrhunderts" und 1847 eine große „Werbescene" aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Außerdem lieferte er zahlreiche Illustrationen zu G. Scherer's „Kinderliedern" und Hebel's „Schatzkästlein" (mit Stauber), auch Allerlei für die „Illustr. Zeitung" in Leipzig, z. B. in Nr. 150 die „Scenen aus dem Carnevalsfeste der Münchener Künstler" (1846). Für die „Fliegenden Blätter" von Braun und Schneider fertigte S. eine ganze Reihe ernster und dann wieder höchst komischer Zeichnungen, von denen viele in die „Münchener Bilderbogen" übergingen, darunter die „Landsknecht-Lieder", die „Hyperbeln auf Herrn Wahl's große Nase" und anderen Schnickschnack, welcher indessen in Emil Roller's „Leuchtkugeln" (1848—50) schon eine scharf accentuirte politische Tendenz-Färbung annahm. Bei dem 1848 zu München constituirten Künstler-Freicorps glänzte S. durch das Vertrauen seiner Freunde als schmucker Lieutenant; da indessen für seinen Thatendrang kein Feld sich eröffnen wollte, folgte der vor Aufregung erkrankte Künstler einer dringenden Einladung seiner Mutter nach Zweibrücken, dort durch Ruhe und bessere Pflege schneller zu genesen. Hier gerieth S. jedoch aus dem Regen unter die Traufe: Die Rheinpfalz war mittlerweile ein von Baiern unabhängiges Reich geworden; alle Beziehungen zu dem Mutterlande schienen vernichtet. Ehrgeizige Kriegsgenies widmeten der jungen Republik ihr Schwert und ihren Arm zur Führung einer wahren Faschings-Armee. Nun blieb dem Maler keine Zeit weder für seine Krankheit noch für seine Kunst. Er übernahm alle möglichen Chargen, unter anderen auch die eines eifrigsten Organisators und Civil-Commissars, in welcher provisorischen Eigenschaft S. (unter Mitwirkung seines Freundes Schimmelpfennig, der das Commando über das Bataillon Zweibrücken führte) dem dort etablirten Militär den Eid der Treue auf die neue, einige, untheilbare Constitution abnahm. Der tragische Ausgang dieser in ihrer Erscheinung ungemein humoristischen Schilderhebung in Baden und der Pfalz ist bekannt. S. verduftete mit den übrigen improvisirten Größen rechtzeitig nach Frankreich. Allen wurde der Hochverraths-Proceß gemacht. S. dilettirte als Politiker und Caricaturist in Paris; auch hier aus-

gewiesen, hub er sich gen London, wo er die Bekanntschaft der russischen Baronin Bruiningk machte, welche gleich enthusiastisch und revolutionär gesinnt, dem Maler auf ein Jahr die Mittel bot, um zu Antwerpen die Malerei weiter zu studiren, unter der Bedingung, ihr dafür eine Revolutions-Scene zu malen. Die Dame starb jedoch und ihr Gemahl entband den Künstler seiner Verpflichtung. Bald darauf ging S. nach Amerika. In Philadelphia fand er den ihm zusagenden Boden. Hier gründete er einen Deutschen Künstler-Verein und schrieb, dichtete, zeichnete und illustrirte er für gleichgesinnte Zeitschriften. Seine ungesammelt gebliebenen „Gedichte“ tragen das formvollendete Gepräge eines Anastasius Grün und Georg Herwegh, welche auch bei sentimentalen Stimmungen seine unverkennbaren Vorbilder blieben; seine Zeichnungen behielten die adäquate Richtung im prägnanten Zug und in genialer Ausführung; er selbst aber gefiel sich wie Salvator Rosa im potenzirten Ausdruck seiner politischen und artistischen Leidenschaft, welche nicht das chevalereske Costüm des italischen Malers, sondern die ganze Wucht eines deutschen „Wühlhuber“ liebte. „Hätte in seinen Wünschen die Macht gelegen zu ihrer Verwirklichung, die halbe Welt hätte er confiscirt als Baumaterial zu dem Tempel seiner Ideale, und dann hätte er auch die andere Hälfte ohne Scrupel benutzt als Brennholz, damit es in den Räumen behaglich werde.“ Uebrigens blieb Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe ein leitender Zug seines Charakters. Alles war bei ihm bitterer Ernst. Und hierdurch gewann er auch die Achtung von Manchen, denen er sonst nur durch seine künstlerische Begabung und seine poetische Natur sympathisch schien. Seine Hauptbeschäftigung bildeten Illustrationen. Die Maltechnik blieb durch sein vielbewegtes, ruheloses Leben vernachlässigt. Indessen vollendete er doch ein großes, die „Fortführung des gefangenen Montezuma durch Cortez“ darstellendes Bild. Sein erregbares Temperament und die stete Aufregung legten in seine nicht starke Constitution den Keim zur Schwindsucht, die ihn auch 1859, in der Blüthe seiner Jahre und seines artistischen Schaffens, dahinraffte. Er hinterließ zwei Kinder: Sohn und Tochter. Im Woodland Cemetary, West-Philadelphia, ruhen, längst vergessen, seine Ueberreste. Sein Andenken blieb lebendig: Ein Vortrag von Ferdinand Moras im Deutschen Künstler-Verein (gedruckt zu Philadelphia 1885, Globe Printing House. 30 Seiten 8°) bietet eine anziehende Skizze dieses seltsam begabten Künstlers, welcher bei Nagler XV, 375 (1845) und Seubert III, 256 (1880) erwähnt ist. Zu seinen Eigenheiten gehörte von jeher der Gebrauch des Accent aigu bei der Schreibung seines Namens.

Hyac. Holland.

Schmölzl: Josef Maximilian S., bairischer Oberst und Militärschriftsteller, am 14. Januar 1805 zu München geboren und im Cadettencorps erzogen, aus welchem er im Herbst 1824 als Junker zum 2. Artillerieregiment ausgemustert wurde, vertauschte 1834 als Oberlieutenant den Dienst seines Heimathlandes mit dem griechischen, in welchem er neun Jahre blieb, und kehrte dann nach Baiern zurück. In Griechenland war er meist im technischen Dienste thätig, so bei der zwischen Argos und dem alten Lernae am Meerbusen von Nauplia errichteten Pulverfabrik, zuletzt war er Major bei der Zeughaus-Hauptleitung. Im bairischen Heere ward er wieder Oberlieutenant; auch hier wurde er vielfach zu artillerietechnischen Geschäften gebraucht. 1869 verließ er als Artilleriedirector beim Festungsgouvernement zu Germersheim den activen Dienst, trat aber 1870/71 bei der General-Etappen-Inspection vorübergehend von neuem in Verwendung und lebte fortan in München, wo er am 5. März 1884 gestorben ist. Wie seine dienstliche, so lag auch seine schriftstellerische Wirksamkeit meist auf technischem Gebiete. Am bekanntesten ist das von ihm seit 1844 mit Hütz, seit 1847 mit Höfler herausgegebene „Archiv für Officiere aller Waffen“ und das

zuerst 1847 als „Versuch eines Handbuches", später als „Handbuch für die königlich bairische Artillerie" erschienene Werk. Er schrieb ferner ein „Lehrbuch der Buchstabenrechnung und Algebra", sowie 1851, als Lehrer der Taktik am Cadettencorps, eine „Ergänzungswaffenlehre der Feuerwaffen der Neuzeit" (2. Aufl. 1857), 1860 über „Die gezogene Kanone" und über „Das System La Hitte", 1873 ein „Handbuch für den Festungskrieg". Aber auch auf dem Gebiete der bairischen Kriegsgeschichte war er thätig, indem er 1854 den „kleinen Krieg von 1807 in Oberschlesien" u. 1856 den „Feldzug der Baiern von 1806/7 in Schlesien und Polen" beschrieb. Das Hauptconservatorium der bairischen Armee besitzt handschriftlich von ihm eine bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts reichende Geschichte der Artillerie, von welcher 1878 ein kurzer Abriß gedruckt wurde, und eine Geschichte des Feldzuges der Baiern im Jahre 1809. Schmölzl's Verdienst besteht vornehmlich in seinem Sammelfleiße und in seiner Zuverlässigkeit.

Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, Jahrgang 1884. Berlin 1885.

B. Poten.

Schmuck: Vincentius S., Sohn des Rathsherrn und Buchdruckers Michael S. zu Schmalkalden, wurde am 17. October 1565 in der genannten Stadt geboren. Seine Mutter war eine Enkelin des mit Luther befreundeten Mansfelder Kanzlers Caspar Müller. Nachdem er von seinem 14. Jahre an das hennebergische Gymnasium in Schleusingen besucht hatte, brachte ihn sein Vater im J. 1585 nach Leipzig, und in Leipzig ist er dann bis zu seinem Tode geblieben. Im J. 1586 ward er schon Magister, und nun legte er sich mit ganzem Eifer auf das Studium der Theologie. Vom Jahre 1589 an unterrichtete S. daneben an der Nicolaischule; im December 1591 ward er zum Conrector derselben erwählt. Am 11. März 1592 ward er Adjunct der philosophischen Facultät. Als er nicht lange darauf zum Prediger in Torgau gewählt werden sollte, suchte der Leipziger Rath ihn für Leipzig zu erhalten und wählte ihn sodann am 19. Februar 1593 zum Diakonus an der Nicolaikirche daselbst. Noch in demselben Jahre verheirathete er sich. Am 12. Mai 1594 ward er Archidiakonus an derselben Kirche, 1602 Licentiat der Theologie, 1604 Pastor zu St. Nicolai und Professor der Theologie, 1606 Doctor der Theologie und Domherr von Zeitz und endlich 1617 Superintendent. An der Universität bekleidete er im J. 1620 das Rectorat; siebenmal war er Decan seiner Facultät. Er starb in der Nacht vom 1. auf den 2. Februar 1628 in seinem 63. Lebensjahre. S. hat sich in allen seinen Aemtern als ein tüchtiger Theologe gezeigt; am Streiten hatte er keine Freude, obschon er gegen die Versuche, seine Vaterstadt reformirt zu machen, mit einem „Bedenken über den neuen hessischen Catechismum u. s. f.", das er „an den Rath und die Gemeine der Stadt Schmalkalden" richtete, öffentlich auftrat (1609 und 1611). Größere wissenschaftliche Arbeiten hat er nicht drucken lassen; aus seinem Nachlaß wurden seine Vorlesungen über den Propheten Jesajas herausgegeben. Er selbst ließ fast nur Predigten drucken; unter diesen sind seine Auslegungen über die Anfänge der biblischen Geschichte bis zum Auszug aus Aegypten (seit 1603 unter den Titeln: „historia creationis", „historia Adae", „historia Noae" u. s. f.) und seine Hauspostille (1626) deshalb zu erwähnen, weil er in ihnen geistliche Lieder veröffentlichte, die theilweise hernach weitere Verbreitung gefunden haben. Doch finden sich einzelne Dichtungen von ihm schon früher gedruckt, so die Strophe: „Das Land wollst du bedenken" bei Seth Calvisius 1597. Sein bekanntestes Lied ist wohl das Passionslied: „Herr Christe, treuer Heiland werth", welchem der Hymnus: „Rex Christe, factor omnium" zu Grunde liegt. Wetzel rühmt von S., er habe sich auch um die Correctur verderbter Lieder verdient gemacht; wahrscheinlich bezieht

sich dieses Lob hauptsächlich darauf, daß er das Böschenstain'sche Passionslied: „Da Jesus an dem Kreuze stand" bearbeitet und durch eine richtigere Anordnung der sieben Worte Jesu am Kreuze verbessert hat.

Die von Heinrich Höpffner ihm am 4. Mai 1628 bei der Universität gehaltene Gedächtnißrede ist gedruckt in: Witten, memoriae theologorum decas secunda, Francof. 1674, pg. 279 ff. — Wetzel, hymnopoeographia III, S. 157 f. — Jöcher IV, Sp. 308. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., Bd. 2, S. 223 ff. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 84; 2. Hälfte, S. 473, und bei den hier angeführten Liedern.

l. u.

Schmucker: Johann Leberecht S., deutscher Militärarzt, geboren 1712, † am 5. März 1786. Er erhielt seine medicinische Bildung in dem Collegium medico-chirurgicum und dem Charité-Krankenhause zu Berlin und wurde dann auf Kosten König Friedrich Wilhelm I. als Pensionär-Chirurgus auf zwei Jahre nach Paris gesendet, wo er sich unter Le Dran (1685—1770) fortbildete. Mit Bilguer und Theden leitete er später im siebenjährigen Kriege den preußischen Sanitätsdienst und betheiligte sich an fast allen Schlachten dieses Feldzugs. Die von ihm und andern Feldärzten gewonnenen Kriegserfahrungen legte er in seinem Werke „Chirurgische Wahrnehmungen" (Berlin u. Stettin 1774, 1789; holländ. Leyden 1775) nieder. Der 1. Theil dieses Werkes enthält namentlich bei der Belagerung von Schweidnitz (1762) gemachte Beobachtungen über die Beschädigungen des Kopfes und über die Trepanation, welcher er mit Bilguer und Theden das Wort redet. Der 2. Theil handelt von den Verwundungen und Krankheiten der Brust, des Bauches und der Gliedmaßen. Sein zweites Hauptwerk führt den Titel „Vermischte chirurgische Schriften" (Berlin, 3 Bde., 1776 bis 1782; 2. Aufl. für 1. u. 2. Bd. 1785 u. 1786) und enthält seltene Beobachtungen preußischer Militärärzte und Schmucker's Abhandlung über Abnehmung der Glieder, in welcher er eine vermittelnde Stellung zwischen Bilguer und den übereifrigen Operateuren einnimmt. Erinnern heute noch die seinen Namen tragenden, höhere Kältegrade erzeugenden Umschläge an sein verdienstvolles wundärztliches Wirken, so wird ihn namentlich die deutsche Feldchirurgie immer unter den besten ihrer Vertreter nennen.

Dict. hist. IV, 105. — Biogr. méd. VII, 151. — E. Gurlt, Kriegschirurgie der letzten 150 Jahre. Berlin 1875. — Biogr. Lexik. V, 250 u. 251.

H. Frölich.

Schmückert: Gottlob Heinrich S. ist am 12. Novbr. 1790 von armen Eltern zu Greiffenberg in Pommern geboren. Ohne besondere Ausbildung trat er am 10. Juni 1807 in den Staatsdienst und folgte 1813 als freiwilliger Jäger beim Kolberger Infanterieregiment dem Aufrufe des Königs. Bald zum Officier befördert, wurde er nach überaus kurzer Zeit Regimentsadjutant und machte die Schlachten bei Bautzen, Groß-Beeren, Dennewitz und Leipzig mit, wobei er mehrfach Gelegenheit fand, sich besonders auszuzeichnen. So sprang er bei Groß-Beeren, als die Tirailleurs seines Regiments es für unmöglich hielten, das zur Linken des Dorfes befindliche Bruch zu durchwaten, vom Pferde und zeigte ihnen mit der größten persönlichen Aufopferung durch sein Beispiel den Weg. Später im holländischen Feldzuge, als am 30. November Arnheim gestürmt wurde, erwarb er sich durch Umsicht und thatkräftiges Eingreifen besondere Verdienste, doch sollte schon nach wenigen Wochen der hervorragenden militärischen Thätigkeit des jugendlichen Officiers ein Ziel gesetzt sein. Als im Gefecht von Wyneghem bei Breda am 13. Jan. 1814 in einem kritischen Momente die Tirailleurs des Füsilierbataillons und die freiwilligen Jäger eine starke feindliche Colonne zurückzuwerfen im Begriffe waren und der dort befehligende Lieutenant verwundet wurde, stieg S., der dort neben

dem Oberst v. Zastrow hielt, vom Pferde und übernahm das Commando, wurde aber sogleich durch das Knie geschossen. Das Bein mußte amputirt werden. Geschmückt mit dem eisernen Kreuz erster Klasse erhielt er als Hauptmann den Abschied und wurde 1815 Postmeister in Bernau. Im August 1816 wurde er Hülfsarbeiter im Collegium des General-Postamtes, am 1. October 1816 Geheimer Postrath. Im Jahre 1822 hatte die nach ganz neuen Grundsätzen eingerichtete Postverwaltung unter v. Nagler's Oberleitung eine durch Verbesserung der Communicationen im Inlande und außerordentliche Hebung des allgemeinen Verkehrs für Handel und Cultur sehr ersprießliche Thätigkeit begonnen. Schmückert's eifrige Mitwirkung dabei wird unter anderem durch die lange Reihe von Verträgen bezeugt, die in diesen Decennien unter seiner speciellen Betheiligung zu Stande gekommen sind. Er schloß preußischerseits die Verträge mit Sachsen 1831, Baiern 1834 und 1850, Thurn und Taxis 1844, Braunschweig 1839, 1843 und 1849, Hannover 1825, Mecklenburg-Schwerin 1824, Mecklenburg-Strelitz 1853, Bremen 1823, Lübeck 1829, Oesterreich 1844, den Deutsch-Oesterreichischen Postvereins-Vertrag 1850, mit Rußland 1845 und 1851, Schweden 1830, 1847 und 1850, Dänemark 1841 und 1851, mit den Niederlanden 1851 u. a. Im J. 1840 wurde er Geheimer Oberpostrath, eine Charge, welche damals zum erstenmale verliehen wurde, 1846 Director des General-Postamtes, und als dann 1849 die oberste Leitung der Post auf den Handelsminister v. d. Heydt übergegangen und S. als General-Postdirector an die Spitze der technischen Verwaltung getreten war, wurden unter seiner Leitung die wichtigsten Veränderungen und Verbesserungen angebahnt, die er mit ernstem Willen, großer Umsicht und tiefer Einsicht zu vollkommenem Gelingen durchgeführt hat. Die hervorragenden Verdienste Schmückert's um das Postwesen werden von sachkundigster Feder in diesen Worten zusammengefaßt: „Es wurden in den meisten Zweigen des Postwesens, namentlich aber in dem Cours-, dem Etats-, Personal-, Speditions-, Postfuhr- und Zeitungswesen und den vertragsmäßigen Beziehungen zu fremden Staaten Verbesserungen durchgeführt, die das preußische Postwesen auf eine für die damaligen Zeitverhältnisse sehr hohe Stufe der Vollkommenheit hoben und dasselbe in vieler Hinsicht zum Muster für andere Postanstalten machten. Das preußische Postwesen erreichte den ersten Rang in Deutschland, ja in Europa.“ Für diese glänzende Thätigkeit erfuhr S. wie von fremden Fürsten und Staaten so von seinen Königen viele Auszeichnungen. Er ward auch Mitglied des Staatsrathes und der ersten Kammer, später einige Male in das Abgeordnetenhaus gewählt. In Erinnerung an seine trefflichen Militärdienste stellte ihn der König als Major à la suite des Kolbergischen Grenadierregiments. Am 4. Februar 1862 endete der Tod das reiche Leben dieses ausgezeichneten Mannes.

v. Bagensky, Geschichte des 9. Infanterieregiments. — Stephan, Geschichte der preußischen Post. — Spenersche Zeitung Nr. 29. 1862. — Vossische Zeitung Nr. 32. 1862. — Neue Preußische Zeitung Nr. 32. 1862.

Ernst Friedlaender.

Schmülling: Johann Heinrich S., katholischer Geistlicher und Schulmann, geboren zu Warendorf am 23. November 1774, † zu Münster am 17. Januar 1851. Er studirte 1786—94 an dem Franciscanergymnasium seiner Vaterstadt und am Gymnasium zu Münster, dann an der dortigen Universität, wurde 1798 in das Priesterseminar aufgenommen und am 4. April 1801 zum Priester geweiht. Nachdem er vom Herbst 1800 bis Herbst 1811 als Lehrer am Gymnasium zu Münster gewirkt hatte, wurde er auf die Empfehlung seines Landsmanns und Freundes, des Geh. Raths Schmedding (s. A. D. B. XXXI, 631) zum Director des Gymnasiums zu Braunsberg er-

nannt. (In Breslau wurde er gleichzeitig honoris causa zum Doctor der Philosophie promovirt.) Er hat sich nicht nur durch die Reorganisation und Leitung dieser Anstalt, sondern auch durch die Förderung des Volksschulwesens durch Ausarbeitung eines Lehrplanes und mehrerer Schulbücher um das Ermland große Verdienste erworben. 1821 wurde er auch Professor der Philosophie am Lyceum zu Braunsberg. 1827 wurde er als Nachfolger Overberg's Regens des Priesterseminars und Ehrendomherr zu Münster, 1833 wirklicher Domherr; 1835 verlieh ihm die theologische Facultät den Doctortitel honoris causa, und von 1837—49 bekleidete er die Professur der neutestamentlichen Exegese. Von 1828 bis 1841 war er auch Schulrath bei der Regierung zu Münster. 1837 stand er auf der Candidatenliste für das Bisthum Ermland. Seine ermländischen Schüler stifteten 1845 zum Andenken an ihn ein Stipendium Schmüllingianum. — Schmülling's Lectionspläne für die ermländischen Volksschulen und sein Programm zur Eröffnung des Braunsberger Gymnasiums sind bei Hipler abgedruckt. Sonst sind von ihm gedruckt die Programme des Gymnasiums zu Braunsberg 1812—24, die „Prooemia“ in den Lectionskatalogen des dortigen Lyceums 1822—25 und drei 1829, 1831 und 1833 in Münster gehaltene lateinische Synodalreden.

F. Hipler, Joh. Heinr. Schmülling, der Nachfolger Overbergs. Braunsberg 1886. — Raßmann, Münsterl. Schriftst. S. 300. N. F. S. 192.

Reusch.

Schmutz: Johann Rudolf S., Porträtmaler, geboren 1670 in Regensberg im Kanton Zürich, † 1715 in London. S. war der Sohn eines Pfarrers und zeigte früh Liebe und Lust zur Kunst. Er trat als Schüler bei Matthäus Füßli jun. ein, der einen Historienmaler aus ihm machen wollte. Der junge Mann neigte jedoch mehr zum Porträt hin. Er hatte von den großartigen Erfolgen des Lübecker Bildnißmalers Kniller in London gehört und war entschlossen, sich dessen Werke zum Vorbilde zu nehmen. Er verließ seine Heimath und begab sich nach England, wo er bald ein beliebter Porträtmaler wurde. Besonders Damenbildnisse gelangen ihm vortrefflich. S. eignete sich die Manier des Schnellmalers Kniller an und arbeitete vorwiegend in dessen Geschmack. Das Künstlergut in Zürich besitzt von S. das Bildniß des Dr. Rudolf Lavater (Nr. 36 im Katalog von 1881, H. 1,22 m, Br. 0,98 m), mit der Bibliothek des Gelehrten im Hintergrunde, auf der Rückseite bezeichnet: Rodolphus Lavaterus med. et chir. doctor pictus a R. Schmutz Tigurino Londini, nat. 1681, denat. 1716. Nach S. stachen Faber, J. Smith das Porträt des Schauspielers William Penketham (1709, Fol.) und G. Vertue das Porträt des Arztes Hankwitz.

s. Füßli, Allg. Künstler-Lex. S. 594. — Füßli, Geschichte der besten Künstler in der Schweiz II, 272. — Nagler, Künstler-Lex. XV, 375; XVI, 512. — Biographie universelle.

Carl Brun.

Schmutziger: J. Heinrich S., tüchtiger Schweizer Arzt, war Dr. med., Sanitätsrath in Aarau, langjähriger Vorsteher der Gesellschaft der Aerzte des Kantons Aargau, seit 1822 auch Mitglied der Gesellschaft der Aerzte des Kantons Zürich und starb im besten Mannesalter am 9. August 1830. Er war ein Mann von ausgezeichnetem Geist und Charakter. Von seinen übrigen Lebensschicksalen war nur soviel noch in Erfahrung zu bringen, daß er ein Sohn armer Eltern und eines auf die niedere Chirurgie beschränkten Vaters war und durch Anstrengung, Eifer, festen Willen und ausharrenden Fleiß sich unter schwierigen äußeren Verhältnissen und bei beschränkten Hülfsmitteln zum kenntnißreichen, einsichtsvollen und glücklichen Heilkünstler ausbildete. S. war einer der hervorragendsten Praktiker der Schweiz, dem sein engeres Vaterland, der Kanton Aar-

gau, ein gut Theil von Reformen auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege verdankte. Seine litterarischen Arbeiten, wozu auch eine „Uebersicht der Verhandlungen der Aargauischen Gesellschaft der Aerzte während des Jahres 1825“ gehört, sind in den Verhandlungen der med.-chir. Gesellschaft des Kantons Zürich theils vollständig, theils im Auszug enthalten. Ein Verzeichniß derselben geben die citirten Quellen. Wir heben davon besonders noch hervor das „Handbuch für die Hebammen des Cantons Aargau“ (Aarau 1826).

Vgl. Verhandlungen der vereinigten ärztlichen Gesellschaften der Schweiz 1830, 2. Hälfte S. 144. — Biogr. Lexicon hervorragender Aerzte ꝛc., herausgegeben von A. Hirsch V, 251.

Pagel.

Schnaase: Karl Julius Ferdinand S., Kunsthistoriker und Jurist, gehört neben Kugler, Waagen, Rumohr u. a. zu den Begründern der neueren Kunstgeschichte. Während er im Verlaufe seiner juristischen Thätigkeit eine hohe Stellung erreichte, widmete er als einer der geistvollsten Gelehrten 40 Jahre seines Lebens der kunstgeschichtlichen Forschung. Er faßte die Kunst im innigsten Zusammenhange mit dem gesammten Cultur- und Geistesleben auf und führte ihre geschichtliche Auffassung in das allgemeine Bildungsstreben ein.

Einer alten und wohlhabenden Patricierfamilie angehörig, wurde S. am 7. September 1798 zu Danzig geboren. Sein Vater hatte nach der Besitznahme der Stadt durch Preußen im J. 1793 sein öffentliches Amt niedergelegt, um sich mit dramatischen und historischen Studien zu beschäftigen. Durch Erbschaft bereichert verließ er Danzig bald nach Karl's Geburt und führte mit den Seinigen ein eigenthümliches Wanderleben. Von der Mutter, einer zart angelegten Natur, scheint der Sohn die edlen Charaktereigenschaften wie auch die schwankende Gesundheit geerbt zu haben. Die Familie verweilte vorzugsweise in Berlin, brachte jedoch meistens den Sommer, auch ganze Jahre auf größeren und kleineren Reisen zu. Die Lieblingsneigungen des Vaters waren der Entfaltung des Sinnes für die ruhigere Kunst nicht gerade günstig, ebenso wenig mögen die bunten Eindrücke die stetige Entwicklung des jungen geistigen Lebens gefördert haben. Auf diese Ruhelosigkeit zurückblickend, pflegte S. später selbst mit Bedauern zu bekennen, daß er seine Jugendjahre im Reisewagen zugebracht habe. Bei dieser seltsamen Lebensweise des Vaters sah er schon frühe vieler Länder Baudenkmäler und Kunstwerke; längere Zeit und wiederholt verweilte er in Paris, dann in Braunschweig, Breslau, Prag und Wien. Am Tage der Schlacht bei Leipzig kehrte die Familie wieder nach Berlin zurück. Den Unterricht erhielt er anfänglich durch Hauslehrer und den Vater selbst, später auf Berliner Schulen und Gymnasien. Poesie, Geschichte, auch mathematische Studien zogen ihn damals vornehmlich an.

Da der Vater die Nachtheile eines Lebens ohne festen Beruf an sich erfahren hatte, suchte er seine Söhne durch rechtzeitige Bestimmung an einen solchen zu gewöhnen und demzufolge fügte sich auch sein Sohn Karl der ihm seit seinen Knabenjahren wiederholten Anordnung, die juristische Laufbahn einzuschlagen. Noch ehe er das Gymnasium verließ, löste der Tod des Vaters das elterliche Haus auf. Während Karl in Berlin zurückblieb, sah sich die Mutter mit den übrigen Kindern zu einem längeren Aufenthalte in Danzig genöthigt. Das ursprünglich bedeutende Vermögen war durch die Reisen zusammengeschmolzen und Einschränkungen blieben unvermeidlich.

Vor Vollendung seines 18. Jahres konnte Karl, der von jeher in seinem Leben einen hohen sittlichen Ernst bewahrte, die Berliner Universität beziehen. Im Herbste 1816 besuchte er seine Vaterstadt, wo sein empfänglicher Kunstsinn in den Sehenswürdigkeiten der alterthümlichen Stadt, im Artushof, in der

Pfarrkirche und in den vielen Gotteshäusern genugsame Nahrung und Anregung fand. Im allgemeinen war jene Zeit, in der die Jugend mit unreifen Plänen in die politische Entwicklung einzugreifen suchte, einer tieferen, wissenschaftlichen Ausbildung nicht günstig. Savigny's geistvoller Vortrag befreundete ihn jedoch dergestalt mit den juristischen Studien, daß er sie mit Hingebung betrieb. In froher Jugend genoß S. seit Ostern 1817 das akademische Leben zu Heidelberg, begleitet von seinem Freunde Ladenberg. In seiner Absicht, sich dem juristischen Lehrfache zu widmen, wurde er durch den Rath des Heidelberger Rechtslehrers Thibaut wankend gemacht und bald durch die anziehende Kraft der philosophischen Lehren Hegel's gefesselt. Die Gemäldesammlung der Gebrüder Boisserée hatte damals noch keinen entscheidenden Einfluß auf ihn, weil die alterthümlichen Formen der in ihr vertretenen Schulen ihm noch zu fremdartig erschienen. Die landschaftlichen Schönheiten dagegen lockten ihn zu Ausflügen in die nähere und fernere Umgebung von Heidelberg, in den Schwarzwald, nach Straßburg und im Herbste 1817 in die Schweiz. Er durchwanderte mit einigen Freunden das Berner Oberland und kehrte im October zu seinen Studien zurück.

Im Herbste 1818 folgte er als Schüler seinem berühmten Lehrer Hegel nach Berlin und studirte eifrig Philosophie. Das Hegel'sche System fesselte ihn durch seinen weiten Gesichtskreis und durch die Verbindung des Concreten mit den Kategorien des logischen Gedankens. Auf seine fernere wissenschaftliche Denkweise hatte dies gründliche Studium den nachhaltigsten Einfluß. Seine universelle Geistesart, welche die Kunstgeschichte zu einer weitumfassenden Culturgeschichte vertiefte, gewann ihren schöpferischen Trieb aus dieser philosophischen Schulung. Dennoch gewährten ihm die mit Leidenschaft betriebenen theoretischen Studien damals nicht die Befriedigung, welche seine contemplative und religiös angelegte Natur von der Beschäftigung mit der Philosophie erwartete. Je mehr sie ihn anzog, um so mehr fühlte er sich innerlich beunruhigt. Er empfand daher lebhaft das Bedürfniß nach Unterbrechung dieser Studien durch Verfolgung praktischer Lebensziele. Dazu kam die Nothwendigkeit, seine über das gewöhnliche Maaß bereits ausgedehnte Studienzeit nach dem Wunsche seiner Mutter zum Abschluß zu bringen. Mit Hülfe seiner früheren juristischen Studien bestand er am 6. Juli 1819 das erste Examen.

Eine Erholungsreise führte ihn auf mehrere Wochen nach Dresden, wo die Sammlung von Meisterwerken aus der Zeit höchster Kunstblüthe ihn zu dauernder Begeisterung ergriff. Am 26. Juli d. J. wurde ihm eine Anstellung bei dem Land- und Stadtgericht zu Danzig zu theil. Der praktische Dienst erweckte in ihm das Gefühl seiner nützlichen Thätigkeit und sein scharf denkender Geist gewann dem juristischen Wissen zugleich ein erhöhtes Interesse ab. Von neuem fesselte ihn die alterthümliche Schönheit seiner Vaterstadt mit ihrer malerischen Umgebung, auch gewann er noch Zeit, seine philosophischen, historischen und litterarischen Studien mehr oder weniger planmäßig fortzusetzen, Musik zu treiben und auf Grund einer kleinen Kupferstichsammlung die Eindrücke der Dresdener Galerie zu nähren. Das Gebiet, an welches Neigung und Begabung ihn späterhin fesseln sollten, faßte er zum Theil damals bereits ins Auge. Mit vorsichtiger Besonnenheit hielt er indeß an dem einmal erwählten Berufe fest und absolvirte noch die übrigen vorgeschriebenen, für den Staatsdienst erforderlichen Prüfungen. Von October 1819 bis Februar 1821 verblieb S. in Danzig und wurde darnach an das Oberlandesgericht nach Marienwerder versetzt. In dem kleinen entlegenen Orte, der seinen kunstgeschichtlichen Bestrebungen keine Anregung darbot, fand er sich bald geistig vereinsamt und sehnte das Ende seiner Gefangenschaft herbei. Nachdem er das letzte Examen glücklich bestanden hatte

und kurze Zeit in Königsberg thätig gewesen war, gönnte er sich zur Erholung und allgemein geistigen Ausbildung eine Frist, die er bei anderthalbjähriger Befreiung von amtlichen Verpflichtungen seit September 1826 zu einer italienischen Reise benutzte. Ueber Wien, Venedig, Verona, Mantua, Bologna und Florenz ging er nach Rom, wo er seinen Freund Dr. W. Röstel traf und fünf Monate zubrachte. Im Verkehr mit Bunsen, der als preußischer Gesandter in Verbindung mit befreundeten Gelehrten das große Werk der Beschreibung Roms bearbeitete, lernte er damals auch die Führer der deutsch=römischen Künstlercolonie kennen. Seine Neigung war fortan nicht nur auf die Betrachtung der Kunst im allgemeinen, sondern in höherem Grade auf ihre geschichtliche Auffassung gerichtet, für die in jener Zeit auch Rumohr, Waagen und Kugler mit epochemachenden Arbeiten wirkten. S. fühlte sich am meisten von der Kunst des italienischen Mittelalters angezogen, weil er für den Zusammenhang der weltgeschichtlichen Kunstentwicklung gerade in den Mittelgliedern größerer Perioden die anschaulichste Bestätigung zu finden glaubte. Auch die religiösen Beziehungen erweckten in ihm den Antrieb, nach Kräften dieser Forschung sich zu widmen. Trotz seiner zarten, leicht verletzbaren Gesundheit, die unter dem römischen Aufenthalte gelitten hatte, besuchte S. auch Neapel und die Tempel von Paestum. Ueber Genua und Mailand, durch die Schweiz, Tirol und die Rheinlande, überall mit dem eingehenden Studium von Kirchen und Sammlungen beschäftigt, kehrte er, an kunstgeschichtlichen Kenntnissen und Anschauungen bereichert im Spätherbst 1827 nach Königsberg zurück, um bei dem dortigen Oberlandesgerichte seine Thätigkeit als Assessor wieder aufzunehmen. Den Wunsch nach einer freieren Lebensstellung gab er auf, weil die Vermögensverhältnisse der Familie noch während seiner italienischen Reise erheblichen Abbruch erlitten hatten. Er beschloß, seinem bisherigen Berufe treu zu bleiben und die kunstgeschichtlichen Lieblingsstudien je nach Zeit und Gelegenheit zu betreiben. Mit Eichendorff, Lucas, Hagen u. a. befreundet, söhnte er sich mit Königsberg sichtlich aus. Unerwartet als Rath an das Oberlandesgericht nach Marienwerder versetzt, wurde er im Frühjahr 1829 seiner geliebten Mutter und bald darauf auch seiner Schwester Pauline durch den Tod beraubt und durch diese Schicksalsschläge so erschüttert, daß er selbst, völlig muthlos geworden, bedenklich erkrankte. Die Familienbande, die ihn an die Heimath fesselten, waren durch diese Erlebnisse gelöst. Auf ärztlichen Rath verließ er Marienwerder und begab sich nach Berlin, wo er mit Hinweis auf seinen Gesundheitszustand die Versetzung in die Rheinprovinz erwirkte.

Im October 1829 übernahm S. das Amt eines Procurators am Landgerichte zu Düsseldorf, wo damals ein reges Kunstleben erblühte. Seit 1826 stand dort W. Schadow an der Spitze der Akademie; Künstler wie Lessing, Hübner, Th. Hildebrandt und C. Sohn, Schirmer, Bendemann und Schrödter traten hervor und erwarben sich die enthusiastische Zustimmung ihrer Zeitgenossen. Wenngleich in dieser Blüthezeit der älteren Düsseldorfer Schule keine eigentliche nationale Kunst sich entwickelte, empfing doch das ganze Leben von ihr eine erhöhte Stimmung. S. trat hier in Kreise ein, in welchen seine fein und tief angelegte Natur sich bald heimisch fühlte. Er lebte mit empfänglichen Künstlern und verfolgte ihre Fortschritte mit wachsender Theilnahme. Ueberdies gewann er an Immermann und Uechtritz treue Freunde, mit denen er über poetische und wissenschaftliche Fragen Gedankenaustausch wechseln konnte. Von den Malern stand ihm wol Schirmer und Lessing am nächsten. Im Umgang ferner mit Felix Mendelssohn=Bartholdy genoß er edlen Gesang und Musik, für die er tief empfänglich war. Aus dem benachbarten Bonn stellte sich öfter Löbell ein, dessen

historischen und litterargeschichtlichen Studien auf S. anziehend einwirkten, auch entstanden wirkungsvolle Beziehungen zu Kinkel, R. Wiegmann und Ramboux. Als Vorstandsmitglied des Kunstvereins übte S. durch seinen geläuterten Geschmack und durch sein scharfsinniges Urtheil in dem Düsseldorfer Künstlerkreise einen erheblichen Einfluß aus. In der edlen Charlotte v. Schanowska wurde ihm im Sommer 1833 eine seinem Geiste ebenbürtige Gefährtin beschieden, die mit sorgender Liebe über seinem Dasein gewacht hat.

Bereits im ersten Jahre seines Düsseldorfer Aufenthalts trat er, noch leidend, eine Reise durch Belgien und Holland an, die ihn von neuem kräftigte. Das Ergebniß dieses Ausfluges waren seine „Niederländischen Briefe“, die jedoch, da er sie neben seinen umfangreichen Amtsgeschäften ausarbeitete, erst im J. 1834 erschienen. Mit echt philosophischem Geiste erfaßte er die Aufgabe und betrachtete die Kunstwerke als Producte ihrer Zeit. Von der Kunst der Gegenwart, von ästhetischen Anforderungen ausgehend und zu der älteren Kunst aufsteigend suchte er ohne Rücksicht auf systematische Gliederung den Beweis der inneren Einheit der Kunstentwickelung zu erbringen, indem er die Kunst im engsten Zusammenhange mit den geschichtlichen Bedingungen, mit dem Charakter jeder Periode und dem vorwaltenden Volksgeiste würdigte. Er war bestrebt, vor allem die treibende Seele jeder Cultur wahrzunehmen und die Kunst aus ihren inneren Motiven zu erklären. Die Charakterisirung der Landschafts- und Genremalerei in Verbindung mit der Geschichte und mit dem Volksleben ihrer Heimath ist wol von keinem Nachfolger Schnaase's übertroffen. Die Ferien benutzte er unablässig zu Studienreisen, zu Ausflügen rheinauf und abwärts, in die Nähe und Ferne, namentlich zu den Kunstdenkmälern des Mittelalters, dessen Gemüthsleben immer mehr seine Neigung in Anspruch nahm. Zu Anfang des Jahres 1836 wurde S. zum Oberprocurator ernannt und damit wuchs seine Arbeitslast. Durch häufige Badereisen suchte er seiner zunehmenden Kränklichkeit Herr zu werden. Im Herbst 1837 lernte er die neuere Kunst in München kennen, deren vergleichende Betrachtung mit der Düsseldorfer Schule wol nicht ohne herabstimmende Beurtheilung der letzteren geblieben ist. Neben seinen schriftstellerischen Arbeiten, die ihren gedeihlichen Fortschritt nahmen, las er während des Winters 1839—40 im Verein der Düsseldorfer Künstler die divina commedia in Uebersetzungen vor und begleitete jeden Gesang mit Erklärungen. Von kleineren Aufsätzen aus jener Zeit sind die „Historischen Erläuterungen zu L. Schwanthaler's Kreuzzug Friedrich Barbarossa's (1840) und der treffliche Bericht über die Kirche zu Ramersdorf in Kinkel's Jahrbuch vom Rhein (1847) hervorzuheben. Im Herbst 1840 hielt sich S. eine Zeit lang in Berlin und Dresden auf. Durch den Verlust seines Freundes Immermann tief erschüttert, fand er in dem aus Italien heimkehrenden Maler Schirmer, der kurze Zeit sein Hausgenosse war und bald darauf durch ein verwandtschaftliches Verhältniß ihm nahe trat, einen anregenden und tröstenden Freund.

Dem Wunsche seiner Freunde entsprechend gab S. im häuslichen Kreise eine Uebersicht der gesammten Kunstgeschichte. Krankheit hinderte ihn an der Beendigung seiner Vorträge, aber das Material dazu war allmählich so gereift und vervollständigt, daß er die Veröffentlichung eines umfassenden Werkes über die Geschichte der bildenden Künste beschloß. Der erste Band erschien im J. 1843, sechs weitere folgten in erster Auflage bis zum Jahre 1864. Der Erfolg, den er bereits mit den ersten Bänden erntete, erhöhte sein eigenes Interesse und veranlaßte ihn zu tieferen Studien namentlich auf dem Gebiete der Kunst des Mittelalters. Kugler war ihm zwar mit seiner Geschichte der Malerei und mit seinem Handbuche der Kunstgeschichte zuvorgekommen. Gegenüber diesen

auf kritischer Sichtung der Kunstwerke und auf vorwiegend formaler Betrachtungsweise ruhenden Werken sucht S. die Erscheinungen der künstlerischen Production „aus den physischen und geistigen, sittlichen und intellectuellen Eigenthümlichkeiten der Völker abzuleiten und den Proceß der Durchdringung des Kunstlebens mit den sonstigen Lebenselementen aufzuzeigen“. Mit einer seltenen Universalität wissenschaftlicher Bildung behandelte er die Kunstgeschichte als einen integrirenden Bestandtheil der Culturgeschichte. Während aber die Schilderung der altorientalischen Kunst und die Geschichte der Antike mehr der gesetzmäßigen Entwicklung allgemeiner Ideen galt, ist die historische und kritische Darstellung der einzelnen Werke und Vorgänge in der Kunstgeschichte des Mittelalters stärker betont. Diese fünf Bände sind als classische Schöpfungen zu betrachten, welche sich würdig an die große deutsche Litteraturperiode anreihen. Der tiefe Denker und Historiker ist auch ein Meister in der Darstellung. Die Anschaulichkeit und das Ebenmaß der von innerer Wärme erfüllten Schilderung verleiht ihr den Werth eines mustergültigen Vorbildes, an welchem die jüngeren Kunsthistoriker herangereift sind. Was Winckelmann seiner Zeit für das eng umgrenzte Gebiet der Antike und was A. v. Humboldt für die Betrachtung des Naturganzen anstrebte, suchte S. für die Kunst des Mittelalters seinen Zeitgenossen dazubieten. Um so bewunderungswürdiger war der rüstige Fortschritt seines großen und mühevollen Unternehmens, als er, überhäuft von Berufsgeschäften, nicht über eine ausgiebige Muße zu verfügen hatte und stets von unsicherer Gesundheit abhängig nach ärztlicher Vorschrift oft für längere Zeit der Arbeit entsagen mußte. Er konnte indeß die Urlaubsfristen, die seine Kränklichkeit erforderte, zu kunstwissenschaftlichen Reisen nach Frankreich (1844) und nach Oberitalien bis Florenz (1845) benützen.

Verdrießliche Vorkommnisse verleideten ihm darnach das Leben in Düsseldorf, weshalb er im J. 1848 einen Ruf als Obertribunalsrath nach Berlin annahm. Wenn ihn auch hier die politischen und kirchlichen Zerwürfnisse beunruhigten, so fand er doch für den Verlust des rheinischen Lebens einigen Ersatz in den Sammlungen und Bibliotheken. Berlin war damals ein Mittelpunkt kunstwissenschaftlicher Bestrebungen. Männer, wie Kugler, Waagen, der Archäolog Ed. Gerhard, Hotho, Schorn, Sotzmann u. A. standen, jeder auf seinem Gebiete, in voller Kraft und neidloser Thätigkeit. Unter den Jüngern dieses Kreises ist der früh heimgegangene Fr. Eggers als Herausgeber des Deutschen Kunstblattes zu nennen, zu welchem auch S. feinsinnige Beiträge, besonders aus dem Bereiche der mittelalterlichen Kunst lieferte. Auch W. Lübke, bald der bevorzugte Freund seines Lehrers, und später der Archäolog K. Friederichs waren ihm zugethan. Schnaase's gastliche Wohnung, dicht am Thiergarten im damaligen Hause des Bildhauers Drake, wurde der Mittelpunkt jener Gesinnungsgenossen. Aus dem harmonischen Zusammenwirken jener Kräfte hat die Kunstwissenschaft reichen Gewinn erzielt.

S. hielt stets an einer tief religiösen, protestantischen Glaubensinnigkeit fest. Doch war ihm die Religion nicht Sache des Dogmas, sondern Bekenntniß und Erfahrung inneren Lebens. Mit Eifer nahm er an der Gründung eines Vereins für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche theil, um den Gottesdienst durch die Weihe der Kunst zu heben. Sein Verkehr mit Männern wie Bethmann-Hollweg, Uechtritz und Grüneisen wurzelte in diesen Bemühungen, die auch in Schnaase's Vorträgen „Ueber das Verhältniß der Kunst zum Christenthum und besonders zur evangelischen Kirche“ (Berlin 1852) und über „Bildung und Christenthum“ (Berlin 1861) ihren beredten Ausdruck fanden. Zur Belebung dieser Interessen rief er in Verein mit C. Grüneisen und J. Schnorr v. Carols-

feld das christliche Kunstblatt in's Leben, in welchem er als treibende Kraft der Redaction mehrere gediegene Aufsätze erscheinen ließ. Er wurde auch Mitglied einer berathenden Museums-Commission und leitete mehrere Jahre hindurch den Verein der Kunstfreunde. Schnaase's Verdienste um die Förderung der lebenden Kunst fanden dadurch öffentliche Anerkennung, daß die Berliner Kunstakademie im J. 1853 ihn zum Ehrenmitglied erwählte. Körperliches Leiden nöthigte ihn im Sommer 1856 zu einem längeren Aufenthalte im Süden.

Unbefriedigt durch die politischen Zustände Preußens zu jener Zeit nahm er nach mehr als 30jähriger Dienstzeit den Abschied aus dem Staatsdienste, um ausschließlich kunstgeschichtlichen Studien zu leben. Im Herbste 1858 begab er sich abermals nach Italien, wo zwei jüngere Fachgenossen und Freunde, C. v. Lützow und W. Lübke ihn begleiteten. Mit Letzterem, der dem Meister wohl am innigsten verbunden war, machte er im Sommer 1860 eine gemeinsame Studienreise durch Belgien und im Herbst 1861 nach Wien. Das sorgfältige Studium der reichen Kunstschätze der Kaiserstadt gab die Veranlassung zu der Abhandlung über die österreichische Malerei im 15. Jahrhundert, welche in den „Mittheilungen der k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale“ erschien. Später lieferte er für die Wiener „Recensionen über bildende Kunst“ polemische Aufsätze über Michelangelo's Medicäer-Statuen, sowie die gediegenen Aufsätze über die byzantinische Kunst und über die italienische, französische und deutsche Renaissance, welche die methodische und kritische Sicherheit des Verfassers beglaubigen. Insbesondere ist hier die Besprechung von J. Burckhardt's Geschichte der italienischen Renaissance-Architektur (1867), der warm empfundene Nekrolog seines Freundes Waagen (1868), der Rückblick auf die Holbein-Ausstellung in Dresden „Im neuen Reich“ (1871) und der Nachruf an C. Friederichs (Christl. Kunstblatt, 1872) zu erwähnen. Noch bevor sich S. im Herbste 1864 zu einem Winteraufenthalte in Rom und Neapel auf Reisen begab, hatte er die Genugthuung, die während eines Zeitraums von 21 Jahren fortgesetzte „Geschichte der bildenden Künste“ bis zum Schluß des Mittelalters geführt zu haben. Da die ersten Bände des Werkes bereits vergriffen waren, drängte der Verleger zur Vorbereitung einer zweiten Auflage. Um die Fortsetzung der späteren Perioden nicht völlig zu unterbrechen, begann S. die Durchsicht und Vervollständigung der früheren Theile für den neuen Druck unter dem Beistande befreundeter jüngerer Gelehrten, wie Lützow, Friederichs, Rahn, A. Schultz, Lübke, Woltmann, Dobbert und Eisenmann. Alle Mitarbeiter der zweiten Auflage zollten ihrem geistvollen Führer unbegrenzte Verehrung und haben durch den persönlichen lehrreichen Verkehr mit ihm die lohnendste Anregung und Förderung ihrer Studien erfahren. Auf die harmonische Einheit des Ganzen bedacht hat S. sowohl als sinniger Geschichtsphilosoph wie als kritischer Historiker seinem Werke, in welchem er selbst mehrere Abschnitte neu bearbeitete, mit jugendlicher Frische den Stempel der Vollendung aufgeprägt. Das Material zu einer Fortsetzung in einem achten Bande über die deutschen Malerschulen und die flandrische Malerei nebst einem von S. selbst entworfenen Culturgemälde der Renaissancezeit wurde von Lübke und Eisenmann vortrefflich zu einem abschließenden Ganzen abgerundet. Die Entwicklungsgeschichte der Kunst, wie sie von Schnaase's Geist beseelt, in dem epochemachenden Werke vorliegt, ist seit dem Erscheinen der zweiten Auflage als Ganzes unerreicht geblieben. Die mit dem befreundeten Franzosen Germain geplante Uebersetzung ist leider nicht erschienen.

Mit gesteigertem Interesse hatte S. nach der Heimkehr aus Italien an der großen Umwandlung seines Vaterlandes innigen Antheil genommen. Während der Aufenthalt in Berlin seinen Studien förderlich war, erwies sich das nordische

Klima für seine Gesundheit minder zuträglich. Im Herbste 1867 siedelte er nach dem anmuthigen Wiesbaden über. In den ersten Jahren seines dortigen Aufenthaltes unternahm er zur Sommerzeit noch manche Reise. So besuchte er 1869 die internationale Ausstellung in München, 1871 die Holbein-Ausstellung in Dresden und im Herbste desselben Jahres führte er eine Fahrt durch den Schwarzwald nach der Schweiz aus, um die Sammlung des Fürsten v. Fürstenberg in Donaueschingen, das Museum in Basel und die Gemälde der oberdeutschen Schule in Colmar kennen zu lernen; ja noch im Sommer 1872 benutzte er einen längeren Aufenthalt in Cannstadt zu einem Abstecher nach Tiefenbronn bei Pforzheim zur Besichtigung der Altargemälde von Hans Schühlein und Lucas Moser. Auch gereichte ihm noch ein Besuch in Freiburg zur Untersuchung des Münsters und seiner Kunstwerke zu hohem Genuß.

Da dem Leidenden allmählich die Bewegung im Freien versagt wurde, sah er es als eine besondere Erquickung an, mit dem damaligen Conservator der Antikensammlung in Wiesbaden, R. Kekulé, sowie mit den besuchsweise eintreffenden Freunden Lübke und Woltmann seine Gedanken austauschen zu können. Von Badenweiler aus, wo er wiederholt sich aufhielt, richtete S. am 27. August 1873 eine in den Mittheilungen des österreichischen Museums veröffentlichte Zuschrift an den in Wien tagenden kunstwissenschaftlichen Congreß.

In den Briefen der letzten Jahre, die ihm beschieden waren, kehren häufig milde Klagen über die Abnahme seiner Lebenskräfte wieder; der Tod hatte ihm bereits manchen alten Freund genommen, sein zartes Gemüth dadurch erschüttert und die Vereinsamung empfindlich gemacht. Nach einem sehr beschwerlichen Winter bezog er im Sommer 1874 eine auf dem Adolfsberg in Wiesbaden gelegene Villa und erfreute sich dort noch einmal des Grüns und jeder Blüthe im Sonnenschein. Am 17. Mai 1875 wurde er in lebhafter Unterhaltung mit dem aus Italien heimgekehrten Prof. R. Kekulé plötzlich unwohl und bald darauf von einem wiederholten Schlaganfall betroffen. Am 20. Mai d. J. endete ein sanfter Tod sein Leben, das die sorgsamste Pflege seiner Frau so lange erhalten hatte. Ein Brustbildniß Schnaase's von Marie Wiegmann in der National-Galerie zu Berlin und eine Marmorbüste von J. Kopf in der Säulenhalle am Neuen Museum daselbst haben die feinbeseelten Züge des Gelehrten der Nachwelt bewahrt.

S. ist nicht nur als epochemachender Forscher zu schätzen, der mit genialem Blicke der Wissenschaft neue Bahnen angewiesen, sondern in gleichem Maße als ein Mann von vollendeter Harmonie und Humanität des Wesens. Der Director des Kunstvereins in Wiesbaden sprach an seiner Ruhestätte die vollgültigen Worte: „Wie sich bei jedem wahrhaft bedeutenden und großen Menschen das Innere harmonisch abschließt, so war sein Streben durchdrungen von Ernst und sittlicher Weihe. Mit selbstloser Uneigennützigkeit, mit reinster Liebe zur Sache lag er dem frei gewählten Lieblingsberufe ob, mit Freigebigkeit theilte er aus den reichen Schätzen seines Wissens, mit liebenswürdiger Bescheidenheit wußte er Belehrung zu empfangen und mit freundlicher Nachsicht beurtheilte und ermunterte er die Leistungen Jüngerer."

Zur Förderung der Wissenschaft hatte S. seine Kupferstichsammlung der Universität zu Bonn vermacht. Straßburg erbte einen Theil seiner Bibliothek, während seinem Freunde W. Lübke der andere Theil seiner Büchersammlung und der gesammte wissenschaftliche und briefliche Nachlaß zufiel. Um die Tiefe des Gemüthslebens und die vielseitige geistige Regsamkeit des Mannes erschöpfend würdigen zu können, bedarf es noch der Veröffentlichung seiner eigenen Briefe, die nur zum geringen Theil vorliegen.

Vgl. Im neuen Reich, 1875, Nr. 23. Karl Schnaase von A. Springer. — Repertorium für Kunstwissenschaft, 1876, S. 194—208. Karl Schnaase, (Nekrolog) von A. Woltmann. — Zeitschrift für bildende Kunst, 1875, S. 289—301. Karl Schnaase, von W. Lübke. — Christliches Kunstblatt, 1876, Nr. 1, S. 1—9. — Karl Schnaase. Biographische Skizze von Wilh. Lübke. Stuttgart 1879. — Wiederholt im VIII. Bde. der Geschichte der bildenden Künste von Dr. Karl Schnaase. Stuttgart 1879. p. XVII—XLXXXIV. — Erinnerungen an Friedrich v. Uechtritz und seine Zeit in Briefen von ihm und an ihn. Mit einem Vorwort von Heinrich v. Sybel. Leipzig 1884. S. 231—289.

v. Donop.

Schnabel: Georg Norbert S, Professor der Statistik und des Strafrechts an der Universität in Prag, wurde am 31. März 1791 zu Weseritz in Böhmen geboren, absolvirte die Gymnasialstudien in Pilsen, die philosophischen und juridischen an der Universität in Prag und erwarb schließlich zu Ende des Studienjahres 1816 den juridischen Doctorgrad an der Universität in Wien. Sofort nach der Promotion gelang es ihm, als Assistent bei den Lehrkanzeln der Politik und Statistik der juridischen Facultät in Wien in die akademische Laufbahn einzutreten, und schon im nächsten Jahre (a. h. Entschließung vom 4. September 1817) konnte er als ordentlicher Professor der Statistik nach Prag zurückkehren.

Noch vor seiner Ernennung hatte S. einige kleinere Arbeiten in den Vaterländischen Blättern und an anderen Orten veröffentlicht. Nach seiner Ernennung trat er sehr bald mit einem größeren Werke hervor; es war dies „Die europäische Staatenwelt, ein Versuch, die Statistik in der vergleichend räsonnirenden Methode zu behandeln“ (Bd. I, Prag 1819; Bd. II, Prag 1820). Mit diesem Werke, welchem eine theoretische Einleitung in die Statistik vorausgeschickt war, trat S. muthig in die große Arena der statistischen Litteratur ein; er knüpfte ausdrücklich an die zu jener Zeit entbrannte Fehde (Lueder) in der statistischen Theorie an und wollte sowol in der Theorie als in der Anwendung der Statistik gegen deren Verächter zeigen, was das Wesen dieser Wissenschaft sei und wie hoch im Range sie stehe; Büsching und Normann waren die einzigen, welche er in der Anwendung der vergleichend räsonnirenden Methode als seine Vorläufer betrachtete. Ob Schnabel's Versuch ohne äußere Hemmnisse die gewünschte Wirkung hervorgebracht hätte, läßt sich schwer entscheiden; der Möglichkeit einer Wirkung wurde jedenfalls durch das staatliche Verbot vorgegriffen, welches den zweiten Band traf. Es war die Zeit der Karlsbader Beschlüsse, in welcher Schnabel's Werk erschien; sicherlich die ungünstigste Zeit, um, wie S. es versuchte, ein Lehrgebäude der Politik auf Grund der Statistik zu errichten.

Von da an tritt eine Pause einiger Jahre in Schnabel's litterarischer Wirksamkeit ein. Im J. 1826 erschienen aber (in Prag) wieder zunächst drei kleinere Arbeiten, eine „Statistische Darstellung von Böhmen“, eine solche „Ueber Raum- und Bevölkerungsverhältnisse der österreichischen Länder“ und ein „Geographisch-statistisches Tableau der europäischen Staaten“, welch letzterem im nächsten Jahre ein „Geographisch-statistisches Tableau der Staaten und Länder aller Welttheile“ folgte. Diese Arbeiten waren die Brücke zu der „General-Statistik der europäischen Staaten mit vorzüglicher Berücksichtigung des Kaiserthums Oesterreich“ (Prag 1829, 2 Bände mit 2 Uebersichtskarten), jenem Werke, auf welchem in erster Linie Schnabel's Stellung in der statistischen Litteratur beruht. Wenn man die „General-Statistik“ mit der „Europäischen Staatenwelt“ vergleicht, so begreift sich mancher Unterschied angesichts der erwähnten Erlebnisse sehr wohl; das politische Raisonnement ist verschwunden, nur die

Darstellung der Thatsachen ist geblieben. Die „General-Statistik" wollte die Aufgabe lösen, die Statistik aller Staaten eines Welttheils nach der synkretistischen (vergleichenden) Methode zu bearbeiten und dabei doch den Vorzug der Bestimmtheit und Genauigkeit in den Angaben zu bewahren; ein ethnographisch geordnetes Sachregister sollte den von der vergleichenden Methode untrennbaren Mangel eines vollständigen Bildes der einzelnen Staaten ersetzen.

Dieses Werk erfuhr vielfache Anerkennung, gelangte im J. 1833 zu einer zweiten Auflage und im J. 1835 sogar zu einer in Pavia erschienenen italienischen Uebersetzung (von C. Ravizza und G. Zuradelli); im J. 1841 noch konnte S. unter dem Titel „Europa um das Jahr 1840" zu dem Werke eine ergänzende Uebersicht der neuesten Veränderungen im Gebiete der General-Statistik der europäischen Staaten herausgeben. Wie anerkannt Schnabel's Name auf diesem Gebiete der Litteratur geworden war, beweist außerdem der Umstand, daß er berufen ward, nach dem Tode des ursprünglichen Verfassers von „Galetti's allgemeiner Weltkunde" als der Herausgeber der 7. Auflage dieses Werkes einzutreten; es kennzeichnet Schnabel's Standpunkt, daß er dabei ausgesprochenermaßen das Ziel verfolgte, „die drei Schwesterwissenschaften, Geographie, Statistik und Geschichte, allgemein zugänglich und darum recht gemeinnützlich zu machen".

Neben dieser eifrigen Wirksamkeit auf statistischem Gebiete fand aber S. auch noch Zeit zu litterarischer Bethätigung in ganz anderer Richtung.

Wenige Monate nach seiner Ernennung zum Professor hatte er auch das Amt eines Historiographen der juridischen Facultät in Prag übernommen und es gelang ihm, jenes Werk rasch durchzuführen, von welchem die designirten Vorgänger zurückgetreten waren. Im J. 1827 erschien die „Geschichte der juridischen Facultät der vereinigten Karl-Ferdinandeischen Hochschule zu Prag" und neben diesem Hauptwerke gab eine Reihe von Arbeiten in den Schriften des böhmischen Museums Zeugniß von seiner historiographischen Thätigkeit.

Desgleichen hielt S. die Verbindung mit den politischen Wissenschaften, in welcher er als Assistent in Wien gestanden war, litterarisch aufrecht. Der „Entwurf einer Dienst-Instrukzion für die Wirthschaftsämter in den k. k. Staaten" (1. Aufl. Prag 1819; 2. Aufl. Prag 1827), sowie die Abhandlung „Von einigen durch politische Gesetze begründeten besonderen Arten des Grundeigenthums in Böhmen" in der Zeitschrift für österreichische Rechtsgelehrsamkeit (Wien 1827) gehören hierher.

Wie aus der zweiten Auflage der eben erwähnten „Instrukzion" ersichtlich ist, war S. zur Zeit derselben auch Supplent der politischen Lehrkanzel in Prag. Bei der Verbindung des Polizeistrafrechts mit dieser Lehrkanzel in der vormärzlichen Studienordnung Oesterreichs mag S. daraus den Anstoß gewonnen haben, litterarisch auf das strafrechtliche Gebiet überzugreifen. In dieser Richtung erschienen nun zunächst einige Abhandlungen in der Zeitschrift für österr. Rechtsgelehrsamkeit („Ueber die Konkurrenz der Zivil- mit der politischen Gerichtsbarkeit bei schweren Polizei-Uebertretungen" 1826; „Ueber das Verhältniß der österreichischen Staatsbürger zur Anzeige geschehener oder zu besorgender Verbrechen und schwerer Polizeiübertretungen" 1830; „Ist jeder Diebstahl, der nicht ein Verbrechen ist, eine schwere Polizei-Uebertretung? Mit Beziehung auf das in Oesterreich geltende Strafgesetzbuch vom 3. September 1803" 1832).

Auf diese Weise war jener Schritt innerlich vorbereitet, zu welchem sonst die ausreichende Erklärung fehlen würde, der Uebertritt Schnabel's zu der Lehrkanzel des Natur- und Criminalrechts im J. 1835. Wol ist der Uebertritt von der statistischen Lehrkanzel zu anderen juridischen Professuren in Oesterreich mehrfach vorgekommen, weil die Dotation und Stellung der statistischen Lehr-

kanzel nach der vormärzlichen Studienordnung eine untergeordnete war; es mag ferner, wenn wir die überlieferten Berichte richtig auslegen, S. auch noch nach 1820 in jene Collisionen gerathen sein, welche zwischen den Professoren der Statistik einerseits und der Büchercensur, sowie den politischen Behörden andererseits häufig eingetreten sein sollen. Alle diese Gründe könnten aber die Trennung von der statistischen Lehrkanzel hier nur schwer begreiflich machen, da S. durch eine, wie wir gesehen, fruchtbare und erfolgreiche litterarische Wirksamkeit mit seinem Lehrfache verbunden war. Nur der Umstand, daß die criminalistischen Studien Schnabel's mit seinen statistischen Arbeiten sichtlich schon von Jugend her parallel gegangen waren und ihn von Anfang an neben der Bethätigung auf statistischem Gebiete zu litterarischen Veröffentlichungen auf dem Felde des Strafrechtes drängten, erklärt den Entschluß Schnabel's in einer mit demselben versöhnenden Weise.

Es stimmt hiermit überein, daß Schnabel's schriftstellerische Thätigkeit auch von da an, ihrem früheren Charakter treu, eine dem Strafrechte wie der Statistik zugewandte Seite zeigte. In der Zeitschrift für österr. Rechtsgelehrsamkeit erschienen zunächst noch folgende Abhandlungen strafrechtlichen Inhalts: „Ueber Selbstverletzungen und deren Verhältniß zur österreichischen Strafgesetzgebung" (1837) und „Ueber die generelle Verschiedenheit zwischen Abtreibung der Leibesfrucht und Mord eines Kindes, mit Berücksichtigung der Frage der Perforazion" (1838). Gleichzeitig erschien als 22. Band von Braumüller's Juristischer Handbibliothek (Wien 1837) eine Erörterung über „Das Strafgesetz über Gefällsübertretungen in seinen Beziehungen auf die allgemeinen österreichischen Strafgesetze", welchem noch nach einem Decennium die vordem der General-Statistik widerfahrene Ehre der Uebersetzung in das Italienische zu theil wurde (von Prof. Dr. J. B. Fava, Venedig 1846).

Was die Statistik betrifft, so bot S., wie er selbst sagt, schon seine Stellung als Mitglied der Provinzialhandelscommission und mancher gemeinnütziger Vereine vielfache Veranlassung, mit seinen früheren wissenschaftlichen Bestrebungen in freundliche Berührung zu kommen. „Durch seine Berufs- und Geschäftsverhältnisse häufig zu Vorschlägen neuer nützlicher Einrichtungen im geselligen Leben verpflichtet, war er nicht nur zur Benützung seiner früher gemachten statistischen Sammlungen, sondern auch zu neuen Forschungen und Erhebungen bestimmt worden, so daß unter seinen Händen eine Reihe statistischer Tabellen erwuchs." Infolge dessen brachte er zunächst, offenbar an eine im J. 1834 in der steiermärkischen Zeitschrift enthaltene „Uebersicht der gewerblichen Industrie Böhmens" sowie an zwei in den Schriften des böhmischen Museums von 1829 und 1830 publicirte Arbeiten „Ueber die neuere Vervollkommnung der öffentlichen Kommunikazionswege in Böhmen" und „Ueber die Leinenwaaren-Produkzion in Böhmen" anknüpfend, eine umfassende „Statistik der landwirthschaftlichen Industrie Böhmens" (Prag 1846) zur Veröffentlichung. An diese Arbeit schlossen sich bald (Prag 1848) „Tafeln zur Statistik von Böhmen" im allgemeinen an. Amtliche Förderung ist sichtlich beiden Schriften zu theil geworden; es sind daher auch beide dem Landeschef (Erzherzog Stephan) zugeeignet.

Bis hierher ist der Zusammenhang mit Schnabel's litterarischer Vergangenheit ein vollkommener. Die lehramtliche Verknüpfung von Strafrecht und Rechtsphilosophie bestimmte S. aber, auch auf letzterem Gebiete productiv hervorzutreten, und hier ward ihm ein Mißerfolg nicht erspart. Er selbst glaubte seine Schrift „Das natürliche Privatrecht" (Wien 1842) als eine „consequente Durchführung des den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft bezeichnenden, in der relativ moralischen Rechtsdeduction gegründeten Rechtsprincipes" charakterisiren

zu können, er stieß aber auf lebhaften Widerspruch. In der Zeitschrift für österr. Rechtsgelehrsamkeit selbst (1843), deren eifriger Mitarbeiter S., wie wir gesehen, gewesen war, übte Heyßler an dem Werke eine eingehende, schneidige Kritik, welche dem Verfasser nach der philosophischen wie nach der juridischen Seite die Voraussetzungen zu einer solchen Arbeit absprach, und in der zweiten Wiener juridischen Zeitschrift („Der Jurist“, 1843) schloß sich Wildner v. Maithstein diesem Urtheile an.

S. selbst ließ sich, und dieß ist für seine Beharrlichkeit kennzeichnend, durch die abfälligen Urtheile nicht entwaffnen. Die Prager Zeitschrift „Themis“ öffnete ihm die Spalten (1843) zur Abwehr der Wiener Kritik und nach Jahren noch griff er zur Feder, um in Haimerl's Magazin (Bd. III) seine Ansichten „über das Verhältniß des Staates zum Rechte“ niederzulegen. Nur insoweit scheint dieser Zwischenfall für Schnabel's litterarische Wirksamkeit bedeutsam gewesen zu sein, als er ihm die weitere Mitarbeiterschaft an der Zeitschrift für österr. Rechtsgelehrsamkeit verleidet haben mochte; in dieser Weise erklärt sich eine bemerkbare Pause in Schnabel's Veröffentlichungen während der vierziger Jahre.

Schnabel's akademische Laufbahn ist durch ihre innige Verknüpfung mit einer Hochschule charakterisirt; von der kurzen Wirksamkeit als Assistent in Wien abgesehen, gehörte er nur der heimathlichen Universität an und an dieser ist er als Professor volle 40 Jahre bis zu seinem Tode (am 22. October 1857) thätig gewesen. Es konnte daher wol nicht fehlen, daß ihm die akademischen Aemter und Würden mehrfach zu theil wurden (er war wiederholt Decan und 1852/53 Rector) und daß er in dem nach 1848 geschaffenen staatlichen Prüfungswesen eine leitende Stellung einnahm.

Seine über das akademische Leben hinausgreifende Thätigkeit hatte aber auch andere Auszeichnungen zur Folge. So war er schon im Vormärz (1846) zum k. k. Gubernialrathe ernannt worden und einige Jahre nach dem Thronwechsel von 1848 ward ihm die kaiserl. Anerkennung durch die Verleihung der goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst (1852) und des Franz-Josef-Ordens (1855) zu theil.

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon und die dort citirten Schriften. — Ficker, Der Unterricht in der Statistik an den österreichischen Universitäten und Lyceen (Statistische Monatsschrift 1876, S. 66 u. 67). — Vorlesungsverzeichnisse der Wiener und Prager Universität.

Hugelmann.

Schnabel: Johann Gottfried S., pseudonym Gisander, Schriftsteller, geboren in Sachsen um 1690, erwarb sich, wir wissen nicht wie und wo, zum Theil sicherlich in Leipzig, eine reiche Litteratenbildung und Weltkenntniß, gelangte in den Kreis des Prinzen Eugen, nahm (als Chronist?) 1708—1712 an den Brabanter Feldzügen theil und errichtete auf Grund von Tagebüchern und ungeschriebenen Erinnerungen seinem Helden 1736 ein überschwängliches biographisches Denkmal. Er heirathete spätestens 1720; ein Sohn machte 1737 blutjung den türkischen Krieg mit und sandte Berichte an den Vater, der 1731 in Stolberg festen Fuß als Journalist gefaßt hatte und bis 1738 die „Stolbergische Sammlung Neuer und Merckwürdiger Welt-Geschichte“ herausgab, im Auftrag des regierenden Grafenhauses, aber ohne klingende Unterstützung. Er hob das Blatt, so daß es bald zweimal wöchentlich erscheinen konnte, und schlug sich mit den Seinen, „zuweilen etwas kümmerlich“, durch. Unter die politischen Neuigkeiten mengte er gereimte Sinngedichte auf Berühmtheiten der Tagespolitik, den „Gideon“ Prinz Eugen nicht zu vergessen. 1734 veröffentlichte er als Beilage zur Darstellung der polnischen Händel ein „Kleines

Gregoriusspiel", das einigen Volksfiguren frische Worte leiht und Sachsens August über den verhöhnten „Stenzel" und seine Franzosen erhebt. Der arme Officiosus, dessen Feder auch die Festlichkeiten des Duodezfürsten submiß verherrlichen mußte, strebte aus der bloßen kleinstädtischen Kannegießerei heraus. Neben der Staatengeschichte und den unerläßlichen vermischten Anekdoten verfolgte er u. a. die Schicksale der Salzburger Emigranten. 1737 wurde ihm, dem Redacteur, Büchercommissar und Lotteriecollecteur, der Titel eines gräflichen Hofagenten zutheil, aber schon im nächsten Jahre machte Regierungswechsel der „Sammlung" den Garaus und die neue Erlaucht überging bei der Austheilung von Trauerkleidern unter die Hofbeamten den vielgeprüften Litteraten, dessen Lebensende wie seine Frühzeit unserer Kenntniß entzogen ist. Er ließ sich vielleicht in Halberstadt nieder. Gestorben ist er nach 1750; 1812 spricht Jemand von ihm als persönlicher Bekannter und macht die ganz unsichere Angabe, S. sei erst Ende der siebziger Jahre in Stolberg verschieden. Hier kann von 1742 bis 1782 ein Johann Heinrich S. als Gelegenheitsreimer und Kirchner nachgewiesen werden.

S. nimmt den hervorragendsten Platz unter den älteren deutschen Nachahmern von Defoe's Weltbuch, dem Robinson, ein. Sein Hauptwerk, die „Insel Felsenburg", ist aber viel mehr als eine Robinsonade. Sie hat es weder mit Einem Manne zu thun, noch verliert sie sich in die Gattung der voyages imaginaires oder haftet an einzelnen Ländern, Provinzen, Berufen. Sie geht weder in halbgelehrter Ethnographie noch in platter Erotik und wirren Abenteuern auf. Sie steht über der Masse der bloßen Unterhaltungsschriften, von welcher die Vorrede zum sächsischen Robinson (4. Aufl. 1759) kurzweg und triftig erklärt: „Das Wort Robinson hat seit einiger Zeit bey uns Teutschen eben die Bedeutung angenommen, die sonsten das französische Wort Aventurier hat, welches einen Menschen anzeiget, der in der Welt allerhand außerordentlichen Glücks- und Unglücksfällen unterworfen gewesen". Aber alle angedeuteten Elemente sind doch in dem vierbändigen Werke vorhanden, das unter einem höchst weitschweifigen Titel „Wunderliche Fata einiger Seefahrer" . . . — „par commission dem Drucke übergeben von Gisandern" 1731—43 ans Licht trat und eines der beliebtesten Werke des Jahrhunderts wurde. Auch Goethe erwähnt als selbstverständlich, daß die Insel Felsenburg in seiner Knabenlectüre nicht fehlte. Sie fand grobe Nachahmungen, wie in einem Studentenroman von 1748 (vgl. meine „Komödien vom Studentenleben" 1885, S. 35). 1788 f. druckte C. K. André eine „sittlich unterhaltende" Bearbeitung, 1823 gab K. Lappe seiner kurzen Redaction den Nebentitel einer „Robinsonade". Das schönste Stück verpflanzte Arnim 1809 in seinen „Wintergarten", das Ganze modernisirte leichthin Tieck 1828, und Oehlenschläger verwerthete es freier in seinen „Inseln der Südsee" 1826. Die begeisterten Urtheile, z. B. Hettner's, sind aber zu sehr von den ersten Partien bestochen, wie auch Heinrich Voß 1808 allzu enthusiastisch an Lotte Schiller schreibt: er habe die ehrliche Insel Felsenburg wieder gelesen; „welch eine Gemüthlichkeit, Wahrheit und Treuherzigkeit in diesem Buche. Der Verfasser ist ein echt romantisches Genie gewesen, kein astromantisches (wie Z. Werner). Die Idee, ein gebildetes Völkchen in paradiesischer Unschuld darzustellen ist lieblich und ungemein glücklich ausgeführt" . . . Eine Kluft scheidet die frühere von der späteren Hälfte, und wiederum steht der erste hoch über dem zweiten Theil (1732), der dritte (1736) um einige Grade über dem letzten. Allerdings erfüllt wahrhafte idyllisch-patriarchalische Stimmung die Exposition und was zunächst darauf folgt: wie nach dem Schiffbruch und weiter nach dem Tode des teuflischen Buhlers Lemelie der biederherzige Sachse Albertus Julius allein mit der jungen schwangeren Wittwe Concordia auf der einsamen Insel

wohnt und keusche Liebe das verschlagene Menschenpaar erfaßt, bis Concordia das lösende Wort spricht, als sie die Klagen des herumstreifenden Mannes belauscht. Ein schlichtes Meisterstück ist ihre Hochzeit. Köstlich wird die Thierwelt anthropomorphisch aufgefaßt: der Affenwittwer, die heldenhafte Aeffin, der Affe mit dem durchteufelten Gemüth; woran H. Voß, der doch Grimm's Märchen verachtete, seine helle Freude hatte. Wie das Alterthum sich eine Atlantis, wie Morus eine Utopia ersann, so sprach Andreä von einem Christeneiland, und 1732 schilderte Prevost im ersten Theile des „Cleveland" die idyllische Inselrepublik flüchtiger Hugenotten. S. aber kannte auch die Geschichten spanischer Conquistadoren, aus denen noch Heine die Verklärung dieser sentimentalisch sehnenden Inselpoesie, sein tiefergreifendes „Bimini", schöpfte. Schnabel's Insel ist ein schönes Paradies, wo eine neue Menschheit nun heranwächst. Von einem reinen Paar geht ein reines Geschlecht aus, fern von Europa im Weltmeer, ohne verderblichen Luxus, denn dies „Kanaan" stillt das Bedürfniß der Colonisten, ohne träge Erschlaffung, denn Albert Julius hält pädagogisch auf Thätigkeit. Ein Staat mit patriarchalisch-absoluter, dann christlich-parlamentarischer Verfassung ist hier errichtet. Die kleine Colonie steigt durch Zuzug und Kindersegen auf 300 Köpfe. Hochbetagt stirbt 1715 die Altmutter, über 100 Jahre zählt bei seinem Abscheiden der Altvater. Zwei gerettete Bibeln legen den Grund zu einem neuen pietistischen Urchristenthum der Liebe und des guten Handelns, ohne dogmatische Belastung, während später die große Thätigkeit für Mission und Bibelvertheilung auf Hallenser Anregung hindeutet. Lessing mag, trotz aller Verachtung des Romans, seine Geschichte von der Inselgemeinde und ihrem lutherischen Katechismus aus S. gewonnen haben (Axiomata 1778).

Nachdem eine echte Robinsonade, die sammt vielen Schätzen bei den Gebeinen vorgefundene Autobiographie eines Spaniers — man denke an Salas-y-Gomez — den ersten Theil abgeschlossen hat, bietet der zweite ein wirres Conglomerat von Lebensgeschichten der Zuzügler, freilich mit der Tendenz eines größtmöglichen Gegensatzes zwischen dem verrotteten Europa und dieser Friedensinsel, aber doch in seiner realistischen und culturgeschichtlich bedeutsamen Musterung aller Stände mit einem bedenklichen Behagen an niedrigen Abenteuern und Buhlereien, so daß man von solchen Rekruten dem Christenstaat wenig Gewinn versprechen kann. Im dritten Theil finden wir breite Religionsverhandlungen und öde Phantastik, neue Einzelbilder und störende Episoden, wie die Geschichte einer marokkanischen Prinzeß Mirzamanda. Der vierte ist eine böse, „raptim" beendete Sudelei, die, abgesehen von ihrer Abenteuerlichkeit und Frivolität, den früheren Zustand dadurch zerstört, daß die friedsamen Felsenburger, Männer und Amazonen, einen Krieg mit den Portugiesen ausfechten.

Die Sprache muthet, besonders im ersten Theil, oft durch ein ungeschminktes Naturell und altfränkische Traulichkeit an. Der Verfasser entschuldigt in der Vorrede zum Schlußband seinen Stilus, für dessen künstlerische Durchbildung er allerdings wenig gethan hat und in jener Zeit, bei so kargen Verhältnissen und so bedrängter Muße seiner Lohnschreiberei, wenig thun konnte. Dem Werke fehlt die Einheitlichkeit, die dem Urheber gebrach. Hat doch „Gisander, welcher die Felsenburgische Geschichte gesammlet hat" 1750 einen Schmöker „Der aus dem Mond gefallene und nachhero zur Sonne des Glücks gestiegene Printz" . . . zum Plaisir für Staats- und Kriegsverständige und andere curieuse Leser auf den Markt geworfen und schon vor dem letzten Theile der Insel Felsenburg anonym ein Schandbuch, wie damals viele herauskamen und hohen wie niedern Pöbel vergnügten, ausgehn lassen, den durch Immermann sprichwörtlich gewordenen Roman „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier" . . . 1738. Dieses, wie fast alle sogenannten „Erotica", recht langweilige Werk häuft Aben-

teuer auf Abenteuer, Brief auf Brief, um besonders die Buhlereien eines Herrn v. Elbenstein in Italien theils auszumalen, theils anzudeuten, denn in den verfänglichsten Situationen soll der Leser durch Abbrechen gekitzelt werden. Ein nüchterner Abschnitt behandelt die Merkwürdigkeiten Venedigs (S. 145 ff.). Der weitere Verlauf spielt sich in Deutschland ab und lehrt an Elbenstein und Sohn, daß Gott den Menschen sinken, doch nicht ertrinken lasse. Lasciven Novellen und galanten Gedichten sollen Bußlieder aus dem Stegreif entgegnen; im Titel hängt das beliebte Schild der Warnung vor dem Laster aus. Das Ganze ist ruschelig im Modestil hingeschrieben und gehört inhaltlich wie formal zu den Nachläufern des 17. Jahrhunderts, da doch der Verfasser alles Zeug gehabt hätte, nur auf neuer, eigener Bahn auszuschreiten. Es ist ihm schlecht gegangen. Im traurigen Litteratenthum, das früher Christian Reuter hinabzog, im Mangel an Luft und an künstlerischem Gewissen ist auch dieses reiche Talent verkommen.

H. Voß schrieb 1808: ein Mann, „der uns ein solches Nationalwerk geschrieben, wird nun unter die verschollenen Schriftsteller gezählt, oder ist vielmehr verschollen". Auf eine Anfrage im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen wurde 1812 „ein Kammersecretär Schnabel in Stolberg am Harz" als Verfasser genannt und diese Notiz hier und da wiederholt, meist ignorirt; Weller verzeichnete „Gisander" als Pseudonym für „Ludwig Schnabel"; die eigentliche Enthüllung ist A. Stern zu danken.

Hettner, Robinson und die Robinsonaden, 1854 (Litteraturgeschichte III, 323). — Adolf Stern, Historisches Taschenbuch, 5. Folge X, 317. — Strauch, Deutsche Rundschau, September 1888, S. 379 und Zeitschrift für Geschichte und Politik 1888, S. 537.

Erich Schmidt.

Schnabel: Joseph Ignaz S., ein beliebter Kirchencomponist, geboren am 24. Mai 1767 zu Naumburg am Queis, wo sein Vater Cantor war, † am 16. Juni 1831 zu Breslau. Mit einer hübschen Stimme begabt, kam er schon als 8—9jähriger Knabe als Chorsänger an die Vincenzkirche nach Breslau und wurde Schüler des katholischen Gymnasiums. Er war zum Priester bestimmt, doch durch einen Unglücksfall hatte sein Gehör gelitten, so daß er das Gymnasium schon mit Sexta verließ und die Schullehrerlaufbahn einschlug. Im Dorfe Paritz angestellt, fand er besondere Lust daran, seine Schüler musikalisch anzulernen und mit ihnen Aufführungen zu veranstalten, die in der ganzen Umgegend Aufsehen erregten, und da er dabei auch als Componist auftrat, ohne jegliche Vorstudien, so nahm sich seiner der Cantor Scholz in Hohenstein an, der ihm die nöthigen theoretischen Begriffe beibrachte. Fleiß, Ausdauer und eine gewisse Begabung verhalfen ihm sehr bald zu einer Kunstfertigkeit, die ihn befähigte eine höhere Stellung einzunehmen. Am 5. März 1797 wurde er durch Vermittelung des Regens chori am Vincenzstifte in Breslau, Namens Steiner, zum Organisten an St. Klara erwählt und erhielt zugleich die Stelle eines ersten Violinisten am Orchester an St. Vincenz. Der Musikdirector Förster in Breslau nahm sich des strebsamen Mannes an und half überall nach, wo es noch fehlte. Im J. 1799 erschienen drei kleine Messen von ihm und in demselben Jahre führte er in der Maria Magdalenenkirche ein Oratorium seiner Composition auf. Um seinen geistlichen Compositionen schnelleren Eingang zu verschaffen, griff er zu dem sehr fraglichen Mittel, dieselben für Compositionen Mozart's auszugeben und erst später, als sie allgemein bewundert wurden, trat er als der Verfasser hervor. Bei der damaligen naiven Kunstrichtung, die im Urtheilen noch ganz in den Kinderschuhen einherging, ließ sich ein solcher Betrug wohl leichter durchführen und wurde auch leichter verziehen, besonders schon deshalb, weil S. genau denselben heiteren, fast fröhlichen Ton traf, der auch in

dem größten Theile der Mozart'schen Kirchenmusik zum Ausdrucke gelangt und der sie den andern Kindern der Mozart'schen Muse kaum ebenbürtig erscheinen läßt. S. wurde auch am Stadttheater als erster Violinist angestellt und vertrat zeitweise den Capellmeister, bis er am 1. April 1805 zum Capellmeister am Dome in Breslau gewählt wurde. S. hatte einen unternehmenden Geist, der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte. Sowie er schon als Dorfschullehrer mit seinen Bauernjungen Mozart'sche Sinfonien aufführte, so wußte er auch in Breslau die musikalischen Kräfte zu vereinen, um die Schöpfung Haydn's zur Aufführung zu bringen, die dann vom Jahre 1800 ab (am 19. März 1799 fand die erste Aufführung im Manuscript in Wien statt) alljährlich von ihm am grünen Donnerstage zu Gehör gebracht wurde. In damaliger Zeit, wo es weder Gesangvereine noch stehende Orchester gab, konnte man eine solche Aufführung wirklich ein kühnes Unternehmen nennen, und es ist mir heute noch unerklärbar, wie wir 9—12jährigen Schuljungen mit einer Anzahl jungfräulicher Dilettanten und älteren Tanten in den 40er Jahren alljährlich die Schöpfung bei zwei Proben, ohne umzuwerfen, unter dem Sohne dieses unseres S. zur Freude der Einwohner Breslaus am grünen Donnerstage zur Aufführung brachten, mit einem Orchester, welches ebenso aus theilweise sehr fraglichen Elementen zusammengestellt war. Die freudige Begeisterung und der kritiklose Genuß muß doch hierbei über alle Schwierigkeiten hinweggeholfen haben. — S. erhielt nach und nach über das ganze Musiktreiben Breslaus die Oberhand und leitete es zum besten des Kunstgeschmacks mit sicherer Hand. Mozart und Haydn wurden durch ihn bekannte und über alles geschätzte Meister, während sie an anderen Orten noch lange als unverständlich verschmäht wurden. Breslau hat lange das Glück gehabt, tüchtige Dirigenten zu besitzen. Der Nachfolger Schnabel's, Jos. Franz Wolf, ein vorzüglicher praktischer Musiker, führte später Beethoven's symphonische Werke mit Energie und Geschick ein, so daß sie Gemeingut der gebildeten Einwohner wurden, während man anderenorts immer noch vor ihnen zurückschreckte. 1812 wurde S. und der Organist Berner vom Ministerium beauftragt, die Berliner Singakademie und das königl. Institut für Kirchenmusik in Berlin kennen zu lernen, um in Breslau ähnliche Einrichtungen zu treffen. Beide gingen mit Eifer an die Ausführung ihrer Aufgaben, doch erst Mosewius glückte es, das Institut einer Singakademie ins Leben zu rufen, während das Kirchenmusikinstitut an der Universität gleich errichtet wurde. Auch am katholischen Seminar wurde S. Musiklehrer und übte dadurch auf die ganze Provinz seinen Einfluß aus. Letzteres Amt übertrug er aber 1831 auf seinen Sohn August, der zwar den Namen, aber nicht die Thatkraft seines Vaters geerbt hatte. Tief betrauert beschloß er kurz darauf sein der Kunst gewidmetes Leben. — Als Componist huldigte er nur allzusehr dem Zeitgeiste, der noch ganz in den Fesseln des 18. Jahrhunderts sich befand und mehr den melodisch-harmonischen Klangreiz, als die ernsten Seiten der Kunst berührte. Mozart's und Haydn's Kirchenmusik, die schwächste Seite beider Meister, bildete den Ausgangspunkt und das Ziel der Bestrebungen damaliger Componisten. Es war ein Mittelding zwischen Opern- und Kirchenmusik und huldigte nur allzusehr einem oberflächlichen Ohrenkitzel. S. stand eine leichte melodienreiche Erfindung zu Gebote und seine Messen, Offertorien, Vespern, Hymnen, Gradualien, Salve regina und vieles andere sind eingetaucht in den Wohllaut der Musiksprache. Alles fließt natürlich und ist logisch aufgebaut, doch was wir heute von der Kirchenmusik verlangen, fehlt ihr vollständig. Eine nur annähernd contrapunktische Arbeit sucht man vergeblich, Homophonie vom Anfang bis zum Ende ist ihr Charakter. Scheinbar fugirte Einsätze verlaufen sich schon nach der Einführung der zweiten Stimme in harmonisch melodischen Zusammenklang. Seine

Zeitgenossen urtheilten anders. Selbst der Aesthetiker und musikverständige Prof. Kahlert in Breslau, der in der Leipziger Musikzeitung von Breitkopf & Härtel 1831 Sp. 465 den Nekrolog über S. schreibt, preist seine Messen als unvergeßliche Werke und „als einen wahren Schatz für die Kirchenmusik". Mir lagen auf der Berliner Bibliothek eine stattliche Reihe gedruckter und ungedruckter Werke Schnabel's vor, doch der Zuschnitt und die musikalische Ausdrucksweise ist so gleichartig, daß man sehr bald Ueberdruß empfindet. Es erscheint gar nicht so wunderlich, daß diese Männer so massenhaft producirt haben. Sie hatten sich eine gewisse Fertigkeit in der Ausdrucksweise angewöhnt und wie ein gewandter Prediger nie in Verlegenheit kommt, sich in demselben Kreise Jahr aus Jahr ein herumzudrehen und stets Worte findet, immer dasselbe in anderer Form zu sagen, so beschrieben die Componisten des 18. und bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ein Rieß Papier um das andere, ohne je etwas anderes zu sagen, als was sie schon so oft ausgedrückt hatten. Das angeborene Talent ließ die Quelle nie versiegen und raubte dem Ausdrucke nie die Frische der Empfindung.

Koßmaly u. Carlo, Schlesisches Tonkünstler-Lexicon, Breslau 1846.

Rob. Eitner.

Schnabel: Tilemann S., einer der ersten und eifrigsten Anhänger Luther's in Hessen. Ueber seine Herkunft und Jugendzeit haben wir keinerlei Nachricht. Nur soviel ist bekannt, daß er bereits 1512 Augustinermönch war: als solcher wurde er in diesem Jahre in Wittenberg immatriculirt; doch ist das Kloster, dem er zugehörte, im Album der Universität nicht verzeichnet. In Wittenberg erlangte er (11. September 1515) die theologische Doctorwürde und machte wohl auch die Bekanntschaft Luther's, zu welchem er später in enge Beziehungen treten sollte. Nach beendigtem Studium begab er sich wahrscheinlich nach Rom. Näheres über diese Reise wissen wir nicht, doch spricht manches dafür, daß er enttäuscht zurückkehrte. Im Anfang der zwanziger Jahre finden wir ihn als Mitglied des Augustinerconvents zu Alsfeld in Hessen, wo er die Würde eines Ordens-Provinzials bekleidet haben soll. Hier predigte er öffentlich und mit so großem Erfolge gegen die Mißbräuche der Kirche, daß bereits 1522 die ganze Stadt für die neue Lehre gewonnen war; allein Landgraf Philipp, der, wie erzählt wird, während seines Aufenthaltes in dem benachbarten Romrod Kunde hiervon erhielt, untersagte ihm das Predigen (vermuthlich 1523). S. fügte sich zwar, legte aber die Kutte ab und begab sich nach Wittenberg zu Luther, bei dem er einige Zeit verweilte, bis er eine Predigerstelle zu Leisnig a. d. Mulde annahm. Hier fand er sehr ungünstige Verhältnisse vor, da seine kärgliche Besoldung nicht einmal zur Befriedigung der nöthigsten Bedürfnisse ausreichte. Seine lebhaften Klagen veranlaßten Luther, sich bei Spalatin für S. zu verwenden; jedoch läßt sich nicht ermitteln, ob diese Bemühungen Erfolg hatten. Inzwischen war in Hessen die Reformation eingeführt worden, und als Philipp die Bewohner von Alsfeld zur Belohnung für ihre im Bauernkriege bewiesene Treue aufforderte, sich eine Gnade auszubitten, äußerten diese den Wunsch, S. möge bei ihnen zum Pfarrer bestellt werden. S., der anfangs nicht sehr geneigt war, dem an ihn ergangenen Rufe zu folgen, ließ sich jedoch durch Luther bestimmen, nach Alsfeld zurückzukehren. In Hessen förderte er dann im Verein mit Männern wie Adam Kraft, Johannes a Kampis, Erhard Snepf u. a. die neue Lehre und war durch Theilnahme an den Synoden u. s. w. für die Organisation der hessischen Kirche in hervorragender Weise thätig. Dabei blieb er in enger Verbindung mit Luther. Als im J. 1531 Superintendenten eingesetzt wurden, bekam S. die Diöcese Alsfeld, die er bis 1541 verwaltete. Krank-

heit hinderte ihn dann, das beschwerliche Amt weiterzuführen, und Johannes Pistorius, Pfarrer zu Nidda, wurde in diesem Jahre sein Nachfolger; das Pfarramt behielt S. bis zu seinem am 27. September 1559 erfolgten Tode, mußte jedoch, da er immer schwächer wurde und schließlich die Sprache verlor, in Justus Vietor einen Gehülfen annehmen. — S. war eine tüchtige, praktische Natur voll Willenskraft und stand bei seinem Landesherrn und seinen Amtsgenossen in hoher Achtung. Auch seine Gelehrsamkeit wird von den Zeitgenossen gerühmt, doch ist nichts davon bekannt, daß er irgendwie schriftstellerisch thätig gewesen sei: sein mit anstrengenden Reisen verbundenes Amt mag ihm wohl wenig Muße für litterarische Beschäftigung gelassen haben. Von seinem Briefwechsel hat sich so gut wie nichts erhalten. Schnabel's eifrige Thätigkeit für die kirchliche Organisation des Landes bezeugt unter anderm der Umstand, daß er auch dann noch, als er das Amt eines Superintendenten bereits niedergelegt hatte, an den Synoden theilnahm. Insbesondere ist er Mitverfasser eines Gutachtens, das im J. 1530 hessische Theologen dem Landgrafen über das Recht der Gegenwehr gegen den Kaiser ausstellten; 1537 nahm er an den Verhandlungen des Schmalkalder Conventes theil; zwei Jahre später verfaßte er im Auftrage Philipp's mit andern bedeutenden Theologen eine Ordnung der Kirchenzucht für Hessen und gehörte zu den muthigen Geistlichen, die 1549 in Kassel zusammentraten und sich dem ausdrücklichen Befehle des damals in kaiserlicher Haft befindlichen Landgrafen entgegen der Einführung des Interims in Hessen energisch widersetzten. Dieses scheint die letzte Synode gewesen zu sein, die er besuchte; dann mag wohl zunehmende Schwäche seiner Wirksamkeit nach dieser Seite hin ein Ziel gesetzt haben.

Die genaueste Auskunft über Schnabel's Lebensverhältnisse gibt W. G. Soldan, Zur Geschichte der Stadt Alsfeld (Progr. d. Gymnasiums zu Gießen 1862, S. 25 ff.), über seine Bedeutung für die hessische Kirche F. W. Hassencamp, Hessische Kirchengeschichte im Zeitalter der Reformation I u. II. — Vgl. auch H. Heppe, Kirchengeschichte beider Hessen I, 119 f. u. 136, wo wie bei Soldan und Hassencamp die ältere Litteratur zu finden ist.

J. Pistor.

Schnappinger: Bonifaz Martin S., katholischer Theologe, geboren zu Neuburg a. d. Donau am 5. October 1762, † zu Freiburg im Breisgau am 6. December 1832. Er trat am 27. Januar 1782 in den Carmeliterorden (sein Ordensname war Bonifacius vom h. Wunibaldus), wurde aber 1802 gleichzeitig mit seinem Collegen A. Dereser (s. A. D. B. V, 60) säcularisirt (auf sein Ansuchen aus dem Orden entlassen). 1785 wurde er Priester und Lector im Carmeliterkloster zu Würzburg, 1792 Professor der Dogmatik und Exegese an der Universität Heidelberg. 1807 wurde er als Professor der Dogmatik nach Freiburg versetzt, konnte aber freilich seinen Vorgänger Engelbert Klüpfel (s. A. D. B. XVI, 258) nicht ersetzen. 1819 unterzeichneten 40 Studirende der Theologie eine Bittschrift, worin sie um die Ernennung eines zweiten Professors der Dogmatik baten. Die Facultät sprach sich in einem von dem Decan F. Wanker verfaßten Berichte ungünstig über Schnappinger's Leistungen als Lehrer und Schriftsteller aus und empfahl seine Versetzung auf eine Pfarrei. Diese lehnte S. ab, und als er 1821 zum Pfarrer in Bräunlingen ernannt wurde, bezog er die Pfarrei nicht und ließ sich beurlauben. Eine Uebersetzung des Neuen Testaments von S. (die erste Ausgabe erschien 1797—99 unter seinem Ordensnamen) hat 1807 die dritte Auflage erlebt. Außerdem hat er veröffentlicht: „Römerbrief mit Commentar“ 1792; „Commentatio de donis spiritus sancti“ (Apstg. 2, 4; 1. Kor. 14) 1795; „Grundlage aller Religion und Religionsphilosophie“ 1806; „Entwurf der Religions- u. Dogmengeschichte“

1807; „Doctrina dogmatum“, 2 Bände, 1816; „Ueber Erziehung, Aufklärung, Zeitgeist, Christenthum und Kirche“ 1818 (2. Aufl. 1826).

Freiburger Diöcesan-Archiv X, 306. — Weech, Badische Biographien III, 143. — Felder-Waitzenegger, Lexikon II, 298.

Reusch.

Schnaubert: Dr. Andreas Joseph S., geheimer Justizrath, ordentlicher Professor des Staats- und Kirchenrechts, erster akademischer Rath des Jenenser Gesammt-Oberappellationsgerichts, geb. am 30. November 1750 in Bingen a. Rh. als Sohn eines Weinhändlers, † am 10. Juli 1825 in Jena. Vom Vater zum geistlichen Stand bestimmt, hörte er bereits 1765 auf der (1798 aufgehobenen) Universität Mainz Philosophie und Geschichte und wurde 1767 zum Magister ernannt; hierauf trat er in das kurfürstliche Seminarium, wo er neben dem Besuche juristischer Vorlesungen sich auf seinen künftigen Beruf vorbereitete, und den Grad eines Baccalaureus erhielt. Mangel an Neigung veranlaßte ihn jedoch plötzlich, der theologischen Laufbahn zu entsagen, worauf er sich 1776 nach Gießen begab, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Von katholischen Eltern geboren, bekannte er sich dort öffentlich zur evangelisch-reformirten Religion, wurde am 2. Mai 1780 mit der Inauguraldissertation „De qualitate comitiali Placit. regii in imperio Rom.-German.“ (Gießen 1780, 4°) Doctor beider Rechte, und durch Herausgabe seiner „Neuesten juristischen Bibliothek“ schon als Privatdocent in litterarischen Kreisen bekannt. — 1783 erhielt er eine Anstellung als außerordentlicher Professor der Rechte in Gießen, im nächsten Jahre als ordentlicher öffentlicher Professor und Beisitzer der juristischen Facultät in Helmstedt. Da ihm jedoch das dortige Klima nicht zusagte, folgte er 1785 einem Rufe des Herzogs Karl August von Weimar als ordentlicher Professor des Lehenrechts mit Hofrathscharakter nach Jena, rückte 1794 in die fünfte Lehrstelle und hiermit in die Facultät ein, wurde 1794 vierter, 1800 dritter, dann 1802 erster Professor der Juristenfacultät und zugleich deren Senior. 1809 erfolgte die Beförderung zum Ordinarius der Facultät und des Schöppenstuhls, bei welchem Anlasse ihm Titel und Rang eines geheimen Justizrathes verliehen wurden. Außerdem bekleidete er die Stelle eines ersten akademischen Rathes beim Jenenser Gesammt-Oberappellationsgerichte. S. galt als schlichter, berufstreuer Charakter, der sich in Jena hoher Achtung erfreute. Seine Nominalfächer bildeten Staats- und Lehenrecht, katholisches und protestantisches Kirchenrecht, in denen er auch schriftstellerisch thätig war. Er veröffentlichte von 1780—1806 mit Einschluß der Programme und Dissertationen 30 Werke, unter denen wir neben den „Erläuterungen zum Lehenrecht in Deutschland“ nach Böhmer's Principiis juris feudalis (Gießen 1784, 2. Thl., Braunsch. 1786; 2., verbesserte Ausgabe ebd. 1794, 4°; 3. Aufl. 1. Thl. 1798, 3. Thl. 1799) und der „Neuesten jurist. Bibliothek, vornehmlich des deutschen Staats- und Kirchenrechtes“ (Gießen 1780—1786) nebst „Neueste fortges. juristische Bibliothek“ (1. Bd. 1—3. St. Jena 1789—90, 4° und 4—5. St. ebd. 1791) namentlich die kirchenrechtlichen Arbeiten erwähnen, insbesondere „Ueber Kirche u. Kirchengewalt in Ansehung des kirchlichen öffentlichen Religionsbegriffes, nach natürlichem und protestantischem Kirchenrecht“. Jena 1789, 2. Aufl. ebenda 1795; „Grundsätze des Kirchenrechts der Protestanten“. Jena 1792, 2., verm. Aufl. 1795; „Besondere Grundsätze des Kirchenrechts der Katholiken in Deutschland“. Jena 1794. — Aus einer Ueberarbeitung vorstehender zwei Werke entstand „Grundsätze des Kirchenrechts der Katholiken und Protestanten in Deutschland“. 1., 2. Bd. resp. 2. Aufl. 1805—6.

Ein genaues Schriftenverzeichniß im Neuen Nekrolog der Deutschen II, 1491—3. — Das akademische Taschenbuch für das Jahr 1791 enthält einen

Schattenriß unsers Gelehrten. — Neuer Nekrolog der Deutschen a. a. O. S. 1489 u. ff.

Eisenhart.

Schnauß: Christian Friedrich S., geboren am 16. October 1722, studirte zu Jena, trat in den weimarischen Staatsdienst, seit 1772 mit Sitz und Stimme im Conseil, und wurde wenig später mit der Oberaufsicht der herzogl. Bibliothek und des Münzcabinets betraut; † zu Weimar als herzogl. Geh. Rath am 4. Dec. 1797. Beschäftigung mit der Kunst war ihm von früh an Bedürfniß, und bis in sein hohes Alter verwendete er auf sie gern die von den amtlichen Pflichten gelassenen Mußestunden. Manche sorgfältig gezeichneten Landschaften haben sich erhalten, auch sein in Deckfarben ausgeführte Studien von Vögeln, Blumen 2c. Mit Goethe lebte er in freundschaftlichen Beziehungen, desgleichen mit G. M. Kraus, dem Director der herzogl. Freien Zeichenschule. Interessant, auch als ein Bild der Zeit, ist eine von ihm verfaßte Selbstbiographie, die verdientermaßen in Müller's Zeitschrift für Deutsche Kulturgeschichte (N. F. IV, 649 ff.) abgedruckt worden ist.

Ruland.

Schnauß: Cyriacus S., lutherischer Pamphletist des 16. Jahrhunderts, wurde geboren am 8. August 1512 in oder bei Roda in Thüringen, lernte das Apothekergewerbe, in dem er noch 1544 als Gesell erscheint, ließ sich vor 1546 als Apotheker zum goldenen Strauß in Coburg nieder und scheint hier den Rest seines Lebens, das mindestens bis 1564 dauerte, zugebracht zu haben. In den Jahren 1546—55 hielt er in Coburg eine kleine Buchdruckerei von freilich sehr ärmlicher Ausrüstung, in der er namentlich seine eigenen Dichtungen und Flugschriften, aber auch einiges andere der Sache Luther's Förderliche druckte, so z. B. Luther's Lied „Nun kom der Heiden Heiland". Diese Drucke Schnauß' sind zu erkennen an einem immer wiederkehrenden Blattornament und an dem Wahlspruch „Will mich Gott ernähren, so kann ihm Niemand wehren". S. scheint meistersingerische Schulung genossen zu haben; doch ist mir ein Ton von seiner eigenen Erfindung nicht bekannt. Er zählt in Strophen und Reimpaaren streng die Silben, erlaubt sich aber viertaktige Verse mit klingendem Reim sowol 8= wie 9=silbig zu bauen. In des Meienscheins langem Ton hat er den „erschröcklichen Fal des heiligen Loth" in engem Anschluß an die Bibel, in dem berühmten späten Ton Frauenlob's einen Schwank aus Pauli's Schimpf und Ernst „von dreien schwatzenden Hähnen" zu Meisterliedern verarbeitet. Aber in diesen Leistungen liegt nicht seine Bedeutung. Er machte sich bekannt und verdient durch poetisch werthlose, aber von sehr gesundem lutherischem Geiste zeugende Zeitgedichte, angeregt vielleicht durch den 1548 gestorbenen ausgezeichneten Coburger Superintendenten Mag. Joh. Langer v. Bolkenheyn, dem S. in seinem „Epitaphium von dem christlichen Testament und gottseligen Abschid des Ehrwürdigen Herrn M. Langer" ein ehrendes Denkmal setzte. Er begann, so viel wir wissen, 1544 mit einem „Hertzog Ernst christlich verendert", einem geistlichen Liede im Herzog=Ernst=Ton, das unter Aufgebot zahlloser gereimter Bibelcitate den Werth des Glaubens vor den guten Werken rühmt, aber auch diese nicht für überflüssig erklärt: die Gebote, Betrachtungen über Ehe, Predigtamt und Obrigkeit werden eingeflochten; das härene Kleid der Mönche ist dem eifrigen Lutheraner die Livree des Satans. Sein umfängliches Hauptwerk „Klag und Trostspruch von dem christlichen Abschied des allertheuersten Mannes Herrn Doctor M. Luth." schildert den Eindruck dieses Ereignisses ganz in der Weise des mehrfach citirten Hans Sachs unter der Einkleidung eines Traums. Freilich ist diese Einkleidung kindisch ungeschickt: im Februar will der Dichter unter einer Linde am Brunnen eingeschlafen sein und in einer Kirche

eine Leichenpredigt gehört haben, über die er sich mit einem alten blinden Manne dann auslegend unterhält. Die Dichtung hat einen doppelten Zweck: sie polemisirt mit lutherischer Grobheit gegen die Papisten, „des Teufels Mastschwein und Rinder", die jetzt, da der Hauptmann der Protestanten todt sei, sich des Sieges sicher glauben und über Luther's Tod abscheuliche Verläumdungen aussprengen: ihnen ruft er zu, daß ein lutherischer Säugling mehr göttliche Weisheit in sich habe, als ein Extract aus 1 200 000 Mönchen. Andererseits aber richtet er sich gegen die Lutheraner, die aus Luther eine Art Heiligen machen: Niemand würde das mehr entsetzen als den Reformator selbst; Luther war zwar — ein Bild, für Schnauß' poetische Anschaulichkeit charakteristisch — „der erste Funck, der aufrecht ging und gar nicht hunk", aber auch diesem Elias wird ein Elisa folgen. In dieser Auffassung lag keine Lauheit. Noch im selben Jahre (8. August 1546) publicirte S. eine „treuherzige christliche Warnung an den Hausen des rechten wahren evangelischen Bunds" im Bruder-Veiten-Ton, und Niemand konnte grimmiger gegen die Halbheiten des Interims zu Felde ziehen, als S. das in einem oft aufgelegten Liede von 1548 thut: er vergleicht es den Katzen, die vorne lecken und hinten kratzen. Sein geistliches Ideal ist nach Luther's Tode Matthias Flacius Illyricus. Die Freudenbotschaft, die lutherische Geistliche aus Ungarn über die Fortschritte evangelischer Lehre dort an Flacius senden, bringt er in einen gereimten Dialog zwischen einem türkischen Boten und einem Fürsten: „Merck du werdes Deutschlandt frey Gotts Wundergschicht recht inn Türckey", der als illustrirter Einblattdruck verbreitet wurde (1550); und an Flacius dachte S. vornehmlich, als er in dem Pamphlet „Etwas Neues" (1555) einige ungeheuerliche Predigtproben, die er am Palmsonntag 1555 in der St. Martinskirche zu Bamberg aufgefischt hatte, mit satirischen Glossen versehen tiefer hing: auch in diese sehr derbe Prosaschrift stehlen sich einige Reime ein. Die Befreiung seines Herrn, des Herzogs Johann Friedrich zu Sachsen, aus der Gefangenschaft (1552), begrüßt S. in seinem „Lobspruch oder gantz herzlicher Danckſagunge für die allergnedigste vnd gantz heilsamste Wolthaten der freudenreichen Erledigung Hocherleuchts Christlichen Ritters vnd allertheursten Helden" mit einem triumphirenden Jubel, der uns kaum dem wirklichen Werth jenes Ereignisses angemessen erscheint: in jener bedrückten Zeit der protestantischen Sache greift der Gläubige nach jedem Strohhalm. Von 1555 an scheint Schnauß' politische Dichtung verstummt, seine Druckerei eingegangen zu sein. Wir haben noch einen „Freudenspruch" auf die Hochzeit Herzog Joh. Friedrich's des Mittlern zu Weimar (20. Mai 1555), zu der der Dichter den alten Herzog und Mart. Luther noch aus dem Grabe heraus gratuliren läßt; wir haben eine spätere gereimte „Glückwünschung" auf die zweite Hochzeit Hans Zicks v. Atzelberg (13. November 1564), eine Dichtung, in der sehr geschmacklos besonders ausführlich der Glanz seiner ersten Hochzeit geschildert wird: aber beides sind bloße tendenzlose Gelegenheitsgedichte, in der der alte Papistenhaß nur noch wenige unmotivirte Blasen wirft, wie z. B. wenn S. im letzten Gedicht gerade wie in dem ersten von 1544 die Ehe als den ersten von Gott gestifteten Stand preist und sich entrüstet, daß die Papisten das leugnen. — Das Vorbild des Hans Sachs ist unverkennbar. Von ihm lernt S. auch die Methode, seinen Namen in die Schlußreime zu bringen. Aber Sachsens Grazie und Humor ist ihm versagt. Zwischen kräftiger Derbheit und langweiliger Lehrhaftigkeit kennt er keine Vermittlung. Es fehlt ihm der gesunde künstlerische Blick, mit dem Hans Sachs ins umgebende Leben schaut; die Abstraction weiß er nur stellenweise durch gesuchte rohe Bilder zu unterbrechen; der Mangel an innerer Form stimmt ganz zu Luther's Art, während ihm Luther's geniale Ursprünglichkeit völlig gebricht.

Gedichte von Schnauß sind neugedruckt in Wackernagel's Deutschem Kirchenlied III, 936 ff. und in Liliencron's Historischen Volksliedern der Deutschen IV, 549 ff.

Roethe.

Schneckenburger: Mathias S. (1804—1848). S. wurde am 17. Jan. 1804 zu Thalheim bei Tuttlingen in Württemberg geboren und war ein Sohn des Tobias S., eines tüchtigen Landwirths und Kaufmanns. Den entscheidenden erzieherischen Einfluß übte aber weit mehr die Mutter aus, und mit ihr der mütterliche Großvater, der fromme Seidenfabrikant Haug, der, im Hause wohnend, sich viel mit dem hoffnungsvollen Enkel beschäftigte und Lust und Trieb zum geistlichen Beruf in ihm weckte. Die vorzügliche Begabung des Knaben und das reiche innere Leben zeigte sich nicht allein in seinen trefflichen Leistungen in der Lateinschule zu Tuttlingen, sondern auch in poetischen Versuchen, in geistlichen und weltlichen Liedern. Im 15. Jahre wurde er nach wohl bestandenem „Landexamen" in das untere theologische Seminar in Urach aufgenommen, vier Jahre später stieg er in die höhere Studienanstalt zu Tübingen, und erst 20 Jahre alt erhielt er 1824 als der erste unter 38 Mitstrebenden die Magisterwürde, nachdem er mit selbständigen Arbeiten alle drei von der theologischen Facultät ausgesetzten Preise sich errungen hatte. Bengel, Steudel, später Kern und Baur waren hier seine Lehrer. Er verließ Tübingen 1826, um in Berlin seine Studien fortzusetzen, wo die Namen eines Schleiermacher, Neander, Hegel, Marheineke glänzten. Von ihnen allen nahm der frühe selbständig denkende Geist reiche Anregung, von keinem die allein entscheidende Richtung an. Schon 1827 kehrte er nach Tübingen zurück und wurde hier Repetent. Nachdem er einige Zeit als Vicar in Tuttlingen gewirkt, erhielt er 1831 die Stelle eines Helfers zu Herrenberg, wo er auch, später Pfarrer geworden, sich verheirathete. Schon 1826 durch seine Erstlingsschrift „Ueber Glauben, Tradition und Kirche", besonders aber durch die wissenschaftlich hervorragende, 1828 erschienene Arbeit „Ueber das Alter der Proselytentaufe", hatte er die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen. Mit eben so viel Scharfsinn als gewissenhafter Gründlichkeit untersuchte er hier die ähnlichen Reinigungsgebräuche bei Persern, Aegyptern, Griechen und Israeliten, um sowol die Verwandtschaft, als auch die Verschiedenheit der christlichen Taufe von diesen Riten nachzuweisen. 1829 und 1830 folgten seine Aufsätze in der Tübinger theologischen Zeitschrift „Ueber Jacobus, den ersten Vorsteher der Gemeinde in Jerusalem", und „Ueber den behaupteten Widerspruch zwischen Paulus und Jakobus"; 1832 seine lateinisch geschriebene Schrift: „Annotatio ad epistolam Jacobi perpetua cum brevi tractatione isagogica", und im nämlichen Jahre seine zusammenfassenden „Beiträge zur Einleitung ins Neue Testament und zur Erklärung einiger schwieriger Stellen". Nicht geringes Aufsehen erregten dann seine „Zweifel an dem apostolischen Ursprung des Evangeliums Matthäi", in welchen er sich unumwunden als Anhänger einer zwar ernsten und vorsichtigen, aber von jeder kirchlichen Beschränkung freien historischen Forschung zu erkennen gab. Als nun 1834 die Regierung des Kantons Bern sich zur Errichtung einer eigenen Universität entschloß, glaubte sie in S. den richtigen Mann für ein theologisches Lehramt zu finden. Schon vor der Eröffnung der neuen Anstalt wurde derselbe nach Bern berufen und im Sommer 1834 begann er seine Thätigkeit mit Vorlesungen über die Apostelgeschichte, während er gleichzeitig in seiner Abhandlung über „Das Evangelium der Aegypter" ein neues Zeugniß von seiner wissenschaftlichen Arbeitskraft gab. In Bern hatte der noch junge Gelehrte das Fach der Kirchengeschichte und der Dogmatik mit einander zu vertreten, und sah sich nun sowol durch diese Verbindung, als auch durch seine Versetzung in ein reformirtes Land

von selbst vornehmlich zum immer tiefern Eindringen in Dogmengeschichte und vergleichende Dogmatik hingezogen. Die Feinheit seiner Beobachtungsgabe, die Schärfe seiner Kritik, das umfassende historische Wissen und sein tiefes positives Gemüthsinteresse an der Religion und allen religiösen Erscheinungen, kamen auf diesem Felde gleichmäßig zu ihrem Rechte und machten ihn zu einem äußerst anregenden Lehrer. Er las über Apologetik, Religionsphilosophie, kirchliche Statistik, über den Einfluß der neuen Philosophie auf die Theologie, über die Collisionen der modernen Speculation mit dem Christenthum u. s. w., niemals den freien, ja vorwiegend skeptisch gerichteten Forscher, aber auch nie den Standpunkt des Theismus verläugnend. Mit besonderer Vorliebe trug er, frühere Beschäftigung wieder aufnehmend, seine „Neutestamentliche Zeitgeschichte“ vor, ein Gegenstand, den er zuerst als eigenes Fach in den Kreis der theologischen Wissenschaften eingeführt hat. Im J. 1841 veröffentlichte er die Schrift „Ueber den Zweck der Apostelgeschichte“ (Bern) und mit Eifer arbeitete er an einem größeren Werke, welches in zwei Bänden eine comparative Dogmatik der lutherischen und der reformirten Kirche bringen sollte, und keine Mühe scheute er, um zu diesem Zwecke nicht bloß die alten Lehrbücher der beiden Bekenntnisse, sondern auch Katechismen, Gebets- und Andachtsbücher kennen zu lernen. Vorarbeiten dazu waren einige Aufsätze in Zeller's Theologischen Jahrbüchern, unter denen namentlich derjenige über „Die orthodoxe Lehre vom doppelten Stande Christi nach lutherischer und reformirter Fassung“ ein ungewöhnlich feines Verständniß für die psychologischen Probleme des Glaubens beweist. S. war einer der fleißigsten Mitarbeiter an A. Rheinwald's „Allgemeinem Repertorium für die theologische Litteratur“, und eben hatte er noch die Redaction einer großen theologischen Realencyclopädie übernommen, als am 13. Juni 1848 ein plötzlicher Tod, die Folge eines wohl durch allzu große Arbeit gesteigerten Herzleidens, den erst im 44. Lebensjahre stehenden hinwegraffte.

S. war ein Theologe von seltener Vielseitigkeit, betrachtete aber, bei vollster Unabhängigkeit des Denkens und Forschens, wie einer seiner Collegen am Grabe bezeugte, „nicht die Wissenschaft an sich, sondern diese nur in ihrer Beziehung aufs Praktische als den höchsten Zweck der Theologie, und stellte darum seine Gelehrsamkeit überall, wo sich dafür Gelegenheit bot, in den Dienst des kirchlichen Lebens, in amtlichen Behörden, wie in religiösen Vereinen. Er war Mitglied der Berner „Generalsynode“ und der „Evangelischen Kirchencommission“ des Kantons, saß aber auch im Vorstand des „Missionsvereins“ und war einer der Mitbegründer des „Protestantisch-kirchlichen Hülfsvereins“ für zerstreute Glaubensgenossen, wie er denn auch, der Sitte des Landes folgend, öfters als Prediger auftrat mit Leistungen, welche man als „Musterstücke einer praktisch gewordenen tiefen Wissenschaftlichkeit“ bezeichnet hat. Im J. 1833 wurde S. zum Mitgliede der historisch-theologischen Gesellschaft in Leipzig ernannt; 1835 ertheilte ihm die Universität das Ehrendiplom als Doctor der Theologie; einen Ruf nach Rostock lehnte er ab, um Bern treu zu bleiben, wo er sich, mitten in einer kirchlich und politisch zerrissenen Zeit, als Lehrer und als Mensch viele Freunde und hohe Anerkennung erworben hatte. Einzigartig und durchaus selbständig, wie seine Stellung zwischen den theologischen Parteien, war auch sein persönliches Wesen, das die scheinbar entgegengesetztesten Eigenschaften in sich vereinte. Er war ein älterer Bruder des Dichters Max S., den er zur Uebersiedelung in die Schweiz veranlaßt hat. Aus Schneckenburger's Nachlaß ist herausgegeben worden: „Vergleichende Darstellung des lutherischen und reformirten Lehrbegriffs“, edirt von Ed. Güder, 1855; „Vorlesungen über N. T. Zeitgeschichte“, herausgegeben von Löhlin, mit Vorwort von Hundeshagen,

Frankfurt a. M. 1862; „Vorlesungen über den Lehrbegriff der kleinern protestantischen Kirchenparteien“, herausgegeben von Hundeshagen, Frankf. 1863.

E. Gelpke, Gedächtnißrede auf M. S., gehalten bei der Leichenfeier, Bern 1848, nebst einer Grabrede von C. Wyß. — Hundeshagen in Herzog's Theol. Realencycl. — E. Müller, Die Hochschule Bern, Festschrift. Bern 1884 (S. 34).

Blösch.

Schneckenburger: Max S., der Sänger der „Wacht am Rhein“, der Kriegshymne der Deutschen im Kampfe gegen die Franzosen 1870—71, wurde als der Sohn eines geachteten Kaufmanns zu Thalheim bei Tuttlingen in Württemberg am 17. Februar 1819 geboren. Er besuchte die lateinischen Schulen zuerst in Tuttlingen und dann in Herrenberg, wo sein ältester Bruder, der nachmalige, durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn ausgezeichnete Professor der Theologie in Bern, damals Diakonus war, und trat nach seiner Confirmation als Lehrling in ein kaufmännisches Geschäft zu Bern ein. Von hier aus lernte er 1838 auf einer Geschäftsreise auch Frankreich und England kennen. Im J. 1841 siedelte er sich in Burgdorf im Kanton Bern an, wo er eine noch bestehende Eisengießerei gründete und die Tochter eines württembergischen Pfarrers als Gattin heimführte. Sein Herz hing unverrückt an der deutschen Heimath, und er gedachte auch dorthin bleibend zurückzukehren; doch raffte ihn der Tod schon am 3. Mai 1849 in der Blüthe der Manneskraft hinweg. Sein oft ausgesprochener und durch viele seiner Dichtungen hindurchklingender Wunsch, einst in heimathlicher Erde zu ruhen, ist am 16. Juli 1886 erfüllt worden, wo seine Gebeine von Burgdorf nach Thalheim übergeführt wurden. — Dies ist in kurzen Zügen das Leben eines Mannes, der durch ein einziges Gedicht zu einer deutschen Berühmtheit geworden ist. Es war im Sommer des Jahres 1840, als „neuer Uebermuth von der Seine her zu klingen begann“ und sich der französische Minister Thiers befliß, die alten napoleonischen Erinnerungen wieder aufzufrischen und daran zu mahnen, daß der Rhein französisch gewesen sei und wieder französisch werden müsse; ja die gallische Presse begann ihre Hetzartikel gegen Deutschland und verkündete laut, daß die Bewohner des Rheinlandes sammt und sonders gut französisch gesinnt seien und sich gern an Frankreich anschließen würden. Die deutsche Presse blieb die Antwort nicht schuldig, und auch die deutsche Poesie fand den geeigneten Ausdruck für die Abwehr der französischen Eroberungsgelüste. Unter den patriotischen Dichtungen jener Zeit heben sich besonders zwei ab, die sich, weil sie die deutsche Gesinnung am mannhaftesten aussprachen, bis auf die Jetztzeit im Volke lebendig erhalten haben, das Lied von Nicol. Becker „Der deutsche Rhein“, das im September 1840 veröffentlicht wurde, und das Lied von Max S. „Die Wacht am Rhein“, das der Dichter im November 1840 niederschrieb. Während indeß das erstere wie im Fluge durch die deutschen Gauen und in die deutschen Herzen drang, und mehr als 150 Melodien es singbar machen wollten, blieb Schneckenburger's „Wacht am Rhein“ durch 30 Jahre ziemlich unbeachtet, und wenn sie auch seit 1854 hier und da in Gesangvereinen nach der von Karl Wilhelm geschaffenen Melodie gesungen wurde, so konnte von einer dem Liede und der Melodie gewidmeten besonderen Aufmerksamkeit nimmer die Rede sein, ja man kannte sogar bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges kaum den Namen des Dichters. Um so überraschender war es deshalb auch, daß, als der Heerruf erklang, Volk und Armee fast nur in diesem einen Liede ihre deutsche Gesinnung und Begeisterung ausströmen ließen: es war urplötzlich zum Kriegsliede der Deutschen gegen die Franzosen geworden. Leider war es S. nicht mehr vergönnt, den Triumphzug

zu sehen, welchen sein einfaches, aber markiges Lied durch die deutschen Gauen und hinüber über den Rhein nehmen sollte; er durfte es nicht mehr erleben, daß lange verlorene, nie verschmerzte Länder unter den Klängen seines Liedes von deutschen Heeren dem deutschen Vaterlande wiedererobert wurden: aber sein nun bekannt gewordener Name war für immer der Vergessenheit entrissen worden. Dieser Erfolg war wohl auch die Veranlassung, daß K(arl) G(erok) aus dem handschriftlichen Nachlaß des Dichters eine Auswahl von Gedichten traf und sie unter dem Titel „Deutsche Lieder von Max Schneckenburger, dem Sänger der Wacht am Rhein“ (1870) herausgab. Diese poetischen Tagebuchblätter können weder auf dichterische Originalität noch auf künstlerische Formvollendung Anspruch machen; aber durch alle geht der Pulsschlag eines deutschen Gemüths, und fast alle sind echte Lieder, volksthümlich, musikalisch, dem Herzen entsprungen.

Vorwort zu den „Deutschen Liedern“ (s. o.). — Die Gartenlaube, Jahrg. 1870, S. 627; Jahrg. 1886, S. 563.

Franz Brümmer.

Schnee: Gotthilf Heinrich S., Pfarrer zu Heinrichsberg bei Burg, Regierungsbezirk Magdeburg, † am 12. Januar 1830. Er wurde am 6. Aug. 1761 zu Siersleben im mansfeldischen Gebirgskreise, wo sein Vater Gutsbesitzer und Gastwirth war, geboren und verlebte nur die ersten Jahre der Kindheit im elterlichen Hause. Schon im Alter von zehn Jahren wurde er auf das Gymnasium in Eisleben gebracht und zwei Jahre später von seinem Onkel nach Braunschweig genommen, wo er bis 1776 ebenfalls Schüler des Gymnasiums war. Zur weiteren Vorbereitung auf das theologische Studium besuchte er von 1776 bis 1778 das mit dem Halleschen Waisenhause verbundene Lehrinstitut, ging dann an die theologische Facultät in Halle und begab sich 1780 behufs Vollendung seiner Studien nach Leipzig. Schon dort war er zugleich schriftstellerisch auf dem Gebiete der Belletristik thätig, ohne jedoch das von ihm gewählte Fachstudium zurückzusetzen. Nachdem er mit demselben zum Abschluß gekommen war, conditionirte er als Candidat der Theologie in mehreren angesehenen Häusern und wurde 1790 als Prediger in Großörner durch Verwendung des Prinzen Ferdinand von Preußen angestellt. Sein Wirken war dort nicht allein den Pflichten der Seelsorge gewidmet, sondern nach kurzer Frist zur Orientirung auch auf Hebung der Erwerbsfähigkeit und Förderung des materiellen Wohles in den ihm zugänglichen ländlichen Erwerbsclassen gerichtet. Mit besonderem Eifer wandte er sich der Verbreitung von Aufklärung in den Kreisen der Landwirthe zu und arbeitete mit manchem Erfolge an der Verbesserung der landwirthschaftlichen Zustände. Dabei mochte er sich theils auf die gelegentlich von väterlicher Seite erhaltenen Instructionen, theils auf die in seinen Hauslehrerstellungen gemachten Wahrnehmungen stützen können, sein Verständniß für solche Aufgaben wurde ohne Zweifel noch durch eingehende fachlitterarische Studien, sowie durch eigene Beobachtungsgabe und durch genauere Prüfung der Verhältnisse so wesentlich gehoben, daß er selbst vielfach durch Wort und Schrift anregend und belehrend zu wirken vermochte. Uebrigens diente er auch mit großer Pflichttreue den kirchlichen Interessen und stiftete 1801 aus freier Initiative einen litterarischen Verein, welcher den Zweck verfolgte, die Errichtung eines Denkmals für den Reformator Dr. Martin Luther durch geeignete Sammlungen und litterarische Beiträge vorzubereiten. — Im J. 1809 wurde er zur Uebernahme einer größeren Parochie nach Heinrichsberg bei Burg versetzt, wo er gleichfalls als Seelsorger wie als Vorkämpfer des landwirthschaftlichen Culturfortschritts segensreich zu wirken suchte. Durch seine gemeinnützigen Bestrebungen hatte er sich aber auch volle Anerkennung und Werthschätzung am preußischen Hofe erworben

und wurde 1819 durch Verleihung des Rothen Adlerordens III. Classe ausgezeichnet. — Eine ganze Reihe von Schriften gibt Zeugniß von der Tendenz seines umfassenden Wirkens und von seiner schriftstellerischen Productivität. Nachdem er schon als Candidat der Theologie seine „Neuen Originalromane der Deutschen" (2 Bände, Leipzig 1782) und 2 Bände „Gedichte" (Frankfurt a. M. 1786 und 1790), ferner als Pfarrer seine „Betrachtungen über ausgewählte Stellen aus der heil. Schrift", Frankfurt a. M., und seine „Casualreden", Halle 1800, veröffentlicht hatte, war er hauptsächlich noch für die Landwirthschaft litterarisch thätig. In dieser Richtung wurde von ihm zunächst unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Landwirthe ein „Repertorium aus dem Gebiete der Land- und Hauswirthschaft" seit 1803 herausgegeben, dasselbe ist auch bis zu seinem Tode regelmäßig fortgesetzt worden und seit 1812 unter dem veränderten Titel: „Landwirthschaftliche Zeitung, oder Repertorium alles Wissenswürdigen aus der Land- und Hauswirthschaft" erschienen. Außerdem schrieb er mehrere Lehrbücher mit popularisirender Tendenz für die ungeschulten und unbemittelten Classen des landwirthschaftlichen Publicums, aus solcher Kategorie sind zu nennen: sein „Lehrbuch des Ackerbaues und der Viehzucht für Landschulen" 1814 in erster und 1821 in zweiter Auflage, ferner sein „Tägliches Taschenbuch für Landwirthe und Wirthschaftsverwalter", Halle 1811 und Leipzig 1825, desgl. sein „Allgemeines Handbuch für Land- und Hauswirthschaft" oder „Naturhistorisch-technisch-ökonomisches Handwörterbuch für Land- u. Hauswirthe" mit Illustrationen, Halle 1819. Größere Bedeutung als die vorgenannten Bücher erlangte sein um 1817 erschienenes Werk: „Der angehende Pachter", ein Handbuch für Kameralisten, Gutsbesitzer und Pachtunternehmer, in welchem die Werthverhältnisse des Culturlandes, die Feldabtheilungen und Wirthschaftsarten nach richtigen Erfahrungen dargestellt waren. Dies Buch erlebte vier Auflagen und fand allgemeine Beachtung in weiten Kreisen der norddeutschen Landwirthe. Aus seiner litterarischen Thätigkeit ist somit dem strebsamen Autor manche Genugthuung erwachsen, welche ihn ebenso oft zu weiterem Vorgehen in der von ihm aus edlen Motiven verfolgten volkswirthschaftlichen Richtung ermunterte; er hat aber auch durch seine eigentliche Berufsthätigkeit große Verehrung in den betheiligten Kreisen sich erworben, so daß er mit dem schönen Bewußtsein, seine Kräfte zum Heile der Mitmenschen stets genützt zu haben, seinem Lebensende entgegensehen konnte.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, Bd. VIII, und A. v. Lengerke, Landwirthschaftliches Konversationslexikon.

C. Leisewitz.

Schneegans: Ludwig S., geboren am 21. August 1812 zu Straßburg, † ebendaselbst am 1. April 1858, elsässischer Archäolog und Historiker. Er entstammte einer geachteten, aus den Rheinlanden eingewanderten Familie, sein Vater war als Gerichtsanwalt in Straßburg thätig und führte den Sohn nicht bloß in die juristische Praxis ein, er vererbte ihm auch den empfänglichen Sinn für die Schönheiten der Kunst. Nachdem S. seine erste Ausbildung auf der altberühmten Schule seiner Vaterstadt, auf dem protestantischen Gymnasium erhalten hatte, ließ er sich 1831 an der juristischen Facultät in Straßburg einschreiben, wandte sich aber neben dem Betrieb seiner Fachwissenschaft schon von Anfang an archäologischen und geschichtlichen Studien zu. Sehr bald concentrirten sich dieselben, wohl unter der Anregung von Golbery's und Schweighäuser's großer Arbeit über die elsässischen Alterthümer, um einen Mittelpunkt, um die Vergangenheit seines elsässischen Heimathslandes und innerhalb desselben alles überragend, um das erhabene Bauwerk seiner Vaterstadt, das Münster. Die Geschichte desselben betrachtete er als die Hauptaufgabe seines Lebens, und

ihr diente schon sein erster litterarischer Versuch, der 1836 in der Revue d'Alsace erschienene „Essai historique sur la cathédrale de Strasbourg", der auch jenseit des Rheins die verdiente Beachtung fand und von Tischendorf ins Deutsche übertragen wurde. Inzwischen war S. zum Licentiaten der Rechte promovirt, hatte sich unter die Zahl der Advocaten am Straßburger Gericht aufnehmen lassen und nahezu zwei Jahre hindurch war er dann auch auf politischem Gebiete thätig, als Redacteur des Niederrheinischen Couriers, einer vielgelesenen liberalen Localzeitung. Die oppositionelle Richtung, die er hier vertrat, und die er namentlich auch gegen die dynastische Politik Louis Philipp's zum Ausdruck brachte, führte ihn einmal, im Juni 1836, vors Schwurgericht, wo er durch seine eigene beredte Vertheidigung sich die Freisprechung erwirkte. Im August 1837 trat er von seiner journalistischen Stellung zurück, die seiner gründlichen Art zu arbeiten wenig zusagte, und warf sich mit erneutem Eifer auf juristische Studien, vorzugsweise auf Kirchengeschichte und kanonisches Recht, in der Hoffnung, den für diese letztere Disciplin von der französischen Unterrichtsverwaltung projectirten Lehrstuhl an der Straßburger protestantisch-theologischen Facultät zu erhalten. Zu diesem Zwecke veröffentlichte er 1840 seine „Vues générales sur l'enseignement du droit ecclésiastique protestant en France" und erwarb 1841 mit seiner auf breiter historischer Basis ruhenden Dissertation „Du serment comme servant de preuve des obligations conventionelles et du paiement" die juristische Doctorwürde. Daß seine akademische Bewerbung erfolglos blieb, war für ihn um so schmerzlicher, als er durch Ueberanstrengung bei der Arbeit — er hatte neben seinen Studien auch die Anwaltsgeschäfte seines alternden Vaters vertreten — sich den Keim eines schweren körperlichen Leidens zugezogen hatte, das ihn frühzeitig nach langen Qualen auch ins Grab führen sollte. Einen geringen Ersatz bot ihm seine Anstellung als städtischer Unterbibliothekar, der 1843 seine Ernennung zum Stadtarchivar folgte. Damit war ihm freilich ein Feld reicher, seiner Neigung zusagender wissenschaftlicher Arbeit eröffnet, allerdings aber daneben die praktische Aufgabe der Sichtung und Ordnung eines gewaltigen, seit der Revolution verwahrlosten archivalischen Materials gestellt. Wenn ihm auch die Bewältigung desselben, die zunächst jahrelange grobe Handlangerarbeit erforderte, nicht gelang, so darf doch nicht verkannt werden, daß er in den ihm anvertrauten Schätzen sich bald heimisch fühlte und sie nicht bloß für wissenschaftliche Zwecke, sondern auch für die geschäftlichen Interessen der Stadt nutzbar zu machen wußte. Die Besitztitel derselben geschichtlich zu begründen, ließ er sich mit großem Eifer und Erfolg angelegen sein und noch heute zeugen davon im Stadtarchiv zahlreiche Denkschriften von seiner Hand. Nicht weniger fruchtbar wurde seine rein wissenschaftliche Arbeit. Für die schon im Plan verfehlte Ausgabe eines Straßburger „Code historique et diplomatique" lieferte er die noch heute werthvolle Einleitung über Leben und Schriften der beiden Straßburger Chronisten Closener und Königshofen, vor allem aber veröffentlichte er zur Geschichte des Münsters in der Revue d'Alsace und in der Stöber'schen Alsatia eine Reihe von Aufsätzen, welche eine neue Epoche in der Münsterlitteratur einleiteten. Er unternahm es zuerst, das Chaos von Fabeln, Sagen, mißverstandener und schlechtbegründeter Tradition, das sich seit dem 16. Jahrhundert, namentlich an Specklin's Collectaneen anknüpfend, über die Baugeschichte gelagert hatte, mit kritischem Sinn und künstlerischem Verständniß zu beleuchten. Ueber die einzelnen Epochen des Münsterbaus, über die Reihe der Baumeister, die daran thätig gewesen, vor allem über Erwin und seine Familie, über den Sculpturenschmuck der Portale und die Arbeiten der Sabina sind seine Untersuchungen grundlegend geworden. Wenn die Resultate derselben auch theilweise durch die neuere Forschung überholt worden sind, so erkennt sie doch das Verdienst von

S. noch heute an und seine große Notizensammlung, die zu einer umfassenden Geschichte des Münsters in deutscher Sprache auszugestalten ihm nicht vergönnt war, wird noch immer benutzt. Eine besondere Freude war es für ihn, als er die lang vermißte kleine Münsterchronik wiederfand und dieselbe eine Reihe seiner Combinationen, namentlich über den Umfang der Thätigkeit des Baumeisters Hans Meiger genannt Hammer bestätigte. Daneben behandelte er kritisch die Münstersagen für Stöber's großes elsässisches Sagenwerk, ferner verschiedene volksthümliche Gebräuche und Feste, wie z. B. das Pfingstfest und den Roraffen im Straßburger Münster, außerdem wirkte er durch seine Berichte an das Ministerium für die Erhaltung und Wiederherstellung mehrerer alter elsässischer Kirchenbauten u. A. in Andlau, Neuweiler und Niederhaslach. Mit welchem berufenen Eifer er diese großen Zeugen heimischer Geschichte und Kunst hütete, bewies noch ein Jahr vor seinem Tode seine scharfe Verwahrung gegen die Verstümmelung der Heidenmauer auf dem Odilienberg. Es war nicht bloß die Freude wissenschaftlicher Erkenntniß, die ihn antrieb, für die Vergangenheit seines Heimathlandes Partei zu ergreifen, es war lebendige innere Antheilnahme, das stolze Bewußtsein innigen unzerstörbaren Zusammenhangs mit dem echten alten elsässischen Volksthum. Mündlicher und brieflicher Verkehr mit gleichgesinnten Männern wie Sulpiz Boisserée, Böhmer, Stöber, Uhland, mußte ihm über manche peinliche Enttäuschung des Tages hinweghelfen, doch die bittern Erfahrungen, die er an seinen Stammesgenossen, besonders der jüngern Generation, machte, drückten sich ihm tief in die Seele. Er war einer der verschwindend Wenigen im Lande, die „mit schwerem Herzen all die unsäglichen Gebrechen und Nachtheile des sprachlichen Zwitterzustandes im Elsaß erkannten, die es für eine edle und ehrenvolle That hielten, dem reißenden Strome sich entgegenzustellen, der allmählich unsere ganze Vergangenheit unterwühlt und unser altes ehrwürdiges Nationalelement mit sich fortspült“. So seine eigenen Worte. „Mich wenigstens“, fährt er in einem Briefe fort, „soll die täglich wachsende Strömung dennoch nie zum Weichen bringen. Attinghausen's Wahlspruch und Zuruf soll der meine bleiben bis zum letzten Athemzug: Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an, das halte fest im Innern deines Herzens.“ Und in der That sank mit S. einer der letzten Bannerträger altelsässischen Geistes.

Gustav Mühl, Ludwig Schneegans, eine biographische Skizze in der Alsatia 1862—67, S. 1 ff. und 225 mit einem vollständigen Verzeichniß seiner Aufsätze und einem guten Bildniß in Stahlstich.

W. Wiegand.

Schneegaß: Cyriacus S., latinisirt Snegassius, Kirchenliederdichter, Verfasser musikwissenschaftlicher Werke und geistlicher Componist, geb. am 5. October 1546 in dem Dorfe Bufleben, eine Stunde nördlich von Gotha, und vermuthlich aus einem bäuerlichen Geschlechte hervorgegangen, erlebte eine durch kriegerische und theologische Wirren vielfach bewegte Jugend. Der schmalkaldische Krieg mit seinen für die thüringischen Länder bedeutsamen Folgen, die Belagerung und Einnahme Gothas durch den Kurfürsten August von Sachsen, die Wegführung des Herzogs Johann Friedrich des Mittleren und die Flacianischen Händel fallen in die Jahre seiner ersten Kindheit und seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Er besuchte die Landesschule in Gotha und hierauf die Universität Jena, wo er 1565, im ersten Halbjahre, als M. Joh. Rosa von Hellingen bei Coburg zum zweiten Male Rector war, in die Zahl der akademischen Bürger aufgenommen wurde. Von seinen Lehrern haben, wie sich aus verschiedenen Umständen ergibt, der gothaische Rector und tüchtige Schulmann Cyriacus Lindemann (s. A. D. B. XIX, 807 ff.) und der als Dichter geistlicher Lieder, Musikkenner und Freund Melanchthon's bekannte jenaische Professor Nik. Selnekker

am meisten auf ihn eingewirkt. Wo er die Zeit zwischen der Hochschule und dem geistlichen Amte (1568—1573) verbracht hat, läßt sich nicht nachweisen; möglich ist, daß er sich damals im Lehrfache versuchte. Seit 1573 wirkte er als fünfter evangelischer Pfarrer an der St. Blasiuskirche des Waldortes Friedrichroda und verband mit dieser Stelle noch diejenige eines Adjuncten der weimarischen Superintendentur. Wie es scheint, vermählte er sich erst jetzt und zwar mit Dorothea Lindemann, der einzigen Tochter seines 1568 gestorbenen Lehrers. Sie gebar ihm acht Töchter, deren vier der Vater im Vorworte zu seinen „Geistlichen Liedern und Psalmen" mit Namen nennt, und zwei früh dahingeschiedene Söhne. Von jenen vier heirathete Eva einen Böttcher und Gemeindebürger in Friedrichroda; eine fünfte, Dorothea, wurde dem dortigen sechsten Pfarrer Joh. Salzmann († 1636) angetraut und pflanzte in ihrem Sohne Christoph († 1654), dem siebenten Geistlichen seines Geburtsortes, und in ihrem Enkel Joh. Christoph, Pfarrer in Mühlberg, wenigstens in der weiblichen Linie die pastorale Erbfolge des Hauses fort. — Als Seelsorger hat S. eine stille, aber für seine Gemeinde nicht unfruchtbare Thätigkeit entfaltet. Wie man aus seinen noch vorhandenen Casualreden ersieht, verfolgte er aufmerksam und mit gemüthlichem Antheil die Schicksale der Gemeindegenossen und suchte Befriedigung in der Weckung und Pflege christlichen Sinnes und Lebens. Daß er dafür des Dankes und der Anerkennung nicht entbehrte, bezeugen die während seiner Amtsführung ausgesetzten Legate. Eine Frau oder Jungfrau bestimmt ihr halbes Haus für unbemittelte Schulknaben, ein Bürger 24 Schock Groschen für die Armen, ein anderer 45 Gulden für die studirende Jugend. Neben seinen Berufspflichten beschäftigte er sich gern mit Wissenschaft, Musik und Dichtkunst. Seine Heirath mit einer geb. Lindemann, die überdies eine Enkelin des gothaischen Superintendenten Friedr. Myconius und eine Großnichte Luther's war, hatte ihm handschriftliche und gedruckte Werke der genannten und anderer bedeutender Männer als Erbe zugeführt, sodaß in ihm der Wunsch entstand, ihr Andenken durch Herausgeben ihres geistigen Nachlasses zu ehren und zu erneuern. Den Anfang machte er mit den ihm schon aus seiner Schulzeit bekannten und 1563 in die Feder dictirten Lindemannschen „Periochae sive Explicationes summariae et perspicuae tam Epistolarum quam Evangeliorum, quae diebus dominicis et festis diebus in Ecclesia proponi solent" (Erfurt 1589). Daran schloß sich die Veröffentlichung der 1592 von dem Coburger Superintendenten Joh. Dinkel auf seinen ehemaligen Lehrer gehaltenen Lobrede: „De M. Cyriaco Lindemanno, Scholae Gothanae quondam Praeceptore, Oratio" (Erfurt 1593; wiederholt bei W. E. Tenzel, Supplementum Historiae Gothanae III., Jena 1716, S. 17—29), der zugleich Lindemann's „Epistolae quaedam paraeneticae, in quibus etiam instituendorum studiorum aliqua ratio monstratur" anhangsweise beigegeben sind. Schon vorher fällt die Herausgabe der kleinen, dem Superintendenten Johann Wolfram in Gotha von ihm zugeeigneten Schrift: „D. Frid. Myconii, Theologi, de aureo illo reuerendi patris D. Mart. Lutheri in Epistolam ad Galatas commentario Judicium" (Schmalkalden 1592; auch abgedruckt bei Tenzel a. a. O., S. 108—112). Die Reihe dieser Nachlaßveröffentlichungen endete mit Briefen hervorragender Männer der Reformationszeit an den Großvater seiner Gattin: einmal mit den „XVI. selectiores vereque theologicae clarorum virorum . . . ad D. Frid. Myconium, magni nominis Theologum, conscriptae quondam Epistolae" (Schmalkalden 1593, 4°; Wiederabdruck bei Tenzel a. a. O., S. 85 bis 107), einem jetzt höchst seltenen Buche, das je einen Brief Luther's, Justus Menius', Joh. Marcellus' von Königsberg, Matthäus Ratzeberger's, Caspar Cruciger's, Joh. Lange's und Aegidius Mechler's, sowie vier Briefe Melanchthon's und fünf Basilius Monner's enthält (sieben andere Persönlichkeiten, welche

Thilo a. u. a. O., S. 270a noch nennt, sind zwar bei Tenzel, aber nicht in der Urschrift vertreten), und sodann mit den „LXVI. selectiores Phil. Melanchthonis ad D. Frid. Myconium . . . conscriptae quondam Epistolae. Annexa est oratio funebris de Myconio a Pancratio Sussenbachio habita“ (Jena 1596, 4°). In einer zweiten Classe von Schriften erweist sich S. als theoretischer und praktischer Kenner der Musik, zu deren Studium ihn wohl vornehmlich Selnekker angeleitet hatte: nämlich in der „Nova et exquisita Monochordi Dimensio ad usum τῶν φιλομούσων omniumque sonorum et intervallorum rationem exacte adeoque ex ipso fundamento cognoscere cupientium“ (Erfurt 1590; 15 Bll. in kl. 8°), welche dem Cantor Joh. Lindemann (s. A. D. B. XIX, 809), dem Vetter der Dorothea S., gewidmet ist, — in den „Isagoges musicae libri duo“ (Erfurt 1591; 7½ Bogen in 8°), in den beiden zum Bedarf der studirenden Jugend mehr elementar gehaltenen Tractaten: der „Isagoges musicae non tam pridem in lucem editae Methodus“ (1591; vermuthlich ebenda gedruckt) und der „Deutsch Musica für die Kinder, vnd andere, so nicht sonderlich Latein verstehen, vnd doch gerne wollten nach der Kunst singen lernen. In Frag und Antwort gestellet, vnd mit auserlesenen Exempeln erkläret“ (Erfurt 1592; 48 S. in kl. 8°), sowie endlich in den „XXXX. Weyhenacht- vnd Neujahrsmotetten von 4 Stimmen“ (2 Thle.; Erfurt 1595), einem Werke, das neben Schneegaß' eigenen Compositionen auch solche von Joachim a Burgk (Müller), Joh. Steuerlein und Phil. Avenarius enthält. — Mehr aber als durch die genannten Schriften hat er sich durch seine 73 geistlichen Lieder ein ehrenvolles Andenken bei der Nachwelt gestiftet. „Zu unterschiedenen Zeiten gemacht“, sind ihrer manche auf dem Wolfsstiege, einer bei Friedrichroda gelegenen anmuthigen Höhe, entstanden, welche einst die von Graf Ludwig dem Bärtigen erbaute Schauenburg trug.

„Auf Berg und Thal
Schallt es zu Gottes Preise,“ —

diesen seinen eigenen Worten nachlebend, hat er dort „gar oft sein Sängeramt geführt“. Ob er dasselbe auch schon vor seinem Amtsantritte (1573) geübt oder sich ihm erst in dem schönen Waldthale zugewandt hat, läßt sich bei dem Mangel einer genaueren Zeitangabe nicht erkennen; gewiß ist nur, daß vor 1589 kein derartiger Versuch im Drucke vorliegt. In dem angegebenen Jahre erschienen nämlich als erste poetische Gaben: die Umdichtung des 101. Psalmes „Von milder Hand und ernstem Recht | Ein neu Lied will ich singen“ (6 siebenzeilige Strophen) und diejenige des 82. Psalms: „Gott selbst im Rath und im Gericht | Unter den Göttern stehet“ (4 neunzeil. Str.) in „Christliche vnd einfeltige Predigt vom Gericht Ampt“ (Schmalkalden 1589, 4°). Zwei Jahre später folgten: das Lied „O Jesu Christ, du Siegesmann, | Laß uns nicht unten liegen“ (3 siebenzeil. Str.) in „Neue Teütsche Geistliche Lieder, Durch Adamum Gumpelzhaimerum“ (Augsburg 1591, 4°) und die achtzeilige Zusatzstrophe: „Wenn ich dich hab, du edle Gab, | Wie sollt ich denn verzagen?“ zu dem ursprünglich einstrophigen, neuerlich dem Joachim Magdeburg zugeschriebenen Liede: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut | Im Himmel und auf Erden“ in „Kurtze Leychpredigt: Bey dem Begrebnuß der frommen tugenthafften Jungfrawen Agneß, des . . . Liborij Hoffmanns zu Fridrichroda, leiblichen lieben Tochter“ (Schmalkalden 1591, 4°), wo ihm die Bemerkung vorangeht: (Ein) „Gesänglein, so nach gehaltener Predigt Figural gesungen worden, welches von mir mit dem andern Gesetzlein vermehret“. — Den angeführten einzelnen Liedern schlossen sich dann während seiner letzten Lebensjahre in rascher Folge vier ganze Sammlungen an: zunächst die „XV. PSALMI GRADVVM. Das ist: Die XV. Lieder im Höhern Chor. Sampt andern zweyen Psalmen, vn̄ sonst Dreyen Liedern. Rheim vn̄

Gesangweise“ (Erfurt 1595; 3 Bogen in 8°), im ganzen 20 Nrn. mit vierstimmigem Tonsatze von dem Mühlhauser Cantor und Organisten Joachim a Burgk: die sog. Stufenpsalmen (120—134), die Psalmen 82 (s. o.) und 85 und die drei Lieder: „Frisch auf, ihr Christen alle“, „Gib Fried, o frommer, treuer Gott, | Du Vater aller Gnaden“ (3 zehnzeil. Str.) und: „Christus, der Herr, mein Schild und Lohn“, von denen namentlich das vorletzte, sowie die Psalmen: „Herr, der du vormals große Gnad | Erzeigt hast deinem Lande“ (Psm. 85; 5 neunzeil. Str.) und: „Ich seh' mich auf den Bergen um, | Such Hülf in meinen Nöthen“ (Psm. 121; 3 siebenzeil. Str.) in der evangelischen Kirche Verbreitung gefunden haben. — Die zweite Liedersammlung sind die „Weyhenacht und Neujahrs Gesänge“ (Erfurt 1595, 8°), 9 Nrn., darunter die drei in kirchlichen Gebrauch übergegangenen Lieder: „Das neugeborne Kindelein, | Das herzenliebe Jesulein“ (4 vierzeil. Str.), „Das liebe neue Jahr geht an, | Das alte hat ein Ende“ (ebenso) und: „Herr Gott, Vater, wir preisen dich | Im lieben, neuen Jahre“ (4 siebenzeil. Str.), während die dritte den Titel trägt: „Geistliche Lieder vnd Psalmen Für Einfeltige frome Hertzen zugerichtet“ (Erfurt 1597, 11 Bogen in 8°; 1854 neu hrsg. von F. C. Fulda — s. u. — und zwar nach dem vom Verfasser selbst verbesserten und dem Leipziger Cantor Seth Calvisius geschenkten Exemplare). Das Buch umfaßt im ganzen 72 Lieder und ist gleichsam eine Gesammtausgabe von Schneegaß' geistlichen Dichtungen; 29 derselben sind aus den früheren Drucken wiederholt, sodaß also die Zahl der neuen Lieder 43 beträgt. Der Inhalt ist unter folgende Ueberschriften geordnet: Weihenacht- und Neujahrs-Lieder (Nr. 1 – 9), Danklieder nach Essens (10—14), Mancherlei Bete- und Danklieder (15—36), Die Sieben Bußpsalmen gesangweise (37—43), Die Funfzehn Psalmi Graduum, oder Lieder im höhern Chor, gesangweise (44—58), Andere Psalmen, gesangweise (59—70), Zum Beschluß (71: „Freu dich, o Friedrichroda, sehr“) und Zugabe (72: „Gott Vater in des Himmels Thron“). Von den 43 neuen Liedern haben in anderen Gesangbüchern eine Stelle gefunden: „Ach Herr, mich armen Sünder | Nicht straf in deinem Zorn“ (Psm. 6; 5 achtzeil. Str.), „Der wahre Gott und Herre | Ist mein getreuer Hirt“ (Psm. 23; 4 siebenzeil. Str.), „Herr Gott, wir sagn dir Lob und Dank | Für itzt gebrauchte Speis und Trank“ (4 vierzeil. Str.) und „Jesu wollst uns weisen, | Deine Werk zu preisen“ (3 achtzehnzeil. Str.), ein Lied, dem Joh. Lindemann die Weise eines von Giovanni Gastaldo da Caravaggio 1591 gesetzten Ballettes untergelegt hat. — Die vierte und letzte Sammlung endlich, die „Zwey vnd Zwäntzig Christliche Vierstimmige Bete vnd Trost, Gesänglein: In jetziger fehrlicher Zeit, Sonderlich wider den Erbfeindt, den Türcken, in Kirchen, Schulen vnd Heusern wol zu gebrauchen“ (Erfurt 1597; 3 Bog. 8°), mit einer Vorrede vom 1. September 1597 und den Pfarrherren M. Melchior Steinbrück in Großfahner und M. Joh. Fahner in Gierstedt zugeeignet, enthält 22 Lieder: 14 von Luther, Justus Jonas, Ludw. Helmbold und David Günther und 8 aus den früheren Sammlungen wieder abgedruckte von S.; der Tonsatz rührt von Joachim a Burgk, Adam Gumpelzhaimer, David Palladius, David Thusius, Gallus Dresler, Johannes Joseph und Orlando di Lasso her. — Außerdem gab er noch Joh. Steuerlein's „Sieben vnd Zwentzig Newe Geistliche Gesennge“ (Erfurt 1588, qu. 4°) mit einer Vorrede und eine „Kinder Postill“ (Magdeburg 1591, 8°) heraus und gedachte auch noch „etliche Schulgesänglein und Epithalamia oder Lieder vom Ehestande“ zu veröffentlichen, eine Absicht, welche der am 23. October 1597 im 51. Lebensjahre erfolgte Tod vereitelte. In der Voraussicht eines baldigen Sterbens, welches ihm eine schwächliche Gesundheit nahelegte, hatte er sich die bezeichnende Grabschrift verfaßt:

„Te didici, docui, te sum confessus, Jesu,
Donec in hoc fragili corpore vita fuit.
Nunc a corporea bene tandem mole solutus,
Te nunc in supera spiritus arce canit.“

Wetzel, Hymnopoeogr., 3. Thl. (1724), S. 116 f. — Jöcher. — (J. G. Brückner,) Kirchen- und Schulenstaat im Herzogth. Gotha, II. Thl., 2. Stück, Gotha 1758, S. 64 f. — Des weil. M. Cyriacus Schneegaß Geistliche Lieder u. Psalmen. Neue Ausg., vorbereitet von Fürchteg. Chrn. Fulda und in Druck gegeben von dessen Söhnen. Eckartshaus bei Eckartsberga in Thüringen. 1854. Vorwort S. VII—XII. — W. Thilo, Cyriacus Schneegaß — in: Deutsche Zeitschrift f. christl. Wissenschaft u. christl. Leben. Hrsg. von Lic. K. F. Th. Schneider. 8. Jahrg. 1857. Berlin 1857. Nr. 34, S. 267a bis 273a und Nr. 35, S. 281b—282b; R. Baxmann, Nachträgliches über Cyr. Schneegaß: ebda., Nr. 44, S. 353a—354b. — Wackernagel, Kirchenlied, 1. Bd. (1864), S. 555b—556a, 586b—587a, 599b—601a; 5. Bd. (1877), S. 129—155. — E. Koch, Geschichte d. Kirchenliedes, 2. Bd. 3. Aufl. (1867), S. 252—255. — C. Kehr, Der christl. Religions-Unterricht in der Volksschule, 2. Bd., 2. Aufl., Gotha 1870, S. 357, bezw. 358. — Herm. Mendel, Musikalisches Conversations-Lexikon, fortges. von Aug. Reißmann, 9. Bd., Berlin 1878, S. 136. — Fischer, Kirchenlieder-Lexion, 2. Hälfte (1879), S. 473b u. unter den einzelnen Liederanfängen. — Hugo Riemann, Musik-Lexikon, Leipzig 1882, S. 819b. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., 2. Bd. (1886), S. 197.

A. Schumann.

Schneekloth: Adam S., landwirthschaftlicher Reformator. Er war geboren im J. 1726 im Dorfe Baasbek im holsteinischen Kirchspiel Schönberg und Sohn eines Landmanns. Es gehört dieses Dorf, zwei Meilen von der Stadt Kiel entfernt, einem District an, der vor alter Zeit zum Kloster Preetz gehört, der manches Eigenthümliche hat und unter dem Namen der „Probstei“ bekannt ist (Schmidt, Die klösterliche Probstei Preetz. Kiel 1813). Die väterliche Hufe vererbte zunächst auf den jüngeren Bruder Hans, während Adam das Handwerk eines Zimmermanns erlernte, als solcher sich niederließ, verehelichte und Vater einer zahlreichen Kinderschaar ward. Der Bruder auf der Hufe erkrankte indeß, hatte nur eine Tochter, während seine Frau doch ihrer Niederkunft wieder entgegensah. Er bestimmte nun, falls er sterben sollte und seine Frau wieder eine Tochter zur Welt bringen werde, dann solle sein Bruder Adam die Hufe haben und seine Wittwe nur das Altentheil. So geschah es und Adam kam also in den Besitz der väterlichen Hufe. Er widmete sich nun ganz und gar der Landwirthschaft. Sofort zeigte er sich als denkender Landwirth und war darauf aus, seine Landstelle immer mehr zu verbessern. Zu dem Ende sah er sich im Lande um und machte mehrere Reisen. Auf diesen war er auch nach Dithmarschen gekommen und hatte hier unter Anderen auch Bekanntschaft mit einem Parren Drews gemacht, der dort eine neue Behandlung des Ackers versucht mit dem sogenannten „Kleien oder Pätten“, d. i. ein Tiefgraben, um mit einer gewissen Erdart den Boden zu befruchten (über das Kleien in der Marsch in Falk's neuem staatsbürgerl. Magazin VIII, 467 von Claus Harms, dem geborenen Dithmarschen, und wieder abgedruckt in dessen Vermischte Aufsätze und kleine Schriften. Kiel 1853. S. 7). S. versuchte das nachzumachen. Er grub in die Tiefe und brachte das Aufgegrabene auf seinen Acker, um es unterzupflügen. Da zeigte sich denn, wie in Dithmarschen, an einer Stelle eine besondere Fruchbarkeit des Feldes in üppigem Kornwuchs. Er wiederholte darauf von 1779 an diese Versuche, die sich immer wieder bewährten. So entstand „das

Mergeln". Bald machten die Nachbarn ihm dieses nach; von da hat sich dies Mergeln durch die ganze Provinz und noch weiter verbreitet und ist für Schleswig-Holstein epochemachend in der Landwirthschaft geworden. An sich ist die Mergelung zwar nichts Neues, sie ist vielmehr schon dem Alterthum bekannt gewesen; das bezeugen Plinius, historia naturalis und Varro, de re rustica. Aber sie war gänzlich vergessen und erscheint daher hier als wirklich neue Entdeckung. S. führte nun hier auch bei dem verbesserten Boden zuerst den Rapsaatbau ein, der sich dann gleichfalls von hier aus im Lande verbreitet hat. S. erscheint überhaupt durchaus als intelligenter Mann. Zu Hause war er allerdings Bauer unter den Bauern, wenn er aber auf Reisen ging, war er als Städter gekleidet, wodurch er geglaubt haben wird, sich eher Eingang zu verschaffen. In seinem Dorf gelangte er zu großem Ansehen. Unter Anderem fungirte er als Kirchenjurat. Als die Kirche in Schönberg 1779 abgebrannt war, gelang es ihm jedoch nicht, seinen Willen, daß die Mauer um einen Stein dicker gebaut werde, durchzusetzen, obwol er als gewesener Zimmermann wol als Sachverständiger gelten mußte. Es heißt, der Aerger darüber habe sein Ende beschleunigt. Er starb am 9. Juni 1782 im 56. Lebensjahre und hinterließ 3 Söhne und 8 Töchter. Ein Sohn übernahm die väterliche Hufe, die noch im Besitz der Familie ist, da zur Zeit ein Schwestersohn seines Enkels Eigenthümer derselben ist. Die Töchter wurden alle gut verheirathet an Pastoren, Aerzte, Gelehrte ꝛc. Der Justizrath Dr. Jochims, königl. Landcommissär in Schleswig, † am 18. März 1844, der bei dieser Stadt eine Baumschule angelegt, jetzt eine öffentliche Promenade, hat in derselben ihm zugleich mit dem Parren Drews ein Denkmal errichtet mit der Inschrift: Parren Drews in Dithmarschen und Adam Schneekloth in der Probstei zeigten in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dem Landmann unseres Vaterlandes zuerst den Segen Gottes an dem in seinem Acker vorhandenen Mergel und fordern hier zu dankbarer Erinnerung auf. Errichtet 1824.

Falk, N. staatsbürgerl. Magazin VIII, 457; IX, 302.

Carstens.

Schneemann: Gerhard S., Jesuit, geboren am 12. Februar 1829 zu Wesel, † am 20. November 1884 zu Kerkrade (Kirchrath) in Holland. S. stammte aus einer wohlhabenden katholischen Familie zu Wesel. Mit 16 Jahren hatte er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt. Vom Herbst 1845 an studirte er drei Jahre zu Bonn, erst Jura, dann Theologie, ging 1848 nach Münster, um dort die theologischen Studien zu beendigen, trat im Herbst 1849 in das Seminar ein und wurde am 23. Februar 1850 zum Subdiakon geweiht. Da er für die Priesterweihe noch nicht das erforderliche Alter besaß, ging er im Herbst nach Rom, um in dem Collegium germanicum seine Studien fortzusetzen, entschloß sich aber bald, Jesuit zu werden, und trat am 24. November 1851 in das Noviziat auf der Friedrichsburg bei Münster ein. Am 22. December 1856 wurde er zu Paderborn zum Priester geweiht, wurde zunächst zwei Jahre zu Köln in der Seelsorge beschäftigt und war dann 1860—63 Professor der Philosophie in dem Scholasticate zu Bonn und Aachen, von 1863 an Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts zu Maria-Laach. Am 2. Juli 1865 legte er vor dem damaligen Provinzial, dem jetzigen Ordensgeneral Anderledy die feierlichen Gelübde ab. Im Herbst 1869 wurde er von jeder Lehrthätigkeit entbunden, um, unterstützt von anderen Patres, an der Conciliensammlung (s. u.) zu arbeiten. Nach der Ausweisung der Jesuiten aus dem Deutschen Reiche im J. 1872 lebte er zuerst zu Exaeten bei Roermond, denn zu Tervueren bei Brüssel, zuletzt auf dem Casteel Blyenbeck, welches Graf Hoensbroich den vertriebenen Jesuiten zur Verfügung gestellt hatte.

Im J. 1879 und 1884 war er einige Zeit in Italien, um Material für die Conciliensammlung zu sammeln. Dreimal war er als Kranker bei den barmherzigen Schwestern zu Kerkrade, wo er auch starb. — Von der Conciliensammlung, dem verdienstvollsten Werke, an welchem S. gearbeitet hat, — Acta et decreta conciliorum recentiorum (von 1682 an), Collectio Lacensis —, sind 1870—82 sechs Bände in Quart erschienen; der letzte Band, welcher die Acten des vaticanischen Concils enthält, erschien 1890. Die Decrete dieses Concils hat S. 1871 lateinisch und deutsch mit einer Einleitung herausgegeben. Ein Separatabdruck aus dem 4. Bande ist die Abhandlung „S. Irenaei de ecclesiae Romanae principatu testimonium“, 1870. — Schneemann's erste Schrift sind die „Studien über die Honorius-Frage“, 1864 (gegen Döllinger gerichtet). S. selbst erzählt, er habe diese Arbeit weder in der Zeitschrift, für welche er sie bestimmt hatte, noch in einer anderen katholischen Zeitschrift unterbringen können und auch manche Patres in Laach hätten gegen die Veröffentlichung gestimmt, weil man damals eine solche Polemik nicht für opportun gehalten habe. In demselben Jahre veröffentlichte S. noch anonym in einer obscuren Buchhandlung zu Köln ein Broschürchen über den damals viel besprochenen Proceß gegen den Jesuiten de Buck in Brüssel, „Ueber die Erbschleicherei der Jesuiten. Interessanter Nachtrag zum Jesuitenproceß in Brüssel. Von einem Freunde der Wahrheit“. Die meisten anderen Arbeiten von S. sind in den seit 1865, anfangs unter der Leitung des P. Florian Rieß (A. D. B. XXVIII, 582), erscheinenden „Stimmen aus Maria-Laach“ gedruckt. In der ersten Serie (über den Syllabus von 1864) sind von ihm die Hefte: „Irrthümer über die Ehe“; „Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche“; „Die kirchliche Lehrgewalt und ihre Träger“; „Der Papst, das Oberhaupt der Gesammtkirche“, „Die kirchliche Lehrgewalt“. Auch für die zweite Serie (über das vaticanische Concil) schrieb er viele Artikel. Seit 1871 erscheinen die „Stimmen“ als Zeitschrift (jährlich 10 Hefte); vom Herbst 1879 an war S. der Hauptredacteur derselben. Er schrieb für sie u. A. „Galilei und der römische Stuhl“ (1878, eine sehr oberflächliche Arbeit). Von den Ergänzungsheften zu der Zeitschrift sind von ihm: „Die Entstehung —“ und „— weitere Entwicklung der thomistisch-molinistischen Controverse“ (1879, 1880). Denselben Stoff behandelte er, bezw. P. Gietmann unter seiner Aufsicht, lateinisch: „Controversiarum de divinae gratiae liberique arbitrii concordia initia et progressus“, 1881. Dagegen erschien zu Paris 1886 eine ausführliche Entgegnung von dem Dominicaner A. M. Dummermuth: S. Thomas et doctrina praemotionis physicae sive responsio ad G. Schneemann aliosque doctrinae Thomisticae impugnatores. S. schrieb auch Artikel für den Mainzer Katholik und für andere Zeitschriften und Zeitungen. Nach dem unten anzuführenden Nekrolog sind von ihm auch die anonymen Broschüren: „Der Jesuitenorden, seine Gesetze, Werke und Geheimnisse“, 1872; „Non possumus. Wir können nicht nachgeben. Eine Kritik der preußischen Maigesetze, nebst Angabe derjenigen kath. Dogmen, welche durch dieselben verletzt werden. Von einem rheinpreußischen Theologen“, 1874 (erlebte in kurzer Zeit 14 Auflagen); „Die preußischen und österreichischen Maigesetze in Bezug auf Glauben und Gewissen. Vom Verfasser des Non possumus“, 1875; „Der Freimaurer-Orden und die Ordens-Congregationen der katholischen Kirche gegenüber dem preußischen Vereinsgesetze“, 1875. — S. war einer der eifrigsten und gewandtesten Vertheidiger der päpstlichen Infallibilität und des Syllabus und der Doctrinen seines Ordens. Seine Streitschriften, auch die in die Form von theologischen Abhandlungen gekleideten, sind aber vielfach weniger wissenschaftliche Erörterungen eines Gelehrten, als Plaidoyers eines Advocaten, nicht frei von kühn

aufgestellten, aber schlecht begründeten, mitunter unwahren Behauptungen und von Entstellungen der gegnerischen Ansichten und Argumente.

J. Fäh, P. Gerhard Schneemann S. J., in den Stimmen aus Maria-Laach, 30. Bd. (1886), S. 167. — Register zu den Stimmen aus Maria-Laach, 1886.

Reusch.

Schneeperger: Hans S. heißt in der Münchener Handschrift Nr. 5919 der Verfasser eines aus dem 15. Jahrhundert stammenden Gedichts, das einen im Mittelalter sehr beliebten Schwankstoff von dem Beichtvater, der sich sehr wider Willen als Kuppler brauchen läßt, in reizloser Breite behandelt und mit didaktischem Pro- und Epilog versieht. Die Quelle des Dichters war sicher Boccaccio's Decamerone III, 3, das er aber nicht in der pseudosteinhöwelschen Uebersetzung benutzte: wie bei Boccaccio ist Florenz Ort der Handlung, während sie z. B. Kaufringer nach Augsburg, ein angeblicher Konrad v. Würzburg nach Rom verlegt. Der Dichter wird, wenn uns sein Name richtig erhalten ist, aus einem der zahlreichen fränkischen oder mitteldeutschen Schneeberg stammen. Aber es liegt freilich der Verdacht sehr nahe, daß die Handschrift mit ihrem „hans schneperger“ den bekannten Dichternamen „Hans Schnepperer“ (s. Rosenplüt, A. D. B. XXIX, 222) meint, und dieser Verdacht wird durch den Wortlaut der Schlußformel bestätigt. Damit wäre aber durchaus noch nicht erwiesen oder auch nur wahrscheinlich, daß das Gedicht von Rosenplüt herrührt: „Schnepperer“ war eine namentlich in Nürnberger Handschriften mit Anonymität nahezu gleichbedeutende Unterschrift, und frappante Anklänge an Rosenplüt's Art fehlen, was sich allerdings auch daraus erklären ließe, daß das Gedicht, wie so viele Novellen Rosenplüt's, lediglich Ueberarbeitung eines ältern Originals wäre. Wahrscheinlicher ist es mir, daß Schneeperger's Gedicht denselben Verfasser hat, wie der Spruch „Wie ein Muoter ir Dochter lernet puolen“ im Liederbuch der Hätzlerin (in Haltaus' Ausgabe S. 305).

Erzählungen aus altdeutschen Handschriften, ges. von Adalb. v. Keller, Stuttgart 1855, S. 242 ff.

Roethe.

Schneesing: Johannes S., Kirchenliederdichter, nach dem Brauche der Zeit, aber mit irriger Deutung des Namens auch Chiomusus und sogar Chyomusus, ist wahrscheinlich im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts zu Frankfurt a. M. geboren und erscheint zuerst als Vicar des Diakonus Joh. Langenhayn an der Margarethenkirche in Gotha, wo er seinen Vorgesetzten, der bereits 1522 die evangelische Lehre zu verkünden begann und so zu deren zwei Jahre nachher erfolgtem Siege nicht wenig beitrug, in der Predigt und bei der Spendung der Sacramente zu unterstützen hatte. Ob er schon von hier aus das geistliche Amt in Friemar verwaltete, muß dahingestellt bleiben; später aber wirkte er als Pfarrer in diesem ansehnlichen, drei Viertelmeilen nordöstlich von Gotha gelegenen und neuerlich aus G. Freytag's „Ahnen“ (3. Bd.) bekannten Dorfe, bis ihn 1567 der Tod nach langer Arbeit von hinnen rief. Daß er sich dabei unermüdlich thätig und pflichttreu erwiesen hat, wird durch mehrere Zeugnisse bestätigt. Die Visitationsacten des Jahres 1534 nennen ihn „einen gelehrten, fleißigen, frommen, gottseligen Mann“, und zwei seiner Schüler, der lateinische Dichter Joh. Stigel, dessen Vater damals Lehrer in Friemar war, und der in den Flacianischen Händeln entsetzte Bufleber Pfarrer und thüringische Chronist Marcus Wagner sind einig in seinem Lobe. Nach des Letzteren „Einfältigem Bericht, wie durch Nicl. Storcken der Aufruhr in Thüringen sey angefangen worden“ (Erfurt 1597), besuchte er häufig die Schule, an deren Kindern er ein besonderes Wohlgefallen zeigte, überhörte dieselben und sang ihnen seine Lieder

vor, „deren er viele gemacht hatte, weil er ein guter Musikus und Componist war“. Die Knaben mußten den von ihm verfaßten — leider verlorenen — Katechismus in der Schule lernen und diesen und die Lieder in der Kirche aufsagen, worauf er ihnen beide Nachmittags am gleichen Orte aus der heiligen Schrift erklärte. Jeden Sonntag warnte er seine Zuhörer vor allerlei Lastern, namentlich vor der Trunkenheit, über die er auch „einen schönen, lustigen Traktat“ geschrieben hatte. Nach derselben Quelle versuchte er sich daneben noch in der Malerei. Seine Bibliothek enthielt ein von ihm gefertigtes Bildniß des genannten Wiedertäufers Nik. Storch, dessen Lehren sich in seiner Gemeinde verbreitet und ihn zu energischer Abwehr genöthigt hatten; und im Frühling 1546 sandte er dem schwerkranken Pfarrherrn Friedrich Myconius in Gotha einen Trostbrief („Pia Consolatio ad D. Myconium misere decubantem“), der einen mit Schildern behangenen Baum vorstellte. Auf jenen sah man die Arche Noah's, die Hölle u. s. w., und das Ganze sollte, wie die beigegebenen Verse erläuterten, den Heiland als den Baum des Lebens versinnlichen und den leidenden Freund auf das tröstliche Verdienst Jesu hinweisen. — Was nun S. als geistlichen Dichter betrifft, so wären, die Richtigkeit der Wagner'schen Angabe vorausgesetzt, von seinen „vielen“ Liedern alle bis auf eines verloren gegangen. Aber selbst dieses eine, das erhabene Beichtlied: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ, | Mein Hoffnung steht auf Erden“ (vier neunzeilige Strophen) ist ihm bestritten worden, weil der „Bericht“ sagt, er habe dasselbe 1522 in die von ihm herrührende Kirchenordnung eingeschrieben, woraus sich also für ihn die unmögliche Ehre ergäbe, der Verfasser der ersten evangelischen Kirchenordnung und des ersten evangelischen Kirchenliedes zu sein. Das bestrittene Jahr entnahm man bei der großen Seltenheit des „Berichtes“ dem Abdrucke in Olearius' „Evangelischem Liederschatz“ (III, 36), bis dann E. Koch 1542 als das richtige Jahr aus der Urschrift nachwies. Gleichwohl sind damit die Schwierigkeiten noch nicht gehoben. Während nämlich das Lied in den älteren Einzeldrucken, z. B. in dem Nürnberger von Georg Wachter (o. J.; nach Wackernagel um 1540), und in den älteren Gesangbüchern, wie in dem niederdeutschen „Eyn schön Geistlick Sangböck“, Magdeburg o. J. (1542), und in dem Bapstischen von 1545 ohne Namen geht, wird auf einmal in dem Großen Kirchengesangbuch, Straßburg 1560 (und 1572), das Lied einem C. Humbert und in dem Berger'schen Gesangbuch (1566), sowie in dem Acker'schen Gesangbüchlein (1568) dem bekannten Konrad Huber zugeschrieben, worauf nun der Letztere auch in anderen, nichtstraßburgischen Liedersammlungen als Verfasser auftritt. Von neueren Hymnologen halten noch Rittelmeyer („Das evangelische Kirchenlied des Elsasses“, Jena 1856, S. 37 f.) und Laurmann (s. u.) an Huber fest. Dies ist aber nicht mehr statthaft, seitdem Wackernagel nachgewiesen hat, daß das Lied vor 1545 in keinem Straßburger Gesangbuche vorkommt, daß hingegen alle älteren Drucke aus dem mittleren Deutschland stammen, wobei ein Zusammenhang mit Straßburg nicht zu erkennen ist. Es bleibt also, um das Auftreten von Huber's Namen zu erklären, nichts anderes übrig, als mit Wackernagel anzunehmen: Huber hat wohl die Aenderungen — sie sind bei Fischer a. u. a. O. I, 35a verzeichnet — an dem scheinbar herrenlosen Liede vorgenommen und aus diesem Grunde nichts dagegen einzuwenden gehabt, daß man seinen Namen über dasselbe setzte. Will man das Jahr 1542 in Frage stellen, weil ja das Lied schon vorher gedruckt wurde, so läßt sich erwidern, daß dessen Entstehung und die Niederschrift in der Kirchenordnung doch nicht nothwendig zusammenfallen müssen. Es wird also S., wenn nicht überzeugendere Gründe für das Gegentheil beigebracht werden, das Lied als sein Eigenthum zu beanspruchen haben. — Die noch jetzt gebräuchliche Melodie soll von dem Dichter selbst herrühren. Sie

findet sich zum ersten Mal in einem Einzeldrucke von 1541 und ist in dem Bapstischen Gesangbuche von 1545 wiederholt.

Casp. Sagittarius, Historia Gothana, Jena 1713, S. 230. — W. E. Tenzel, Supplementa reliqua Hist. Gothanae, ebd. 1716, S. 733. — Wetzel, Hymnopoeogr., 1. Thl. (1719), S. 151 f. — (J. G. Brückner,) Kirchen- und Schulenstaat des Herzogthums Gotha, I. Thl., 8. Stück, Gotha 1757, S. 86; 12. Stück (1757), S. 57 f.; II. Thl., 2. Stück (1758), S. 38—40. — E. Koch, Geschichte des Kirchenlieds, 1. Bd., 3. Aufl. (1866), S. 376 bis 378; vgl. auch 4. Bd. (1868), S. 551; 8. Bd., umgearb. v. R. Lauxmann (1876), S. 219—222. — Wackernagel, Kirchenlied, 3. Bd. (1870), S. 174—176. — Fischer, Kirchenlieder-Lexicon, 1. Hälfte (1878), S. 34b bis 35b; 2. Hälfte (1879), S. 473b; Supplement (1886), S. 10a. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., 2. Bd. (1886), S. 186 f.

A. Schumann.

Schneidawind: Franz Joseph Adolph S., geboren zu Bamberg am 25. August 1799, † zu Marienbad am 26. Juli 1857. Als Sohn des als Statistiker bekannt gewordenen Landesdirectionsrathes gleichen Namens, besuchte S. in Bamberg die mittleren Schulen und begann seine Universitätsstudien 1818 auf der Würzburger Hochschule. Anfänglich etwas schwankend zwischen der Wahl des medicinischen und philosophischen Studiums — hörte er doch mit gleichem Eifer Vorlesungen aus beiden Facultäten — neigte sich sein Sinn bald entschieden den philosophischen Wissenschaften, namentlich der Geschichte zu. Er erwarb sich auch, die akademische Laufbahn anstrebend, 1822 den philosophischen Doctorgrad; seine Dissertation: „Die Hauptmomente der Geschichte der Philosophie“ wurde in's Schwedische übersetzt. Emsig betriebene Forschungen in Archiven und Bibliotheken des In- und Auslandes ließen ihn frühzeitig einen reichen Schatz an werthvollem historischem Material sammeln. Schon am 5. August 1827 wurde er zum Professor der Geschichte am königl. Lyceum in Aschaffenburg ernannt, wo er bis zum Mai 1856 erfolgreich wirkte. Die Sehnsucht nach seiner Vaterstadt veranlaßte ihn nun, um Versetzung an das Bamberger Lyceum nachzusuchen; aber schon am 26. Juli 1857 verschied er zu Marienbad, wohin er sich begeben hatte, um Linderung seines organischen Herzleidens zu suchen. S., den eine ungewöhnliche Vielseitigkeit des Wissens zu litterarischen Leistungen auf den verschiedensten Gebieten befähigte, entfaltete eine reiche publicistische, selbst belletristische Thätigkeit, bei welcher sein eigentlicher Berufskreis freilich nicht immer Förderung fand. Mit Vorliebe beschäftigte er sich indeß mit der Geschichte der französischen Revolution, über welche er eine Reihe sorgfältig ausgearbeiteter Studien veröffentlichte, die ziemlich beifällige Aufnahme fanden. Die Gestalten Napoleon's, Robespierre's, Mirabeau's u. A. wurden von S. mit unverkennbarer Gewandtheit auf Grund des ihm vorliegenden Materials geschildert; daß in jener Zeit der behandelte Stoff noch nicht genügend ergründet, gesichtet und kritisch durchdrungen war, dürfen wir nicht dem Verfasser als Schuld beimessen.

Mit besonderer Vorliebe verweilte S. auch bei der Darstellung der Thaten des Erzherzogs Karl von Oesterreich, die namentlich in dem vierbändigen Werke: „Der Krieg Oesterreichs gegen Frankreich, dessen Alliirte und den Rheinbund im Jahre 1809“ eingehende, auf Actenstücke und Urkunden begründete wissenschaftliche Darstellung fanden, deren Ergebnisse später von S. in einem vielverbreiteten illustrirten Volksbuche in fesselnder Sprache verwerthet wurden. Ein Volksbuch in des Wortes edelster Bedeutung ist auch Schneidawind's Werk; „Der siebenjährige Krieg in Deutschland“, bei welchem das compilatorische Talent des Verfassers so recht zur Geltung gelangen konnte. Aber ein Vorzug Schneidawind's soll hier nicht unerwähnt bleiben: S. gehört entschieden mit zu den Ersten,

welche das im Kampfe gegen die Fremdherrschaft zum Bewußtsein erwachte deutsche Volk auf seine Ideale hinwiesen, welche den Weg zu einer nationalen Geschichtschreibung anbahnten. So schuf S., der als populärer Schriftsteller nicht verdienstlos wirkte, auch in seiner Biographie des Prinzen Wilhelm von Preußen ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen, welches durch Berücksichtigung und verständnißvolle Beleuchtung auch des scheinbar Kleinen und Geringfügigen die großen Ereignisse erst in ihr rechtes Licht zu setzen vermag. Wenige Männer haben während ihres Lebens eine solche Anerkennung ihrer schriftstellerischen Verdienste erfahren, wie S. Der König von Bayern, die Kaiser von Oesterreich und Rußland, die Könige von Preußen und Griechenland, die Großherzoge von Hessen und Baden, die Herzoge von Sachsen-Coburg und Braunschweig sandten ihm hohe Orden und zahlreiche gelehrte Gesellschaften Deutschlands ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede.

Leitschuh.

Schneider: Christian Wilhelm S. wurde im Pfarrhaus zu Martinroda bei Ilmenau am 3. October 1734 geboren. Den Achtjährigen nahmen die Brüder seiner Mutter Wilhelm Ernst und Johann Christian Bartholomäi, jener Hofprediger, dieser herzoglicher Bibliothekar in Weimar (s. A. D. B. II, 108; der Verfasser der daselbst angeführten anonymen Biographie des Bibliothekars Bartholomäi ist unser S.) zu sich und überwachten seine weitere Ausbildung, die er auf dem Gymnasium zu Weimar, damals unter dem Rectorate des bekannten Wolffianers Jakob Carpov (s. A. D. B. IV, 8), erhielt. Verwaist und auch des älteren Oheims durch den Tod beraubt, bezog er 1753 die Universität Jena, wo er besonders die Wolffianer Reusch (s. A. D. B. XXVIII, 296), Polz und Darjes (s. A. D. B. IV, 758) hörte. Nachdem er am Stiftungstage der Universität eine Rede: „De Academia Jenensi nunquam armorum strepitu labefactata“ und eine öffentliche Disputation: „De theologiae revelatae partibus et speciebus curatius dignoscendis“ gehalten, ging er nach Weimar zurück und trat als Hofmeister in das Haus des Hofmarschalls v. Schardt ein. Im J. 1762 wurde er Collaborator, bald darauf Pastor zu St. Jakob und Garnisonprediger in Weimar, übernahm 1773, zum Assessor des Oberconsistoriums ernannt, das arbeitsvolle Archidiakonat an der Stadtkirche und siedelte 1782 als Oberconsistorialrath, Generalsuperintendent und Pastor primarius nach Eisenach über. Die schwedische Societät pro fide et christianismo und die Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion erwählten ihn zu ihrem Mitgliede. Er starb am 7. Juli 1797. Weder die von ihm herausgegebenen Predigten und geistlichen Singgedichte (Oratorien), vom „Kirchen- und Ketzeralmanach auf das Jahr 1797“ als kaum mittelmäßig bezeichnet, noch seine Schriften über die Ziehen'sche Prophezeiung, über das Neue Jerusalem der Swedenborgianer in England, über Stark's Kryptocalvinismus (den er für unerwiesen hält) würden seinen Namen auf die Nachwelt gebracht haben. Sein Gedächtniß ist erhalten geblieben durch das für die Kirchengeschichte noch heute zu verwerthende Sammelwerk „Acta historico-ecclesiastica“, begonnen vom Weimarischen Hofprediger Colerus (s. A. D. B. IV, 403), fortgesetzt von den oben genannten Brüdern Bartholomäi. Zur zweiten Serie, unter dem Titel „Nova acta historico-ecclesiastica“ seit 1758 erschienen, fügte S. 1773 den 12. Band hinzu und edirte sodann die dritte Serie als „Acta historico-ecclesiastica nostri temporis“ (1774—88). Das Universalregister zur zweiten und dritten Serie (Weimar 1790 erschienen) hat Schneider's älterer Bruder, Immanuel Wilhelm († 1790 als Pastor zu Rastenberg), verfaßt. Eine vierte Serie der Acta begann S. 1788 unter dem Titel „Acten, Urkunden und Nachrichten zur neuesten Kirchengeschichte“. Von den drei erschienenen Bänden dieser

Fortsetzung sind nur die beiden ersten von S., der dritte ist vom Superintendenten Johann Samuel Schröter in Buttstedt herausgegeben worden. Auch eine 1779 von S. begonnene „Bibliothek der Kirchengeschichte" hörte mit dem zweiten Bande wieder auf. Doch S. hat sich nicht begnügt, für die Kirchengeschichte zu sammeln, er versuchte auch, reagirend in sie einzugreifen. Von Lehrern gebildet, welche die kirchlichen Dogmen durch algebraische Demonstration erhärten wollten, war er der Orthodoxie ergeben. Schon 1775 hören wir ihn klagen: „Der gegenwärtige Zustand der Kirche, wo selbst unter ihren Lehrern Männer auftreten, die den Naturalismus öffentlich predigen, den ewigen Sohn Gottes von seinem Thron stürzen und den Werth seiner verdienstlichen Leiden vernichten wollen, muß allen redlichen Gottesgelehrten zu Herzen gehen." Als Generalsuperintendent mochte er es für seine Pflicht halten, als Schützer der reinen und gesunden Lehre aufzutreten. Auf seinen Antrieb stellte das Oberconsistorium in Eisenach, auf schriftliche Aussagen Studirender gestützt, 1794 an Herzog Karl August, als Rector der Universität Jena, das Ansinnen, den Professoren bei sonst unvermeidlichem Verlust ihrer Lehrstellen zu gebieten, der reinen evangelischen Lehre nach den libris symbolicis getreu zu bleiben. Der Meiningensche Minister von Dürckheim secundirte. Karl August forderte, unter Mittheilung des Communicates Serenissimi Saxo-Meiningensis, von den Oberconsistorien zu Eisenach und Weimar Beibringung sicherer Beweise für das Treiben der angeblichen Irrlehrer und Aeußerung über die zu ergreifenden Maßregeln. Eisenach beantragte, nach vorausgeschickten Klagen über Profanirung der Geschichte Jesu und seiner Apostel durch Lehrer der Theologie und Irreführung der Jugend durch Lehrer der Kantischen Philosophie, Einsetzung einer Commission, welche die Professoren in die gehörige Ordnung weise, und einer höheren akademischen Polizeianstalt zur Ueberwachung ihrer künftigen Lehrvorträge. Das Oberconsistorium in Weimar, an seiner Spitze Herder, erklärte Strafpräcepte gegen akademische Lehrer als unnöthig, unzweckdienlich und der Akademie nachtheilig. Der herzogliche Geheime Rath war für ein mildes Ermahnungsschreiben. Karl August aber ließ sämmtliche Schreiben und Berichte einstweilen ad acta legen, wo sie verblieben sind (G. Frank, Die Jenaische Theologie, S. 100 ff.).

J. N. G. Beyer, Allgem. Magazin für Prediger, Bd. VI, St. 6, S. 619—31. — Uebrige Litteratur sammt Schriftenverzeichniß in J. G. Meusel's Lexikon der v. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, XII, 334—37 und bei H. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands, III, 861.

G. Frank.

Schneider: Eulogius S., geboren am 20. October 1756 in dem damals zum Hochstift Würzburg gehörigen, zwischen Kitzingen und Schweinfurt gelegenen Flecken Wipfeld am Main. In der Taufe hat er den Namen Joh. Georg erhalten und denselben erst bei seinem Eintritt in das Kloster mit einem anderen, Eulogius, vertauscht, diesen aber, wie man meint, des Wohlklanges wegen auch nach seinem Ausscheiden aus dem Mönchsstande nicht wieder abgelegt. Seine Eltern waren Heckersleute und haben in der Folgezeit ihr mäßiges Besitzthum zum großen Theile daran gewendet, ihrem Sohne eine höhere Laufbahn zu eröffnen. Der Pfarrer seines Geburtsortes, ein Chorherr der benachbarten Augustinerpropstei Heidenfeld, entdeckte in dem jungen S. ungewöhnliche Anlagen und gab ihm daher mit Zustimmung seiner Eltern Unterricht in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache, ohne Zweifel in der Voraussetzung, in diesem seinem Schüler für die Kirche ein brauchbares Werkzeug zu gewinnen. Im J. 1768, in seinem 12. Lebensjahre, wurde S. zum Zwecke seiner weiteren Ausbildung nach Würzburg gebracht und in das mit dem sogen. Juliusspital verbundene, für unbemittelte Schüler bestimmte Knabenconvict aufgenommen. Von

hier aus besuchte er drei Jahre hindurch das von den Jesuiten geleitete öffentliche Gymnasium und ging im November 1771 zur Universität über, wo er sich als „humanista" einschrieb. Dieser frühe Uebertritt zur Hochschule hängt mit der eigenthümlichen Verbindung zusammen, in welcher die philosophischen Studien in den oberen Classen des Gymnasiums und die untersten Curse der Universität mit einander standen. Damit kam jedoch auch die Zeit, in welcher sich S. für die Wahl eines Lebensberufes entscheiden mußte. Er entschied sich aber nicht für den geistlichen Stand, wie seine Eltern und Wohlthäter dies ohne Zweifel erwarteten und wünschten, sondern declarirte sich der Form nach als Juristen, wozu er vielleicht die geringere Befähigung mitbrachte. In Wahrheit aber ging er als Student seinen Neigungen und Liebhabereien nach, die in einer ganz anderen Richtung lagen. Die Neigung zur Poesie und den sogen. schönen Wissenschaften war in ihm bereits mächtig durchgebrochen und er scheint in der Hingabe an sie seinen wahren Beruf erkannt zu haben. Freilich war an der Würzburger Hochschule damals für Studien dieser Art, wie für die artes liberales überhaupt, zunächst nur dürftige Nahrung und Anregung zu holen; es ist daher mit Sicherheit nicht nachzuweisen, wann und wo sich S. seine nicht geringe Kenntniß der classischen und modernen Sprachen erworben hat; fleißiges Selbststudium hat vermuthlich dabei mit das Beste gethan. Der um diese Zeit eintretende Sturz des Jesuitenordens hat zwar auch an der Würzburger Hochschule die längst ersehnten und unausbleiblichen Veränderungen gebracht. Inwieweit S. aus dieser Umgestaltung Nutzen gezogen, läßt sich schwer feststellen. Die Ueberlieferung sagt, er habe vor allem das Studium der Philosophie unter der Leitung des Kantianers Columban Röser betrieben, von anderer Seite jedoch wird dieses bestritten und vielleicht mit größerem Rechte. Der Zug seines Geistes ging offenbar nicht in die Tiefe. Er neigte zur Leichtlebigkeit, zum Genusse des Daseins, es schlug in ihm eine epikureische Ader. Diese seine Neigung versetzte ihn jedoch gerade in dieser Zeit in eine Verlegenheit verhängnißvoller Art. Sein leichtfertiger Wandel hatte ihn bald die Freistelle im Convict des Juliusspitals gekostet. Die Mittel seiner Eltern und der gute Wille seiner Gönner waren um so eher erschöpft, als er ihre Erwartungen in betreff der Berufswahl so bitter getäuscht hatte; so wurde seine Stellung in Würzburg zuletzt unhaltbar und er sah sich, etwa 1776, gezwungen, den Schauplatz seiner wenig löblichen Thaten zu verlassen. Schneider's Leben tritt für die nächste Zeit in ein unbehagliches Dunkel. Wenn die Ueberlieferung Grund hat, daß er sich eine Zeit lang mit einer Schauspielertruppe herumgetrieben, so kann das nur in diesen Jahren gewesen sein. Gewiß ist, daß er zuletzt in seiner Heimath eine Zufluchtstätte gesucht, sie aber durch erneute leichtsinnige Streiche bald wieder verscherzt hat. Unter diesen Umständen geschah es, daß er, wie an sich selbst verzweifelnd, den Entschluß faßte, in den Orden der Franciscanermönche zu treten, der ja schon so manchem Schiffbrüchigen die rettende Hand gereicht hatte. Mannhaft wird man diesen Entschluß kaum nennen wollen, weil er weiter nichts als das Erzeugniß einer augenblicklichen Verlegenheit war und sich leicht voraussehen ließ, daß er heute oder morgen bereut werden würde. Wie dem auch sei, der Entschluß wurde ausgeführt: im J. 1777 — S. zählte 21 Jahre — trat er in Bamberg in das Ordenshaus. Hiermit beginnt ein neuer Abschnitt in seinem Leben. Seine theologischen Studien machte er in Bamberg, wo bekanntlich ebenfalls eine sogen. Universität bestand, und in Salzburg. Im J. 1784 wird er Priester geworden sein und noch in demselben Jahre wurde er als Lector in das Franciscanerkloster nach Augsburg abgeordnet, zum Beweise, daß seine Obern seine Kenntnisse und Lehrgabe wol zu schätzen wußten. Auf diesem Boden, in einer paritätischen Stadt, in welcher die confessionellen Gegensätze scharf genug

ausgebildet waren, mußte ein geistreicher und duldsam gesinnter Mönch, wie S. es war, rasch der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit werden. Auf Grund der leicht gewonnenen Sympathieen erwachten seine alten, mit Gewalt zurückgedrängten schöngeistigen Neigungen wieder. Einzelne seiner Gedichte, die in dieser Zeit entstanden sind, lassen, wenn man es nicht wüßte, eher jeden anderen Urheber als einen Franciscanermönch vermuthen. Zu seinen schwungvolleren dichterischen Leistungen gehört die in dieser Zeit entstandene Ode auf den Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig. Aber auch ernsthafte wissenschaftliche Arbeiten beschäftigten ihn damals. So arbeitete er jetzt mit Professor Feder in Würzburg an der gediegensten seiner litterarischen Unternehmungen, nämlich an einer Uebersetzung der Reden des h. Chrysostomus über das Evangelium des h. Matthäus. Schon aber nahte die Krisis, die seiner gegenwärtigen Stellung ein vielleicht nicht unerwünschtes Ende machen sollte. Am 25. November 1785 hielt er seine berühmte Toleranzrede, die ihn auf der einen Seite erst recht populär machte, während sie von der anderen Seite her die ganze Meute der unversöhnlichen Kläffer gegen ihn in Bewegung setzte. Von diesem Augenblicke an hatte er keine ruhige Stunde mehr und sehnte er sich nach Befreiung. Diese wurde ihm durch die Empfehlung von Seite eines seiner einflußreichsten Gönner an den Herzog Karl Eugen von Württemberg, der bekanntlich dem katholischen Bekenntnisse angehörte. Er nahm ihn unter die Reihe seiner Hofcapläne auf und ernannte ihn zu seinem Hofprediger. Indem S. in diese Stellung eintrat, schied er keineswegs schon aus dem Mönchsstande aus, sondern erhielt für die Zeitdauer derselben päpstlichen Dispens. Doch führten ihn die Verhältnisse und seine eigenste Natur bald weiter. Drei Jahre hat er am Hofe des Herzogs Karl ausgehalten; sie bilden die glücklichste Zeit seines Lebens. Ein Theil seiner hier gehaltenen Predigten liegt gedruckt vor uns. Sie legen Zeugniß ab für Schneider's große Beredsamkeit und sein Verständniß für die praktische Seite des Lebens. Auch wissenschaftlich zu arbeiten hat er fortgefahren und daneben freilich die erlaubten Freuden des Daseins nicht zurückgewiesen. Gleichwohl entschloß er sich im Frühjahr 1789 Stuttgart zu verlassen und als Professor der „schönen Wissenschaften“ und der griechischen Sprache an die vor kurzem gegründete Universität Bonn überzusiedeln. Die Trübung seines persönlichen Verhältnisses zu Herzog Karl soll zu diesem seinen Entschlusse beigetragen haben, entscheidend hat aber gewiß die Aussicht auf den ihm eröffneten neuen Wirkungskreis gewirkt. S. fühlte sich zunächst in Bonn wie der Fisch im Wasser. Er trat in einen Kreis Gleichgesinnter ein, die ja seine Berufung auch betrieben hatten. Dem Mönchthum entsagte er nun völlig, da ihn der Papst auf Bitte des Kurfürsten von Köln säcularisirte, aber Priester ist er selbstverständlich gemäß den Satzungen seiner Kirche nach wie vor geblieben. Thatsächlich lebte und arbeitete er ganz und gar im Geiste des Jahrhunderts, der Aufklärung. Im übrigen hat er in den zwei Jahren, in welchen er in Bonn verweilte, als Lehrer und Schriftsteller eine außerordentliche Rührigkeit entwickelt. Neben seinen Vorträgen an der Universität gab er zugleich Unterricht am Gymnasium und war überdieß überall mit Wort und Schrift zur Hand, wo ihn die Gelegenheit rief. Im J. 1790 ließ er eine Sammlung seiner Gedichte erscheinen, in welcher indeß das Mittelmäßige offenbar überwiegt. Als seine Vorbilder erkennt man einige Male Klopstock, öfters Wieland, von einem Einflusse Goethe's oder Schiller's ist wenig zu verspüren. Wenn die Sammlung gleichwohl mehrere Auflagen erlebt hat, so muß dieser Erfolg in erster Linie auf die Persönlichkeit und die Schicksale ihres Verfassers zurückgeführt werden. In dem erwähnten Jahre veröffentlichte er zugleich eine in das Gebiet der Aesthetik fallende Schrift, die unzweifelhaft zu seinen verdienstlichsten Arbeiten gehört, wenn sie auch großentheils auf den Aus-

führungen Eschenburg's u. A. ruht. Sie ist übrigens nicht vollendet: im Anzuge begriffene Verwickelungen haben dies verhindert. Es hatte nicht ausbleiben können, daß S. auch in Bonn sich gefährliche Gegner erweckte, die von den Zeloten in Köln inspirirt wurden. Die freimüthige Art, wie er am Gymnasium den Religionsunterricht ertheilte, gab die Veranlassung zum Sturme gegen ihn, als er die Grundzüge seines bez. Systems durch den Druck verbreitete. Schon vorher hatte er sich als begeisterten Anhänger und Anwalt der in dem Nachbarlande ausgebrochenen revolutionären Bewegung rückhaltslos kundgegeben. Er wurde bald der Mittelpunkt aller Gleichgesinnten in Bonn. Den Anklagen gegen seine kirchliche Freisinnigkeit hatte der Kurfürst die längste Zeit Stand gehalten, als er sich aber durch seine politische Haltung Blößen gab, ließ ihn der eingeschüchterte Landesherr fallen, S. wurde in Ungnade verabschiedet und mußte bei Nacht und Nebel Bonn verlassen. Doch scheint er auf diesen Fall vorbereitet gewesen zu sein: rasch entschlossen schlug er den Weg nach Straßburg ein. Hier hat sich sein Verhängniß erfüllt. Das Elsaß und die Hauptstadt desselben voran hatten sich der Revolution nur mit Widerstreben unterworfen; zuletzt aber hatte, von Paris her unterstützt, die Verfassungspartei gesiegt. Auf den nachhaltigsten Widerstand war die Durchführung der neuen constitutionellen Kirchenverfassung gestoßen. Es mangelte theilweise an Priestern, namentlich an gelehrten Theologen, die sich derselben gehorsam zeigten und zugleich der deutschen Sprache vollkommen mächtig waren. Man suchte daher deutsche Priester zu gewinnen, von denen man gewiß war, daß sie der neuen Ordnung der Dinge eine Stütze werden würden. Auf Grund dieser Voraussetzung war auch bei Zeiten an S. eine Einladung ergangen, dorthin zu kommen. Um die Mitte des Jahres 1791 traf er in Straßburg ein und wurde zum Professor der Kirchengeschichte und der geistlichen Beredsamkeit an der sogen. katholischen Facultät und zum Vicar des constitutionellen Bischofs Brendel ernannt: solcher „Vicare" gab es mehrere, sie waren die berathenden Vertrauensmänner des Bischofs und bildeten eine Art Collegium. Bei dieser Stellung ließ sich S. jedoch nicht lange festhalten. Kaum in Straßburg warm geworden, stürzte er sich kopfüber in den wachsenden Strudel der Tagespolitik. Er mochte wol meinen, nun erst sei seine Zeit gekommen. Bereits am 12. Juli 1791 legte er im Münster den Eid auf die „bürgerliche Verfassung des Clerus" ab und hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, worin er sich bemühte, die „Uebereinstimmung des Evangeliums mit der neuen Staatsverfassung der Franken" nachzuweisen. Vorübergehend verwaltete er in den darauffolgenden Monaten die Pfarrei Oberbronn und eröffnete dann im November desselben Jahres seine Lehrthätigkeit, bei welcher die öffentlichen Verhältnisse ihn jedoch nicht lange ruhig verharren ließen. Noch im December desselben Jahres wurde er bereits in den Straßburger Municipalrath gewählt, führte bald im sogen. Club der Constitutionsfreunde, der vorläufig alle Anhänger der Revolution in sich vereinigte, das große Wort und wurde zum Vicepräsidenten desselben erhoben. In Wahrheit, wir treffen ihn auf Seite der extremen Partei, die auf die Republik hinarbeitete und den monarchischen und conservativen Elementen in der Stadt und auf dem Lande den Krieg erklärte. So erscheint S. bald auch als entschiedener Gegner des constitutionellen Maire Dietrich, dem er seine Berufung nach Straßburg mit zu verdanken gehabt hatte. Die Gesellschaft der Anhänger der Constitution zerfiel unter diesen Umständen und die Majorität derselben constituirte sich jetzt als Club der Jakobiner bez. der Sansculotten. In diesem Club entwickelte sich freilich auch schnell genug ein Gegensatz zwischen der französischen Jakobinergruppe und der deutsch-revolutionären Partei, als deren Haupt S. mit Recht angesehen wurde. Gerade daß er kein geborener Straßburger war, galt als ein Makel nicht bloß bei der conservativen Bevölkerung, sondern

auch bei den revolutionär gesinnten französischen Elementen. Sein revolutionär-republikanischer Fanatismus war indessen bereits zu einem so hohen Grade gediehen, daß er alle besonnenen Erwägungen übertönte und ihn besinnungslos dem Aeußersten zuführte. Die Thätigkeit, die er als Prediger, als Lehrer an der Universität, als Mitglied des Straßburger Rathes, als Tagesschriftsteller in der Zeitschrift „Argos“, die er im Juli 1792 gegründet hatte, entwickelte, war übrigens eine außerordentliche. Zu der Steigerung des Hasses gegen das Königthum und den König hat er das seinige nach Kräften beigetragen. Der 10. August 1792 mit seinen Folgen bildete auch für die Lage der Dinge in Straßburg den entscheidenden Wendepunkt. S. wurde zunächst in den letzten Monaten des genannten Jahres als Commissar nach Hagenau entsandt und versah daselbst drei Monate lang das Amt eines Maire; nach Straßburg zurückgekehrt, sah er sich endlich für seine Verdienste um die Sache der Revolution genügend belohnt: er wurde zum öffentlichen Ankläger bei dem peinlichen Tribunal des niederrheinischen Departements ernannt, ein Amt, nach welchem er sich schon lange gesehnt hatte. Auf diesem Wege hat er aber sein eigenes Verderben herbeigeführt oder doch beschleunigt. Der Widerstand der conservativen deutschen Bürgerschaft in Straßburg war nicht so leicht zu brechen und er sah sich zu diesem Zwecke gedrängt, bei der beweglicheren französischen Fraction eine Stütze zu suchen. Dieser sein gefährlicher Standpunkt trieb ihn immer weiter in terroristischer Richtung vorwärts. So verlangte er schon im Juni 1793 ein Revolutionsgericht, dessen Mitglied so gut als des Sicherheitsausschusses er wurde. Unter seinen Auspicien wurde die Guillotine in Straßburg aufgepflanzt. Nebenbei feierte er das Fest der „Göttin Vernunft“ im Münster mit und schwur wie Andere seine priesterliche Würde ab. Gleichwohl gelang es ihm angesichts des steigenden Gegensatzes und der gegen die deutsche Armee ungünstigen Kriegsführung von Seite der Franzosen nicht, die auf ihm lastende Verdächtigung seiner deutschen Herkunft zu beschwichtigen. Das wurde am deutlichsten zur Zeit, als St. Just und Lebas (im October 1793) als Conventscommissäre in Straßburg erschienen. Im Auftrage St. Just's unternahm S. eben jetzt mit der Revolutionscommission und von der Guillotine begleitet eine Rundreise durch das Land, um die Durchführung der Assignaten und des Maximums zu erzwingen und die Widerspenstigen und Verdächtigen zu bestrafen. Die Zahl der auf diesem Wege unter seinen Auspicien Verurtheilten belief sich zwar nicht so hoch, als später angegeben wurde, sie war indeß hoch genug — 31 dieser Geopferten zählt man mit Zuverlässigkeit —, und, was die Sache noch schlimmer macht, war die gewissenlose Formlosigkeit, mit welcher unter seiner Autorität dabei verfahren wurde. Wenn S. etwa darauf rechnete, durch diesen seinen Eifer die Unversöhnlichen unter seinen Gegnern zu versöhnen, so machte er die Rechnung ohne den Wirth, denn gerade die Ehrlichkeit seines Fanatismus, wenn der Ausdruck erlaubt ist, war in ihren Augen sein Unrecht, und doch erleidet auch diese Ehrlichkeit bei näherem Zusehen wesentliche Einschränkung. Auch sein Entschluß, gelegentlich der erwähnten Rundreise eine Frau zu nehmen, kann nur zu seinem Nachtheile gedeutet werden und läßt sich kaum anders erklären, als daß er hoffte, dadurch seine wankende Stellung zu befestigen. Ein Verehrer des schönen Geschlechtes ist er freilich von je gewesen; gegen die Priesterehe hatte er schon bald nach seiner Niederlassung in Straßburg eine flammende Rede gehalten; aber welcher halbwegs besonnene und selbstlose Mann würde diesen Moment gewählt haben, einen solchen Schritt zu thun? Dabei kann die Behauptung, daß er seine blutige Autorität nicht mißbraucht habe, die Zustimmung seiner Auserwählten und ihrer Angehörigen zu seiner Werbung zu erringen, zur Noth noch immer bestehen bleiben. Wie dem nun sei, dieser Hergang beschleunigte die Katastrophe. S. kehrte am Tage nach seiner

Vermählung (15. Dec.) mit auffallender festlicher Begleitung nach Straßburg zurück, und gerade dieser Umstand wurde von seinen Gegnern als Handhabe benutzt, ihn auf Befehl der beiden genannten Conventscommissäre angeblich wegen seines unrepublikanischen Einzuges in Straßburg mitten in der Nacht zu verhaften und in der Mittagsstunde an die Guillotine angebunden vor den Augen der überraschten Bevölkerung zur Schau auszustellen. Mit S. wurden zugleich verschiedene seiner ergebensten Anhänger verhaftet, er selbst aber noch am Tage seiner Verhaftung nach Paris abgeführt, um sich dort vor dem Wohlfahrtsausschuß zu verantworten. An Muth hat er es bei dem ganzen Vorgange nicht fehlen lassen und von seinem Gefängnisse aus alles Mögliche versucht, seine Unschuld zu beweisen und seine Frau und seine Schwester, die bei Zeiten ihm in die Fremde gefolgt war, zu trösten. Ein Schreiben, das er u. A. an Robespierre zu seiner Rechtfertigung richtete, hat seinen Untergang nur beschleunigt. Am 1. April 1794 hat er auf der Guillotine geendigt. Es ist so gut als gewiß, daß, wenn S. sich im Gefängnisse still verhielt, sich seine Haft bis zum 9. Thermidor verlängert hätte und er wie hundert Andere gerettet worden wäre. Anlangend die officielle Motivirung seiner Verurtheilung, so waren die vorgebrachten Gründe meist nicht stichhaltig, vorab derjenige, kraft welchem er als Verschwörer gegen Frankreich und als Verbündeter der Oesterreicher bezeichnet wurde. Seine wirkliche Schuld lag auf einer ganz anderen Seite, für die man von seinen Anklägern freilich keine Empfindung verlangen kann und deren Erkenntniß ihm selbst gänzlich verloren gegangen war. Ueber seine Gegner brauchte er sich indeß kaum zu beklagen; er hatte ihnen den Weg mit geebnet, und sie handelten nur folgerecht, wenn sie ihn fallen ließen, als sie wahrzunehmen glaubten, daß er ihren Zwecken im Wege stehe. Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß Schneider's erwähnte Schwester (Marianne) nach seinem Sturze in Straßburg zurückblieb und sich verheirathete; seine Wittwe hat seinem Freunde Cotta die Hand gereicht. —

Vgl. Schneider's Schicksale im Vaterhause. Frankfurt a. M. 1792. — Schneider's Schicksale in Frankreich (1797). — Schneider's Gedichte (1791). — L. Lersch in den Monatsblättern zur A. A. Zeitung, Dec. 1845, Februar 1846. — F. C. Heitz, Notes sur la vie et les écrits d'Euloge Schneider (1862). — Derselbe, Les sociétés politiques de Strasbourg pendant les années 1790—1795 (1863). — L. Spach, Biographies Alsaciennes, Strasb. 1866, 1. Bd., S. 187—321. — J. Venedey, Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik (Leipzig 1878). — K. Mendelssohn-Bartholdy in den Preuß. Jahrbüchern, 1871. — Die bekannte Schrift von Scherer-Lorenz über die Geschichte des Elsasses. — Julius Duboc, Ein deutscher Revolutionär (in dessen u. d. T. „Gegen den Strom" ges. Aufsätzen. Hamburg 1884). — Der Aufsatz des Unterzeichneten über Eul. Schneider in H. v. Sybel's historischer Zeitschrift, 37. Bd. (München 1877). — C. W. Faber, Eulogius Schneider u. s. w. Mühlhausen i. E. 1886. — Ein nahezu vollständiges Verzeichniß von Schneider's Schriften s. bei Baader, Lexikon verstorbener bairischer Schriftsteller des 18. u. 19. Jahrh. I, 2, S. 211—213.

Wegele.

Schneider: Franz S., Jurist, geboren zu Tepl in Böhmen am 11. Aug. 1805, † zu Prag am 1. Juli 1882. Er erlangte die Elementarbildung in der Vaterstadt, legte die letzten vier Jahre der Gymnasialstudien, nachdem er die zwei ersten im Kloster zu Tepl privatim abgemacht hatte, in Prag zurück, studirte hier die Philosophie und die Rechte und wurde am 18. Mai 1832 zum Dr. jur. utr. promovirt. Er hatte alle Studien mit Auszeichnung gemacht und die Befugniß zur Ertheilung von Privatunterricht erlangt; durch diesen erhielt

er sich und theilweise seine Geschwister, da beide Eltern im October 1819 gestorben waren, ohne Vermögen zu hinterlassen. Er trat als Erzieher in das Haus des Prinzen Karl von Thurn und Taxis ein, wodurch er eine gesicherte Stellung erhielt, die nach der Vollendung dieses Amts zu der des maßgebenden Oberleiters der Verwaltung führte und ihm eine lebenslängliche erhebliche Pension einbrachte; auch wohnte er bis in's J. 1863 mit Familie in dem fürstlichen bezw. der verwittweten Fürstin und nach deren Tode ihrem jüngsten Sohne gehörigen Hause unentgeltlich. Dieser, Prinz Rudolf, der schon als Student den Erztschechen spielte, eine Küsterstochter heirathete und von den Jungtschechen als Mäcen behandelt wurde, hat S. den Haß gegen den Adel und jene Grundsätze zu danken, die ihn bei seinen Standesgenossen unmöglich gemacht haben. S. bestand im J. 1838 mit Auszeichnung die allgemeine Advocatenprüfung und die besondere aus dem Bergrechte, erreichte durch unausgesetztes Bemühen, daß er zur Abhaltung unentgeltlicher außerordentlicher Vorlesungen über Bergrecht im October 1837 zugelassen und am 6. Mai 1843 zum ordentlichen Professor des Bergrechts in Prag ernannt wurde. Nach dem Tode von Josef Helfert wurde er „supplirender“ Professor für Römisches und Kanonisches Recht bis 11. April 1849. Am 2. Decbr. 1850 wurde er auch ordentl. Professor des österreichischen allgemeinen bürgerlichen Rechts. Am 31. August 1863 erhielt er Titel und Charakter eines Oberbergraths, im J. 1846 hatte er die goldene Medaille „literis et artibus“ vom Kaiser, und vom Könige von Sachsen die goldene Medaille „virtuti et ingenio“ für sein Lehrbuch erhalten, war dreimal Decan des juristischen Professoren-Collegs und im J. 1864/65 Rector der Universität.

Im Juli 1871 wurde er vom 1. August ab auf Grund des Gesetzes vom 9. April 1870 — er war 65 Jahre alt, konnte also pensionirt werden — in Ruhestand versetzt, obwohl, wie ich aus persönlicher Kenntniß sagen muß, er 1871 für sein Lehramt vollständig rüstig und viel befähigter war, als eine ganze Reihe von ordentlichen Professoren der Universität. Diese Pensionirung setzte ihn in einen Zustand der äußersten Erbitterung, veranlaßte ihn, die Selbstbiographie herauszugeben, welche seine Verdienste bis auf die kleinlichsten Dinge und seine „Berühmtheit“ schildert; er konnte diesen Schlag nicht überwinden, dessen Folgen haben wohl auch seine letzte Krankheit mit veranlaßt. S. war ein Mann von großer Befähigung und vielen Kenntnissen, hatte sich auch bemüht, die der in seiner Studienzeit herrschenden Methode zur Last fallenden Mängel möglichst zu bessern; er war ein guter und pflichttreuer Professor. Leider litt er an einer Selbstüberschätzung ohne Grenzen, an einer Verbitterung auf Grund vermeintlicher Zurücksetzung, welche maßlos war, dazu an einer unbeschreiblichen Rücksichtslosigkeit gegen Jeden, der nach seiner Ansicht ihm in den Weg trat. Josef Unger, der in Prag außerordentlicher Professor des österreichischen Civilrechts durch drei Jahre war, wurde von ihm durch Benehmen und Aeußerungen selbst im Hörsaale geradezu feindlich behandelt. Wer mit ihm auch nur in der geringsten Sache nicht einerlei Meinung war, hatte seinen Haß zu befürchten, der in der Wahl der Mittel nicht wählerisch war. Ich habe Scenen und Streitigkeiten zwischen ihm und Collegen in Sitzungen beigelegt, welche jeder Beschreibungen spotten. Außer dem Collegen Chambon, der nach 3 Jahren starb, hat er niemals dauernd mit irgend einem Collegen auf freundlichem Fuß gestanden; er hat Jahre lang mit vielen juristischen Collegen kaum den Gruß gewechselt. Schriften: Eine Anzahl von Abhandlungen über österr. Civil- und Bergrecht in „Zeitschr. f. österr. Rechtsgelehrsamkeit“, „Magazin“ und „Vierteljahrsschrift“ von Haimerl; „Lehrbuch des Bergrechtes“, Prag 1847, 2. Aufl. 1867, 3. Aufl. 1870, das damals in der That beste Lehrbuch; „Die Berg-Gerichtsbarkeit“ u. s. w., das. 1872.

Biographische Skizze des nunmehr in den Ruhestand versetzten k. k. Obergraths Dr. F. Schneider u. s. w., Prag 1871.

v. Schulte.

Schneider: Friedrich Konrad Leopold S., Philologe und Schulmann 1786—1821. Er wurde in Berlin am 10. December 1786 geboren, wurde nach vollendeten Studien und erfolgter Promotion (wo, ist nicht bekannt) 1807 Lehrer, anscheinend auch in Berlin, und 1809 an das königl. Joachimsthal'sche Gymnasium berufen, an welchem er bald zum Professor aufrückte, auch die Verwaltung der Bibliothek übernahm; er unterrichtete ausschließlich in den alten Sprachen und im Hebräischen. Als Gelehrter, Lehrer und Mensch allgemein hochgeschätzt, starb er bereits am 14. Juni 1821 „an einer auszehrenden Krankheit". — S. war „der erste, der auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik die Ausarbeitung eines umfassenden, auf selbständigen Forschungen, insbesondere über Laut- und Formenlehre, basirten Lehrgebäudes unternahm". Von seinem groß angelegten Werke: „Ausführliche, mit möglichst sorgfältiger Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel und nach neuen Untersuchungen verbesserte Grammatik der lateinischen Sprache" erschien 1819 gleichzeitig der 1. Band der 1. Abtheilung „Elementarlehre" und der 1. Band der 2. Abtheilung „Formenlehre"; 1821 folgte der 2. Band der 1. Abtheilung, der Schluß der „Elementarlehre" (außer der Accentlehre, an deren Ausarbeitung, wie das Nachwort besagt, Krankheit den Verfasser bereits hinderte), enthaltend. Die weiteren Theile der 2. Abtheilung und die beabsichtigte 3. Abtheilung „Syntax" sind wegen des frühen Todes Schneider's ungeschrieben geblieben. „Aber auch als Torso ist das Werk ein ehrenvolles Denkmal unermüdlichen Fleißes, der besonders in der Verwerthung der Angaben der alten Grammatiker hervortritt, und verständiger Kritik." (Bursian.)

Nachruf im Progr. des Joachimsthal'schen Gymnasiums von 1822. — Bursian, Gesch. der Philologie, S. 781 f.

R. Hoche.

Schneider: Johann Christian Friedrich S., geboren am 3. Jan. 1786 zu Waltersdorf in der Oberlausitz, † als herzogl. anhaltischer Hofcapellmeister in Dessau am 23. November 1853, entstammte jenem bescheidenen Erdwinkel, Lausitz genannt, der der musikalischen Welt eine ganze Reihe trefflicher Künstler und Componisten gegeben hat. Zum Beweise dafür mögen von vielen hier nur die Namen: Homilius, Hiller, Schicht, Naumann, Richter, Marschner genannt werden. Schon in altersgrauer Vorzeit galt das Volk der Sachsen, wie auch das der Böhmen, als vorzugsweise musikbegabt. Die Lausitz grenzt aber unmittelbar an Böhmen; eine lebhafte Wechselwirkung fand nun je zwischen den beiden benachbarten, der großen slawischen Völkerfamilie angehörigen Stämme statt. Aber nicht allein die Lausitz, auch Thüringen, das Händel und Bach zu seinen größten Söhnen zählt, bewohnt, wie Sachsen überhaupt, ein für Musik reich veranlagtes Volk. Aus armen Hütten der Weber und engen Stuben der Schulmeister, aus durch Noth und Bedrängniß nicht selten schwer heimgesuchten Familien, gingen viele der besten unserer Tonmeister hervor. Der den Sachsen angeborene Musiksinn wurde wesentlich dadurch gefördert, daß seit der Reformation die Kirchenmusik großen, durch die allerwärts errichteten Cantoreien unablässig genährten Aufschwung nahm, die höhern Schulen und Gymnasien (Kreuzschule in Dresden, Thomasschule in Leipzig u. a.) sich eifrigste Musikpflege angelegen sein ließen und am kurfürstlichen Hofe stets die besten Capellen unterhalten, die angesehensten und berühmtesten Capellmeister und Componisten angestellt und großartige und glänzende Aufführungen veranstaltet wurden. Schon der Großvater Schneider's, Johann Christoph, ein armer Häusler und Zwillichweber, war durch seine Musik-

talent, wie durch seinen gesunden Humor, weit über sein Heimathdorf, Alt-Waltersdorf, hinaus bekannt. Sein schwächlich kränklicher Knabe, Johann Gottlob, der erst im sechsten Jahre gehen lernte, bethätigte früh schon ungewöhnliche musikalische Beanlagung und obwohl auch er lange Jahre am Webstuhl arbeitete, gelang es ihm zuletzt doch, sich Uebung auf dem Clavier und der Violine zu erwerben und ein sehr tüchtiger Organist und wackerer Tonsetzer zu werden. Er wurde, nachdem ihn der heimathliche Organist, T. Lange, unterrichtet hatte, der Schüler des Organisten J. Trier in Zittau, der wiederum ein Schüler Bach's war. 1774 ward er zuerst als Organist, dann 1779 noch als Unterschulmeister in Waltersdorf, 1787 als Hauptlehrer und Organist in Alt- und Neugersdorf angestellt; als solcher schloß er nach einem Leben segensreichster Thätigkeit, von allen, die ihn kannten, verehrt und geliebt, hochbetagt im J. 1840 die Augen zu ewiger Ruhe. Schon in seinem 17. Jahre verheirathete er sich mit seiner Base Joh. Eleon. Schneider und nach deren baldigem Tod, 1782, mit A. Ros. Hänisch aus Johnsdorf. Sie war, wie auch ihr Gatte, obwohl sie aus besserer Familie stammte, einfach und bieder und bethätigte immer ein christlich frommes Gemüth. „Ein Bund, im Himmel geschlossen, war diese Ehe reich an Freuden und gekrönt mit höchster irdischer Glückseligkeit.“ Dieser Verbindung, auch körperlich wohlgestalter, an Leib und Seele gesunder Eltern, entsproß, als zweiter Sohn, unser F. S. Der sich kräftig entwickelnde Knabe erhielt durch den wackern Vater schon vom vierten Jahre an Unterricht in den Schulgegenständen, zugleich aber auch im Clavierspiel. Bald konnte sich der Wunderknabe vor Nachbarn und Freunden hören lassen. Im nächsten Jahre schon saß er auf der Orgelbank. Zur Zeit, wenn andere Kinder das Buchstabiren beginnen, befreundete er sich bereits mit den Grundregeln des Generalbasses. Der Vater war aber auch unnachsichtlich; unerbittlich trieb er seine Buben zu ihren Instrumentalstudien und sperrte sie selbst im Winter in ein kaltes Zimmer und zwang sie, da ihre Fingerübungen auf dem Clavier zu machen. Achtjährig sang Fritz schon auf dem Kirchenchor oder löste den Vater beim Choralspielen ab und eignete sich nun allmählich auch Kenntniß und Behandlung aller gangbaren Instrumente an, so daß er im zwölften Jahre sie alle so ziemlich praktisch behandeln gelernt hatte. Vorher schon, im neunten Jahre, machte er seine ersten Compositionsversuche. In dieser Zeit empfing er die mächtigsten, sein ganzes Sinnen und Denken umgestaltenden musikalischen Eindrücke dadurch, daß er Mozart's Clavierwerke kennen lernte, 1796 in Rumburg dessen „Zauberflöte“ und 1797 in der katholischen Hofkirche in Dresden eine „Missa“ hörte. Nicht minder ergriff ihn 1803 eine Aufführung von Haydn's „Schöpfung“, der er ebenfalls in Dresden beiwohnen durfte. Eine neue wunderbare Tonwelt von ungeahnter Größe und Herrlichkeit war ihm so allmählich aufgegangen, hatte in seiner Seele eine gewaltige Revolution und tiefe Erregung hervorgebracht, ja man kann sagen, daß er dadurch jetzt erst seine künstlerische Weihe empfangen hatte. Mozart und Haydn, zu denen sich in der Folge noch Beethoven gesellte, bildeten fortan das Dreigestirn, das seiner Laufbahn voranleuchtete und sein stetes Vorbild blieb; die in der Jugend empfangenen Eindrücke klingen durch sein ganzes reiches Wirken und Schaffen durch.

Der Vater S. war seinem Sohne ein strenger Erzieher, nicht allein in musikalischer Hinsicht, auch seine wissenschaftliche Bildung wurde nicht vernachlässigt; denn im Grunde dachte er, so sehr überraschende Aeußerungen seltener musikalischer Talentirung sich auch täglich kundgaben, nicht daran, für den Knaben eine künstlerische Zukunft ins Auge zu fassen. Aber diese ernste Zucht war für diesen der größte Segen. Er wußte sich auf den Schulen, die er besuchte, nicht nur stets unter den Ersten zu halten, er fand auch noch Zeit zu

gründlichen musikalischen Uebungen und umfangreichen musikalischen Compositionsarbeiten und noch in hohem Alter konnte man ihn, den unermüdlich seine Zeit ausnützenden, gewöhnlich schon von morgens 3 Uhr ab am Schreibtische finden. Fast möchte man wünschen, er hätte weniger zahlreiche Werke geschrieben und seinem Geiste mehr Ruhe gegönnt. Noch im elterlichen Hause schrieb er (1798) die erste seiner 23 Sinfonien. Bald nachher, nach seiner Confirmation, wurde er zu seiner Schwester nach Neusalz gebracht, um bei dem dortigen Ortspfarrer die nöthigen Vorstudien im Lateinischen und Griechischen zu machen; Ende November 1798 kam er auf das Gymnasium in Zittau und fand zugleich Aufnahme im dortigen Kirchenchor. Der Cantor Schönfeld, der Organist Unger, die Kunstfreunde Kaufmann Exner, Candidat Flaschner und der Rittergutsbesitzer und Advocat Lingke nahmen sich des talentvollen Knaben mit väterlicher Liebe an. S. war nun 13 Jahre alt. Aber schon regte sich mit Macht, auf mannichfache Weise von außen genährt, sein Schaffensdrang. Von jetzt ab verzeichnete er die Anfänge aller seiner Compositionen in besonders dafür bestimmte Hefte, die, seine fromme Gesinnung kennzeichnend, alle die Buchstaben S. D. G. (Soli Deo Gloria) und C. D. (Cum Deo) an der Stirne tragen. Schon in den vorausgegangenen Jahren hatte er sich in vielen Tonsätzen, geistlichen und weltlichen, versucht; das was er während seines Zittauer bis 1805 dauernden Aufenthaltes, neben gründlicher Clavier- und Orgelübung, seiner Beschäftigung als Kirchensänger und Chorpräfect, eifriger Theilnahme am öffentlichen und privaten Musiktreiben der Stadt und angestrengten wissenschaftlichen, allen Forderungen seiner Lehrer genügenden Studien, an Märschen, Tänzen, Rondos, Sonaten, Quartetten, Concerten, Ouverturen, Sinfonien, Liedern, Canons, Motetten, Hymnen, Cantaten, Messen u. s. w. schrieb, ist ganz erstaunlich. Der von ihm sorgfältig fortgesetzte, von F. Kempe in seiner Biographie Schneider's mitgetheilte thematische Katalog gestattet einen Einblick in dies rastlose Schaffen. Die Zahl dieser Jugendcompositionen ist eine größere, als sie mancher bejahrte fleißige Meister erreicht. Sie wurde gekrönt durch eine einactige Oper und ist es nur zu beklagen, daß von allen diesen Versuchen, wie sie S. selbst nannte, fast nichts veröffentlicht wurde. Doch wurden noch während seiner Schülerzeit 3 Claviersonaten, Op. 1, bei Breitkopf & Härtel in Leipzig verlegt und von F. Rochlitz in der Allg. mus. Zeitung sehr günstig kritisirt; im gleichen Verlage und ebenso vortheilhaft beurtheilt, erschienen, noch ehe er die Schule verließ, als Op. 2, 3 und 4 eine große vierhändige Sonate, drei weitere Sonaten und ein Clavierrondo. Als er am 9. October 1805 in Leipzig eintraf, um an der Universität Humaniora zu hören, hatte sein Name als Tonsetzer schon einen guten Klang. Er fand hier in dem stud. jur. H. Seidel und dem jungen Musiker W. F. Riem, nachmals Organist und Director der Singakademie in Bremen, treffliche Freunde; Rochlitz blieb stets sein wohlwollender Gönner; die Musikdirectoren A. F. Müller und sein Landsmann J. G. Schicht waren ihm immer fördernde Berather; die Professoren Platner, Clarus, Claudius, Wendt und Rödiger wurden seine Lehrer; auch der als Schriftsteller und Componist berühmt gewordene spätere Berliner Kammergerichtsrath E. Th. A. Hoffmann zählte zu seinem näheren Bekanntenkreise. Leipzig, von je eine angesehene Kunststadt, bot ihm, dem wissens- und musikdurstigen Jüngling, vielfachste Anregung. Da waren die Concerte im Gewandhause, in denen alle älteren und neuesten Orchesterwerke und alle bedeutenden Künstler gehört wurden, die Thomasschulconcerte, welche die höhere Vocalmusik pflegten, die montägigen Assembléen im Beigang'schen Museum, welche vorzugsweise Kammermusik cultivirten, weiter eine Operngesellschaft, erst die aus Dessau, dann die Seconda'sche Truppe, deren Leistungen sein besonderes Interesse erregten. S. hatte schon 1804 in einem Concerte in Görlitz sich mit vielem Erfolge als

Pianist hören lassen. In Leipzig galt er bald als der beste Clavierspieler, dessen Vorträge stets freudig willkommen geheißen wurden. Daß sein Schaffensdrang auch hier nicht rastete, beweist wieder sein thematischer Katalog. Nun traten auch viele seiner neuen Werke vor die Oeffentlichkeit, alle geeignet, seinen Ruf und Ruhm zu erhöhen. Ostern 1806 übernahm er das Orgelspiel und den Gesangunterricht in der Rathsfreischule; am 20. Juni 1807 ward er zum Organisten an der Universitätskirche (St. Pauli) ernannt; Herbst 1810 finden wir ihn als Musikdirector der Seconda'schen Operngesellschaft, welcher Thätigkeit er aber nach drei Jahren wieder entsagte, um Organist an St. Thomas zu werden. Mit der Direction „der Schweizerfamilie" von J. Weigl hatte er s. Z. sein Amt übernommen, nach der der „Iphigenie auf Tauris" von Gluck legte er es am 23. März 1812 wieder nieder. Von jetzt beginnt sein größeres Schaffen. Zunächst schrieb er für die Singakademie seine große Messe in F, die er dem Könige von Sachsen widmete. Später übernahm er selbst die Leitung dieses Gesangvereins, für den er noch vier weitere Messen componirte. An seine Stelle bei der Oper war der Verfasser der Phantasiestücke, Hoffmann, getreten. Dieser höchst geistreiche und geniale Mann erwies sich aber nicht selten als excentrischer Tollkopf, mit dem kaum auszukommen war. Während einer Probe zu Cherubini's „Faniska" überwarf er sich mit seinem Director so sehr, daß er plötzlich entlassen wurde. In seiner Noth wandte sich Seconda wieder an S., der denn auch die Oper ohne Probe über Erwarten gut durchbrachte. Dieses Vorkommniß änderte übrigens in den guten Beziehungen zwischen den beiden berühmten Männern nichts; denn als Hoffmann am 25. Juni 1822 starb, ward er von Niemandem aufrichtiger betrauert, als von S., der nach diesem Vorfall seine frühere Stellung am Theater wieder eingenommen hatte. In diese Zeit fällt ein anderes wichtiges Lebensereigniß Schneider's. Der junge Capellmeister verheirathete sich am 28. September 1812 mit seiner Schülerin, einem wunderschönen Mädchen, der ersten dramatischen Sängerin der Leipziger Oper, Elise Geibel, Tochter eines wohlhabenden Tapezierers aus Wetzlar. Die Trauung fand in Gersdorf statt, sein ehemaliger Lehrer, der Magister S. A. E. Müller, vollzog die Einsegnung. Frau Elise verließ nun die Bühne; häusliche Glückseligkeit erfüllte die Tage der jungen Gatten. Am 10. Juli 1813 brachte sie ein todtes Kind zur Welt; sieben Tage später starb sie, in ihrer letzten Lebensstunde dem Gatten noch ihre Schwester Marie als künftige Frau dringend empfehlend. Am 12. August begegnen wir dem Tiefgebeugten auf dem Wege nach Wetzlar, die Trauerkunde dorthin selbst überbringend. Mitten im Kriegsgetümmel kehrte er am 25. September wieder nach Leipzig zurück. Getreu seiner Zusage, führte er am 3. Januar 1815, an seinem 29. Geburtstage, seine Schwägerin Marie als zweite Frau heim.

Im October d. J. wurde die Leipziger Liedertafel gegründet, deren fleißiges Mitglied er wurde und für die er viele seiner schönsten Gesänge schrieb. Von höchster Wichtigkeit wurde für ihn eine Begegnung, die er in der Sylvesternacht 1815/16 im Hause des Dr. Wendler mit August Apel, dem Dichter seines größten und berühmtesten Werkes, des „Weltgerichtes" hatte. Am 10. März 1816 übergab derselbe dem Tonsetzer das Buch; doch sollte er selbst eine Aufführung seiner großartigen Dichtung nicht mehr erleben. Apel (geb. am 17. Sept. 1771), bekannt als musikalischer Theoretiker und geübter Harmonika- und Clavierspieler, starb als Senator in Leipzig (s. A. D. B. I, 501) an einer Halsentzündung schon am 9. Aug. 1816, noch ehe S. die Composition des „Weltgerichts" auch nur begonnen hatte. Erst am 12. Mai 1819 konnte er in seiner Wohnung die erste Clavierprobe, am 3. Juni eine mit vollem Orchester im Gewandhause abhalten.

Am 6. März 1820 fand dann die erste Aufführung, zu der sich alle musikalischen Kräfte Leipzigs vereinigt hatten, statt, gekrönt vom weitreichendsten Erfolge. Das Werk wurde mit freudiger Bewunderung aufgenommen und trat nun von hier seinen Siegeszug durch ganz Deutschland an. Nur wenige bedeutendere Städte wird es in unserem Vaterlande, wenigstens in dessen nördlicher Hälfte geben, in welchen dies großartige, allerwärts gleiche Anerkennung findende Werk nicht mit Begeisterung wiederholt gesungen und gehört worden wäre.

Mitte December 1820 erhielt S. eine Einladung nach Dessau, das kürzlich, 22. October, seinen bisherigen Musikdirector, L. C. Reinicke, verloren hatte. Er langte am 20. dort an, ward am 22. von dem kunstsinnigen Fürsten Leopold Friedrich in Audienz sehr wohlwollend empfangen und erhielt bei dieser Gelegenheit von demselben das Anerbieten, an Stelle des Verstorbenen dessen Functionen zu übernehmen. Der in huldvollster Weise gemachte Antrag ward freudig angenommen. Am 26. Februar 1821 gab der zum herzogl. anhaltischen Capellmeister ernannte S. sein Abschiedsconcert in Leipzig. Ungern sah man ihn von da wegziehen. Am 29. März traf er mit seiner Familie in Dessau ein; drei Tage später übernahm er sein neues Amt.

An rastlose Arbeit von jeher gewöhnt, entfaltete er fortan eine ebenso bewundernswürdige als segensreiche Thätigkeit. Sofort gründete er einen Singchor. Bereits am 17. April konnte die erste Uebung der „Singakademie“ stattfinden, die sich zunächst aus 48 Mitgliedern zusammensetzte und den 1. Mai als Stiftungstag feiert. Dann organisirte er den Gymnasialsingechor, den er in Verbindung mit den Zöglingen des Schullehrerseminars auf 52 Choristen vermehrte. Mit dem Sänger der Müller- u. Griechenlieder, der Winterreise u. s. w., Bibliothekar W. Müller, rief er am 15. October die „Liedertafel“ ins Leben. Und nun reorganisirte er auch die herzogliche Capelle, welche fortan 41 Mitwirkende zählte. Schon am 1. Juni war ihm auch die Organistenstelle an der Schloßkirche übertragen worden. Im Einverständniß mit Consistorium und Geistlichkeit übte er den wohlthätigsten Einfluß auf Hebung des Kirchengesanges. Nun die Fundamente für das Aufblühen höheren Musiklebens gelegt waren und die neuen, in ihren Leistungen mit einander wetteifernden Vereine seinen Kunstbestrebungen eine Stütze boten, konnte er auch an die Lösung größerer Aufgaben denken. Am 24. October ward sein „Weltgericht“ in der Schloßkirche in überwältigend-glänzender Weise aufgeführt. Den Ertrag wies er der Witwen- und Waisencasse der Capelle zu.

Zu allen diesen Geschäften kam vom November ab auch noch die Direction der im Hoftheater während der Wintermonate spielenden Oper. Im Februar 1822 nahmen die von S. nun häufig gegebenen Kirchenconcerte in der Schloßkirche und bald darauf die regelmäßigen Samstags-Vespern ihren Anfang. Nach Einweihung des neuen Concertsaales im Schauspielhause (17. Mai) traten ferner nun auch die Abonnementsconcerte ins Leben. Dies alles wurde von dem einen Mann nicht nur begründet und organisirt, er blieb auch Zeit seines Lebens der einzige gewissenhafte Leiter dieser sämmtlichen Musikinstitute.

Im Familienleben Schneider's erscheint der 16. October 1828 insofern als wichtiger Tag, als er durch Ankauf eines Hauses mit großem Garten nun endlich in den Besitz eines eigenen Heims gelangte. In diesem Hause hatte einst unter des bekannten Basedow's Leitung dessen Musterschule, das Philanthropin, sein Unterkommen gefunden.

Man sollte meinen, daß die durch unabläßiges Schaffen und zahllose Amtsgeschäfte ausgefüllte Zeit S. weitere Unternehmungen unmöglich gemacht haben müßte; aber das nimmermüde Streben des Meisters, sich nützlich zu machen und im Interesse seiner Kunst und solcher, die sie gründlich studiren wollten,

zu wirken, veranlaßte ihn, um Ostern 1829 eine theoretisch-praktische Musikschule resp. Compositionsschule zu eröffnen. Zum ersten Male unterzog sich ein als Componist wie als Theoretiker gleich ausgezeichneter und berühmter Mann öffentlich der Ausbildung junger Musiker. Das Segensreiche eines gleichmäßigen verband sich mit den Vortheilen eines gemeinsamen Unterrichts. Den Lehrer aber, der selbst alle Lectionen gab, alle oft sehr umfangreichen Arbeiten aufmerksam und theilnehmend durchsah und corrigirte, belebte regster Eifer, seinen Wirkungskreis zu erweitern und seiner herrlichen Kunst, in gründlicher Ausbildung junger Talente, wahrhaften Nutzen zu stiften und neue Kräfte zuzuführen. Man hätte nun meinen sollen, daß das Institut lange Dauer haben müßte; aber das 1843 in Leipzig gegründete Conservatorium, an welchem außer Mendelssohn viele vorzügliche Lehrkräfte wirkten und das reichere Musiktreiben einer großen Stadt — obwohl vielleicht das kleinere Dessau den Schülern vielfachere Gelegenheit gab, sich auch zu tüchtigen, praktischen Musikern auszubilden —, war die Ursache, daß S. aus Mangel an Theilnahme seine Schule am 23. April 1846 schließen mußte. 135 Zöglinge hatten darin ihre Ausbildung erhalten, unter ihnen Dürrner, Flügel, Stade, Markull, R. Franz, Willmers, Lux u. v. a. Das Institut, das die altclassische Schule gegenüber der neuromantischen zu vertreten suchte, hat reichen Segen gebracht und vielen edlen Samen, der herrliche Blüthen trieb, ausgestreut. So wirkte S. unentwegt bis zum Ende seines Lebens fort. Er beschränkte jedoch seine Wirksamkeit nicht allein auf das kleine Dessau. Zwischen 1825—35 dirigirte er, meist mit Spohr gemeinschaftlich, acht große Elbmusikfeste in Magdeburg, Zerbst, Halberstadt, Nordhausen, Halle, Dessau; außerdem wurden unter seiner Leitung seine Oratorien in Leipzig, Berlin, Hamburg, Erfurt, Köln, Koblenz, Braunschweig, Lübeck, Gotha, Eisenach, Köthen, Bernburg, Rathenow, Meißen, Wittenberg, Nürnberg, Würzburg u. a. O. aufgeführt. Alle denkbaren Ehren und Auszeichnungen häuften sich auf ihn. Die Universität Halle creirte ihn zum Doctor der Musik, die Leipziger zum Doctor der Philosophie und Magister der freien Künste, die Akademie in Stockholm, die Schweizer, die Oberlausitzer, die Gesellschaft der österreichischen Musikfreunde, das Pariser Conservatorium, das Mozarteum, der holländische Verein zur Förderung der Tonkunst ernannten ihn, wie viele andere Gesang- und Musikvereine, zum Ehrenmitglied. Seine Brust schmückten zahlreiche Orden, darunter der Adlerorden 3. Classe, der Danebrogorden, den er 1840 gelegentlich seiner Anwesenheit in Kopenhagen erhielt, der anhaltische Gesammthausorden des Bären, das Verdienstkreuz des sächs.-ernestinischen Hausordens u. s. w. Das Ehrenzimmer, wie er das Sanctuarium in seinem Hause nannte, ward angefüllt von den werthvollsten und köstlichsten Ehrengaben und Geschenken.

Am 10. Mai 1837 fand in Gersdorf das 50jährige Jubelfest seines würdigen Vaters statt, der leider schon wenige Jahre später, 88 Jahre alt, starb. Am 3. Jan. 1840 feierte er selbst seine silberne Hochzeit, am 1. März 1846 sein 25jähriges Amtsjubiläum. Ein schmerzlichster Tag war es für ihn, als er mit seinem Sängerchor und seiner Capelle in der Nacht des 8. November der sterblichen Hülle Mendelssohn's, die von Leipzig nach Berlin gebracht wurde, eine letzte Ehrung erweisen durfte. Nicht minderes Leid bereitete ihm der Tod Winter's 1825, Weber's 1826, Beethoven's und des Dichters W. Müller 1827, die ihm alle innig befreundet waren. Im October 1850 dirigirte er in Bernburg das letzte der von ihm geleiteten 66 Musik- und Gesangesfeste. Man führte seinen „Absalon“ auf. Nun nahten die Jahre, die uns nicht gefallen wollen. Er erlebte noch den Schmerz, am 5. April 1853 seinen Sohn Hermann, als Sänger (Tenorist) Schüler seines Vaters, als Geiger Schüler Lipinski's in Dresden, zu verlieren. In einer „Fidelio-Aufführung“, 11. November 1853, be-

schlich ihn sichtliche Ermattung. Krank ward er zu Bette gebracht, das er nun nicht mehr verlassen sollte. 12 Tage später gelangte er ans Ziel. „Durch Nacht zum Licht“ war sein Wahlspruch. In der Stunde seines Todes spielte man im Abonnementsconcerte gerade seine zweite Jagd-Ouverture. Ihre Klänge mögen seine Seele ins Reich himmlischer Harmonien geleitet haben.

Schneider's Wittwe, Frau Kath. Marie († am 8. Januar 1857, 63 Jahre alt) überlebte ihren Gatten um mehrere Jahre. Die Familie Schneider's bestand, bevor der Tod Lücken gerissen, aus vier Söhnen und vier Töchtern. Hermann (geb. am 7. Juni 1821) starb vor dem Vater, Reinhold (geb. am 11. März 1825) war bei dessen Tode Director einer Zuckerfabrik in Thale im Harz, Bernhardt, Cellist, Capellmeister im Dienste eines russischen Fürsten, Theodor (geb. 14. Mai 1827) ebenfalls Cellist und wie sein Bruder Schüler des Kammermusikus Drechsler, trat frühe schon in die Hofcapelle ein, wurde 1854 Cantor an der Schloß- und Stadtkirche in Dessau und 1860 Director der Kirchenmusikchöre in Chemnitz. Von den Töchtern heirathete eine den Musikdirector Anschütz in Coblenz, einen Schüler ihres Vaters, eine andere lebt noch als Musiklehrerin in Dessau. — Noch nicht vier Jahrzehnte sind seit Schneider's Hingang verflossen und schon ist er, der einst so hoch gefeierte und mit allen denkbaren Ehren überhäufte der Gegenwart fast ganz entschwunden. Unsere Gesangvereine, die seinen Werken einst so viele Theilnahme entgegengebracht und mit deren Studium sich so eifrig beschäftigt haben, lassen seine Oratorien, selbst sein einst so bewundertes „Weltgericht“, seine Cantaten, Hymnen und Psalmen unbeachtet. Unsere Orchester spielen seine Sinfonien und Ouverturen längst nicht mehr, noch weniger unsere Pianisten seine Concerte und Sonaten: sogar unsere Liedertafeln haben längst vergessen, daß er zu den bedeutendsten Förderern des Männergesangs zu rechnen ist, daß er einer der fleißigsten und talentvollsten Componisten dafür war und eigentlich neben Zelter, Weber und Kreutzer zu den Begründern desselben zu zählen ist. S. theilt das Loos aller Meister, die während ihres Lebens sozusagen die Früchte ihrer Arbeiten bereits völlig einheimsten. Als Oratoriencomponist entspricht er nicht mehr dem an den Werken von Bach, Händel, Mendelssohn großgezogenen Geschmack unserer Zeit, obwohl „Gideon“, „Pharao“ u. a. jeden Vergleich zu bestehen vermögen. Er gehört zu den Componisten, die anscheinend nur für ihre Zeitgenossen geschrieben haben und von ihnen auch völlig verstanden wurden, die aber der nächsten Generation keine Geheimnisse mehr zu enthüllen gaben; deren Schaffen edel, klar, bedeutend und umfassend war, die das höchste leider weder zu erreichen, noch in die tiefsten Tiefen des Empfindens hinabzusteigen vermochten. Jedoch darf man nicht denken, daß er in vielen seiner Tonsätze nicht wahrhaft genial gewesen wäre, nicht in die geheimsten Falten des Menschengemüths zu dringen und die dunkeln, darin verborgenen Ahnungen des Unendlichen wachzurufen vermocht hätte. Er besaß eine gewaltige Productionskraft und schuf, wenn sie auch heute vergessen sind, Werke, die neben dem Erlesensten, was in ähnlicher Gattung von unsern classischen Meistern geboten wurde, sich ebenbürtig zu behaupten vermögen. Wenn heute sein „Weltgericht“, das durch Jahrzehnte das musikalische Publicum zu enthusiastischen Beifallsstürmen hinriß, auch verschollen ist, so liegt die Ursache darin weniger in dem, man möchte sagen vorzugsweise dramatischem Ausdruck der Musik, die so reich an contrapunktischer Kunst, so voll Kraft und Wahrheit in den Chören, Reiz, Anmuth und Schönheit in den Sologesängen, so formvollendet ist und prächtig instrumentirt, als vielmehr in dem Text, der nicht klar und einfach genug erscheint und alles mögliche heranzieht und mengt und dadurch die Einheit des Werkes schwer beeinträchtigt. Schon der altgewordene Tonsetzer

mußte in seinen letzten Lebensjahren erkennen und schmerzlich empfinden, daß eine neue Zeit angebrochen war. Die Glanzgestirne Schubert, Mendelssohn, Schumann machten seinen Stern erbleichen. Das war es jedoch nicht allein, was ihn so rasch vergessen machte. Sein langjähriges Wirken in dem abgelegenen stillen Dessau, ebenso wie die rücksichts- und pietätlose, impertinente Kritik der jungdeutschen Richtung waren gleicherweise einer allgemeinen, verdienten Würdigung des ehrwürdigen Meisters nachtheilig.

S., ausgezeichnet als Componist, Dirigent, Clavier- und Orgelspieler, Organisator, Schriftsteller und Lehrer, wie als sorgender, liebender Gatte und treuer Vater, war ein vortrefflicher, durchaus ehrenwerther, allseitig geachteter Mann. Musterhaft stand er seinem Hause, seinen Aemtern vor, gewissenhaft erfüllte er alle, auch die vielfach freiwillig übernommenen Verpflichtungen. Von tiefer Religiösität erfüllt, ohne übrigens je ein Eiferer oder Fanatiker zu sein, war er der humanste Vorgesetzte, der zuverlässigste, ergebenste Freund, allen, namentlich jüngern Künstlern ein aufrichtiger, hülfreicher Berather. Aber neben diesen höchsten Tugenden besaß er auch die den Menschen zierenden liebenswürdigsten geselligen Eigenschaften. Wer ihm begegnete mußte ihn lieben und bei den vielen Musikfesten, denen er beiwohnte, bewies er sich stets als ein echt deutscher, auch als ein trinkbarer Mann, der nie eine Freude verdarb und jedem gerne Bescheid that, der kam, sein Glas an dem seinen anklingen zu lassen. Er war von mittlerer Größe, untersetzt, ungezwungen in seiner Haltung, gemessen, würdig, einfach in Gang und Bewegung. Sein in der Jugend edles, ernst-mildes, männlich schönes Angesicht verunzierte in spätern Jahren ein an beiden Nasenseiten sich bildendes Doppelgewächs, Folge einer Leberkrankheit. Man mußte auf die ungewöhnliche Größe dieses Gesichtstheils vorbereitet sein, um beim ersten Anblick nicht allzusehr überrascht zu werden. Sein Haupt umwallte langgelocktes Silberhaar, sein blaues Auge blickte offen und wahr, die hohe Stirne kündete Gedankentiefe. Der fast stets geschlossene Mund konnte reizend lächeln, wenn er mit Kindern oder Freunden verkehrte, aber auch Schreck einjagend sich verziehen, wenn er zürnte. Liebenswürdig zum Entzücken, wenn er mit freundlichem Blicke lohnte, glich er einem Löwen, wenn er unwillig das Haupt hob. Der Kopf sprach, wenn auch die Lippen schwiegen, so klar lag seine Seele da. Sein Ohr hörte auch in den größten Tonmassen den leisesten Mißton. Die Bewegung der rechten Hand beim Dirigiren war höchst charakteristisch. Seine Stimme war rauh, fast unverständlich, seine Ausdrucksweise kurz und prägnant. Erfüllte ihn heilige Begeisterung bei eigenen oder fremden Schöpfungen, dann entperlten seinen Augen selige Thränen. Er stand dann da, wie ein Wesen eines fremden Sterns, mitbegeisternd, was ihn umgab. Chor- und Orchestermassen führte er wie ein Feldherr, mit ruhigem Ernst, mit achtunggebietender Würde, feurig, hinreißend in Blick und Gesten.

S. starb im nahezu vollendeten 68. Lebensjahre, nachdem wiederholte Schlaganfälle seine physische Kraft und geistige Energie schon gebrochen hatten. Ein einfacher, seinen Wahlspruch „Durch Nacht zum Licht" tragender Stein, mit des Meisters wohlgetroffenem Bild geziert, auf dem von ihm wiederholt besungenen Dessauer Friedhof, deckt seine irdische Hülle.

Die Zahl der Compositionen Schneider's ist eine sehr große, wie bei allen Tonsetzern, denen während eines langen Lebens tägliches Schaffen zur Gewohnheit geworden ist. Das von ihm gewissenhaft eigenhändig geführte chronologische Verzeichniß seiner Werke, oder wie er bescheiden selbst sagt „Versuche", beginnt mit dem 18. November 1799 (Lied: „An die Geliebte"). S. war damals nahezu 14 Jahre alt. Seiner ersten Liedersammlung folgte wenige Monate später, als Op. 1, seine zweite Symphonie in D. Der erste Band des Katalogs reicht

bis 26. November 1810. Der zweite wieder 10 Jahre umfassende, vom Februar 1811 bis Juli 1820, der dritte bis November 1829, der vierte bis November 1839, der fünfte bis 1852. S. schrieb:

I. 5 Opern: 1) Der Wahrsager von Lingke, 2 Acte, 1804. 2) Claudine von Villabella von Goethe, 3 Acte, 1805. 3) Andromeda von Seidel, 3 Acte, 1807. 4) Alwins Entzauberung von Bretzner, 3 Acte, 1808. 5) Der Zettelträger von Seidel, 1 Act, 1809. 6) Der Scheerenschleifer von Franke, 1 Act, 1811. 7) Schwanhilde von Wendler, 3 Acte (davon sind nur die beiden ersten vollendet) 1827. Keine dieser Opern, die offenbar nicht zu Schneider's hervorragenden Arbeiten zählen, wurde gedruckt, ja einzelne wurden nicht einmal aufgeführt.

II. 16 Oratorien: 1) Die Höllenfahrt des Messias von Seidel, 1810. 2) Das Weltgericht von Apel, 1819. 3) Die Todtenfeier von Niemeyer, 1821. 4) Die Sündfluth von Groote, 1823. 5) Das verlorene Paradies von de Marées, 1824. 6) Jesus Geburt von dems., 1825. 7) Christus der Meister von Mayer, 1827. 8) Pharao von Brüggemann, 1828. 9) Christus das Kind von Mayer, 1829. 10) Gideon von Brüggemann, 1829. 11) Absalon von dems., 1830. 12) Das befreite Jerusalem von Gelbke, 1835. 13) Salomonis Tempelbau von dems. 1836. 14) Bonifacius von Schubring (unvollendet), 1837. 15) Gethsemane und Golgatha von Schubert, Op. 96, 1838. 16) Christus der Erlöser von Mayer, 1838. — Von diesen Werken, in denen der Schwerpunkt von Schneider's Schaffen liegt, wurden gedruckt Nr. 2, 4, 5, 8, 9, 10, 11 und 15.

III. 14 Messen, wovon zwei gedruckt wurden, Nr. 7 in F, Op. 39 und Nr. 12 in C, Op. 55. Unter den übrigen befinden sich zwei doppelchörige (Nr. 8 und 10) und eine drei- und eine fünfstimmige (Nr. 6 und 11). Hierher wären noch zu rechnen ein Gloria in D für Männerstimmen, 1825; ein Te Deum für die Leipziger Universität zum Reformationsfest, 1830; zwei Ave Maria in Es und D, 1817 u. 1818 und ein Salve regina für Männerstimmen, 1825.

IV. 25 Cantaten, geistliche und weltliche, darunter Ariadnens Apotheose von Grumbach, 1810 und Die Seefahrt von Gelbke, 1836.

V. 5 Hymnen: Nr. 1 das große Halleluja, Nr. 2 eine dreichörige Hymne (beide 1804), Nr. 3 Die Gottheit von Rochlitz und zwei weitere Hymnen für Männerchor, Nr. 4 (1834) und 5 (1848).

VI. 12 Psalmen. Ps. 130 (2 mal), 146, 24, 29,? (für vier Männerst.), 21 (für 3 Männerst.), 67 (für zwei Männerchöre), 123, 4, 5, 121.

VII. 8 Motetten, 1803—13.

VIII. Verschiedenes: Vater unser für acht Männerst. 18 vierst. religiöse Gesänge, Leipzig in 3 Heften. 26 Chorarien. — Unter diesen zahlreichen Werken sind viele ganz vortreffliche und hervorragende, sehr mit Unrecht vergessene.

IX. Gegen 400 Lieder für Männerchor. S. zählt zu den Vätern und Begründern desselben und schrieb viele der besten Männergesänge.

X. Gegen 200 einstimmige Lieder mit Clavierbegleitung.

XI. 23 Sinfonien und 22 Ouverturen, meist ausgezeichnete Werke.

XII. 12 Streichquartette, 3 Clavierquartette, mehrere Claviertrios.

XIII. Concerte: 7 für Clavier, dann für Clarinette und Fagott.

XIV. 60 Claviersonaten, à 2 u. à 4 ms., theils mit Begleitung; 12 Rondo; Capriccio, Scherzi, Polonaisen, Variationen für Cl., Clarinette, Fagott, Horn. Unzählige Kleinigkeiten und Märsche und Tänze aller Gattungen.

Gleichzeitige Kritiker, namentlich Fr. Rochlitz, sind voll des Lobes der Schöpfungen Schneider's, denen sie vielfach Unvergänglichkeit prophezeien. Den-

noch wurden zu Lebzeiten des Componisten nur 105 seiner Werke mit Opuszahlen und 38 ohne solche gedruckt, die heute großentheils schon sehr selten geworden sind. Eine versuchte Gesammtausgabe seiner Claviercompositionen, „Oeuvres complètes, ein Schatz von bleibendem, dauerndem Werthe, ein Nationalwerk“, kam nicht über das erste Heft hinaus. Zahlreiche Tonsätze finden sich übrigens noch als Beilagen in musikalischen Blättern zerstreut. Wo sind nun die vielen ungedruckt gebliebenen Werke Schneider's zu suchen? Ein so plötzliches Zurücktreten und Verschwinden aus den Reihen der Lebenden, wie bei S., würde man nicht für möglich halten, läge in diesem Falle nicht ein thatsächlicher Beweis vor. Aber nichts ist eitler als das Streben nach Unsterblichkeit, nichts trügerischer als der Ruhm, nichts wechselnder als der Kunstgeschmack, nichts flüchtiger als die Gebilde der Tonwelt. Wie Meereswogen drängen die neuen Erscheinungen täglich heran, häuft die Gegenwart bergeshoch ihre Hervorbringungen auf das Vorhandene. Kaum zu Worte gekommen, verfällt das gestern geborene heute schon wieder der Vergessenheit und die anstürmende Fluth begräbt das Gewesene unrettbar und unbarmherzig.

Außer vielfachen, oft sehr werthvollen, in den verschiedensten Zeitschriften zerstreuten biographischen Artikeln über S. gaben eingehende Arbeiten W. Neumann, Componisten neuerer Zeit. Bd. IV. Kassel bei Balde 1854 und Fr. Kempe, 2. Ausg. von Dr. A. Lutze, Berlin bei Janke 1864. Beide Werke zieren wohlgetroffene in Kupfer gestochene Porträts des Meisters (eine Lithographie erschien bei Breitkopf u. Härtel), der übrigens in einer Autobiographie „25jährige Wirksamkeit eines alten Capellmeisters“ 1846 selbst Nachrichten über sein Leben und seine Entwicklung gab. Auch sonst war er schriftstellerisch thätig durch sein „Elementarbuch der Harmonie und Tonsetzkunst“ 1821, (2. Aufl. 1827); „Vorschule der Musik“ 1827; „Handbuch des Organisten“ 4 Theile, 1828/29 und eine kleine Schrift über sein Musikinstitut, 1837. Für den Gesangunterricht verfaßte er Solfeggien, Elementarübungen, Canons, viele zweist. Kinderlieder. Es sei hier noch erwähnt, daß er eine ganze Reihe vortrefflicher Clavierauszüge, Werke von Haydn, Winter, Spontini, Cherubini u. a. arrangirte.

H. M. Schletterer.

Schneider: Georg Abraham S., ein beliebter Componist und geschätzter Dirigent, geboren am 9. April 1770 zu Darmstadt und † am 19. Januar 1839 zu Berlin. Er war der Sohn eines unbemittelten Bürgers und trat noch sehr jung als Lehrling bei dem Stadtmusikus in Darmstadt ein, wo er alle gebräuchlichen Instrumente erlernen mußte, sich aber besonders auf dem Waldhorn auszeichnete, studirte bei dem Cantor Portmann daselbst, seinem späteren Schwiegervater, Theorie und Composition und trat dann als Oboist in das Musikchor eines hessischen Regiments. Bald darauf wurde er zum Kammermusiker ernannt und trat in die Hofcapelle ein. Im J. 1790 wurde er für die Capelle des Prinzen Heinrich von Preußen in Rheinsberg gewonnen. Hier hatte er Zeit und Gelegenheit, unter Kunstgenossen sein Talent zu entwickeln und zeigte nicht nur als Componist eine große Thätigkeit, sondern veranstaltete auch in Berlin Abonnementsconcerte. Im Sommer fanden dieselben im einstigen George'schen Garten in der Bellevuestraße (Ecke der Thiergartenstraße) statt. Nach dem Tode des Prinzen (1802) fanden die Mitglieder der Capelle in der königl. Capelle in Berlin Aufnahme. 1812 (nach anderen 1814) erhielt er einen Ruf als Musikdirector am Theater in Reval, welches unter Kotzebue's Leitung stand; doch war dort seines Bleibens nicht lange, und er unternahm eine Kunstreise durch Europa als Waldhornist. In damaliger Zeit fühlte sich jeder Instrumentist, der heute nur seinen Platz im Orchester findet, concertfähig, und so sehen wir den Fagot-

tisten, Oboisten, Clarinettisten, Contrabassisten, sogar den Guitarrespieler, den Glasharmoniker und Harmonikaspieler von Ort zu Ort reisen und Concerte geben. Diese Periode war nicht nur für die Ausbildung unserer Orchesterinstrumente sehr nothwendig, sondern in jeder Hinsicht von Nutzen. Die Kunst der Instrumentation war bis zu Mozart's Zeit kaum über die erste Jugend hinausgekommen. Man begnügte sich bis dahin meist mit einem dreistimmigen Orchestersatze, der von zwei Violinen und Baß, oder Violine, Bratsche und Baß ausgeführt wurde. Die Blasinstrumente fielen im tutti je nach ihrer Stimmlage mit ein und nur selten wechselte die Oboe mit der Violine. Das Clavier oder vielmehr der Flügel, der im Concerte nur im Gebrauch war, spielte stets den Generalbaß mit und füllte die magere Harmonie mit Accorden aus. So schrieben die Italiener, die Franzosen, und die Deutschen machten es nach. Man denke an Gluck's Ouverturen, die noch ein getreues Bild der einstigen Instrumentation geben. Erst Mozart trennt das Streichquartett vom Holzbläserquartett und theilt letzterem oft die Hornbläser zu. Jetzt erst erhielt jedes Instrument im Orchester seine Bedeutung und wurde seinem Charakter gemäß verwendet. Beethoven bildete mit Riesenschritten das Orchester um und stellte an jeden Instrumentisten die Forderung eines Virtuosen. Wie haben die Contrabassisten geseufzt und geflucht, als ihnen Beethoven seine 3. Symphonie, die Eroica, vorlegte. Hätten sich damals nicht bei jedem Instrumente Virtuosen befunden, so war eine Aufführung Beethoven'scher Werke geradezu eine Unmöglichkeit. Heute muß jeder Orchesterspieler Virtuose auf seinem Instrumente sein und seine Virtuosität im Orchester zu zeigen, genügt ihm. S. kehrte 1816 wieder in sein Dienstverhältniß in Berlin zurück, wurde 1820 Musikdirector und 1825 Capellmeister an der königl. Oper und Director sämmtlicher Musikchöre der Garden. S. besaß eine umfassende Kenntniß aller Orchester- und Militär-Instrumente und die Kunst, sie wirkungsvoll zu verwenden, so daß er darin von allen als Autorität anerkannt wurde; man sagt sogar, daß ihn Spontini vielfach um Rath gefragt habe bei Ausarbeitung seiner auf Effect berechneten Opern. Auch den Radziwill'schen Faust soll er instrumentirt haben. Er selbst hat außerordentlich viel Instrumental-Compositionen geschrieben, wovon die königl. Bibliothek in Berlin im Druck besitzt: 3 Concerte für Flöte, Clarinette und Fagott, ferner Quintetts, Quartetts, Duos für Streichinstrumente und für Flöten, und im Manuscript: mehrere Cantaten, Operetten („Aucassin und Nicolette“, „Die Hottentottin oder Haß Deutschlands Schönen“, „Die Verschworenen“, „Verheirathet und Begraben“, „Die ungebetenen Gäste“ u. a.). Er schrieb auch das Oratorium „Die Pilgrime auf Golgatha“, Text von F. W. Zachariae, welches am 8. September 1807 in der Petrikirche zu Berlin aufgeführt wurde. Der Referent der Leipziger Musikzeitung sagt ungefähr, daß es wohlklingend, gesangreich, aber zu theatralisch gehalten sei. Es leidet daher an denselben Mängeln, wie alle damalige Kirchenmusik: es bot eine leichte melodiöse Erfindung ohne Verwerthung des Contrapunkts und ohne die Weihe kirchlicher Stimmung. Erst das Studium Bach'scher, Händel'scher und altitalienischer Werke führte uns zurück zur Erkenntniß des wahren Ausdrucks religiöser Gefühle, und das Studium Beethoven'scher Werke gab uns die Mittel in die Hand, wieder den Contrapunkt wirkungsvoll gebrauchen zu lernen, ohne dabei in starres Fugenwesen zu fallen.

Rob. Eitner.

Schneider: Gottlieb Karl Wilhelm S., Philologe und Schulmann, wurde 1796 in Weimar geboren, erhielt seine Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium und studirte alsdann in Jena und Leipzig Philologie. Im J. 1820 nach erfolgter Promotion wurde er als Hülfslehrer an das Gymnasium seiner Vaterstadt berufen, später zum Professor ernannt, und starb in diesem Amte am

14. März 1836. Seine Studien hatten sich von Anfang an vornehmlich auf dem Gebiete der griechischen Dramatik bewegt (der Schrift „De originibus comoediae Graecae", 1817, folgte bald darauf in 2 Theilen „De originibus tragoediae Graecae" und 1829 „De epiphthegmaticis versibus Aeschyli"), als deren Frucht in den Jahren 1820—30 eine zehnbändige Sophokles-Ausgabe mit deutschen Anmerkungen erschien, welche später von 1837—52 durch Hoffmann und Witzschel nochmals — ohne die Fragmente und das Wörterverzeichniß — herausgegeben wurde. Eine vierbändige Ausgabe des Aeschylos erschien 1834—39; 1835 die Schrift über das attische Theaterwesen.

Eckstein, Nomenclator, S. 512. Vergl. auch Pökel, Philol. Schriftsteller-Lexikon, S. 247.

R. Hoche.

Schneider: Hans S., der fruchtbarste politische Spruchdichter des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts, darf mit seinen trivialen Tendenzreimereien, denen Geist, Gemüth und Kunst gleichmäßig fehlt, als ein rechter Typus der ganzen Dichtgattung gelten, der es lediglich auf die einfache oder gefärbte Mittheilung politischer und anderer Neuigkeiten ankommt; der poetische Gehalt der Schneider'schen Reimpaare ist um nichts höher, als der moderner Zeitungsberichte, die sie ihrer Zeit ersetzen halfen. S. stammt aus Augsburg, und die überaus starken Spuren der heimischen Mundart verwischen sich trotz seinen Wanderungen bis ins Alter hinein nicht; einem Augsburger Localereigniß, dem Sturz des von den Zünftlern durchgesetzten Bürgermeisters Ulrich Schwarz 1478, galt seine erste bekannte Dichtung, die schon die stehende, nur selten variirte Schlußzeile „als Hans S. gesprochen hat" aufweist. Von Beruf war er Herold; er klagt 1492 und 1500, daß die Fürsten und Großen den Tadel der Herolde nicht mehr vertragen können. Als er 1493 die Meerfahrt Herzog Christof's von Baiern besang, heißt er „seiner Gnaden Sprecher", zugleich „Maister", ein Titel, der doch wol auf eine gewisse Bildung hindeutet; in Dichtungen von 1500, 1504 und ca. 1510 erscheint er als „künklicher Majestet Poet" oder „Sprecher", und er wird dies Amt bis zum Ende seiner dichterischen Laufbahn inne gehabt haben. Doch fesselte es ihn nicht beständig an den Hofhalt Maximilian's; 1504 dichtet er in Nürnberg, wo er auch 1512 erscheint, zu Ehren der kaiserlichen Stadt und des „frumen weisen Rats", den er als seine „frumen Herren" bezeichnet, und etwa 1510, jedesfalls nach dem 26. Juli 1509, besuchte er, damals schon gealtert, die junge sächsische Stadt Annaberg, deren Merkwürdigkeiten, darunter namentlich den großen wunderwirkenden Reliquienschatz, er aus eigener Anschauung ausführlich schildert. Seine letzte datirte Dichtung gehört ins Jahr 1513.

Schneider's politischer Standpunkt wird mindestens seit 1500, aber wol schon früher, durch sein Verhältniß zu Maximilian bestimmt. Hatte er 1478 im Processe Schwarz die Partei der Augsburger Geschlechter gegen die Zünfte genommen, so steht er 1513 bei ähnlichen Unruhen in Köln auf Seiten der Zünfte, weil diese kaisertreuer waren als ihre Gegner. Maximilian spielt fast in allen politischen Dichtungen Schneider's eine Hauptrolle, stets von seinem Sprecher in den Himmel gehoben; in einem Lobspruch auf das gesammte Haus Oesterreich, der in das besondere Lob des Kaisers ausmündet, heißts: „Wäre er nicht, so müßten wir uns plagen mehr als ein abgejagter Hund." Wie Wimpfeling und andere Humanisten entrüstet sich S. über die Schmach, die Karl VIII. von Frankreich dem Kaiser durch seine Hochzeit mit Anna, dem Fräulein von Britannia, angethan, und verstärkt den Chor der Stimmen, die damals hundertfach den Ungehorsam der deutschen Fürsten schalten und sie mahnten, sie sollten lieber dem Kaiser gegen Türken, Franzosen und Venetianer beistehn, als daß

sie sich unter einander oder gar ihr Oberhaupt bekriegten. Dem entsprechend rühmt S. den Zug des Reichsheeres gegen Regensburg und Albrecht von Baiern 1492, tritt im Landshuter Krieg gegen den unglücklichen Pfalzgrafen Ruprecht auf und freut sich namentlich eines kaiserlichen Sieges über die Böhmen 1504, bejubelt, so weit ihm das möglich ist, ein für französische Truppen unglückliches, übrigens ganz gleichgültiges Scharmützel bei St. Hubert in Luxemburg 1507, warnt das störrische Venedig, das jetzt wie eine Lerche schmettere, schließlich aber in den Koth fallen werde, vor des Kaisers Macht 1509, triumphirt 1512 über die vielbesungene Eroberung des Raubschlosses Hohenkrähen, das kaiserlichem Geschütz erlag, und läßt sogar eine ganz chronikalisch dürre, anekdotenhafte Schilderung der Erdbeben des Jahres 1511 auf eine Mahnung zum Gehorsam gegen „unsere Haubtter", zumal also gegen den Kaiser, hinauslaufen. Daß er vielfach geradezu im Auftrage Maximilian's dichtete, bezweifle ich nicht, und am wenigsten macht mich daran irre, daß S. gerne den Kaiser direct anredet und zu dem oder jenem mahnt, wie etwa 1512 in dem Bericht über die Eroberung verschiedener oberpfälzischer Burgen zur Bekämpfung des gesammten Raubritterthums. S. rieth dem Kaiser, das zu thun, was er als seine Absicht kannte, und empfahl dadurch Maximilian's Pläne am besten.

Die Darstellung der Ereignisse selbst schien S. weitaus das Wichtigste, ist aber durchweg trocken, ärmlich und ungeschickt; er zählt die Thatsachen mechanisch und höchst unanschaulich auf, meist nach mündlichen Berichten, und thut gar nichts, um durch Gruppirung und Steigerung effectvoll zu wirken: das Stoffliche, die Neuigkeit, die er verbreitete, genügte dem Interesse des Publicums eben vollkommen: höchstens daß er sie in einen Botenbericht kleidet, einen kleinen Dialog einschiebt, eine der betheiligten Personen apostrophirt oder an einen persönlichen Eindruck, den ihm etwa ein Spaziergang brachte, anknüpft; Sprüchwörter beleben ein paarmal das trostlose stumpfe Einerlei der Erzählung, die durch steife und schwerfällige Uebergänge allzuoft in grob geschiedene Absätze zerhackt wird. Nur in einem Spruch über den Augsburger Reichstag von 1500 drängt eine Strafpredigt, die die Gebrechen aller Stände rügt, und sich namentlich auch bei den Landsknechten aufhält, die Begebenheiten des Reichstags selbst in den Hintergrund.

S. war nicht nur politischer Dichter. Ein Gruß an Braut und Bräutigam führt äußerst tactvoll den Rath aus, der künftige Gatte solle seine Ehefrau nicht übel behandeln, wenn sie guter Hoffnung sei, da das dem Kinde schade; hier und in einem Spruch, der das altbeliebte Thema des Liebestraums langweilig und ohne die in den andern Gedichten dieses Inhalts selten fehlende Lüsternheit behandelt, hallen frauenpreisende Phrasen des Minnesangs wie aus weiter Ferne und in stilloser Umgebung nach. Im Gegensatz dazu steht die Klage dreier Männer über ihre putzsüchtigen, buhlerischen und keifenden Weiber, auch ein höchst beliebter Stoff, den S. im Unterschied von den zahllosen ähnlichen Producten der Zeit gleichfalls ohne Zoten und Unflath behandelt und sogar mit einer versöhnlichen Mahnung schließt; dafür entbehrt sein Gedicht denn auch jeglichen Humors und athmet eine sterile Langweiligkeit, die es von seinen derberen Verwandten nicht eben vortheilhaft abhebt. Die Erzählung macht sich, wie in den politischen Sprüchen, auch in dem Lehrspruch „von Treu und Untreu" ungehörig breit; S. erzählt eigentlich nur eine Anekdote, wie ein Dieb in Brügge den Henker an den Galgen bringt; 4 Zeilen voran, 10 hinterher, das ist die ganze didaktische Zuthat, die den Titel rechtfertigt. In der Hs. Valentin Holl's, die allein diese wenigen unpolitischen Reime Schneider's enthält, mögen noch andere ihm gehörige Dichtungen stehn; ich habe mich geflissentlich auf

diejenigen beschränkt, in denen er sich ausdrücklich, meist durch seinen ständigen Schlußreim, als Verfasser nennt.

Ein Verzeichniß der politischen Dichtungen Schneider's gibt R. v. Liliencron in den Münchener Sitzungsberichten 1870, S. 500 ff. mit anderen Notizen über den Dichter. Gedruckt sind Sprüche Schneider's in Liliencron's histor. Volksliedern Nr. 181. 235. 244. 250. 255. 259. 270. 271. 279; in den Münchener Sitzungsberichten 1870, S. 503 ff.; in Brückner's Neuen Beiträgen z. Geschichte deutschen Alterthums, Lief. 3, S. 86 ff.; in Schöttgen's und Kreysig's diplomatischer Nachlese der Historie von Ober-Sachsen 11, 77 ff.; in Keller's Erzählungen aus altdeutschen Handschriften 188 ff.; vgl. noch Weller's Annalen 1, 5. 2, 490.

Roethe.

Schneider: Friedrich S., Verlagsbuchhändler und Mitbegründer der Firma Braun & Schneider in München, wurde am 10. October 1815 zu Leipzig geboren, als der Sohn eines geachteten Bürgers, wählte den Beruf eines Kaufmanns, oblag aber auch, seinem innersten Herzensdrang folgend, mit gutem Erfolge allerlei litterarischen Arbeiten, meist in Form heiterer Lieder oder gemüthvoller Erzählungen. Insbesondere glückten ihm, während S. zu Regensburg und Augsburg als Commis in einer Buchhandlung conditionirte, einige Jugendschriften, wie „Reinholds Schicksale“ und „Die Tempelritter“, welche mit den damaligen Büchlein von Christoph v. Schmid und Wilhelm Bauberger in rühmlicher Weise concúrrirten. Dieses sein „lebensfrisches und sittlich reines Gemüth, welches Schneider's Erstlingswerke so vortheilhaft kennzeichnet, ist auch der treue Stempel seines ganzen fleckenlosen Manneslebens geblieben“. Die gediegene Ehrenhaftigkeit seines, nach einem weiteren, litterarischen Wirkungskreise strebenden Charakters brachte ihn im J. 1843 mit dem um Wiederbelebung der Holzschneidekunst so hochverdienten Zeichner und Historienmaler Kaspar Braun (geb. am 13. August 1807 zu Aschaffenburg, † am 29. October 1877 zu München) zusammen; S. trat zu München in die von Braun & Dessauer 1839 begründete xylographische Kunstanstalt und übernahm (an Stelle des ausscheidenden Hofrath von Dessauer) den buchhändlerischen Betrieb dieser neuen, den Doppelnamen von „Braun & Schneider“ führenden Firma, welche durch eine stattliche Reihe von illustrirten Verlagsartikeln, insbesondere aber vorerst durch die Gründung der „Fliegenden Blätter“ und der „Münchener Bilderbogen“ einen wirklich weltbekannten Namen errang. Während erstere zur Zeit schon im 94. Bande angelangt sind und somit in wenigen Jahren mit Ablauf des fünften Decenniums ihres Bestehens dem 100. Bande zuschreiten, feierten die „Münchener Bilderbogen“ im Herbste des Jahres 1890 mit der Ausgabe des 42. Buches das Erscheinen der 1000. Nummer — Thatsachen, welche keines weiteren Commentars bedürfen, sondern selbstverständlich für die Güte und Leistungsfähigkeit dieser Unternehmungen sprechen. Als die „Fliegenden Blätter“ in die Welt traten, fiel ihnen bei der politischen Langweile jener Zeit ein höchst dankbares Publicum zu aus allen Ecken und Enden des deutschen Reiches. Sie bewahrten in allen Wechselfällen ihren guten Ton, der zur traditionellen Sitte des Hauses wurde; sie lavirten mit ungeheurem Glück und Tact durch alle die Schwankungen des zeitweilig sehr hoch gehenden politischen Lebens. Mit größter Freimüthigkeit alle Ausschreitungen geißelnd, huldigten sie niemals einer anderen Tendenz als der Pflege der guten Laune. Dieser echte, bis an die Grenze des Erlaubten schweifende, dieselbe selten berührende, nie aber darüber hinausschlagende Scherz, Witz und Humor, durchweht von sinnigem Ernst und den tiefsten Klängen aus dem Menschenherzen — blieb das ästhetische Recept und der ethische Kern, welche beide niemals verletzt wurden. Während Kaspar Braun vorwiegend das

artistische Element leitete, besorgte Friedrich S. die buchhändlerische Seite des Verlags, Beide aber wetteiferten in treuer, unentwegter Freundschaft an der Redaction des Textes. Der kleinste Gedankensplitter und Witz passirte ebenso wie jedes Gedicht und jede Erzählung die Kritik und Begutachtung einer eigenen Commission, welche trotz der unglaublichen Confluenz des Textes, mit unermüdlicher Ausdauer und Präcision ihrer nicht immer erquicklichen Aufgabe waltet. Friedrich S. wirkte, besonders in früheren Jahren, noch vielfach selbstschöpferisch an den „Fliegenden“, schrieb manche launige Erzählung, dichtete auch etliche ergötzliche Schauerballaden, insbesondere aber betheiligte er sich an jenen unvergleichlichen Reisen und culturhistorischen Cyclen, in welchen die Herren Eisele und Beisele, der gräuliche Wühlhuber und der ebenso drastische Heulmaier, außer diesen auch Master Vorwärts, ihr heiteres Wesen trieben — lauter stehende Charaktere, welche, insgesammt durch Kaspar Braun's meisterhaften Stift genial gestaltet und belebt, buchstäblich in der ganzen Welt den lautesten Anklang fanden. Selbst ein bedeutender Jagdfreund und dem edlen Waidwerke als seiner einzigen Erholung mit Lust und Eifer obliegend, vereinte Friedrich S. manch eigenes Abenteuer mit den Erlebnissen und Schilderungen anderer Hubertusbrüder in Wort und Bild zu jenen lustigen Büchern, welche als „Herrn Petermanns Jagdbuch“, „Waidmanns Heil“ und die „Jagd in Bildern“ alle Freunde dieses Sport in unvergängliche Heiterkeit versetzen. So vergingen in redlicher Arbeit, im treuesten Zusammenwirken aller betheiligten Kräfte, im vollen Frieden eines glücklichen Familienlebens an 20 Jahre, in welchen S. auch als Mitglied des Armenpflegschaftsrathes seinen bürgerlichen Pflichten in pietätvollster Weise oblag. Da bemächtigte sich des in allen Wettern abgehärteten Mannes eine tückische Krankheit, welche sein Leben nach langen Leiden am 9. April 1864 beschloß. Von seinen Söhnen trat der älteste Julius S. ganz in die Fußtapfen seines Vaters, Hermann S. widmete sich mit glänzendem Erfolge der Historienmalerei, ebenso der jüngere Fritz S., welcher (geb. am 15. November 1848 zu München) sich erst dem Kaufmannsstande zuwendete und in dieser Stellung in Lindau, Heilbronn und Triest thätig war, dann als Einjährig-Freiwilliger die Schlachten von Orleans, die Belagerung und Uebergabe von Paris mitmachte und als Officier, mit dem Ritterkreuz des Militärverdienstordens und als Inhaber des eisernen Kreuzes zweiter Classe in die Heimath zurückkehrte, sich dann unter Piloty und später zu Düsseldorf unter Sohn u. Gebhart der Malerei widmete, aber schon am 12. December 1885 zu Heilbronn am Neckar aus dem Leben schied. Der vierte Sohn Dr. Christian S. hat sich als Arzt, insbesondere durch eine Reise um die Welt und seine ethnographischen Sammlungen einen geachteten Namen erworben.

Vgl. die Nekrologe im Morgenblatt Nr. 123 der Bayerischen Zeitung vom 3. Mai 1864, in der Allgem. Ztg. und in Nr. 35 der Wissenschaftlichen Beilage zur Leipz. Ztg. Außerdem die Brochüre von Dr. A. Lotze: Fr. Schneider als Mensch und Künstler. Berlin 1864.

Hyac. Holland.

Schneider: Heinrich Justus S., herzoglich sächsischer Hofrath, geboren am 20. Juli 1811 zu Coburg, † am 26. Juli 1884 zu Gotha. Seine künstlerische Ausbildung erhielt er von 1833—40 zuerst auf der Münchener Akademie, dann in Antwerpen, wo er in dem Atelier von Wappers freundliche Aufnahme fand. Von dort zurückgekehrt lebte er in München, bis ihn 1849 ein Ruf Herzog Ernst's nach Gotha führte, wo er die Stelle eines Vorstandes des Kupferstichcabinets und der Gemäldegalerie bis zu seinem Tode bekleidete. Seine Gemälde gehören meist dem historischen Genre an; vorzügliche Aquarelle (Thüringer Landschaften und Volkscharaktere u. a.) finden sich noch im Besitz seiner Hinterbliebenen.

Ruland.

Schneider: Johann Aloys S., apostolischer Vicar im Königreich Sachsen, geboren am 12. April 1752 zu Brünn, † am 22. December 1818 zu Dresden. Er studirte bei den Jesuiten in Olmütz, trat am 23. October 1768 in den Orden, setzte seine Studien nach der Aufhebung des Ordens (1773) in Prag fort, wurde 1776 zum Priester geweiht und als Lehrer an einem Prager Gymnasium angestellt. 1787 wurde er auf den Vorschlag des apostolischen Vicars in Sachsen, des Exjesuiten Marcus Herz, als Seelsorger der Katholiken nach Leipzig berufen. Er verkehrte dort auch mit den protestantischen Theologen Zollikofer und J. G. Rosenmüller (s. A. D. B. XXIX, 219). Er wurde ein beliebter Prediger, angeblich nach dem Tode Zollikofer's (1788) der beliebteste in ganz Leipzig. (In einer 1787 zu Wien erschienenen Schrift „Etwas über Aufklärung, Toleranz und Kanzelredner“ werden Rosenmüller, Zollikofer und S. als die einzigen bedeutenden Prediger in Sachsen bezeichnet. In dieser Schrift sind zwei Predigten des „Pater“ S., vom Gebete und vom Almosen, abgedruckt.) 1792 wurde S. Hofprediger in Dresden, 1798 auch Beichtvater der Gemahlin des Kurfürsten Friedrich August III., 1801 auch des Kurfürsten selbst. Nach dem Tode des apostolischen Vicars Herz ernannte ihn der Kurfürst zu seinem Nachfolger. Nachdem der Kurfürst 1806 König von Sachsen geworden und den Katholiken freie Religionsübung gewährt worden war, organisirte S. 1807 das Consistorium zu Bautzen. Es wurde ihm gleichzeitig auch die Censur der in Sachsen erscheinenden katholischen Schriften übertragen. 1807 erhielt er ein Kanonikat in Posen, 1811 eines in Krakau, 1809 von Erfurt den theologischen Doctorgrad honoris causa. 1813 begleitete er den König in die Gefangenschaft zu Berlin und Friedrichsfelde. Anträge, sich in die damaligen politischen Verhandlungen mit dem Könige einzumischen, lehnte er ab. (Eine sehr interessante Erklärung darüber von S. steht in der Allg. Ztg., 1815, Nr. 133.) Nach der Rückkehr des Königs nach Dresden wurde ihm auch die bischöfliche Würde, die keiner der früheren apostolischen Vicare von Sachsen gehabt hatte, verliehen: am 1. März 1816 wurde er von Pius VII. als Titularbischof von Argos präconisirt und am 14. Juli zu Dresden von dem zu Bautzen wohnenden Titularbischof Lack consecrirt. — Das Gebet- und Erbauungsbuch, welches S. 1807 herausgab, hat eine Reihe von Auflagen und Nachdrucken erlebt. Seine Predigten wurden nach seinem Tode von Fr. Kunitz zu Prag 1823—30 in sieben Bänden herausgegeben. Einige derselbe hatte er früher selbst veröffentlicht, u. a. 14 Fastenpredigten 1804, außerdem „Kurze Betrachtungen über die Leidensgeschichte auf alle Tage der Fasten“, 1808 (Nachdruck 1830, 2. Auflage von St. Zauper 1837). Seine ältesten Schriften (aus der Prager Zeit) sind: „Rede vom h. Johann von Capistrano“, 1780, und „An einige Dichter, die am Grabe Marien Theresiens sangen“, 1781. — S. hinterließ eine werthvolle Sammlung von Kupferstichen (8000 Blätter).

Felder-Waitzenegger, Lexikon II, 302. — H. Doering, Die gelehrten Theologen Deutschlands III, 866. — Wurzbach, Lexikon XXXI, 22. — Litteraturzeitung für kath. Religionslehrer (von Mastiaux), 1819, Int.-Bl. Nr. 2. — Ein von dem Hofrath Böttiger verfaßter Nekrolog ist in Benkert's Religionsfreund 1833, Bemerker Nr. 35 abgedruckt.

Reusch.

Schneider: Johann Gottlob (Theaenus) S., nach seiner Heimath „Saxo“ sich zubenennend, hervorragender Philologe des 18. und 19. Jahrhunderts, wurde in dem Dorfe Kollmen in Sachsen — zwischen Wurzen und Hubertusburg — am 18. Januar 1750 als der Sohn eines armen Maurers geboren. Schon als Kind kam er aus dem Geburtsorte fort, da ihn ein kinderloser Oheim in Elsterwerda zu sich nahm; hier erhielt er seine erste Bildung und die Vor-

bereitung für den Eintritt in die Landesschule Pforta, deren Schüler er bis 1769 blieb. Die Anregung, die er hier erhielt, bewog ihn, in Leipzig sich ausschließlich philologischen Studien zu widmen, so dringend auch der Oheim forderte, daß er Jurist werden solle; J. J. Reiske, J. F. Fischer und vornehmlich F. W. Reiz waren die Lehrer, denen er am meisten verdankte, wenn er auch kein fleißiger Besucher ihrer Vorlesungen war. Den Kreis seiner Studien erweiterte er bald durch eingehende Beschäftigung mit den technischen und Naturwissenschaften; auch in diesen ging er, wie in der Philologie, schon früh seine eigenen Wege. Bereits 1770 veröffentlichte er: „Anmerkungen über den Anakreon"; 1771 sein „Periculum criticum in Anthologiam Constantini Cephalae", Arbeiten, welche von dem Scharfsinn und der ungewöhnlichen Gelehrsamkeit des jugendlichen Verfassers ein glänzendes Zeugniß ablegten. Um Heyne, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, kennen zu lernen, ging S. 1772 (oder 1773) nach Göttingen, fand hier auch vielfache Förderung in seinen Studien, gerieth aber, da der Oheim jede Unterstützung versagte und Gelegenheit zu Erwerb sich auch nur selten bot, in die drückendste Nothlage. Aus dieser befreite ihn 1774 das Anerbieten des berühmten Straßburger Philologen R. F. Ph. Brunck, der bei einem Besuche in Göttingen durch Heyne auf S. aufmerksam gemacht wurde, mit ihm nach dem Elsaß zu gehen und ihm bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten Hülfsarbeit zu leisten. Hier in Straßburg fand S. Muße und Mittel zur ungestörten Fortsetzung und Vollendung begonnener wissenschaftlicher Arbeiten; schon 1774 erschien sein „Versuch über Pindar's Leben", 1775 die Ausgabe der Plutarchischen Schrift „De educatione" mit dem Lehrgedicht des Marcellus von Sida im Anhange, 1776 die Sammlung der Pindarischen Fragmente und die Ausgabe des Oppianus (neu bearbeitet 1813) und eine Anzahl kleinerer Arbeiten. — Das Verhältniß zu Brunck, der an Schneider's Arbeiten, besonders an der Oppian-Ausgabe, selbst thätigen Antheil nahm, scheint auf die Dauer doch mancherlei Unbequemlichkeiten gehabt zu haben; namentlich fand S. die in dem reichen Hause des k. französischen früheren Kriegscommissars und damaligen Steuereinnehmers übliche Lebensführung mit seiner deutschen Sitteneinfalt nicht immer vereinbar. Er zögerte daher, als ihm im J. 1776 der preußische Minister v. Zedlitz eine Professur in Frankfurt a. d. O. anbot, keinen Augenblick, dem Rufe zu folgen, so schmal die ihm gebotene Besoldung auch war.

Die akademische Thätigkeit befriedigte S. im allgemeinen wenig. Wie er selbst s. Z. sich den Schatz seiner Kenntnisse durch stille eigene Arbeit erworben und wenig von den Vorlesungen seiner Lehrer gehalten hatte, so legte er auch der Wirkung seiner eigenen Lehrthätigkeit nur geringen Werth bei. Weder in Frankfurt, noch in Breslau, wohin er bei der Verlegung der Universität 1811 übergesiedelt war, trat er als akademischer Lehrer hervor; auch aus der Leitung des philologischen Seminars, welche er gemeinschaftlich mit L. F. Heindorf führte, gewann er wenig Befriedigung. Er empfand es daher als eine besonders glückliche Fügung, daß ihm 1814 nach G. G. Bredow's Tode die Verwaltung der königlichen und Universitätsbibliothek übertragen wurde und er nunmehr Vorlesungen nicht mehr zu halten brauchte. In stiller Zurückgezogenheit — „antiqua et Catoniana vitae ratione" — konnte er von da an ganz seinen Studien leben; er starb in Breslau am 12. Januar 1822.

Unter den wissenschaftlichen Arbeiten aus Schneider's akademischen Jahren ist in erster Linie sein kritisches griechisches Wörterbuch zu nennen, welches zuerst 1795—97 in zwei Bänden erschien und durch die Methode der Behandlung, Schärfe der Kritik und Fülle des Stoffes alle früheren Arbeiten dieser Art weit hinter sich läßt. Es hat als die erste selbständige und umfassende Arbeit auf dem Gebiete der griechischen Lexikographie seit Henricus Stephanus

die Grundlage für alle späteren griechischen Wörterbücher gebildet. Ein besonderes Verdienst dieser Arbeit war die Aufnahme der bis dahin ganz vernachlässigten naturwissenschaftlichen und technischen Ausdrücke, zu deren Erklärung S. durch seine umfassenden naturwissenschaftlichen Studien sich besonders befähigt hatte. Auch die übrige wissenschaftliche Thätigkeit Schneider's bewegte sich vorzugsweise auf den Gebieten, welche der Naturwissenschaft und der Philologie gemeinsam sind: 1801 erschien seine zweibändige „Sammlung von Elementar-Kenntnissen aus der Naturgeschichte und der Naturlehre der Alten, besonders der Griechen", mit „Verbesserungen und Erklärungen des griechischen Textes, Erklärungen und Vergleichungen der angeführten Lehrsätze und Versuche und mancherlei litterarischen Beiträgen zur Geschichte der Physik bei den Alten"; schon 1784 hatte er eine commentirte Ausgabe der Thiergeschichte des Aelian erscheinen lassen, 1811 folgte in 4 Bänden die Thiergeschichte des Aristoteles, 1813 die physikalischen Briefe des Epikur, 1818—21 die Gesammt-Ausgabe des Theophrastus in 5 Bänden, neben zahlreichen anderen ähnlichen Arbeiten. Von seinen Arbeiten zur einschlägigen römischen Litteratur sind vornehmlich die große Sammlung der Schriftsteller über Landwirthschaft (1794—97, 4 Bde.) und die Ausgabe des Vitruvius in 3 Bänden (1807—8) zu nennen. — Außer mit der naturwissenschaftlich-technischen Litteratur beschäftigte S. sich vornehmlich mit Xenophon, dessen Schriften er seit 1790 in Einzelausgaben, 1815 in einer sechsbändigen Gesammtausgabe erscheinen ließ, und mit Aristoteles, dessen Politik er 1809, die sog. Oekonomik, 1815 herausgab. Auch auf die Argonautica des sog. Orpheus erstreckten sich die Studien des unermüdlich fleißigen Gelehrten (Ausgabe 1803); der von ihm unternommene Nachweis über die Unechtheit der als Machwerk aus späterer Zeit erkannten Argonautica zog ihm die heftige Gegnerschaft D. Ruhnken's zu, der ihn als „Orpheomastix" verspottete.

Fr. Passow, Memoria Joh. Theaeni Schneideri in Opuscula academica, S. 337—350. — Bursian, Gesch. d. Phil., S. 509—511 u. mehrfach. — Schriften-Verzeichniß bei Pökel, phil. Schriftsteller-Lexikon, S. 246.

R. Hoche.

Schneider: Johann Kaspar S., geboren zu Mainz am 19. April 1753, bildete sich in Mainz unter Leitung von Heidlof zum Landschafts- und Porträtmaler aus, zu einer Zeit, da unter dem kunstsinnigen Friedrich Karl von Erthal der kurfürstliche Hof eine besondere Pracht entfaltete und hervorragende Männer auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst um sich versammelte. Frühzeitig gelang es S., sich die Anerkennung sowohl der höheren Kreise als auch der Bürgerschaft zu erringen. Was ihn hier besonders beliebt machte, war die treue Hingabe an eine Seite der Kunst, indem er sein großes Talent auf die Verherrlichung der schönsten Landschaften am Rhein und Main verwendete. Mit echt künstlerischem Auge hat er in seinen zahllosen Oel- und Aquarellbildern die Färbung zum Ausdruck gebracht, in welcher der Rhein am meisten entzückt, die Färbung des Herbstes. Große Sorgfalt in der Ausführung, verbunden mit einem liebevollen Erfassen des Gegenstandes, dem er seine ganze Kraft gewidmet, zeichnet die Bilder Schneider's aus, auf deren Besitz die Mainzer Familien heute noch so stolz sind, wie zu Lebzeiten des Künstlers. So sehr hatte Letzterer sich in die eine, bestimmte Richtung des Schaffens versenkt, daß er es verschmähte, andere Gegenden aufzusuchen; nur einmal hat S. eine Reise unternommen, indem er die Schweiz aufsuchte; nach Italien, wohin er nach dem Wunsche des Hofes sich begeben sollte, ist er nicht gekommen. Die Gunst der Mainzer Kreise blieb dem Künstler auch bewahrt, als die französische Herrschaft am Rheine die Pflege der Kunst in den Hintergrund zu drängen drohte. So kam es, daß die Mitglieder des französischen Kaiserhauses bei ihrem Aufenthalte in Mainz auf S. aufmerksam

wurden und ihn mit Aufträgen bedachten. S. überlebte die kunstarme Zeit noch lange, zur Freude seiner zahllosen Verehrer. Zu seinen besonderen Verdiensten zählt es, daß er seinen jüngeren, nicht minder talentvollen Bruder Georg S. für die von ihm gepflegte Richtung der Kunst gewann und ausbildete. Er starb zu Mainz am 24. Februar 1839.

Bockenheimer.

Schneider: Johann Jacob S. war der Sohn des durch seinen christl. Verlag bekannten Buchhändlers und Buchdruckers Felix S. zu Basel und wurde daselbst am 8. Februar 1797 geboren. Mit zehn Jahren wurde er einer Erziehungsanstalt zu Alpirsbach in Württemberg übergeben, wo er mit Albert Knapp einen innigen Freundschaftsbund fürs ganze Leben schloß. Nachdem er dann im Elternhause noch einige Jahre durch einen Candidaten vorbereitet worden war, konnte er schon 1811 die Universität seiner Vaterstadt beziehen, an welcher er sich dem Studium der Theologie widmete. Mehr und mehr neigte er sich der Richtung der Herrnhuter zu, auch hätte er sich im Winter 1814 gern dem Missionsdienst gewidmet, wenn seine Eltern nicht dagegen Einspruch erhoben hätten, und so wurde er denn im Sommer 1815 als achtzehnjähriger Jüngling unter die Candidaten der Theologie aufgenommen. Nachdem er in mehreren Gegenden der Schweiz, namentlich auch in Basel selbst, als Vicar gewirkt hatte, wurde er 1819 bei dem damals in Baden herrschenden Mangel an Geistlichen von der badischen Oberkirchenbehörde als Pfarrverweser nach Grenzach bei Lörrach berufen. Er trat nun in die badische unirte Kirche ein und wirkte in derselben als Pfarrer seit 1820 in Weiler bei Königsfeld, seit 1824 in Obereggenau bei Müllheim, seit 1832 in Tüllingen bei Lörrach, seit 1840 in Feldberg bei Müllheim und kam zu Anfang des Jahres 1859 als Prediger nach Betberg. Schon wenige Tage nach seinem Amtsantritt hierselbst wurde er von einem bedenklichen Herzleiden befallen, dem er auch schon am 24. März 1859 erlag. — S. ist vorzugsweise als Dichter geistlicher Lieder bekannt. Schon seit dem Jahre 1823 hatte er viele derselben in den verschiedensten Zeitschriften veröffentlicht. Eine Auswahl von 24 Liedern flocht er in die von ihm für häusliche Erbauung besorgte Anthologie „Die christlichen Sänger des 19. Jahrhunderts“ (1847) ein, die 795 Lieder von mehr als 50 Dichtern enthält. Selbständig erschienen bald darauf „Zeitgedichte“ (1847) und „Zeitgedichte für Baden“ (1849), denen er dann noch eine Sammlung eigener geistlicher Dichtungen unter dem Titel „Die Zukunft des Herrn. Lieder und Gesänge“ (1852) folgen ließ, letztere meist aus der Offenbarung Johannis gedichtet. Einige seiner Dichtungen sind auch in Gesangbücher übergegangen.

Zum Andenken an J. J. Schneider, Pfarrer zu Betberg. Basel 1859.

Franz Brümmer.

Schneider: Johann Joseph S., Arzt, ist als Sohn des Hofchirurgen Johann Matthias S. zu Fulda am 15. October 1777 geboren. Nach beendigtem Gymnasialbesuche in seiner Vaterstadt bezog er die dortige Adolphs-Universität zum Studium der Heilkunde, war schon während der Studienzeit zwei Jahre lang Correpetitor der Physiologie, ging dann zur Fortsetzung bezw. Beendigung seiner Studien nach Würzburg, absolvirte 1801 das med.-chirurgische Examen in Fulda und erhielt hierauf die Approbation als Arzt. Dann ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder und erwarb sich um die öffentlichen Gesundheitsverhältnisse derselben das große Verdienst, daß er trotz vieler sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten die Impfung einführte, wofür er später (1811) vom Großherzoge von Frankfurt eine Belohnung erhielt. 1805 promovirte er mit der Inauguralabhandlung „Ueber den Kinnbackenkrampf der neugeborenen Kinder.“ Am 6. Mai 1813 wurde er mit dem Titel eines Medicinalraths zum

Secretär des Medicinalcollegiums und Physicus des Amtes Großenlüder, 1817 zum Physicus des Landgerichts Fulda ernannt. Seit 1822 bekleidete er die Aemter als Stadt-, Landgerichts- und Kreisphysicus, war Mitglied der medicinischen Deputation und Polizeicommission und später auch Obermedicinalrath und Medicinalreferent bei der Regierung. Von 1833—40 gesellte sich hierzu noch die ärztliche Mitgliedschaft der Landkrankenhausdirection. 1844 wurde er zum Geheimen Medicinalrath ernannt. 1855 feierte er sein 50jähriges Doctorjubiläum, das er nicht lange mehr überlebte; doch ist das genaue Datum seines Todes nicht bekannt. S. war ein außerordentlich befähigter, gelehrter Arzt und hervorragend tüchtiger Medicinalbeamter. Als Schriftsteller hat er eine ungewöhnlich fleißige Thätigkeit entfaltet. Die Zahl seiner Schriften, deren bis zum Jahre 1843 reichendes Verzeichniß bei Callisen (XVII, 255; XXXII, 178) im ganzen etwa 13 Octavseiten ausfüllt, ist sehr groß. Meist handelt es sich um nicht selbständig, sondern in Journalen erschienene casuistische Mittheilungen, Gutachten u. dgl. aus seinen, von ihm vertretenen Specialgebieten. Besondere Erwähnung verdienen: „Versuch einer medicinischen Topographie der Residenzstadt Fulda" (Fulda 1806); „Handbuch über die Krankheiten der Kinder" (zusammen mit C. B. Fleisch, Leipzig 1807); „Neues Alphabet der Giftpflanzen" (Fulda 1837); „Die Neuralgieen in der Pubertätsentwickelung" (2 Bde., Leipzig 1842).

Vgl. Biographisches Lexicon hervorragender Aerzte ꝛc., herausgegeben von A. Hirsch V, 254.

Pagel.

Schneider: Johann Gottlob S., jüngerer Bruder von Friedrich S. (s. o. S. 110 ff.), geboren am 28. October 1789 zu Altgersdorf, † am 13. April 1864 als königl. sächs. ev. Hoforganist und Instructor der Capellknaben in Dresden, war einer der größten, wenn nicht der größte Orgelspieler s. Z., aber auch gleich bedeutend als Lehrer und sachverständiger Orgelprüfer. Den ersten Musikunterricht erhielt er ebenfalls vom Vater, der trotz großer Strenge, doch eine glühende Neigung und Hingebung für das herrliche Instrument, die Orgel, in des Jünglings Brust zu wecken und zu nähren wußte. Dabei wurde aber auch das Clavierspiel nicht vernachlässigt und sämmtliche Orchesterinstrumente geübt; ein guter Cellist blieb Johann bis zu seinem Tode. Aber auch der wissenschaftliche Unterricht wurde unabläßig im Auge behalten und die Erweckung und Pflege eines streng sittlichen Gefühls und religiösen Geistes nicht versäumt. 1801 kam er auf das Gymnasium in Zittau und fand seines hellen, starken, leicht ansprechenden, umfangreichen Soprans wegen, sofortige Anstellung auf dem Kirchenchore und in dem Cantor Schönfeld einen gewissenhaften, liebevollen Lehrer. Bald wurde er in den großen Exner'schen Concerten mit den Sopransoli betraut und führte diese immer mit Begeisterung und Erfolg aus. Nach der Mutation wurde er Tenorist und Chorpräfect. In der Theorie und im Orgelspiele unterrichtete ihn der tüchtige Organist Unger. Bevor er 1810 nach Leipzig übersiedelte, trug er in einem der oben genannten Concerte noch ein Clavierconcert von Eberl mit großem Beifalle vor. Auch er gab seinen Plan, die Rechte zu studiren, bald auf. Alle Freunde seines Bruders wurden seine wohlwollenden Gönner und förderten nach Kräften seine Studien, welche sich vorzugsweise auf die unerschöpflichen Werke J. S. Bach's concentrirten. Schon 1811 wurde er seines Bruders Nachfolger als Gesanglehrer an der Rathsfreischule, welche Stelle er aber nicht lange behielt, denn 1812 finden wir ihn bereits als Organist an der Hauptkirche zu St. Peter und Paul (mit einer berühmten Orgel von Gasparini) in Görlitz angestellt. Er widmete sich nun noch dem gründlichen Studium der

Orgelbaukunde und erreichte als einsichtsvoller Kenner bald einen solchen Ruf, daß man ihn von nah und fern zu den Orgelprüfungen heranzog und ihn auch nach der Renovation der berühmten Silbermann'schen Orgel in der katholischen Hofkirche zu Dresden als Experte berief (1825). In Görlitz entfaltete er eine segensreiche, unermüdliche Thätigkeit als Orgel-, Clavier- und Gesanglehrer und durch Gründung eines Gesangvereins, mit dem er in Verbindung mit seinem Collegen, dem Cantor Blüher, alle großen Chorwerke zur Aufführung brachte, dabei meist selbst die Tenorsoli singend. Seit 1816 gab er in Görlitz Orgelconcerte und unternahm dann weitere Kunstreisen, so auch nach Dresden, wo er durch sein Spiel so sehr des Königs Friedrich August Zufriedenheit erwarb, daß ihm dieser den kurz vorher durch den Tod des seitherigen Hoforganisten A. Dreyßig erledigten Posten an der katholischen Hofkirche anbieten ließ. Diesmal aber ließ man ihn in Görlitz noch nicht los. Bei einem zweiten Auftreten in Dresden, 1820, gewann er sich die höchste Anerkennung des Oberhofpredigers Dr. v. Ammon und nach der Orgelprüfung 1825 den aufrichtigen Beifall C. M. v. Weber's. Da im gleichen Jahre der evangelische Hoforganist Kirsten gestorben war, trug man ihm nun auch dessen Stelle an. Ungern ließ man ihn jetzt in Görlitz ziehen; reiche Geschenke ehrten ihn beim Scheiden. Am 12. December 1825 trat er in seine neue Wirksamkeit, auch hier überall bessernd, fördernd, belebend eingreifend. Die Orgelconcerte, die er 1827 und 1830 abwechselnd in der Sophien- und Kreuzkirche gab, zogen die angesehensten Musiker aus allen Ländern herbei. 1833 ging er auf Anregung des Ritter von Neukomm mit dem Kölner Männergesangvereine nach London, um dort in zwei Concerten in Exeter-Hall die Gesangspausen durch sein großartiges Orgelspiel auszufüllen. Bereits 1830 wurde er Director der Dreyßig'schen Singakademie; als dieselbe am 4. März 1857 ihr 25jähriges Jubelfest feierte, verlieh ihm König Johann das Ehrenkreuz des Verdienstordens. Bei seinem 50jährigen Organistenjubiläum am 21. August 1861 erhielt er das Ritterkreuz des Albrechtsordens und von der Universität Leipzig die Doctorwürde. Darauf folgten zahlreiche Ehrenmitgliedschaften. S. verfügte über eine durchaus solide vorzügliche Orgeltechnik. Mit seltener Ruhe und einem selbst auf dem Pedale bewundernswürdigen Legato überwand er größte Schwierigkeiten und leistete namentlich auch im Triospiele ausgezeichnetes. Er wußte alle Mittel seines großartigen Instrumentes zu benützen und erfolgreich zu verwenden und durch überraschende Registrirung für alle wechselnden Stimmungen entsprechende Tonfarben zu finden. Namentlich Bach'sche Orgelwerke trug er mustergültig vor und Neukomm, Hesse, Töpfer, Schumann (der auch bei ihm Unterricht genommen), Mendelssohn u. a. sprachen sich übereinstimmend rühmend über seine Leistungen aus. Eine bedeutende Zahl tüchtiger Organisten verdankt ihm Schulung und Ausbildung: Dr. Schütz (Waldenburg), G. Merkel und Berthold (Dresden), Dr. E. Naumann (Jena), Jansen (Delft), v. Eyken (Utrecht), Worp (Groningen), Nicolai (Haag), Kitzler (Linz) u. a. Gelegentlich seines Jubiläums gründeten die Organisten Dresdens und ehemalige Capellknaben eine J. Schneider-Stiftung, zum Zwecke, elternlosen Lehrerssöhnen, die sich dem Studium der Orgel widmen wollten, Stipendien zu verleihen. Seine Schüler von nah und fern überreichten ihm ein aus ihren Compositionen zusammengesetztes Jubelalbum. Ein Nervenfieber raffte ihn in wenigen Tagen hinweg. Componirt hat er nur wenig: einige Orgelsachen, zwei Hefte dreistimmiger Wechselgesänge u. dgl.

Joh. Gottlieb Schneider, der jüngste Bruder Friedrich's, geboren am 12. Juli 1797 in Altgersdorf, † als Organist an der Kreuzkirche zu Hirschberg am 4. August 1856, plötzlich, nach kurzem Krankenlager, war zunächst ebenfalls Schüler seines Vaters, kam aber schon mit 10 Jahren auf das Gym-

nasium nach Zittau. Auch er hörte in Leipzig ein Jahr lang wissenschaftliche Vorlesungen, lebte dann in Bautzen und versah darauf drei Jahre den Organistendienst in Sorau, von wo er nach Hirschberg berufen wurde. Seine Compositionen blieben Manuscript.

H. M. Schletterer.

Schneider: Johann Rudolf S., Schweizer Arzt, geboren 1804 zu Bern, studirte daselbst und erhielt schon 1824 die goldene Medaille für Lösung einer Preisfrage über das Impfwesen. 1825 ging er nach Paris, von dort aus später nach Berlin, kehrte 1827 nach der Schweiz zurück, absolvirte hierauf seine Staatsprüfung und ließ sich 1828 als Arzt in Nidau nieder. Die zahlreichen Ueberschwemmungen, die er schon als Knabe beobachtet hatte, die schweren daraus resultirenden Gesundheitsstörungen der Bevölkerung, insbesondere die häufigen Nervenfieberepidemieen, die massenhaften Scorbutfälle, die er als Arzt im Bereich seiner Thätigkeit unter den Bewohnern der verschiedenen Ortschaften des Seelandes zu beobachten Gelegenheit hatte, weckten schon 1834 in ihm den Gedanken, durch Entsumpfung des Seelandes eine hygienische Verbesserung desselben und so eine gründliche Prophylaxe gegen die genannten Krankheiten zu schaffen. S. war mehrfach nach dieser Richtung hin in dem Grade thätig — u. a. publicirte er zu diesem Zwecke eine Schrift: „Gespräche über die Ueberschwemmungen im Seelande der westlichen Schweiz“ u. s. w. (Bern 1835) —, daß er schließlich infolge dessen von der eigentlichen ärztlichen Praxis ganz abgelenkt und in die politische Laufbahn gedrängt wurde. Schon 1834 hatte er ein Mandat in den Großen Rath übernommen, 1838 trat er, speciell für das Departement des Innern und das Sanitätswesen, in die Regierung ein, wo er sich namentlich um das Armen- und Gewerbewesen sehr verdient machte. Von 1846—1850 schrieb er ein größeres Werk über das Auswanderungswesen, war besonders um die Organisation der Krankenpflege im Kanton Bern bemüht, zu welchem Behufe er größere statistische Studien machte, bewirkte überall die Gründung von Nothfallstuben und Bezirksspitälern, trat aber 1850 zur Zeit des Regierungswechsels wieder von der politischen Thätigkeit zurück und widmete sich von nun an ausschließlich seinem ärztlichen Berufe. Er übernahm im genannten Jahre die Arztstelle am Inselspital, als Nachfolger von Miescher und widmete sich mit regem Interesse auch den wissenschaftlich ärztlichen Bestrebungen. Unter andern war er seit 1860 Präsident der kantonalen med.-chirurgischen Gesellschaft. 1865 wurde er als Experte zusammen mit Flückiger nach Frutigen geschickt, um die sanitarischen Seiten der Phosphorzündholzfabrikation zu studiren. Das Ergebniß dieser Expertise waren polizeiliche Vorschriften im Kanton Bern zur Prophylaxe gegen die Phosphornekrose. Später zog er mit großer Lebhaftigkeit gegen Curpfuscherthum und Aftermedicin zu Felde und beantragte beim Großen Rath die Durchführung energischer Maßregeln dagegen. Noch im J. 1868 erlebte er, daß die Ausführung seines früher empfohlenen Entsumpfungsplanes auch officiell in die Hand genommen wurde. Die Geschichte dieses Unternehmens schrieb er noch während seiner Krankheit, von der er seit 1877 befallen war, nieder. Er starb an den Folgen seines Blasenleidens am 14. Januar 1880 im Alter von 76 Jahren. S. war ein um die Gesundheitspflege seines engeren Vaterlandes hochverdienter, bei seinen Berufsgenossen wie bei seinen Clienten gleich sehr beliebter Arzt, ein begeisterter Freund der ärztlichen Standesinteressen und ein echter Schweizer Patriot. Ein wesentlicher Antheil an der Gründung des Centralvereins und an der Verschmelzung der ärztlichen deutschen und welschen Schweiz gebührt ihm gleichfalls.

Vgl. Biographisches Lexicon hervorragender Aerzte 2c. herausgegeben von A. Hirsch V, 256.

Pagel.

Schneider: Joseph S., Jesuit, geboren am 5. September 1824 zu Bliesheim bei Lechenich in der Rheinprovinz, † am 7. Januar 1884 zu Rom. Nachdem er seine theologischen Studien in Bonn vollendet hatte, wurde er am 3. September 1850 zu Köln zum Priester geweiht und als Caplan in Aachen angestellt. Am 4. October 1852 trat er in den Jesuitenorden. Er wirkte als Jesuit in der Seelsorge namentlich von 1859 an zu Köln als Präses der Männercongregation. Als solcher gab er 1861 das „Regel- und Gebetbuch für die Mitglieder der Marianischen Congregationen" heraus, welches bis zu seinem Tode 16 Auflagen erlebte. Er hat außerdem eine Reihe von Gebet- und Erbauungsbüchern veröffentlicht (u. a. „Neue Liebesdienste gegen das göttliche Herz Jesu nach der sel. Maria Marg. Alacoque", 13 Auflagen), auch einige Predigten und Aufsätze in den „Stimmen aus Maria-Laach", dem „Kölnischen Pastoralblatte" und anderen Zeitschriften. Von dem zuerst 1862 veröffentlichten „Manuale sacerdotum" ist 1887 zu Köln die 11. Auflage erschienen (besorgt von dem Jesuiten A. Lehmkuhl), von dem nach einem französischen Werke des Jesuiten Maurel bearbeiteten Buche „Die Ablässe, ihr Wesen und ihr Gebrauch" in demselben Jahre zu Paderborn die 9. Auflage (besorgt von dem Jesuiten Beringer). — Nach der Ausweisung der Jesuiten aus dem Deutschen Reiche (1872) lebte S. zu Mongré in Frankreich. Das Buch über die Ablässe wurde die Veranlassung, daß er nach Rom berufen wurde, um an der auf Befehl Leo's XIII. veranstalteten Sammlung von Decreten der Ablaßcongregation zu arbeiten, die 1883 zu Regensburg erschien: „Decreta authentica S. Congregationis Indulgentiis et Sacris Reliquiis praepositae ab a. 1668 ad a. 1882." Er wurde bei dieser Gelegenheit auch zum Consultor der Ablaßcongregation (mit dem festen Wohnsitze in Rom) ernannt.

Lit. Handweiser 1884, 350. — Köln. Volkszeitung 1884, Nr. 9, 2. Bl.

Reusch.

Schneider: Johann Julius S., Componist und Musiklehrer, wurde am 6. Juli 1805 zu Berlin als der Sohn des akademischen Künstlers und Pianofortefabrikanten Johann S. geboren und von letzterem zum einstigen Nachfolger in der Fortführung seiner Fabrik bestimmt. Weil dazu auch eine gewisse musikalische Technik nothwendig war, so erhielt der Sohn schon seit dem siebenten Lebensjahre Unterricht im Clavierspiel, erst bei dem bekannten Organisten A. W. Bach, dann bei Thürrschmidt, und er zeigte darin solchen Eifer, daß der Vater endlich darein willigte, der Sohn möge sich ausschließlich dem Studium der Musik widmen. Nachdem dieser seine allgemeine Schulbildung theils in Berliner Privatschulen, theils auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium erhalten hatte, ging er 1819 zu seinem Fachstudium über. L. Berger wurde sein Lehrer für das Clavierspiel, Bernhard Klein für Composition, Organist Hansmann für die Orgel, Kammermusikus Hansmann für das Violoncell und noch andere für Violine, Horn, Gesang und italienische Sprache. Einige Jahre eifrigen Studiums führten ihn dahin, daß er mehrfach öffentlich Clavierconcerte von Dussek, Field, Hummel und Kalkbrenner spielte und neben vielem anderen zwei Gelegenheitsopern von ziemlichem Umfange componirte. Im Hansmann'schen Gesangsinstitut hatte er Gelegenheit, sich als Gesangsleiter auszubilden, da er seit 1822 den Dirigenten in der Direction unterstützte und 1829 zum 25jährigen Bestehen des Vereins die Cantate „Die Würde der Töne" componirte, welche mit vollem Orchester in der Garnisonkirche zur Aufführung gelangte. Der Beifall, den diese Composition erntete, bestimmte S., die ursprünglich vorgesteckte Laufbahn eines Claviervirtuosen aufzugeben und sich der Gesangscomposition und der Pflege classischer Vocalmusik zuzuwenden. Noch in demselben Jahre (1829) gründete er den „Liederverein", dessen Leitung ihm Gelegenheit bot, mehr denn 150 Gesänge

für den Männerchor zu componiren, die zum größten Theil auch durch den Stich veröffentlicht sind. Im J. 1836 rief er nach Auflösung des Hansmann'schen Gesangsinstituts ein ähnliches unter seiner Direction ins Leben, mit dessen Unterstützung er alljährlich großartig besetzte Aufführungen, besonders in der Garnisonkirche, bewirkte, deren reicher Ertrag den Armen zufloß. In demselben Jahre wurde er auch Musikdirigent der Gr. Loge Royal-York; von 1844—47 dirigirte er den Verein für classische Musik in Potsdam; 1846 errichtete er ein Institut für Operngesang und 1852 einen liturgischen Chor für die Werder'sche Kirche, an der er schon seit 1830 das Amt eines Organisten versah; eine große Anzahl von Cantaten, Motetten und liturgischen Psalmen wurden componirt und zur Aufführung gebracht, und S. hatte sich durch solche Wirksamkeit eine sehr einflußreiche Stellung in dem Kunstleben Berlins erworben. Die Anerkennung dafür blieb auch nicht aus. Schon 1831 hatte er die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erhalten; 1837 wurde ihm das Prädicat eines königl. Musikdirectors verliehen; 1849 erlangte er die Aufnahme unter die ordentlichen Mitglieder der Akademie der Künste, und 1854 wurde er vom Ministerium zum Lehrer am königl. Institut für Kirchenmusik berufen. An demselben hat er 30 Jahre lang durch seinen Unterricht in der Theorie der Musik und im Orgelspiel an der Ausbildung junger Männer zu Cantoren, Organisten, Gesanglehrern an Seminarien und Gymnasien erfolgreich gewirkt. Mit Uebernahme dieser Stellung wurde seine Thätigkeit als Componist in neue Bahnen gelenkt, insofern er für seine Schüler eine große Zahl instructiver Arbeiten schrieb, und seine Orgelstücke, Pedalübungen, Bearbeitungen von Chorälen 2c. sind für den Unterricht äußerst werthvoll. Von Schneider's sonstigen Compositionen seien hervorgehoben seine Cantate „Deutschlands Befreiung" und die „Cantate zur Huldigung Sr. Majestät Friedrich Wilhelms IV." (beide 1840), die romantisch-komische Oper „Orlando" (1847), die Oratorien „Luther" (1854) und „Die heilige Nacht" und das Liederspiel „Jery und Bätely". Im J. 1866 war S. zum Professor ernannt worden; 1884 trat er in den Ruhestand, und am 3. April 1885 starb er in Berlin, fast 80 Jahre alt.

Selbstbericht in Heindl's Galerie berühmter Pädagogen II, 345. — Fr. Bremer, Handlexikon der Musik, S. 637.

Brümmer.

Schneider: Karl Ernst (nicht Emil) Christoph S., Philologe, von 1786 bis 1856. Er wurde in Wiehe in Thüringen am 16. November 1786 geboren, erhielt seine Schulbildung auf der nahe gelegenen Klosterschule zu Roßleben und studirte dann von 1803 an in Leipzig zuerst Theologie, später — vornehmlich durch G. Hermann's Einfluß bestimmt — Philologie. Im J. 1811 wurde er als Tertius am Nicolaigymnasium in Leipzig angestellt, folgte aber 1816 einer Berufung als außerordentlicher Professor nach Breslau, wurde hier bereits 1818 in eine ordentliche Professur befördert, auch zum Mitdirector des philologischen Seminars ernannt, und verblieb in diesen Aemtern bis zu seinem Tode am 16. Mai 1856. — Die wissenschaftlichen Arbeiten dieses überaus gründlichen und gewissenhaften Gelehrten hatten sich zuerst auf Aesopus bezogen („Index in Aesopum" 1810; „Aesopi fabulas ed. et notas adi." 1810), später wandte er sich vorzugsweise dem Plato und Cäsar zu. Von seinen Platonischen Arbeiten sind die wiederholten Ausgaben der Republik (1830—33 und 1841), die „Additamenta ad civit. Platon." 1854, die Uebersetzung dieser Schrift 1839, die Fortsetzung der Hirschig'schen Gesammt-Ausgabe 1846—52, die Uebersetzung des Timäus und die Ausgabe des Kommentars des Proclus zum Timaeus, beide 1847, hervorzuheben. Von seiner groß angelegten kritischen Ausgabe des Cäsar sind nur die sieben ersten Bücher des Bellum gallicum in zwei Bänden

1840—55 erschienen; im Zusammenhange mit dieser Studie steht seine Ausgabe von „Francisci Petrarchae historia Julii Caesaris“ 1827, in welcher er diese früher dem Julius Celsus zugeschriebene Schrift „auctori vindicavit“. Die von ihm in Gemeinschaft mit Franz Passow 1820 begründete Zeitschrift „Museum Vratislaviense“ erlebte nur einen Jahrgang. Das Andenken seines Lehrers G. Hermann ehrte er in einer Gedächtnißschrift „De G. Hermanno“ 1849.

Eckstein, Nomenclator, S. 512. — Bursian, Geschichte der Philologie S. 755. — Schriftenverzeichniß bei Pökel, S. 246 f.

R. Hoche.

Schneider: Konrad Victor S., berühmter Arzt und Anatom des 17. Jahrhunderts, von dessen Lebensschicksalen nichts weiteres bekannt geworden ist, als daß er 1614 in Bitterfeld geboren wurde, in Wittenberg studirte und promovirte und hier seit 1639 bis zu seinem am 10. August 1680 erfolgten Tode eine Professur bekleidete, in welchem Amte er über Anatomie, Botanik und Pathologie zu lesen hatte. In der Geschichte der Medicin ist der Name Schneider's für immer geknüpft an sein viel besprochenes und trotz mannichfacher Mängel, namentlich einer großen Weitschweifigkeit, mit Recht übereinstimmend günstig beurtheiltes und wegen seines wirklich verdienstvollen Inhalts ewig denkwürdiges 5bändiges Werk „De catarrhis“ (Wittenberg 1660—62). Das Hauptverdienst dieser Arbeit besteht, abgesehen von werthvollen und gediegenen Untersuchungen über den Bau der Nasenschleimhaut, darin, daß hier zum ersten Male die von Alters her bei den Aerzten gewissermaßen als Dogma geltende Lehre, wonach aller Schleim des Körpers im Gehirn gebildet werde, durch die Oeffnungen des Siebbeins in die Nase 2c. ablaufe und dieser Vorgang als heilsame Absonderung aufzufassen sei (daher der Zuruf „Prosit“ beim Niesen!), mit allen damals bekannten Hülfsmitteln der Anatomie und Physiologie als Irrlehre angefochten und definitiv aus der medicinischen Wissenschaft verbannt wurde. Auch sonst noch enthält das Werk eine Fülle von die große Gelehrsamkeit Schneider's in allen Gebieten der medicinischen und anderer Wissenschaften documentirenden Notizen. In der Anatomie ist sein Name durch die „membrana Schneideri“ von der dankbaren Nachwelt bei den Berufsgenossen verewigt. Ein Verzeichniß der übrigen Schriften dieses sehr fleißigen Mannes, die zum größten Theil aus kleineren akademischen Gelegenheitsschriften, Dissertationen und Programmen, meist mit den von ihm vertretenen Specialfächern, namentlich der Anatomie bestehen, geben die unten citirten Quellen.

Éloy, Dictionnaire histor. de la méd. (Mons 1778) IV, 216. — Biograph. médicale VII, 152. — Dictionnaire historique par Dezeimeris IV, 106. — Fröhlich im Biogr. Lexicon hervorr. Aerzte, herausgegeb. von A. Hirsch V, 253.

Pagel.

Schneider: Ludwig S., Schauspieler, Lustspiel- und dramatischer Dichter, Militärschriftsteller, Publicist und Vorleser zweier preußischer Könige, wurde am 29. April 1805 in Berlin geboren. Der Vater Georg Abraham S. war in der Capelle des Prinzen Heinrich von Preußen in Rheinsberg angestellt und nach dessen Tode 1803 als Waldhornist in der königl. Capelle in Berlin aufgenommen, wo er nebenbei musikalischen Privatunterricht ertheilte. Die Mutter, eine Tochter des Musikgelehrten Portmann in Darmstadt, hatte zuerst auf der prinzlichen Bühne in Rheinsberg gesungen und war 1803 Sängerin bei einer die Städte Mecklenburgs bereisenden Schauspielertruppe. Dann fand sie Anstellung bei einem Theater in Breslau, sie kehrte jedoch vor Schneider's Geburt 1804 zum Gatten nach Berlin zurück. Die Eltern, welche in wachsendem Wohlstande gelebt hatten, wurden durch die Kriegsjahre 1806—13 hart getroffen.

Denn bald nach der Schlacht bei Jena wurde dem Vater wie allen bei der italienischen Oper Angestellten eröffnet, daß nach der Flucht der königl. Kassen keine Mittel mehr für sie vorhanden seien und jeder für sich selbst sorgen müsse. Allein zu dem Musikunterricht, auf welchen die Eltern sich nun lediglich angewiesen sahen, fand sich fast Niemand. Sie veranstalteten daher 1810—1813 Uebungsconcerte für Dilettanten und Abonnementsconcerte zu sehr geringen Preisen. Unter den Instrumenten des Vaters wuchs S. ziemlich verwahrlost auf. Da er Talent zum Singen zeigte, boten ihn die Eltern Iffland für das Nationaltheater zu Kinderrollen an. Dieser widerrieth jedoch entschieden, Kinder der Bühne zu widmen. Dennoch kam es hierzu. Zunächst trat der achtjährige Knabe in der von der Familie am 11. Mai 1813 auf einem Berliner Liebhabertheater aufgeführten Operette „Der Orakelspruch“ als Genius auf. Um das Gesangstalent der Tochter Johanna zu verwerthen, reiste die Mutter mit allen Kindern von Berlin nach Breslau, aber infolge des Anrückens der Franzosen wurde der Plan vereitelt. Unverdrossen reiste jedoch die Mutter mit den Kindern weiter nach Prag und Wien. Hier schien sich die gesuchte Aussicht zu eröffnen, als plötzlich die Familie vom Vater nach Reval gerufen wurde, wo er inzwischen Anstellung gefunden hatte. Sie unternahm diese mit vielen Beschwerlichkeiten verbundene Reise durch mit Truppen besetzte Gegenden und führte unterwegs in Königsberg des Vaters Oratorium „Christi Geburt“ auf. In Reval wurde die ganze Familie von A. v. Kotzebue engagirt, so daß S. seit Februar 1814 fortfahren konnte, in Kinderrollen aufzutreten. Daneben besuchte er die Schule und gab sich große Mühe, die russische Sprache zu erlernen. Seine Bekanntschaft mit der damals gefeierten Sängerin Mark in Reval gab ihm später Anlaß zu einer Darstellung „Eine Sängerin unter Friedrich d. Gr.“ (Spener'sche Ztg. 1843, Nr. 14). Auch schrieb er 1861 über die Verhältnisse des Revaler Theaters in Nr. 9—11 des „Neuen deutschen Theaterarchivs.“ Nach dem Ende des Feldzugs begab sich die Familie, auf den Ruf von Freunden, im Winter auf 1815 nach Berlin zurück, nachdem sie zuvor in Petersburg und Dorpat Concerte, in Riga und Königsberg Gastrollen gegeben hatte. Da aber der Vater in Berlin nur eine untergeordnete Stellung finden konnte, unternahmen die Eltern eine Kunstreise durch viele größere deutsche Städte, während sie S. bei einem Freunde zum Besuch der Hartung'schen Schule in Berlin zurückließen. In dieser Schule und dann im Werder'schen Gymnasium zeichnete er sich vorzugsweise im Declamiren aus. Im übrigen blieb er ohne alle Aufsicht und auch nachdem der Vater lohnende Anstellung in Berlin wieder gefunden, konnte er sich um den Knaben nicht bekümmern. Dagegen nahm er ihn öfter mit ins Theater, wo er beim Anzünden der Lampen helfen durfte. Mutter und Schwester hatten Anstellung bei einem Theater in Bamberg gefunden, kehrten dann aber ebenfalls nach Berlin zurück. Die Mutter sah nun ein, daß der Sohn in hohem Grade verwildert war, aber sie erkannte auch seine Neigung zum Theater. Sie erlangte, daß er am 4. Mai 1820 in der Oper „Axur“ auf der königl. Hofbühne als „Elamir, ein weissagender Knabe“ auftrat. Da er Beifall fand, ließ der Generalintendant Graf Brühl ihm Unterricht im Declamiren, Musik, Fechten und Tanzen ertheilen. Auf der Bühne gab er zunächst nur Anmelderollen, im übrigen aber erlernte er, nachdem der Vater 1821 zum Director der Militärmusiken des Gardecorps ernannt war, noch Paukenschlagen, Contrabaß spielen und Baßposaune blasen. Auch entwickelte er ein großes Talent im raschen Erlernen von Sprachen: er trieb französisch, italienisch, spanisch, portugiesisch, englisch und sammelte alle auf das Theater bezüglichen Bücher, Kupferstiche und Instrumente. 1822 trat S. als einjährig Freiwilliger in das Gardeschützenbataillon und fand große Freude an der militärischen Ordnung und Pünktlichkeit.

zur Landwehr übergetreten, nahm er seine Wirksamkeit an der Hofbühne wieder auf. Als Schauspieler und Sänger gab er zunächst kleine Rollen in Lustspielen, dann wurden ihm bessere Rollen, wie der Kilian im „Freischütz" anvertraut. Allmählich that er sich im Bühnenfache durch Vielseitigkeit und in origineller Weise hervor: mit erfinderischer Rührigkeit verstand er aus den kleinsten Rollen etwas Anziehendes und Gefälliges zu schaffen; in der Oper sang er die Buffopartien, im Vaudeville sang und spielte er die Haupt- und Nebenrollen, im Lustspiel gab er die komischen Partien der Naturburschen und Gecken, in der Posse glänzte er durch Komik, auch nahm er Theil am Ballet; mehrfach trat er in die Reihen einer auf der Berliner Hofbühne spielenden französischen Truppe. Vermöge seiner Auszeichnung als Komiker wurde er im September 1823 mit andern auserwählt, um in Schwedt Theater zu spielen, wo Friedrich Wilhelm III. eine Zusammenkunft mit dem Czaren Nikolaus hatte. Hier erlangte er durch seine humoristischen Darstellungen großen Beifall des Königs. In noch weit höherem Grade wurde ihm aber dessen Zufriedenheit zu Theil durch einen die Instruction des Landwehrmanns enthaltenden faßlichen Leitfaden, welchen er in seiner Vorliebe für soldatische Genauigkeit nach seiner ersten Einberufung zur Landwehrübung verfaßt hatte. Die Anregung hierzu hatte ihm der Bataillonscommandeur, Major v. Ivernois, gegeben, wahrscheinlich veranlaßt dadurch, daß S. einen „Kriegsdolmetscher in 10 Sprachen" geschrieben hatte. Der König ließ ihm durch Schreiben vom 17. December 1830 seinen Beifall über die zweckmäßig bearbeitete Instruction aussprechen und bestellte 900 Exemplare. Infolge dessen bestellten die Commandeure der Landwehrbataillone 34000 Exemplare und bald kam es zu einer zweiten Auflage von 50000. Da sich der Leitfaden so nützlich für den gemeinen Mann erwies, wurde S. von Officieren angegangen, etwas ähnliches für den Soldaten des stehenden Heeres zusammen zu stellen. So entstand im Mai 1832 sein „Soldatenfreund, ein Lesebüchlein für den preußischen Infanteristen". Auch hier war das Wesentliche der Instruction allgemein faßlich gegeben. Die Einleitung war im Soldatenton gehalten, voran das Brustbild des Königs in Kupferstich. Dafür verlieh ihm der König die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Die Verbreitung war wieder eine massenhafte und der Beifall in Militärkreisen bestimmte ihn, besondere Umarbeitungen für den Cavalleristen und den Artilleristen zu veranstalten. Nach dem Erscheinen des Instructionsbuchs des Majors Graf Waldersee stellte S. jedoch die ferneren Auflagen ein. Dagegen gab ihm das seit 1833 in Paris erscheinende „Journal de l'Armée" die Idee ein, eine ähnliche Zeitschrift für das preußische Heer, jedoch nur für den Unterofficier und Soldaten herauszugeben. Nachdem er auf Anfrage vom Könige hierzu ermuntert worden, begann er ein in volksthümlichem Tone gehaltenes Wochenblatt zur Belehrung und Unterhaltung für Militärs aller Grade und übertrug auf dasselbe den Namen des „Soldatenfreund". Dasselbe wurde im preußischen Heere bald sehr beliebt. Als besonderer Freund desselben erwies sich der König, welcher auch oft bei Gelegenheit von theatralischen Vorstellungen Unterredungen mit S. darüber pflog. Ueberhaupt wurde er durch seine doppelte Wirksamkeit in nähere Berührung mit dem preußischen Hofe gebracht. Diesem bereitete er eine besondere Freude dadurch, daß er eine Erklärung des Liedes „Heil Dir im Siegerkranz" verfaßte und dann durch sein Blatt bewirkte, daß dieses Lied am Geburtstage des Königs, den 3. August 1833 Mittags 12 Uhr vom ganzen preußischen Heere gesungen wurde. Andererseits wirkte er im October 1834 bei einer musikalischen Abendunterhaltung des Hofes in Potsdam zu Ehren der Kaiserin von Rußland mit und war 1835 betheiligt an Lustspielaufführungen bei der Zusammenkunft König Friedrich Wilhelm's III. mit dem Czaren Nikolaus in Kalisch. Hier sprach

ihm auch dieser große Anerkennung wegen des „Soldatenfreunds" aus, ja er ließ ihm bei den dortigen Militärparaden alles genau zeigen, damit es in jenem Blatte berichtet werden könne. Sogar auf dem dortigen Theater besuchte ihn der Czar in Fragen der Paraden. Auch erhielt er von diesem einen kostbaren Ring. Nicht minder wie für das Militär, war S. für die Bühne schriftstellerisch thätig. Bei seiner großen Sprachkenntniß fiel es ihm nicht schwer, seit 1832 eine große Zahl von Bühnenstücken aus dem Französischen, Englischen, Russischen und Spanischen zu übersetzen und in einem von ihm unter dem Namen Both herausgegebenen „Bühnenrepertoire des Auslands" zu veröffentlichen. Am wirksamsten waren die von ihm selbst verfaßten Liederspiele, Schwänke und Possen, von welchen „Der reisende Student", „Der Heirathsantrag auf Helgoland", „Der Kurmärker und die Picarde", „Der Schauspieldirector", „Der Kapellmeister von Venedig", „Künstlers Erdenwallen" großen Erfolg hatten und von denen einige sich lange auf der Bühne behaupteten. Ferner lieferte er beliebte Genrebilder, wie „Der spanische Kontrebandier", „Der pyrenäische Gebirgssänger", „Hans und Grete" und eine Ueberarbeitung des Stücks „Jeder kehre vor seiner Thür". Endlich gab er 1838—42 ein „Allgemeines Theaterlexikon" heraus. Ohne Rücksicht auf die Bühne veröffentlichte er 1835 dem damaligen Kronprinzen gewidmete Skizzen unter dem Titel „Berliner Nächte", eine größere Erzählung „Die Quitzows" und eine Schrift über „Die Kunst sich zu schminken". Weiterhin veranstaltete er eine Sammlung von Nationalliedern aller Völker Europas, die er durch Dichtungen miteinander verband und durch einen Prolog einleitete. Das Ganze wurde im December 1837 zum Stiftungsfest des Litterarischen Vereins in Berlin und 1846 im Casino in Potsdam mit Musik aufgeführt. Nach dieser letzten Aufführung aber wurde er, da sich die Marsaillaise und das Polenlied in der Sammlung befanden, mit Rücksicht auf die durch den großen Polenproceß hervorgerufene Erregung insgeheim unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Da S. 1835 in Kalisch ein Bedauern der preußischen Officiere über ihre Unkenntniß der russischen Sprache bemerkt hatte, erbot er sich dem Könige zur unentgeltlichen Ertheilung des Unterrichts im Russischen an Officiere. Das Angebot wurde angenommen und der Unterricht von ihm 1836—37, auf Wunsch von Officieren auch im Englischen, an der allgemeinen Kriegsschule in Berlin ertheilt. Bei den dortigen Behörden bekleidete S. auch das Amt eines Dolmetschers im Spanischen. 1838 trat S. als Schriftsteller auf dem Gebiete der Novelle und des Romans auf, indem er unter dem Titel „Bellona" 2 Bände militärische Novellen, dann „Der böse Blick" (4 Bände) und 2 Bände „Schauspieler-Novellen" herausgab. In diesen suchte er durch die Darstellung einzelner hervorragender Persönlichkeiten der allgemeinen Verwerfung des Schauspielerstandes entgegen zu treten. Auf Wunsch des Bischofs Eylert schrieb S. einen Aufsatz über die Neigung des Königs zum Theater. Diesen Aufsatz nahm der Bischof in Bd. 3 seiner „Charakterzüge Friedrich Wilhelms III." auf. 1842 reiste er nach London, um die eigenthümlichen Darstellungen des Schauspielers Mathews zu erlernen, dessen Alleinspiel ihn reizte. Was er hier im Winter auf 1843 gesehen, hat er in Gubitz's „Gesellschafter" (1843, Nr. 82—97) geschildert. Im Juni 1847 begab er sich, nachdem er in Riga Gastrollen gegeben hatte, nach Petersburg, wozu Kaiser Nikolaus bei Gelegenheit von Manövern in der Umgegend von Berlin ihn in vertraulichem Verkehr mit dem Bemerken aufgefordert hatte, er sei der einzige, der mit Kenntniß der russischen Sprache in wohlwollendem Sinne über das russische Heer geschrieben und sich um Einzelnheiten desselben gekümmert habe. Der Kaiser nahm ihn sehr freundlich auf, sorgte dafür, daß ihm alles, was sich auf militärische Einrichtungen bezieht, genau gezeigt wurde und ergötzte sich an seinem Bühnenspiel wie an seinen unge-

nirten Antworten. Zurückgekehrt schilderte er das Petersburger Theater in der Spener'schen Zeitung (1847, Nr. 239—244). Er blieb auch insofern in ständiger Verbindung mit dem Kaiser, als er ihm jährlich den „Soldatenfreund“ gebunden schickte und dafür 18 Jahre lang jährlich einen Brillantring erhielt. Diese Zeitschrift hatte übrigens seit 1842 an Abnehmern verloren, weil für das Heer nicht mehr so viel aufgewendet werden konnte. Damit hing es zusammen, daß sie 1848 aus einer Wochenschrift in Quart in eine Monatsschrift in Octav mit colorirten Lithographien umgewandelt wurde. Am 19. März 1848 Regisseur des königl. Theaters in Berlin geworden, hielt sich S. von den Kundgebungen des Theaterpersonals für die deutsche Sache fern und trat wiederholt demonstrativ als strenger Royalist öffentlich auf: er provocirte als solcher im „Kurmärker“ das Theaterpublicum zu wildem Lärm, der ihn zum Rücktritt von der Bühne bestimmte. Da er eine Versammlung von Landwehrmännern durch eine kühne Rede zur Verwerfung des Vorschlags, die Stellung zum Dienst bei der Einberufung von gewissen Bedingungen abhängig sein zu lassen, bewog, brachte er die Berliner Demagogen gewaltig gegen sich auf. Er floh nach Köpenik und erhielt vom Theaterintendanten einen unerbetenen Urlaub. Jener Haß verfolgte ihn auch nach Hamburg. Nach einer Zwiesprache, die er im dortigen Stadttheater von der Bühne aus mit einem Vertreter des lärmenden Publicums über sein Verhalten in Berlin gehalten, wollte man ihn morden und das Theater abbrennen. Infolge dieser Vorgänge eine Zeitlang ohne Beschäftigung, wandte er sich an Kaiser Nikolaus. Dieser forderte ihn auf, nach Petersburg zu kommen. S. folgte jedoch nicht, weil er inzwischen die Redaction der „Wehr-Zeitung“ in Berlin übernommen hatte. Dagegen lieferte er gegen jährlich 1200 Rubel wöchentliche Berichte über den Fortgang der Volksbewegung in Berlin an die Petersburger „Nordische Biene“. Von diesen Berichten wurde nur wenig gedruckt, während das Manuscript in die Hände der kaiserl. Familie ging. Im Mai 1848 begab er sich nach Schleswig-Holstein, um als Augenzeuge im Feldzug Berichte für den „Soldatenfreund“ zu schreiben. Nach der Heimkehr schrieb er ein „Tagebuch in Schleswig-Holstein“, welches er dem Könige Friedrich Wilhelm IV. vorlesen mußte. Dieser veranlaßte ihn auch zu weiteren Erzählungen aus dem Kriege, wozu er nach Sanssouci, in den Garten von Marly, nach Charlottenhof bestellt wurde. Auch der übrigen königl. Familie hatte er diese Berichte auf Babelsberg und Glienicke zu wiederholen. (Dies ist von ihm geschildert im „Daheim“ von 1866, Nr. 21.) Auf Veranlassung des Königs, dem Schneider's witziges Wesen immer mehr zusagte, lehnte er die auf ihn gefallene Wahl zum Mitdirector der vereinigten Hamburger Theater ab und wurde bei Hofe eine gern gesehene Erscheinung, durch welche A. v. Humboldt und Tieck als Beherrscher des Gesprächs in den Hintergrund gedrängt wurden. Schneider's Vorliebe für das Militärische, seine geschickte und unterhaltende Schilderung interessanter militärischer Vorgänge, nicht minder seine Fähigkeit, unter rascher Herbeischaffung alten Materials, Daten aus der preußischen Geschichte anziehend vorzutragen, interessirte den König außerordentlich, der oft anderes wegen dieser Vorlesungen ausschlug. Selbst an Tagen, an welchen der König das Theater besuchte und an Vorabenden wichtiger Tage, wie in Hauptquartieren zur Manöverzeit, fanden diese Vorlesungen statt. Seit Mai 1848 war S. nicht auf der königl. Bühne aufgetreten; sein damaliges Abschiedsgesuch wurde jedoch erst im Juli 1849 genehmigt, und nachdem er im Januar 1850 den rothen Adlerorden 4. Classe erhalten hatte, erfolgte am 15. October 1850 seine Ernennung zum Vorleser des Königs mit dem Titel Hofrath. Im Mai 1851 nahm ihn der König mit nach Warschau, wo er Theaterstücke, wie „Die erste Nacht auf Bürgerwehr“, dem Czaren vorzulesen hatte. Im August 1851

befand er sich beim Könige auf der Burg Hohenzollern, wo die Huldigung der neuerworbenen Fürstenthümer stattfand. Von da ging er im Auftrag des Königs nach Neufchatel, um die dortigen Freunde Preußens von unbesonnenen Schritten abzuhalten. Im Mai 1852 war er wiederum zugegen, als der König mit dem Czaren in Myslowitz zusammentraf. Diesem mußte er hier und in Skiernevice vorlesen. Nachdem er diese Reise und die des Königs zur Beisetzung des Königs Ernst August nach Hannover humoristisch behandelt, wurde ein gleiches Verfahren auch bezüglich der ferneren königlichen Reisen üblich. Humoresken waren es hauptsächlich, die er, wie in Potsdam und Berlin, so auf dem Rheindampfschiffe, auf Stubbenkammer, in Putbus, Stettin, Paretz, Erdmannsdorf, Naumburg, 1853 in Wien und in Westfalen, in Letzlingen und anderen Orten dem Könige Abends beim Thee vortrug. Demselben Zwecke diente er 1851—58 nach den Hofjagden in verschiedenen Jagdschlössern, wie er auch die Jagdprotokolle abfassen und verlesen mußte. Auf besondere Einladung des Herzogs von Braunschweig machte er die Reise des Königs nach Blankenburg mit und der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin ließ ihn sich zum Vorlesen kommen. Auch der Prinz von Preußen nahm, als er sich zur Bundesinspection nach Olmütz und Wien begab, S. mit, jedoch nur zur Sammlung militärischen Materials. Da der Prinz bei dieser Gelegenheit mit dem Kaiser Nikolaus zusammentraf, so hatte auch S. wieder eine Begegnung mit seinem Gönner, der mit ihm ein längeres Gespräch über das österreichische Heer führte und ihm 1854 den Stanislausorden verlieh. Nach dem Tode dieses Kaisers veröffentlichte er im „Soldatenfreund“ (Jahrg. 22, Heft 19) einen Nekrolog desselben, wofür er von zahlreichen russischen Generalen eine Dankadresse und vom russischen Hofe ein Schnupftuch des Czaren zum Andenken erhielt. Dessen Wittwe ließ bald nach ihrer Ankunft in Sanssouci im Mai 1856 S. holen, damit er „hübsche Sachen“ vorlese. Im ganzen hat er dem König, der Königin und anderen fürstlichen Personen 415 Mal vorgelesen. Den Gegenstand bildeten meistens Vorgänge auf den Theatern von Berlin, Hamburg, London, Abschnitte aus seiner Geschichte der Berliner Oper, Coulissengespräche, Uebersetzungen von Dramen, Tagesereignisse, bekannte Persönlichkeiten und Züge des Berliner Lebens, Erlebnisse auf den Reisen des Königs, litterarische Travestien, drastische Scenen aus Polizeiacten, Polizeigerichtsscenen, komische Gedichte und Jagdgeschichten; daneben trug er geschichtliche Vorgänge, namentlich auf Potsdam, Charlottenburg und Brandenburg bezügliche, in novellistischer Form vor. König Wilhelm behielt S. in seiner Stellung bei, die Beschäftigung nahm jedoch einen ernstlicheren und nützlicheren Charakter an. Der Prinz von Preußen hatte S. bereits die wichtigsten Notizen für seine Biographie dictirt, welche im Januar 1857 zum Militärdienstjubiläum des Prinzen im „Soldatenfreund“ erschien. Als König übertrug er ihm die Aufsicht über seine Privatbibliothek. Im übrigen benutzte S. sein Verhältniß zum König zu eifriger Thätigkeit als Berichterstatter, Sammler und militärischer Beobachter; zuweilen streifte er auch die Politik. So benutzte er seine Bekanntschaft am hannoverschen Hofe, den König Georg zu einer besseren Pflege der persönlichen Beziehungen zum preußischen Hofe zu bewegen, freilich erfolglos, und förderte 1865 möglichst den Plan einer Verbindung des Prinzen Albrecht von Preußen mit einer Tochter des Königs Georg (Meding, Memoiren I, 243). Das Welfenmuseum in Hannover gab ihm Anlaß, die Gründung des Hohenzollernmuseums in Berlin anzuregen. Am 12. Mai 1866 wurde er vom auswärtigen Amte nach Hannover geschickt, um Sicheres über die Absichten der dortigen Regierung zu erfahren. König Georg theilte ihm ausführlich seine Auffassung der politischen Lage mit. Beim Ausbruch des Krieges von 1866 wurde er vom General v. Roon veranlaßt, Flugblätter für

das Heer zu schreiben, damit der Soldat aus denselben immer ersehe, worum es sich handele. Statt der Monatshefte des „Soldatenfreunds“ wurde daher ein „Feld-Soldatenfreund“ herausgegeben. Am 25. Juni wurde er dem Militärcabinet des Königs beigegeben. In dieser Stellung hatte er Telegramme abzusenden und in Empfang zu nehmen und sich vom König Notizen behufs wahrheitsgetreuer Berichterstattung an den „Staatsanzeiger“ und andere Blätter, namentlich an die „Kreuzzeitung“ geben zu lassen. Nach dem Hauptsiege schrieb er auf Eingebung des Königs auch politische Artikel. Am Tage des Einzuges der Truppen in Berlin erhielt S. das Band des Erinnerungskreuzes von 1866 für Nichtkämpfende. Bald hiernach gab er unter dem Titel „König Wilhelm. Militärische Lebensbeschreibung“ ein Buch heraus, nachdem der König dasselbe zuvor durchgesehen hatte. Dieser ehrte ihn abermals, am 11. November 1866, dem Tage des allgemeinen Friedensfestes, durch Verleihung des Hohenzollernordens mit dem Zusatze „dem königl. Historiographen auf dem Kriegsschauplatze“. Als solcher bewährte er sich immer mehr auch im Frieden. So brachte er im December 1866 im „Staatsanzeiger“ (Nr. 315) anläßlich des 60jährigen Militärjubiläums des Königs eine von diesem vervollständigte Zusammenstellung von Daten über denselben und fertigte 1867 eine Art von Regentenkalender an, in welchem alle Handlungen des Königs in Militärsachen, Gesetzgebung und Verwaltung aufgezählt waren. Seine Uebersicht über die militärischen Verhältnisse und des Königs Sorge für rechtzeitige Feststellung geschichtlich merkwürdiger Vorgänge der Gegenwart machten S. immer mehr zu einem geschäftlich Vertrauten des Königs Wilhelm. Wie dieser ihn schon als Prinz durch Mittheilungen über militärische Inspectionsreisen und durch Material zur litterarischen Abwehr der Angriffe gegen das Heer und den Plan zu dessen Organisation unterstützt hatte, so sah er als König eine Reihe von Artikeln Schneider's über wichtigere Vorgänge durch und verbesserte sie. S. trug Sorge, daß der König seine bei den verschiedensten politischen Vorgängen gehaltenen Reden ihm möglichst bald dictirte oder die nach dem Gehörten entworfenen Reden verbesserte. Dies hatte 1865 bei den Reisen des Königs nach Merseburg, Lauenburg und Münster begonnen und wurde nach dem Feldzug fortgesetzt 1868 in Kiel, Wilhelmshaven, Osnabrück, 1869 in Oldenburg, Emden, Königsberg. Von jeder Reise des Königs brachte S. alle Gedichte, Adressen, Bilder, eingereichte Bücher, Karten, Pläne zur Einreihung in die Bibliothek des Königs mit. 1869 begleitete er den Prinzen Albrecht d. Aelt. nach Petersburg zur Theilnahme am Fest der St. Georgsritter und wurde hier vom Kaiser Alexander II., den Großfürsten und dem Fürsten Gortschakoff sehr geehrt. In demselben Jahre erschien sein „Instruktionsbuch für den Infanteristen“ und sein „Buch vom schwarzen Adlerorden“, beides zuvor vom Könige durchgesehen; 1870 schrieb er in „Unsere Zeit“ einen Aufsatz über den Krieg der Tripleallianz gegen Paraguay. Während des Feldzuges von 1870—71 nahm S. beim König und in Bezug auf die Presse dieselbe Stellung wie 1866 ein; auch lebte sein „Feld-Soldatenfreund“ wieder auf. Im Felde hatte er täglich früh beim Könige zu erscheinen, Nachrichten mitzutheilen, Zeitungsausschnitte und Karten vorzulegen und Aufträge zu empfangen. Daran knüpften sich öfters Gespräche mit dem König über die politische Lage. Abends las er dem König Episoden aus der französischen Geschichte vor, namentlich mit Bezug auf Oertlichkeiten des Kriegsschauplatzes. In Rheims wurde er zum Censor dortiger Zeitungen bestellt, in Versailles hatte er ein Neuigkeitsbureau zum Empfang und zur Austheilung von Nachrichten an viele Zeitungscorrespondenten. Es kam auch vor, daß er durch Telegramme nach England den Feind erfolgreich irre führte. Nach dem Frieden erhielt er am 8. März 1871 das eiserne Kreuz am weißen Bande. 1872 schrieb er „Das

Buch vom Kronenorden" und ein „Instruktionsbuch für den Kavalleristen". Bei der Zusammenkunft des Kaisers Wilhelm mit dem Czaren in Wiesbaden wurde er von diesem sehr ausgezeichnet. Ebenso im December 1872 in Petersburg, wohin er den Prinzen Karl von Preußen zur Feier des St. Georgsritterfestes begleitete. Er hatte hier der kaiserl. Familie ein von ihm angelegtes Album mit malerischen Darstellungen aus dem Leben des Kaisers Wilhelm vorzulegen und zu erläutern. 1873 begleitete er letzteren nach Petersburg. In seinen letzten Jahren lebte er, mit Auszeichnungen überhäuft, in Potsdam. Hier entwarf er den Plan einer Sammlung von Denksteinen von allen Schlachtfeldern, auf welchen preußische Truppen gekämpft haben. Die Denksteine wurden aus Frankreich beschafft und der weitere Plan vom Kaiser genehmigt (Nordd. A. Ztg. Nr. 212 vom 1. Juni 1879). Seit 1876 litt er an Asthma, wogegen er im Sommer 1878 Linderung fand durch eine Reise nach Süddeutschland. Solange Kaiser Wilhelm im November 1878 in Wiesbaden sich aufhielt, weilte auch S. dort. Am 16. December 1878 starb er in Potsdam an Herzlähmung. — S. war eine offene, ehrliche Natur, ein vielseitig begabter Mann, kein eigentlicher Politiker, aber ein strenger altpreußischer Royalist. Als solcher rechnete er sich stets zur Partei der „Kreuz-Ztg.". Die „Wochenschau aus den Jahren 1848—50", welche dieses Blatt in Nr. 79 vom 1. April 1888 bis Nr. 299 vom 30. Juni 1889 aus dem Nachlaß veröffentlichte, bestätigt, daß er sich in jener Richtung zu großer Einseitigkeit verleiten ließ, indem er die patriotischen Bewegungen in ganz Deutschland, bloß weil sie von Liberalen ausgingen, ebenso verurtheilte wie die Ausschreitungen, deren Zeuge er in Berlin gewesen war. Auch erhob Hauptmann v. Pfuel, persönlicher Adjutant des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, am 10. Mai 1888 öffentlich Einsprache gegen die Richtigkeit der Schilderung des Generals v. Pfuel (s. A. D. B. XXV, 705). Seine Thätigkeit als Schauspieler, als Schriftsteller auf verschiedenen Gebieten und als Sammler hat stets allseitige Anerkennung gefunden. Auch seine Verdienste als Vorleser preußischer Könige sind nie in Zweifel gezogen. Nicht zu bezweifeln ist seine eigene Angabe, daß er dem Könige Friedrich Wilhelm IV. über manche trübe Stunde hinweggeholfen zu haben glaube. „Ganz und voll", sagt die Nat.-Ztg., „hatte er sich in das Leben der beiden Residenzen hineingewachsen. Mit Herz und Sinn hatte er sich den Mächtigen angeschlossen, um von dieser Stelle aus die großen Interessen mit der Feder zu verfechten, die ihm so heilig waren. Wichtiges ist durch seine Hände gegangen; seine Preßthätigkeit war bis zur letzten Zeit eine vielverzweigte, einflußreiche, mächtige Interessen verbindende." Sein Werk „Aus meinem Leben" (Berlin, 2. Aufl. 1879) enthält eine ausführliche, mit vielen Urkunden belegte Schilderung seiner Erlebnisse, insbesondere seines Verkehrs mit drei preußischen Königen und zwei Czaren, sowie werthvolle Beiträge zur Charakteristik dieser Fürsten (Bl. für lit. Unterh. 1880, Nr. 1. Nat.-Ztg. 1885, Nr. 352. Allg. Ztg. 1879, Nr. 295 Beil.). Aehnlich verhält es sich mit dem aus dem Nachlaß herausgegebenen Werke „Aus Kaiser Wilhelm's Leben. 1849—1873" (3 Bde., Berlin 1888). Zu erwähnen ist noch, daß er 1868 eine Schrift „Eine königliche Dienstschnalle" herausgab, in welcher alle Orden des Kaisers Wilhelm aufgeführt sind. In späterer Umarbeitung ist diese Schrift betitelt „Erdient und verdient". Auch sind Aufsätze von ihm in den „Preuß. Jahrbüchern" zu erwähnen, in Bd. 35: „England und Rußland im Orient"; in Bd. 36: „Das freie Suanetien". — Am 11. Januar 1879 fand im Rathhause zu Berlin eine Feier für S. statt. Die Vereine für die Geschichte Berlins und Potsdams hielten am 29. April 1879 eine Feier an seinem Grabe. Nekrolog in Kreuz-Ztg. vom 22. December 1878; Nordd. A. Ztg. vom 14. Januar 1879. Vgl. Hamb. Korresp. Nr. 263, Volks-Ztg. Nr. 275,

N. Fr. Presse Nr. 5472 von 1879, Nat.-Ztg. Nr. 399 von 1884. Schneider's Wittwe starb am 27. Februar 1886.

Männer der Zeit, Biogr. Lex. d. Gegenwart. Leipzig 1859, 1. Halbband S. 173. — Charakterzüge u. histor. Fragen aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. von Eylert, III, 222. — Gartenlaube 1879, Nr. 2 („Des Kaisers Lector"). — Leipz. Illustr. Ztg. vom 11. Jan. 1879. — Ueber Land und Meer, Bd. 41, Nr. 16. — Meding, Memoiren z. Zeitgesch. I. — M. Ring, Erinnerungen a. m. Leben 1838—40 in Nat.-Ztg. Nr. 352 von 1885. — H. Wagener, Erlebtes I, 51 u. 55.

Wippermann.

Schneider: Michael S., Dichter des 17. Jahrhunderts. Geboren am 20. September 1612 zu Bitterfeld, studirte er in Wittenberg und Jena, promovirte 1629 zum Magister und habilitirte sich nach der üblichen Reise durch Holland, England und Frankreich in Wittenberg, wo er in Buchner einen Gönner fand und 1638 zum Professor der Moralphilosophie ernannt wurde. Er starb jedoch schon am 18. April 1639 daselbst. — Außer philosophischen und theologischen Abhandlungen in lateinischer Sprache und einer Gedächtnißrede auf seinen Lehrer, den Jenaer Theologen Joh. Gerhardt († 1637, s. A. D. B. VIII, 767), veröffentlichte S. mehrere deutsche Gedichte. Zunächst einige geistliche Hymnen in Alexandrinern, wie sie Buchner (s. A. D. B. III, 485) von seinen Schülern verlangte: „Die Histori des Leidens und Sterbens Christi Jesu" (Leipzig 1629, 4°), „Prudentii Lob-Gesang des den Weisen geoffenbarten neuen Königes" (Jena 1632, 4°), „Lobgesang Jesu Christi" (Wittenberg 1636, 4°); dann eine Reihe von Uebersetzungen aus Ronsard's, Du Moulin's, Friedr. Spanheim's, Joh. Gerhardt's, Heinsius', Starter's u. A. Gedichten im Anhange zur: „Tafel der Verleumbdung, auß dem Frantzösischen des Freyherrn von Hervault" (nach Lucian, Wittenberg 1637, 4°); endlich in seinem Todesjahre eine prosaische Uebersetzung von Tasso's „Aminta" (Wittenberg 1639, 12°; Hamburg 1642, 12°). — Wenn vielseitige Bildung, Correctheit der Sprache und des Versbaus, geschmackvolles Maßhalten im Gebrauche der poetischen Mittel einen wahren Dichter ausmachte, so verdiente dieser jugendliche Opitzianer die Lobsprüche Neumeister's, der nur die häufige Einmischung der antiken Mythologie zu tadeln weiß. Aber die nüchterne Classicität der Form tritt gegenüber den wenig originellen Gedanken der kleinen Dichtungen in den Schatten zurück.

H. Witte, Diarium biographicum (1688) z. Jahre 1639. — E. Neumeister, De poetis germanicis (1706), S. 94. — Jöcher, Gelehrtenlexikon IV, 314. — A. Buchneri Epistolae (1720) l. 2, no. 10 und Poemata (1720) p. 433. 483. 558.

J. Bolte.

Schneider: Otto Hermann Eduard S., Philologe und Schulmann des 19. Jahrhunderts. Er wurde als der Sohn eines schwedischen Polizeicommissarius am 25. April 1815 in Stralsund geboren, erhielt auf dem dortigen Gymnasium seine Vorbildung und studirte alsdann von Michaelis 1834 an in Greifswald unter Schömann's Leitung und von Michaelis 1836 an in Berlin vornehmlich bei Böckh und Lachmann Philologie. Am 16. Juni 1838 promovirte er hier mit einer Böckh als θρεπτήρια gewidmeten Dissertation „De veterum in Aristophanem scholiorum fontibus capita priora", welche er bald darauf vervollständigt als Buch erscheinen ließ. Durch Böckh in das königliche pädagogische Seminar als ordentliches Mitglied aufgenommen, begann er Michaelis 1839 das gesetzliche Probejahr am damaligen Pädagogium in Charlottenburg. Er verblieb als Lehrer an dieser Anstalt, bis er Ostern 1842 durch Lachmann's Vermittlung die Berufung in eine ordentliche Lehrerstelle am Gymnasium Ernestinum in Gotha erhielt. An dieser Schule ist er — seit 1855 als

Professor — fortan thätig geblieben, als Gelehrter und Lehrer gleich hoch geschätzt. Mehrfach an ihn ergangene Berufungen in akademische Aemter hatte er ausgeschlagen, sah sich aber doch verhältnißmäßig früh genöthigt, der durch eingetretene Schwerhörigkeit für ihn mühevoller gewordenen Schularbeit ganz zu entsagen, als er im Mai 1869 auf einer Reise von einem Schlaganfall betroffen wurde. Er lebte als Emeritus noch elf Jahre in eifriger wissenschaftlicher Thätigkeit, bis er einem erneuten Schlaganfalle am 28. März 1880 in Gotha erlag. — Seine wissenschaftliche Bedeutung liegt vornehmlich außer in den oben erwähnten Studien über die Aristophanes-Scholien in seinen Arbeiten zu Nikandros und Kallimachos: „Nicandrea. Theriaca et Alexipharmaca recensuit et collegit, commentationes addidit O. S.“, 1856; „Prolegomena in Callimachi αἰτίων fragmenta“, 1851; „De Callimachi operum tabula, quae extat apud Suidam“, 1862; „Callimachea. I. Hymni cum scholiis; II. Fragmenta“, 1870—73, „eine umfassende und auf reichen handschriftlichen Hülfsmitteln beruhende Bearbeitung aller Ueberreste dieses Dichters, die reife Frucht langjähriger eifriger Studien“ (Bursian); aber auch seine Indices zur Naturgeschichte des Plinius, 1857, seine Schrift „De censione hastaria veterum Romanorum conjecturae“, 1842, und seine Schulausgabe ausgewählter Reden des Isokrates, zuerst 1859 und 1860 erschienen, haben verdiente Anerkennung gefunden. Von den zahlreichen Abhandlungen, die er in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichte, sind vornehmlich die 12 Decaden der „Emendationes Aristophaneae“ in den Jahrbüchern für classische Philologie 1876—1880 zu nennen.

R. Ehwald, Gedächtnißrede auf Otto Schneider, im Progr. des Gymnasiums in Gotha, 1880. Daselbst S. 9 u. 10 ein vollständiges Schriftenverzeichniß. — Bursian, Gesch. d. Philol., S. 634 und mehrfach.

R. Hoche.

Schneider: Peter Joseph S., Arzt, wurde am 7. Juli 1791 zu Stupferich bei Durlach in Baden geboren und erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung an den Lyceen zu Baden und Rastatt. 1811 begann er das Studium der Heilkunde in Würzburg, wo er 1814 die Doctorwürde erwarb. Im folgenden Jahre ließ er sich in Durlach nieder, siedelte bald darauf nach Ettlingen über und wurde hier ein sehr gesuchter Arzt. Doch gewann er neben seiner praktischen Thätigkeit soviel Muße, um sich umfangreichen litterarischen Arbeiten widmen zu können. 1821 erhielt er das Physicat Ettenheim, 1831 wurde er zum Medicinalrath ernannt und 1832 als Physicus nach Offenburg versetzt. Hier gründete er 1835 zusammen mit Schürmayer und Haupt den staatsärztlichen Verein, dem er von nun an seine volle Kraft widmete und dessen Zeitschrift „Annalen der Staatsarzneikunde“, später unter dem Titel: „Vereinte deutsche Zeitschrift für Staatsarzneikunde“ er als Redacteur leitete. In diesem Journale veröffentlichte er auch einen großen Theil seiner Aufsätze, Gutachten ꝛc. Eine an ihn 1840 ergangene Berufung in die Sanitätscommission lehnte er ab, blieb in seiner bisherigen Stellung bis zu seiner 1868 erfolgten Pensionirung und war von 1842—1864 auch als Medicinalreferent beim Hofgerichte des Mittelrheinkreises thätig. Auch nach seiner Pensionirung blieb S. wissenschaftlich und praktisch beschäftigt und starb an plötzlich eingetretener Lungenlähmung am 22. Juni 1871. Seine Arbeiten, von denen das med. Schriftstellerlexikon von Callisen (Bd. XVII, S. 270 und Bd. XXXII, S. 181) ein bis zum Jahre 1839 reichendes Verzeichniß bringt, bewegen sich meist auf dem von S. vorzugsweise vertretenen Gebiete der Staatsarzneikunde. Als die wichtigsten heben wir hervor: „Ueber die Gifte in med.-gerichtlicher und med.-polizeilicher Rücksicht nebst Vorrede von Th. A. Ruland“ (Würzburg 1815; 2. Aufl. ebendas. 1821); „Versuch einer med.-statistischen Topographie von Ettlingen und dessen nächsten Umgebungen“

(Carlsruhe 1818); „Die Hämatomanie des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts, oder der Aderlaß in historischer, therapeutischer und med.-polizeilicher Hinsicht“ (Tübingen 1827); „Ueber Einrichtung von Krankenhäusern in den Amtsstädten“ (ebendas. 1838); „Med.-polizeiliche Würdigung der Leichenhallen. Eine Festrede u. s. w.“ (Freiburg i. B. 1839); „Die Verletzungen an allen Theilen des menschlichen Körpers, mit besonderer Rücksicht auf die Letalität derselben“ (ebendas. 1849); „Ueber die von den Gerichtsärzten zu erstattenden Gutachten nach dem neuen Strafgesetzbuche u. s. w. für das Großherzogthum Baden“ (ebendas. 1851).

Vgl. Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte von A. Hirsch V, 255.

Pagel.

Schneider: Johann Georg Wilhelm S., Sohn des Organisten zu Rathenow, ist am 5. October 1781 geboren. Er erhielt vom 6. Jahre an Unterricht in der Musik, besuchte später das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin und studirte dann Theologie zu Halle. Nach Berlin zurückgekehrt widmete er sich ganz der Musik und trat von 1806 an als Clavierspieler mit großem Beifall auf; auch auf anderen Instrumenten, Violine, Viola, Violoncell leistete er Gutes und war ein fruchtbarer und beliebter Lieder- und Claviercomponist. Er starb schon am 17. October 1811 an der Schwindsucht. Seine meisten Lieder erschienen erst nach seinem Tode. Er hinterließ 2 Opern, 23 Nummern Claviermusik und über 50 Lieder, darunter viele von Goethe; namentlich war seine Composition von Goethe's „Es war ein König in Thule“, abgedruckt in Mann's musikalischem Taschenbuch von 1805, sehr verbreitet.

Frhr. v. Ledebur, Tonkünstlerlexikon Berlins.

Ernst Friedlaender.

Schneidewein: Heinrich S. (Schneydeweynn, Oinotomos), Kanzler in Weimar und Johannes S., Professor in Wittenberg — zwei Juristen aus der Reformationszeit. Das Geschlecht Schneidewein, auch Schneidewind, war im 15. und 16. Jahrhundert namentlich in der goldenen Aue sehr verbreitet. Verschiedene und schnell wechselnde Schreibweise der Familiennamen war damals sehr üblich, namentlich jener Familienname war zu zufälligen und willkürlichen Varianten aller Art sehr verführerisch. An 30 solcher Varianten wären leicht nachweisbar. „Schneydeweinn“ lautet die Originalunterschrift des Wittenberger Professors. Der griechische Name Oinotomos ist namentlich von den Italienern gebraucht, sie verunstalteten den deutschen Namen, den auszusprechen ihnen schwer wurde, in der eigenthümlichsten Weise (Scanea, Schenekdewinus) und gaben schließlich das deutsche Wort ganz auf. — Beide S. sind in Stolberg am Harz geboren. Ihr Vater war Rentmeister, einer der vertrautesten Räthe des gräflich Stolbergischen Hauses und ein eifriger Beförderer der Reformation, mit dessen Angehörigen es Luther „allezeit herzlich gemeint“ hat. Heinrich war längere Zeit Luther's Tischgenosse, Johannes von seinem 13. Jahre an dessen Hausgenosse.

Heinrich ist 1510 geboren, 1524 in das Album der Universität Wittenberg eingetragen. Zu Ende seiner Studien hat er eine Reise nach Italien unternommen und in Pavia (1537) die Doctorwürde erlangt. Auf diese Reise beziehen sich längere, in den Tischreden enthaltene Unterredungen zwischen Luther und S. (vgl. J. C. Seidemann, Lauterbach's Tagebuch auf das Jahr 1538. Dresden 1872). Trotz der ungünstigen Meinung, welche Luther von den Juristen im allgemeinen hatte und trotz seiner oft ausgesprochenen Warnung vor dem juristischen Studium, bezeugte er dem Heinrich S., daß er von Natur und Verstand zur Juristerei geschickt wäre (a. a. O. S. 176). Schon 1534 waren Luther und Melanchthon mit Heinrich S. nach Torgau gereist, um denselben

dem Kurfürsten bestens zu empfehlen (Lingke, Luther's merkwürdige Reisegeschichte. Leipzig 1769. S. 220). In dessen Folge wurde S. 1538 von dem Kurfürsten Johann Friedrich dem Aelteren an den Hof zu Torgau als consiliarius berufen, später zum Hofrath ernannt. Er ist diesem fürstlichen Hause auch nach dessen Entkleidung von der kurfürstlichen Würde (1547) bis an sein Ende — 42 Jahre lang fast ohne Unterbrechung zu Diensten geblieben, obgleich die Stellungen, welche S. einnahm, damals an sich keine dauernden waren. Auch Silber und Geld stellte er dem fürstlichen Hause in Zeiten der Noth zur Verfügung. Er folgte der sächsisch-ernestinischen Linie von Torgau nach Weimar. Als das gymnasium academicum zu Jena 1558 zu einer eigentlichen Universität umgestaltet wurde, erscheint S. als einer der ersten Professoren der juristischen Facultät. Er war dieser Facultät primus brabeuta ac promotor und der erste promotus war sein College Matth. Wesenbeck, der später Nachfolger des Professor S. in Wittenberg wurde. 1561 trat die Mitgliedschaft an dem damals in Jena errichteten Consistorium, 1566 an dem daselbst neu begründeten Hofgericht hinzu. Zugleich fungirte S. 1561 bis 1569 als Vicar des durch Hofgeschäfte verhinderten ordinarius facultatis juridicae et scabinatus, des Professor Premus. Auch in Jena hat er seinem Fürstenhause fortgesetzt Dienste als „Rath von Haus aus" geleistet, insbesondere wurde er wiederholt bei den Verhandlungen und Untersuchungen wegen der damaligen theologischen (Flacianischen) Streitigkeiten betheiligt. Letztere scheinen in ihm persönlich einen Kampf hervorgerufen zu haben und Veranlassung geworden zu sein, daß er seine Professur im J. 1569 niederlegte. Er ging nach Arnstadt, um als Kanzler vorübergehend in fürstlich schwarzburgische Dienste zu treten und wurde 1573, als der Kurfürst August von Sachsen nach des Herzogs Johann Wilhelm Ableben die Vormundschaft über dessen unmündige Söhne übernommen hatte, wiederum nach Weimar als Kanzler berufen. Dies „beschwerliche" Amt, wie er es nannte, hat er bis zum Jahre 1578 fortgeführt. Am 7. Mai 1580 starb er auf einer Reise in Jena. Bestattet ist er in Arnstadt in der Barfüßerkirche neben seiner vorverstorbenen Frau. Das noch vorhandene Epitaphium besteht aus einer großen hölzernen Tafel, auf welcher die Taufe Christi dargestellt ist. Darunter sind knieend abgebildet: Heinrich S., seine Frau, sein Sohn Heinrich, seine drei Töchter und drei Schwiegersöhne. Unter den sog. monumenta virorum de Academia meritorum in der Universitätsbibliothek zu Jena — eine Sammlung von Porträts Jenaer Professoren, namentlich der Rectoren — befindet sich gleichfalls ein Bild Heinrich Schneidewein's. Obgleich dasselbe eine auf seinen Bruder Johannes bezügliche Inschrift trägt, kann kein Zweifel über die dargestellte Person sein. Die Abbildung stimmt genau mit der Darstellung auf dem Arnstadter Epitaphium überein und Johannes hat nie Beziehungen zu der Jenaer Universität gehabt. Die irreführende Inschrift wird erst später hinzugefügt sein und mag sich daraus erklären, daß Johannes auf dem wissenschaftlichen Gebiete — als Professor — der bekanntere war; mehrfach wird Heinrich in den Quellen als Bruder des „berühmten Professor in Wittenberg" bezeichnet. Heinrich S. war mit der Wittwe des Dr. Wolfgang Reyßenbusch, Präceptor des Klosters in Lichtenberg und als solcher zugleich Kanzler der Universität Wittenberg, verheirathet. Zu der Verheirathung des Reyßenbusch hatte Luther in einem Briefe vom 27. März 1525 besonders gerathen. Reyßenbusch hatte dem Kurfürsten Johann Friedrich 4000 Gulden dargeliehen. Dies zur Verfügung der Wittwe stehende Capital wurde von ihr und ihrem zweiten Ehegatten zu einer Stiftung bestimmt, deren Zinsen zu Stipendien und anderen Unterstützungen, vornehmlich in der Schneidewein'schen Familie, verwendet werden sollten. Die Verwendungs-

zwecke waren aber sehr umfangreich und bei größerer Vermehrung der Familie nicht mehr erfüllbar, sie mußten daher durch landesherrliche Verordnung von 1735 eingeschränkt werden. Die Verwaltung der Stiftung führt der Magistrat zu Saalfeld. Schriften hat, so viel bekannt, der Kanzler S. nicht hinterlassen.

Johannes S. ist als jüngstes Kind unter 15 Geschwistern am 20. December 1519 in dem Hause: der reiche Winkel genannt, zu Stolberg geboren. Schon 1529 wurde er bei der Universität Wittenberg inscribirt und verlebte fast 10 Jahre als familiaris et domesticus convictor in Luther's Hause. Dadurch ergaben sich auch nahe Beziehungen zu Melanchthon. Schneidewein's besonderer gubernator war der bekannte Nürnberger Theologe Veit Dietrich, der ihn nicht nur in die allgemeinen Wissenschaften, sondern auch in die Anfänge der juristischen Doctrin einführte. Nach Zeugniß des Professor v. Beust in dessen 1577 gehaltener Gedächtnißrede hat S. mit Veit Dietrich gemeinsam die meisten conciones, welche Luther zu Hause hielt, aufgeschrieben, auch am Rande dieser Aufzeichnungen bedeutsame und erläuternde Stellen aus den öffentlichen Reden Luther's vermerkt. Im 20. Lebensjahre verließ S. Luther's Haus und schloß frühzeitig — der Zeit üblicher als heute — die Ehe mit Anna Döring. Luther vermittelte und betrieb diese Eheschließung sehr ernsthaft. Die schon verwittwete Mutter Schneidewein's widerstrebte längere Zeit, wie die bei De Wette, Theil 5, S. 186, 194 abgedruckten Briefe Luther's beweisen. Die in diesen Briefen enthaltenen Auffassungen über das Erforderniß des elterlichen Consenses und das Verfahren bei ungerechtfertigter Verweigerung desselben sind von allgemeinerem Interesse. Die „schöne Braut von guter Extraction" entstammte einer angesehenen Familie in Wittenberg. Ihr Vater Christian Döring (kerstens Doringk, wie er sich selbst schrieb) war ursprünglich Goldschmied, handelte aber auch mit anderen Artikeln, trieb Geldgeschäfte und verlegte in Gemeinschaft mit Lucas Cranach einen großen Theil von Luther's Werken. Mit Döring's Wagen und Pferden wurde Luther nach dem Reichstage zu Worms befördert. Die vielseitige geschäftliche Thätigkeit hervortretender Bürger war nicht ungewöhnlich. Mit Lucas Cranach, der auch neben seiner Kunst- und Handwerksmalerei, sowie neben dem Verlagsgeschäft Buchhandel betrieb und eine Apotheke besaß, hat Döring überhaupt in nächster Beziehung gestanden, beide waren bei der städtischen Verwaltung betheiligt, sie werden in Luther's Schriften und sonstigen Quellen häufig neben einander genannt. Schneidewein's Lehrer in der Jurisprudenz waren hauptsächlich Hier. Schurpf, Chilian Goldstein und Melchior Kling. Wegen seines „sonderbaren Fleißes" bald bekannt geworden, wurde er 1544, nachdem er zum Licentiaten promovirt war, von dem Grafen Günther von Schwarzburg an dessen Hof nach Arnstadt berufen. 1549 ist er sodann Professor der Institutionen in Wittenberg geworden, 1551 zum Doctor juris utriusque creirt. Er war Beisitzer des Schöppenstuhls, des Hofgerichts und des Consistoriums. Mit dem schwarzburgischen Hofe blieb er in naher Beziehung, lehnte aber einen Ruf, als Kanzler dorthin zurückzukehren, mit Rücksicht auf die in Wittenberg besser zu erzielende Erziehung seiner Kinder ab. Die Scripta publice proposita a gubernatoribus studiorum in academia Witebergensi (Witeb. 1560—72) geben Zeugniß von seinem großen mit Wohlwollen gepaarten Ernst, mit welchem er wiederholt die Rectorats- und Decanatswürde bekleidete. Interessant ist die von ihm als Rector (1562) in lateinischer, gleichzeitig von dem Pfarrer Eber in deutscher Sprache publicirte Beschreibung eines ungewöhnlich großartig und vollständig entwickelten Polarlichtes mit Corona, von welchem in den bisherigen Polarlichtverzeichnissen keine Kunde enthalten ist. Als eine sehr werthvolle Bereicherung der Geschichte dieser Erscheinungen ist diese „ungemein lebhafte und anschauliche Schilderung" von sachverständiger Seite

bezeichnet. Neben die amtliche Thätigkeit traten die oft zu sehr belastenden illiterati labores: Aufträge der Fürsten, Städte und Privaten in juristischen Dingen und öffentlichen Angelegenheiten. 1557 wurde S. von dem Kurfürsten von Sachsen nach Speyer abgesandt ad inspectionem et dijudicationem maximarum controversiarum, de quibus disceptatum in senatu Camerae imperii longo jam tempore fuerat, — „in welcher Expedition er auch was sonderliches ausgerichtet hat“. Bald darauf hat er sich als Abgesandter des Kurfürsten in einer Streitsache mit dem Landgrafen zu Hessen „einen ungemeinen Ruhm erworben und einen stattlichen recompens davon getragen“. Dauernde Kränklichkeit ließ einen frühzeitigen Tod erwarten, auf welchen sich S. in Gottergebenheit zeitig vorbereitete. Melanchthon's mahnende Worte:

Sic ego quotidie de lecto surgo precando
Ut mens ad mortem sit duce laeta Deo

hatte er über sein Bett geschrieben. Im Winter 1568/69 war er mit seinem Freunde Teuber nach Zerbst berufen, um in einem Competenzstreit zwischen dem dortigen Rathe und dem Schöppenstuhl beiräthig zu sein. In der Nacht vom 3. zum 4. December starb er daselbst am Schlagfluß. Mit Rathspferden wurde seine Leiche nach Wittenberg übergeführt und in der Schloßkirche dicht neben Luther's Grabe beigesetzt. Es war in Wittenberg keine gleich allgemeine Trauer und Theilnahme seit dem Tode Melanchthon's gewesen. Grabstein und eine über der Kanzeltreppe hängende Gedächtnißtafel (Johannes der Täufer als Prediger in der Wüste, darunter die Familie Schneidewein) sind wahrscheinlich bei dem Brande der Schloßkirche im 7jährigen Kriege (1760) vernichtet. Außerdem sind acht noch vorhandene Bilder Schneidewein's ermittelt, welche jedoch auf zwei Originale zurückzuführen sind, eins der letzteren rührt von Lucas Cranach, wahrscheinlich dem jüngeren, her. Charakteristisch sind die Unterschriften; zwei derselben lauten:

Multa forum, plus aula tibi, schola plurima debet
Aetatis nostrae fama, sequentis amor.

Ein grose Kunst und schöne Gab
Die Gott schenckt vom Himmel rab
Wen Einer ist ein gut Jurist
Und darneben ein fromer Christ.
Gott gibt im Gnad in dieser Zeit
Und dort hernach in Ewigkeit.

Domus ejus — so sagt v. Beust in der schon erwähnten Gedächtnißrede — honestae disciplinae scholasticae imago quaedam et privata ecclesiola videbatur. 16, 17 oder 18 Kinder — die Angaben lauten verschieden — waren der Ehe entsprossen, 9 überlebten den Vater. Sein Sohn Günther war Hof-Consistorial- und Appellationsrath in Weimar, von ihm stammt die Hase'sche Familie, zu welcher der am 3. Januar 1890 im 90. Jahre verstorbene Wirkliche Geheime Rath und Professor der Theologie D. Karl August v. Hase gehört. Günther ist auch ein Vorfahr des Unterzeichneten. Ein anderer Sohn, Heinrich, wurde Professor in Jena. Eine Tochter, Elisabeth, war an Wolff Lauenstein zu Weimar verheirathet, welcher gleich dem Kanzler S. eine Familienstiftung mit einem Capital von 2000 Gulden errichtete. Bei Lebzeiten Schneidewein's sind nur zwei aus Anlaß von Doctorpromotionen gehaltene Reden desselben publicirt: „De Eberhardo duce Wirtebergensi“, 1552 und „De Lothario Saxone“, 1561, beide wiederholt abgedruckt in Melanchthon's Selectae declamationes und anderen Sammelwerken. Das Hauptwerk der nach seinem Tode erschienenen Schriften bildet der Institutionen-Commentar, der zuerst 1571 in dem angesehenen Verlagsgeschäft Rihelius in Straßburg erschien. Die Handschrift wies verschiedene Lücken

auf, welche Matth. Wesenbeck in der 1573 erschienenen zweiten Ausgabe ergänzte. Weiter traten Anmerkungen von dem letzteren, dann von P. Brederode und zuletzt von Dion. Gothofredus hinzu. Mit der Ausgabe von 1597 haben diese Anmerkungen ihren Abschluß gefunden, etlichen späteren Ausgaben ist nur noch ein Bild bez. eine Lebensbeschreibung Schneidewein's, letztere vornehmlich aus v. Beust's Gedächtnißrede entnommen, beigefügt. Im ganzen sind mehr als 80 Ausgaben bekannt, welche zumeist in Straßburg und Venedig, zum Theil in Frankfurt a. M., Köln, Wittenberg (?), Genf und Lyon erschienen sind, die letzte in Venedig 1762. Noch heute enthalten die Universitäts- und Stadtbibliotheken Breslau allein 23, die Münchener Hof- und Universitätsbibliotheken 22, die Bibliothek in Stuttgart 13, Freiburg 11, Dresden 9, auch Budapest 5, die königliche Bibliothek in Rom 10, Lyon 4, London 2 Exemplare des Commentars in seinen verschiedenen Ausgaben. Die im Auslande erschienenen Ausgaben nennen den Verfasser zumeist mit dem dort geläufigeren griechischen Namen Oinotomos. Erklärlicher Weise ist der in verschiedenen Rechtsmaterien durch den reformatorischen Geist beeinflußte Commentar alsbald auf den index librorum prohibitorum gesetzt, zuerst in Parma 1580, später noch besonders in Spanien. Die Expurgation war vorbehalten und ist in den Venediger Ausgaben, zuerst 1603, sowie in späteren Lyoner Ausgaben, hier im Anschluß an den spanischen index erfolgt. Bei der Expurgation in Venedig war vornehmlich der berühmte Jesuit Antonio Possevini thätig. Diese Expurgation ist mit großer Feinheit und Sorgfalt durchgeführt, während die Expurgation nach Maßgabe des spanischen index rücksichtsloser und mit großen Strichen gearbeitet hat. Vollständig sind nur die seit 1597 erschienenen nicht expurgirten Ausgaben. Selbständig und etliche Male wiederholt sind noch die Commentare zu den Abschnitten „De nuptiis“ (zuerst Jena 1585) und „De testamentis“ (prodromus Schneidewinus, Liegnitz 1604) gedruckt. Endlich sind aus dem Nachlaß herausgegeben: „Apostillae quaedam in IX libros Codicis transcriptae“ 1576 und ein „Epitome in usus feudorum“, letzterer in etwa 10 Ausgaben, zuerst Jena 1585, später erläutert von dem Professor Leopold Hackelmann, dem 2. Ehemann der Wittwe des Heinrich S. jun. Joh. Schneidewein's Thätigkeit ist auch auf die bedeutendsten Gesetzgebungen des 16. u. 17. Jahrh: die sächsischen Constitutionen von 1572 und das württembergische Landrecht, Ausgabe von 1610 von wesentlichem Einfluß gewesen. Für Württemberg ist dies bereits von C. G. Wächter in dessen Württembergischem Privatrecht (Stuttgart 1839) und anderweit bezeugt. Die Unterlagen zu den sächsischen Constitutionen bildeten die von dem Kurfürsten August erforderten Gutachten der Universitäten und Gerichtshöfe zu Wittenberg und Leipzig, welche später als sächsische Consultationen bezeichnet und veröffentlicht sind. Diese Veröffentlichungen verweisen auf dem Titelblatt an erster Stelle auf Schneidewein's Mitthätigkeit. In der späteren Litteratur ist dieser Umstand nicht genügend berücksichtigt. Den näheren Nachweis, daß jene Verweisung eine wohlbegründete war, gedenkt der Verfasser dieses Aufsatzes in einer ausführlicheren Schrift über die Gebrüder S. zu führen. Dieselbe wird auch auf die sonstigen hier zumeist nur angedeuteten thatsächlichen Momente und die Bedeutung der beiden Brüder näher eingehen, überhaupt ein erweitertes Material beibringen. Wenn dort namentlich dargelegt werden soll, daß Joh. S. zu den bedeutenderen und einflußreichsten Rechtslehrern seiner Zeit gehörte, so rechtfertigt sich dies schon äußerlich durch die große und auf zwei Jahrhunderte sich erstreckende Zahl der Ausgaben seines Hauptwerks, sowie die umfassende Verbreitung desselben, selbst in Italien und Frankreich. Die Bedingnisse der Zeit auf dem Gebiete seiner Thätigkeit hatte S. klar erkannt. Er war nicht ein Mann, der mit der Ankündigung und Betonung großer reformatorischer Pläne arbeitete,

gleichwohl aber sich bewußt in den großen umgestaltenden Ideen seiner Zeit sowohl auf dem Gebiete der Kirche als der Wissenschaft bewegte und dieselben maßvoll, aber mit großer Einsicht förderte. Tritt bei ihm die in den humanistischen Kreisen äußerlich sich geltend machende Begeisterung und die denselben immerhin anhängende Schönrednerei nicht in den Vordergrund, so ergibt sich daraus nicht eine gegensätzliche Arbeit. Schwierige Aufgaben waren der deutschen Rechtswissenschaft gestellt, sie hatte sich eine methodische Behandlung anzueignen, und das aus verschiedenen Quellen geflossene, neuerdings durch die Reformation beeinflußte Recht zur einer Klarstellung und Versöhnung zu bringen. Schneidewein's Commentar gewährt eine klare und sichere Einsicht in das gesammte von den Institutionen umfaßte Rechtsgebiet und dessen durch die nicht römischen Quellen bedingte Aenderungen, so daß derselbe noch heute einen zuverlässigen Anhalt bietet, wenn man sich von dem Stande des Rechts und der Rechtswissenschaft im 16. Jahrhundert überzeugen will. Auf das Rechtsleben und das Studium der Zeit muß ein derartiges Werk einen bedeutenden Einfluß gehabt haben, — „in usum et gratiam juris studiosorum nec non omnium aliorum praxim forensem sectantium“, so bezeichnet das Titelblatt den Werth des Commentars. Der Rahmen, in dem sich heute die Institutionenvorlesungen bewegen, ist allerdings weit überschritten, dies war aber keine Besonderheit, es scheint damals der Schwerpunkt in dem Vortrag der Institutionen gelegen zu haben.

Dr. v. Jacobi.

Schneidewein: Thomas S. In der Stadt Jüterbog, welche damals in weltlichen Dingen zu dem Erzbisthum Magdeburg gehörte, in geistlichen Dingen dem Bischof von Brandenburg unterstellt war, hatte trotz der widerstrebenden Obrigkeiten die Reformation zeitig Anhänger gefunden. Schon 1520 war daselbst ein von Luther entsandter Geistlicher, der M. Paul v. Rhoda thätig, welcher aber bald wieder weichen mußte. 1525 oder etwas später wurde von dem Landesherrn, dem Erzbischof Albrecht — Bruder des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg — durch Zahlung einer Geldsumme die Zustimmung zu der Berufung eines ordentlichen lutherischen Pfarrers in der Person des S. erkauft. Luther nennt ihn einen Bruder des Schössers zu Eisenberg (quaestoris Eisenbergensis), der quiete et bene sein Amt geführt habe (De Wette-Seidemann, Luther's Briefe III, 435). Nach gleichem Zeugniß ist S. demnächst von dem Kurfürsten Joachim gefangen genommen. Die Jüterboger Chroniken erzählen, daß 40 Reiter des Kurfürsten mit vermuthlicher Zufriedenheit des Erzbischofs von Magdeburg in Jüterbog erschienen seien, S. und seine Gehülfen mit List vor das Zinnaer Thor gelockt, dieselben dann in der Gertraudtencapelle aufgegriffen und nach Berlin geführt hätten. Ein Theil der Bürger verfolgte die kurfürstlichen Reiter mit ihrer Beute bis Zinna; durch einen Tumult wurde der Rath genöthigt, zwei Gesandte nach Berlin zu schicken, um die Gefangenen zurückzufordern. Alles war vergeblich, über das weitere Schicksal der Jüterboger concionatores, insbesondere auch des S., ist nichts bekannt geworden. Die genannten Chroniken bringen das Eingreifen des Kurfürsten mit der 1528 erfolgten Flucht seiner Gemahlin Elisabeth, in Verbindung; dieselbe habe bei S. übernachtet, von demselben das Abendmahl in beiderlei Gestalt empfangen, und deshalb habe sich der Zorn des Kurfürsten, der seine von dem Kurfürsten Johann von Sachsen aufgenommene Gemahlin nicht zurückerlangen konnte, gegen S. gerichtet. Die Geschichtsschreiber, welche die Flucht der Kurfürstin behandeln, haben zumeist die aus Jüterbog stammenden Nachrichten nicht gekannt oder nicht beachtet. Daß letztere aber ohne thatsächlichen Anhalt überliefert wären, läßt sich nicht annehmen. Brachvogel hat dieselben in seinem Roman „Der deutsche

Michel“ benutzt. Eine nähere Erforschung des Zusammenhanges jener Vorgänge wäre erwünscht. — Neuerdings ist das Gedächtniß Schneidewein's in Jüterbog von neuem in Erinnerung gerufen. Auf der Inschriftentafel an dem Gitter, welches eine 1883 gepflanzte Luthereiche umgiebt, ist S. als der „erste evangelische Prediger der Stadt Jüterbog“ genannt.

Dr. v. Jacobi.

Schneidewin: Friedrich Wilhelm S., namhafter Philologe. Er wurde am 6. Juni 1810 zu Helmstedt geboren, wo sein Vater ein wohlhabender Kaufmann war. Das Geschäft desselben ging aber bald schlecht, schwindelhafte Unternehmungen verschlangen sein ganzes Vermögen, er selbst starb 1825 und hinterließ die Frau mit vier Kindern in drückender Armuth. Diese Wendung machte auf S., den älteren Sohn, der in seinen Knabenjahren leichtsinnig und flatterhaft gewesen war, auch für einen flüchtigen und trägen Schüler gegolten hatte, plötzlich den tiefsten Eindruck, wozu die ernste Ermahnung seines trefflichen Lehrers in der Tertia, J. G. Schedel, nicht wenig beitrug. Der angehende Jüngling ward von Stunde an ein ebenso lernbegieriger wie musterhafter Schüler, dessen bedeutende Gaben und philologische Neigungen sich nun sofort offenbarten. Schon als Secundaner lieferte er umfangreiche und von selbständiger Beobachtung zeugende Interpretationsarbeiten; bei seinem starken Gedächtniß gelang ihm das Retrovertiren in ungewöhnlichem Maaße, er lernte auch Homer und Cicero mit Leichtigkeit auswendig. Als Primaner führte ihn der Director Ph. Heß in das gelehrte philologische Studium ein, bei dem Wolfenbüttler Bibliothekar Schönemann lernte er Handschriften collationiren, und durch Schiller's Gedicht angeregt, begann er die Fragmente des Ibykos zu sammeln. Im Herbst 1829 absolvirte er die Schule, deren Zeugniß ihn schon als fertigen, freilich auch einseitigen Philologen charakterisirt: in Geschichte, Deutsch und Französisch leistete er wenig, Mathematik interessirte ihn gar nicht. Bei seiner Dürftigkeit hatte er schon manche Privatstunde gegeben und Correcturen gelesen, auch, um durch den Verdienst Mutter und Schwestern zu unterstützen, denn er war ein trefflicher Sohn und überhaupt weichen und dankbaren Gemüthes. Als der erwähnte Lehrer Schedel versetzt wurde und S. als Primus der Schule bei einer Fackelmusik eine Ansprache an denselben hielt, sank er ihm mit heftigem Weinen in die Arme, eingedenk seiner bedeutsamen Mahnungen. Der überall beliebte Jüngling konnte jetzt die Universität beziehen, da ihm in der Vaterstadt und auch durch auswärtige Wohlthäter mancherlei Unterstützungen zu Theil wurden. In Göttingen fand er sich unter den Professoren, obwohl er auch Dissen hörte, vornehmlich angezogen von K. Otfr. Müller, dieser ward Schneidewin's eigentlicher und fast einziger Lehrer, dem er mit Begeisterung anhing, obwohl er nicht dessen universeller Richtung folgte, sondern sich auf Kritik und Exegese der Classiker, vornehmlich der Dichter, und auf Litteraturgeschichte beschränkte. Seine nächsten Freunde wurden v. Leutsch und sein Landsmann F. H. L. Ahrens. In angestrengter Arbeit und reger Theilnahme an der von O. Müller gestifteten „Fragmenten-Societät“ gingen die Semester dahin, die Ferien wurden meist zu Handschriftencollationen benutzt. Im Herbst 1832 promovirte S. mit einer Dissertation über ein Müller'sches Thema („De Diana Phacelitide et Oreste apud Rheginos et Siculos“), ließ aber bald darauf seine eigenste Erstlingsleistung („Ibyci Rhegini reliquiae“, 1833) drucken. In Helmstedt fand er die gewünschte Lehrstellung nicht; dagegen wurde er in Braunschweig von Ostern 1833 ab provisorisch am Gymnasium beschäftigt, meist mit Vertretungsstunden, bis er 1835 eine feste Anstellung als Collaborator mit 250 Thalern Gehalt erhielt. Nebenher gab er stets Privatunterricht und nahm einen Pensionär, um Mutter und Schwestern bei sich erhalten zu können. Eine sehr scharfe Recension

seines Ibykus durch Gottfr. Hermann traf ihn zuerst wie ein Donnerschlag; doch ward er allmählich selbst inne, daß er noch nicht auf der Höhe der schneidigen Leipziger Kritik stehe, und lernte mit Eifer von dem großen Gegner, dem er später mit Achtung und Freundschaft näher trat. Förderlich zu dieser Selbstergänzung war vor allem ein Schüler Hermann's, Adolf Emperius, Professor am Collegium Carolinum (s. A. D. B. VI, 93), mit dem er bald das engste Freundschaftsbündniß schloß. Schon 1835 gab er dann „Simonidis Cei reliquiae“ heraus, ein glänzendes Zeugniß seines geschärften Blickes und unermüdlichen Fleißes, wobei die ihm eigene divinatorische Gabe stark hervortrat; daneben gingen Programme und kleinere Arbeiten her. Auf Otfr. Müller's Antrieb verließ er aber nach dem Tode der Mutter um Ostern 1836 Braunschweig und habilitirte sich als Privatdocent in Göttingen, da er eine jährliche Remuneration, die seinem Gehalte gleichkam, von der Regierung zugesichert erhielt. Seine mit Beifall aufgenommenen Vorlesungen an der Göttinger Universität erstreckten sich zunächst auf Homer, Aristophanes, Platon, Plautus, Horaz, lateinische und griechische Grammatik. Schon nach Jahresfrist wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt; nach Dissen's Tode (Herbst 1837) zum Mitleiter des philologischen Seminars. Bei dem bekannten politischen Protest der Göttinger Sieben betheiligte er sich nachträglich mit fünf anderen in jugendlichem Feuer und verdarb es dadurch mit der Regierung. Mehrfach standen auswärtige Berufungen in Aussicht, doch machte er Göttingen gerade jetzt zu seinem Familiensitze durch die Verheirathung, April 1838, mit Auguste Banmgarten, Tochter eines Braunschweiger Predigers. Zugleich ließ er seinen „Delectus poesis Graecorum elegiacae, iambicae, melicae,“ Gott. 1838/39 drucken, in welchem er die Frucht seiner bis dahin auf dem Felde der griechischen Lyrik gemachten Studien zusammenfaßte und jene kostbaren Ueberreste zum ersten Male in handlicher Form darbot. Das Buch fand sehr günstige Aufnahme und brachte dem Verfasser das gewünschte Ansehen zu rechter Zeit. Daneben liefen kleinere Arbeiten her, die sich auf demselben Felde bewegten, auch die größere, mit v. Leutsch zusammen veranstaltete Ausgabe der „Paroemiographi Graeci“. Mitten in dies rege Schaffen fiel der plötzliche Tod Otfr. Müller's (1. August 1840), an dem S. mit ganzer Seele hing; im Winter darauf traf ihn selbst eine schwere Erkrankung, deren Folgen nie ganz überwunden wurden und sich in einer ungemeinen Reizbarkeit zeigten. Die Besetzung des Müller'schen Lehrstuhls mit K. Fr. Hermann (Herbst 1842), der einen weit größeren Studienkreis umfaßte und sein innerliches Wohlwollen nicht immer in die passenden Formen kleidete, brachte eine dauernde Verstimmung in das amtliche Verhältniß, obwohl Hermann die Beförderung Schneidewin's und v. Leutsch's zu ordentlichen Professoren als Bedingung seines Kommens durchgesetzt hatte. Eine Reise mit v. Leutsch nach Avranches in der Normandie, wo eine vollständige Handschrift von Cicero de Oratore sein sollte, gab S. einige Erfrischung, die Besorgung der neuen Auflage von Dissen's Pindar noch mehr Anregung; dagegen wurden die Poetae lyrici Graeci des früher befreundeten Bergk Veranlassung zu einem unerquicklichen Streite und dauernder Befeindung. Gegen Ende 1846 gründete S. die gelehrte Zeitschrift „Philologus“ dem Gedächtnisse Otfr. Müller's gewidmet, welche bald eine bedeutende Stellung gewann und von dem Herausgeber mit rastlosem Eifer und bedeutendem Aufwande an Zeit geführt wurde. Fast gleichzeitig übernahm er in der Haupt-Sauppe'schen Sammlung von Schulausgaben den Sophokles, dessen kritische Bearbeitung durch ihn epochemachend geworden ist. Seine Vorlesungen über diesen Dichter und über Aeschylos gehören zu seinen vorzüglichsten Leistungen, an die Jeder, der ihnen beiwohnte, mit Genuß zurückdenken wird. Mit melodischer Stimme trug er im rhythmischen Tonfall die Chöre vor (auch

den Plautus verstand er declamatorisch vorzuführen); in der Erläuterung verband er Schärfe der Kritik mit abgerundeter Darlegung des Zusammenhanges und Gedankenganges in sehr gefälliger Form. In den deutsch geschriebenen Einleitungen und Anmerkungen zu den einzelnen Stücken, die es ihm leider nur einmal vergönnt war herauszugeben, hat er zuerst mit seinem Tact auch der ästhetischen Seite der Erläuterung wieder die gebührende Stelle eingeräumt und damit den Grund zu derjenigen Erklärungsweise gelegt, welche seitdem in Schulausgaben griechischer Dichter mit Recht maßgebend geworden ist. — Als eigentlicher Lehrer stand S. in dieser Zeit unter den Göttinger Philologen ohne Zweifel obenan. Im Seminar wußte er auch stumpfere Naturen durch Humor oder leise Ironie anzuregen, den Blick der strebsamen zu erweitern und dem Fleiße Ziele zu weisen. Die lateinischen Schreibübungen pflegte er mit besonderer Vorliebe, umsomehr, als sein eigener Stil der Naturfrische und Eleganz nicht entbehrte, sein mündlicher Ausdruck sehr fertig und geschmackvoll war. Vor allem trat seine Lehrbegabung in der privaten Societät hervor, deren Mitglieder, etwa ein Dutzend, bei ihm einmal in jeder Woche zusammenkamen, um über kritische Arbeiten zu disputiren. Hier war er auch gewohnt, Novitäten vorzulegen und daran allerlei belehrende Excurse zu knüpfen, Fragen und Aufgaben zu stellen, sowie selber Auskunft jeder Art aus seinem Bereiche zu ertheilen. Die natürliche Liebenswürdigkeit seines Umganges und die Weichheit seines Wesens zeigte sich ganz besonders auf einzelnen von dieser Societät unternommenen Abendspaziergängen, wo er sich in ungezwungener Jovialität auch dem Naturgenuß hingab. Als er in den letzten Jahren augenleidend ward, beeiferten sich Nähertretende, ihm griechische Dichter an Winterabenden vorzulesen und mußten dabei sein Gedächtniß bewundern, womit er im Stande war, aus Homer und den Tragikern fast jede angefangene Stelle fortfahrend sicher zu recitiren, oft mit Angabe der Handschriftenvarianten. Die Ausgabe des Sophokles war im Anfange der 50er Jahre seine Hauptarbeit; die Auflagen folgten rasch auf einander; der Erfolg war sichtbar und steigerte seine Freudigkeit. Daneben hatte er schon viele Jahre lang das handschriftliche Material zu „Martialis“ gesammelt, der 1853 erschien. Die neugefundenen Fabeln des Babrias wetteiferte er mit Anderen zu verbessern; ebenso die Fragmente des Redners Hypperides. Den Kirchenschriftsteller Hippolytos gab er in Verbindung mit Prof. Duncker gründlich revidirt mit lateinischer Uebersetzung (ein sehr schweres Stück!) heraus 1854. Gleichzeitig bereitete er Ausgaben der griechischen Anthologie, sowie auch der Homerischen Hymnen vor und ließ Aeschylos' Agamemnon mit deutschem Commentar drucken, welcher aber erst nach seinem Tode erschien. Denn unerwartet erlag er am 11. Januar 1856 einem nervösen Fieber und schloß damit ein Leben voll angestrengter Arbeit. — S. war von mittlerer Statur, schmächtig und blaß; ein kranker Zug lag nicht bloß in seinem Antlitze, sondern durchzog auch in den letzten Jahren sein ganzes Wesen, hervorgerufen und genährt durch die stete Mühsal des Daseins und durch Ueberarbeitung. Sein Professorengehalt betrug 600 Thaler; erst im letzten Lebensjahre wurde er bedeutend besser gestellt. Seine Begabung und Neigung beschränkte ihn auf ein verhältnißmäßig enges Feld, das er jedoch für den Mittelpunkt des Ganzen ansah und mit Begeisterung pflegte. Ein starkes Gedächtniß und große Schärfe der Auffassung nebst feinem poetischen Sinn und Formengewandtheit bildeten die Instrumente seiner Geistesthätigkeit; geschichtliche Forschung und philosophische Betrachtung zog ihn weniger an. Gegen politisches Treiben war er geradezu verbittert, dem größeren Weltverkehr, von dem er wenig wußte, abgeneigt; selbst die allgemeinen Interessen der Litteratur, Kunst und des modernen Geisteslebens ließen ihn kalt; er lebte für den eigensten Kreis seines Schaffens und derer, die gleich dachten. Er war

ein vortrefflicher Gatte und liebevoller Hausvater, freundlich und gefällig gegen Jedermann, herzlich und offen gegen die sich näher anschließenden Schüler, den Freunden innig treu und warm gesinnt. Die Widrigkeiten seiner Existenz empfand er um so tiefer, als ein gewisser Ehrgeiz ihn beseelte; vermeintliche Zurücksetzung versetzte ihn momentan in herbe Stimmung. Doch führte ihn sein stilles innerliches Gottvertrauen mit den Jahren immer mehr zu demüthiger Hingebung; er lebte und starb als einfach gläubiger Christ.

Das Leben erzählt E. v. Leutsch im Philologus X, 744—768. — M. Lechner in: Erinnerungen an K. F. Hermann, F. W. Schneidewin u. s. w. Berlin 1864.

A. Baumeister.

Schneidewind: Johann S., eine der hervorragendsten politischen Persönlichkeiten in der Geschichte der Stadt Magdeburg in der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges, aber ein höchst zweifelhafter, dunkler Charakter, stand, ehe er in Magdeburg auftrat, in holländischen Diensten. Ueber sein Geburtsjahr und sein sonstiges Vorleben wissen wir nichts; sein Vater Johann Georg scheint anfangs in Magdeburg gelebt zu haben, dann aber nach Braunschweig verzogen zu sein, weil man ihn der Urkundenfälschung bezichtigte. Im J. 1625 erscheint der Oberstlieutenant S. als Commandant der Stadt Magdeburg. Sein Verhalten in dieser Stellung ist ein sehr zweideutiges: er unterhielt Verbindungen mit den verschiedensten Parteien, auch war er der Bestechung zugänglich. Am 28. Juli 1626 erhielt er vom Rathe seinen Abschied, blieb aber in Magdeburg. Einige Monate später (10. October) wurde er infolge eines Gesuches des kaiserlichen Obersten Aldringer durch den Rath verhaftet. Es ist nicht recht klar, welche Beschuldigungen man gegen ihn erhob. Dem Rathe kam die durch Aldringer veranlaßte Verhaftung Schneidewind's jedenfalls sehr gelegen, da dieser als eine Stütze der dänischen Partei in der Stadt galt, während der Rath kaiserlich gesinnt war. S. blieb, ohne daß sein Proceß zur Entscheidung gekommen wäre, bis zum Juni 1629 in der Haft, die aber sehr milde gehandhabt wurde. Die antikaiserliche, mit dem Rathe unzufriedene Partei, zu der S. in nahen Beziehungen stand, wußte in dieser Zeit größeren Einfluß zu erringen und dadurch erhielt S. die Erlaubniß, sein Gefängniß auf dem Rathhause mit einer Wohnung in der „Goldenen Krone“ zu vertauschen, wo er nur noch Hausarrest hatte, den innezuhalten er sich auf Ehrenwort verpflichten mußte. Welchen Antheil S. an dem durch seine politischen Freunde erfolgten Umsturz der alten Verfassung Magdeburgs (Februar 1630) hatte, wodurch der alte Rath beseitigt wurde, läßt sich nicht genau feststellen; es scheint, als ob er sich im Hintergrunde gehalten und Andere für sich habe arbeiten lassen. Die Hoffnungen, welche S. auf den neuen Rath setzte, gingen nicht in Erfüllung, hauptsächlich deshalb nicht, weil er eine allzu große Entschädigung für die ihm angethane Behandlung von der Stadt verlangte. Damit war aber die radicale Minderheit des Rathes nicht einverstanden. So suchte S. auf andere Weise zu seinem Ziele zu kommen. Er und sein Anhang beschlossen, die Rückkehr des vertriebenen Administrators Christian Wilhelm, zu dem er schon früher enge Beziehungen hatte, durchzusetzen. Am 6. August 1630 kam der Administrator heimlich in Magdeburg an. Noch am selben Tage ging S. zu ihm und brach damit sein Ehrenwort. Seine Hoffnungen erfüllten sich jetzt. Der Administrator ernannte ihn zum Oberst, und die Stadt schloß am 11. August mit Gustav Adolf und am 24. September mit dem Administrator einen Vertrag ab. Da die Stadt sich weigerte, die Forderungen Schneidewind's zu bewilligen, so versprach Christian Wilhelm diesem Lehengüter im Werthe von 50,000 Thlr., wogegen er allen Ansprüchen an die Stadt entsagte. Unter seiner Leitung nahmen die Werbungen für den Administrator den glück-

lichsten Fortgang; unkluger Weise ließ er aber die für Magdeburg bestimmten reichen Proviantvorräthe nicht in die Stadt hinein, was sich später bitter gerächt hat. Auch ward ihm vorgeworfen, den raschen Fall der von den Soldaten des Administrators besetzten Plätze des Erzstifts verschuldet zu haben. Als im November der von Gustav Adolf gesandte Falkenberg in Magdeburg das Commando übernommen hatte, wodurch Schneidewind's Stellung eine weniger selbständige wurde, sandte dieser ihn am 29. November zur Einnahme des schwach besetzten Neuhaldensleben aus. S. gelang es, die Stadt einzunehmen, die er aber bereits am 15. December wieder an Pappenheim übergeben mußte. Pappenheim erkannte in der Capitulation die Tapferkeit der Besatzung an und bewilligte ihr ehrenvolle Bedingungen, aber in Magdeburg beschuldigte man S., wohl mit Unrecht, des Verraths. Er wurde vor ein Kriegsgericht geladen, erschien aber nicht, sondern schrieb, er werde sich vor Gustav Adolf verantworten, und es wurden daher seine Güter eingezogen. S. blieb in den ersten Monaten des Jahres 1631 noch bei dem kaiserlichen Heere, dann aber verließ er es und begab sich in das schwedische Lager. Es gelang ihm, Gustav Adolf von seiner Schuldlosigkeit zu überzeugen, der ihn für seine Dienste reich belohnte und dadurch die ihm vom Administrator gemachten Versprechungen erfüllte. Er trat als Oberster in schwedische Dienste und wurde vom Könige nach der Schlacht bei Breitenfeld am 11. September zum Commandanten aller Garnisonen in den Stiftern Magdeburg und Halberstadt ernannt. In demselben Jahre wurde er auch Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft zu Cöthen, sein Gesellschaftsname war „der Wegräumende“. Der neben und über ihm commandirende Baner war mit seinen militärischen Leistungen wenig zufrieden. Im April 1632 war sein Regiment unter den schwedischen Truppen vor Augsburg: das ist das Letzte, was wir von ihm wissen.

Neubauer, Johann Schneidewind und die Stadt Magdeburg in Nr. 25 bis 27 der „Blätter für Handel, Gewerbe und sociales Leben“ 1890 (Beiblatt zur Magdeburgischen Zeitung). — M. Dittmar, Ein Brief Johann Schneidewind's und ein Brief seines Vaters aus den Jahren 1627 und 1628 in den Magdeburgischen Geschichtsblättern 1889, 361 ff. — K. Wittich, Dietrich v. Falkenberg, ebd. 1890, 219 f.

Janicke.

Schneidt: Joseph Johann Ignatz Xaver Maria S., Jurist, wurde geboren zu Mannheim am 8. December 1727, studirte von 1746 ab in Würzburg, wurde dort 1749 Licentiat der Rechte; er nahm seit 1754 die Stellung eines Consulenten der Abtei Bronnbach ein, in welcher er, mit dem Titel eines Fuldaischen Hofrathes ausgezeichnet, elf Jahre verblieb, bis er 1765 vom Fürstbischofe Adam Friedrich v. Seinsheim an die Universität Würzburg als ordentlicher Professor der Pandekten und des Fränkischen Rechts mit dem Titel eines Würzburgischen Hofrathes berufen wurde. Die Doctorwürde erwarb er erst um diese Zeit. Seitdem hat er, im Laufe der Jahre zum Würzburgischen Geheimen Rath und zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt, jener Hochschule als eine ihrer Zierden ununterbrochen angehört, bis den fast Erblindeten hohes Alter veranlaßte, bei Gelegenheit der 1803 erfolgten Umgestaltung der bischöflichen in eine kurfürstlich bairische Universität in den Ruhestand zu treten; er starb am 13. April 1808. — S. war nicht nur ein vortrefflicher Jurist, sondern hat auch s. Z. geschätzte Werke über Münz- und Kalenderfragen geliefert. Unter seinen zahlreichen Dissertationen und Disputationen sind manche von erheblichem Werthe. Seine Lehrbücher haben mehrfache Auflagen erfahren: so die „Jurisprudentia forensis Hellfeldiana in ordinem systematicum redacta“, ein Werk, dessen aus dem Titel hervorgehende Eigenart übrigens charakteristisch ist, sowohl

für die systematische Richtung der Epoche wie für die Beliebtheit Hellfeld's; so ferner Schneidt's Elemente des Würzburgisch-Fränkischen Rechts. Auf dem Gebiete dieses letzteren, welches schon längere Zeit in Würzburg eifrig gepflegt wurde, liegen seine Hauptverdienste, wie er sie sich sowohl durch wissenschaftliche Beurtheilung der Einzelfragen und der Gesammtheit, wie durch ein umfassendes Sammelwerk erworben hat, dessen stattliche Bändereihe unter dem Titel „Thesaurus iuris franconici“ 1785—1794 erschienen ist und eine Fülle werthvollen Materials birgt. Die Geschichte seiner Universität hat S. behandelt in den „Sicilimenta ad historiam Univ. Wirceburgensis“, welche bei der neueren Geschichtschreibung dieser Hochschule vielfach verwerthet worden sind. Wenn diesen compilatorischen Werken, sachlich mit Recht, Mangel an Vollständigkeit und Akribie vorgeworfen wird, so ist doch stets zu bedenken, daß unsere Ansprüche kritischer Exaktheit jener Zeit unbekannt waren, während die Leistungen trotz jener Mängel schätzenswerthe bleiben. Mit Fug konnte demnach gesagt werden, daß S., wenn auch nicht als geniale, durch Reichthum oder Kraft der Ideen glänzende Persönlichkeit, so doch durch Urtheil, rastlosen Fleiß, litterarische Productivität und vielseitige Tüchtigkeit einen wahren Ehrenplatz in den Annalen der würzburgischen Hochschule und ganz Frankens einnimmt.

Meusel-Hamberger, Gelehrtes Deutschland 1798 VII, 248 u. 1811 XV, 356. — Weidlich, Nachrichten II, 312 u. III (Nachträge zum zweiten Theil), 262. — Bönicke, Grundriß einer Geschichte von der Universität zu Würzburg II, 177. — Risch, Zur Geschichte der Juristen-Facultät an der Universität Würzburg (Rede vom 2. Januar 1873) 38, 45. — v. Wegele, Geschichte der Universität Würzburg I, 447. Ernst Landsberg.

Schnell: Anselm S., Benedictiner, † zu Weingarten 1751, hat ein theologisches Lehrbuch (Cursus abbreviatus) in einer Reihe von Octavbänden geschrieben: „Cursus philosophiae aristotelico-thomisticae“, 1737, 3 Bände; „C. theologiae scholasticae“, 1737, 8 Bände; „C. theologiae moralis“, 1740, 4 Bde. (dazu Instructio confessarii 1743); und „C. theologiae polemicae“, 1744, 3 Bände.

Hurter, Nomenclator II, 1233. R.

Schnell: Johann S., schweizerischer Staatsmann (1793—1865), von Burgdorf im Kanton Bern. Getauft am 28. April 1793, war „Hans“ S. der jüngste von drei Brüdern, welche in gemeinsamer öffentlicher Thätigkeit einen bedeutenden Einfluß auf die Geschicke ihrer engeren und weiteren Heimath ausgeübt haben. Ihr Vater, der Doctor Juris Johann Schnell — die Mutter hieß Rosina Dür — geboren 1751, war Stadtschreiber in Burgdorf, einer kleinen, zum Gebiete von Bern gehörenden Stadt, in deren bürgerlicher Bevölkerung sich schon zur Zeit der französischen Invasion, 1798, eine starke Neigung zu politischen Neuerungen bemerkbar machte. Die Bürgerschaft der Stadt Bern, und innerhalb dieser selbst ein enger Kreis aristokratischer Familien, beherrschte die Landschaft und schloß die „Unterthanen“ von allen politischen Rechten aus, ein Verhältniß, das trotz einer im ganzen sehr wohl geordneten Verwaltung von dem gebildeten Mittelstande nur ungern ertragen wurde. Der Vater Johannes S. zog die Aufmerksamkeit auf sich, da er im Februar 1798 als Abgeordneter von Burgdorf sich offen als Anhänger der Friedenspartei bekannte, welche in den Franzosen nicht Feinde, sondern Freiheitsbringer sehen wollte. Nach Einführung der Helvetischen Republik wurde er zum Districtsstatthalter ernannt und galt als einer der wenigen Verehrer und Gönner Pestalozzi's, als dieser in dem ehemaligen landvögtlichen Schlosse zu Burgdorf seine so berühmt gewordene Erziehungsanstalt errichtete. Er starb am 6. März 1827. Sein Sohn „Hans“ war selbst ein Schüler Pestalozzi's und erwählte dann das Stu-

dium der Arzneiwissenschaft. Er brachte $2^{1}/_{2}$ Jahr in Tübingen zu, erwarb sich dort 1815 mit einer Abhandlung über das Upasgift den medicinischen Doctortitel und nahm nachher noch einen längeren Aufenthalt in Paris, wo er viel im Hause seines Verwandten, des ehemaligen helvetischen Ministers Philipp Albert Stapfer verkehrte; hier traf er Benjamin Constant, Royer-Collard, den Herzog von Broglie und Alexander v. Humboldt. Die Heimreise führte ihn noch für kurze Zeit nach London, worauf er sich als Arzt in seiner Vaterstadt niederließ. Im Mai 1827 wurde ihm die Professur der Naturgeschichte und Botanik an der Akademie in Bern übertragen.

Das Jahr 1830 zog ihn in die politische Thätigkeit hinein. Im Jahr 1814 war nach Ueberwindung der Revolutionsperiode die frühere Alleinherrschaft der Hauptstadt beinahe vollständig wieder hergestellt worden und damit ein Zustand geschaffen, in welchen große Theile der Bevölkerung sich nur sehr ungern fügten. Die Julirevolution in Paris brachte auch im Kanton Bern die Unzufriedenheit zum Ausbruch, indem sie Hoffnung und Wunsch nach einer Aenderung weckte. Hans Schnell's ältester Bruder war es, der Amtsschreiber und spätere Stadtschreiber Johann Ludwig Schnell (geb. 1781, † 1859), welcher am 15. October 1830 den Stadtrath von Burgdorf veranlaßte, der Regierung das Verlangen nach einer Verfassungsänderung kundzugeben, und der dann, als dieser Schritt keine günstige Aufnahme fand, am 3. December eine Versammlung von Abgeordneten des ganzen Landes zu freier Berathung veranstaltete. Bei dieser Gelegenheit trat Hans S. zum ersten Male als Volksredner auf, der mit hinreißendem Feuer im richtigen Augenblicke das richtige Wort fand. Damit war der Anstoß zur constitutionellen Umwälzung gegeben. Die nächste Folge war ein Regierungsdecret vom 6. December, welches die Bevölkerung einlud, ihre politischen Wünsche schriftlich einer eigens erwählten Behörde zur Kenntniß zu bringen. Allein die einmal entstandene Aufregung wartete diese Verhandlungen nicht ab: am 10. Januar 1831 fand im Dorfe Münsingen zwischen Bern und Thun eine Volksversammlung statt, welche der herrschenden Stimmung sehr entschiedenen Ausdruck gab. Die Forderung ging auf Anerkennung der „Volkssouveränität“, gleiche Vertheilung der bürgerlichen Pflichten und Rechte, Beseitigung der Privilegien der Hauptstadt und der regierenden Familien, freie Wahl des großen Rathes oder der Landesvertretung, Wählbarkeit der Bürger zu allen Staatsämtern, Preßfreiheit und Petitionsrecht. Hans S. war der Hauptredner, neben ihm sein älterer Bruder, Dr. jur. Karl S. (s. d. Artikel). Der Eindruck dieser Versammlung war der Art, daß die Regierung nicht allein von jeder Gewaltanwendung gegen die kühnen Neuerer absah, sondern am 13. Januar freiwillig die Gewalt niederlegte, „weil sie das Vertrauen des Volkes nicht mehr besitze!“ Sie erklärte sich nur noch zur provisorischen Fortführung der Geschäfte bereit. Die friedliche Revolution war vollzogen, die Brüder S. waren die Helden des Tages. Am 18. Februar versammelte sich der nun vom Volke nach dem Verhältnisse der Kopfzahl frei gewählte Verfassungsrath. Johann Ludwig S. wurde Schriftführer dieser Behörde; Hans und Karl hatten eine Wahl abgelehnt. Nach langen Berathungen wurde am 31. Juli 1831 das Ergebniß derselben, die neue Verfassung, mit 27 802 gegen nur 2153 Stimmen als Grundgesetz erklärt, worauf am 25. August der „Große Rath“ zusammentrat. Während der älteste der Brüder jetzt mehr und mehr sich zurückzog, übten die beiden jüngeren, an Charakter sehr verschieden, aber in ihren politischen Ansichten völlig eins, gemeinsam den entscheidenden Einfluß aus auf Haltung und Richtung der neuen Regierung des „regenerirten“ Kantons Bern, als vertraute Rathgeber des repräsentirenden Staatsoberhauptes, des Schultheißen von Tscharner, als volksthümliche Redner in öffentlichen Versammlungen, als anerkannte Leiter

der herrschenden Partei. Besoldete Aemter und Ehrenstellen dagegen lehnten sie ab. Beim Entstehen der Berner Universität (1834), zu deren Gründung er selbst in hervorragender Weise mitgewirkt hatte, trat Hans S. sogar von seiner Stelle als Professor zurück, um in den heimischen Kreis nach Burgdorf zurückzukehren. Nur auf kurze Zeit war er im Sommer 1835 Berns Gesandter an die eidgenössische Tagsatzung, die damals in Zürich sich versammelte. Beinahe täglicher Briefverkehr vermittelte das stete Einverständniß zwischen den zwei Brüdern, wenn einer vom andern getrennt leben mußte, und diese Briefe geben, in oft äußerst derber, mitunter auch sehr leidenschaftlicher Ausdrucksweise, ein überaus anschauliches Bild der politischen Persönlichkeiten und Verhandlungen während dieser nach Außen und Innen viel bewegten Jahre. Als feuriger Idealist hatte Hans S. allen Freiheitsbestrebungen der ganzen Welt entgegen gejubelt, als Philhellene und aufopfernder Freund der vertriebenen Polen, hatte er auch den aus Italien und aus Deutschland nach der Schweiz gekommenen Flüchtlingen offene Arme entgegengebracht, und war willens gewesen, „die Fahne der Freiheit für alle Völker auf dem Gipfel der Jungfrau aufzupflanzen". Die vielfachen Verwicklungen mit dem Auslande indessen, in welche die Schweiz sich durch diese Fremden hineingezogen sah, die oftmals drohenden Einmischungen der Großmächte, ließen ihn die Dinge bald etwas anders ansehen. Als nun gerade über diese Fragen die liberale Partei der Schweiz sich spaltete, und zugleich mancherlei Fehler der innern Politik, namentlich eine ebenso kleinliche als harte Verfolgung gegen die früher herrschenden Geschlechter, das Ansehen des Regiments erschütterten, sah Hans S. sich genöthigt, persönlich wieder mehr hervorzutreten; er ließ sich im Herbst 1837 zum Landammann wählen; allein schon das folgende Jahr brachte den Sturz der beiden verbündeten Brüder. Der Aufenthalt des Prinzen Napoleon in der Schweiz gab die Veranlassung dazu; König Ludwig Philipp verlangte im Sommer 1838 die Austreibung des Prätendenten; ein großer Theil der Schweiz widerstrebte diesem Ansinnen und war bereit, es zum Kriege mit Frankreich kommen zu lassen. Die Brüder S. dagegen wollten nicht um eines Fremden willen die Existenz des Vaterlandes auf das Spiel setzen, und eifrig verfolgten sie im Berner Großen Rath diese Ansicht. Allein am 24. September siegte auch hier die kriegerisch-trotzige Stimmung. Diese Niederlage — es standen 106 Stimmen gegen 104 — bewog die S. zum sofortigen Rücktritt aus allen öffentlichen Stellen. „Die Herren Schnell haben kein Vorrecht!" rief ihr bisheriger College, Karl Neuhaus, als man sie von diesem Entschlusse abzubringen suchte. Die politische Rolle der Brüder war damit zu Ende. Hans S. betrieb in Burgdorf seine Apotheke nebst einer damit in Verbindung stehenden chemischen Fabrik, und genoß dabei in einfachster Behaglichkeit die Stille des Landlebens. Erst nach dem Tode von Dr. Karl S. und nur vorübergehend brachten die Ereignisse der sogenannten „Freischaarenzüge" und des Sonderbundkrieges, sowie eine neue Verfassungsänderung im J. 1846 ihn noch einmal in Bewegung. Er schrieb eine heftige politische Flugschrift: „Meine Erlebnisse unter dem Freischaarenregiment", und im Frühling 1850 trat er in einer gegen die radicale Regierung gerichteten Parteiversammlung (25. März in Münsingen) mit altem Feuer als Redner auf, ohne aber im übrigen thätigen Antheil am politischen Leben zu nehmen. Im Anfang 1865 feierte er, von Abgeordneten der Berner Universität begrüßt, das 50. Jahr seiner Doctor-Promotion; aber wenige Monate später verzehrte eine furchtbare Feuersbrunst einen großen Theil seiner geliebten Vaterstadt, und der tief empfindende Greis wurde dadurch, obwohl persönlich nicht betroffen, so schwer erschüttert, daß er die Schreckensnacht nur um kurze Zeit überlebte. Er starb am 27. August 1865. Verheirathet war er mit einer Tochter seines nahen Verwandten, des Professors Samuel Schnell (s. d. Artikel).

Er war eine durch und durch edle, in ungewöhnlich schlichtem Wesen groß und ideal angelegte Natur.

Blösch, Eduard Blösch und dreißig Jahre Bernischer Geschichte, Bern 1872. — v. Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft zur Zeit des sog. Fortschritts, Bern 1854—55. — Baumgartner, Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen, Zürich 1853—66. — Joh. Schnell, Meine Erlebnisse unter dem Freischaarenregiment, Burgdorf 1850. — Correspondenz der Brüder Schnell, über 1300 Originalbriefe, im Besitze des Verfassers.

Blösch.

Schnell: Johannes S., geboren am 31. August 1812 in Basel, war der einzige Sohn von Joh. Rudolf Schnell (geb. 1767, † 1829), der als letzter Schultheiß vor der Revolution von 1798, d. h. Präsident des Stadtgerichtes von Basel, und zugleich Professor an der Universität gründlichster Kenner des mehr durch mündliche Tradition als durch das Gesetz fortgepflanzten vaterländischen Rechtes war. Er stand als Jurist in solchem Ansehen, daß er zur Zeit der helvetischen Republik zum Präsidenten des obersten, aus je 1 Mitglied aus jedem Kanton bestellten helvetischen Gerichtshofes ernannt wurde. Da dieser Gerichtshof oberstes Criminalgericht der Schweiz und zugleich Cassationsgericht in Civilsachen war, hatte er bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der kantonalen Rechte keine kleine Aufgabe, sie dauerte aber freilich nicht lange, da mit der Wiederherstellung der föderalistischen Verfassung auch dieser Gerichtshof dahin fiel. Das Wesen des Rechtskenntniß und ernste christliche Frömmigkeit in gediegenster Weise vereinigenden Vaters übte auf den heranwachsenden Sohn, der im spätern Leben noch oft von den ihm wichtig gewordenen Spaziergängen mit dem Vater erzählte, starken Einfluß und trug vieles bei zu der eigenthümlich ernsten Richtung und dem unentwegt festgehaltenen christlichen Glauben, der für das ganze Leben des Sohnes maßgebend wurde. Auch mochte dieser Einfluß den Entschluß des Sohnes, statt sich der seiner Art nahe liegenden Theologie zu widmen, dem Vater nachzufolgen und die Jurisprudenz zum Berufe zu wählen, wesentlich gefördert haben. Nach gründlichem Unterricht in den alten, selbst das Hebräische mit umfassenden Sprachen, die bis in das hohe Alter mit Vorliebe gepflegt wurden, lag Joh. S. in Berlin und Heidelberg, wo er die Doctorwürde erlangte, den juristischen Studien ob, und damals schon eigenthümliche und selbständige Wege gehend, benutzte er einen nachherigen Aufenthalt in der französischen Schweiz durch Forschung in den Archiven mit Vorliebe bereits zum Studium der einheimischen Statutarrechte. In Basel schnell zu öffentlicher Thätigkeit gelangend, habilitirte er sich 1837 als Docent an der Universität, die kurz vorher nach dem schweren Schlage, der sie durch die in die Scheidung zwischen Stadt und Landschaft mit hineingezogene Theilung des Universitätsgutes betroffen hatte, durch den aufopfernden Sinn der Basler Bürgerschaft zu neuem Leben erstanden war. 1838 wurde er zum außerordentlichen, 1839 zum ordentlichen Professor des vaterländischen Rechtes ernannt, und er erwarb sich in dieser Stellung neben den Collegien wesentliche Verdienste durch das in Gemeinschaft mit Prof. Schönbein vollzogene mannhafte Einstehen für die Universität, als dieser 1850 neue Gefahren drohten. 1851 und 1852 bekleidete er das Rectorat. In seinen Collegien bildete er sich eine eigene, für Anfänger freilich schwereres Verständniß bringende Methode durch Herausgreifen praktischer Fragen, die dann wissenschaftlich erörtert wurden. Die Praxis, in die er gleichzeitig eintrat, übte darauf wesentlichen Einfluß. Er wurde Beisitzer am Civil- und Strafgericht, 1841 Präsident des Civilgerichtes, und in dieser 34 Jahre lang festgehaltenen Stellung fand er den eigentlichen Mittelpunkt seiner Thätigkeit. In der Ausübung der Einzelcompetenz wie in der Leitung des Gerichtes benutzte er den

weiten Spielraum, den die alterthümliche, mehr patriarchalische Weise des Rechtsganges dem Vorstande damals noch gewährte, in eigenthümlicher ebenso gewissenhaft ernster und gründlicher als praktisch gewandter und kräftiger Art. Frei von allem Streben nach Menschengefälligkeit und ernst seine Würde wahrend, erwarb er sich doch durch den unentwegt auf Wahrheit und Gerechtigkeit gerichteten Sinn allgemeines unbedingtes und unbeschränktes Zutrauen. Rath und Hülfe in Rechtssachen wurde daher auch außerordentlich oft bei ihm gesucht. Weniger geeignet war sein Wesen für die von den Tagesmeinungen beherrschte Politik. 1838 in den Großen Rath gewählt trat er 1847, da er die Theilnahme des Basler Contingentes an dem Sonderbundsfeldzug nicht billigen konnte, bleibend aus demselben aus. Um so eifriger verwendete er dagegen seine Mußestunden für die Pflege des vaterländischen Rechtes. Nicht nur nahm er als Mitglied des Justizcollegiums an den Vorberathungen und Entwürfen für die Gesetzgebung lebhaften und gewichtigen Antheil (so war z. B. das Gesetz über Einführung des Grundbuches hauptsächlich sein Werk), sondern, was damals noch etwas Neues war, er bemühte sich eingehende Kenntniß der verschiedenen kantonalen Rechte und ihrer Entwicklung aus den unendlich mannigfaltigen ältern Statuten zu erlangen und dafür auch bei Andern Interesse und Verständniß zu wecken. Zu diesem Zwecke unternahm er im Verein mit einigen Zürcherischen Juristen die Begründung der Zeitschrift für Schweizerisches Recht, die nach seinem Plane in 3 Theilen Abhandlungen, Sammlung alter Rechtsquellen, Uebersicht über die Gesetzgebung des Jahres und Mittheilung von Urtheilen vereinigte. Viel Arbeit wurde auf diese nach und nach (1852—1882) unter seiner Leitung bis auf 22 Bände anwachsende Zeitschrift, die nun von jüngern Kräften fortgesetzt wird, verwendet. Manche Bausteine zu einer Rechtsgeschichte der Schweiz finden sich da gesammelt. Von andern wissenschaftlichen Arbeiten sind eine Ausgabe der ältesten Gerichtsordnung von Basel von 1457, eine zu Rectoratsreden verwendete und dann gedruckte Abhandlung über das israelitische Recht, eine Darstellung des Civilrechtes, der Gerichte und der Gesetzgebung von Basel in der zur Säcularfeier des Erdbebens von 1356 erschienenen Schrift über Basel im 14. Jahrhundert und dann besonders die schöne, in 2 starken Bänden erschienene Ausgabe der Rechtsquellen von Basel zu erwähnen. Letztere war die Frucht einer gemeinsam mit einer Anzahl jüngerer Basler Juristen, gewesenen Schülern, unternommenen Arbeit und zugleich ein Zeugniß für die Liebe gebende und wieder Liebe weckende Art der Verbindung, die Schnell's warmer Sinn für Freundschaft auch mit jüngeren Leuten so gerne unterhielt.

Diese ganze Thätigkeit hätte wol genügt, ein Mannesleben auszufüllen. Es war dies aber bei S. durchaus nicht der Fall. Seine streng geregelte, jede Minute ausnützende Lebensweise, die nur geringes Schlafbedürfniß hatte, gestattete ihm Muße zu finden für Pflege eines intimen glücklichen Familienlebens, das ihm in der mit 2 Töchtern gesegneten Ehe mit einer ihm gleichgesinnten, trefflichen Frau zu Theil wurde, selbst für eigenen Unterricht der Töchter, für sehr ausgebreiteten Briefwechsel mit vielen Freunden, und dann besonders noch für sehr intensive Theilnahme an verschiedenen christlichen Bestrebungen. Die Eigenart von S. konnte nur zu ganzer, nicht zu halber Betheiligung sich verstehen. Er beschränkte sich daher auf gewisse Zweige der christlichen Thätigkeit, und zwar gerade auf solche, die weniger den Vortheil ausgebreiteter Gunst genossen, widmete dann aber diesen seine volle Kraft, so dem Vereine der Freunde Israels, der sich besonders mit Proselytenpflege befaßte, und dem Vereine zur Verbreitung christlicher Schriften. In beiden Vereinen wurde er Vorsitzender und schloß eine langjährige eifrige Betheiligung mit einem gedruckten tief eingehenden Rückblick über 50jährige Thätigkeit derselben. Unter den von dem

letztern Verein ausgehenden, sorgfältig geprüften Schriften befinden sich auch anonyme, von S. selbst geschriebene, so z. B. eine Darstellung des Lebens von Albrecht v. Haller nach den Briefen seiner Freunde und eigenen Aufzeichnungen und ein trefflicher Lebensabriß des Schwagers von S., des Architekten Riggenbach (Aus dem Leben eines Basler Baumeisters). Als Manuscript gedruckt schließt sich daran das Lebensbild des intimen Freundes von S., des Rathsherrn Adolf Christ, Präsidenten des Basler Missionscomités.

Als in Basel eine politische Umwälzung, welche die Leitung des Staatswesens in andere Hände brachte, sich wenn auch friedlich vollzog, trat S. 1875 von der so lange bekleideten, mühevollen Stelle des Civilgerichtspräsidenten zurück und 1878 siedelte er, von der Professur ebenfalls Abschied nehmend, von Basel nach Bern über, wo die ältere Tochter in die Leitung einer Diakonissenanstalt eingetreten war. Hier in der zurückgezogenen Stille des Familienlebens, das freilich durch den Tod der geliebten Gattin einsamer wurde, brachte er noch 11 Jahre in nicht mehr nach außen gerichteter, aber doch lebendiger innerer Thätigkeit mit frisch bleibendem Geiste zu. Biblische und altclassische Studien wechselten mit biographischer und alte Rechtsquellen verarbeitender Beschäftigung ab, und an allen Vorgängen im politischen und kirchlichen Leben noch regen Antheil nehmend, unterhielt er durch Briefwechsel mit Freunden und Besuche derselben noch die Verbindung mit der Außenwelt. So erreichte er, immer mehr in Rückblick und Aufblick lebend, dabei freilich auch durch körperliche Beschwerden mehr und mehr beengt, unter der treuen Pflege seiner Töchter den Abschluß seiner irdischen Laufbahn. Nach mit großer Geduld getragenem Herzleiden erlag er am 16. October 1889 einer Lungenentzündung. In innerer Festigkeit und Kraft, zugleich aber auch in großer Demuth, Liebe und Treue war der Christ in ihm zum vollen Manne geworden und gereift.

Zahlreiche eingehende Nekrologe in politischen und kirchlichen Blättern der Schweiz, auch in der Zeitschrift für Schweiz. Recht, N. F. IX.

Fr. v. W.

Schnell: Karl S. (1786—1841), schweizerischer Staatsmann, getauft am 14. Juni 1786, war der zweitälteste Sohn des Dr. juris Johannes S., des Stadtschreibers in Burgdorf im Kanton Bern. Er verlebte seine Jugend in dem kleinbürgerlichen aber behaglichen Wohlstande des väterlichen Hauses, unter den aufregenden Eindrücken der französischen Invasion in die Schweiz, 1798, bei welcher sein Vater mitbetheiligt war; erst 1806 verließ er Burgdorf, um noch in Iferten (Yverdun), wo damals H. Pestalozzi seine neuen pädagogischen Grundsätze zur Anwendung zu bringen suchte, sich in der französischen Umgangssprache zu üben und seine Vorbildung zu beendigen. Ein Jahr später bezog er die Universität Heidelberg. Mit großem Eifer lag er hier dem Studium der Rechtswissenschaft ob, gewann die besondere Achtung und dauernde Freundschaft seines Hauptlehrers Professor Martin, erwarb sich 1809 den Doctorgrad und kehrte dann mit vorzüglichen Zeugnissen nach Hause zurück. Seit 1811 auch öffentlicher Notar geworden, war er eine Zeit lang Gehülfe seines ältesten Bruders, der ein kleines Staatsamt bekleidete; aber durch Neigung und Anlage zu gelehrter Arbeit hingezogen, bewarb er sich bei erster Gelegenheit um eine Rechtsprofessur an der Berner Akademie. Die Zurücksetzung, die er hierbei zu gunsten eines Bürgers der Stadt Bern erfuhr, ließ einen Stachel in seinem Gemüthe zurück, der, vielleicht durch Enttäuschungen noch empfindlicherer Art verstärkt, sich zu einem bittern Haß gegen die bevorrechtete Hauptstadt und deren regierende Geschlechter steigerte. Er wurde, ohne es zu suchen, der Anwalt und Rathgeber aller Unzufriedenen, die sich nur ungern in die Wiederherstellung der alten patriarchalischen Regierungsform fügten. Ganz besonders machte er sich miß-

liebig durch sein Auftreten für die Theilnehmer an einem 1814 im Bernischen Oberlande ausgebrochenen, übrigens ziemlich harmlosen Aufstandsversuch. Ohne Hoffnung, unter solchen Umständen eine seinen Wünschen entsprechende Stellung im eigenen Kanton finden zu können, machte er 1816 gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder eine Reise nach Paris und zog dann nach Aarau, der Hauptstadt des durch die Revolution von Bern losgerissenen neuen Kantons Aargau. Er erhielt hier das Amt eines Regierungssecretärs, das ihn in täglichen Verkehr mit dem gegen Bern gehässigen, aber edeln und tüchtigen Albrecht Rengger brachte und ihn auch auf eine eidgenössische Tagsatzung nach Zürich führte. Doch kehrte er schon nach Ablauf eines Jahres wieder nach Burgdorf zurück und ergab sich theils litterarischen Beschäftigungen, theils gelegentlicher Ausübung des Anwaltsberufes, dessen höhere Stufe ihm indessen verschlossen blieb, weil er sich hartnäckig weigerte, sich der vorgeschriebenen Prüfung zu unterziehen. Bald gewöhnten sich die Landleute und die politisch fast rechtlosen Bürger der kleinen Städte des Kantons, bei dem „Doctor Karl“ (volksthümlich „Döcti“ genannt) Rath oder wenigstens Trost zu suchen, der es so trefflich verstand, mit ebenso derber als beißender Satire an den Schwächen der Regierung Kritik zu üben und so das Zutrauen aller Derjenigen zu gewinnen, die sich selbst als Unterdrückte ansahen. Ohne öffentlich hervorzutreten, war er der Mittelpunkt einer weitverbreiteten Mißstimmung, als der Ausbruch der Pariser Juli-Revolution von 1830 auch in der Schweiz das Zeichen zum Beginn einer neuen Periode des Staatslebens gab.

Den äußern Gang der unblutigen Umwälzung, welche jetzt im Kanton Bern erfolgte, haben wir bereits angedeutet (siehe den Artikel: Hans Schnell). Weniger offen, aber entschiedener noch als sein Bruder „Hans“ wirkte Karl S. auf die Ereignisse ein. Als die Regierung am 6. December die Bürger zur Einreichung politischer Wünsche einlud, glich seine Wohnung einige Wochen lang einem Wallfahrtsorte, und er war es, der in diese Kundgebungen die zum Erfolge nöthige Uebereinstimmung brachte, der dann aber auch am 13. Januar vor der Volksversammlung zu Münsingen durch die Forderung eines von der bisherigen Regierung unabhängigen „Verfassungsrathes“ einen revolutionären Ton anschlug. Eine Wahl in diese Behörde dagegen lehnte er ab, indem er es vorzog, seine Gedanken in dem von ihm begründeten „Berner Volksfreund“ wirken zu lassen, einem Blatte, das durch seine scharf polemische, aber wohl berechnete und volksthümliche Sprache bald großen Einfluß ausübte. Nach Inkrafttreten der neuen, alle politischen Vorrechte beseitigenden Staatsverfassung wurde Karl S. am 25. August 1831 in vier verschiedenen Kreisen zu einem Mitgliede des Großen Rathes erwählt. Den eigentlichen Regierungsgeschäften abgeneigt, entzog er sich zwar einer Ernennung in die leitende Behörde, nahm dann aber zuerst eine Stelle im obersten Gerichtshof und nachher das Amt eines Regierungsstatthalters in Burgdorf an. Zugleich wurde er für die Jahre 1832 und 1833 Gesandter des Kantons Bern zur eidgenössischen Tagsatzung. Hier besonders zeigte er sich als der eigentliche Führer der zur Herrschaft gelangten Partei und hier gelang es ihm auch, für die Zukunft zu schaffen. In richtiger Erkenntniß der Zeitbedürfnisse betrieb er die Ueberwindung der engen kantonalen Schranken, er suchte die engere Verbindung mit den Gleichgesinnten anderer Kantone und brachte in Gemeinschaft mit dem Landammann Baumgartner von St. Gallen und Dr. Kasimir Pfyffer von Luzern das sogenannte „Siebner-Concordat“ zu Stande zum gegenseitigen Schutze unter den nach den neuen politischen Grundsätzen umgestalteten Regierungen. Im April 1832 wurde er als eidgenössischer Commissär bezeichnet zur Vermittlung des Streits zwischen der Stadt Basel und der bis dahin zu

ihr gehörenden Landschaft. Seine leidenschaftliche Parteinahme für die letztere machte ihn indessen wenig zu dieser Aufgabe geschickt und hat mehr zur Verbitterung als zur Beilegung des Conflicts beigetragen, der dann auch mit der Trennung in zwei gesonderte Kantone endete. Im August 1833 verließ er sogar die Tagsatzung mit der Erklärung, daß es ihm unmöglich sei, neben den „Feinden der Freiheit“ im Rathe zu sitzen, ein Schritt, der zwar die formelle Billigung der von ihm beeinflußten Bernischen Behörde erhielt, aber allgemein als ein politischer Fehler angesehen wurde. Durch die Schwierigkeiten der Lage sah er sich im December 1833 doch genöthigt, eine Wahl in den Regierungsrath anzunehmen; er wurde Stellvertreter des Schultheißen, aber nach kaum einem Jahre zog er sich wieder in sein Landhaus in Burgdorf zurück, wo er allein sich wohl fühlte. Am liebsten gab er von hier aus, stets mit seinem Bruder Hans zusammenstehend, das Losungswort aus für seine Anhänger, die sogeheißene „Burgdorfer Partei“. Im J. 1835 begannen auch in der Schweiz die kirchenpolitischen Fragen dem modernen Staat Verlegenheiten zu bereiten. Es handelte sich um ein gemeinsames Programm für die Stellung des Staats zur katholischen Kirche, um die Ausführung der unter dem Namen der „Badener Conferenz-Artikel“ bekannt gewordenen Vereinbarungen. Karl S. führte die bezüglichen Verhandlungen für Bern, und als aus diesem Anlasse im katholischen Theile des Kantons, im Jura, Unruhen ausbrachen, erhielt er, im Februar 1836, den Auftrag, die Ordnung daselbst herzustellen. Am 6. März 1837 wurde er zum zweiten Male zum Mitgliede des Regierungsrathes erwählt, und mußte sich nochmals entschließen, nach Bern überzusiedeln. Das Auftreten und die Umtriebe einer extrem radicalen Partei, die mit polnischen, italienischen und deutschen Flüchtlingen Hand in Hand ging, führte zu Verwicklungen mit dem Auslande und erschwerte die dauernde Befestigung der Regierung, die von den Anhängern der alten Zustände noch immer heftig angefochten wurde, und so nach zwei Seiten den Kampf zu führen hatte. Karl S. war Director der Centralpolizei, sein Bruder Hans gleichzeitig Landammann, als der Gegensatz zwischen der etwas kleinbürgerlichen, aber nüchtern-verständigen Richtung ihrer Partei und dem idealern, aber die Bedingungen der Wirklichkeit verkennenden Wesen ihrer frühern Freunde offenbar wurde. Die Abstimmung vom 24. September 1838, durch welche der Bernische Große Rath um des Prinzen Napoleon willen der Kriegsdrohung Frankreichs Trotz bot, bewog beide Brüder zur sofortigen Niederlegung aller öffentlichen Stellen. Karl S. zog sich nun bleibend in das Privatleben zurück, indem er nur in seinem „Volksfreund“ die Polemik gegen seine Gegner fortsetzte, und während einiger Zeit seiner Heimathstadt als Gemeindepräsident Dienste leistete. Die Verbitterung des einsam gebliebenen Mannes nahm immer mehr zu. Körperlich und geistig krank wanderte er in stürmischer Winternacht zu Fuß nach Aarau, und in der Nähe dieser Stadt wurde am 10. Februar 1844 sein Leichnam in der Aare gefunden. — Ganz eigenartig ist die ungetrübte politische Einigkeit der beiden Brüder, die sie in der Geschichte immer verbunden, beinahe als eine einzige Person erscheinen läßt, denn größere Gegensätze in Charakter und Temperament lassen sich kaum denken. Neben dem pathetischen Idealisten Hans war Karl S. der klug berechnende, stets zu Spott und beißender Satyre geneigte Verstandesmensch. Beide hatten im Grunde weniger vom Staatsmann als vom Demagogen an sich; vom letztern unterschied sie aber auf's schärfste der auch von ihren Feinden anerkannte Umstand, daß sie in ihrer öffentlichen Thätigkeit nie etwas für sich selbst gesucht haben, und sowohl eitle Herrschsucht als gemeine Aemtersucht ihren Beweggründen vollständig fremd waren. Ihr Verdienst ist es, daß der größte Kanton der Schweiz aus einer künstlich wiederhergestellten Aristokratie auf vollständig friedlichem Wege in eine modern-staatsbürgerliche Republik sich umge-

staltet hat. Auf die Bedeutung der Correspondenz zwischen den beiden Brüdern für die Geschichte des Tages haben wir schon oben hingewiesen.

Die oben für Hans Schnell genannten; dazu L. Lauterburg, Karl Schnell, im Berner Taschenbuch Jahrg. 1855, S. 248—271, wo auch die zahlreichen Nekrologe der Zeitschriften aufgeführt sind; unter diesen sind hervorzuheben zwei Artikel der „Allg. Zeitung" von Augsburg, Beil. 47 u. 57 des Jahres 1844, ersterer von Dr. von Gonzenbach, eidg. Staatsschreiber, letzterer vom Bürgermeister J. Heß von Zürich.

Blösch.

Schnell: Samuel Ludwig S., 1775—1849. Neben den drei Brüdern S., von denen die zwei jüngern, der Dr. juris Karl und der Professor Dr. med. Hans S. oben in ihrem Lebensgang dargestellt sind, lebten gleichzeitig drei andere Brüder des nämlichen Namens in Burgdorf, welche alle in ihrer Weise das gewöhnliche Mittelmaß überragt haben. Der älteste und bedeutendste dieses zweiten Dreigestirns war der Rechtsgelehrte Samuel S. Derselbe wurde am 7. Mai 1775 zu Burgdorf getauft, sein Vater Samuel († 1813) war ein Bruder des hiervor erwähnten Districtsstatthalters Dr. Johannes S. und hatte sich als Kaufmann in seiner kleinen Vaterstadt Wohlstand und Ansehen erworben. Auch sein ältester Sohn, dessen Eigenart und geistige Bedeutung von seiner Umgebung nicht verstanden wurde, sollte diesem Berufe sich widmen und mußte, da man ihn für wenig brauchbar hielt, einige Jahre hindurch im väterlichen Geschäfte die gewöhnlichsten Dienstleistungen verrichten, bis endlich ihm gestattet wurde, den Weg zu betreten, zu dem er in so hohem Maß befähigt war. Wenig vorbereitet, aber mit eminenter Denk- und Gedächtnißkraft ausgerüstet, ging er 1796 nach Tübingen und kehrte schon 1797 als Doctor juris zurück, um sich in Bern als Rechtsanwalt niederzulassen. Der Einbruch der Franzosen im März 1798, denen der junge Mann als Milize in der Bedienung eines Geschützes in hoffnungslosem Kampfe gegenüberstand, stürzte das aristokratische Regiment des alten Bern und damit die Schranke, welche bis dahin den Angehörigen der kleinen Landstädte den Zugang zu den höhern Staatsämtern verschlossen hatte. Schon 1799 wurde Samuel S., der sich kurz zuvor mit einer Schwester des helvetischen Ministers Philipp Albert Stapfer verehelicht hatte, von der helvetischen Einheitsregierung zum Mitglied des neu errichteten obersten Gerichtshofes für die Schweiz ernannt. Er wurde Vorsitzender der Criminalabtheilung dieser Behörde, soll sich aber in jener schwierigen Uebergangszeit durch muthigen Widerstand gegen politische Processe mehrmals den Unwillen der jeweiligen Machthaber zugezogen haben. Mit der Wiederherstellung der selbständigen Kantone durch den Vermittlungsspruch Napoleon's, 1803, wurde auch der einheitliche Gerichtshof aufgelöst. S. trat wieder als Rechtsanwalt auf; aber bei der Neuerrichtung der bernischen Akademie im J. 1806 wurde ihm der Lehrstuhl des vaterländischen Rechts und der Schweizergeschichte übertragen. Als Collegen erhielt er den Professor Karl Ludwig v. Haller, den „Restaurator der Staatswissenschaften" (siehe den Art.), und der in Naturanlage, Charakter und Denkungsart begründete Gegensatz der beiden Männer wurde zum beiderseitigen tiefgehenden, für das Leben entscheidenden Hasse. Unversöhnlich, schonungslos standen sich der klare und kluge Anhänger modern-rationalistischer Rechtslehren und der tiefsinnig-romantische Reaktionär gegenüber, bis der letztere infolge seines erst geheimen, dann offenen Uebertrittes zur katholischen Kirche, 1821, weichen mußte. Unterdessen hatte S. erfolgreich an der Besserung und Entwicklung der bernischen Rechtszustände gearbeitet. Im J. 1808 erschienen seine „Bemerkungen über den Ursprung und die Ausbildung des Bernischen Civilrechts"; 1809 folgten „Abhandlungen über verschiedene wichtige Theile des Bernischen Civilrechts". Durch Umarbeitung

dieser Schriften entstand das „Handbuch des Civilrechts, mit besonderer Berücksichtigung des Kantons Bern" (Bern 1810), an welche das „Handbuch des Civilprocesses" und sein „Vollständiges Notariatsbuch" sich anschlossen. Diese Arbeiten mochten das ihre dazu beitragen, das Bedürfniß einer einheitlichen Civilgesetzgebung ernstlich fühlbar zu machen. Als mit dem J. 1814 die Revolutionsperiode abgeschlossen und die äußere Ruhe eingekehrt war, wurde das Werk unternommen. 1817 setzte die Bernische Regierung zu diesem Zwecke eine Commission ein, und S., der im Jahr zuvor für den jungen Kanton Aargau ein neues Gesetzbuch bearbeitet hatte, erhielt nun auch in Bern den amtlichen Auftrag und die Stelle eines Gesetzes-Redactors. Ziemlich rasch ging die Arbeit vor sich: 1821 wurde bereits der erste Theil, das Gesetzbuch über das gerichtliche Verfahren, vom Großen Rathe behandelt und angenommen; 1823 folgte das „Personenrecht"; 1826 der erste und 1830 der zweite Theil des „Sachenrechts" (Civilgesetzgebung für die Stadt und Republik Bern, mit Anmerkungen, Bern 1825—31, in 3 Bänden). Die vielgestaltigen historischen Einzelrechte der Bernischen Gebiete waren damit durch einen einheitlichen systematisch-geordneten Codex nach modernen Grundsätzen für den ganzen Kanton verdrängt. Diese Gesetzgebung wurde Schnell's Lebensaufgabe und sein Lebenswerk; sie ist auch sein Denkmal geworden; denn sie hat trotz unbestreitbarer Mängel bis heute alle politischen Stürme und Verfassungsänderungen im Kanton Bern überdauert und wird ihre Gültigkeit so lange behalten, bis einst ein analoges Werk für die ganze Eidgenossenschaft zu Stande kommt. Mit vollem Recht macht ein Biograph Schnell's darauf aufmerksam, wie sehr die Herstellung des einheitlichen Gesetzbuchs der politischen Umgestaltung des Kantons Vorschub geleistet hat, welche nicht zufällig mit dessen Beendigung zeitlich zusammengefallen ist: „Neben Schnell's streng logischem Personen- und Sachenrecht, welches für den Bauern und den Herren galt, war auch die staatsrechtlich privilegirte Stellung der „regierenden Geschlechter" und der Stadt Bern zu einem Anachronismus geworden." Schnell's Verwandte, die Brüder Karl und Hans S., waren es, welche diese Folgerung zogen. Samuel selbst, obwohl Beiden als älterer Freund und vertrauter Rathgeber, dem Einen von ihnen, Hans, zudem als Schwiegervater nahe stehend, hat keinen Theil an der revolutionären Bewegung genommen; sein Einfluß wirkte im Verborgenen und war mehr auf Mäßigung und Zurückhaltung, als auf Reizung gerichtet. Höhere Ehrenstellen hat auch er niemals erstrebt, auch nicht in der Zeit der unbeschränkten Herrschaft der „Burgdorfer Partei", als man ihn, den „alten Professor Fuchs", allgemein für den geheimen Lenker des ganzen Staatswesens hielt. Mit der Umwandlung der Akademie in eine Universität, 1834, wurde auch er zum Hochschulprofessor, aber neben ihm erstand jetzt in dem extremen Radicalismus seines phantasievollen Collegen Wilhelm Snell, eines deutschen Flüchtlings, eine Gegenwirkung, welche seine ehemalige Feindschaft gegen Haller reichlich vergalt und seine Thätigkeit lähmte. Im August 1843 legte er sein Amt als Rechtslehrer nieder; von wenigen treuen Verehrern aufgesucht, die seinen geistreich witzigen Umgang und sein scharfsichtiges Urtheil zu schätzen wußten (von den Witzworten und schlagfertigen Antworten des Mannes existiren in Bern ganze Anekdoten-Sammlungen; sie haben meistens eine politische Spitze), lebte er, in zweiter Ehe mit einer Dame aus der patricischen Familie von Wattenwyl verheirathet, noch einige Jahre in behaglicher Ruhe, bis er am 3. Januar 1849 nach kurzer aber schmerzlicher Krankheit starb. In seiner Jugend dichterisch gestimmt, hatte er sogar eine Sammlung Idyllen im Geschmacke Sal. Geßner's erscheinen lassen, von der sich jedoch kein einziges Exemplar scheint erhalten zu haben. Während des Aufenthaltes in Tübingen war er im Cotta'schen Hause mit Goethe zusammengetroffen, mit Kaspar Lavater war er befreundet,

und wie sein Schwager Stapfer, der sich ganz in Paris niederließ, so standen auch die andern Häupter der helvetischen Republik, Alb. Rengger, Escher v. der Linth, Paul Usteri und selbst C. Laharpe, mit dem er manchen Kampf bestanden hatte, bis an ihr Lebensende mit ihm in brieflichem Verkehr; Isembert, Lord Brougham und andere Fremde suchten ihn auf bei ihren Reisen in die Schweiz; und der Berliner Gans hat in seinen „Rückblicken“ (Berlin 1836) einen längern Artikel über Charakter und Verdienste Schnell's mit den Worten eröffnet: „In Bern machte ich eigentlich nur eine einzige bedeutende Bekanntschaft, aber diese wog alle übrigen auf, die mir hätten zufallen können“. — Sein jüngerer Bruder, Jakob Rudolf S. (1778—1856) hat sich um seine Heimath verdient gemacht durch die Stiftung einer großen Erziehungsanstalt für arme Mädchen, zu welcher er ein in Paris und Florenz erworbenes Vermögen durch letzte Willensverordnung bestimmte.

Außer den oben bei Prof. Hans S. genannten kommen hier noch in Betracht: Alf. Hartmann, Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit, II, 68 (mit Bildniß). Baden 1871. — Gans, Rückblicke auf Personen und Zustände, S. 275 ff. Berlin 1836, und das Pamphlet: „Bern, wie es ist“, von Eugen v. St. Alban, I, 85 ff. — Schnell's Briefe an Stapfer, abgedruckt im Archiv des histor. Vereins von Bern, XII, und zahlreiche handschriftliche Arbeiten und Briefe, nebst mündlichen Ueberlieferungen.

Blösch.

Schneller: Franz Julius Borgias S., geboren zu Straßburg im J. 1777, war der Sohn des im J. 1776 als außerordentlicher Lehrer der Rechtswissenschaft, 1780 auch als Ordinarius an der Universität Freiburg angestellten Franz Borgias S. Unter seines Vaters Leitung erhielt er eine sorgfältige Erziehung. Seine Jugend, die er in Freiburg zubrachte, fiel unter die Regierung Joseph's II. Begreiflich, daß die außerordentlichen Grundsätze dieses hervorragenden Herrschers den bedeutendsten Einfluß auf den frühreifen Geist des jungen S. gewannen. Mit großem Wissensdrange griff er als Student, nachdem ihn zuerst die Mathematik beschäftigt, zur Rechtswissenschaft und dann noch zu andern Wissenschaften. Der ihm innewohnende starke Trieb sich mitzutheilen und öffentlich handelnd zu zeigen, ließ ihn schon 1795 als Schriftsteller und 1796 als vaterländischen Volksredner unter den Freiburger Studenten und dem eigenartigen Völklein der Hauensteiner auftreten, diese gegen das drohende Heer Moreau's aufregend. Als die Franzosen jedoch vorrückten, verließ S., der übrigens selbst ein Gefecht bei Wagenstadt mitgemacht, Vorderösterreich und begab sich nach Wien. Dort wirkte der nun auf sich selbst gestellte junge Mann zunächst als Lehrer, nachdem er sich rasch eine tüchtige praktische und litterarische Bildung angeeignet; dann aber war es ihm vergönnt, als Reisebegleiter Paris, London, Venedig und Belgrad zu sehen. Nach seiner Rückkehr im J. 1802 bethätigte er auch als dramatischer Dichter eine neue Seite seiner Begabung. Nach eifrig betriebenen Geschichtsstudien gelang es ihm ferner, eine Preisaufgabe zu lösen und eine Lehrstelle für Geschichte am Lyceum zu Linz zu erringen. Dort in Linz sah und sprach S. Napoleon, dessen eifriger Bewunderer er war und blieb. Eine weitere Stufe erstieg er 1806, als ihm der Lehrstuhl der Geschichte an dem Grazer Lyceum, einer durch Joseph II. des Charakters einer Universität entkleideten Hochschule, übertragen ward. Wenn auch seine häuslichen Verhältnisse durch eine glückliche Heirath und die Geburt (1817) einer Tochter, Ida Gabriele, sich angenehm gestalteten, so machte sich doch später der politische Rückschlag durch über ihn ausgestreute Verdächtigungen, Josephiner und Bonapartist zu sein, peinlich geltend, so daß S. es vorzog, als im J. 1823 der Lehrstuhl der Philosophie zu Freiburg frei ward, sich um diesen zu bewerben.

Obwohl nur an dritter Stelle vorgeschlagen, erreichte er es doch, die alte Heimath als Amtsgenosse mehrerer seiner alten Lehrer wiedersehen zu dürfen. Hier nun lehrte er bis zu seinem Tode am 13. Mai 1833, war mehrmals Decan der philosophischen Facultät, 1829/30, im Todesjahre des Großherzogs Ludwig von Baden, Prorector, erhielt 1830 den Titel Hofrath. Obwol bei seinem Kommen sich unliebsame Rangstreitigkeiten erhoben hatten, gewann er doch alle Herzen und wurde wiederholt durch das akademische Consistorium infolge seiner ausgezeichneten Amtsführung belobt und beschenkt, unter anderem mit einer Uhr, dem Kunstwerk des Professors der Mathematik Thaddäus Rinderle, welche jetzt noch, von Schneller's Wittwe zurückgeschenkt, im Lesezimmer der Universitätsbibliothek ihre Dienste thut. Seit 1832 kränkelte er, vermochte seine Vorlesungen nur noch mit Unterbrechungen zu halten. Endlich traf ihn ein tödtlicher Nervenschlag.

Aus den bereits gemachten Andeutungen geht schon Schneller's vielseitige Begabung hervor. Er war ein äußerst lebhafter, empfänglicher und im Grunde heiterer Geist. Mit Recht hat man darauf aufmerksam gemacht, daß außer Joseph's II. weitherzigen Grundsätzen auch die großen Zeitereignisse auf S. von der bedeutendsten und bildendsten Einwirkung waren. Die außerordentliche Erscheinung Joseph's II., die französische Revolution, Napoleon, die Befreiungskriege mußten diesen phantasievollen aufnehmenden Geist mit wechselnden Bildern füllen und in dauernder Unruhe erhalten. Aeußere glänzende Eigenschaften, weltmännische Verkehrsart, eigenthümlich ausdrucksvolle Rede- und Schreibweise zierten ihn. Er liebte heitern geselligen Verkehr, bildende Kunst, Musik. Kennzeichnend ist seine Vorliebe für Seneca und Voltaire. Für äußere Ehren war er empfänglich. Die Geschichte war sein Lieblingsstudium und sein eigentliches Arbeitsfeld, denn obwohl er in Freiburg Philosophie lehrte — er las Geschichte der Philosophie, Encyclopädie, Logik, Metaphysik, Aesthetik, praktische Philosophie, Pädagogik, Anthropologie —, hat er doch keine rein philosophischen Werke herausgegeben, während seine geschichtlichen Schriften sehr zahlreich sind. Er liebte jedoch naturgemäß die Grenzgebiete der Philosophie und Geschichte. Als Geschichtschreiber arbeitete er ganz im Geiste seiner Zeit. Eingehendes Einzelstudium und objective Betrachtung des Gegenstandes waren nicht seine Sache. Was wir heute von dem Geschichtsschreiber verlangen: möglichst völlige Freiheit von vorgefaßten Meinungen, strengstes Streben nach reiner Wahrheit, diese Grundeigenschaften des Philologen fehlten ihm ganz. Nicht die Geschichte lehrte ihn, nein, er lehrte seine Meinungen, die aufklärerischen weltbürgerlichen Anschauungen seiner Zeit durch die Darstellung der Geschichte. Eine gesetzmäßige Reform zur Verwirklichung der ihm vorschwebenden Menschenrechte war der ihn beherrschende Gedanke.

Wie sein mündlicher Vortrag durch neue eigenthümliche Wendungen und Bilder die Hörer zu fesseln wußte, so vermögen seine Schriften durch die rednerische Färbung und die Glätte ihrer Form trotz ihrer entschiednen inhaltlichen Mängel auch heute noch eine gewisse Anziehungskraft auf ihre seltnen Leser zu üben. Wenn dieser völlig moderne, subjectiv denkende, rednerische Darstellungsweise liebende Mensch dichterisch thätig war, so mußte vor allem das Schauspiel sein Gebiet sein. So hat er denn auch, durch Kotzebue aufgemuntert, mehrere Dramen, darunter ein Trauerspiel „Vitellia“ und ein Lustspiel „Gefangenschaft“ gedichtet, welche sich eine Zeit lang auf Wiens Bühnen hielten. Ein satirisches Gedicht „Sündenbabel und Krähwinkel“ erschien in dem von Ch. K. André seit 1809 in Brünn herausgegebenen „Hesperus“, einem „National-Blatt für gebildete Leser“. Ein anmuthiger durch sein eheliches Glück eingegebner Sonettenkranz „Weiblichkeit“ ward 1830 in Freiburg gedruckt.

Seine geschichtlichen Werke sind: „Ueber Preußens Demarkationslinie“, 1795. „Weltgeschichte zur gründlichen Erkenntniß der Schicksale und Kräfte des Menschengeschlechts“, 1808—1813. „Böhmens Schicksal und Thatkraft vor dem Vereine mit Ungarn“ u. s. w., 1817. „Ungarns Schicksale und Thatkraft vor dem Vereine mit Böhmen“ u. s. w., 1817. „Staatengeschichte des Kaiserthums Oesterreich“, 1817—19. „Oesterreichs und Steyermarks Thatkraft vor dem Vereine mit Ungarn“ u. s. w., 1818. „Bundes-Anbeginn mit Ungarn, Böhmen“ u. s. w., 1819. „Ueber den Zusammenhang der Philosophie mit der Weltgeschichte“, Antrittsrede, 1824. „Geschichte von Böhmen“, 1827, 1828. „Geschichte der Menschheit“, 1828. „Der Mensch in der Geschichte“, 1828—1834. „Geschichte von Oesterreich und Steiermark“, 1828. „Geschichte Ungarns“, 1829—1832. „Oesterreichs Einfluß auf Deutschland und Europa seit der Reformation“, 1829. „Geschichte des Weltlaufes und Zeitgeistes“, 1830—1832. „Zeitgeist“, Rede, 1830. „Gedächtnißrede auf Ludwig, Großherzog von Baden“, 1830. „Jetzt! Taschenbuch der Zeitschichte für 1832“, 1831—1832. „Jahrbuch neuester Thaten und Zeiten für 1833“, 1833. Ferner veröffentlichte er noch mehrere Gedächtnißreden und gab eine Uebersetzung von Chateaubriand's Genius des Christenthums heraus. Aufsätze von ihm erschienen in André's Hesperus, in den seit 1828 erscheinenden Jahrbüchern für Geschichte und Staatskunst von K. H. L. Pölitz, in den seit 1830 von Karl v. Rotteck herausgegebenen Neuen allgemeinen politischen Annalen. Kritiken schrieb er unter den Namen „Friedrich Hain“ und „Julius Velox“. Seine hinterlassenen Werke gab E. Münch heraus: 16 Bände, 1834—1842. Darin Lebensabriß und Briefwechsel. Im übrigen sind es nur neue Auflagen der bereits gedruckten Schriften.

Vgl. K. Zell, Gedächtnißrede auf Franz Julius Schneller. Freiburg 1834. — Schlossar, Erzherzog Johann von Oesterreich und sein Einfluß auf das Culturleben der Steiermark (Wien 1878) S. 231—245. — F. L. Dammert in Badische Biographien II, 277, 278.

F. Pfaff.

Schnellinger: Valentin S., auch Veyt S., in manchen Drucken auch N. Snellinger gezeichnet. Ein Componist der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, dessen Lebensumstände uns bis heute völlig unbekannt sind. Er findet sich aber mehrfach in alten deutschen Musiksammelwerken, die in Wien und Augsburg in den Jahren 1540 und 1544 gedruckt sind, als Componist von Gesängen genannt. Der Wiener Wolfgang Schmeltzl nahm drei Gesänge von ihm in seine Sammlung „Guter seltzamer vnd kunstreicher teutscher Gesang“ 1544 auf, die in moderner Partitur im 1. Bande des deutschen Liedes, hersg. von Eitner (Leipzig 1876, Breitkopf & Härtel) erschienen. S. 26 befindet sich ein Quodlibet, überschrieben „der Pfarrer von Nesselbach“. Der Tenor ist zusammengesetzt aus allerlei Volksliedern und die übrigen drei Stimmen contrapunktiren in der bekannten Weise des 16. Jahrhunderts. Einen großen Kunstwerth haben diese Quodlibets nicht, sie sind oft ein Ausbund der ungebundensten Laune, haben aber für den Historiker einen großen Werth, weil sie Kunde von vielen verschollenen, einst beliebten und in's Volk gedrungenen Melodien geben. S. 38 ist ebenfalls ein Quodlibet zu 4 Stimmen, mit dem Unterschiede, daß hier jede Stimme einen anderen Text und andere Volksmelodien singt. Die Musik, d. h. das Kunstwerk, tritt dabei völlig in den Hintergrund und man sang sich einst damit in Kränzchen und bei Festlichkeiten gegenseitig in guter Laune an. Mehr Kunstwerth hat die dritte Nr., S. 136, überschrieben „Das ander Feuer rufen“. Dies bezieht sich auf den einstigen Ruf der Nachtwächter, welche die Stunde in Reimen ausriefen. Der Satz ist fünfstimmig, sehr gut gearbeitet und wohlklingend. Außerdem ist noch ein geistlicher deutscher vierstimmiger Satz im Kugelmann und

eine fünfstimmige Motette im Ulhard bekannt. Doch fehlt, um ein Urtheil zu gewinnen, die Partitur dazu.

Siehe die Bibliographie der Musik-Sammelwerke des 16. und 17. Jhs. Berlin 1877, vom Unterzeichneten.

Rob. Eitner.

Schnepff: Erhard S., Reformator in Schwaben, Nassau und Hessen, geboren am 1. November 1495 zu Heilbronn, wo seine Familie zu den alten Patriciergeschlechtern gehörte, als Erstgeborner wie Luther vom Vater für das Rechtsstudium ausersehen, aber von der Mutter bald für den geistlichen Stand gewonnen, studirte 1509—11 in Erfurt, wo Justus Jonas und Eobanus Hesse seine Lehrer waren, und vom 11. December 1511 ab in Heidelberg Jurisprudenz, welche er später mit der Theologie vertauschte. Seine Hinneigung zu der evangelischen Lehre wurde entschieden durch die Disputation, welche Luther 1518 (April) mit den Heidelberger Theologen hielt. S., Billicanus, Butzer, Brenz, Franz Irenicus u. A. wurden damals durch den Scharfsinn, die Freundlichkeit und Milde Luther's gewonnen und besuchten ihn in seiner Herberge, um sich von ihm über manches, das sie nicht völlig verstanden hatten, noch gründlicher unterrichten zu lassen. Um 1520 finden wir ihn als Prediger der neuen Lehre in Weinsberg, nach 2 Jahren von dort vertrieben in gleicher Stellung auf der Burg Guttenberg bei Neckarmühlbach „unter dem Schutze Dietrich's von Gemmingen", des Freundes des tapferen Hartmuth v. Kronberg und des Nachbarn Götz' v. Berlichingen. Hier lernte er Hebräisch von Kaspar Gräter, dem späteren Hofprediger Herzogs Ulrich von Württemberg. — 1524 kam er nach Wimpfen, wo ihn harte Kämpfe mit der dortigen Geistlichkeit, den eingedrungenen Wiedertäufern und den aufrührerischen Bauern erwarteten. Um nicht von diesen als Feldprediger fortgeführt zu werden, verheirathete er sich eiligst mit Margaretha Wurzelmann, Tochter des dortigen Bürgermeisters (1525). Die nach der Niederwerfung der Bauern in jenen Gegenden durchgeführte Reaction scheint auch S. von Wimpfen vertrieben zu haben. Er verließ indeß Süddeutschland nicht, ohne seinem Namen dort für immer eine ehrenvolle Erinnerung gesichert zu haben. Am 21. October 1525 nämlich hatte er mit Lachmann „und mehr als zwölf anderen Geistlichen" das von Brenz verfaßte und handschriftlich an Oecolampadius gesendete, später ohne Zustimmung der Betheiligten im Drucke veröffentlichte Syngramma Suevicum in Schwäbisch-Hall unterschrieben und sich damit gegen Zwingli und die vermittelnden Straßburger für Luther in der Lehre vom Abendmahl für immer entschieden. — Im Herbste 1526 folgte S. einem Rufe des Grafen Philipp III. von Nassau und Saarbrücken, „heros pius, magnanimus et fortis evangelii restaurator", um in der Herrschaft Weilburg die Reformation einzuführen, disputirte am 31. October e. a. in Weilburg siegreich mit der dortigen altgläubigen Geistlichkeit, insbesondere mit dem Trier'schen Doctor theol. Terwich, nahm aber, nachdem er in seinem neuen Amte mancherlei Unbill von seinen Gegnern ertragen hatte, den Ruf des Landgrafen Philipp von Hessen an seine neugegründete Universität Marburg an und begann dort im Frühjahr 1527 theologische Vorlesungen zu halten. 1529 und 1530 begleitete er seinen Landesherrn auf die Reichstage von Speier und Augsburg. Er predigte an beiden Orten häufig und nahm an den Verhandlungen über die Confessio Augustana in Lutherischem Sinne in sehr fördernder Weise theil. Auch in den Tagen des Schwankens und der Furcht verlor er nicht den Muth. „Der einzige Schnepff", schreibt der Nürnberger Hieronymus Baumgärtner am 13. September 1530 nach Haus an Lazarus Spengler, „hat noch ein Schnabel, christenlich und beständig zu singen, darum er vor den anderen oft scurriliter verspottet wurde. Wenn er nicht dabei wäre, wollten wir aller Theologen halber schon eins mit

dem Widertheil sein". Gegen die Anerkennung der bischöflichen Jurisdiction kämpfte er erfolgreich, ebenso unterstützte er seinen Landesherrn in seinen Bemühungen, die Evangelischen in einem Bündniß wider den Angriff des Kaisers und seines Bruders zu vereinigen. — Als mit Hülfe des Landgrafen Philipp der vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg wieder in sein Land eingesetzt worden war (1534), trat S. (wahrscheinlich am 29. Juli 1534) neben dem Zwinglianer Ambrosius Blaurer in seine Dienste. Obgleich beide für gemäßigt galten, vermochten sie doch erst nach hartnäckigen Kämpfen sich zu einigen. Endlich unterschrieben sie beide zur großen Freude des Herzogs „die Marburger Formel", welche den Leib Christi im Abendmahl als „substantive und essentialiter, nicht aber quantitative, qualitative oder localiter gegenwärtig" annahm. Dies geschah am 2. August im Schlosse zu Stuttgart. Es war damit ein hochwichtiger Schritt gethan, „der erste Ausdruck der sich bildenden Einheit der deutsch-evangelischen Kirche, der Vorgang der württembergischem Concordia von 1536" (Ranke). Allerdings fehlte es trotzdem nicht an solchen, welche immer von neuem den Zank anzufachen bemüht waren (z. B. Butzer), glücklicher Weise zuletzt ohne Erfolg. Daß es so kam, war zu einem guten Theil Schnepff's Verdienst. Nach einem Jahre schon durfte Blaurer über ihn urtheilen: „Er ist ein guter Mensch, der aufrichtig Gott fürchtet, so daß ich mich in keiner Weise über ihn beschweren kann".

Zur kirchlichen Verwaltung des Landes wurde das Herzogthum in zwei Theile zerlegt, einen nördlichen, „das Unterland", mit dem Verwaltungssitz in Stuttgart, den S., und einen südlichen, „ob der (Stuttgarter) Steig", mit dem Sitz in Tübingen, den Blaurer erhielt. S. war dadurch in mancher Hinsicht vor Blaurer bevorzugt. Er stand auch sonst in der Gunst des Herzogs, von dem er ausersehen wurde, ihn mit nur noch zwei Genossen auf der Reise nach Wien zur Ableistung des Lehnseides zu begleiten (Juli 1535). — Nach der Durchführung der Reformation in seinem Bezirke erhielt S. den Auftrag, zu ihrer Aufrechterhaltung eine Reihe von kirchlichen Ordnungen auszuarbeiten. So verfaßte er die erste „Württembergische gemeine Kirchenordnung", die Brenz durchsah und im März 1536 drucken ließ; dann die Eheordnung (1537) und mit Heinz v. Lüdder die „Ordnung eines gemeinen Kasten" (1536) und in Gemeinschaft mit Blaurer ein „Bedenken" über die Wiedertäufer (1536). Auch bei der Neuordnung der Verhältnisse der Universität Tübingen war S., wenn sie auch nicht in seinem Bezirke lag, nicht unbetheiligt. Man legte ihm zur Last, daß er die Schweizer (Zwinglianer) fern gehalten habe, während er in der Berufung Melanchthon's mit Blaurer einig war. Aber dieser lehnte, nachdem er beinahe ein Jahr in Tübingen verweilt hatte (April 1537 bis Februar 1538), ab. — In diese Zeit fielen die Verhandlungen des sog. Uracher Götzentages (Sept. 1537), auf welchem eine feste Ordnung wegen der Bilder und Bildwerke in den Kirchen hergestellt werden sollte. S. und Blaurer waren die Hauptsprecher, jener für die Beibehaltung der guten und unanstößigen, dieser für die Beseitigung aller Bilder. Bezeichnend für Schnepff's Standpunkt war es, daß er das Richteramt des Herzogs in dieser Angelegenheit zurückwies und nur das der Universitäten Wittenberg, Tübingen und Marburg anerkennen wollte. Dennoch mußte er sich fügen, als alle übrigen Theilnehmer des Gespräches die Entscheidung dem Herzoge anheimstellten, der sich jetzt für Blaurer's Auffassung, nämlich die Beseitigung der Bilder, nach einigen Jahren indeß (1540) für die gemäßigte Anschauung Luther's, d. i. in diesem Falle Schnepff's, entschieden. — 1537 begleitete S. den Herzog zur Zusammenkunft der Bundesglieder nach Schmalkalden, verfaßte 1539 mit Käuffelin, Gräter und Strauß das Gutachten über die Augustana und Apologie, welches die Wittenberger von den hervorragendsten evangelischen

Theologen erbaten, besuchte 1540 den Reichstag von Hagenau, wo er im Auftrage seines Herzogs sich entschieden gegen jede Zurückgabe der Kirchengüter erklärte, erstattete mit den übrigen württembergischen Theologen das bekannte Gutachten gegen die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen und war auf den Religionsgesprächen in Worms und Regensburg (1541) zugegen, ohne indeß besonders hervorzutreten. Da sich aber während der letzten Jahre seine Stellung am württembergischen Hofe offenbar durch das schroffe und herrische Gebahren der weltlichen Räthe des Herzogs mehr und mehr verschlechtert hatte, folgte er am 1. Februar 1544 einem Rufe nach Tübingen als Professor der Theologie und Pfarrer und bald darauf als Superattendent des Stiftes, welches er 1547 im Herbste in dem noch jetzt bewohnten, allerdings veränderten Klostergebäude unterbrachte. Am 29. Februar 1544 wurde er zum Dr. theol. promovirt. — 1545 gab er auf Melanchthon's Rath das für die Schmalkaldische Zusammenkunft (1540) ausgearbeitete Bedenken heraus, dessen Inhalt im wesentlichen darauf hinauslief, daß man fortan alle Religionsgespräche lassen möge, da die Gegner weder Wahrheit noch Frieden wollten, und erklärte sich ebenso gegen die Beschickung des Concils von Trident seitens der Evangelischen. Trotzdem mußte er noch einmal ein Religionsgespräch, das von Regensburg (1546), besuchen, auf dem ihm die Disputation mit dem Augustinerprovinzial Hofmeister von Colmar zufiel. — Der Schmalkaldische Krieg (1547) und die Einführung des Interim (22. Juli) brachten wie für so viele evangelische Prediger, so auch für Schnepff's Leben eine entscheidende Wirkung. Nachdem er auf Betrieb Granvella's von seinem Herzoge wegen seiner feindseligen Haltung gegen das Interim eine Verweisung erhalten hatte, wurde er, da er sich nicht dazu verstehen wollte, gemäß der kaiserlichen Declaration zu lehren, seines Amtes entlassen. Am 11. November 1548, dem Tage, wo in Tübingen wieder die erste Messe gelesen wurde, hielt er seine Abschiedspredigt; am 24. November erhielt er vom Herzoge in gnädigen Worten und „mit einer stattlichen Verehrung“ den Abschied. Gegen das Ende des Jahres verließ er mit seiner Familie Tübingen. „Die ganze Gemeinde gab dem geliebten Prediger mit vielen Thränen das Geleite“. Wohin er sich wenden sollte, wußte er noch nicht. Es war genug, daß der edle und tapfere Eberhard v. Gemmingen ihm und den Seinen einstweilen auf Schloß Bürg bei Neustadt am Kocher eine gastliche Zufluchtsstätte bereitete.

Während S. noch mit Melanchthon verhandelte, der in treuer Freundschaft sich unausgesetzt bemühte, dem Bedrängten im Norden ein Unterkommen zu verschaffen, bot sich dieses ihm schneller als er erwartet in der erwünschtesten Weise. Im Sommer 1549 wurde auf seine vorhergegangene Bewerbung S. von den Söhnen des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen mit dessen Genehmigung an die neuerrichtete Universität — ursprünglich akademisches Gymnasium — Jena zunächst als Lehrer des Hebräischen mit einem Gehalt von 150 Gulden berufen. Am 22. Juli trat er sein Amt an und erwarb sich bald solche Zufriedenheit, daß er schon nach einem Vierteljahr eine willkommene Zulage an Naturalien, nämlich 6 Erfurter Malter Korn, 12 Eimer Wein, 20 Klafter Holz und 3 Schock Hühner, und nach einigen Jahren (1551 und 1553), da er einen Ruf nach Rostock abgelehnt hatte, noch weitere Zulagen erhielt. Seine Lage wurde dadurch höchst befriedigend; er fühlte sich noch heimischer in Thüringen, als sich seine Tochter Blandina mit seinem Collegen, dem Theologen Victorin Strigel, der seine Gattin verloren hatte, verheirathete. Auch an Arbeit und Ehren fehlte es nicht; nachdem er noch das Pfarramt und die Superintendentur Jena, dazu die Prüfung und Ordination der Geistlichen übernommen hatte, galt er mit Recht als einer der angesehensten und hervorragendsten Männer der Kirche und der Wissenschaft in seiner neuen Heimath. Johann

Friedrich berichtete 1550 an seinen Vater, „daß die Schule zu Jena also Gottlob mit den Leuten bestellt und nunmehr Dr. Schneppen Person halber weiter versehen ist, daß es christlich löblich und billig nicht für ein gering Kleinod dieses armen Ländleins zu halten".

Aber so glücklich sich so sein Lebensabend zu gestalten schien, so unruhig sollte er enden. Von den heftigen theologischen Kämpfen und Fehden, die in dieser Zeit auf den protestantischen Universitäten oft mit unerhörter Bitterkeit und Gehässigkeit ausgefochten wurden, sollte S. nicht verschont bleiben. Der zwischen Wittenberg und Jena sich mehr und mehr entwickelnde Wettstreit hätte auch ihn schon früher leicht zur Theilnahme an den beginnenden Streitigkeiten wegen der Adiaphora im Leipziger Interim führen können. Indeß seine Verehrung für Melanchthon, der gerade in dieser Zeit, wo er die erbittertsten Schmähungen und Angriffe erfuhr, sich an seiner Zuneigung und Freundschaft aufzurichten schien, hielt ihn vorerst vom Kampfe fern. Melanchthon war immer bemüht, bei den ausbrechenden Controversen zuerst Schnepff's Urtheil zu hören. Dies Verhältniß änderte sich aber schon im Osiandrischen Streite, als S. mit Amsdorf, Justus Jonas, Strigel, Mörlin u. a. m. die „Censurae, d. i. Erkenntniß aus Gottes Wort und heiliger Schrift über die Bekenntniß Andreae Osiandri von dem einigen Mittler Jesu Christo und von der Rechtfertigung des Glaubens. Datum 18. Januar 1552" verfaßte, eine Schrift, die an Grobheit wenig zu wünschen übrig ließ. Dadurch gerieth man auch mit Brenz und den Württembergern in Streit und als aus Anlaß des Majoristischen Streites S. an dem Convent zu Weimar, der sog. „Flacianischen Synode" theilnahm (Jan. 1556) und die Forderungen an die Wittenberger: Rückkehr zur Augsburgischen Confession, Verdammung der Zwinglischen und Schmalkaldischen Lehre, der Lehre vom freien Willen und dem Synergismus u. a. m. unterschrieb, war der Bruch mit Melanchthon entschieden. Das brachte ihm nur den Spott der Wittenberger ein, der sich in Johann Major's geistreichem und witzigen Gedichte „Synodus avium" gegen die Jenenser und alle Diejenigen wendete, die „der Sache (des Philippismus) nicht nur einen Stich zu geben, sondern ihr die Gurgel ganz abzuschneiden" (Flacius) beflissen gewesen waren. Vielleicht sah S. schon jetzt, wohin man durch solche Verketzerung der Gegner gerieth. Jedenfalls bemühte er sich, in dem Streite zwischen Amsdorf und Menius, auf dessen Seite V. Strigel stand, Frieden und Eintracht zu fördern. Als aber im April 1557 Matthias Flacius nach Jena berufen wurde, war es um Schnepff's und seiner bisherigen Collegen Unbefangenheit und theologische Selbständigkeit geschehen. Schon vor dem Erscheinen dieses streitbedürftigen, ruhelosen Gelehrten hatte Herzog Johann Friedrich dafür gesorgt, daß kein Widerspruch oder Zweifel gegen ihn unter den Jenensern laut wurde. Wirklich ließ sich jetzt S. von ihm und seinen Anhängern derart zur Gegnerschaft gegen Melanchthon bestimmen, daß er auf dem Religionsgespräch zu Worms (August 1557), wo mit den Römischen verhandelt werden sollte, bei dem Präsidenten des Gespräches, Jul. v. Pflug, einen Protest gegen alle in der letzten Zeit unter den Evangelischen hervorgetretenen Secten, wie Wiedertäufer, Sacramentirer, Osiandristen, Majoristen u. s. w. einreichte, sich und seine Begleiter Mörlin, Sarcerius, Stößel und Strigel dadurch von den übrigen evangelischen Genossen schied und damit nicht nur das Gespräch zu Falle brachte, sondern auch den Römischen den wohlfeilen Ruhm des Sieges über die Evangelischen gewährte. „Einen größeren Schimpf hat die Reformation im 16. Jahrhundert nicht erfahren" (Nitzsch). Freilich muß man anerkennen, daß S. unter dem rücksichtslos zwingenden Drucke seines Fürsten und dessen Günstlings Flacius handelte. Dennoch bleibt sein Verhalten tadelnswerth genug. Man erkennt an seinem weiteren Auftreten, daß er sich selbst in dieser Lage

nicht wohl fühlte. Als Flacius zur Fortsetzung seines bisherigen Regiments in den Herzog drang, daß er von ihm, den Jenenser Theologen und Amsdorf eine Confession und eine Confutation aller bisherigen Irrthümer verfassen lassen möchte, lehnte S. (Novbr. 1557) die Betheiligung daran in Gemeinschaft mit seinen Collegen Hügel und Strigel drei Mal ab, und gleichzeitig damit die vom Herzoge gewünschte Verhandlung mit Flacius wegen einer von diesem gegen Menius erlassenen Streitschrift. Erst als die Confession und Confutation S., Strigel und Hügel allein übertragen wurde, übernahmen sie deren Abfassung, „vielleicht unter dem günstigen Eindruck der eben damals, am 1. Febr. 1558, erfolgten feierlichen Eröffnung der hohen Schule als Universität", und nicht ohne eine ihre Handlungsweise rechtfertigende Erklärung. Am Palmsonntage überreichten sie dem Herzoge ihre Arbeit; welcher Art ihr Inhalt war, erkennt man daran, daß S. und Hügel auf dem darauffolgenden Weimarischen Convente sich nicht dazu bringen ließen, Menius und Major wegen ihrer Lehrmeinungen zu verdammen. Auch an den übrigen Ketzergerichten Amsdorf's und Flacius' betheiligte S. sich nicht mehr. Freilich lief er damit Gefahr, wie bald nachher Strigel, ebenfalls von jenen verklagt und verfolgt zu werden. Aber er wurde ihr rechtzeitig entrückt. Er starb nach kurzer Krankheit am Mittag des 1. Nov. 1558, seines Geburtstages. Seine Leiche wurde in der Stadtkirche von Jena beigesetzt, wo sich auch sein Bildniß, gemalt von Peter Gottland, befindet.

Vgl. J. Rosa, Oratio de vita E. Schnepfii. Lipsiae 1562. — M. Adam, Vitae G. theologorum, 320, 578. — Th. Pressel, Ambrosius Blaurer. Stuttgart 1861 u. desgl. Elberfeld 1861. — Heyd, Blaurer u. Schnepff in der Tübing. Zeitschr. 1838. — Stälin, Wirtemberg. Geschichte IV. — Schwarz, Das erste Jahrzehnt der Universität Jena, 1858. — Weizsäcker, Gesch. der evang.-theolog. Facultät der Universität Tübingen, 1877. — Insbesondere: J. Hartmann, Erhard Schnepff, der Reformator in Schwaben, Nassau, Hessen und Thüringen, 1870.

Brecher.

Schneuber: Joh. Mathias S., elsässischer Dichter. Geboren am 2. Februar 1614 zu Mülheim in Baden, kam er jung nach Montbeliard, um das Französische zu erlernen, mußte aus dem Convictorium zu Durlach nach der Nördlinger Schlacht fliehen, ward am 14. August 1634 zu Straßburg immatriculirt, 1635 als poeta laureatus gekrönt, erhielt 1637 die Stelle eines prof. poeseos am Gymnasium, 1642 dieselbe an der Universität Straßburg, 1649 die Direction des Gymnasiums und starb am 26. December 1665. Aus bedrängten Verhältnissen emporgekommen, wurde er rasch befördert und älteren, verdienteren, aber unliebsamen Mitbewerbern, wie Gloner, vorgezogen. Doch die Freundschaft mit Val. Andreä und besonders Moscherosch bürgt für seinen Charakter. Frühzeitig trat S. als deutscher Dichter auf, als ein Vertreter der neuen gelehrten Kunstdichtung, die in Straßburg schon vor Opitz geübt worden war und zu deren Pflege 1633 die Aufrichtige Tannengesellschaft sich zusammengefunden hatte, ein Verein allerdings von wenig Mitgliedern, meist Studenten, sowie von geringer Wirksamkeit und Dauer. 1648 ward S. auch in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, von Harsdörfer empfohlen als „ein hochgelehrter Mann und kein Schulfuchs". Wie sein Freund Rumpler huldigte auch S. dem Purismus, selbst in der Orthographie. 1641 und 1642 hatte er deshalb eine poetische Fehde mit einem gewissen Herpflinger zu bestehen. Gesammelt erschienen seine „Gedichte" Str. 1644, denen 1656 ein 2. Band, „Teutscher gedichten Anderer Theyl", folgte. Es sind meist Gelegenheitsgedichte, welche z. Th. auch für sich veröffentlicht worden waren. In den Begräbnißgedichten, wie sie S. unter anderen seiner 1654 verstorbenen Gattin widmete, äußert sich ein zartes, frommes Gemüth; die Hochzeitslieder

haben z. Th. humoristische Färbung, wie z. B. I, 283 das eingeschaltete Carmen eines Poeten nach der alten Schule. In den Epigrammen auf den „Stölzling“, auf „Leidemann und Lüstler“, auf den „Förschler“ versucht sich ein schwächlicher Witz. Das Anagramm oder „Letterwexel“ verschmäht er nicht. Außer Alexandrinern gebraucht S. auch daktylische Maße; er dichtet pindarische Oden, wie man die in „Satz, Gegensatz, Nachklang (Abgesang, Nachlied)“ gegliederten Gedichte nannte. Auch lateinische Gedichte veröffentlichte er: 1644 als Anhang seiner Gedichte, 1656 als Fasciculus poematum latinorum. Den Kometen von 1664 beschrieb er lateinisch und deutsch: Epigramma de portentoso Cometa qui visus est Argentinae 8. Dec. 1664 (nebst deutschen Versen: „Klinggedicht“) mit Sternkarte; und „Umständliche Beschreibung des großen Cometen“ 1664. Eine „Disputatio politica de statu rei publicae turbato“ (1635) ist eine akademische Probeschrift.

Straßburger Acten. — Ad. Strobel, Hist. du gymn. prot. de Strasb. 1838 p. 142. — Rich. Gosche, Arch. f. Litt.-Gesch. II, 234. — Rud. Reuß, Gloner, in der Festschrift des Prot. Gymn. 1888, S. 203.

Martin.

Schnezler: Ferdinand Alexander August S., verdienter Lyriker, Novellist und Sagensammler, wurde am 4. August 1809 zu Freiburg im Breisgau geboren, wo sein Vater das Amt eines Stadtdirectors bekleidete und nebenher durch 28 Jahre die mit einem Unterhaltungsblatt verbundene „Freiburger Zeitung“ redigirte. Durch ihn und seine feingebildete Mutter, die einer französischen Emigrantenfamilie angehörte, erhielt S. eine tüchtige, obwohl etwas vornehme, mehr nach Seiten der Phantasie und des ästhetischen Genusses als des Charakters und der Pflicht gerichtete Erziehung; die Mutter führte ihn in die französische Sprache und Litteratur, sein Vetter und Informator J. A. Henne von Sargans, der spätere Universitätslehrer in Bern, in die Vorhallen der Poesie und Aesthetik ein. Die geselligen Zirkel des elterlichen Hauses, zu dem alle in Freiburg lebenden Litteratur- und Kunstfreunde Zutritt hatten, gaben überdies seinem Geiste die mannigfachste Anregung, wie auch der Blick auf die herrliche landschaftliche Scenerie der Vaterstadt seinem für Naturschönheit empfänglichen Sinne immer frische Nahrung entgegenbringen mußte. Seine Studien machte S. in Freiburg und in München, hier besonders unter Oken, in dessen Familienkreis er eingeführt war, und dessen Vorträge ihn auf ein eifriges Studium der Naturphilosophie hinlenkten. Der Aufenthalt in der bairischen Hauptstadt erhöhte auch die Quellkraft seiner poetischen Ader, und als er seine Studien dort beendet, gab er bei seinem Scheiden die erste Sammlung seiner „Gedichte“ (1833) daselbst heraus, wovon eine zweite, stark vermehrte Auflage 1846 in Karlsruhe erschien. S. ist als lyrischer Dichter bei weitem nicht so bekannt geworden, wie seine vortrefflichen Leistungen es verdienen. „Manche seiner seelenvollen, frühlingsfrischen und duftigen, fast alle Töne des Dichtergemüths reich und oft eigenthümlich anschlagenden Lieder, voll musikalischer Klangschöne, die sich auch durch sittlichen Ernst auszeichnen, stellen sich den Schöpfungen seiner Vorbilder Platen und Goethe nicht unwürdig zur Seite. Das eigentliche Element seiner poetischen Individualität bildet ein inniges wahres Naturgefühl und, in seiner frischeren Periode, eine kerngesunde Anschauung des Lebens. Dazu gesellt sich die Würze eines ebenso kräftigen als liebenswürdigen Humors, der sich oft in überraschender Weise geltend macht, zum Theil auch in seinen Märchenbildern, worin seine waldromantische Muse in träumerisch-reizender Naivetät uns entgegenlächelt.“ — Von 1833 bis 1838 arbeitete S. zu Heidelberg, Mannheim und Karlsruhe als Postbeamter im badischen Staatsdienste. Aber Kunstbegeisterung und Wissensdrang einerseits und Dienstzwang und der Druck eines heterogenen Standes anderer-

seits spalteten sein Wesen; ohnmächtig, seine eigene Flamme zu dämpfen, unfrei in Wille und Bewußtsein, betäubt und besinnungslos strenges Pflichtgefühl opfernd, ereilte ihn die Katastrophe, deren Vollwucht zwar der Beamte, nicht aber der Dichter erlag. Ausgerüstet mit einem Schatze vielseitiger Kenntnisse, siedelte er, um sich zu einer würdigen litterarischen Stellung Bahn zu brechen, im Sommer 1840 nach Wiesbaden und einige Monate später nach Mainz über, wo er sich als Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften betheiligte und durch seine komischen Beiträge den Hauptgrund zur Mainzer Faschingszeitung „Narrhalla“ legte. Von 1842 bis Mitte 1844 gab er in Darmstadt „Guttenberg. Ein Unterhaltungsblatt für Stadt und Land“ heraus, veröffentlichte hier auch sein dramatisches Festspiel „Der Riß zum Kölner Dom“ (1842). Hierauf lebte er abwechselnd in Stuttgart, Mannheim, Karlsruhe, veröffentlichte hier seine beiden großen, mit verdientem Beifall aufgenommenen Sagensammlungen „Badisches Sagenbuch“ (1846), die das gesammte badische Land berücksichtigte, und „Aurelia’s Zauberkreis“ (1847), die nur die Sagen und Legenden der Stadt Baden und ihrer nachbarlichen Thäler enthielt. Nach dem im März 1847 erfolgten Ableben seiner Mutter, die er stets als seine „zärtlichste Muse“ gefeiert hatte, begab er sich erst nach Heidelberg und im December nach Frankfurt a. M., wo er bald dichtend an der großen politischen Bewegung theilnahm, sein humoristisches „Vergißmeinnicht. Illustrirter Wegweiser durch Frankfurt a. M.“ (1848; mit lyrischem Text) verfaßte, Uebersetzungen ausländischer Journalartikel lieferte und für verschiedene Zeitschriften als Novellist thätig war. Von August bis October 1849 besorgte S. zu Mannheim die Leitung des „Badischen Merkur“; hier wurde er wegen eines der Kölnischen Zeitung entnommenen Artikels zu zweiwöchentlicher Haft verurtheilt, wovon er jedoch nur drei Tage verbüßte, und sah sich überdies von dem Verleger des Blattes um den größten Theil seines Honorars betrogen. Um bittere Erfahrungen und Enttäuschungen reicher, übernahm er im Mai 1850 die Redaction des „Vogesenboten“ in Landau, den er bald nachher in die „Pfälzer Zeitung“ umtaufte; von Neujahr bis zum Mai 1851 fand er als Expeditor und Corrector bei der „Kasseler Zeitung“ Verwendung, dann aber wandte er sich, aller Politik und journalistischen Plackereien überdrüssig, nach Leipzig, um hier für eine Sammlung seiner Novellen und Humoresken einen Verleger zu suchen. Aber trotz der Empfehlungen eines Vilmar, Wackernagel, Düntzer u. a., trotz des poetischen Werthes, den seine Arbeiten in sich trugen, blieben seine Bemühungen erfolglos, und mißmuthig kehrte er nach Frankfurt zurück, wo nunmehr, wie er selbst berichtet, „eine wahre Sonnenfinsterniß seines Lebens“ begann. Bei seinem beschaulichen und bequemen Naturell fehlte ihm die rechte Willensstärke, sich irgendwie geltend zu machen; Sorgen und Noth erschlafften seinen Geist, anstatt ihn zu stählen. Er verließ im September 1851 die Stadt der Geldaristokratie und ging nach München, wohin ihn angenehme Jugenderinnerungen zogen. Mit Beihülfe seiner Freunde gelang es ihm, die Redaction des „Münchener Tageblatts“ zu erhalten, wozu er ein „Sonntagsblatt für Ernst und heitere Laune“ gründete; allein der Zustände und Verhältnisse unkundig, mußte er dieselbe schon zu Ostern 1852 andern Händen überlassen. Die nun beabsichtigte Herausgabe eines humoristischen Blattes mißlang; für seine Schriften fand sich kein Verleger; und so wollte er denn wieder in seine alemannische Heimath zurückkehren, als ihn eine bösartige Krankheit aufs Lager warf, der er nach wenigen Tagen, in der Nacht auf den 11. April 1853, erlag.

Hub, Deutschlands Balladen- u. Romanzendichter, III, S. 96.

Franz Brümmer.

Schnitter: Gottfried Joachim Wilhelm S., als Lyriker wie Dramatiker productiv und namhaft, ward am 26. Februar 1802 in Stralsund geboren, † ebendaselbst am 24. April 1887. Seine Vorbildung erhielt er auf dem Gymnasium der Vaterstadt, bezog 20 Jahre alt die Universität Heidelberg, um sich der Jurisprudenz zu widmen und beendete seine akademischen Studien in Berlin. Hier bestand er nach praktischer Ausbildung beim Stadt- und Kammergericht seine juristischen Prüfungen und wurde am 11. Juli 1834 zum Kammergerichtsassessor ernannt. Nach vierjähriger Beschäftigung an mehreren Gerichten erster und zweiter Instanz erhielt er 1838 seine Ernennung zum Kreisrichter und bereits 1842 zum Director des Kreisgerichts zu Greifswald. Aber in dieser Stellung verblieb er nur sechs Jahre. Obwohl er sich des „Allerhöchsten Anerkenntnisses“ durch die Verleihung des Rothen Adlerordens zu erfreuen hatte, mußte er doch bei der neuen Justizorganisation im Jahre 1849 und infolge der dadurch bedingten Aufhebung des bisherigen Kreisgerichtes zu Greifswald seine directorale Stellung mit der eines Mitgliedes des neu errichteten Kreisgerichtes zu Stralsund vertauschen, in welcher Eigenschaft er durch Patent vom 1. April 1850 bestätigt wurde. Aber theils das ihm wenig Zusagende dieser neuen Stellung, theils ein zunehmendes Gehörleiden veranlaßten ihn schon 1853 zur Einbringung eines Gesuches um Pensionierung. So schied S. mit dem 1. Januar 1854 endgültig aus seiner richterlichen Thätigkeit, um nunmehr in beschaulicher Zurückgezogenheit von jeder öffentlichen Beschäftigung ganz der Poesie zu leben, die schon von Kindheit an seinem phantasiereichen Geiste schöne Früchte abgewonnen hatte. Versagte ihm auch die Muse die gewaltigsten Töne der Leier, so stand doch seinem begabten Geiste eine Fülle von dichterischen Stoffen und eine schöne und edle Sprache zu Gebote. In den Jahren 1835—1885 veröffentlichte er außer mehreren Sammlungen lyrischer Poesien eine Anzahl Dramen, von denen hier „Polykrates“ (1836), „Der Fürst von Tarent“ (1861), „Die Braut von Syrakus“ (1867), „Richildis“ (1878) genannt sein mögen. Strebte er in seinen Trauerspielen Shakespeareschen Vorbildern nach, so entfaltete er in seinen lyrischen Gedichten und Lustspielen die ganze Tiefe eines innigen Gemüthslebens. Das geistig-gesellige Leben seiner Vaterstadt beförderte er bis zu seinem Lebensende mit regstem Eifer und unterstützte allezeit thatkräftig die beiden Vereine, welche sich die harmonische Ausbildung von Leib und Seele in den breiteren Schichten der städtischen Bevölkerung zur Aufgabe machen, den „Männerturnverein“ und den „geselligen Verein.“

Stralsundische Zeitung, 1887, Nr. 98.

Häckermann.

Schnitzler: Johann Heinrich S., Statistiker, geboren am 1. Juni 1802 in Straßburg, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung am protestantischen Seminar seiner Vaterstadt und war von 1823—1828 als Hauslehrer in Kurland, dann in Petersburg thätig. Hier wußte er sich durch intensive Studien über die Vergangenheit und die damaligen Verhältnisse Rußlands gründlich zu unterrichten und empfing den Antrieb, der auf die wissenschaftliche Arbeit seines Lebens bestimmend wirken sollte. Dem europäischen Publicum die Kenntniß des Riesenreichs zu vermitteln, blieb fortan seine Hauptaufgabe und ihr diente schon sein erster schriftstellerischer Versuch, der 1829 erschien: „Essai d’une statistique générale de l’empire de Russie, accompagné d’aperçus historiques.“ Von 1828 bis 1847 lebte Schnitzler in Paris, wo er die Leitung der Encyclopédie des gens du monde übernommen hatte, einer durch das Brockhaus’sche Conversationslexikon angeregten Publication, die innerhalb 12 Jahren auf 44 Bände anschwoll. Eine Reihe statistischer und historischer Artikel in derselben stammen aus Schnitzler’s Feder, außerdem veröffentlichte er eine große Studie „La Russie, la Pologne

et la Finlande“ 1835, die sehr rasch in den in- und ausländischen Bibliotheken die Bedeutung eines zuverlässigen Handbuches gewann, ferner eine Geschichte der Thronbesteigung Kaiser Nikolaus I. und schließlich mehrere vergleichende statistische Arbeiten über Frankreich. Nach der Vollendung der Encyclopädie kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er das für eine gelehrte Kraft wie die seinige höchst bescheidene Amt eines Inspectors der Gemeinde-Volksschulen übernahm. Seine Muße widmete er fortan fast vollständig seinen russischen Studien, deren Ergebnisse er in einer Reihe von Aufsätzen zunächst niederlegte, die in der Revue d'Alsace erschienen, und in dem capitalen vierbändigen Werke „L'Empire des Tzars au point de vue de la science actuelle“ 1856—1869, zusammenfaßte. Es ist ein encyclopädisches Repertorium, in dem Geographie, Ethnographie, Staat und Kirche sowie die ökonomische Lage Rußlands aufs eingehendste behandelt sind. Von der Wandlung und Entwicklung der dortigen Verhältnisse hatte er sich auf einer im J. 1864 auf Einladung des Kaisers Alexander II. unternommenen Reise durch das europäische Rußland persönlich überzeugt und die dabei gemachten Beobachtungen verwerthete er noch für die beiden letzten Bände seines großen Lebenswerkes. Wenn S. auch die dunklen Flecken in dem Bilde, das er von Rußland entwirft, nicht ganz verwischt, so verräth sein Urtheil doch überall Wohlwollen und eine gewisse Vorliebe und von der Expansionskraft sowie der wirthschaftlichen Zukunft des Czarenreiches überhaupt hegt er die höchsten Erwartungen. Wie weit die neueren Erscheinungen im politischen und gesellschaftlichen Leben dieses Staates ihn beeinflußt haben würden, steht dahin, da er schon vor Eintritt derselben, am 19. October 1871, starb.

Vergl. L. Spach, Moderne Culturzustände im Elsaß II, 277 ff.

W. Wiegand.

Schnizer: Joseph Joachim v. S., Schlachtenmaler, geboren am 19. März 1792 zu Weingarten, † am 30. April 1870 zu Stuttgart, war der Sohn des am 1. Juli 1795 verstorbenen Obersten des schwäbischen Kreisregiments von Fürstenberg, Jos. v. S. Frühe der Kunst zugewandt bezog S. im J. 1808 die Kunstakademie in München, wurde aber im Jahre 1812 zum württembergischen Heer ausgehoben. Doch erlaubte König Friedrich dem Rekruten, sich neben der militärischen Dressur unter Hofmaler Seele, einem vorzüglichen Soldatenzeichner, auch künstlerisch weiterzubilden. Auf der ersten Kunstausstellung in Stuttgart im J. 1812 finden wir ihn mit einem Oelbilde „Achilles am Ufer des Meeres“ und mit einer braun in braun lavirten allegorischen Composition vertreten. Während des Feldzuges von 1813 wurde S. zum Officier befördert und machte als solcher auch noch die Kriege von 1814 und 1815 mit, mehrfach für seine Tapferkeit ausgezeichnet. Dann aber nahm er seinen Abschied, um sich ganz der Kunst zu widmen. „Den Aufforderungen eines einsichtsvollen militärischen Freundes (Scharfenstein?) nachgebend“ versuchte er sich in der Schlachtenmalerei mit einer Darstellung des Gefechtes von Epinal. König Wilhelm von Württemberg, der selbst als Feldherr darauf verewigt war, kaufte ihm das um den Anfang des Jahres 1820 fertig gewordene Gemälde ab und bestellte gleich als Gegenstück die Schlacht von Brienne, später auch die Erstürmung von Sens und die Schlacht von Montereau. Zum Hofmaler ernannt, verlor S. diese Stelle wieder, als er sich bei dem sogen. vergeblichen Landtage von 1833 als Abgeordneter von Biberach auf die Seite der liberalen Opposition stellte. Von dieser Zeit an finden wir ihn meist nur noch als Porträtmaler thätig. Seine Bildnisse, besonders die von ehemaligen Kriegskameraden, sind sehr lebhaft aufgefaßt und mit ächt oberschwäbischer Farbenfreudigkeit behandelt. Ein im J. 1821 gemaltes Porträt vom König Wilhelm, dargestellt als Feldherr mit Feldstecher und Landkarte unter einem Baume stehend, war, von N. Strixner lithographirt und von

den Gebr. Boisserée verlegt, einst fast in jedem Gasthofe und in allen besseren Privathäusern Württembergs zu sehen. Seine Schlachtenbilder mit trefflich gezeichneten Figürchen behalten durch die große Deutlichkeit des Gefechtsvorganges, viele wohlgetroffene Bildnisse der Führer und höchst charakteristisch wiedergegebene Soldatentypen für immer ihren Werth. Eine ausführliche Lebensgeschichte des originellen Mannes scheint nicht vorhanden zu sein. Wohl aber hat er einige gute Selbstbildnisse hinterlassen. Seinen Werken hat Ludwig Schorn im Cotta'schen Kunstblatt öfter eingehende Besprechungen gewidmet, z. B. im Jg. 1820 S. 13 f., 1821 S. 373 f., 1824 S. 336.

Wintterlin.

Schnizlein: Adalbert S., Botaniker, geboren am 15. April 1814 zu Feuchtwangen in Baiern, † am 24. October 1868 zu Erlangen, genoß seine Jugenderziehung im Hause seines Großvaters, des Prodecans Luz in Schwaningen am Hesselberge, der, selbst ein eifriger Jünger der Naturwissenschaften, in dem wißbegierigen Knaben schon früh die Lust an naturwissenschaftlichem Experimentiren weckte. Gleichzeitig standen ihm in dem Herbarium und in der reich mit botanischen Werken ausgestatteten Bibliothek seines Vaters, der, von Beruf Gerichtsarzt, als Freund der Gebrüder Nees von Esenbeck auch die Botanik pflegte, werthvolle Hilfsmittel zu Gebote. Nachdem S. das Gymnasium zu Ansbach besucht, trat er daselbst 1830 bei dem Apotheker Marx in die Lehre und ging nach Absolvirung seiner Lehrzeit 1833 als Apothekergehülfe nach Nördlingen in die Officin von Frickhinger, dessen Sohn Albert später sein Schwager und wissenschaftlicher Mitarbeiter wurde. Im Herbste 1834 bezog er die Universität München, hörte mit besonderer Vorliebe Chemie und Botanik und blieb auch nach gut bestandener Apothekerprüfung noch längere Zeit hierselbst, um durch Anhören medicinischer, philosophischer und historischer Vorlesungen seine allgemeine Bildung zu ergänzen. Ein damals mit dem Botaniker Karl Schimper geschlossener Freundschaftsbund wirkte besonders anregend auf ihn ein. Nachdem S. 1836 von der Universität Erlangen zum Dr. phil. promovirt worden, begab er sich Ostern 1837 nach Genf, schloß persönliche Bekanntschaft mit A. P. de Candolle und kehrte nach einigen Monaten, nachdem er eine botanischen Zwecken dienende Fußreise durch Savoyen, Piemont und die Lombardei gemacht, in das elterliche Haus zurück, wo er sich zunächst einige Zeit lang Privatstudien widmete. Auf Wunsch seiner Eltern wandte sich S. alsdann wieder durch Uebernahme von Stellungen in Speyer und Mainbernheim der praktischen Pharmacie zu, bis sein nach wissenschaftlicher Thätigkeit unermüdlich strebender Geist zum Theil wenigstens Genüge fand in einer 1840 nach Paris unternommenen Studienreise, auf welcher er besonders durch die Unterstützung des Botanikers Delessert Gelegenheit hatte, die dortigen reichen botanischen Sammlungen durchzustudiren. Von Paris ging er nach Le Havre, um die Meeresalgen an Ort und Stelle zu untersuchen und kehrte im Herbst 1840 wieder zurück. Nunmehr sah er in der Botanik sein ausschließliches Ziel, ging im Sommer 1841 wiederum nach München, wo er, mit botanischen Arbeiten beschäftigt, bis zum Herbst 1842 verblieb. Zur Sicherung seiner Lebensstellung und zur Unterhaltung seines eben begründeten Hausstandes kaufte S. im folgenden Jahre eine Apotheke in Erlangen, habilitirte sich 1845 ebendaselbst, von seinem berühmten Landsmann und Fachgenossen W. D. Koch aufs wohlwollendste unterstützt, auf Grund einer Dissertation über die natürliche Pflanzenfamilie der Typhaceen als Privatdocent und hatte die Genugthuung, nach dem Tode des großen deutschen Floristen und nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten, welche ihm wegen seines nicht rite abgeschlossenen Bildungsganges seine Collegen von der Universität bereiteten, 1850 zum außerordentlichen

Professor der Botanik befördert zu werden. Nun verkaufte er seine Apotheke, um sich der Wissenschaft, seinem Lehramte, sowie der ihm übertragenen Leitung des botanischen Gartens mit ganzer Kraft zu widmen und er that es mit hingebendem Fleiße, dem auch die Anerkennung der wissenschaftlichen Welt unter der Form von Mitglieds- und Ehrenmitgliedsdiplomen seitens zahlreicher gelehrter Vereine des In- und Auslandes nicht fehlte, wenngleich ihm in seiner Stellung manche bittere Erfahrungen, Anfeindungen und unverdiente Zurücksetzungen nicht erspart blieben. Nur 18 Jahre blieben dem thätigen Manne zu wirken übrig. Durch einen unglücklichen Sprung auf einer botanischen Excursion zog er sich eine innerliche Verletzung zu, die zusammen mit einem im Keime wohl schon vorhanden gewesenen Unterleibsleiden rasch eine Katastrophe herbeiführte und nach einem mehrmonatlichen, mit christlicher Ergebung ertragenen Krankenlager, den Tod des fleißigen, von Allen, die ihm näher standen, seiner trefflichen Charaktereigenschaften wegen hochgeschätzten Mannes in einem Alter von noch nicht 55 Jahren zur Folge hatte.

Schnizlein's litterarische Thätigkeit in der Botanik beschränkte sich auf floristische und systematische Arbeiten. Schon seine 1845 erschienene Habilitationsschrift: „Die natürliche Pflanzenfamilie der Typhaceen, mit besonderer Rücksicht auf die deutschen Arten" zeigt den gewissenhaften und gründlichen Beobachter, der hiermit eine recht gute Monographie der kleinen aber weitverbreiteten Pflanzenfamilie geliefert hat. Zwei beigefügte Steindrucktafeln geben in 50 Figuren morphologische Erläuterungen zum Texte. Zwei Jahre später, 1847, veröffentlichte S. seine „Flora von Baiern, nebst den angrenzenden Gegenden von Hessen, Thüringen, Böhmen, Oesterreich und Tirol, sowie von ganz Württemberg und Baden", d. h. also eine Flora des südwestlichen Deutschlands. Für ein schnelles Auffinden der Gattungen und eine sichere Bestimmung der Arten zweckmäßig eingerichtet, entspricht sie gerechten Ansprüchen auch durch ihre Vollständigkeit, da sie im ganzen 2263 species aufführt, von denen, abgesehen von den Cultur- und Gartenpflanzen, 1860 allein auf Baiern, 118 auf die Nachbarländer entfallen. Gemeinsam mit seinem Schwager Albert Frickhinger publicirte S. 1848 eine sehr fleißige Arbeit: „Die Vegetationsverhältnisse der Jura- und Keuperformation in den Flußgebieten der Wörnitz und Altmühl", welche höchst eingehend die geognostische Grundlage des bezeichneten Gebietes und die hierdurch, sowie theils durch das Klima, theils durch das Eingreifen der Menschen bedingten Verhältnisse der Vegetation behandelt, wobei die Verfasser zu dem Resultate kommen, daß, nächst den klimatischen Einflüssen, vornehmlich die chemische Constitution der Bodenformation den maßgebenden Factor für die typische Ausbildung der Pflanzenwelt ausmache. Das untersuchte Gebiet umfaßt 93 Quadratmeilen, innerhalb welches 1222 Pflanzenarten aufgezählt werden. Beigegeben ist der Arbeit eine sauber colorirte geognostisch-topographische Karte. Das Hauptwerk seines Lebens sah S. in der: „Iconographia familiarum naturalium regni vegetabilis", an dem er während seines zweiten Aufenthaltes in München zu arbeiten begann und das ihn dann während seines ganzes Lebens beschäftigte. Das erste Heft erschien 1843, das letzte vollendete er unmittelbar vor seinem Tode. Im ganzen enthält dieses umfassende vierbändige Bilderwerk, das den Zweck verfolgte, durch Darstellungen einzelner Pflanzen aus allen Familien, nebst beigegebenen Blüthen- und Frucht-Analysen die Kenntniß des natürlichen Systems zu fördern, 277 Tafeln Abbildungen und ebensoviel Textblätter. Jeder Familie ist ein Blatt gewidmet, wobei der Text kurz, aber präcise gefaßt, neben dem Familiencharakter in lateinischer und deutscher Sprache eine namentliche Aufzählung der zugehörigen Gattungen und eine Erklärung der Abbildungen bringt. Die Kryptogamen sind freilich nur sehr kurz behandelt. In dem nach Abschluß des ge-

sammten Werkes veröffentlichten Vorworte setzte A. W. Eichler seinem verstorbenen Freunde ein ehrendes Denkmal. Um für dieses groß angelegte Werk einen weniger kostspieligen Ersatz zu schaffen, entschloß sich S. bereits 1858 zur Herausgabe seiner „Analysen zu den natürlichen Ordnungen der Gewächse“, welche wenigstens für die europäischen Pflanzenfamilien durch Abbildungen typischer Formen nebst beigefügter Erklärung die allgemeine Kenntniß fördern wollten. Es sind nur die Phanerogamen erschienen, von denen auf 70 Foliotafeln Repräsentanten abgebildet sind. Eine kleine Anzahl von Exemplaren wurde später colorirt, wodurch die Brauchbarkeit der Tafeln besonders für Vorlesungszwecke noch erhöht wurde. Die übrigen selbständigen Schriften Schnizlein's sind descriptiver Natur. Als besonderer Abdruck aus E. Berger's Gartenpflanzen erschien 1854: „Die Farnpflanzen der Gewächshäuser. Eine Anleitung zur systematischen Bestimmung der vorzüglichsten ausländischen Arten.“ Ferner schrieb er 1857 eine „Kurze Beschreibung des botanischen Gartens der Universität Erlangen“ und gab 1860: „Uebersichten zum Studium der systematischen und angewandten, besonders der medizinisch-pharmazeutischen Botanik“ heraus. Eine mit einer belgischen Preismedaille gekrönte „Flore exotique qu'il convient de cultiver dans les serres d'un jardin botanique“ erschien 1860. Das Erscheinen seines letzten Werkchens: „Die Botanik als Gegenstand der allgemeinen Bildung,“ eines von 4 Tafeln begleiteten populären Leitfadens hat er nicht mehr erlebt. Selbstständig bearbeitet hat S. ferner die Familie der Lacistemaceae in der Flora brasiliensis (Vol. IV, pars I fasc. 20) und als Mitarbeiter an den von Ludwig Nees v. Esenbeck begonnenen: „Genera plantarum Florae Germaniae“, im 25. Heft derselben die Gattungen aus den Familien der Dipsaceae, Stellatae und Gentianaceae. Endlich erschienen von seiner Hand noch Aufsätze morphologischen, systematischen und floristischen Inhalts in den Jahrgängen der Botan. Zeitung und der Flora, in den Berichten der Naturhistorischen Vereine von Augsburg, Nürnberg und Erlangen und in Buchner's neuem Repertorium für Pharmacie (vergl. darüber Catalogue of sc. pap. Vol. V 1871 u. Vol. VIII 1879). Die Gabe eleganter Diction war S. nicht verliehen; sein Stil war schmucklos und trocken, aber durchaus klar, ebenso seine Lehrmethode. In den unter seiner Leitung erbauten, vortrefflich construirten Treibhäusern des botanischen Gartens zu Erlangen hat er auch ein äußerliches, bleibendes Denkmal hinterlassen.

Nekrologe in Buchner's N. Repert. f. Pharmacie. 1869, XVIII u. im Nürnb. Correspondenten von u. für Deutschl. 1868, Nr. 583; sowie gefällige briefliche Ergänzungen durch die Herren Abgeordnet. Frickhinger in Nördlingen u. Sanitätsrath Dr. Karrer in Klingenmünster i/Pfalz. — Pritzel, thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Schnobel: Joachim S., Dr. jur., war am 14. December 1602 zu Salzwedel geboren, studirte in Leipzig, Jena und Wittenberg und wurde 1623 Conrector an der Neustädter Schule zu Salzwedel. Doch bald begann er ein gelehrtes Wanderleben, geleitete zwei v. Jagow auf die Universität nach Straßburg, dann nach Tübingen, und hielt sich darauf während des Friedländers Zügen bei seinen früheren Zöglingen in der Mark auf, betrieb für sie auch bei der Rostocker Juristen-Facultät verschiedene Gutachten. Auf dieser Reise bewog ihn ein früherer Studiengenosse, Joachim Karstens, Kammersecretär und Referendar der Wallensteinisch-Mecklenburgischen Regierung (später Syndikus zu Lübeck) in Güstrow, dort die von Wallenstein beabsichtigte Ritterakademie einzurichten, deren Unterricht er auch 1631 mit 3 Grafen Harrach, 2 Freiherren von Waldstein und 12 jungen mecklenburgischen Adligen begann. Als die Landung des Schwedenkönigs die Anstalt schon 1631 auseinandersprengte, flüchtete er nach Lübeck. Die Empfehlung des Professors Thomas Lindemann (s. A. D. B. XVIII, 679) von

der juristischen Facultät zu Rostock verschaffte ihm die Leitung der Söhne des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, Adolf Friedrich (s. A. D. B. I, 119 f.), Christian Ludwig (des späteren regierenden Herzogs) und Karl, welche vor Wallenstein nach Stockholm geflüchtet waren. Nachdem Adolf Friedrich der Krone Schweden gehuldigt hatte, führte S. 1632 die Prinzen nach Schwerin zurück. 1641 ernannte ihn der Rostocker Rath zum ord. Professor der Rechte, sandte ihn auch alsbald mit den beiden Bürgermeistern Luttermann und Schröder in Angelegenheiten der Rostocker Schifffahrt und Bierausfuhr an den König Christian IV. von Dänemark nach Rendsburg. Im Winter 1642—43 war er Rector der Universität. Unklar ist, weshalb er 1647 nach Küstrin als Advocat überzusiedeln versuchte, jedenfalls ließ er sich durch Gehaltsverbesserung nach Rostock zurückrufen. 1650 aber folgte er einem Rufe als Stadtsyndikus nach Stettin und nahm als solcher am 17. Mai 1653 an der Eröffnung des k. schwedischen Tribunals für die deutschen Staaten zu Wismar theil. 1671 wurde er zum Bürgermeister Stettins gewählt, doch starb er schon vor Antritt dieses Amtes am 28. December 1671. In seinem Universitätsrectorate versuchte er, wie der ältere Quistorp (A. D. B. XXVII, 51 ff.), den zu großen Auswüchsen gelangten Pennalismus auszurotten, in Stettin machte er sich namentlich um die unter seiner Aufsicht stehende „Rathsschule“ und das „Jagenteuffelsche Collegium“ verdient.

(H. Fr. Taddel) Erneuerte Berichte von gelehrten Sachen. Rostock 1766 I, 41 ff. Daraus: J. Bernh. Krey, Andenken an die Rostock. Gelehrten. VIII, 25 ff. Schnobel's Bild in Westphalen, Mon. inedit. III, 1393; seine Schriften bei Taddel. — Dietr. Schröder, Chronik von Wismar, S. 345.

Krause.

Schnoor: Heinr. Christian S., Liederdichter und -Componist, geboren zu Lübeck um 1760. Von den Lebensumständen dieses vagirenden Genies, der ein Epigone der mittelalterlichen „fahrenden“ Künstler gewesen zu sein scheint, sind nur einzelne Stationen seiner Kometenlaufbahn bekannt. Zu Anfang der 1790er Jahre studirte er (ein „alter Student“) in Halle, wenigstens hielt er damals sich dort auf und verkehrte als gefeierter Gesellschafter in Studentenkreisen, die er durch seinen Gesang zur Guitarre oder am Clavier, wie durch seine gereimten Improvisationen zu beleben verstand, wie ähnlich vor- und nachher auf anderen deutschen Universitäten. Dann war er einige Monate Secretär eines Prinzen von Coburg, 1796 und später lebte er in Hamburg und Altona, sodann eine Zeit lang in Gretsyl im Hause eines ostfriesischen Kaufmanns; nirgendwo weilte er lange, stets weiter wandernd mit seiner Guitarre und seinem Liederschatz. Als Freimaurer fand er überall einige brüderliche Unterstützung. Er war schon ziemlich verschollen, als die Hamburger Polizei ihn in Zeitungen aufforderte, einen an ihn gerichteten Brief aus Rostock in Empfang zu nehmen. Er blieb auch verschollen, bis er im September 1828 zu Fuß aus Frankreich nach Hamburg kam, als heruntergekommener armer Poet. Hier erbat er sich die Beihülfe einiger Hallescher Commilitonen, zu seiner weiteren Fußwanderung nach Breslau, woselbst der fast 70jährige Professor (wie er sich damals nannte) als Sprachlehrer sich zu ernähren hoffte. Er scheint daselbst richtig angekommen und geblieben zu sein, denn Oettinger's Moniteur des Dates berichtet, daß er in Breslau gestorben sei, ohne Angabe des Todesjahrs. — Eine nicht kleine Reihe Lieder und Gesänge, von ihm gedichtet und in Musik gesetzt mit Begleitung des Claviers oder der Guitarre, erschienen in Hamburg 1796 und später, z. B. die „musikalischen Blumensträuschen“, die „Bouquetts für Damen“, „Freimaurer-Lieder“, Rundgesänge, gesellschaftliche Lieder 2c. Sie werden alle längst verklungen sein, und nur eines seiner Lieder hat sich bis jetzt frisch erhalten, ein von unseren Vätern oft und gern gesungenes, nämlich das in vielen Commers-

liederbüchern enthaltene Lied: „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude" ꝛc., welches er 1790 in Halle gedichtet und componirt haben soll. Und dies einst so beliebte Lied rechtfertigt wohl die Erwähnung seines Schöpfers in dieser biographischen Gedächtnißhalle, gewissermaßen auch „eine Rettung".

Gerber, neues Lexikon (1814) Th. IV, 108. — Hoffmann v. Fallersleben, unsere volksthümlichen Lieder, 3. Aufl., S. 134. — Hamb. Schriftsteller-Lexikon VI, 629, 630.

Beneke.

Schnorr: Salomon S., Buchdrucker, stammte aus Halle a. d. S. und kam spätestens in den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts als Buchdruckergehülfe nach Helmstedt. Als solcher erscheint er 1675 unter einem Sonett, das sich hinter der auf den Buchdrucker Henning Müller dort gehaltenen Leichenpredigt befindet. Im folgenden Jahre (31. October 1676) verheirathete er sich als Buchdruckergeselle mit Ursula Maria Henschler, der Tochter eines Nadlers daselbst (geb. am 9. Januar 1653, † November 1730). Im Anfang der neunziger Jahre errichtete er in Helmstedt eine eigene Druckerei. Sein Zeichen war eine von einem dichten Lorbeerkranze umgebene Weintraube. Daneben druckte er auch das herzoglich braunschweigische Wappen auf seine Bücher, so z. B. auf das 1696—99 von ihm gedruckte und mit herzoglicher Unterstützung von dem Professor Herm. v. d. Hart herausgegebene Concilium Constantiense; auch nahm er den Titel eines Hofbuchdruckers für sich in Anspruch. Da sowohl die Universität als auch der Rath in Helmstedt je einen besonderen Buchdrucker bestallten (Georg Wolfg. Hamm, Heinr. Heß), so konnte S. auf öffentliche Beschäftigung nicht rechnen und war daher nicht gerade wählerisch in der Annahme der Arbeiten, was ihm wiederholte Verweise wegen Druckes „ärgerlicher" Schriften ꝛc. zuzog. Seine Frau betrieb daneben einen Linnenhandel und bezog mit ihren Waaren Messen und Jahrmärkte. Um das Jahr 1715 scheint S., der im October 1723 starb, die Druckerei seinem Sohne Paul Dietrich überlassen zu haben, der einige Jahre in der Fremde die Buchdruckerkunst gelernt hatte. Dieser wurde, da der Universitätsbuchdrucker Herm. Dan. Hamm 1722 in Concurs gerieth, zu seinem Nachfolger ernannt und unterm 4. October 1723 als solcher von der Regierung bestätigt. Als Buchdruckerzeichen führte er seinen verschlungenen Namenszug. Am 26. Mai 1727 verheirathete er sich mit Marie Elisabeth Rickert, der Tochter eines Helmstedter Seifensieders (geb. am 22. Febr. 1714), die nach seinem Tode (Anfang September 1755) die in sehr schlechtem Zustande befindliche Druckerei fortsetzte und auch die Universitätsdruckerei behielt. Ihr ältester Sohn Joh. Dietr. Gottfr. S. (geb. am 21. Novbr. 1728, † am 31. October 1786), trat als Factor bei ihr ein; 1766 wurde ihr auch die Anlage einer kleinen Buchhandlung gestattet. Die Firma lautet zeitweise (seit 1774) „Wittwe Schnorr u. Sohn". Die gewünschte Besserung der Druckerei, für die zwar orientalische Lettern angeschafft wurden, blieb völlig aus; vielmehr gerieth sie schnell in stets größeren Verfall; immer heftiger werden die Klagen der Professoren über ihre ganz mangelhaften Leistungen. Die offenbaren Mißstände führten zu Verhandlungen der Universität mit der Wittwe S., die sich 1792 bereit erklärte, die Universitätsdruckerei aufzugeben und dann am 4. Juli 1795 gestorben ist. Unterm 24. December 1792 wurde dann der Universitätsbuchhändler Karl Gottfr. Fleckeisen zum Universitätsbuchdrucker bestellt, der eine neue Druckerei anlegen und dieselbe durch den Factor P. Fr. Thieme verwalten ließ.

Grotefend, Geschichte der Buchdruckereien in den Hannov. u. Braunschw. Landen. Bg. k, S. 12. — Herzogliches Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Schnorr v. Carolsfeld: Julius Veit Hans S. v. C., Maler, geboren in Leipzig am 26. März 1794, † in Dresden am 24. Mai 1872, wuchs im Hause seines Vaters, des Malers Veit Hans S. v. C. (s. u.), unter Verhältnissen auf, welche einen günstigen Einfluß auf die Entwicklung seiner künstlerischen Begabung schon in seinen Knabenjahren ausübten. Wie seine beiden älteren Brüder sich dem Künstlerberufe widmeten, so war es auch für ihn, ohne daß die liebevolle Erziehung des Vaters dabei irgend welchen Zwang angewandt hätte, schon in frühester Kindheit eine ausgemachte Sache, daß er Maler werden wollte. Bereits vom Jahre 1806 an brachten die Dresdener Kunstausstellungen kleine Arbeiten von des zwölfjährigen Knaben Hand, schon im Jahre zuvor durfte er bei Herstellung einer Verkleinerung der Flaxman'schen Umrisse zu Homer, welche sein Vater für eine Homer-Ausgabe des Buchhändlers Göschen zu besorgen hatte, mitwirken. „Mein Vater", so erzählt er selbst in einem handschriftlichen „Kurzen Bericht über sein Leben", „gebrauchte mich schon als Knaben zum Gehülfen. Galt es für große Festlichkeiten eiligst ein umfangreiches Transparent zu malen, so war ich helfend mit dem Pinsel ihm zur Seite und schlief in der Nacht auf dem Malerboden, den Kopf auf einen Farbentopf gestützt. Galt es auf hohem Gerüste ein Basrelief im Giebelfelde eines Gebäudes zu befestigen, wie dieses an dem Paulinum in Leipzig geschah, so erstieg ich mit dem Vater ohne Zagen die höchsten Leitern und sah und merkte mir, wie die einzelnen Stücke aus gebrannter Erde mittelst Schrauben in dem Mauergrunde befestigt und zu einem großen Basrelief vereinigt wurden." Bei der Leichtigkeit aber, mit welcher er die ersten Schritte in Ausübung der Kunst that, sich in Kunstarbeiten der mannigfachsten Art, angeregt durch sein Lieblingsbuch, den Benvenuto Cellini, versuchte oder sich in Componirübungen frei erging, besaß er doch zugleich Beharrlichkeit genug, um Anatomien nachzuzeichnen und sich unter Anleitung älterer Kameraden mit den Lehren dieses Fachs sowie der Perspective bekannt zu machen. Bis in seine Jugendspiele erstreckte sich ein frühzeitig an ihm hervortretender Ernst, wovon ein Beispiel ein sinnreich von ihm und seinem nächstälteren Bruder ausgedachtes Kriegsspiel ist, welches im J. 1809 den in Leipzig weilenden sächsischen Prinzen würdig befunden ward vorgeführt zu werden. Nur der Schulunterricht, den er auf der Thomasschule genoß, schlug wenig bei ihm an, obschon er in seinem späteren Leben die Mängel seiner Schulbildung durch Fleiß, natürliche Begabung und den fördernden Umgang mit ausgezeichneten Künstlern und Gelehrten auszugleichen vermochte.

Im J. 1811 verließ S. das Vaterhaus, um sich nach Wien zu begeben und dort mit seinen Brüdern Ludwig und Eduard, die ihm, der eine 1804, der andere 1810, dahin vorausgegangen waren, zusammenzutreffen. Er besuchte daselbst die Akademie, entzog sich ihrer Leitung jedoch schon nach wenigen Jahren. Während er unter ihren Lehrern keinen gefunden hatte, der ihn zu befriedigen und an sich zu fesseln vermocht hätte, lernte er in dem außerhalb der Kreise der Akademie stehenden Maler Ferdinand Olivier einen hochbegabten Künstler kennen, dessen Vorbild und Lehre auf seine Richtung bestimmenden Einfluß ausübten. Aehnlich wirkten um dieselbe Zeit auch Josef Koch's Arbeiten und Persönlichkeit auf ihn ein. Der Krieg des J. 1813 drohte in den Gang seines Lebens einen gewaltsamen Eingriff. Wie mehrere norddeutsche Landsleute, so wollte auch er sich von Wien aus zum preußischen Heere begeben, um an dem Befreiungskampfe als freiwilliger Streiter theilzunehmen; doch stellten sich unüberwindliche Hindernisse der Verwirklichung seiner Absicht entgegen: der Mangel der erforderlichen Geldmittel, das listige Dazwischentreten einer Schülerin, die ihm durch Verkauf von Zeichnungen zu Geld zu verhelfen versprach, in Wirklichkeit aber sein Vertrauen benutzte, um seinen Plan zu durchkreuzen, zuletzt die Folgen eines un-

glücklichen Sprunges, der ihn marschunfähig machte. Seine künstlerische Entwicklung vollzog sich in der nächstfolgenden Zeit nicht ohne tiefgehende Veränderungen und innere Kämpfe. Bereits in der ersten Zeit seines Wiener Aufenthaltes hatte er, wie er immer auf umfassende Darstellungen ausgegangen war, die Ausführung einer großen Composition in Oel unternommen, deren Gegenstand, die Sündfluth, er schon früher wiederholt in Zeichnungen behandelt hatte. Aber noch ehe dieser erste Versuch, ein Bild zu malen, vollendet war, trat in seinen Kunstanschauungen ein Umschwung ein, der bewirkte, daß er sein Werk den Flammen übergab. Er hatte bisher die Richtung nach der Antike und den großen Italienern eingehalten und besonders zu Michel Angelo als seinem Leitstern emporgeblickt. Jetzt lernte er die Kunst der älteren Deutschen und Niederländer kennen und ward von ihrer Schlichtheit und Innigkeit auf das stärkste berührt, erblickte in dem bis dahin verfolgten Wege einen zur Manier führenden Abweg und fühlte sich der Geschmacksrichtung seiner frühesten Jugendarbeiten, die ihm nun als hochtrabend und schwülstig erschienen, entfremdet. So sehr steigerte sich in ihm allmählich der Begriff von der Würde der Kunst, daß er zu zweifeln begann, ob er je ihren unerläßlichen Forderungen würde genügen können. Aber wenn er infolge solcher Zweifel nahe daran war, den Künstlerberuf aufzugeben und lieber ein Handwerk zu ergreifen, so hielt er doch daran fest, daß er nur für eine große und erhabene Aufgabe, wenn schon in untergeordneter Stellung, seiner Hände Arbeit hergeben wolle, und fand schließlich in dem Gedanken eine Beruhigung, daß er auch in der Kunst in Demuth wie ein Steinmetz mitwirken könne, der an einem großen Dombau einen einzelnen Knauf oder eine Blumenkrone auszuarbeiten hat. Bald darauf zeigten glückliche Versuche ein erfolgreiches Fortschreiten auf der betretenen neuen Bahn. Drei Bilder: „Der Kampf der drei christlichen und drei heidnischen Ritter auf der Insel Lipadusa“ nach Ariost, „Der Besuch des Zacharias und der Elisabeth bei der heiligen Familie“, „Die Almosenvertheilung des heiligen Rochus“, entstanden, fanden den Beifall berufener Beurtheiler und lieferten die Mittel, eine Reise nach Italien zu unternehmen.

Diese Reise trat S. nach einem sechsjährigen Aufenthalt in Wien am 6. November 1817 an, nachdem er im Sommer zuvor seine Vaterstadt und auf dem Rückweg Salzburg und Berchtesgaden besucht hatte. In Rom, wo er nach einem mehrwöchentlichen Verweilen in Florenz am 23. Januar 1818 anlangte, empfing ihn eine dort vereinigte Schar ausgezeichneter deutscher Künstler, in deren Namen er schon im voraus durch eine nach Wien an ihn und gleichzeitig an Ferdinand Olivier ergangene Einladung feierlich aufgefordert worden war, sich dem unter ihnen bestehenden Bunde anzuschließen. An den geweihten Stätten des römischen Alterthums, umgeben von den Meisterwerken alter italienischer Kunst, inmitten der Herrlichkeit südlicher Natur war dort durch das Zusammenströmen zahlreicher gleichgesinnter Kunstjünger eine hohe Schule der Kunst entstanden, deren Angehörige schon durch ihre Anwesenheit in der fremden und fernen Stadt zeigten, daß es ihr ernster Wille sei, mit Einsetzung ihrer besten Kräfte den höchsten Zielen in der Kunst nachzutrachten. Aus voller Ueberzeugung und mit reinster Begeisterung stellte S. sein Talent in den Dienst der von diesen seinen neuen Genossen und Führern vertretenen, auf eine innerliche Erneuerung der deutschen Kunst gerichteten Bestrebungen. Denn der Ausgangspunkt dieser Bestrebungen lag auf derselben Bahn, auf die ihn seine in Wien begonnene Entwicklung geführt hatte, und nicht einen Abfall vom Deutschthum, sondern einen auf Eroberungen ausgehenden, frisch aufstrebenden Geist nationalen Aufschwungs bedeutete es, wenn zu einer Zeit, wo es im Vaterlande noch an einem jeden Mittelpunkte künstlerischen Lebens fehlte, das Auffallende geschah, daß sich eine

Periode deutscher Kunstgeschichte auf fremdländischem Boden abspielte. S. insbesondere, der einige Monate nach seiner Ankunft in Rom von dort schrieb: „Der Deutsche ist nie deutscher gewesen, als er es jetzt hier ist" und zwei Jahre später aus Florenz: „ich habe in Italien viel gelernt, aber ich will am Ende doch in und für Deutschland malen; eine Wonne wird es für mich sein, wenn die erste Schneeflocke auf meiner Backe zerschmilzt", hörte nicht auf, obschon er mit vollen Zügen in sich aufnahm, was Italien dem Künstler darbot, und seinen Aufenthalt dort, veranlaßt durch einen großen, ihm ertheilten künstlerischen Auftrag, bis zur Dauer von zehn Jahren verlängerte, in dem südlichen Lande sich als einen Gast zu fühlen. Das bewährte er auch darin, daß er mit Standhaftigkeit ungeachtet aller Bekehrungsversuche an seinem protestantischen Glauben festhielt, während bekanntlich mehrere seiner Landsleute der übermächtigen Einwirkung, welche die damaligen Zeitverhältnisse und der Aufenthalt im Mittelpunkt der katholischen Welt auf sie ausübten, wichen und von der protestantischen zur katholischen Kirche übertraten.

Die erste größere künstlerische Arbeit, welche S. in Italien ausführte, war ein Gemälde „Die Hochzeit zu Cana", mit dem er den Erfolg hatte, daß ihn Cornelius und Overbeck als Mitarbeiter ausersahen und ihm bei dem Marchese Carlo Massimi den Auftrag erwirkten, den mittleren Theil seiner bei dem Lateran gelegenen Villa mit Darstellungen aus Ariosts Rasendem Roland auszuschmücken. Mit Eifer ergriff S. diese sich ungeahnt ihm darbietende Aufgabe, die ihn zur Mitwirkung an einem großen künstlerischen Unternehmen monumentalen Charakters, ähnlich demjenigen, das Cornelius und seine Genossen in der Casa Bartholdy ausgeführt hatten, berief. Schon hatte er im Mai 1819 seinem Auftraggeber einen schriftlichen Plan über die ganze Arbeit überreicht, schon waren mehrere Entwürfe, darunter die Composition des Hauptbildes der Decke, des Hochzeitsfestes des Rüdiger und der Bradamante, vollendet, da schien ihn Krankheit, die ihn zwang Rom zu verlassen, zu nöthigen, das begonnene Werk ganz aufzugeben. Von Florenz aus, wo er seine Gesundheit wiederherzustellen dachte, aber von einem erneuten heftigen Ausbruch des römischen Fiebers befallen worden war, zeigte er seinen Entschluß, dem Auftrage zu entsagen, dem Marchese an, und dieser übertrug in dessen Folge die Arbeit einem italienischen Maler Namens Del Fratte. Erst als zu Ende des Jahres 1821 der genannte italienische Künstler plötzlich gestorben war, fügte es sich, daß S., nachdem er seinen Krankheitszustand inzwischen überwunden hatte, den von ihm zurückgegebenen Auftrag zum zweiten Male erhielt, worauf dann bis zur Vollendung des Werkes eine Zeit von beinahe sechs Jahren unter Verhältnissen verging, welche sein Leben in Rom nach den verschiedensten Seiten glücklich beeinflußten. Aber auch die Zeit bis zur Wiederaufnahme der großen Arbeit war für ihn nicht unfruchtbar dahin gegangen. Seinem Leipziger Landsmann Quandt, der im October 1819 nach Rom gekommen war, verdankte er außer anziehenden künstlerischen Aufträgen auch dies, daß er mit ihm im Frühjahr 1820 eine Reise nach Neapel unternehmen konnte; und während Rücksichten auf die Gesundheit häufigeren Ortswechsel und längeres Verweilen im Lateiner- und Sabinergebirge veranlaßten, entstanden die ersten Blätter einer an Umfang und Werth bedeutenden Sammlung von Landschaftszeichnungen, eine Art von künstlerischem Tagebuche, das S. seiner Zeit aus Italien in die Heimath mitbrachte.

Indem S. mit Friedrich Olivier und Rehbeniz gemeinschaftlich im November 1819 eine Wohnung auf dem Capitol, in dem Palazzo Caffarelli, bezog, wurde er für die ganze noch übrige Zeit seines römischen Aufenthaltes ein Hausgenosse Bunsen's. Dieser selbst, sein Freundeskreis und die ausgezeichneten Männer, welche den Kern der damaligen, zuerst von Schmieder, dann von Richard Rothe

geleiteten evangelischen Gemeinde Roms ausmachten, boten ihm einen Umgang, aus dem ihm eine reiche Fülle der wirksamsten Anregung und Förderung erwuchs. Wie er in den erwähnten Landschaftszeichnungen die Erinnerungen an empfangene Natureindrücke sammelte, so bewahrte er das Andenken an merkwürdige Männer, mit denen er zusammengeführt wurde, in einer Sammlung nach dem Leben gezeichneter Porträts, und in einer so sich bildenden Porträtsammlung war ihm vergönnt, Persönlichkeiten wie den Freiherrn vom Stein, Niebuhr, Rückert, Overbeck, Thorwaldsen, zu vereinigen. Zwei sächsische Landsleute, welche Rom besuchten: außer dem bereits erwähnten Quandt der Domherr von Ampach, bedachten ihn mit Aufträgen zu Oelgemälden und veranlaßten, daß er eine „Madonna mit dem Jesuskinde", eine „Verkündigung" und ein Bild „Laßt die Kindlein zu mir kommen" malte.

Die Ausführung der Frescogemälde in der Villa Massimi, im November 1822 begonnen, nahm raschen Fortgang, ohne daß es der Zuziehung fremder Hülfe bedurfte. Im Mai 1827 war die Arbeit vollendet. Schon vor Eintritt dieses Zeitpunktes, der die Verpflichtungen löste, welche S. bis dahin in Rom festhielten, war die Entscheidung erfolgt, wie sich sein ferneres Leben gestalten sollte. Bereits im December 1825, kurz nach seinem Regierungsantritt, hatte ihm König Ludwig von Baiern die Berufung zu einer Professur an der Münchener Akademie mit der Eröffnung zugehen lassen, daß er bei Ausführung großartiger künstlerischer Unternehmungen, welche der König in seiner Hauptstadt plante, mitwirken solle. Noch bevor S. Italien verließ, schickte er sich an, sich für die neue künstlerische Aufgabe, welche ihn erwartete und nach dem ursprünglich für die Ausschmückung des Münchener Königsbaues festgesetzten Plane in der Darstellung von Gegenständen aus der Odyssee bestehen sollte, durch eine im Herbst 1826 von Rom aus unternommene Reise nach Sicilien vorzubereiten. Aber noch ehe er von dieser Reise zurückgekehrt war, erreichte ihn die Nachricht, daß die für die Odyssee bestimmt gewesenen Räume des Königsbaues in Wegfall gekommen und ein völlig anderes, einen schroffen Gegensatz gegen die ursprüngliche Aufgabe bildendes Arbeitsfeld für ihn erwählt sei.

Das erste wichtige Ereigniß in seinem Leben nach seiner Rückkehr in das Vaterland erfolgte wenige Tage nach seiner Ankunft in Wien: er verlobte sich hier mit Marie Heller, einer Stieftochter Ferdinand Olivier's, die er als ein siebenjähriges Kind in dem Hause dieses seines Freundes zuerst gesehen hatte und nun als eine herangewachsene Jungfrau wiederfand. Doppelt glücklich vollendete er die Reise nach dem Orte seiner neuen Wirksamkeit. Als er sich an einem Sonntagsmorgen in einem Einspänner München näherte, hatte er eine Begegnung, die ihn an Solon's Erzählung von Kleobis und Biton erinnerte: auf dem Wege zur Kirche traf er zwei prächtige frische Mädchen, die einen kleinen Handwagen zogen, auf welchem eine würdige alte blinde Frau, offenbar die Großmutter, saß, in aufrechter Haltung, den Rosenkranz in den Händen. „Der Anblick war für mich ergreifend", berichtet er selbst noch in seinem späteren Alter, „und es erfüllte mich eine starke Empfindung davon, daß ich ein gutes Land beträte in diesem mir bis jetzt unbekannt gebliebenen Theil meines herrlichen Gesammtvaterlandes." Noch nach Jahrzehnten erinnerte er sich des empfangenen Eindruckes, als er eine bildliche Darstellung seines Erlebnisses auf einem Blatte seiner „Bibel in Bildern" anzubringen Gelegenheit nahm.

Vor Ablauf des Jahres 1827 führte S. seine junge Frau heim. Das große Werk, das seine Münchener Thätigkeit beginnen sollte, waren Frescogemälde aus dem Nibelungenliede, mit denen fünf Räume im Erdgeschoß des neuen Königsbaues ausgeschmückt werden sollten. Aber Jahre vergingen, ehe der Bau der Räume vollendet war und die Ausführung der Gemälde angefangen werden

konnte. Erst im Juni 1831 war dieser Zeitpunkt gekommen, nachdem bereits im November 1828 ein Vertrag zum Abschluß gelangt war, der für die Vollendung eine Frist von zwölf Jahren festsetzte. Später bewirkten dann Unterbrechungen der mannigfachsten Art, daß die Arbeit ihr Ende erst zur Zeit der Regierung König Ludwig's II. erreichte. Als eine solche Unterbrechung ist nicht anzusehen, daß S. im J. 1832 der Auftrag zu theil wurde, eine Reihe von Compositionen zu den Homerischen Hymnen für einen Fries zu entwerfen, der für Ausschmückung eines der Gemächer im ersten Stockwerk des Königsbaues, des sogenannten Salon de service, bestimmt war. Dieser neue Auftrag beschränkte sich darauf, daß ihm die Verpflichtung auferlegt wurde, die Compositionen in ausgeführten Zeichnungen zu liefern, während anderen Händen nicht nur die Uebertragung in die Farbe, sondern auch die Ausführung der Cartons überlassen blieb. Dagegen wurde eine völlige Unterbrechung seiner Thätigkeit in den Nibelungensälen dadurch herbeigeführt, daß ihn der König zu Anfang des Jahres 1835 mit der Aufgabe betraute, drei große Säle im Festsaalbau der Residenz mit Darstellungen aus der Geschichte Karl's des Großen, Friedrich Barbarossa's und Rudolf's von Habsburg auszumalen. Die durch Uebertragung dieser Aufgabe veranlaßte mehrjährige Unterbrechung war auch insofern von eingreifender Wirkung, als sie in einem Zeitpunkte eintrat, wo S. im zweiten Nibelungensaale mit einem ihm selbst fühlbar gewordenen Mißerfolge gearbeitet hatte. Eigenhändige Aufzeichnungen aus dem Jahre 1839 geben hierüber Aufschluß. Veranlaßt durch den Tadel einiger Kunstgenossen, die seinen Darstellungen eine weichliche und sentimentale Richtung vorwarfen, hatte er sich verleiten lassen, im zweiten Saale bei Ausführung der Bilder von einigen der früher ausgearbeiteten Cartons abzugehen und nach bloßen, flüchtig verbesserten Umrissen zu malen. Hatte er dabei schon über dem Streben, die Auffassung und Composition zu heben, die Lust am Malen und das Auge für die Farbe verloren, so kam noch dies hinzu, daß er zur selben Zeit eine in ihren nachtheiligen Eigenschaften noch unbekannte weiße Farbe zum ersten Male angewendet hatte und, um zu einem vorläufigen Abschluß zu gelangen, seine Arbeit bis tief in die für das Frescomalen ungünstige winterliche Jahreszeit hatte fortsetzen müssen. Statt nun die mißlungenen Bilder aus der Wand sofort herausschlagen und erneuern zu können, mußte er sie verlassen, wie sie waren, und zu anderer, seine ganze Kraft in Anspruch nehmender Arbeit übergehen.

Bald waren die ersten Cartons zu den Kaisersälen aufgezeichnet: „Der Einzug Friedrich Barbarossa's in Mailand“ und „Die Schlacht Rudolf's von Habsburg gegen Ottokar von Böhmen“. Durchschnittlich genügte eine Zeit von zwei Monaten, obschon S. keine Figur ohne Actstudium ausführte, zur Vollendung eines jeden der sechzehn großen Cartons, aus denen der gesammte Cyklus sich zusammensetzte. Die Ausführung der Wandgemälde geschah nicht in Fresco, sondern mit enkaustischen Farben nach dem neu erfundenen Fernbach'schen Verfahren und begann im Juli 1837 mit einem Kinderfriese im Saale Rudolf's von Habsburg, zu dem erst kurz vorher Schwind nach Angaben Schnorr's die Compositionen entworfen und die Cartons gezeichnet hatte, weil der Raum dieses Frieses in einem als Grundlage für den Arbeitsplan benutzten, von dem Architekten Klenze aufgestellten Verzeichnisse sämmtlicher zur Bemalung bestimmter Wandflächen gefehlt hatte und daher anfänglich S. ganz unbekannt geblieben war. Die Dauer der gesammten Arbeit war in einem im März 1835 abgeschlossenen Vertrage auf sechs Jahre berechnet worden. Mehrere tüchtige Künstler, von denen Gustav Jäger wohl der tüchtigste war, nächst ihm Friedrich Gießmann und August Palme namhaft gemacht zu werden verdienen, wirkten bei der Ausführung in Farbe als Gehülfen mit. Als zu Anfang des Jahres 1842 das

Ziel der Vollendung immerhin noch weit entfernt lag, wurde vom Könige als Termin für die Beendigung der Herbst desselben Jahres festgesetzt, weil er die Hochzeit des Kronprinzen in den neuen Festräumen feiern und bei dieser Gelegenheit dieselben einweihen wollte. Nach gewaltigen Anstrengungen gelang es, der gestellten Forderung zu genügen.

Im April des nächstfolgenden Jahres konnte S. zu seiner Arbeit in den Nibelungensälen zurückkehren, mit der er inzwischen nur durch seine Mitwirkung bei Herstellung einer 1843 erschienenen illustrirten Ausgabe des Nibelungenliedes in Zusammenhang geblieben war. Schon nach wenigen Jahren hemmten Hindernisse neuer Art den Fortgang des Werkes. Bereits im Mai 1845 war an S. eine Berufung an die Dresdner Akademie ergangen. Er hatte den Ruf abgelehnt, jedoch bei Gelegenheit einer an den König Ludwig erstatteten schriftlichen Meldung über diese seine Ablehnung den Eindruck erhalten, daß der König nichts zu thun gesonnen sei, um ihn durch Entgegenkommen von seiner Seite seinem Münchener Wirkungskreise zu erhalten. Wirklich blieben bestimmte Wünsche, denen S. Ausdruck gab, als ihm im März 1846 nochmals eine Professur an der Dresdener Akademie und diesmal zugleich die Stelle des Directors der dortigen Gemäldegallerie angetragen wurde, unerfüllt. Er nahm daher nunmehr den Dresdener Ruf an und siedelte im Herbst 1846 mit seiner Familie nach Dresden über, um hier sein Leben zu beschließen. Die Fortführung der Malereien in den Nibelungensälen war in der Weise geplant, daß er zu diesem Zwecke bis zur Vollendung alljährlich für die Dauer einiger Monate nach München zurückkehren sollte. Aber dies geschah nur zweimal. Während er im Herbste des Jahres 1848 in dem letzten der großen Nibelungensäle an dem Gemälde „Kampf an der Treppe“ beschäftigt war, unterbrach eine plötzlich eintretende Erblindung eines Auges für geraume Zeit jede weitere Thätigkeit. Fremde Hände (außer Gustav Jäger, der ein Gemälde übernahm, Xaver Barth) mußten die noch fehlenden Darstellungen hinzufügen, ohne daß es ihm in der langen Zeit, die darüber verging, noch möglich geworden wäre, bei der Ausführung seiner Entwürfe selbst mitzuwirken.

Eine Reise nach London, welche er im J. 1851 infolge einer Einladung Bunsen's unternahm, brachte im Verkehr mit diesem seinem römischen Freunde den Entschluß zur Reife, dasjenige künstlerische Unternehmen zu beginnen, welches ihn bis zum Jahre 1862 beschäftigte und vielleicht das wichtigste Stück seiner Lebensarbeit geworden ist. Die ersten Entwürfe dieses Werkes: der „Bibel in Bildern“ reichen bis in seine Jugendjahre zurück. Schon 1819 hatte er mit Passavant, Amsler, Karl Barth und Joh. Friedrich Böhmer den Plan einer als deutsches Nationalwerk gedachten Bilderbibel erwogen; gemeinsame Componirübungen, zu denen er sich mit einigen befreundeten Künstlern verband, hatten schon in der römischen Zeit die Entstehung einer Reihe von Compositionen biblischer Gegenstände veranlaßt; in den Jahren 1843 bis 1846 hatte er sich alsdann bei einer im Cotta'schen Verlag erscheinenden Bilderbibel als Mitarbeiter betheiligt. Jetzt war in seinen Lebensverhältnissen eine Wendung eingetreten, die ihm gestattete, die Jahre gereifter Künstlerschaft ganz der Verwirklichung eines lang gehegten Lieblingsplanes, einem aus eigener Wahl unternommenen, seinem innersten Wesen zusagenden, der höchsten Anstrengung würdigen, aber ohne technische Schwierigkeiten ausführbaren Werke zu widmen. Unter der Mitwirkung ausgezeichneter Vertreter der Holzschneidekunst kamen die 240 Blätter, aus denen das Bibelwerk bestehen sollte, zu Stande, und in glücklichster Weise erfüllten sich die Hoffnungen, denen ein demselben beigefügtes Begleitwort des Künstlers, das er überschrieb: „Betrachtungen über den Beruf und die Mittel der bildenden Künste, Antheil zu nehmen an der Erziehung und Bildung des Menschen“, Ausdruck gab: Die Bibel in Bildern fand in vielen Tausenden von Exemplaren Ein=

gang in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes, und wie sie bis heute in Schule und Haus die Stellung einnimmt, für die ihr Meister sie bestimmt hat, so kann als die übereinstimmende Meinung berufener Beurtheiler angesehen werden, daß namentlich einzelne Blätter des Werkes, besonders seines alttestamentlichen Theiles, zum Besten gehören, was die moderne Kunst hervorgebracht hat.

Eine Folge weniger, aber um so umfangreicherer Arbeiten bezeichnet die Abschnitte in Schnorr's Künstlerlaufbahn. Von kleineren Arbeiten, die zwischeninne zur Ausführung kamen, sind einige bereits erwähnt worden, andere hier kurz anzuführen: aus der Münchener Zeit die Oelbilder „Der Dichter des Nibelungenliedes", „Barbarossa's Tod", „Der barmherzige Samariter", „Christus erscheint dem Petrus"; aus der Dresdener Zeit ein Entwurf zu einem Altarbilde für die katholische Capelle in Dresden-Neustadt und Zeichnungen zum malerischen Schmuck einiger von der k. Porzellanmanufactur in Meißen hergestellter Majolikavasen. Die beiden Aemter, welche S. übernahm, als er nach Dresden übersiedelte, und unverändert (wie zur Berichtigung der häufig begegnenden irrigen Angabe bemerkt sein möge, daß er an der Dresdener Akademie außer einer Professur auch das Amt eines Directors, ein Amt, das es in Wahrheit zu seiner Zeit gar nicht gegeben hat, versehen habe) beibehielt, bis er im J. 1871 in den Ruhestand trat, nahmen seine Thätigkeit zeitweilig auf das stärkste in Anspruch und brachten für ihn unter anderem eine so weitaussehende Aufgabe wie die 1855 erfolgte Ueberführung der Gemäldegallerie in das neuerbaute Semper'sche Museum mit sich. Trotzdem setzte sich die Reihe seiner künstlerischen Schöpfungen auch noch nach der 1862 vollendeten Bilderbibel fort. Für das Maximilianeum in München (noch einmal war ihm aus der bairischen Hauptstadt ein fürstlicher Auftrag zu theil geworden) malte er das Oelbild „Luther auf dem Reichstage in Worms"; für die Paulskirche in London entwarf er die Compositionen zu sechs Glasfenstern, und in der Zeit zwischen 1864 und 1867 beschäftigte ihn eine neue Bearbeitung der oben erwähnten illustrirten Ausgabe des Nibelungenliedes, eine Bearbeitung, aus welcher die Neureuther'schen Blätter wegblieben und für die ein Namensvetter, der Stuttgarter Zeichner Julius Schnorr, Ornamente und Initialen lieferte. Endlich erlahmte die rastlos thätige, fleißige Hand. Die letzte Arbeit: ein Oelbild, worin S. eine schon vor Jahren entstandene Composition zu dem Liede „Jerusalem, du hochgebaute Stadt" im Großen ausführte, kam nur noch insoweit zur Vollendung, als es die vom Alter gebrochene Kraft seines Körpers gestattete.

Als der Tod dem langen und arbeitsreichen Leben, über dessen Geschichte hier zu berichten einem Sohne des Künstlers als Aufgabe zugefallen ist, ein Ziel setzte, rief er ihn von einem abgeschlossenen, die Ausführung aller seiner Entwürfe, die volle Entwicklung seiner künstlerischen Gaben in sich begreifenden Tagewerke ab. Wollte der Unterzeichnete den Versuch machen, die Grenzen und Eigenthümlichkeiten dieser Gaben, das Charakteristische in Schnorr's Kunstleistungen kritisch zu bestimmen, wäre es auch nur um dabei solche ihm bekannt gewordene Urtheile zu berichtigen, welche auf nachweisbar falschen thatsächlichen Voraussetzungen beruhen, so wäre aus naheliegenden Gründen ein solcher Versuch für ihn unstatthaft und für den Leser ohne rechten Werth, davon ganz abgesehen, daß die Bestrebungen, welche S. und seine Gesinnungsgenossen verfolgten, allzusehr in die Gegenwart hineinragen, um ein abschließendes geschichtliches Urtheil über ihr Verhältniß zu vorausgegangenen und nachfolgenden Richtungen in der deutschen Kunst zu ermöglichen. Der Unterzeichnete glaubt seiner Aufgabe genügt zu haben, wenn er künftige Beurtheiler der künstlerischen Thätigkeit Schnorr's schließlich nur noch auf dessen zahlreiche, in dem Besitz der Kunstsammlungen zu Dresden, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Karlsruhe und Basel vorhandene

Arbeiten, sowie darauf hinweist, daß der Künstler wiederholt auch mit den Mitteln des Wortes die Grundsätze erläutert und vertheidigt hat, die für seine Auffassung der Kunst die Richtschnur waren. Aus seiner Jugendzeit liegen Aeußerungen über Angelegenheiten der Kunst in einer gedruckten Sammlung seiner Briefe aus Italien vor; aus seinen späteren Lebensjahren sind außer dem Vorwort zur „Bibel in Bildern" ein Gutachten über die im Herbst 1843 zu München ausgestellten Gemälde von Gallait und Biefve (abgedruckt in den Grenzboten 1885 III, 352 ff.), einige Festreden (H. Riegel, Vorträge und Aufsätze, S. 234 ff., Grenzboten 1882 I, 655 ff.), ein Aufsatz über Kaulbach's Darstellungen der neueren Kunstgeschichte (Allgemeine Zeitung, Beilage zu Nr. 298 vom 24. October 1852) und Bemerkungen über die Verbindung für historische Kunst in Deutschland (Allgemeine Zeitung, Beilage zu Nr. 55 vom 24. Februar 1863) zu nennen.

Conversations-Lexikon, Neue Folge II, Abth. 2, Leipzig 1826, S. 61 (hier sind Angaben von Schnorr's Vater benutzt). — Nagler, Künstler-Lexikon XV, 404 ff. — „Bemerkungen zu der in Nr. 171 der Illustrirten Zeitung gegebenen Beschreibung meines Lebens" und „Kurzer Bericht über mein Leben" (eigenhändige Aufzeichnungen Schnorr's aus dem Juli 1847 und October 1855). — G. W. Geyser, Leipziger Künstler-Album Heft 1, Leipzig 1858, S. 10 bis 12. — Max Jordan, Aus Julius Schnorr's Lehr- und Wanderjahren, in der Zeitschrift für bildende Kunst II, 1—12 und 285—298. — Hermann Riegel, Kunstgeschichtliche Vorträge und Aufsätze, Braunschweig 1877, S. 210 ff. — Vierte Ausstellung in der k. Nationalgallerie zu Berlin. Werke von Julius Schnorr von Carolsfeld. Berlin 1878. — Katalog zur Kunstausstellung enthaltend Werke von Julius Schnorr von Carolsfeld veranstaltet durch Ernst Arnold. Dresden 1878. — Veit Valentin, Cornelius, Overbeck, Schnorr u. s. w., in Dohme's Kunst und Künstlern, Lieferung 21—23. — Eine Lebensskizze des Malers Julius Veit Hans Schnorr von Carolsfeld. Vortrag gehalten zu München am 10. November 1885 von Carl Veit Hans Schnorr v. Carolsfeld (als Handschrift gedruckt). — Briefe aus Italien von Julius Schnorr von Carolsfeld, geschrieben in den Jahren 1817—1827. Gotha 1886.

F. Schnorr v. Carolsfeld.

Schnorr v. Carolsfeld: Ludwig Ferdinand S. v. C., Maler wie sein Vater Veit Hans S. v. C. (s. u.), geb. am 11. October 1788 (nicht 1789) in Königsberg i. Pr., † am 13. April 1853 in Wien als erster Custos an der k. k. Gemäldegallerie, kam schon im Jahre 1804 in letztere Stadt, die sein dauernder Wohnsitz wurde. Er besuchte hier die Akademie und fand an dem kunstliebenden Herzog Albert von Sachsen-Teschen einen ihn während seiner ersten Jugendzeit werkthätig unterstützenden Gönner. Ein Bild „Faust und Mephisto", das er im J. 1818 vollendete und dem die Auszeichnung zu theil wurde, daß es ebenso, wie das 1833 von ihm gemalte Gegenstück „Gretchen im Kerker", für die Belvederegallerie angekauft wurde, begründete seinen Künstlerruf. Zahlreiche Arbeiten folgten nach, theils Darstellungen romantischen Charakters, wie „Golo und Genovefa", „Des Jägers Liebeslauschen", „Erlkönig", theils Altarblätter und Aehnliches, wie das große Gemälde „Christi Speisung der Fünftausend", das er für das Refectorium des Wiener Mechitaristen-Klosters malte, theils Bilder aus der neueren österreichischen Geschichte. Aber unter allen nachfolgenden Arbeiten kann keine als eine solche genannt werden, mit der er den Erfolg seines Faustbildes übertroffen hätte. In einigen seiner Kunstschöpfungen, z. B. einer „heiligen Cäcilia", die Friedrich Schlegel (Sämmtliche Werke VI, 311—318) beschreibt, macht sich eine eigenthümliche, zum Mysticismus hinneigende Geistesrichtung be-

merkbar, die wohl auch seinen Uebertritt von der protestantischen zur katholischen Kirche veranlaßte.

Franz Pietznigg, Mittheilungen aus Wien II, 67—87, Wien 1833. — Nagler, Künstler-Lexikon XV, 415—419. — G. W. Geyser, Leipziger Künstler-Album Heft 1, Leipzig 1858, S. 9 f. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, XXXI, 55—62.

F. Schnorr v. Carolsfeld.

Schnorr v. Carolsfeld: Ludwig S. v. C., geb. am 2. Juli 1836 in München als zweiter Sohn des Malers Julius S. v. C. (s. o.), † am 21. Juli 1865 in Dresden, hat in der kurzen Lebenszeit, welche ihm beschieden war, Hervorragendes als Bühnensänger geleistet. Schon in seinen ersten Jünglingsjahren zeigte sich neben einer unwiderstehlichen Neigung, welche ihn zu diesem Berufe hindrängte, eine Vereinigung trefflicher Gaben, die ihn dazu befähigte: außer einer ungewöhnlichen Stimmbegabung nicht nur ein reiches musikalisches Talent, sondern auch schauspielerische Anlagen. Nachdem er das Vitzthum'sche Gymnasium in Dresden bis zu einer der oberen Classen durchgemacht und kurze Zeit die dortige Kreuzschule als Hospitant besucht hatte, dann einige Monate Schüler des Conservatoriums in Leipzig gewesen war, trat er 1854 als Eleve in den Verband der Hofbühne zu Karlsruhe, um hier unter Anleitung ihres Vorstandes, des seinem väterlichen Hause befreundeten Eduard Devrient, die Ausbildung für seine Laufbahn zu empfangen. Ein rascher Erfolg bewies, daß seine Berufswahl die richtige gewesen war. Die Vorbereitungszeit, während deren er nur in untergeordneten Rollen und auch im Schauspiele beschäftigt wurde, war von kurzer Dauer, bald hatte er sich eine Reihe bedeutender Rollen aus dem Heldentenorfach angeeignet. Schon im J. 1858 gewährte ihm das Karlsruher Hoftheater einen zweijährigen Contract, der ihm das genannte Fach als alleinigem Vertreter überwies. Sein Name fing an auch auswärts bekannt zu werden, und noch ehe das erste der beiden Vertragsjahre abgelaufen war, sah er sich bereits vor die Wahl gestellt, ob er einer an ihn ergangenen Berufung an das Berliner Hoftheater folgen oder eine Anstellung in Dresden vorziehen wollte. Er entschied sich für letzteren Ort, den Wohnsitz seines Vaters, siedelte im Frühjahre 1860 dahin über und begann den neuen Lebensabschnitt, der sich ihm eröffnete, damit, daß er sich mit Malvina Garrigues verheirathete, einer ausgezeichneten dramatischen Sängerin, an der er in seiner Karlsruher Zeit, während welcher auch sie Mitglied der dortigen Hofbühne war, geradezu ein Vorbild und eine Lehrerin besessen hatte.

Die wenigen Jahre seiner nachfolgenden Dresdener Wirksamkeit erfüllten das, was er sich anfänglich hatte versprechen dürfen, insofern nicht ganz, als durch das gleichartige Rollenfach eines neben ihm wirkenden älteren Berufsgenossen, des berühmten, auch von ihm hochgeschätzten Tichatscheck, sein Repertoire dauernd in empfindlicher Weise eingeschränkt wurde. Manche seiner Lieblingsrollen war ihm nur dann darzustellen vergönnt, wenn ihm ein Gastspiel an einer auswärtigen Bühne dazu Gelegenheit bot. Folgenreich wurde für ihn ein solches Gastspiel, das er im J. 1862 in Karlsruhe gab, dadurch, daß Richard Wagner aus dem nahen Biebrich herbeikam, um einer Aufführung des Lohengrin beizuwohnen. Wagner, der den jungen Künstler zum ersten Male sah, empfing einen gewaltigen Eindruck, welchen er selbst mit der zauberhaften Wirkung vergleicht, die dereinst die große Schröder-Devrient, für sein ganzes Leben bestimmend, auf ihn ausgeübt hatte. Ein inniger Bund entwickelte sich zwischen dem Operndichter und dem Sänger, von dem ein Ergebniß war, daß S. und seine Gattin, als Wagner's Tristan und Isolde 1865 in München zum ersten Male aufgeführt wurde, die Darsteller der beiden Titelrollen waren.

Aber Schnorr's höchste Kunstleistung sollte zugleich seine letzte sein. Er kehrte krank aus München in die Heimath zurück und erlag acht Tage nach seiner Ankunft in Dresden einem typhösen Fieber. Ein Denkmal, das ihm sein Vater gestiftet hat, besteht in einer Folge von fünfzehn während der letzten Lebensjahre des Sängers für diesen selbst gezeichneten bildlichen Darstellungen seiner Hauptrollen, welche zwar keine Porträtähnlichkeit erstreben, aber doch das Charakteristische der von ihm geschaffenen Bühnengestalten wiedergeben.

Hermann Hettner, Ludwig Schnorr v. Carolsfeld, in der Beilage zur Allgem. Zeitung vom 12. August 1865 und in Hettner's Kleinen Schriften, S. 111—120. — Richard Wagner, Meine Erinnerungen an Ludwig Schnorr v. Carolsfeld, in der Neuen Zeitschrift für Musik vom 5. Juni 1868 und in Wagner's Gesammelten Schriften VII, 221 ff. — Max Kurnik, Ein Menschenalter Theater-Erinnerungen, Berlin 1882, S. 220—222. — Briefe Richard Wagner's über Tristan und Isolde, in der Deutschen Revue 8. Jahrg. 1883, S. 101—111.

F. Schnorr v. Carolsfeld.

Schnorr v. Carolsfeld: Veit Hans Friedrich S. v. C., Maler, geboren am 11. Mai 1764 in Schneeberg, † am 30. April 1841 in Leipzig, war das fünfzehnte Kind und der siebente Sohn seiner Eltern. Seine väterliche Familie stammte von einem 1564 zu Werda geborenen Johann S., der in Schneeberg Stadtrichter wurde und, als er 1637 dort starb, eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterließ, aus welcher namentlich einer, der 1644 geborene und 1715 gestorbene Veit Hans, Urgroßvater des gleichnamigen Malers, zu reichem Besitz und hohem Ansehen gelangte; er wurde im J. 1687 von Kaiser Leopold I. unter Verleihung des Beinamens v. Carolsfeld geadelt und hat seinem Namen dadurch ein noch jetzt erhaltenes Denkmal gestiftet, daß er in dem bei Eibenstock gelegenen Orte Carlsfeld, wo er ein Messing- und Blech-Hammerwerk angelegt hatte, auf eigene Kosten 1688 die noch heute stehende Kirche erbauen ließ; vierhundert Bergleute begleiteten seine Leiche zur letzten Ruhestätte. Sein Enkel Gottlieb S. war Jurist, prakticirte in Schneeberg und wurde dort Senator und Accisinspector; bis auf seine Zeit war die Theilung des einst großen Familienbesitzes so weit vorgeschritten, daß ihm und einem Bruder als gemeinschaftliches väterliches Erbe nur das Gut Brünlasberg bei Schneeberg zufiel. Der Wald dieses väterlichen Gutes nahm unter den Dingen, welche die Entwicklung des jungen Veit Hans beeinflußten, eine nicht unbedeutende Stelle ein, stählte Kraft und Gesundheit seines Körpers und weckte frühzeitig in ihm einen feineren Natursinn. Die besonderen Neigungen, welche er in seinen kindlichen Beschäftigungen verrieth, zeigten so bestimmt die Richtung auf seinen künftigen Lebensberuf, daß er sich schon als Knabe den Namen des kleinen Malers erwarb. Allein der Wille seines Vaters war, daß auch er Jurist werden sollte. Daher bezog er zu Ostern 1784 die Universität zu Leipzig, disputirte daselbst am 24. März 1787 unter A. F. Schott's Vorsitz und bestand am 16. November desselben Jahres die Notariatsprüfung. Als jedoch einige Monate später sein Vater starb, entschied dieses Ereigniß darüber, daß er sich entschloß, die juristische Laufbahn aufzugeben und sich ganz dem Künstlerberufe zu widmen. Ziemlich gleichzeitig verheirathete er sich mit der Tochter eines Leipziger Kaufmanns, Juliane Lange. Dies führte dazu, daß er außerhalb Leipzigs sich eine Existenz zu begründen versuchte und zuerst, veranlaßt durch den Rath eines dort wohnenden Universitätsfreundes, Namens Volmer, Königsberg i. Pr. als Aufenthaltsort wählte, später Magdeburg, wo er an der Handelsschule eine Anstellung als Schreiblehrer erhielt. Aber nach kaum zweijähriger Abwesenheit kehrte er 1790 nach Leipzig zurück, um in dieser Stadt seine ganze übrige Lebenszeit zu verbringen.

Seine Lage gestaltete sich hier so, daß er seine künstlerischen Fähigkeiten innerhalb der seinem Talente gezogenen Grenzen auszubilden und gleichzeitig für das Bestehen seines wachsenden Hausstandes zu sorgen vermochte. Er schloß sich Oeser als Schüler an, wie er schon früher sein Hausfreund gewesen war, fand in Miniaturmalereien und Arbeiten für Buchhändler eine fortdauernde und ausreichende Erwerbsquelle und war auch darin glücklich, daß ihm die Freundschaft einer Anzahl ausgezeichneter Männer, wie des Buchhändlers Göschen und Seume's, zu theil wurde. Ein größerer künstlerischer Auftrag fiel ihm zu, als ihm nach Oeser's Tode zum Ersatz für dessen im Laufe der Zeit schadhaft gewordenen bekannten Theatervorhang die Anfertigung eines neuen Vorhanges für das Leipziger Theater übertragen wurde. Idee und Ausführung des hierdurch hervorgerufenen, im Herbst 1799 vollendeten Werkes, eines figurenreichen allegorischen Gemäldes, das Minerva als Schutzgöttin der Schauspielkunst darstellte, erwarben sich, wenn schon ein schärferer Beurtheiler, wie Rochlitz in seinen (ungedruckten) Briefen an Böttiger, erhebliche Ausstellungen daran zu machen fand, den Beifall des Publicums; Jahre lang blieb der neue Vorhang in Gebrauch und trug vermuthlich nicht wenig dazu bei, seinem Verfertiger in weiteren Kreisen die Anerkennung als Künstler von Beruf zu verschaffen. Doch bestimmten in der Folgezeit den äußeren Gang seines Lebens weniger solche Talente, die er in eigenen künstlerischen Hervorbringungen an den Tag legte, als diejenigen seiner Eigenschaften, die ihn zu einer erfolgreichen Lehrthätigkeit befähigten: ein einsichtsvolles, feinsinniges Kunsturtheil, Vielseitigkeit in Würdigung der Rechte künstlerischer Individualität und mannigfaltige Geschicklichkeit im Technischen der Kunst.

Gegen Ende des Jahres 1801 begab er sich in Begleitung Seume's, nachdem er kurz zuvor in dessen und des Engländers Henry Crabb Robinson Gesellschaft Weimar und die dort lebenden berühmten Männer besucht hatte, auf eine Reise, deren Ziel Italien war, wie es denn dieselbe Reise gewesen ist, welche Seume später unter dem Titel „Spaziergang nach Syrakus“ beschrieben hat. Aber schon in Wien trennte er sich von Seume, ließ diesen, weil ihn dortige Freunde, namentlich Füger, mit Rücksicht auf die zahlreiche Familie, deren Versorger er war, auf das dringendste vor den Gefahren einer Reise nach Italien gewarnt hatten, allein dahin ziehen und unternahm nach einem längeren Aufenthalt in Wien von dort aus im April 1802 eine Reise nach Paris. Was er hier und in Wien an älteren und neueren Kunstwerken gesehen und welche Eindrücke er von lebenden Künstlern, deren Arbeiten er kennen lernte, empfing, darüber berichtete er in einer Beschreibung seiner Reise, welche er unter dem Titel: „Erinnerungen aus meiner artistischen Wanderschaft“ im 1. Bande des Neuen Teutschen Merkurs vom Jahre 1803 veröffentlichte. In demselben Jahre 1803, nicht lange nach seiner Rückkehr wurde ihm die durch Wiese's Tod erledigte Stelle eines Unterlehrers an der Leipziger Akademie übertragen, und 1814, als Joh. Friedr. Aug. Tischbein, Oeser's Nachfolger im Amte des Directors dieser Anstalt, gestorben war, erhielt er das letztere Amt. Da ihm aber schon 1813 des Akademiedirectors verlassene Amtswohnung in der Pleißenburg überwiesen worden war, so erlebte er als deren Bewohner die Schreckenstage während und nach der Leipziger Völkerschlacht unter wahrhaft entsetzlichen Leiden, die damit verbunden waren, daß die Burg als Kriegslazareth diente. Und noch einmal zogen ihn in seinem späteren Leben die Schicksale der Pleißenburg in Mitleidenschaft, als ein Theil dieses Gebäudes 1830 infolge politischer Ereignisse als Caserne eingerichtet und hierdurch das Interesse der Leipziger Akademie für längere Zeit erheblich geschädigt wurde.

Unter den Werken, welche er hinterließ, befinden sich auch folgende schriftstellerische: „Briefe über Zeichenkunst und Malerei" (abgedruckt im Zweiten Toilettengeschenk für Damen, Leipzig 1806), „Unterricht in der Zeichenkunst als ein Gegenstand der feineren Erziehung zur Bildung des Geschmacks für die höheren Stände" (Leipzig 1810, mit Kupfertafeln, deren 59. seine Composition „Ausstellung der Leiche Rafaels" enthält), „Anmerkungen und Zusätze zur 3. Auflage des Spazierganges nach Syrakus" (in dem 1811 erschienenen 3. Theile dieses Buches). Seine künstlerischen Arbeiten verzeichnet Nagler's Künstlerlexikon. Dieselben sind ihrer großen Anzahl entsprechend meist von geringem Umfange und begreifen nur wenige Oelgemälde, wie die beiden im städtischen Museum zu Leipzig befindlichen Bilder: eine „Heilung der Kranken durch die Jünger" und ein Porträt des Superintendenten Tzschirner, in sich. Die kleine Kunstsammlung, welche er hinterließ, kam nach seinem Tode durch Weigel in Leipzig zur Versteigerung. Guido Reni's „Evangelist Johannes schreibend", ein Bild, welches er einst für 100 Ducaten mit Aufwendung des dritten Theiles einer ihm zugefallenen Erbschaft gekauft hatte, befindet sich gegenwärtig im dortigen Museum.

Seine beiden Söhne Ludwig uud Julius stammten, wie eine Tochter Ottilie, die sich mit Karl Justus Blochmann (s. A. D. B. II, 709 ff.) verheirathete, aus seiner ersten Ehe; einer zweiten, nach Auflösung der ersten abgeschlossenen Ehe mit Wilhelmine Irmisch entstammte Charlotte, die nachmalige Gattin des Juristen August Otto Krug (s. A. D. B. XVII, 213 f.).

Christian Meltzer, Erneuerte Stadt- und Berg-Chronica der Berg-Stadt Schneeberg, S. 556 ff. 2c. Schneeberg 1716. — Seume und Böttiger im Neuen Teutschen Merkur, 1800 Juni, S. 150—163. — Real-Encyclopädie oder Conversations-Lexikon, 5. Aufl., Band 8, 1819, S. 795. — Handschriftliche Autobiographie (im Besitz des Unterzeichneten). — Nagler, Künstlerlexikon, Bd. 15 S. 399 ff. — G. W. Geyser, Geschichte der Malerei in Leipzig (abgedruckt aus dem 3. Jahrg. des Archivs für die zeichnenden Künste), S. 88 ff. und 105. — Goethe-Jahrbuch, Bd. 6, 1885 S. 112 f. — Leipziger Zeitung, Wissenschaftliche Beilage, 1887, S. 327, 339 u. 349 ff. — Rieper, Die Kunstakademie in Leipzig, Festschrift, 1890, S. 19 ff.

F. Schnorr v. Carolsfeld.

Schnorrenberg: Anno S., Kanonist, geboren zu Köln am 18. December 1667, † daselbst am 11. December 1715. Nach in Köln erlangter Vorbildung legte er am 31. März 1686 das Ordensgelübde bei den Prämonstratensern in Steinfeld (bei Urft in der Eifel, jetzt Besserungsanstalt) ab, bekleidete im Ordenshause verschiedene Aemter, zuletzt das des Priors. Zum Präses des Prämonstratenser-Seminars ernannt, erhielt er im November 1698 die theol. Doctorwürde, wurde auch 1707 Synodalexaminator. Ein Schüler gab nach seiner Aufzeichnung zu Köln im J. 1729 Inst. iur. can. cum brevi comment. in reg. iuris heraus, wodurch sich der Orden veranlaßt sah, das Werk zu publiciren: „Institutiones canonicae cum commentariis in eiusdem iuris regulas universam iuris can. materiam continentes. Quas facili, brevi et clara methodo huius iuris studiosis tanquam prima eiusdem elementa praelegit" etc. Ed. altera 1740, 4. In der Vorrede wird die Sache dargelegt. „Regulae iur. can. per varias quaestiones et casus ex ipsis regularum visceribus resolutos explicatae" cet. ed. altera ib. eod.

Hartzheim, Bibl. Colon. p. 19. — Meine Gesch. III, 1, S. 162 über die Schriften.

v. Schulte.

Schnüffis: Laurentius v. S., eigentlich Johannes Martin heißend, wurde am 24. August 1636 in Schnüffis (Voralberg) geboren. Schon frühzeitig zeigte er gute Anlagen zur Dichtkunst und Musik. Das Leben als Hirt in dem romantisch gelegenen Drusenthal bot ihm Gelegenheit und Zeit genug, seine Anlagen weiter auszubilden. Er fing an, Lieder zu dichten und dieselben mit der Laute zu begleiten. Später verließ er seine Heimath, um als fahrender Künstler die Welt zu durchstreifen. In Constanz und Basel fand er freundliche Aufnahme. In Straßburg scheint er am Hofe des Bischofs, Erzherzog Wilhelm, als „Sänger" angestellt worden zu sein. Von Straßburg aus zog er nach Köln, wo ihm Spee's Trutznachtigall zum ersten Mal in die Hände fiel. Welchen Weg der „fahrende Künstler" von Köln aus eingeschlagen habe, wird uns nicht berichtet. Wir finden ihn später als „Schauspieler" in Wien und darnach im J. 1655 in Innsbruck am Hofe des kunstliebenden Erzherzogs Ferdinand Karl, der ihn zu seinem Hoftheaterdirector ernannte. Im J. 1661 nahm er hier infolge einer schweren Krankheit, die er glücklich überstand, seinen Abschied und begab sich an den Hof des Grafen Karl Friederich von Hohenems (Voralberg), wo er ein Jahr lang verweilte und dann in sein stilles Drusenthal sich zurückzog, um auf einen neuen Lebensberuf sich vorzubereiten. Er wurde Priester und trat als solcher im J. 1665 in Zug in den Kapuzinerorden ein, nachdem er den Namen „Pater Laurentius" genommen hatte. Er selbst nennt sich später immer „Mirant". Weil er statt seines Taufnamens „Johannes" den Ordensnamen „Laurenz" angenommen habe, sagt er, wolle er auch den Geschlechtsnamen „Martin" fahren lassen und unter Verwechselung der Buchstaben „Mirant" daraus machen, wegen seiner „wunderlichen Berufung in den Ordensstand". Er starb am 7. Januar 1702 in Constanz.

Die zahlreichen Schriften, welche Pater Laurentius seit seinem Eintritte in den Ordensstand verfaßte, tragen das ernste Gepräge einer heiligen, gottgeweihten Muse. Seine Gedichte sind, wie Ilg in dem unten citirten Werke sagt, vielfach ascetische Abhandlungen in poetischer Form, wobei er Phantasie und Wahrheit, Poesie und h. Schrift in so ausgewählter Sprache verwebt, daß selbst Hochgestellte Gefallen daran fanden und auch Andersgläubige sie mit den größten Lobsprüchen überhäuften. Lindemann (Gesch. der deutschen Litteratur, 5. Aufl., S. 394) hat jedoch Recht, wenn er meint, daß die Gedichte des P. Laurentius nicht frei seien von Pegnitzer und italienischen Einwirkungen. Die Melodien zu den Gedichten repräsentiren die verfallende Richtung der Kirchenmusik und die neue im 18. Jahrhundert sich Bahn brechenden Kunstrichtung. Einige wenige gingen in katholische Gesangbücher über. Der Autor der Melodien ist höchstwahrscheinlich P. Laurentius selbst. Eine Ausnahme bilden die Melodien der „Mirantischen Maul-Trummel", welche nach der Vorrede vom P. Romanus Vötter aus dem Orden des h. Geistes in Memmingen herrühren. Ebenso sind die Melodien der ersten Auflage des „Mirantischen Flötlein" 1682 in der dritten Auflage 1711 durch einen „berühmten Musicum" mehrstimmig bearbeitet worden. Die Titel der Schriften lauten: „Philotheus, Oder deß Miranten durch die Welt und Hofe wunderlicher Weeg nach der Ruhseeligen Einsamkeit. Entworffen von Mirtillen, einem deß Miranten guten Freund." Wien 1678. Andere Ausgabe Constanz 1690. (Enthält eine Autobiographie mit eingestreuten Liedern und den Melodien.) — „Mirantisches Flötlein: Oder Geistliche Schäfferey, In welcher Christus, under dem Namen Daphnis, die in dem Sünden-Schlaff vertiefte Seel Clorinda zu einem bessern Leben aufferweckt, und durch wunderliche Weiß und Weeg zu grosser Heiligkeit führet." Constanz 1682, Frankfurt 1694, 1695, 1711, 1735, 1739. (Enthält in 3 Theilen 30 Gedichte mit ebenso vielen Melodien und Kupfern.) — „Mirantische Wald-Schallmey, Oder Schul wahrer Weisheit, Welche

Einem Jungen Herrn und seinem Hof-Meister, als Sie auß frembden Ländern heimbkehrend, in einem Wald irr-geritten, von zweyen Einsidlern gehalten worden. Allen so wohl Geist- als Weltlichen nicht nur sehr nützlich, sondern auch anmuthig zu lesen." Constanz 1688. (Prosa mit 12 Liedern nebst den Melodien.) — „Mirantische Maul-Trummel Oder Wohlbedenckliche Gegen-Säze böser, und guter Begirden. Wie nemlich diese der ewigen Glück-Seeligkeit, jene aber deß ewigen Verderbens Haupt- und Grund-Vrsachen seyen. Mit schönen Sinnbilderen, und auf eine neue Art anmüthigen Melodeyen geziehrt." Constanz 1690, 1695, 1696, 1699. (Enthält in drei Theilen 30 Elegien mit ebenso vielen Melodien und Kupfern.) — „Mirantische Mayen-Pfeiff. Oder Marianische Lob-Verfassung, In welcher Clorus, ein Hirt, der Großmächtigsten Himmels-Königin, und Mutter Gottes Mariae unvergleichliche Schön- Hoch- und Vermögenheit anmüthig besingt. Geist- und Weltlichen, auch Predigern, sehr nutzlich, und annehmlich zu lesen. Mit schönen Kupffern, und gantz neuen Melodeyen gezihrt. Dillingen 1692, 1707. (3 Theile mit 30 Elegien und ebenso vielen Melodien u. Kupfern.) — „Futer über die Mirantische Maul-Trummel, Oder Begriff, In welchem der jetzigen Welt thorechtes, von ihr aber gar schön vermeintes Beginnen in Lateinisch- und Teutschen Elegien, samt schönen Sinnbildern, und neuen Melodeyen mit sonderbarem deß Lesers Lust, und Vergnügung an den Tag gegeben wird." Constanz 1698, 1699. (Enthält 16 Elegien lateinisch und deutsch mit ebenso vielen Melodien und Kupfern. Vorauf geht ein Trostlied „Auf, auf o meine Seel" mit der Melodie.) Außerdem führt Goedeke II, 196 noch an: „Lusus mirabiles orbis ludentis, Mirantische Wunder-Spiel der Welt; vorstellend die zeitliche Eitelkeit und Boßheit der Menschen". Kempten 1701. (Im Katalog der Bibliothek F. Haydinger's in Wien 1876 ist eine Ausgabe mit der Jahreszahl 1707 notirt). Was Goedeke noch nennt: „Marianische Einöd" und „Sieben Hauptschmerzen" ist jedenfalls nicht von L. v. Schnüffis. Es existirt ein Buch „Schmertzhaffte Marianische Einöde" von dem Kapuziner F. Theobaldus, Constanz 1698 und 1699 (Bäumker, d. kath. deutsche K.-Lied II, S. 43) und „Bedencken Ueber die durch die Liebe Mariae der Mutter Jesu ausgearbeitete 7 Degen, Das ist: Siben Haupt-Schmertzen — durch Johann Jacob Sutor", Augsburg 1688 (Prosa). Ilg schreibt dem Laurentius v. Schnüffis noch zu „Leben des h. Vaters Franciscus und des h. Antonius von Padua in Gedichten", ferner „Himmelsschlüssel, ein Gebetbuch zum Gebrauch frommer Christen".

Vgl. die oben verzeichnete Autobiographie, ferner P. L. v. Schnifis, genannt der Mirant vom P. Joh. Bapt. Baur Ord. Capuc., Bregenz 1873. — Historia Provinciae anterior. Fr. Min. Capucinorum à Fratre Romualdo Boekacense, 1737. — P. A. M. Ilg, Seraphisches Immergrün. Missions- und Lebensbilder aus der Geschichte des Kapuzinerordens. S. 213 ff. Augsburg 1882. — Monatshefte für Musikgeschichte, 1870, Nr. 6. — Goedeke, Grundriß II, S. 196 ff.

Wilh. Bäumker.

Schnur: Heinrich S. heißt in Agrikola's „Deutschen Sprichwörtern" von 1529 der Dichter einer Wolfsklage, die man lange für verloren hielt. Einige Verse, die Agrikola aus Schnur's Gedichte anführt, beweisen indessen, daß H. Schnur Druckfehler ist für H. Schmier, einen Namen, der seinerseits aus Schmieher (s. oben S. 30) entstellt worden war; Schmieher's Wolfsklage aber ist bekannt.

Wagner's Archiv für die Gesch. deutscher Sprache u. Dichtung I, 414 ff.

Roethe.

Schnurr: Balthasar S. wurde am 24. Februar 1572 als der älteste Sohn des Josef S. zu Lendsiedel im Fränkischen geboren. In Fröschstockheim, wo der Vater das Pfarramt versah, verbrachte Balthasar S. seine Jugend und genoß an der wiedererrichteten Schule den ersten Unterricht. Hier wurde er auch Amtsnachfolger seines Vaters, kam später als Pfarrer nach Amlishagen, in seine Geburtsstadt Lendsiedel und endlich nach Hengstfeld, wo er nach 1624, nach einer anderen Angabe 1644 starb.

Schnurr's litterarische Thätigkeit ist vorwiegend Bearbeitungen und Uebersetzungen der Werke anderer gewidmet. Am bekanntesten ist die 1612 in Straßburg erschienene Neuausgabe des „Mückenkrieg" von Hans Christoph Fuchs d. Aelt., einer Uebersetzung der Moschea, des berühmten macaronischen Gedichtes von Folengo. S. gibt selbst als seine Arbeit an dieser neuen Ausgabe an, daß er sie „auff ein newes dermaßen zugericht, das nicht allein ein jedes Buch in gewiß Capitel vnnd Vnderscheid abgetheilt, sondern auch die Capitel mit jhren Glossen, Erinnerung vnnd Lehrpunkten geschmücket vnd gezieret" seien. Weit selbständiger sind seine Leistungen als Uebersetzer. Nicolaus Selneccer's Comödie Theophania, die S. aus dem lateinischen „in Teutsche vnd verständliche Reymen" (1597) übertragen, hat geradezu in der deutschen Fassung an Wirkung gewonnen, wenn auch lange nicht in dem Maße, um den vorgedruckten überschwänglichen Hymnus seines Vaters zu verdienen. Auch die Uebersetzung zweier Stücke aus dem Terentius christianus des neulateinischen Dramatikers Cornelius Schonäus, Triumphus Christi, Comoedia von der siegreichen Aufferstehung unseres Herrn und Heilands Jesu Christi, und Pseudostratiotae d. i. die vermeynten Landsknecht (Frankfurt a. M. 1607) ist gewandt, frisch und drastisch in der Sprache und hält sich nicht sklavisch an die Vorlage. — Sein „Kunst-, Haus- und Wunderbuch", eine Art Haushaltbuch, erlebte seit 1615 eine Reihe von Auflagen und scheint noch am Ende des 17. Jahrhunderts viel benützt worden zu sein, häufiger jedesfalls als sein fast ganz unbekanntes, in Straßburg 1615 erschienenes Gebetbuch, das als eine wesentlich bereicherte deutsche Uebersetzung der in Johann Altenberger's Reimen-Gebetbüchlein abgedruckten lateinischen Gebete erscheint. Ein vielgesungenes geistliches Lied „O großer Gott von Macht vnd reich an Gütigkeit", das in Jeremias Weber's Gesangbuch (Leipzig 1638) mit den Initialen B. S. P. L. C. (poeta laur. caesar.) zuerst gedruckt wurde, wird von einigen für Basil Sattler, von anderen für J. M. Mayfart in Anspruch genommen, ist aber aller Wahrscheinlichkeit nach Balthasar Schnurr's geistiges Eigenthum.

v. Waldberg.

Schnurrer: Christian Friedrich v. S., Kanzler der Universität Tübingen, geboren am 28. October 1742 als Sohn eines Kaufmanns in Cannstadt, † am 10. November 1822 im Ruhestande zu Stuttgart. Die theologische Laufbahn, die er einschlug, führte ihn durch die Seminare Denkendorf und Maulbronn zur Universität Tübingen. Um sich aber lernend zugleich und lehrend weiterzubilden, trat er 1766 in das neugegründete Collegium der Repetenten in Göttingen ein, erwarb sich dort die Gunst des Kirchenhistorikers G. W. F. Walch, welcher ihn gerne ganz für diese Hochschule gewonnen hätte, und ließ sich von J. D. Michaelis tiefer einführen in die historisch-grammatische Exegese des Alten Testaments, dem er mit Vorliebe sein Studium widmete. Von Göttingen nach zweijährigem Aufenthalt weiter reisend suchte S. zunächst Lehrer auf, bei denen er sich die arabische Sprache aneignen konnte, Tympe in Jena, J. J. Reiske in Leipzig; denn er hatte erkannt, daß für die Kritik und die Erklärung des hebräischen Bibeltextes die Kenntniß jener Sprache von Werth sei. In England, wohin er sich weiter begab, machte er sich die Schätze des British Museum zu Nutzen und excerpirte in der Bodlejana arabisch geschriebene Werke von Rabbinen

exegetisch-philologischen Inhalts, wie auch verschiedene Reste samaritanischen Schriftthums. Auch in Paris brachte er die meiste Zeit in Bibliotheken zu und nahm arabische Lectionen bei einem Maroniten aus Haleb. Als er dann im Herbst 1770 in die Heimath zurückkehrte, eröffnete ihm Herzog Karl Eugen alsbald die Aussicht auf eine akademische Laufbahn, übertrug ihm aber zunächst das Amt eines Untergouverneurs bei seinen Edelknaben. Erst zum Winterhalbjahr 1772/73 erschlossen sich für S. die Pforten der Universität Tübingen, an welcher er von der Stellung eines außerordentlichen Professors der philosophischen Facultät bis zur Kanzlerwürde aufrücken sollte. Seine Vorlesungen, Zeitschriftartikel und Programme (letztere sammelte er im J. 1790 zu einem Bande) galten der Exegese und Isagogik beider Testamente, vorzüglich des alten; daneben gab ihm theils sein Lehramt, in welchem seit 1775 das Fach der orientalischen Sprachen ausdrücklich inbegriffen war, theils das von Oxford und Paris heimgebrachte gelehrte Material Gelegenheit, neben der hebräischen auch andere semitische Sprachen und Litteraturen weiterzupflegen. Im J. 1777 wurde ihm die Leitung der unter dem Namen des Stifts bekannten theologischen Bildungsanstalt übertragen. Herzog Karl Eugen, welcher sich in seinen späteren Jahren für das Stift fast ebenso stark interessirte wie für die Karlsschule, irrte nicht, wenn er voraussetzte, S. werde vermöge seines Rufes als Gelehrter, vermöge seiner persönlichen Würde und seines Verständnisses für die Anforderungen der Neuzeit auch in der damaligen Gährungsperiode die nöthige Autorität gegenüber der Jugend behaupten. Als Hörer seiner Vorlesungen lernten die Stipendiaten in S. einen trefflichen Philologen und Textkritiker schätzen, während sie andererseits freilich die Entwicklung des dogmatischen Gehalts der Bibelstellen vermißten, dessen Berührung der vorsichtige Mann gerne vermied. Die Würde eines Kanzlers der Universität, welche ihm im J. 1806 zu theil wurde, entrückte ihn der Leitung des Stifts, brachte ihm aber die Versetzung in die theologische Facultät, innerhalb deren er übrigens das Lehrfach der Exegese beibehielt. Es erwuchs ihm daraus andererseits die Pflicht, den ständischen Verhandlungen als Vertreter der Universität anzuwohnen. Die Haltung, die er in den damaligen Verfassungskämpfen einnahm, wurde unvermuthet Anlaß zu seiner Pensionirung im J. 1817. Durch akademische Würden ausgezeichnet von gelehrten Gesellschaften des Auslandes (Göttingen, München, Würzburg, Paris) und mit einem verführerischen Rufe beehrt von der Universität Leyden (1795) war er gleichwohl bis zuletzt seinem Heimathlande treu geblieben. Diesem widmete er auch seine bedeutendsten schriftstellerischen Arbeiten. Wie im Lande Württemberg und speciell auf der Landesuniversität das evangelische Wesen sich regte, wuchs und erstarkte, das schilderte er in seinen „Erläuterungen der württembergischen Kirchen-, Reformations- und Gelehrten-Geschichte“ (Tübingen 1798), welche noch jetzt durch die darin niedergelegte außerordentliche Quellenkunde eine Fundgrube für den Geschichtschreiber sind. Daß dann Württemberg selbst wieder ein Ausgangspunkt wurde für den Versuch, die evangelische Lehre unter den Südslaven zu verbreiten, diese Thatsache hat S. zuerst in helleres Licht gesetzt durch seine Schrift: „Slavischer Bücherdruck in Württemberg im 16. Jahrh.“ (Tüb. 1799). Vorher schon hatte er einen Beitrag zur Geschichte des gelehrten Studiums in Württemberg gegeben, indem er seinen Vorgängern auf dem Lehrstuhl Denksteine setzte in dem Buch: „Biographische und litterarische Nachrichten von ehemaligen Lehrern der hebräischen Litteratur in Tübingen“ (Ulm 1792). Die Bedeutung dieser Lebensbilder erhellt sofort, wenn man sagt, die Reihe derselben werde eröffnet durch Joh. Reuchlin, geschlossen durch Wilhelm Schickard. Man mag es auffallend finden, daß das Buch mit diesem Namen d. h. mit der Zeit des 30jährigen Kriegs zu Ende geht; die folgenden Inhaber des Lehrstuhls vergaß

S. nicht, aber er handelte von ihnen um ihrer geringeren Bedeutung willen kürzer in einer akademischen Rede (1784). Die von S. als Decan und Kanzler gehaltenen lateinischen Reden, welche Kirchenrath Paulus in Heidelberg gesammelt herausgab, bringen überhaupt beachtenswerthe Ergänzungen zu den vorerwähnten Büchern, indem sie die Kirchen- und Gelehrtengeschichte Württembergs nach mancher Seite hin bereichern. Mochte S. in lateinischer oder in deutscher Sprache schreiben, immer geschah es mit Eleganz und Geschmack, seines Urtheil macht sich überall bemerklich und besonderer Hervorhebung werth ist die Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Angaben, zumal in den mit großer Sorgfalt behandelten bibliographischen Theilen der genannten Bücher. Das letzte größere Werk Schnurrer's war ganz bibliographischer Natur: ein Verzeichniß sämmtlicher arabischer Drucke vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, sowie aller Schriften, welche arabische Sprache, Litteratur, Religion u. s. w. zum Gegenstand haben, erschienen im J. 1811 unter dem Titel: „Bibliotheca arabica“. Silvestre de Sacy würdigte diese Bibliothek seiner eifrigen Mitarbeit und ehrender Erwähnung. — Noch ist zu sagen, daß S. in den Tübinger gelehrten Nachrichten ein litterarisches Organ in's Leben rief und ein Jahrzehnt lang redigirte (1783—93, noch weiter erschienen bis 1808), welches in erster Linie der Besprechung schwäbischer Erzeugnisse dienen sollte.

Ch. Fr. Schnurrer, orationum academicarum delectus posthumus ed. H. E. G. Paulus (Tub. 1828), worin eine biographica praefatio des Herausgebers und eine autobiographica oratiuncula b. cancellarii. — Weber, Schnurrer's Leben, Charakter und Verdienste. Cannstatt 1823. — Württ. Jahrbücher, herausgeg. von Memminger. Jahrg. 1824, H. 1, S. 20—38. — Eisenbach, Beschr. u. Gesch. von Tübingen, S. 339—342 (1822). — Athenäum berühmter Gelehrter Württembergs, Heft 3, S. 45—65 (1829). — Weizsäcker, Lehrer und Unterricht an der evang. theol. Facultät der Univ. Tübingen (Jubiläumsschrift des Jahrs 1877). — Jul. Klaiber, Hölderlin, Hegel und Schelling (desgl.).

Heyd.

Schnurrer: Friedrich S., Arzt, ist am 6. Juni 1784 als Sohn Christ. Friedrich v. S. (s. o.) zu Tübingen geboren und erhielt von diesem seinen ersten Unterricht. Hierauf studirte er in seiner Vaterstadt Medicin, erlangte 1805 mit seiner in der unten angegebenen Quelle näher bezeichneten Dissertation daselbst die Doctorwürde und machte seit 1805 eine längere Studienreise mit Aufenthalt in Würzburg, Bamberg, Göttingen, Berlin und Paris, hier besonders in dem zoologischen Museum des Jardin des plantes mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt. 1810 erschien als Vorläufer seiner späteren, berühmt gewordenen Schrift über Seuchenchronik eine kleinere Arbeit: „Materialien zu einer Naturlehre der Epidemien und Contagien“ (Tübingen), worin er das Bestreben aussprach, die „Krankheitslehre als einen Theil der Naturlehre zu behandeln und ihr auf diesem Wege wissenschaftlichen Grund und Boden und eine von Tagestheorien und Hülfswissenschaften unabhängige Entwicklung zu verschaffen“. 1811 übernahm er die Stellung als Physicatsverweser zu Herrenberg, die er 1814 mit der Verwaltung des Physicats zu Vayhingen a. d. Enz vertauschte. In diesen Stellungen hatte er wiederholte Gelegenheit zur Beobachtung längerer Epidemien, die zum theil ihm auch weiteres Material zu späteren Arbeiten lieferten. Er publicierte: „Geographische Nosologie oder die Lehre von den Veränderungen der Krankheiten nach den verschiedenen Gegenden der Erde“ (Stuttgart 1811), ferner die sehr bekannte „Chronik der Seuchen in Verbindung mit den gleichzeitigen Vorgängen in der physischen Welt und in der Geschichte des Menschen“ (2 Bde., Tübingen 1823—24), eine überaus fleißige und gelehrte,

ziemlich vollständige chronologische Zusammenstellung aller bis dahin vorgekommenen Krankheitsepidemien. Es erfreute sich dieses Werk, das, wie Verfasser in der Vorrede selbst hervorhob, bisher „der sonst eben nicht armen teutschen Litteratur noch fehlte“, aus diesem Grunde mit Recht eines gewissen Ansehens, ist dann aber später von den classischen, eigentlich historisch- und geographisch-pathologischen Arbeiten der Hecker, Haeser und namentlich Hirsch so sehr in den Hintergrund gedrängt worden, daß es heute mit Recht eben nur noch historische Beachtung verdient. 1830 folgte S. einem Rufe als Leibarzt des Herzogs von Nassau nach Biberach, wurde hier 1832 Geheimer Hofrath und starb am 9. April 1833. Von seinen weiteren Schriften führen wir noch an: „Allgemeine Krankheitslehre“ (Tübingen 1831); „Die Cholera morbus, ihre Verbreitung und ihre Zufälle 2c.“ (Stuttgart u. Tübingen 1831). In letztgenannter Schrift vertrat er die Ansicht von der Nichtcontagiosität dieser Krankheit. S. war übrigens auch Mitarbeiter an der allgemeinen Litteraturzeitung und an der Encyclopädie von Ersch und Gruber.

Vgl. Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte V, p. 259.

Pagel.

Schnyder v. Wartensee: Xaver S., ein vielseitig begabter Künstler, dem aber eine strenge Zucht des Geistes fehlte und der seine Kräfte durch Herumkosten auf allen Gebieten zersplitterte, bis ihn die Strenge des Schicksals auf ein Gebiet wies, auf dem er dann Anerkennenswerthes leistete. Am 18. April 1786 in Luzern in der Schweiz geboren († am 27. August 1868 in Frankfurt a. M.), verlebte er eine glückliche und ungebundene Jugendzeit. Der Vater, ein Communalbeamter in Luzern (die Mutter und seine Geschwister waren frühzeitig gestorben), war ein wohlhabender Mann, welcher zwar um das Leben seines Sohnes sehr besorgt war, dennoch seinem Thun und Treiben völlige Freiheit ließ. Trotzdem er in allen Fächern die nöthigen Lehrer hielt, so gab er doch dem unsteten Sinne des Knaben nur allzusehr nach, und dem lebhaften Geiste, der leicht begriff und schnell erlernte, war ein strenges schulgerechtes Studium eine Last. Dazu hielt ihn der Vater für körperlich schwächlich und ließ daher seinem Freiheitssinne um so mehr freie Bahn. Schon früh zeigte er eine besondere Vorliebe zur Musik; er spielte etwas Violine, etwas Clavier, Violoncell, später auch noch Contrabaß, versuchte sich auf allerlei Blasinstrumenten, doch kein Instrument wurde gründlich erlernt. Es fehlte auch in dem kleinen Luzern an guten Lehrkräften, dagegen war an Dilettanten kein Mangel, welche das vielseitige Talent des heranreifenden Jünglings bewunderten. In den Liebhaberconcerten war er deshalb bald eine gesuchte Kraft, da er überall aushelfen konnte. Bald saß er als Bratschist, bald als Violoncellist im Orchester, sogar bei den Pauken ließ er sich gebrauchen.

In's Jünglingsalter eingetreten ließ er sich bei der Miliz anwerben, exercirte, charmirte mit schönen Mädchen, dichtete, war ein Meister in Zauberkunststückchen, ein vortrefflicher Gesellschafter und daher überall ein gern gesehener Gast. Der Vater hielt es nun doch für hohe Zeit, den Sohn für eine Lebensstellung vorzubereiten und überraschte ihn eines Tages (1806) mit der bestimmten Mittheilung, daß er ihm eine Stelle als Volontär in der finanz- und staatswirthschaftlichen Kammer verschafft habe und er dieselbe gleich anzutreten habe. Zu einer ablehnenden Antwort fehlte jeglicher Grund und ungern fügte er sich in den Willen des Vaters. Acten copieren, Zahlencolumnen addiren und andere trockene Arbeiten zu verrichten, war ein schlechter Tausch mit dem bis dahin ungebundenen Leben. Eine durch Erkältung zugezogene Lungenentzündung warf ihn lange auf's Krankenlager; wieder genesen, erklärte er dem ängstlichen Vater auf's bestimmteste, daß nur der Aufenthalt auf dem Bureau ihm ge-

schadet habe und er auf keinen Fall wieder dort eintrete. Der Vater gab nach und Xaver war wieder ein freier Mann, der jetzt besonders eifrig Musik betrieb, componirte, Violoncell und Clavier mit Vorliebe studirte und in den Dilettantenconcerten als Genie bewundert wurde. Trotzdem er bisher keinen musiktheoretischen Unterricht genossen hatte, Luzern besaß eine solche Lehrkraft nicht, versuchte er sich in allen Formen, bis zum Orchestersatze. Da er 1808 Milizofficier geworden war, besuchte er eine Zeit lang die Militärschule und wurde einige Jahre darauf zum Hauptmann befördert, natürlich ohne Gehalt. — Das bessere Ich brach sich aber doch endlich Bahn und er gelangte zu der Erkenntniß, daß er als Componist nur etwas leisten könne unter der Leitung eines tüchtigen Lehrers. Der Vater, mit allem einverstanden, gab gern seine Einwilligung und das nöthige Reisegeld, um in Zürich bei Nägeli, der damals sich des größten Rufes erfreute, sich in der Musik auszubilden. Das war etwa im Jahre 1808. Leider sollten die Wünsche des Sohnes nicht in Erfüllung gehen, denn Nägeli lehnte die Unterweisung wegen Zeitmangels ab und Gersbach, den er als Ersatz vorschlug, war noch an seine Stellung außer Zürich gebunden. Die Zeit verstrich und erst in den letzten 14 Tagen seines Züricher Aufenthaltes konnte ihn Gersbach in die Geheimnisse des Contrapunktes einführen. Erst einige Jahre später, als er 1811 nach Wien ging, holte er bei Kienlen das lange Versäumte nach. Kurz vor seiner Abreise dorthin wurde er Erbe und Besitzer des Stammgutes der Familie Wartensee, doch lange sollte er nicht im Besitze desselben sein. Durch eine unblutige Revolution in Luzern wurde die zeitige Regierung gestürzt und eine andere Partei trat an's Ruder. Der Vater verlor seine Stellung, ließ sich in gewagte Speculationen ein, verlor sein Vermögen, nahm Hypotheken auf Wartensee auf, bis es so verschuldet war, daß die Gläubiger Beschlag darauf legten. Den Jahresaufenthalt in Wien scheint S. ernstlich benutzt zu haben, sich in den Musikformen zu festigen. Nach Hause zurückgekehrt, wußte er den Vater zu bestimmen, daß er ihm seine längst Auserwählte zur Frau gab. Obgleich der Vater ihm schon bei Zeiten eine reiche Erbin zur Frau ausgesucht hatte, sah er doch ein, daß er gegen den Willen seines Sohnes nichts ausrichten könne. Am 1. August 1814 war die Hochzeit und das junge Paar richtete sich auf Wartensee häuslich ein, nicht ahnend, daß der Besitz so verschuldet war und über kurz oder lang in andere Hände übergehen müsse. Als die Katastrophe (1816) hereinbrach, zeigte sich aber Schnyder's selbständiger und fester Charakter. Er, der nie um's tägliche Brot bis dahin zu sorgen hatte, stand mit einem Schlage vor der Nothwendigkeit, Geld zu erwerben. Allbeliebt, wie er in der Schweiz war, aus gutem alten Hause, fand er bald in Yferten (Yverdon) an der Pestalozzi'schen Schulanstalt eine Stelle als Gesanglehrer und Musikdirector mit 100 Louisdor Gehalt. S. hatte sich bis dahin weder um Gesangunterricht noch Pädagogik gekümmert und trat völlig unvorbereitet in sein Amt ein, nur unterstützt durch Nägeli's Gesangbildungslehre nach Pestalozzi'schen Grundsätzen, die er, wie er in seiner Selbstbiographie schreibt, auswendig lernte, wie ein orthodoxer Pfarrer die Bibel. In Freiburg, wo sich die schweizerische Musikgesellschaft für 1816 versammelte, traf er Nägeli, der Präsident der Gesellschaft war, und suchte Rath und Hülfe bei ihm, doch Nägeli wich jeder Auseinandersetzung aus und verwies ihn nur auf sein eigenes Talent und Können, so daß S. den Eindruck empfing: Nägeli selbst sei mit den in seiner Gesangschule niedergelegten Lehren nicht mehr einverstanden. Die oben erwähnte Autobiographie wirft auch sonst noch grelle Streiflichter auf die damalige Zeit und die leitenden Persönlichkeiten, und klärt Verhältnisse auf, die bis dahin in Dunkel gehüllt waren. So z. B. über das Verhältniß zwischen Pestalozzi, Schmid und Niederer, die gemeinsam in Yferten wirkten. — Trotzdem S. den Zwang der Schulstunden

und die Ungezogenheiten der Buben hart empfand, harrte er doch tapfer aus, componirte dabei noch fleißig, besonders im Liederfache, und erwarb sich den Ruf eines tüchtigen Lehrers, so daß sich Schüler aus weiter Ferne bei ihm meldeten. Yferten war damals der Sammelpunkt aller Schulmänner und derjenigen, die sich für Schulreformen interessirten, und der Ort war daher stets von Fremden besucht, die sich eine Zeit lang dort aufhielten, um Einsicht in die Schuleinrichtungen zu erhalten. Dieser Umstand kam S. sehr zu statten, und sein geniales Wesen, verbunden mit einer imponirenden äußern Erscheinung, machte ihn zum Gegenstande besonderer Aufmerksamkeit jedes Besuchenden. Er ging daher ungern von Yferten fort, als ihn die veränderten Verhältnisse dazu zwangen, fand aber in Frankfurt a. M. eine ähnliche Stellung an der Töchterschule Engelmann's, die er im J. 1818 antrat. Hier bricht die Selbstbiographie Schnyder's ab. Sie umfaßt die Lust- und Wanderjahre seines Lebens. Die nun folgenden 50 Jahre bieten wenig Abwechselung im äußeren Leben, sind aber reich an Arbeit, Mühe und Sorgen. Bald war er in Frankfurt einer der angesehensten Musiklehrer und seine Zeit war von früh bis Abend in Anspruch genommen. Als Componist, auch als Dichter schuf er Kleines und Großes, doch keins seiner Werke, außer einigen Liedern, konnte es weiter als zu einer freundschaftlichen Anerkennung bringen. Er hatte auch mehrere Opern geschrieben. Seinen „Fortunat“ versuchte er vergeblich auf die Bühne zu bringen, so daß er ihn spöttisch bereits zum Infortunat umgetauft hatte. Als er endlich am 2. October 1831 aufgeführt wurde, fand er wohl eine freundliche Aufnahme, doch galt sie mehr dem beliebten Namen als seiner Oper, die nach einigen Wiederholungen wegen leeren Hauses bei Seite gelegt werden mußte. Am 30. August 1827 starb seine geliebte Karoline und mit ihr wich die Freude am Leben von ihm. Um den trostlosen Gemüthszustand zu betäuben, ergriff er jede Gelegenheit, sich durch Arbeiten in der Musik und den verschiedensten Wissenschaften zu beschäftigen. Er widmete sich dem öffentlichen Concertleben, theils als Unternehmer, theils als Dirigent, leitete Vereinssitzungen, schrieb Abhandlungen über Musik, Kritiken in Zeitschriften, man wählte ihn zum Dirigenten von Musikfesten, zum Vorsitzenden von Preisgerichten, er trat in die physicalische Gesellschaft ein und hielt Vorträge, und da ihm die Rede in seltenem Grade zu Gebote stand und die Zuhörer durch das Feuer seiner Beredtsamkeit in Begeisterung versetzte, so bildete er in Frankfurt den Kernpunkt, von dem alle geistige Bewegung ausging. Durch eine sparsame Wirthschaft hatte er sich ein Vermögen erworben und die Sehnsucht nach seinen heimischen Bergen bestimmte ihn, sich am Luzernersee ein Landhaus zu bauen, wohin er im J. 1844 ganz übersiedelte. Hier fand er seine zweite Lebensgefährtin, Josephine Jahn aus St. Gallen, und durch die Verbindung mit ihr trat wieder Ruhe und Zufriedenheit bei ihm ein. Sie war eine vortreffliche Clavierspielerin und neuer Lebensmuth zog ihn nach Frankfurt, wo er bis an sein Lebensende verblieb. Ein treffliches Urtheil über S. legte Ferd. Hiller in seinen Erinnerungsblättern (Köln 1884, S. 99) nieder. Er sagt dort: Sein Clavierspiel war gering, in der Composition dagegen hatte er die gewissenhaftesten Studien gemacht und sich eine bedeutende contrapunktische Fertigkeit in den schwierigsten Formen erworben. Die oben schon erwähnte Selbstbiographie bringt z. B. als Beilage einen zweistimmigen Tonsatz für Violine und Violoncell, einstimmig notirt, in dem die Violine vorwärts und das Violoncell rückwärts zu lesen ist. Bei der Ausführung des Satzes ist von der Künstlichkeit der Composition nichts zu bemerken und jede Stimme geht in behender Selbständigkeit ihren eigenen Weg und erzeugt einen wohlklingenden Eindruck. Hiller fährt dann fort: Seine Neigung zum Scharfsinnig-Combinatorischen führte ihn nur allzu künstlichen Aufgaben zu,

und da er eigentlich nicht schöpferisch begabt war, zeichneten sich seine Compositionen mehr durch die Verbindung als durch die Erfindung der melodischen Gedanken aus. Sein Ruf als Lehrer hatte sich weit verbreitet — aus England und Amerika kamen junge Leute, um bei ihm zu studiren. Unter seinen deutschen Schülern ist J. Rosenhain wohl der bedeutendste und bekannteste geworden. Was S. Allen, die ihm näher kamen, lieb und verehrungswerth machen mußte, war die geistvolle Frische seines Wesens, die Höhe seiner Kunstanschauungen, die Wärme und Lebendigkeit, mit der er allem entgegenkam, was irgend die Theilnahme eines echten Mannes hervorrufen konnte. Schon sein Aeußeres imponirte. Sehr groß und stark gebaut, wie man sich einen Vierwaldstetter Mann denken mag, trugen seine Züge den Ausdruck des Frohsinns, der Güte und Gescheidheit — aus seinen klaren Blicken zuckte nicht selten witzige Schlauheit hervor. Eigenthümlich wirkte seine Rede, da er das beste Deutsch mit dem stärksten schweizerischen Accent versetzte. Stets lebhaft und anregend, wurde er doch nie heftig. Sein Interesse erstreckte sich über alles, was Poesie, Kunst, Natur und Wissenschaft, allgemeine und private Verhältnisse darbieten. Seine Auffassung trug oft den Stempel der Originalität, stets den der Selbständigkeit — über allem aber und trotz einiger Eitelkeit trat jene Heiterkeit des Geistes hervor, die, nur den bedeutendsten Menschen eigen, ihrem Wesen etwas Hochschwebendes verleiht, was ein klares Erkennen des Kleinen nicht ausschließt, aber sie selbst vom Kleinlichen so viel wie möglich fern hält. Seine Beurtheilung der Versuche in der Composition, die man ihm vorlegte, war fördernd und auch dann ermunternd, wenn sie tadelnd ausfiel. Hiller fügt diesem noch hinzu, daß er schon in jüngeren Jahren oft die Freude hatte, mit dem Manne zu verkehren. Ein bleibendes Denkmal hat sich S. durch die „Stiftung von Schnyder v. Wartensee“ in Zürich errichtet, indem er der Stadt ein Capital von 70 000 Gulden schenkte und genau die Verwendung der Zinsen vorschrieb. Man soll das Geld nur für Kunst- und wissenschaftliche Zwecke verwenden, verfügt er, aber nicht auf Vorarbeiten, sondern nur für fertig gestellte Arbeiten. Er wünscht keine Wohlthätigkeitsanstalt, kein dürftiger Gelehrter, Künstler u. a. darf unterstützt werden, sowie überhaupt nicht materielles Gedeihen, sondern geistige Vervollkommnung der Menschheit befördert werden soll. Von den Wissenschaften bleibt die Theologie in ihrer dogmatischen Seite ausgeschlossen u. s. w. Das Document schließt mit den Worten: Die Verwaltung meiner Stiftung ist kurz gesagt nur befugt, Geld auszugeben, wenn sie nach den angemerkten Bestimmungen wirklich Etwas dafür erhält, was allgemein nützlich werden kann. Als erste Frucht des Vermächtnisses hat die Verwaltung nichts besseres zu thun gewußt, als die Selbstbiographie des Schenkers durch den Druck zu veröffentlichen unter dem Titel: Lebenserinnerungen Schnyder's. Zürich 1887. gr. 8°. XIII und 379 S. mit 2 Musikbeilagen und dem Porträt Schnyder's.

Rob. Eitner.

Schober: Franz v. S., Dichter und Kunstfreund. Derselbe erscheint hier weniger in Anbetracht seiner eigenen poetischen Erzeugnisse, sondern ob seiner Beziehungen zu Franz Schubert, Fr. Liszt, Moriz v. Schwind und vielen Andern seiner Zeitgenossen. Seine Wiege stand auf schwedischem Boden, obwol S. von deutschen Eltern stammte. Sein Vater bekleidete seit 1784 die Stelle eines Güteradministrators auf dem Edelsitze Torup bei Malmö, woselbst unser Poet am 17. Mai 1796 geboren wurde. Die Familie, welche mit der ursprünglichen Heimath immer in Fühlung blieb, wurde 1801 in den österreichischen Adelstand erhoben. Da der Vater schon 1802 starb, kehrte die Mutter, eine geborene Derffel aus Wien, mit ihren Kindern nach Deutschland zurück. In Hamburg sah der junge S. noch Klopstock und zu Altona den biederen Wands-

becker Claudius. Vorerst kam S. auf kurze Zeit nach Schnepfenthal zu Salzmann und 1804 in das Benedictinerstift Kremsmünster. Die Verhältnisse der Familie waren indessen im starken Rückgang; die Mutter, welche nach Wien noch eine Summe von 600 000 Gulden in Silber mitgebracht hatte, erlitt in den Geldcalamitäten der folgenden Napoleon'schen Kriegsläufte so große Verluste, daß ihr kaum der fünfzehnte Theil verblieb. Der Kauf einer Herrschaft erwies sich gleichfalls als ein unglückliches Unternehmen. Der junge S. absolvirte indessen das Gymnasium und Lyceum zu Kremsmünster und bezog darauf zum Studium der Jurisprudenz die Universität Wien (1815), wo die rauschenden Feste des berühmten Congresses auf den kaum neunzehnjährigen Jüngling um so größere Anziehungskraft übten, da ein älterer Bruder, Axel S., in seiner Stellung als k. k. Oberlieutenant und Adjutant im Husarenregiment „König Friedrich Wilhelm" dem jüngeren Franz überall Zutritt verschaffte (Axel v. S., geb. 1789, hatte den Feldzug von 1814 in Frankreich mitgemacht, ging 1815 abermals dahin, blieb bei der Executions-Armee, wurde augenleidend und starb am 5. Sept. 1817 nach der Rückreise zu Dillingen. Er galt als ein geschickter Blumenmaler. Vgl. Festschrift der Erziehungsanstalt Schnepfenthal 1884, S. 211). Eine längere Reise nach Schweden (1817) dürfte dem kaum ernstlich gewählten Berufe der Rechtswissenschaft wenig förderlich gewesen sein. Nach seiner Rückkehr dilettirte S. mit poetischen und künstlerischen Versuchen, malte, zeichnete und trieb sich als belebendes Element in einem Kreise von jungen, genialen Genossen umher, welche mit ungleichen Kräften und Erfolgen nach der Unsterblichkeit strebten, vorerst aber dieses irdische Jammerthal in vollen Zügen und fröhlichster Stimmung genossen. Dazu gehörten neben wahren Prachtexemplaren und Kraftgenies der damaligen goldenen Jugend in Wien Mayrhofer, Kenner, der arme, ganz unnöthigerweise vielverfolgte Tiroler Dichter Johannes Senn, ferner Franz Schubert, der Tondichter und Liedercomponist, der Dramatiker Eduard v. Bauernfeld, die Maler Leopold Kupelwieser, Moriz v. Schwind und viele Andere. S. hatte schon 1813 im Hause der Familie Spaun zu Linz einige Lieder Schubert's, welche Joseph Spaun von Wien mitbrachte, kennen gelernt, machte aber erst um 1820 die persönliche Bekanntschaft des damals in drückenden Verhältnissen lebenden Componisten; er nahm denselben mit Einwilligung der Mutter in sein Haus auf und brachte ihn dann auch in die Sommerfrische nach Ochsenburg, einem unweit St. Pölten gelegenen, dem damaligen Bischofe dieser Stadt, Herrn v. Dankensreithner (einem nahen Verwandten Schober's) gehörigen Schlosse, wo Schubert einen Theil der von S. gedichteten dreiactigen Oper „Alfonso und Estrella" (1821) componirte. Lange kann jedoch der intime Verkehr der Beiden nicht gedauert haben, da S. um 1823 nach Breslau ging. Hier verkehrte S. mit dem Lustspieldichter Karl Schall, v. Holtei, Karl Witte, H. Steffens u. s. w. S. soll, überhaupt eine Art „Wilhelm Meister", damals große Erwartungen auf seine Befähigung zur Bühne gesetzt, aber nicht reüssirt haben. Nach seiner Rückkehr kaufte S. das vom Grafen v. Palffy in Wien 1817 begründete „Lithographische Institut", für welches Moriz v. Schwind viele seiner frühesten Compositionen zeichnete: die ganze Reihe der „Ungarischen Könige" und das prachtvolle Porträt des Kaisers Franz in ganzer Figur, wozu der mit dem Krönungsornat bekleidete S. seinem Freunde als Modell stand; ferner den heiteren Cyclus der „Verlegenheiten" (wobei auch Danhauser mitarbeitete) und das aus sechs Blättern bestehende fröhliche Lustspiel einer „Landpartie auf den Leopoldsberg" — wahre Incunabeln von Schwind's Muse und heutzutage schon seltene Fundstücke für alle Sammler. Wie eine wahre Novelle zeigt uns das nach Schober's Zeichnung von Moriz Schwind und Samuel Mohn radirte „Atzenbrucker Bild" das Dolce far niénte der Freunde, welche zeitweise auf das an der Straße

von Wien nach St. Pölten gelegene, damals dem Stift Klosterneuburg gehörige, unter der Verwaltung von Schober's Oheim befindliche Landgut Atzenbruck hinausfuhren und daselbst mit Ballspiel und Reigentanz einige Tage verbrachten; auch die schönen Freundinnen der treuen Genossen nahmen dabei fleißigen Antheil: es gab lebende Bilder, Charaden und allerlei Tollheiten — zwei Scenen dieser Art verewigte Leopold Kupelwieser in eigenen, sorgsam durchgeführten Aquarellen. Schwind hat später noch einige dieser Erinnerungen in Bildern wiedergegeben, wobei die Porträts der Freunde in ganzer, unverkennbarer Figur beibehalten sind, z. B. auf einer sehr selten gewordenen Steinzeichnung, wo Schwind mit gepacktem Ränzchen, im Begriffe eine Stadt zu verlassen, ahnungslos von Damen beobachtet, unter einer Gartenmauer rastet, indeß im fernen Hintergrunde S. und Schubert mit etlichen Anderen durch das Stadtthor vom Geleite des Freundes zurückkehren. Auch auf Schwind's Bilde von „Ritter Curt's Brautfahrt" (gestochen von Julius Thäter) treffen wir in einer Ecke die ganze Gesellschaft beisammen: da sitzt vor einer Bücherkiste der tief in Gedanken und alten Historienkram versunkene Lenau, während der Bühnendichter Bauernfeld hellen Auges in die auf dem Marktplatze sich abspielende Komödie blickt und S. nebenan aufmerksam das Programm studirt, hinter ihnen Anastasius Grün und Frhr. v. Feuchtersleben, der gewiegte Diätetiker der Seele, dessen berühmt gewordenes „Es ist bestimmt in Gottes Rath" zuerst bei einem zu Schober's Ehren gehaltenen Abschiedsfeste gesungen wurde. — Schubert componirte mehrere Lieder Schober's, darunter auch den „Hochzeitsbraten", welcher indessen erst nach Schubert's, schon am 19. November 1828 erfolgten Ableben im Druck erschien: „Der Hochzeitsbraten von Franz v. Schober, Terzett für Sopran, Tenor und Baß mit Begleitung des Pianoforte in Musik gesetzt von Franz Schubert, 104. Werk", Wien (1829) bei Ant. Diabelli & Comp. (mit einer Vignette von Moriz v. Schwind). S. ging — Schwind war kurz vorher nach München übergesiedelt — bei Schubert's Leichenfeier, auf besonderen Wunsch der Verwandten, unter den Leidtragenden, dichtete dem unvergeßlichen Freunde ein warmes Leichencarmen und entwarf die unter Beirath des Architekten Förster ausgeführte Zeichnung zum Grabdenkmal dieses Tondichters. Dann wendete sich S. nach Ungarn, wo er mit den Familien des Grafen Festetics und Uermenyi als Hofmeister, Erzieher und Gesellschafter in Verbindung trat und ihre Hochachtung und Dankbarkeit zeitlebens erwarb. Nach dem 1833 erfolgten Tode seiner Mutter kehrte S. nach Wien zurück und übernahm die Verwaltung seines bei Tuln gelegenen Gutes Chorherrn, welches er schließlich an den Feldmarschall Grafen Bellegarde verkaufte, um ungehindert seiner Reiselust zu genügen. Er durchzog Italien, Frankreich und Belgien, wo er überall landschaftliche Ansichten zeichnete, welche indessen, gleich seinen zahlreichen Porträtskizzen, ein sehr dilettantisches Gepräge trugen. Später weilte S. wieder bei Graf Leo Festetics in Preßburg, als Franz Liszt nach Ungarn kam (1839); er dichtete zum Empfang des großen Virtuosen einen (von Grill componirten) „Begrüßungs-Chor" und war Zeuge jener phrenetischen Triumphe Liszt's, welche S. in einer eigenen Schrift „Briefe über Fr. Liszt's Aufenthalt in Ungarn" (Berlin 1843 bei Schlesinger) schilderte. So entstand zwischen Beiden eine lebhafte Freundschaft und S. begleitete den Meister durch den ganzen Saus und Braus seiner Virtuosen-Periode von 1841—47 auf allen Reisen als Secretär und Factotum. Das schöne Einvernehmen wurde durch einen Vorfall mit einem der Musiker Franz Liszt's schnöde gesprengt. Mit Liszt kam S. auch nach Weimar, wo er mit dem dortigen Hofe, insbesondere mit dem Erbgroßherzoge Karl Alexander, in sehr intime Beziehungen trat, ohne jedoch eine dienstliche Stellung anzunehmen. S. lenkte die Aufmerksamkeit des Thronfolgers, als derselbe die Restauration der Wartburg durch

Herrn v. Ritgen beschloß, auf Moriz v. Schwind, welcher die Ausschmückung der Wartburg durch den so berühmt gewordenen Fresken-Cyclus nach dem Regierungsantritt des Großherzogs vollführte. Während der einleitenden Verhandlungen, welche von Seiten des hohen Auftraggebers Herrn v. S. übertragen waren, geriethen die beiden Freunde, welche schon früher einmal hart an- und auseinander gerathen waren, in einen neuen Streit. Die Ausführung des schönen Werkes, welches heute noch einen besonderen Anziehungspunkt für die Wartburg bildet, ward indessen dadurch nicht gefährdet. Eine vielfach versuchte persönliche Aussöhnung der strittigen Freunde mißlang. Doch blieb S. immerdar ein begeisterter Lobredner und Bewunderer von Schwind's Schöpfungen; aber auch Meister Schwind gedachte seines ehemaligen Freundes in Treuen und setzte dessen Haupt mit voller Umschrift des Namens in die am Fries der „Sieben Raben" angebrachte Porträt-Galerie seiner mitstrebenden Zeitgenossen. Nach einem zwölfjährigen Aufenthalte zu Weimar übersiedelte S., inzwischen durch die Ernennung zum Legationsrath und Verleihung des Weißen Falkenordens ausgezeichnet, nach Dresden und schloß 1856 daselbst mit der bekannten Jugendschriftstellerin Thekla v. Gumpert (geb. 20. Juli 1810 zu Kalisch) eine auf frühe Jugendfreundschaft basirte Ehe, welche jedoch nach wenigen Jahren mit beiderseitiger Zustimmung wieder getrennt wurde. Dann zog S. mit seinem sehr complicirten Hausrathe und den nach seinen Zeichnungen gefertigten Möbeln, mit seinen Bildern, Kupferstichen und Büchern, nebst einer Anzahl von anderen Quincaillerien, daran der Besitzer hing wie ein Kind, da jedes Stück seine eigene Geschichte und Erinnerung hatte, nach Pest, übersiedelte wieder mit dem ganzen Schatz 1869 nach München und 1874 abermals nach Dresden, wo er am 13. August 1882 hochbetagt, weltmüde und durch seine Schwerhörigkeit fast ganz vereinsamt, sein langes Leben beschloß. — Als Dichter machte sich S. zuerst bekannt durch die „Palingenesien aus den heiligen Büchern des alten Bundes" (Breslau 1826 bei Jos. Max & Comp.), welche in die spätere Sammlung seiner „Gedichte" (Stuttgart 1842 bei Cotta, in zweiter, unveränderter Auflage in Leipzig 1865 bei Weber) übergingen. H. Kurz rühmte von Schober's Gedichten, daß sie gedankenreich, doch nicht das starre Ergebniß der kalten Reflexion seien: „Sie strömen aus dem vollen Herzen". Ob S. „die Natur, die Liebe, die Kunst oder die Freundschaft besingt, immer sind seine Gedichte Ergüsse wahrer und reiner Empfindung". Die Hälfte der Sammlung besteht aus Sonetten, sie bilden „nebst der reizenden Erzählung „Issendiar", der schönen Allegorie „Die Heilquelle", welcher die Erinnerung an „Mahomet's Gesang" von Goethe keinen Eintrag thut, und einigen anderen Gedichten, die Blüthe der Sammlung". Der Dichter hat die Form „vollständig in der Gewalt; er weiß den bedeutendsten Inhalt in die engen Grenzen zu ziehen, ohne daß er an Klarheit und der Ausdruck an Kraft und Schönheit verliere". Die „Accorde" enthalten tiefgedachte Sprüche, aus den „Sonetten" spricht „ein edler, männlich gereifter Geist und eine milde, harmonische Lebensanschauung"; in den theilweise sehr witzigen „Schattenrissen" sind „deutsche und fremde Dichter mit großem Glück charakterisirt". — Dem Drängen einiger Bekannten, seine Erinnerungen und Begegnungen mit den vorzüglichsten Zeitgenossen in Schrift zu bringen und der Nachwelt zu überliefern, setzte er immer seine Abneigung gegen das Schreiben entgegen. Nach Schwind's Tode wurde der Unterzeichnete zufällig mit S. bekannt, welcher mir aus seinen Autographenschätzen bereitwillig alles auf diesen Künstler bezüglichen Material zur Benutzung anbot; mit Geduld, Ausdauer und Zeit gelang mir trotz Schober's Schwerhörigkeit vieles zu erfragen, was in dem nachstehend verzeichneten Buch nach sorgfältigster Prüfung verarbeitet wurde. Ueber das Schicksal seines Nachlasses, insbesondere der Schwind-Briefe ist mir nichts bekannt geworden, ein

geringer Theil (die wenigen Autographen Schubert's) wurden durch Alexander Danz in einer Auction am 28. April 1886 zu Leipzig versteigert.

Vgl. die Werke von H. Kreißle (1865) u. Reißmann (1873) über Franz Schubert, und H. Kurz, Deutsch. Litt. 1868, IV, 217. — Mein Buch über Moriz v. Schwind, sein Leben und seine Werke. Aus des Künstlers eigenen Briefen und den Erinnerungen seiner Freunde, Stuttgart 1873 bei P. Neff. — Wurzbach 1876, XXXI, 62 ff. — Nekrolog in Beil. der Allgem. Zeitung vom 22. September 1882. — Seltsamer Weise ist S. in L. Ramann's umfangreicher Arbeit über Franz Liszt, Leipzig 1887, II. Bd., 1. Abtheilung (S. 24 ff.), nur kurz und vorübergehend erwähnt.

Hyac. Holland.

Schober: Gottlob S. wurde um das Jahr 1670 in Leipzig geboren, studirte daselbst Medicin und Naturwissenschaft und begab sich dann nach Utrecht, woselbst er 1696 nach Vertheidigung einer Dissertation „de Cholera“ zum Dr. med. promovirt wurde. Er ließ sich anfangs in Lübeck als Arzt nieder, trat aber bald (1698) in schwedische Dienste, ging zuerst nach Narwa, später nach Reval und kehrte 1705 nach Sachsen zurück, prakticirte in Leipzig und Dresden. Er verfaßte zwei Abhandlungen: de tumore cranii und de essentiae Ambrae vi hypnotica, die in den Acta der Leopold.-Carolin.-Akademie 1706 gedruckt wurden; infolge dessen wurde er unter dem Namen Aristophanes in die Zahl der Mitglieder der Akademie aufgenommen. Als er in Erfahrung gebracht hatte, daß der k. russische Leibarzt Dohnell gestorben war, meldete er sich brieflich (15. Dec. 1711) beim Kanzler Golowkin und bat um die erledigte Stelle. Im J. 1712 nahm Peter I., als er im Sommer von Stralsund durch Dresden nach Karlsbad zur Cur reiste, den Dr. Schober aus Dresden mit und machte ihn in der Folge zu seinem Leibarzt. So gelangte S. 1713 nach St. Petersburg; doch konnte er den Kaiser nicht auf seinen Reisen begleiten, weil Gichtschmerzen ihn daran hinderten. Der Kaiser bestimmte ihn deshalb zum Leibarzt der Großfürstin Natalie Alexejewna, doch diese wählte den Dr. Bidloo und S. wurde als Glied der sog. med. Kanzelei angestellt und gleichzeitig mit der Oberaufsicht der Hauptapotheke in Moskau betraut. Im J. 1717 untersuchte er auf kaiserlichen Befehl die warmen Quellen, die sich bei der damals existirenden Stadt Terki am Terekflusse befanden (Kaukasien, Terek-Gebiet in der Nähe der Staniza Gorätschewodskaja, 20 Kilom. von der jetzigen Festung Grosnaja). Eine Beschreibung dieser Quellen, denen S. den Namen der Petersquelle beilegte, findet sich in Müller's Sammlung: Russische Geschichte, IV. Band, 1760 (S. 157—175). Bei Gelegenheit der Rückkehr von der kaukasischen Reise besuchte S. die Schwefelquellen bei Serjaewsk am Flusse Sok, einem kleinen, etwa 25—30 Kilometer oberhalb Samara von Osten her in die Wolga fallenden Flusse, und beschrieb dieselben (Müller's Sammlung, IV. Bd., 1760, S. 541—548).

In Moskau nahm er die Stelle eines Stadtphysicus ein und bereiste 1722 das Gouvernement Moskau bis nach Nishnei Nowgorod, um die Ursache einer auf dem Land vielfach verbreiteten, ungewöhnlichen und unbekannten Krankheit zu ermitteln. Er wies nach, daß die Ursache der Krankheit in Genuß von Roggen zu suchen sei, der durch Mehlthau verdorben, und schrieb darüber eine Abhandlung: „Diss. medica de seminibus loliaceis secalis nigris corruptis et incurvatis vulgo: Kornmüttern, varios morbos epidemicos anno 1722 in autumno et hieme producentibus tam in territorio Moscoviae, quam Niesnae“. Ein Auszug aus der Abhandlung ist in den Acta Eruditor. Lips. A. 1723 p. 446—451 gedruckt. Die Abhandlung selbst befand sich 1760 in den Händen Müller's. Im J. 1732 wurde S. unter Beibehaltung seines Jahresgehalts dem in Moskau lebenden

Zar v. Georgien Wachtang als Leibarzt beigegeben; in dieser Stellung starb er am 3. November 1739.

Außer den genannten Abhandlungen hat S. drucken lassen: „Pharmacopœa portatilis oder Kleine, doch wolversehene Haus-, Feld- und Reiseapotheke", Leipzig 1707, und eine „Diss. medica de vomitu lethali" etc. (Acta medicophysic. Acad. Nat. curios. Cent. III et IV in append. Pg. 147, A. 1814), ferner eine „Diss. de mumia Persica i. e. remedio in Asia celeberrimo", Acta Erudit. Lips. 1725, p. 150 und Acta Natur. Cur. Vol. I 1727, App. 150.

Ein großes umfangreiches Werk über Rußland, das S. unter dem Titel „Memorabilia Russico-asiatica s. Observationes physicae, medicae, geographicae, politicae, œconomicae, in itinere in Russia ad mare Caspicum collectae, inquisitionites in quarundam aquarum mineralium naturam, nec non rariorum populorum linguae nondum cognitae, nec descriptae" verfaßt und mit 60 Zeichnungen nach der Natur versehen hatte, ist leider verloren gegangen. Nach den handschriftlichen Aufzeichnungen eines Verwandten Schober's, Heinzelmann, wurde jenes Manuscript den in Holland lebenden Erben Schober's zugesandt und soll später in die Hände des Baden-Durlachischen Residenten im Haag, Treuer gekommen sein. Ueber den weiteren Verbleib der Handschrift ist nichts bekannt. Nur ein Auszug aus dem Manuscript hat sich zufällig erhalten. Als Dr. Lerche (geb. in Potsdam) im J. 1731 nach Moskau kam und nach Astrachan als Arzt gehen sollte, vernahm er, daß S. bei Gelegenheit seiner Reisen in den Kaukasus viel Interessantes gesammelt und aufgezeichnet habe. Er wandte sich an S. und erhielt jenes Manuscript mit der Erlaubniß, eine Copie davon zu nehmen; nach dieser Lerche'schen Copie fertigte Aug. Ludwig Schlözer einen Auszug, der in Müller's Sammlung Russ. Gesch. VII. Bd., S. 1—154, mit Anmerkungen Lerche's S. 531—546 abgedruckt ist.

Biogr. Notizen über S. finden sich in Müller's Sammlungen: Russ. Geschichte, IV. Bd., 1760 (S. 175—182) und in Richter's Geschichte der Medicin in Rußland, III. Theil, S. 134—140. Moskwa 1817. — Nach Müller war S. nicht verheirathet, nach Richter zwei Mal.

L. Stieda.

Schober: Johann Joachim S., Franciscanermönch von dem Orden der strengen Observanz, bekleidete eine Reihe wichtiger Aemter in Wien, Graz und Laibach. Auch Italien und Spanien hat er im Auftrage Innocenz' X. bereist. Die Begründung der evangelisch-lutherischen Abendmahlslehre durch eine hochadlige kaiserliche Hofdame, die er zum Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche bestimmen sollte, veranlaßte ihn, im J. 1651 aus der letzteren und dem Orden auszuscheiden. Im Januar 1652 hielt er in Wittenberg mehrere Revocationspredigten, die veröffentlicht wurden (Dresden 1652). Sie beschäftigten sich eingehend mit dem Dogma und dem Gottesdienst der römisch-katholischen Kirche. 1653 wurde S. Pfarrer an der Dreikönigskirche in Alten-Dresden (Dresden-Neustadt), legte aber sein Amt 1655 infolge eines Streites mit einem kurfürstlichen Hofbeamten nieder und begab sich in sein Kloster nach Wien zurück. In mehreren Briefen, die auch im Druck erschienen, suchte er seinen Rücktritt zur römisch-katholischen Kirche zu begründen. In denselben sagte er sich auch von seiner Frau los. Die Ehe wurde darauf durch Erlaß des Oberconsistoriums geschieden.

A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreiche Sachsen von der Reformationszeit bis zur Gegenwart, S. 107. Dresden 1883. — Unschuldige Nachrichten von Alten und Neuen Theologischen Sachen, S. 790—795. Leipzig 1719. — Gottfried Arnold, Kirchen- und Ketzer-Historie, S. 434. Frankfurt a. M. 1700.

Georg Müller.

Schöber: David Gottfried S. wurde zu Gera im J. 1696 geboren, lernte in Nürnberg die Kaufmannschaft und lebte dann als angesehener und bemittelter Kaufmann in seiner Vaterstadt, in welcher er im J. 1760 zum Bürgermeister erwählt wurde; er starb am 17. Mai 1778. S. hatte weitgehende Interessen; er legte sich eine gute Bibliothek, ein Münz- und ein Naturaliencabinet an. Er hat auch mit und ohne seinen Namen, mehrfach unter den Buchstaben D. G. S., eine Anzahl Abhandlungen und Werke herausgegeben, von denen die bekanntesten von seinen eingehenden Studien in der Hymnologie zeugen. Es gehört hierher sein „Geistlicher Liedersegen", zuerst 1735 und dann in neuverbesserten Auflagen 1749 (nicht 1743) und 1769 erschienen. Es ist dieses eine reichhaltige Sammlung geistlicher Lieder, die 2. Auflage zählt deren 1621, deren ursprünglicher Text nur an einigen Stellen behutsam geändert ist; die Lieder sind nach den Materien geordnet, schwierigere Stellen sind in Anmerkungen erläutert. Bedeutsamer sind seine „Beiträge zur Liederhistorie, betreffend die evangelischen Gesangbücher, welche bei Lebzeiten Lutheri zum Druck befördert wurden", 1. Beitrag 1759, 2. 1761. In diesem Werke und mehr noch in seinem kleinen Büchlein: „Ausführlicher Bericht von alten deutschen geschriebenen Bibeln vor Erfindung der Buchdruckerei nebst einem altdeutschen biblischen Wortregister", Schleiz 1763, hat er selbständige gelehrte Arbeiten veröffentlicht, wie sie zu allen Zeiten nur selten von einem Kaufmann verfaßt sind. Aus dem letztgenannten Werke ersehen wir auch, daß er für seine Studien Reisen unternommen und an vielen Orten persönlich die Bibliotheken durchsucht hat. Unter seinen übrigen Werken sind etwa noch hervorzuheben seine gründliche Arbeit über die herrnhutischen Gesangbücher (1760 anonym erschienen), in welcher er namentlich die anstößigen Geschmacklosigkeiten, wie sie besonders im zwölften Anhange hervortreten, gebührend tadelt, und sein Werk „Albrecht Dürer's Leben, Schriften und Kunstwerke", Schleiz 1769.

Joh. Gottfr. Hauptmann, Leichenschrift, als . . . Christian Friedr. Lenz . . . aus der Welt ging . . . mit den . . . Lebensumständen des . . . Dav. Gottfr. Schöber u. s. f., Gera 1794, — ein Werk, das dem Verf. obiger Zeilen nicht vorgelegen hat. — Meusel, Lexikon XII, 349 ff. — Blätter für Hymnologie 1887, S. 124 ff., S. 130 ff. — Vgl. auch J. B. Riederer, Abhandlung von Einführung des teutschen Gesangs in die evang. luth. Kirche, Nürnberg 1759. S. 94.

l. u.

Schoeberlein: Ludwig S., Dr. phil. et theol., wurde am 6. September 1813 zu Colmberg bei Ansbach in Mittelfranken als Sohn eines kgl. Rechnungsbeamten geboren. Nachdem er seine Gymnasialjahre in Regensburg und zuletzt noch in München zugebracht, welche beide Orte für Erweckung und Pflege seines kirchenmusikalischen Sinnes bedeutsam wurden, bezog derselbe bereits im Herbste 1830 die Universität zu München, wo er zwei Jahre lang sich den allgemeinen, besonders den philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien widmete, bis er dann in Erlangen das dortselbst durch drei Jahre fortgesetzte Fachstudium der Theologie antrat. Im Herbst 1835 übernahm er sodann eine Hauslehrerstelle bei dem damaligen Professor Bethmann-Hollweg zu Bonn, und von da nach 2½ Jahren zurückgekehrt, wurde er nach einem kurzen Privatvicariate zum Stadtvicar in München bestimmt, von wo er im Sommer 1841 nach Bad Kissingen als Badeprediger gesendet wurde. Im Herbst desselben Jahres erhielt er die Stelle eines Repetenten für systematische Theologie in Erlangen und habilitirte sich dort 1849 als Privatdocent der Theologie. Im J. 1850 erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Heidelberg, wo er fünf Jahre lehrte und im Sommer 1855 der badischen Generalsynode als deren Mitglied

beiwohnte; dann folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor für systematische und praktische Theologie nach Göttingen, wo ihm zugleich die Begründung und Leitung eines liturgischen Seminars übertragen war. In den folgenden Jahren war er Mitglied einer liturgischen Commission, welche die Gottesdienstordnung für die Schloßkirche in Hannover auszuarbeiten hatte und im J. 1878 wurde er in die zur Herstellung eines Gesangbuches für die hannöversche Landeskirche niedergesetzte neue Commission berufen. Der Titel Consistorialrath wurde ihm im J. 1862 verliehen und 1878 wurde er zum Abt von Bursfelde ernannt. — Im Anfang des Jahres 1881 entwickelte sich bei ihm ein schweres Leberleiden, das am 8. Juli 1881 seinem Leben ein Ziel setzte.

Seine litterarischen Arbeiten sind theils dogmatischen, theils liturgischen Inhalts. Wir nennen hiervon: „Die Grundlehren des Heils entwickelt aus dem Princip der Liebe“, Stuttgart, Verlag von S. G. Liesching, 1848; „Der ev. Hauptgottesdienst in Formularen für das ganze Kirchenjahr nach den Grundsätzen der Reformation, sowie mit Rücksicht auf das jetzige Bedürfniß bearbeitet und mit Erläuterungen versehen“, Heidelberg, C. Winter, 1854; „Ueber den liturg. Ausbau des Gemeindegottesdienstes in der deutschen ev. Kirche“, Gotha, Perthes, 1859; „Schatz des liturg. Chor- und Gemeindegesangs nebst den Altarweisen in der deutschen evangel. Kirche, aus den Quellen vornehmlich des 16. und 17. Jahrhunderts geschöpft, mit den nöthigen geschichtlichen und praktischen Erläuterungen versehen“ ꝛc., Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1865—1872; „Die Geheimnisse des Glaubens“, Heidelberg, C. Winter, 1872; „Das Princip und System der Dogmatik“, das. 1881; „Hauskapelle zur Feier des Kirchenjahres, Schrifttexte und Gebete aus dem 15. Jahrhundert mit Zeichnungen von Louise Wolf“. Auch möge seine Gründung des Universitätskirchenchors und Einrichtung der Liturgie, sowie seine mehrjährige Führung des Universitätswaisenhauses in Göttingen nicht unerwähnt bleiben.

S. war eine fein angelegte, edle Natur; seinem milden, weiten Sinne entsprach seine theologische, tiefgehende, ökumenisch gewendete, theosophisch angehauchte Richtung. Einen unvergänglichen Namen, welchem die Zukunft noch höhere Ehre geben wird, hat er sich auf liturgischem Gebiete erworben, das ihm in seinem „Schatz“ ein großartiges Hauptwerk verdankt, langehin noch maßgebend für die bezügliche Entwicklung. Die Versenkung in die Gebetsschätze der Kirche entsprach so recht seinem reinen, frommen Herzen. Um den liturgischen Ideen über Verbesserung des evangelischen Gottesdienstes in weiteren Kreisen Eingang zu verschaffen, rief er in Verbindung mit Pfarrer M. Herold (Schwabach in Baiern) und Prof. Dr. E. Krüger (Göttingen) 1876 die liturgische Zeitschrift „Siona“ ins Leben (Monatsschrift für Liturgie und Kirchenmusik zur Hebung des gottesdienstlichen Lebens. Gütersloh, C. Bertelsmann), die noch gegenwärtig erscheint.

M. Herold.

Schobinger: Bartholomäus S., St. Gallischer Handelsherr und Freund der Wissenschaften, geboren am 14. Januar 1500, † am 16. Juli 1585. Er entstammte einer Familie, die seit dem 14. Jahrhundert im Dienste der Abtei St. Gallen emporgekommen war, erwarb sich 1525 bei Anlaß seiner Verheirathung mit der Tochter des Zunftmeisters Michael Schappeler das Bürgerrecht der Stadt und gelangte in der Folge durch seinen Eisenhandel zu großem Reichthum. Dabei bewahrte er einen weiten Blick für öffentliche Angelegenheiten und gelehrte Fragen. Er diente dem städtischen Gemeinwesen 32 Jahre lang (bis 1582) als Rathsherr und schloß sich eifrig der kirchlichen Reformbewegung an. Mit dem nur wenig jüngern Johannes Keßler (s. A. D. B.

XV, 657) und wohl auch mit Vadian war er eng befreundet. Im übrigen interessirte er sich vorzüglich für die chemische Wissenschaft seiner Zeit, oder, wie eine im 17. Jahrhundert durch Dr. Sebastian S. angelegte Familienchronik sagt: es war ihm nichts lieber, als die „Natur und Eigenschaft aller natürlichen, wie auch durchaus allerlei geheime, schöne und nützliche Künste zu erforschen“. Er trat in persönliche Verbindung mit Paracelsus, als dieser 1531 in St. Gallen weilte (s. A. D. B. XII, 676). Daß ihm in jüngeren Jahren der Weg zu einer eigentlich gelehrten Bildung verschlossen worden war, bedauerte er selbst aufs tiefste. Seinem in Augsburg studirenden Sohne Bartholomäus schrieb er 1562: „Es hat mich zwar der allmächtig Gott mit Reichthum begabet, ich aber wollt meine Jugend für denselben wünschen, allein um der Erlernung willen.“ Durch Ferdinand I. erhielt er 1531 und 1560 mit verschiedenen Brüdern und Neffen Wappenbriefe. Seine Züge überliefert eine große Medaille, die 1527 für ihn angefertigt worden ist. — Von seinen Söhnen haben David und Tobias das Geschlecht in St. Gallen fortgepflanzt. Ein Sohn David's war Bartholomäus (1566—1604), ein gelehrter Jurist, der eine bedeutende Bibliothek mit seltenen Manuscripten sammelte und die Schriften Vadian's herausgeben wollte, aber an der Verwirklichung dieses Planes durch einen frühen Tod gehindert wurde.

Stemmatologia Sangallensis im Stadtarchiv St. Gallen. — Bürgerbuch der Stadt St. Gallen 1887, S. 338. — Näf, St. Gallische Denkmünzen. St. Gallen 1871. — Schubert und Sudhoff, Paracelsus-Forschungen. 2. Heft (Frankfurt 1889), S. 140 ff.

J. Dierauer.

Schobinger: Sebastian S., gelehrter Arzt in St. Gallen, geboren am 10. April 1579, † am 10. Januar 1652. Er war ein Sohn des Tobias S., eines tüchtigen Mathematikers (1531—99) und Enkel des ältern Bartholomäus S. (s. oben), studirte in Basel Sprachen, Philosophie und Medicin, promovirte 1601 und machte hierauf längere Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien, bis er sich 1611 als Stadtarzt in St. Gallen dauernd niederließ. Hier entfaltete er nun eine ausgebreitete berufliche, politisch-administrative und wissenschaftliche Thätigkeit. Er galt als der bedeutendste Arzt in der östlichen Schweiz. Die Aebte Bernhard und Pius von St. Gallen, mit denen er in freundschaftlichem Verhältniß stand, die Klöster Magdenau, St. Johann im Toggenburg, Pfävers, sogar Einsiedeln und Muri, die Städte Bregenz, Feldkirch, Constanz ꝛc. suchten seinen ärztlichen Rath und Beistand. Abt Jodocus Hösli von Pfävers erbat sich sein Gutachten über die Versetzung der Badgebäude aus der schwer zugänglichen Felsenschlucht an den Ort, auf welchem sie jetzt stehen, und durch seine Vermitlung wurde eine Untersuchung der Heilquelle vorgenommen. Dem Gemeinwesen seiner Vaterstadt diente er in einer Reihe von Aemtern. 1614 bis 1632 war er Rathsherr und von da an bis zu seinem Tode Bürgermeister. Sehr häufig, besonders in den Jahren 1618—29, vertrat er St. Gallen auf den eidgenössischen Tagsatzungen. Daneben besorgte er durch lange Jahre mit dem umsichtigen Verständniß eines gelehrten Mannes die Vadianische Bibliothek. Zahlreiche Manuscripte und gedruckte Bücher derselben tragen seinen Namen und sein Wappen. Einen Einblick in den großen Umfang seiner wissenschaftlichen Verbindungen gewährt eine ebenfalls auf der Vadiana liegende, ungefähr 600 Nummern zählende Briefsammlung. Zu seinen fleißigsten Correspondenten gehörten Joh. Rudolf Saltzmann in Straßburg und Daniel Perols (oder Peyrol) in Montpellier. Andere Briefe sind von Goldast, Thomas Platter, Josua Pictorius, Joh. Heinrich Hottinger und mehreren schweizerischen Prälaten. Er starb ohne männliche Nachkommen.

Vgl. außer der bei Bartholomäus S. erwähnten Litteratur: Virorum clarorum et doctorum ad Melchiorem Goldastum epistolae 1688 (mit Briefen Schobinger's). — Bernet, Verdienstvolle Männer der Stadt St. Gallen (St. Gallen 1830), S. 41 ff. — Eidgenössische Abschiede 1618—1648 (Bd. V, 2a).

J. Dierauer.

Schobser: Hans S., ein Augsburger Buchdrucker, der schon in den zwei letzten Decennien des 15. Jahrhunderts in Augsburg Druckwerke herstellte. Es wird vermuthet, daß er später nach München verzogen sei und die erste Sammlung von Reichstagsabschieden, welche 1501 dort unter dem Titel: „Das Buch des h. römischen Reichs Unterhaltung" erschienen ist, gedruckt hat. Sein erster Augsburger Druck gehört dem Jahre 1488 an und ist „Der teutsch Kalender, gedruckt und vollendet in Augspurg von Hansen Schobser am freytag vor St. Johannes tag des täufers nach Christi gepurt 1488". Im gleichen Jahr „Tullius von allen ampten und ständen der welt, als er geschrieben hat zu seim sun Marco gen Athenis". Vom Jahre 1489 „Das buch gesta Romanorum der Römer von den geschichten oder geschehen dingen geistlichen und weltlichen". Vom Jahre 1490 u. a. ein deutsches neues Testament. Vom Jahre 1494 „Das Passional". „Hie hebet sich an ein lobliches und nuczliches buch, genant das Passional das ist der heiligen leben im winter". Vom Jahre 1497 „Episteln und Evangelien" ꝛc.

Zapf, Augsburgs Buchdruckergeschichte nebst den Jahrbüchern derselben. Vom Jahre 1468—1530. 2 Theile.

Wilhelm Vogt.

Schodeler: Wernher S. (I) (Schodoler, irrig Schedeler), schweizerischer Chronikschreiber, † 1540. — S. stammte aus einem Geschlechte, dessen Name schon Ende des 13. Jahrhunderts im aargauischen Reußthale (Freiamt) vorkommt, das im 15. Jahrhundert in der Stadt Bremgarten daselbst saß, zu den angesehenen Familien zählte und schon damals öfter die Schultheißenwürde bekleidete. Er selbst, zuerst im J. 1481 als Kanzleigehülfe in Bern erwähnt, wurde nachmals — spätestens 1514 — Stadtschreiber in Bremgarten, Mitglied des Rathes und 1520 Schultheiß, in diesem Amte von da an abwechselnd mit Andern, bis zu seinem Hinschiede. Der Reformation abgeneigt und nach Unterwerfung der Stadt durch die katholischen Orte der Eidgenossenschaft, im Spätjahr 1531, für die ausschließliche Wiederherstellung des alten Glaubens eifrig bemüht, scheint er doch ein friedliebender Mann gewesen zu sein. Er schrieb eine schweizerische Chronik, die bis 1525 reicht, in ihren älteren Theilen, mindestens bis 1480, wesentlich aus einer Copie der Chronik des Berners Diebold Schilling mit Zusätzen betreffend Bremgarten und Umgegend (auch Zürich) besteht, im spätern aber mehr eigenthümliches enthält. Abgeschrieben und mit Einschaltungen und Fortsetzungen versehen wurde dieselbe theils von Wernher S. (II.), dem jüngern Sohne des Schultheißen, der 1572—87 das Amt des Stadtschreibers in Bremgarten (nach seinem ältern Bruder Meinrad, Stadtschreiber 1545—70) versah und als der Letzte des Geschlechts starb, theils (1573) von einem Balthasar S. Abschriften dieser Werke finden sich in den Bibliotheken von Aarau, Bern, Einsiedeln, St. Gallen; eine theilweise Copie in Zürich. Von der eigenhändigen Arbeit des Schultheißen Wernher besitzt das Archiv zu Bremgarten einen die Zeit von 1436—65 (Schilling's „Alten Zürichkrieg") umfassenden, mit illuminirten Zeichnungen gezierten Band, den der Verfasser seinem Schwäher Heinrich Wirz von Zürich, Einsiedeler-Amtmann in Uetikon am Zürichsee, geschenkt und nach dessen Hinschied wieder an sich gezogen haben mag. Vorangesetzte Notizen aus ältern zürcherischen Aufzeichnungen und ein

eingeschalteter österreichischer Bericht über den Krieg von 1436, von einer andern Hand als Schodeler's geschrieben, scheinen von Wirz herzurühren. Um 1790 ging dieser Band aus dem Besitze des Schultheißen Honegger in Bremgarten an das städtische Archiv über, das ihn früher schon besessen hatte. Der spätere Theil des Originalwerkes befindet sich in der Kantonsbibliothek in Aarau. Aus einer Berner Abschrift des erstern Theiles veröffentlichte Studer 1871 im Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern (Bd. VII) die Zusätze Schodeler's zu Schilling's Text, aus dem spätern Theile Th. v. Liebenau 1885 (Anzeiger für schweiz. Geschichte V, 356 ff.) einige sehr bemerkenswerthe Stücke. Irrthümlich hat man dem Schultheißen Wernher (I) einen Text des sogen. großen Sempacherlieds zugeschrieben, den erst Wernher (II) oder Balthasar S. ihren Bearbeitungen der Gesammtchronik einverleibten.

G. E. Haller, Bibliothek der Schweiz. Geschichte IV, Nr. 385; V, Nr. 166. Bern 1786—87. — Martin Usteri († 1827), Zürchercopie des Bremgarter Msc. — Kurz u. Weißenbach, Beiträge zur Geschichte und Litteratur aus den Aarg. Archiven und Bibl. Aarau 1846, S. 89 ff. — G. Studer, 1871 s. oben. — Argovia, Zeitschrift der histor. Gesellschaft des Kantons Aargau VI, 1—125; VIII, 1—138. Aarau 1871 u. 1874. — Th. v. Liebenau, 1885 s. oben. — Derselbe, Die Schlacht bey Sempach. Gedenkbuch &c. Luzern 1886.

G. v. Wyß.

Schober: Adolf S., geboren in Stuttgart als Sohn eines Oberregierungsregistrators am 2. December 1817, bildete sich zuerst im praktischen Dienste des Notariats- und Verwaltungswesens aus und studirte 1835—38 in Tübingen die Rechtswissenschaft. Hier wurde er auch nach Beendigung seiner Studien als Gerichtsactuar angestellt, bis er 1843 als Oberjustizassessor bei dem Gerichtshof für den Neckarkreis Verwendung fand. Minister Schlayer, welcher begabte Männer für sein Ministerium auszusuchen wußte, ernannte S. im J. 1845 zum Regierungsrath. Trotz dieser Stellung blieb derselbe im engen Verkehr mit den liberalen Führern. 1848 wurde er in die Nationalversammlung gewählt und gründete in Frankfurt den Club Westendhall, näherte sich aber immer mehr der Linken, da er vor der Gewalt nicht weichen wollte. Von ihm ging der Antrag aus, daß der Bundespräsident durch die Regierungen vorzuschlagen, von dem Parlamente aber zu genehmigen sei. Auch 1849 bei der Kaiserfrage trat er für Errichtung einer Präsidentschaft ein, beugte sich aber dem Beschlusse der Mehrheit und gab seine Stimme für den König von Preußen ab. Schober's hauptsächlichstes Bestreben ging dahin, die Berathung der Grundrechte zu beschleunigen und deren Annahme zu betreiben in einer Zeit, da der Anerkennung derselben in den kleinen und mittleren Staaten nichts im Wege stand. Er galt als der Vater der Grundrechte. Im September 1848 war S. vom Bezirke Besigheim auch in die Ständeversammlung gewählt worden. Hier kämpfte er für Anerkennung der Nationalversammlung als höchster Autorität, suchte zwar die Bewegung in ruhigem Gange zu halten, sprach sich aber, als im April 1849 König Wilhelm von Württemberg die Annahme der Reichsverfassung verweigerte, für Einsetzung einer provisorischen Regierung aus, wenn der König nicht nachgebe. Als das Rumpfparlament in Stuttgart tagte, beantragte S., der erste Vicepräsident desselben, in der württembergischen Abgeordnetenkammer Anerkennung der Regentschaft und Unterstellung des Militärs unter dieselbe. Die Kammer ging nicht darauf ein, das Märzministerium suchte sich der unbequemen Versammlung zu entledigen und S. selbst gab am 18. Juni durch seine herausfordernde Erklärung, daß die nächste Sitzung Nachmittags stattfinde, Anlaß zur Sprengung des Rumpfparlaments. Sein Antrag in der

Kammer, das Ministerium deshalb vor Gericht zu ziehen, wurde abgelehnt. Es war dem Ministerium nicht zu verübeln, wenn es nach der im August erfolgten Auflösung der Kammer S. zur Ablösungscommission versetzte; er machte sich aber ganz frei, indem er sich der Advocatur zuwandte. Die drei verfassunggebenden Versammlungen, die sich von 1849 an folgten, wählten S. zu ihrem Präsidenten; nach Auflösung der letzten ließ er in würdevoller Haltung trotz Einsprache der Regierung die Wahl des ständischen Ausschusses vornehmen. 1851 trat er wieder als Mitglied in die Ständeversammlung ein. Neben dieser Thätigkeit hat sich S. als Anwalt in politischen Processen einen Namen erworben, indem er mit viel Scharfsinn und Redegewandtheit die Anklagen zu zerpflücken wußte. Auf der Höhe seines Ruhmes als Volksmann traf ihn am 12. November 1852 in seiner Vaterstadt ein früher Tad.

Vgl. (J. Hölder,) Das Leben A. Schoders.

Eugen Schneider.

Schödler: Friedrich Karl Ludwig S., geboren zu Dieburg in Hessen am 25. Februar 1813, widmete sich anfangs der Pharmacie, studirte dann zu Gießen Naturwissenschaften, war 1835—38, nachdem er promovirt, Assistent Liebig's, unternahm dann einige größere wissenschaftliche Reisen und erhielt 1842 eine Anstellung als Lehrer der Naturwissenschaften am Gymnasium zu Worms. Im J. 1854 wurde er zum Director der Realschule zu Mainz berufen. Infolge eines Schlaganfalls sah er sich gezwungen, 1883 seinen Abschied zu nehmen und starb am 28. April 1884.

S. war ein hervorragender Pädagoge und hat sich als solcher auch weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus einen Ruf erworben. Von seinen pädagogischen Schriften sind außer zahlreichen kleineren Abhandlungen zu erwähnen: „Die höheren technischen Schulen" 1846 und „Der Lateinzwang der Realschule" 1873. Hauptsächlich hat sich S. jedoch bekannt gemacht durch sein Werk „Das Buch der Natur", 2 Bde., Braunschweig 1846, welches in fast alle europäischen Sprachen übersetzt ist und von dem 1884 die 22. Auflage erschien. Dasselbe gibt in gedrängter, übersichtlicher Darstellung das Wissenswertheste aus dem Gebiet der gesammten Naturwissenschaften, wie es bis dahin noch in keinem ähnlichen Werke zu finden war. Bemerkenswerth sind von seinen Schriften ferner noch: „Die Chemie der Gegenwart" 1853; die Volks- und Schulausgabe von Brehm's Thierleben, 3 Bde., 1867—69; „Atlas der chemischen Technik" 1873. S. war Mitarbeiter von Wagner's Handbuch der Naturkunde und Liebig's Handwörterbuch der Chemie. Auch in den Annalen der Chemie und Pharmacie finden sich mehrere Arbeiten von ihm.

W. Heß.

Schöffer: Peter S. (damals ausgesprochen „Scheffer", von Schäfer), der bekannte Verleger zu Mainz während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, stammte aus Gernsheim. Sein Geburtsjahr ist nicht bekannt. Er wurde Cleriker, d. h. er empfing die Tonsur und wohl auch die niederen Weihen. Solche Leute waren nicht unbekannt mit dem damaligen Latein, wurden als öffentliche Notare verwendet, schrieben Bücher ab, und durften sich, nach Ablegung ihres Gewandes, verheirathen (clerici uxorati). Wir begegnen unserem Cleriker zunächst im J. 1451 als Bücherabschreiber in Paris. Ein Sammelband in der 1870 verbrannten Bibliothek zu Straßburg enthielt die Schlußschriften: Finito anno M°CCCC°L X februarii secundum Parisiensem (stylum) [= 1451], per me Johannem Gerlaci de Hœst (Joh. Gerlach aus Höchst). — Hic est finis omnium librorum tam veteris quam nove loice [logice], completi [completorum] per me Petrum Gernszheim, alias de Moguncia (in Paris natürlich besser dann G. bekannt!), in gloriosissima universitatis Parisiensi. Die Be-

schäftigung des Schreibers, der Aufenthaltsort und das Datum verweisen sofort die von ihm und seinen Nachkommen erhobenen Ansprüche auf die Ehre der Erfindung oder der Miterfindung oder der wesentlichen Verbesserung der Typographie in das Reich der Dichtung. Am 6. November 1455 erscheint unser Gernsheimer zu Mainz als Belastungszeuge wider Gutenberg und für dessen Geldschießer Johann Fust. S. heirathete Christine, die Tochter dieses Mannes, und beide gründeten ein Verlagsgeschäft, das in den Jahren 1457—1503 unter Schöffer's Namen betrieben worden ist. Anfang und Schluß dieser Verlagsthätigkeit bilden Ausgaben des berühmten sog. Psalterium, das erste vollständig datirte typographisch gedruckte Buch der Welt, dem ich unter dem Titel „Das Breviarium Moguntinum“ (Wiesbaden 1884) eine Monographie gewidmet habe. Zum sovielten Male Schöffer's zahlreiche Verlagsartikel aufzuzählen, wäre hier gewiß nicht am Platz. Zur Kennzeichnung seiner Wirksamkeit sei nur noch Folgendes bemerkt: Peter S. war Geschäftsmann, sonst nichts; von erfinderischem Talent zeigt sich während seiner langen Verlegerlaufbahn nirgends eine Spur. Keine fachmännische Neuerung ist von ihm ausgegangen, keine Neuerung der Zeitgenossen fand bei ihm Nachahmung: er ist der conservativste Verleger des 15. Jahrhunderts, des Zeitalters der Incunabeln oder Wiegendrucke, das Gegenbild also eines Erfinders oder Miterfinders gewesen. Daß seine Statuen zu Frankfurt (1840) und Gernsheim die Legende zum Sockel haben, das haben sie mit manchem Standbild, auch aus der allerneuesten Zeit, gemein.

Sein Sohn Johann übernahm die Mainzer Buchdruckerei des Vaters und starb 1531. Ein zweiter Sohn, Peter S. II. (er führte einen pfeifenden Schäfer in seinem Druckerwappen), hat bis 1512 ebenfalls zu Mainz, 1527 in Worms, 1532 in Straßburg, und 1541 in Venedig gedruckt. Dessen Sohn Ivo aber war wieder Verleger zu Mainz 1531—52, Fortsetzer also der Buchdruckerei des Großvaters. Ein Buchdrucker in Herzogenbusch Jan Janszoon Scheffer gilt als Johann S. II., dessen Sohn Johann († 1614) dort im J. 1580 die berühmte Achterklärung gegen Wilhelm von Oranien gedruckt hat. Bis zu ihrem Erlöschen also hat das weltbekannte Verlagsgeschlecht seine Presse niemals durch ein „ketzerisches“ Buch verunreinigt, und ist das Blut des Mainzer Clerikers bis in die entfernteste Ader hinein echt katholisch geblieben. Für die Litteratur und Schöfferlegenden muß ich auf die Register meiner „Geschichte der Buchdruckerkunst“ (Berlin 1886), für die späteren Erscheinungen auf diesem Gebiete aber auf den seines Ortes in diesem Werke zu bringenden Artikel Procopius Waldvogel verweisen.

v. d. Linde.

Schöler: Reinhold Otto Friedrich August v. S. wurde am 2. October 1772 zu Wesel geboren, wo sein Vater, der 1817 als Generalmajor verstorbene Joh. Friedr. Wilh. v. S. damals in Garnison stand. Er trat noch unter Friedrich d. Gr. am 16. Juli 1786, als Fähnrich in die Armee, stand später beim Regiment v. Strachwitz, war Adjutant des Feldmarschalls Herzog Ferdinand von Braunschweig, heirathete im J. 1796 die Tochter des Generals v. Kunitzky, Auguste, und kam im December 1800 als Stabscapitän und Assistenzofficier in die neuerrichtete 5. Compagnie des Cadettencorps zu Berlin. Im September 1807 ward er von Memel aus in außerordentlicher Mission zum Kaiser von Rußland geschickt, dem er schon bekannt war, und kam so in den diplomatischen Dienst, dem sein Leben fortan gewidmet bleiben sollte. Er blieb 27 Jahre in Rußland, nur während der Feldzüge von 1814 und 1815, während der Pariser Conferenzen und des Wiener Congresses zeitweilig seinen Posten verlassend. Durch einsichtsvolle und beharrliche Thätigkeit hat er sich in den wichtigsten Momenten der bewegtesten und verhängnißvollsten Zeit des Bei-

falls des Königs, des Vertrauens des Petersburger Cabinets und der Hochschätzung aller Classen der Gesellschaft zu erfreuen gehabt. Er entfaltete eine besonders einschneidende Wirksamkeit während der Jahre 1811 und 1812 und während der Zeit der geheimen Sendungen von Scharnhorst, Gneisenau und Boyen und später während des Wiener Congresses durch sein ohne Rücksicht auf sein persönliches Verhältniß zum Kaiser Alexander aufopfernd entschiedenes Auftreten gegen Rußlands Ansprüche und Uebergriffe. Seine geschwächte Gesundheit, die Strenge des Klimas, endlich der Wunsch, wieder dauernd mit seiner Familie leben zu dürfen, was ihm jetzt Jahre lang versagt gewesen war, veranlaßten ihn, um seine Abberufung zu bitten. Und als im Februar des Jahres 1835 der Generalpostmeister v. Nagler seine Stellung als preußischer Gesandter am Bundestage aufgab, ward S., der während des Petersburger Aufenthalts zum General der Infanterie aufgestiegen war, in Nagler's Stelle versetzt. Es wurde damals an ihm gerühmt, daß er ganz ausgezeichnet dazu geeignet sei vermöge seines um- und vorsichtigen Betragens, seiner ruhigen und gemessenen Thätigkeit, seines einfachen Wesens, seiner festen Ueberzeugung, daß Preußens Kraft und Macht von seiner innigen Verbindung mit den anderen Bundesstaaten unzertrennlich wären; und es wurde hervorgehoben, daß er mehr Neigung zum stillen gesellschaftlichen, als zum Hofleben habe. Im August 1835 trat er dann sein neues Amt an, feierte am 2. October 1836 zugleich mit seinem 65. Geburtstage sein 50jähriges Dienstjubiläum, wozu ihm der König sein lebensgroßes Bild schenkte, und führte auch dieses Amt zur vollsten Zufriedenheit seines Monarchen. Daß ihm die höchsten preußischen und russischen Decorationen, an deren Spitze der Schwarze Adlerorden, nicht fehlten, war bei einem so ausgezeichneten Manne nur natürlich, schwerer wiegt der Nachruf, der ihm zu Theil ward, als er nach 14tägigem Leiden am 28. October 1840 an einer Lungenlähmung verstorben war. Da hieß es: Die Armen und Nothleidenden zu Frankfurt verloren in ihm einen wahren Wohlthäter. Wo er Noth und Kummer erblickte, war seine wohlthätige Hand zur Hülfe bereit und manche Thräne des Kummers wurde durch ihn im Stillen getrocknet. — S. hinterließ außer der Wittwe zwei Söhne, von denen einer später Generallieutenant und Divisionscommandeur war, und vier Töchter.

Neuer Nekrolog der Deutschen 1840, II S. 1325. — v. Crousaz, Geschichte des Preuß. Kadettenkorps. — Spener'sche Ztg. von 1840, Nr. 259. — Acten des Geheimen Staatsarchivs.

Ernst Friedlaender.

Schoeler: Georg S. (er selbst schreibt seinen Namen Schoeler und Schöler), Schulmann des 19. Jahrhunderts. Er war am 18. März 1793 in Döschnitz im Fürstenthume Schwarzburg-Rudolstadt geboren, besuchte von Ostern 1807 an das Gymnasium in Rudolstadt, wo u. a. Bernh. Rud. Abeken sein Lehrer war, und studirte von Ostern 1812 an in Leipzig Theologie und Philologie, wendete sich aber bald ausschließlich der Philologie zu und erfreute sich bei seinen Studien der besonderen Leitung und Wohlgeneigtheit Gottfried Hermann's. Zum Beginne des Winterhalbjahrs 1813/14 siedelte er nach Jena über, blieb aber hier nur kurze Zeit, da er als Freiwilliger in die Truppe des fürstlichen Gesammthauses Schwarzburg eintrat und als solcher fünf Monate hindurch an dem Feldzuge in Brabant und Flandern theilnahm. Heimgekehrt ging er wieder nach Leipzig, blieb aber hier nur bis zum Januar 1815, wo er auf Hermann's Vorschlag als Collaborator an das Gymnasium in Gotha berufen wurde. Hier fühlte er sich durch die wohlwollende Leitung des trefflichen Fr. Jacobs und den vertrauten Umgang mit seinem Amtsgenossen Val. Chr. Fr. Rost überaus gefördert, folgte aber bereits Ostern 1818 einer auf Hermann's

und Jacobs' Empfehlung erfolgten Berufung als Professor an das Gymnasium in Danzig, welches damals unter August Meineke's Leitung sich zu hoher Blüthe entwickelte. Die Thätigkeit Schoeler's an dieser Anstalt dauerte 15½ Jahre; das vertraute Verhältniß zu seinen Directoren Meineke und Schaub, die Anerkennung, welche er in seinem Amte fand, ließen ihm einen Wechsel der Stellung so wenig wünschenswerth erscheinen, daß er u. a. 1827 die an ihn ergangene Berufung in das Directorat des Potsdamer Gymnasiums ausschlug. An Danzig fesselte ihn namentlich auch der Umstand, daß der Oberpräsident v. Schoen ihn in seine nähere Umgebung gezogen und für seine Reisen nach der Marienburg zum kunstverständigen Reisegefährten ausgewählt hatte; hierdurch war er auch in nähere Verbindung mit einer großen Zahl anderer hervorragender Männer, wie Flottwell, Jachmann u. a. gekommen, deren Umgang nach allen Seiten werthvoll für ihn war. Im März 1823 wurde ihm die Vergünstigung zu theil, einen neunmonatlichen Urlaub zu einer umfassenden Studienreise durch Italien zu erhalten; die freundlichen Empfehlungen, welche er aus Danzig an Bunsen in Rom und den englischen Gesandten in Neapel, R. Hamilton, mitbrachte, gewannen ihm das Interesse dieser Männer und ebneten ihm den Weg. Er dehnte seine Reise bis Paestum aus; über die gewonnenen Eindrücke gab er im Winter 1824 in einer Reihe von öffentlichen Vorträgen seinen Freunden und einem größeren Kreise Bericht. — Im October 1833 nahm S. das an ihn ergangene Anerbieten an, die Direction des königl. Gymnasiums in Lissa zu übernehmen; unter den auch dort bald gewonnenen Gönnern ist in erster Linie der Vorsitzende des Curatoriums der Anstalt, Fürst Sulkowski, zu nennen, dem er 1836 in einer Gedächtnißrede ein Ehrendenkmal gesetzt hat. Nach 10 Jahren wurde S. im Herbst 1843 als Director an das Gymnasium in Erfurt versetzt und hat in diesem Amte in reichem Segen bis 1864 gewirkt. Nachdem er noch im Juni d. J. sein 50jähriges Dienstjubiläum unter vielen Ehren begangen — Ehrendoctor von Jena war er bereits seit 1843 —, trat er im Herbste 1864 in den Ruhestand, brachte den darauf folgenden Winter im Süden zu, starb aber bereits am 3. März 1865 in Lausanne. — Von der feinen und überaus vielseitigen Bildung Schoeler's geben die von ihm veröffentlichten Arbeiten Kunde. Dieselben behandeln theils philologische und pädagogische Aufgaben: „De personis Graecorum scenicis“ 1821; „Protrepticon“ über die Behandlung der Gymnasialstudien; „Ueber Religions-Unterricht“ 1844; englische Grammatik für Gymnasien; deutsche Grammatiken für Polen, Engländer und Franzosen u. a.; theils kunstgeschichtliche und litterarische Gegenstände, wie „Das Schloß Marienburg“; „Ueber Farbenanstrich und Farbigkeit plastischer Kunstwerke bei den Alten“ 1826; „Zwei Schulvorträge über die Kunst“ 1835; „Ueber die griechische Malerei“ 1842; „Ueber die griechische Architektur“ 1855; „Geschichtliche Uebersicht der italienischen Malerei“ 1854 u. a.; theils sind es Reden, lateinische und deutsche Gedichte, von denen „Schiller in Thüringen“ 1859 zu nennen ist.

Biographische Mittheilungen Schoeler's im Programm des Gymnasiums in Erfurt 1844 (daselbst auch seine Einführungsrede in Erfurt) und im Programm des Danziger Gymnasiums 1858. — Nachruf im Erfurter Gymnasialprogramm von 1865, wo auch ein Schriftenverzeichniß. — Vgl. auch Theobald u. Brauer, Statistisches Handbuch der deutschen Gymnasien unter „Lissa“.

R. Hoche.

Scholl: Franz Joseph S., geboren zu Mainz am 4. December 1796, wurde durch seinen Vater Georg S. in die Bildhauerkunst eingeführt. Zur Entfaltung eines künstlerischen Talentes war damals kein Platz weniger geeignet als Scholl's Vaterstadt, die noch lange unter den Nachwirkungen der Schicksals-

schläge von 1813 und 1814 zu leiden hatte. In seinen jüngeren Jahren war er, unter solchen Umständen, auf die Anfertigung von Grabsteinen angewiesen, wobei ihm nur selten die Gelegenheit zu freiem Schaffen geboten war. Zum Künstler machten ihn die Wanderjahre in Italien, insbesondere sein Aufenthalt in Rom (1829 und 1830) und in Paris. In die erste Zeit nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt fallen die Arbeiten zur Wiederherstellung der Denkmäler in dem schwergeschädigten Dome, wodurch er die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zog. An hervorragenden Arbeiten weist der Dom auf: die Wiederherstellung der Kanzel, die Herstellung des Schalldeckels derselben, die Monumente für die Bischöfe Colmar und Humann. Auch um die Wiederherstellung des prächtigen Chorgestühls der St. Gangolfs-Hofkirche, das dermalen im Dome sich befindet, und um den berühmten Marktbrunnen (aus der Zeit Albrecht's von Brandenburg) machte S. sich verdient. Mit bildnerischem Schmucke zierte er die Kirchen zu Vallendar und Geisenheim (1836), das Brückenthor in Kastel, das Zollgebäude in Mannheim (1839). Nachdem er früher bereits eine Gutenbergstatue im Casino zum Gutenberge (1827) gefertigt hatte, lieferte er später noch einmal einen Entwurf zu einem Gutenbergsdenkmale für seine Vaterstadt. Zu früh wurde der liebenswürdige Künstler von der mit vielem Erfolge betretenen Laufbahn abberufen. Er starb zu Mainz am 7. April 1842.

Bockenheimer.

Scholl: Friedrich S., großherzoglich hessischer Oberst, einer alten hessischen Soldatenfamilie entstammend, am 31. December 1789 zu Gießen geboren, bildete sich für den Beruf seiner Väter zunächst auf der dortigen Universität vor, an welcher damals auch militärische Wissenschaften gelehrt wurden, trat, nachdem er eine strenge Prüfung bestanden hatte, am 21. October 1809 als Oberfeuerwerker beim Artilleriecorps zu Darmstadt in den Dienst, ward ein Jahr später Officier, machte 1812 den Zug nach Rußland mit, focht 1813 auf französischer Seite, 1815 gegen Frankreich und wurde dann im Juni 1817 nach Straßburg und Metz entsandt, um in den dortigen Lehranstalten die höheren Artilleriewissenschaften und die Befestigungskunst zu studiren, in denen er später daheim selbst Unterricht ertheilen sollte. Im October 1818 kehrte er zurück. Bevor er aber in die ihm zugedachte Thätigkeit eintrat, gehörte er einer von Seiten des Deutschen Bundes berufenen Commission an, welche einen nicht zur Ausführung gekommenen Plan der Anlage einer Festung zwischen Luxemburg und Landau bearbeitete. Dann begann seine ebenso eifrig wie erfolgreich betriebene Lehrthätigkeit an den Militärbildungsanstalten, deren eigentlicher Schöpfer er wurde. Daneben her ging seine Theilnahme an der Arbeit von Commissionen zu einer Neuorganisation der großherzoglichen Truppen und zur Ausarbeitung eines Exercierreglements für die Artillerie, sowie seine Verwendung im praktischen Dienste. Seit 1817 Hauptmann, kam er als solcher 1821 zu der neuerrichteten reitenden Artillerie. Seine Ansichten über diese Waffe hat er in einer Schrift „Die reitende und die fahrende Artillerie“, Darmstadt 1826, niedergelegt. 1824 ward er auch zur Dienstleistung beim Kriegsministerium befehligt und hatte nun häufig die schwierige, aber mit Geschick und verhältnißmäßig gutem Erfolge gelöste Aufgabe, die Forderungen der Regierung in der den Geldbewilligungen für das Heerwesen wenig geneigten, dem letzteren überhaupt ungünstig gestimmten Kammer zu vertreten. 1834 wurde ihm auf seine Bitte gestattet, sich ausschließlich dem Dienste seiner Waffe widmen zu dürfen und am 26. April 1848 wurde er, nachdem er 1847 den Charakter als Oberst erhalten hatte, zum Commandeur des Artilleriecorps und zum Präsidenten der Waffendirection ernannt. Die großen Anforderungen, welche in der nächsten Zeit an die Leistungen der ihm unterstellten Dienstzweige gemacht wurden, und die vorzügliche Erfüllung

derselben seitens aller Betheiligten lassen Scholl's Leistungen in einem sehr vortheilhaften Lichte erscheinen. Er starb am 27. Juli 1853 zu Darmstadt.

Eine Lebensskizze gab Hofrath C. W. Pabst, vormaliger Hauptmann, heraus, Darmstadt 1854.

B. Poten.

Scholl: Friedrich S., großherzoglich hessischer Oberst und militärischer Schriftsteller, Sohn des Vorigen, geboren am 17. November 1814 zu Darmstadt, trat 1830 in den Militärdienst seines engeren Vaterlandes, wurde 1833 Officier, nahm 1848 und 1849 an den Kämpfen gegen die Aufständischen in Baden theil, gehörte später dem Kriegsministerium an, trat, nachdem er 1867 zum Oberst befördert war, infolge der Umgestaltung der Verhältnisse dieser Behörde, am 14. April 1868 gleichzeitig mit dem Minister in den Ruhestand und starb am 7. April 1875 zu Darmstadt. — Die schriftstellerische Laufbahn betrat er 1842 mit der Herausgabe eines vorzüglichen, leider eine zu kurze Spanne Zeit umfassenden Buches „Systematische Uebersicht der Militär-Literatur und ihrer Hülfswissenschaften" (Darmstadt), welches sich sowohl durch Genauigkeit der Angaben, wie durch seine für die Benutzung besonders zweckmäßige Einrichtung auszeichnet. Später betheiligte er sich an der Herausgabe der „Allgemeinen Militär-Zeitung". Am 1. Juli 1856 rief er selbständig „Blätter für Kriegswesen, Kriegswissenschaft und Kriegsgeschichte" ins Leben; daneben begründete er ein anderes Blatt unter dem Titel „Neue militärische Zeitung"; beide wurden am 1. Januar 1859 mit einander verschmolzen und gingen gelegentlich der Mobilmachung vom Jahre 1859 ganz ein, die letzte Nummer ist die am 25. Juni ausgegebene Nr. 26. Nach hergestellter Ruhe erschien das Blatt nicht weiter. Es waren der militärischen Zeitschriften zu viele. Nach seinem Ausscheiden aus dem Dienste beschäftigte er sich eifrig mit militärwissenschaftlichen Studien; namentlich bearbeitete er ein umfassendes „Handbuch der Militär-Bibliographie von der ältesten bis auf die neueste Zeit"; dasselbe ist jedoch unvollendet geblieben. Einen Vorläufer des Werkes hatte S. in den Jahren 1845—47 in einer Zeitschrift „Bibliographische Blätter für Militär-Literatur" (nur Büchertitel) herausgegeben.

Allgemeine Militär-Zeitung Nr. 14, Darmstadt 1875. — Zernin, Aus der Geschichte der Allgemeinen Militär-Zeitung, Darmstadt 1876.

B. Poten.

Schöll: Gustav Adolf S., geboren am 2. September 1805 in Brünn, war der Sohn eines angesehenen Fabrikanten, der seine württembergische Heimath mit der mährischen Hauptstadt vertauscht hatte und dort als Leiter blühender gewerblicher Institute und gemeinnütziger Anstalten, sowie als Gründer und Förderer der evangelischen Gemeinde eine weitgreifende Thätigkeit übte. Nachdem S. bei dem Prediger dieser Gemeinde, dem auch als Naturforscher bekannten Ferdinand Hochstetter, den ersten Unterricht genossen, bezog er vierzehnjährig das von seinem mütterlichen Großvater Braftberger geleitete Gymnasium in Stuttgart. Der reine ideale Sinn des Jünglings, seine reiche wissenschaftliche und poetische Begabung gewannen ihm die Anerkennung der Lehrer und namentlich die mit den Jahren zu warmer Freundschaft sich steigernde Zuneigung Gustav Schwab's. Dann folgten glückliche Universitätsjahre in Tübingen (1823—1826), in dem erlesenen Kreise geistesverwandter Genossen, die damals das dortige Stift vereinigte, L. Bauer, E. Mörike, M. Rapp u. A., zu denen später auch D. F. Strauß und F. Th. Vischer traten. Wie diese Alle, hatte S. das Fach der Theologie erwählt, aber er gab dasselbe bald auf und widmete sich einem eifrigen Studium der Philosophie und der griechischen Literatur, besonders aber der antiken Mythologie. Die Anregung zu diesen Studien empfing er nicht von den Tübinger

Philologen, deren Vorlesungen nicht über eine dürre formale Interpretation der Schriftsteller hinausgingen, sondern durch die Werke der großen Forscher, welche eben damals der wissenschaftlichen Behandlung des Mythos in Volkssage und Dichtung die Bahn brachen. Mit Otfried Müller, dem bewunderten Führer der neuen Bewegung, trat S. seit 1825 in brieflichen Verkehr, der einen fruchtbaren Ideenaustausch über die Probleme der griechischen Sagengeschichte vermittelte. Nicht minder fruchtbar erwies sich der persönliche Verkehr mit Uhland. Dem damals in Stuttgart lebenden Dichter trat S. näher, während er nach dem Abgang von der Universität mit der Vorbereitung auf die Promotion beschäftigt ein Jahr in verwandtem Hause zu Hohenheim zubrachte. Er lernte in Abendvorträgen Uhland's Ansichten über die Hauptstämme und Verzweigungen der germanischen Heldensage kennen; auch in seiner dichterischen Production sah er sich durch Uhland ermuntert und gefördert. Zwei poetische Erstlinge erschienen 1827, ein Trauerspiel „Dido" und (in Hauff's Märchenalmanach) eine Erzählung Der arme Stephan. Nachdem S. 1828 in Tübingen auf Grund einer Abhandlung De origine graeci dramatis pars prior continens quaestiones praevias de ludorum mimicorum apud Siculos ac Dorienses primordiis promovirt hatte, führte ihn ein letztes Studienjahr nach Göttingen zu O. Müller. Die brieflich geknüpfte Verbindung befestigte sich jetzt zur genußreichen Ideen- und Lebensgemeinschaft.

Nach Abschluß seiner Lehrjahre weilte S. drei Jahre lang im elterlichen Hause zu Brünn, vollendete die (für die Osiander-Schwab'sche Sammlung übernommene) Herodot-Uebersetzung und bereitete sich zur akademischen Laufbahn vor. Die Wahl des Ortes für die Habilitation fiel auf Berlin. Die preußische Hauptstadt, der Hochsitz der deutschen Philosophie und der historisch-philologischen Wissenschaften und der Herd einer von hellenischem Geist getragenen Kunst der Plastik und Architektur, übte auf den jungen Süddeutschen einen ungemeinen Zauber. Bald war er völlig heimisch in der Berliner Gelehrten- und Künstlerwelt, ein beliebter Theilnehmer an den litterarischen Gesellschaften und Vereinen von Kunstgenossen, der durch die Gediegenheit seines Charakters und seines Wissens, durch Geist und Humor, durch Feuer der Rede und poetische Gaben das gesellige Leben zu erhöhen verstand. Auch seine Muse erhielt neue Triebkräfte durch den Verkehr mit Chamisso und Eichendorff. Er unterstützte Jenen bei der Herausgabe des Musenalmanachs, diesen bei der Redaction seiner Gedichtsammlung; eine liebevolle Charakteristik der Dichternatur Eichendorff's im Zusammenhang mit der großen litterarischen Bewegung der Romantik überhaupt (Wiener Jahrbücher der Literatur LXXV. LXXVI. 1836) enthielt zugleich sein eigenes ästhetisches Glaubensbekenntniß. Eine Sammlung seiner Gedichte gedieh noch in Berlin im wesentlichen zum Abschluß, erschien aber erst nach Jahren („Gedichte aus den Jahren 1823—1839." Leipzig 1879). Kunstgeschichtliche Beiträge lieferte S. in Schorn's Kunstblatt und Kugler's Museum, hier auch Referate über die Berliner Kunstausstellungen. Daneben verlor er seine wissenschaftlichen Ziele nicht aus den Augen.

Im J. 1833 hatte er sich an der Universität habilitirt, 1835 ward er zum Lector der Mythologie und Kunstgeschichte an der Akademie der Künste ernannt. Seine Vorlesungen und Studien behandelten außer diesen Gegenständen mit Vorliebe die griechischen Tragiker, und diesen, vornehmlich der Sagengestaltung und dramatischen Kunst des Sophokles, waren auch seine ersten umfangreicheren Werke gewidmet.

Eine Unterbrechung dieser Arbeiten ward durch die Reise nach Italien und Griechenland veranlaßt, welche, in Ausführung eines lange gehegten Plans, S. mit O. Müller von Herbst 1839 bis Sommer 1840 unternahm. Diese Reise,

reich an Schätzen der Anschauung und Forschung, fand einen tragischen Abschluß durch Müller's Tod in Athen am 1. Aug. 1840. Dem allein heimkehrenden Gefährten erwuchs die schmerzliche und schwere Aufgabe, das Vermächtniß des Freundes, die hinterlassenen Reisenotizen, soweit es möglich war, nutzbar zu machen, indem er sie geordnet und durch seine eigenen Sammlungen ergänzt zu einem Bericht über die antiken Denkmäler Athens verarbeitete.

Im Herbst 1842 ward S. als außerordentlicher Professor der Archäologie an der Universität Halle angestellt: kurz vor dem Antritt dieser Professur vermählte er sich in Coblenz mit der Schwester seines Freundes J. Henle, des bekannten Anatomen. Schon im Frühjahr 1843 verließ er Halle wieder, um einem Ruf nach Weimar als Director der Großherzoglichen Kunstsammlungen und der freien Zeichenschule an L. Schorn's Stelle zu folgen. Dieser Stadt ist S. für die Dauer seines Lebens, fast vierzig Jahre treu geblieben. Hier begründete er einen glücklichen Familien- und Hausstand — vier Söhne und eine Tochter wurden ihm von der Gattin geschenkt —, und gestaltete er sein gastfreies Haus zum Mittelpunkt einer einfachen, aber geistig vornehmen und künstlerisch belebten Geselligkeit; hier gewann er in einer vielartigen seiner Individualität zusagenden Wirksamkeit einen nicht so sehr auf seiner amtlichen Stellung als auf dem Gewicht seiner Persönlichkeit beruhenden Einfluß, der ihm ermöglichte in seinem Sinne Gutes und Dauerndes zu schaffen, und sicherte er sich die Muße für seine wissenschaftlichen Interessen und Arbeiten. Das edle, kunstsinnige Fürstenhaus fand für die Pflege und zeitgemäße Fortsetzung der classischen Tradition Weimar's an S. ein verständnißvolles, unabhängig denkendes und consequent handelndes Organ. Mit allen den Schöpfungen, welche die Aufgabe hatten den alten Musensitz mit der zeitgenössischen Kunst und Litteratur in fruchtbarer Berührung zu erhalten, ist Schöll's Namen eng verknüpft: so mit der Errichtung der Dichterdenkmäler und der Karl August-Statue, der Ausschmückung der Dichterzimmer in der Residenz und der Restauration der Wartburg, der Vermehrung und Vervielfältigung von Schätzen des Museums; so mit der Goethe- und Shakespeare-Stiftung u. a. m. Auch vor der Oeffentlichkeit galt es solche Bestrebungen zu vertreten, sie durch öffentliche Vorträge und mit der Feder zu fördern. An der neugegründeten Kunstschule übernahm er mehrere Jahre lang die Vorlesungen über Kunstgeschichte, gab dieselben aber auf, da der Geist der neuen Anstalt von der hohen Auffassung der Kunst ablenkte, die er in Gemeinschaft mit den ihm nahestehenden Meistern F. Preller und B. Genelli vertrat. Seine litterarische Beschäftigung wandte sich, ohne den gewohnten Arbeitsgebieten untreu zu werden, daneben der großen Vergangenheit Weimars zu und concentrirte sich mehr und mehr auf Goethe. Zu solchen Forschungen flossen ihm aus seiner Umgebung unmittelbare Quellen theils in mündlicher Ueberlieferung, theils in handschriftlichen Schätzen und Correspondenzen reichlich zu.

Die Ernennung zum Leiter der großh. Bibliothek an des 1861 verstorbenen Freundes L. Preller Stelle eröffnete ihm eine neue Wirkungsstätte mit einfacheren amtlichen Anforderungen, die er nach der bisherigen vielfach zersplitterten Berufsarbeit doch als Wohlthat empfand. In dieser Stellung blieb er bis kurz vor seinem Ende, fast zwei Jahrzehnte thätig. Bis in sein höheres Alter rüstig und geistig regsam, und immer gewohnt seinen Kräften das Aeußerste zuzumuthen, ward S. 1880 von einem schweren Nervenleiden ergriffen. Ein längerer Aufenthalt in Freienwalde auf dem Landsitz seines Freundes Aegidi brachte wohl Erholung, aber keine Heilung. Im Frühjahr 1881 mußte der Kranke in einer Heilanstalt zu Jena untergebracht werden; dort erlöste ihn ein sanfter Tod am 26. Mai 1882.

Schöll's Productivität umfaßte weite und sehr verschiedene Gebiete. Als Dichter und Uebersetzer, Mytholog und Archäolog, Kunstkritiker und Litteraturforscher war er thätig und auf jedem dieser Arbeitsfelder zu Hause, überall tiefdringend und selbständig. Gleichmäßig bewegt von vergangener wie von gegenwärtiger Kunst, verfolgte er die verwandten Geistesrichtungen durch verschiedene Nationen und Zeiten: seine Feder wanderte von Sophokles zu Goethe, von Herder zu Pindar, von Shakespeare zu Hebbel, von Phidias zu Carstens. Dieses Arbeiten hatte nichts Unstetes oder Zusammenhangloses: die verschiedenartigen Aufgaben fanden ihren Einigungspunkt in dem ihm eigenen Sinne für Totalität, in einer stets aufs Große gerichteten Anschauung, einer speculativen Einsicht in die Grundgesetze des Processes künstlerischen Schaffens. Alle seine Leistungen sind aus dem Ganzen seiner Persönlichkeit erwachsen und tragen das Gepräge dieser Persönlichkeit. Mit dem Weitblick, Gedankenreichthum und Scharfsinn des Forschers verband sich in ihm die Phantasie und Gestaltungskraft des Künstlers. In dieser Vereinigung wurzelte seine litterarische Eigenart mit ihren Stärken wie mit ihren Schwächen, wie beide besonders in den Arbeiten über die griechische Tragödie erkennbar werden. Wenn S. gegenüber der verständnißlosen Willkür, mit welcher gelehrte Philologen die Idee oder gar die Moral der Dramen erörterten, auf das Wesen der tragischen Kunst der Antike drang und die Forderung des Kunstwerks in Fabelmotiven und Charakteristik zur Geltung brachte: so führte ihn der Flug der Phantasie nicht selten dazu, der Ueberlieferung zu viel abzufragen. Auch seine stilistische Eigenart entsprang denselben Wurzeln. Durch die Fülle und Tiefe der Ideen, die Plastik der Bilder, die Kunst lichtvoller Gruppirung und dialektischer Entwicklung, die Abwesenheit alles Rhetorischen und äußerlich Schmückenden war seine Sprache voller Leben und Wärme, oft von hinreißender Gewalt und Schönheit, aber oft auch allzu belastet und gedrängt, undurchsichtig und das Verständniß erschwerend. Ein Meister des lebendigen Worts, geistreicher und glücklicher Improvisator in Vers und Prosa, als Redner bei festlichen Gelegenheiten von sicherer und imponirender Wirkung, that er sich im schriftstellerischen Ausdruck nicht leicht Genüge und hielt meist lange mit dem Abschluß seiner Arbeiten zurück. Diese Eigenschaft hat es verschuldet, daß nicht wenige seiner schriftstellerischen Entwürfe nicht zur Ausführung gekommen sind.

Besonders ist das wohl hinsichtlich derjenigen Disciplin zu beklagen, zu welcher S. als zu seiner Jugendliebe immer wieder zurückkam, und für welche seine Natur hervorragend veranlagt war, der griechischen Mythologie. In Berlin trug er sich mit dem Plane einer „Urgeschichte der Griechen", dann einer „Kritik der Mythologie" im Anschluß an wiederholte Vorlesungen. Eine biographische Charakteristik O. Müller's gedieh nicht über die ersten Anfänge hinaus. Seine mythologischen Anschauungen sind den Recensionen in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, den Halle'schen Jahrbüchern und der Jenaer Litteratur-Zeitung, sowie den Einleitungen zur Uebersetzung der Sophokleischen Dramen zu entnehmen. Sie lehnten sich an Solger, Welcker und namentlich O. Müller an: indeß verwarf S. consequenter als sein Lehrer die (noch heute beliebte) Methode, die Symbolik der Götter und Helden nach dem ethischen Charakter und den mythischen Motiven der Sage selbst zu erklären. Als den wunden Punkt der gesammten mythologischen Forschung erkannte er den Mangel an organischer Verknüpfung der homerischen Anschauungswelt mit derjenigen, welche man als vorhomerisch und wieder als nachhomerisch gibt: und er hob diesen Mangel glücklich durch den Nachweis, daß die Völkerbrechung, deren geistige Frucht das Epos war, die Trümmer einer bereits geschlossenen Cultur altgriechischer Reiche auf dem idealen Boden poetischer Phantasie umbildete, während gleichzeitig die geschicht-

lichen neuen Staatenbildungen viele Reste der alten Glaubens- und Cultusformen aus dem Geschlechtercult in den Staatsgottesdienst übernahmen. Daß auf diesen beiden Grundlagen, einer im Epos ausgestalteten Idealwelt und einer positiven Symbolik als Gemeindereligion, die Trennung der religiösen Anschauung der Griechen in eine mythische und mystische beruht, daß die geschichtliche Wahrheit der Religion in der Wechselbeziehung von Cultus und Mythus liegt, waren Sätze, deren fundamentale Bedeutung heute von Niemand verkannt wird.

Der Archäologie kamen vor allem die Früchte der griechischen Reise zu Gute: außer den Reiseberichten in Schorn's Kunstblatt die Abhandlung „Ansichten der Akropolis und ihrer Gebäude“ in Förster's Bauzeitung 1841, und die „Archäologischen Mittheilungen aus Griechenland nach C. O. Müller's hinterlassenen Papieren herausgegeben“ 1. Heft 1843 (ein zweites im Manuscript bereits vollendetes Heft ging beim Umzug nach Weimar verloren): eine nach kunstgeschichtlichen Epochen geordnete Beschreibung der antiken Sculpturen Athens, trotz des bescheidenen Titels in Anlage und Ausführung ganz Schöll's Werk. Zahlreiche Aufsätze zur antiken und modernen Kunst brachten das Kunstblatt, der Philologus und andere Zeitschriften. Eine Biographie des verehrten Meisters Rauch, in welcher S. zugleich seine eigenen Ansichten über das Princip der Plastik zu entwickeln gedachte, trat hinter andern Arbeitsplänen zurück.

Seine Uebersetzerkunst hatte S. zunächst an Herodot bewährt (1828 bis 1832, in neuer Bearbeitung 1855). Die Einleitung zu dieser Uebersetzung und eine Reihe kritischer Untersuchungen (im Philologus IX. X) beleuchteten treffend die künstlerische Oekonomie des Werks in Contrastirung und innerer Verknüpfung der Theile, und begründeten eine richtigere Auffassung von der Entwicklung und den poetischen Quellen Herodot's und von der primitiven Geschichtschreibung der Griechen überhaupt.

Größere Aufgaben lagen auf dem Gebiete der griechischen Poesie, namentlich der Tragödie. Schöll's Studien knüpften hier an Welcker's äschyleische Trilogie und O. Müller's Eumeniden-Ausgabe an. Das Werk über „die Tetralogien der attischen Tragiker“ (Beiträge zur Kenntniß der tragischen Poesie der Griechen I 1839) führte die Forderung einer tetralogischen Composition, und einer kunstmäßigen Verbindung der vier Dramen, für Aeschylus' Nachfolger, vor allem für Sophokles durch. Wiederaufgenommen ward diese vielbestrittene These in dem Buch „Sophokles, sein Leben und Wirken“ (1842) und gleichzeitig in dem Anhang zu „Sophokles' Aias, deutsch u. s. w.“, und hier an der Telamonidentrilogie (Aias, Teukros, Eurysakes) so siegreich nachgewiesen, daß sich in diesem Fall auch die Gegner der Hauptansicht überzeugt bekannten. Die Uebersetzung der sämmtlichen Dramen des Sophokles (1856—1873, und öfter aufgelegt) gab S. Gelegenheit, in ausführlichen Anhängen wiederholt auf seinen Standpunkt zurückzukommen; zusammenfassend und abschließend setzte er sich noch einmal mit der herrschenden Meinung auseinander in dem Buch „Gründlicher Unterricht über die Tetralogie des attischen Theaters und die Compositionsweise des Sophokles, zur Widerlegung eines hartnäckigen Vorurtheils“ (1859). Die Bedeutung desselben liegt nicht so sehr in der vornehmen Polemik, die das angebliche antike Zeugniß für Einzeldichtung der sophokleischen Dramen endgiltig beseitigt, als in der eindringenden Analyse der erhaltenen Tragödien, der sinnreichen und kunstgemäßen Reconstruction der verlornen, der gehaltvollen Erörterung über das Verhältniß zwischen Epos und Drama. — Im Fortgang seiner Uebersetzung, bei wachsender Vertrautheit mit Sophokles' Sprache und Kunst befestigte sich in S. die Ueberzeugung, daß die Dramen vielfach durch einen jüngeren Bühnendichter der euripideischen Schule überarbeitet und interpolirt seien: was er in den Anmerkungen zu der Uebersetzung und speciell für den Oedipus

auf Kolonos in einer eingehenden Untersuchung (Philologus XXVII) darlegte. Ob es berechtigt war, die ästhetische Kritik auf den historischen Boden zu übertragen, kann fraglich scheinen: aber ohne Frage hat hier das ästhetische und stilistische Feingefühl zuerst das Problem aufgezeigt, das Andere heute dadurch zu lösen glauben, daß sie den alten Sophokles selber zum Nachahmer seines jüngeren Collegen Euripides machen. Entschieden zu weit aber ging, namentlich in der Biographie des Sophokles, Schöll's Bestreben, in den erhaltenen Tragödien Zeugnisse für die politische Gesinnung des Dichters und Anspielungen auf die Zeitgeschichte zu gewinnen. Wenn er dabei begründetem Widerspruch begegnete, so war er seinerseits bei Aristophanes in der Lage, die geläufige Auffassung des Dichters als eines ernsthaften Tendenzpolitikers schlagend zu widerlegen, und als das Wesen der classischen Komödie die Auflösung der Realität in der Phantastik, als ihre Tendenz nicht das Politische oder Sittliche, sondern einzig das Komische zu erweisen. („Ueber die altattische Komödie und die Frösche des Aristophanes", Ges. Auff. z. class. Literatur 22 ff.)

In der Verdeutschung von Sophokles' Tragödien, Euripides' Satyrspiel („Der Cyclop", 1851), Aristophanes' Fröschen wußte S. mit Glück den Gehalt, Schwung und rhythmischen Fluß des Originals wiederzugeben und der poetischen Individualität der verschiedenen Dichter gerecht zu werden, ohne der Muttersprache Gewalt anzuthun. In besonderem Maße ist diese Meisterschaft in der Uebertragung von Pindar's Olympien und einem Theil der Pythien zu bewundern, die leider bis auf zwei Proben noch ungedruckt geblieben ist. Ein Vortrag „das Altfränkische in Pindar's Stil" (Ges. Auff. 1 ff.) charakterisirt sein und treffend die spröde und oft verkannte Kunstform dieses Sängers, seine Gesetzmäßigkeit im Widerspiel von Strebung und Bindung in der Composition, durch den frappanten Vergleich mit dem archaischen Reliefstil.

Wenn der S. eigenthümlichen Behandlungsweise litterarischer Denkmäler, der durchgehenden Verschmelzung historischer und ästhetischer Betrachtung, auf dem Boden der griechischen Poesie durch die Beschaffenheit der Ueberlieferung bestimmte Schranken gezogen waren, so traten die Vorzüge dieser Behandlung bei den Arbeiten über die neuere deutsche Litteratur in ihr volles Licht. Für Goethe und die übrigen Größen Weimars lag ein zuverlässiges biographisches Material in Fülle vor, das S. bis ins kleinste beherrschte und selbst durch ungehobene Schätze zu bereichern vermochte. So durch die werthvollen „Briefe und Aufsätze Goethe's aus den Jahren 1766—1786" (1846), und vor allem durch „Goethe's Briefe an Frau v. Stein aus den Jahren 1776—1826" (3 Bände, 1848 bis 1851), die aufschlußreichste Herzensurkunde des Dichters. Nur der innigsten Vertrautheit mit Goethe's Leben und Dichterpersönlichkeit konnte es gelingen die hunderte von großentheils undatirten Billets und Stimmungsergüssen zu einer Geschichte dieses Seelenbundes zu ordnen und ihren Zusammenhang mit Goethe's dichterischem Schaffen klar zu legen. Die Goethe-Biographie, welche man von S. erwartete und welche die Freunde D. F. Strauß, S. Hirzel und Andere zu fordern nicht müde wurden, lehnte er mit der bescheidenen Antwort ab, für die hohe Aufgabe seien seine Vorbereitungen zu beschränkt, fuhr aber indessen fort, in besonderen tiefgeschöpften Untersuchungen des Dichters Leben und Werke theils durch längere Perioden, theils durch verschiedene Gebiete seines Wirkens zu verfolgen, so die Aufgangsepoche bis zur Anstellung in Weimar, den Zusammenhang der staatsmännischen mit der wissenschaftlichen und dichterischen Thätigkeit, das Verhältniß zum Theater, zu Schiller, zu den Romantikern, zu den politischen Bewegungen der Zeit. So stellten diese Abhandlungen, welche gesammelt und durch neue vermehrt unter dem Titel „Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens" 1882 kurz vor seinem Tode erschienen, ein nahezu lückenloses Lebens-

und Charakterbild dar, in welchem, von den Werken des hohen Greisenalters abgesehen, das gesammte poetische Schaffen Goethe's seine Stelle gefunden hatte.

Den Goethestudien schlossen sich solche zu anderen Classikern an. Für das Herder-Album (1845) lieferte S. den Beitrag „Herder's Verdienst um Würdigung der Antike und der bildenden Kunst“, welcher Herder's Laufbahn begleitend seine Ansichten und bedeutenden Leistungen im Zusammenhalt mit der zeitgenössischen Kunstauffassung beurtheilte; für das neugegründete Weimarische Jahrbuch (1854) eine Abhandlung über Schiller's Fiesko und dessen historische Grundlagen; für das Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft (I. 1865) die Parallele „Shakespeare und Sophokles“; auch ein früherer Aufsatz „Ueber Shakespeare's Sommernachtstraum“ (1844) ward in diesem Jahrbuch (XVII. 1882) wiederaufgefrischt. Nach Uhland's Tode schrieb er „Erinnerungen an Ludwig Uhland“ (1863). Von jüngeren Dichtern fesselten besonders die beiden Holsteiner Klaus Groth und Hebbel sein Interesse. Als Sammlung sind diese zerstreuten Aufsätze, vollständig mit Ausnahme der zahlreichen Recensionen und mit ungedruckten zur antiken Litteratur verbunden, von seinen Söhnen herausgegeben worden („Ges. Aufsätze zur klassischen Litteratur alter und neuerer Zeit“ 1884).

Zu populärer Belehrung bestimmt waren die Bücher „Weimars Merkwürdigkeiten einst und jetzt“ (1847) und „Karl August-Büchlein“ (1857, anläßlich der Grundsteinlegung des Karl August-Denkmals erschienen).

Der 1879 redigirten ersten Gedichtsammlung („Gedichte aus den Jahren 1823—1839“) hat S. die geplante Fortsetzung nicht mehr folgen lassen. Zerstreut ist eine größere Anzahl Gelegenheitsgedichte, Prologe, Lieder in Druck erschienen, auch zwei fein gezeichnete und gestimmte Erzählungen „Kriegslisten“ und „Die Mahnungen“. Der poetische Nachlaß wie die Pindar-Uebertragung und eine Auswahl der reichen Correspondenz mit befreundeten Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern harren noch der Veröffentlichung.

Männer der Zeit II, 1862. S. 270. Ein ausführlicher Nekrolog von Fritz Schöll in Bursian's biograph. Jahrbuch für Alterthumskunde 1883.

Rudolf Schöll.

Scholliner: Hermann S., Theolog, geboren am 15. Januar 1722 zu Freising, † am 16. Juli 1795 zu Welchenberg. Er trat im J. 1738 in das Benedictinerstift Oberaltaich, legte die philosophischen und theologischen Studien an den Universitäten Erfurt und Salzburg zurück, wurde 1752 Director des gemeinschaftlichen Studiums der Benedictiner Baierns, im November 1759 Professor der Dogmatik in Salzburg. Im J. 1766 legte er die Professur nieder wegen der üblen Aufnahme seiner im J. 1763 von der Akademie der Wissenschaften in München mit der goldenen Medaille gekrönten Preisschrift über H. Arnulf und ging in sein Kloster zurück. Er wurde im J. 1768 zur Fortsetzung der „Monumenta boica“ berufen, hielt sich in Klosterangelegenheiten 1770 eine Zeit in Wien auf, wurde nach der Rückkehr Pfarrer in Bogenberg, 1772 Prior im Kloster, nahm mit Zustimmung des Oberen 1773 nach der Aufhebung des Jesuitenordens die zweite Professur der Dogmatik in Ingolstadt (neben Stattler) an. Hier gehörte er zu denjenigen, welche die jesuitische Methode der theologischen Studien, die nur den Molinismus und Probabilismus erhalte, bekämpften und den neuen theologischen Studienplan durchsetzten. Schon im ersten Jahre der Professur war er zum Decan der Facultät, im J. 1776 zum Rector gewählt, vom Kurfürsten und vom Fürstbischof von Freising zum wirklichen geistlichen Rathe ernannt worden. Im J. 1780 wurde er abberufen und zum Propst des mit Oberaltaich verbundenen Welchenberg ernannt. Er widmete alle freie Zeit wissenschaftlichen Arbeiten, insbesondere für die Monumenta boica, löste 1781 wiederum die Preisfrage der Akademie, wurde auf seinen dringenden

Wunsch, um ganz den Studien zu leben, im J. 1784 vom Amte des Priors entbunden. Sein Tod erfolgte plötzlich im Augenblicke, als er mit dem zu seinem Besuche nach Welchenberg gekommenen Abte nach der Begrüßung sich setzte. Er hatte sich durch seine Arbeiten 3000 Gulden erspart und diese in einer von Abt und Convent 1791 genehmigten Stiftung für Anschaffungen von Büchern bestimmt. Schriften (vollständiges Verzeichniß bei Westenrieder) außer den Arbeiten für die Monumenta und in den Abhandlungen der Akademie: „De magistratuum ecclesiasticorum origine et creatione“, Salisb. 1751, 4°, Forts. 1752, neue Abhandlung 1757, 4°; „De disciplinae arcani antiquitate et usu“, Tegernsee 1755, 4°; „Ecclesiae orientalis et occidentalis concordia in transsubstantiatione“, Ratisb. 1756, 4°; „De hierarchia ecclesiae cath. diss. tres.“ ib. 1757, 4°; „Historia theologiae christianae saeculi primi“, Salisb. 1761, 4°; „De conciliis ac formulis Sirmiensibus et subscriptione Liberii“, Salisb. 1762, 4°; „Praelectiones theologicae“, ib. 1764, 69, 4°; „De synodo Nevenheimensi sub Tassilone cet. celebrata“, Nevenh. 1777, 4° (zwei Abh.), zwei andere Ingolstadt 1777, 4°; „Indiculus conciliorum ab a. 716 ad a. 770 in Bajoaria celebrator.“, 1785.

Westenrieder, Beytr. z. vaterl. Historie VII, 390 ff. — Meusel, Lexicon XII, 393. — Verzeichniß der salzb. Prof. S. 55. — Prantl I, 656, 672.

v. Schulte.

Scholten: Johann Anton v. S., preußischer Generalmajor, am 3. November 1723 zu Hamburg geboren, trat 1742 aus dem dänischen in den preußischen Dienst, in welchem er als Lieutenant bei der Grenadiercompagnie des Garnisonregiments Nr. 8 angestellt wurde, und nahm an den Feldzügen König Friedrich's II. von 1744—79 rühmlichen Antheil; in den Schlachten bei Prag und bei Zorndorf wurde er verwundet. 1778 ward er Chef eines zu Treuenbrietzen, einem Städtchen in der Mittelmark, zwischen Berlin und Dresden, garnisonirenden Grenadierbataillons. 1779 ward er Oberst, am 1. März 1786 Chef eines Regiments, welches zu Stettin stand, am 1. Mai d. J. Generalmajor. Er starb am 22. Mai 1791. — S. war ein ungewöhnlich unterrichteter Officier, welcher den Nutzen wissenschaftlicher Bildung für seine Standesgenossen und die Nothwendigkeit erkannte, solche von ihnen zu verlangen und sie in derselben zu fördern. Zu diesem Ende begründete er 1781 in Treuenbrietzen eine, übrigens nicht auf das Militär beschränkte, sondern auch von Personen beiderlei Geschlechts aus bürgerlichen Kreisen besuchte litterarische Gesellschaft, die sich „Versammlung der Freunde der Wissenschaften und des guten Geschmacks“ nannte. Von den Reden, welche er in derselben gehalten hat, sind drei gedruckt worden, nämlich diejenige, mit welcher er die Gesellschaft eröffnete (Dessau und Leipzig 1781), eine zweite über die Frage „Was muß der Officier wissen, wenn er die Pflichten seines Standes erfüllen und mit Recht Beförderung erlangen will?“ (ebenda 1782) und eine dritte, am 9. März 1786 beim Abschiede von seinem Bataillon gehaltene (Berlin 1786). Ferner ist von ihm ein „Schreiben über Moses Mendelssohn an den jüdischen Kaufmann O. F. in Berlin“ in der Berlinischen Monatsschrift (Mai 1786) abgedruckt. Auch begründete er zu Treuenbrietzen eine Garnisonschule. Sein Bataillon ward nicht ohne einen Anflug von Spott das „stramme und gelehrte“ genannt.

F. C. G. Hirsching's historisch-litterarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche im 18. Jahrhundert gelebt haben, fortgesetzt von J. H. M. Ernesti, 11. Band, 2. Abth., Leipzig 1808.

B. Poten.

Scholvin: Johannes S., protestantischer Theologe des 17. Jahrhunderts. Er ward in Lübeck um 1590 geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte in Frankfurt a. O., wo er im Juni 1606 eintraf und sich an den Professor Christoph Neander anschloß. 1609 ging er an die neugegründete Universität Gießen, wo er die Theologen B. Menzer und J. Winckelmann hörte. Unter dem Vorsitze des ersteren promovirte er am 27. April 1610 mit 285 lateinischen Thesen: „Synopsis theologiae analytico ordine comprehensae“ (Giessae, 4°) und ließ auch 1618 noch einen „Tractatus theologicus de peccato originali“ (Röm. 5, 12) in Gießen erscheinen. 1610 erhielt er das Subrectorat in Lübeck, 1613 die Pfarrstelle zu Curslak in den Vierlanden und ward 1620 zum Pastor in Buxtehude erwählt. Hier starb er am 6. Mai 1642. — In seiner Frankfurter Studienzeit hat sich S. auch als Dichter versucht mit einer lateinischen Tragicocomödia „Aethiopissa“ (Frankfurt a. O. 1608 und 1620), deren Stoff er dem beliebten Romane Heliodor's entnahm. Von der künstlichen Gruppirung des griechischen Rhetors absehend, beginnt er mit der Begegnung des Kalasiris und Charikles in Delphi und der Flucht des Theagenes und der Chariklia. Das bunte Gewirr ihrer Abenteuer ist abgekürzt, aber nicht viel übersichtlicher geworden, da der Verfasser die Kenntniß seiner Vorlage bei den Lesern vorauszusetzen scheint. Das fremdartige Colorit des Romans mit dem Heliosculte und den Gymnosophisten des äthiopischen Wunderlandes geht in wohlgesetzten, mit antiken Sentenzen gespickten Jamben unter; auch die Charaktere sind nicht anschaulich gezeichnet. Daß der Dichter nicht die wirkliche Bühne im Auge hatte, wird durch seine Bemerkung bestätigt, daß zwei der bei Aristoteles aufgezählten sechs Erfordernisse einer Tragödie, nämlich die Gesangstücke (er hat keine Chorlieder) und die Darstellung (*μελοποιία* und *ὄψις*), nicht Sache der Poetik seien. Der Unterschied von einem wirklichen dramatischen Talent, wie Kaspar Brülow, tritt deutlich bei einer Vergleichung mit dessen bald darauf entstandener Chariclia (Straßburg 1614) hervor. Von Waldung's Heliodordrama Aethiopicus amor castus (Altdorf 1605) hatte S. offenbar nichts erfahren.

Moller, Cimbria litterata I, 614 (1744). — Goedeke, Grundriß² II, 146. — Matrikel der Frankfurter Universität, hrsg. von E. Friedlaender I, 504a (1887). J. Bolte.

Scholz: Johann Martin Augustin S., katholischer Theologe, geboren am 8. Februar 1794 zu Kapsdorf bei Breslau, † am 20. October 1852 zu Bonn. Er studirte am katholischen Gymnasium und seit 1812 an der Universität zu Breslau, wo er 1814 die von der katholisch-theologischen Facultät gestellte Preisfrage (über die Parabel von den Arbeitern im Weinberge) löste, und machte dann wissenschaftliche Reisen, hauptsächlich zum Zwecke biblischer Forschungen, insbesondere der Sammlung von Materialien zur Kritik des griechischen Textes des Neuen Testamentes. 1815 hielt er sich zu Wien auf, wo er die Bibliotheken benutzte und viel mit Joh. Jahn (s. A. D. B. XIII, 665) verkehrte. 1816 wurde er in Freiburg Licentiat der Theologie. 1817—19 benutzte er die Bibliotheken zu Paris und London, in der Schweiz und Italien. 1820 veröffentlichte er die Dissertation „Curae criticae in historiam textus evangeliorum“ (über Pariser Handschriften, namentlich den Codex Cyprius). Im Herbst 1820 reiste er nach Aegypten, um sich der von dem General H. v. Minutoli (s. A. D. B. XXI, 771) geleiteten wissenschaftlichen Expedition anzuschließen. Da diese nach dem entworfenen Plane nicht zu Stande kam, reiste S. im Januar 1821 von Aegypten nach Palästina und Syrien. Nach einem viermonatlichen Aufenthalte in diesen Ländern kehrte er nach Deutschland zurück. Am 28. August 1821 wurde er zum außerordentlichen Professor der Exegese in Bonn ernannt; im

September ließ er sich in Breslau zum Priester weihen und erwarb sich in Freiburg den Doctorgrad. Er trat darauf sein Lehramt an, wurde am 25. August 1823 ordentlicher Professor und docirte nun in Bonn ohne Unterbrechung drei Jahrzehnte. Am 6. November 1837 wurde er zugleich zum (nicht residirenden) Domherrn in Köln ernannt. An den Hermesianischen Streitigkeiten, die sich zu seiner Zeit in Bonn abspielten, nahm er keinen thätigen Antheil. Er war eine friedliche Natur und beschränkte sich in seinen Studien und in seiner äußeren Thätigkeit fast ganz auf sein specielles Fach. Die ihm zugeschriebene Aeußerung: „Ich bin kein Theologe, sondern ein Exeget", ist, wenn nicht wahr, gut erfunden. Er war ein fleißiger, aber nichts weniger als anziehender und anregender Docent. Seine reichhaltige Bibliothek vermachte er der Universität. — Ueber seine wissenschaftlichen Reisen erstattete S. Bericht in den Schriften: „Reisen in die Gegend zwischen Alexandrien und Parätonium, Palästina und Syrien in den Jahren 1820 u. 1821", 1822 (Raumer in seinem „Palästina" sagt, das Buch sei unter anderm sehr belehrend über den Zustand der Katholiken in Palästina), und „Biblisch-kritische Reise in Frankreich, Italien, Palästina, nebst einer Geschichte des Textes des N. T.", 1823. Sein Hauptwerk ist die 1830 und 1835 in zwei Quartbänden erschienene Ausgabe des griechischen Neuen Testamentes mit einem reichhaltigen (nicht immer zuverlässigen) kritischen Apparat und Prolegomena über die Textgeschichte (vgl. Real-Encyklopädie für prot. Theol. II, 425). Nach dem Tode A. Dereser's (s. A. D. B. V, 60) übernahm er die Fortsetzung des von D. v. Brentano (s. A. D. B. III, 313) begonnenen Bibelwerkes: „Die h. Schrift des A. und N. Testaments, übersetzt und erklärt von Th. A. Dereser und J. M. A. Scholz", 5 Theile in 17 Bänden, Frankf. 1820—36. Zwölf Bände desselben (5. Mos., Tobias, Judith, Esther, Job, Makkabäer, die Propheten und des N. T.) wurden von S. theils neu, theils in umgearbeiteter Gestalt herausgegeben. Ferner erschienen von ihm ein „Handbuch der biblischen Archäologie" 1834 und eine „Einleitung in die h. Schriften des A. und N. T." in drei Bänden, 1845—48, außerdem mehrere akademische Programme: „De menologiis duorum codicum graecorum Paris.", 1823; „De Golgothae et Christi sepulcri situ", 1825; „De Hierosolymae singularumque illius partium situ et ambitu", 1835; „De virtutibus et vitiis utriusque codicum N. T. familiae", 1845. Einige Beiträge lieferte er für die Bonner theologischen Zeitschriften, „Zeitschrift für Philos. und kath. Theol." (von Achterfeld u. a.) und „Kath. Zeitschrift (später Vierteljahrschrift) für Wissenschaft und Kunst". — S. war ein fleißiger und kenntnißreicher Gelehrter, läßt aber in den meisten seiner Schriften Klarheit, Uebersichtlichkeit, Beherrschung des Stoffes und Akribie und Präcision vermissen.

Wetzer und Welte, Kirchenlexikon XII, 1099. — Werner, Gesch. der kath. Theol. S. 532. — Facultäts-Acten.

Reusch.

Scholz: Bernhard S., dramatischer Dichter, wurde am 16. September 1831 zu Wiesbaden geboren, besuchte das dortige Realgymnasium und beschloß, sich dem Bergfache zu widmen. Er machte einen praktischen Cursus in Holzappel durch und studirte darauf in Marburg und Bonn Naturwissenschaften. Allein bald machte sich der Trieb zu seinem wahren Berufe, der Kunst und Litteratur, geltend; er äußerte sich sogar in einem mit jugendlicher Begeisterung geschriebenen Trauerspiele „Konradin von Schwaben" (1852). So ging er denn 1853 nach München und beschäftigte sich hier drei Jahre lang mit Kunststudien. 1856 trat er in die Redaction der damaligen „Nassauischen Allgemeinen Ztg." und begab sich 1857 nach Wien, wo er an der „Donauzeitung" mitarbeitete und ein selbständiges Blatt „Die Glocke" herausgab. Als Berichterstatter der

„Wiener Presse“ ging er 1862 nach London und schrieb dort seine Artikel über die Weltausstellung, die allgemeinsten Beifall fanden. Zurückgekehrt aus England, verlebte er das Jahr 1863 in Wiesbaden, begab sich dann zum zweiten Male nach Wien und übernahm hier die Redaction des volksthümlichsten und gelesensten Blattes der österreichischen Hauptstadt, des „Fremdenblattes“. Sein dortiger Aufenthalt gab ihm Gelegenheit, die morschen politischen und gesellschaftlichen Zustände des Kaiserstaates kennen zu lernen, und so sagte er vor Ausbruch des Krieges von 1866 den Ausgang desselben mit einer Entschiedenheit voraus, die damals in Wien auf allgemeinen Unglauben stieß. Die Thatsachen zeigten bald, wie richtig er gesehen. Nach dem Frieden verließ er Wien und kehrte nach Wiesbaden zurück. Am 20. Novbr. 1866 gab S. die erste Nummer des von ihm neu gegründeten „Rheinischen Kuriers“ heraus, eines Blattes, das schon im ersten Jahre seines Bestehens sich zu den gelesensten Zeitungen gesellte. In gesicherter Lebensstellung, nahm S. nunmehr auch seine poetische Thätigkeit wieder auf. Sein Trauerspiel „Hans Waldmann“ (1869) kam zwar nicht recht zur Geltung, dagegen fanden seine Schauspiele „Maske für Maske, oder Gustav Wasa“ (1870) und „Eine moderne Million“ (1870) den Weg über die bedeutendsten Bühnen Deutschlands und behaupteten sich lange Zeit in der Gunst des Publicums. Nach seinem frühen Tode — er starb am 11. December 1871 — sind aus seinem Nachlasse noch „Gedichte“ (1872) und „Rheinbilder und Alpenblumen“ (1873) erschienen.

Rheinischer Kurier vom 12. December 1871.

Franz Brümmer.

Scholz: Christian S. Da J. D. Michaelis in Bd. 1 seiner orientalischen und exegetischen Bibliothek S. 197 das Alter von S. auf über 73 Jahre angibt, so muß S., da der genannte Bd. 1771 erschienen ist, noch vor 1698 geboren sein. Dem entsprechend gibt auch Meusel im Lexicon Bd. XII, S. 399 als Geburtsjahr 1697 an und als Todesdatum 6. August 1777 (nicht 1771, wie bei Meyer, Geschichte der Schrifterklärung Bd. V, S. 53 steht). S. war zweiter Hofprediger und Pastor der reformirten Domkirche zu Berlin. Seine wissenschaftlichen Verdienste liegen auf dem Gebiete der koptischen Studien. — Die ersten Entwürfe einer Grammatik und eines Lexikons der koptischen Sprache rühren von dem berühmten Jesuiten Athanasius Kircher (1636. 1652) her. Weiter gefördert wurden diese Studien nach den unzureichenden Versuchen von C. G. Blumberg (1716) und D. Wilkins durch La Croze, der ein größeres koptisches Wörterbuch ausarbeitete, dessen Vollendung er aber selbst nicht mehr erlebte. Ein Schüler von La Croze war der Professor der Theologie zu Frankfurt a. O. T. E. Jablonski, welcher wieder seinen Schwager S. für diese Studien gewann und in den Jahren 1746—51 eine eifrige Correspondenz mit ihm darüber führte. Durch ihn erhielt S. manche von La Croze und ihm selbst gesammelte Handschriften, wie er auch die koptischen Manuscripte der Berliner Bibliothek benutzte. Auch ließ er sich das Manuscript des La Croze'schen Lexikons, welches zu Leiden aufbewahrt wurde, kommen und ließ es durch einen Schüler von sich, den späteren holländischen Prediger zu London C. G. Woide (s. über ihn Meyer, Gesch. der Schrifterklärung V, 54; Paulus, Neues Repertorium für bibl. und morgenl. Lit. II, 342 f.) abschreiben. S. machte sich dann selbst an die Ausgabe des La Croze'schen Lexikons des Koptischen, welches als „Lexicon aegyptiaco-latinum“ in abgekürzter Form und mit Anmerkungen und indices von Woide von ihm 1775 veröffentlicht und zu Oxford auf Kosten der Universität gedruckt wurde (s. den vollständigen Titel bei Meyer a. a. O. V, 73). — Sodann unternahm S. die Ausarbeitung einer koptischen Grammatik, deren Veröffentlichung er aber nicht mehr erlebte. Sie wurde 1778 durch Woide

herausgegeben (s. den vollständigen Titel nebst Besprechung bei J. D. Michaelis, Oriental. und exeget. Bibliothek XIII, 140—145). — Nach J. D. Michaelis a. a. O. I, 196—206 war S. auch mit einer Abhandlung von der koptischen Sprache und ihrem Nutzen beschäftigt (s. bes. S. 204). Dieselbe scheint aber ungedruckt geblieben zu sein.

C. Siegfried.

Scholz: Laurentius S. (auch Scholtz), Sohn eines Bürgers von Breslau, geb. daselbst am 20. September 1552, erlangte seine classische Bildung auf der dortigen Elisabethschule, bezog 1572 die Universität Wittenberg, an der er sich vier Jahre aufhielt, ging 1576 nach Italien, zuerst nach Padua, später nach Bologna, um daselbst weitere vier Jahre Naturwissenschaften und Medicin zu studiren; 1579 machte er eine Reise durch ganz Italien in Gesellschaft mehrerer Breslauer Landsleute und wandte sich dann über Basel nach Frankreich, wo er an der Universität Valence zum Dr. philos. et med. promovirt wurde. Unmittelbar darauf nach Schlesien zurückgekehrt, heirathete er Sara, die Tochter des 1568 verstorbenen Breslauer Pastors und Schulinspectors Joh. Aurifaber. Zur Ausübung der ärztlichen Praxis ließ er sich zuerst 1580 in Freystadt bei Glogau, seit 1585 aber in Breslau als Arzt nieder und starb daselbst am 22. April 1599 an der Schwindsucht. Am 24. September 1596 war er unter dem Namen Scholz v. Rosenau in den böhmischen Adel aufgenommen worden. S. war kein selbstständiger Forscher, hat sich aber großes Verdienst erworben als Sammler und Herausgeber von Consilien und Briefen der berühmtesten Aerzte seiner Zeit. Schon als Student edirte er die von ihm nachgeschriebene und ausgearbeitete Vorlesung des Professors der Anatomie in Bologna: Jul. Caes. Arantii Bononiensis, philosophi ac medici clarissimi, medicinae ac anatomes in celeberrimo Bononiensium gymnasio professoris publici, De humano foetu libellus. A Laurentio Scholzio, Silesio, ejus discipulo, in lucem editus. Basileae. A. C. 1579 mense Augusto. 8°. Zehn Jahre später veröffentlichte S. eine große Sammlung von ihm angefertigter Excerpte und Citate aus den Schriften griechischer, arabischer und zeitgenössischer Aerzte, in acht Abteilungen geordnet, welche das Gesammtgebiet der theoretischen und praktischen Medicin umfassen, unter dem Titel: „Aphorismorum medicinalium cum theoreticorum tum practicorum sectiones VIII.“ Vratislaviae, per hered. Joan. Scharffenbergii 1589, 8°. 1596 edirte S.: „Joan. Pauli Pernumia Patavini medici. Nova ac singularis omnes totius corporis humani affectus praeter naturam medendi ratio.“ Francof. 8°. Ein Jahr vor seinem Tode gab S. in Druck: „Consiliorum medicinalium conscriptorum a praestantissimis atque excercitatissimis nostrorum temporum medicis liber singularis. . . Nunc primum studio et opera Laurentii Scholzii a Rosenau editus.“ Francof. ad Moen. 1598. fol.; id. Hanoviae 1610 fol., und gleichzeitig: „Epistolarum philosophicarum, medicinalium ac chymicarum a summis nostrae aetatis philosophis ac medicis exaratarum volumen.“ Francof. 1598 fol.; id. Hanoviae 1610 fol. In diesen Sammlungen ist ein werthvolles Material für die Geschichte der Medicin niedergelegt, das uns einen Einblick in das wissenschaftliche Leben der ärztlichen Kreise in- und außerhalb Deutschlands in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gewährt; die Briefe und Consilien eines der berühmtesten Aerzte jener Zeit, des Crato von Crafftheim gab S. noch besonders als: „Jo. Cratonis . . . Consiliorum et epistolarum medicinalium liber I—V“, Francof. 1591—83, 8° heraus. S. bethätigte seinen wissenschaftlichen Sammeleifer auch auf dem Gebiete der Botanik, in der Melchior Guilandinus, der vierte Vorsteher des botanischen Universitätsgartens zu Padua, sein Lehrer gewesen war. Er begann seit der Rückkehr nach Schlesien die officinellen Pflanzen, sowie die zu seiner Zeit aus der Türkei, dem Orient,

Indien und Amerika in großer Zahl in die europäischen Gärten neu eingeführten Zier- und Nutzgewächse zu sammeln und vereinigte dieselben seit 1587 in einem innerhalb der Breslauer Stadtmauer gelegenen großen Garten, den er nach dem Vorbild der italienischen Villen anlegte, mit Springbrunnen, Wandgemälden und andern Kunstwerken ausschmückte und zur Stätte heitrer Blumenfeste, Floralia Wratislaviensia, bestimmte. Dieser Garten, dem an Reichthum seltner Pflanzen in Deutschland nur der des Dr. Joachim Camerarius II in Nürnberg und der des Dr. Aichholz in Wien an die Seite gesetzt wurde, ist in mehr als 80 lateinischen Gedichten besungen worden; S. selbst ließ 1594 die Verse von 40 Poeten drucken unter dem Titel: „In Laurentii Scholzii med. Wratislav. hortum epigrammata amicorum“ Wratisl., G. Baumann 1594 4°; angehängt sind ein längeres Gedicht von Valens Acidalius (1567—1595): Janus quadrifrons in hortum Laurentii Scholtzii med. Wratisl., welches die von S. für die Benutzung seines Gartens und für die Blumenfeste aufgestellten, auch besonders im Drucke erschienenen „Leges hortenses et L. convivales“ in lateinische Trimeter bringt; 2. ein Gedicht von Andreas Calagius (1549—1609): „Hortus D. Laur. Scholzii celebratus carmine“ 1592, es enthält eine ausführliche Beschreibung des Gartens und seiner Pflanzen, nach den Monaten ihrer Blüthezeit geordnet, in Hexametern; 3. „Joan. Ferschii Wratisl. Sermo de viris in materiam medicam et herbariam bene meritis ad Laur. Scholtzium med. Wratisl.“, enthält eine Geschichte der Botanik in Hexametern. S. ließ auch die merkwürdigsten seiner Pflanzen von dem Breslauer Maler Georg Freyberger nach der Natur abmalen und den Katalog seines Gartens drucken; die erste Ausgabe wird citirt unter dem Titel: „Laurentii Scholzii M. D. Hortus Vratislaviae situs et rarioribus plantis consitus, carmine celebratus, cum catalogo botanico.“ Vratislaviae. Joh. Scharffenberg's Erben 1587. Diese Ausgabe ist bisher nicht aufzufinden gewesen, wohl aber eine zweite unter dem Titel: „Catalogus arborum, fruticum ac plantarum tam indigenarum quam exoticarum horti medici D. Laur. Scholzii med. Vratisl.“ Vratisl. A. C. MD.XCVIII. 4° (Georg. Baumann.). A. W. Henschel hat in der Allgem. Gartenzeitung von Otte u. Dietrich vol. V. 1837, p. 61 u. f. diesen für die Geschichte der botanischen Gartenpflege wichtigen Katalog, welcher ca. 240 Arten und Varietäten in alphabetischer Ordnung aufzählt, abdrucken lassen.

Ferdinand Cohn.

Scholz: Wenzel S., Wiener Komiker, geboren zu Brixen in Tirol am 28. März 1787, ein Schauspielerkind, dessen Talent schon frühzeitig gegen den ihm aufgedrungenen Beruf eines Kaufmanns protestirte. Mit seiner Mutter wandernd, betrat S. 1811 zum erstenmal die Bühne, gastirte 1815 im Wiener Hofburgtheater, und wurde daselbst engagirt. Doch fühlt er selbst bald das Drückende der vornehmen Atmosphäre, er wird zum „Kasperl“, wie sein Vater strafend ausrief, und treibt sich in Steiermark und Kärnten herum, bis er 1826 zu Hensler an das Josefstädter Theater nach Wien gerufen wurde. Sein erstes Debut (5. April) als Diener zweier Herren geht unbeachtet vorüber, in einer Posse Meisl's: die schwarze Frau, erringt er als Rathsdiener Klapperl einen beispiellosen Erfolg, der ihm bis an sein Lebensende treu blieb; als er zu Director Carl übertrat und mit Nestroy, dann auch mit Treumann zusammenwirkte, steigerte sich seine Beliebtheit bis zur Anbetung. Der schlaue Carl wußte seine finanziellen Calamitäten geschickt durch Vorschüsse, Darlehen, Kauf seiner Benefiz-Vorstellungen u. dgl. mehr auszubeuten, erst unter Nestroy's Direction erhielt er auch eine entsprechende Entlohnung. Ein Versuch, ihn für das Burgtheater zu gewinnen, mißlang. Noch in seinem 71. Lebensjahre schloß er einen neuen Contract ab, auf zahlreichen Gastspielen trug er seine Wiener Komik mit großem Erfolge in Ausland. Als er am 5. October 1857 starb, hatte

das Kleeblatt Treumann-Scholz-Nestroy diejenige Kraft verloren, die am ursprünglichsten, am stärksten local-Wienerisch zu wirken verstanden hatte. Besonders neben Nestroy's schneidenden Ironie war die ursprüngliche Harmlosigkeit Scholz' unentbehrlich, der quecksilbernen Technik Treumann's stellte er seine gutmüthige Ruhe entgegen. „Johann Nestroy und Wenzel S. schienen sich in die Erbschaft des Hanswurst getheilt zu haben: alle Schärfe und Beweglichkeit fiel Nestroy zu, alles Breite und Behagliche kam auf S. Nestroy mußte sich seinen Erfolg stets erringen, S. hatte schon gewonnen, wenn er erschien. S. war ein Vertreter der zuständlichen, duldenden, Nestroy ein Repräsentant der thätigen, der angreifenden Komik" (Speidel). Das Wiener Publicum zog S. dem Nestroy vor, „viel harmlos-naiver" nennt ihn Costenoble, sah man ihn oft, ließ sich eine gewisse Eintönigkeit, die allen specifisch wienerischen Komikern bis heute eigen ist, ihnen aber eher nützt als schadet, nicht absprechen. Ein ganzer Legendenkreis hat sich um seine Person gebildet, seine drolligen Dankreden, Impromptus und Extempores, deren sich der verhätschelte Liebling unzählige erlaubte, werden noch heute erzählt. Karl Haffner machte ihn zum Helden eines Dramas und eines Volksromans. Große künstlerische Ansichten dürfen wir von dem Volkskomiker nicht erwarten: sein Urtheil über Stücke war immer verkehrt, da war ihm Nestroy über. Doch bleibt seine Bescheidenheit und Selbsterkenntniß rühmenswerth, die sich in den gegen Nestroy ausgesprochenen Worten kundgibt: Ich allein bin nichts, du allein auch nichts, Treumann allein auch nichts, aber wir drei zusammen sind sehr viel!

Wurzbach 31, 212. — Josef Lewinsky, Von Brettern und Podium. — Wichtig die anekdotenhaften Nachrichten Fr. Kaiser's in der Morgenpost 1858 Nr. 70 ff. — Costenoble, Aus dem Burgtheater (1818—1837). — Ludwig Speidel, Die österreichische Monarchie in Wort und Bild. Abth. Wien S. 200. A. v. Weilen.

Scholze: Johann Sigismund S. (Sperontes). Seit der grundlegenden Arbeit über Sperontes von Professor Spitta in der Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft I, 35 fg. 1885 sind wir über den bislang unbekannten Dichter „Sperontes" völlig aufgeklärt. Wir wußten bis vor kurzem nur den Titel seiner Liedersammlung, die 1736 zuerst im Buchhandel zu Leipzig erschien. Er lautete: „Sperontes, singende Muse an der Pleisse in zweimahl 50 Oden, der neuesten und besten musikalischen Stücke mit den dazu gehörigen Melodien zu beliebter Klavierübung und Gemüthsergötzung. Nebst einem Anhang aus J. C. Günthers Gedichten. Leipzig. Auf Kosten der lustigen Gesellschaft 1736." Das aufs sauberste in Kupfer gestochene Titelblatt ist reich mit Amoretten, Schwänen und Tauben ausgestattet. Vor dem Titel ist ein von Richter entworfener, von C. F. Boetius radirter Kupferstich eingeheftet, ein Stück der äußern Stadt Leipzig darstellend, im Hintergrund Pleißenburg, Thomaskirche, Promenade, links das Schellhafersche Haus (Hôtel de Saxe), in dem schon in frühen Zeiten die Musikübungen der lustigen Gesellschaft unter Görner's Leitung abgehalten wurden. Das Buch besteht aus $12^1/_4$ Bogen hochquart und enthält 100 Gedichte und 68 Musikstücke in der 1. Auflage, die sich nur in 2 bekannten Exemplaren in Spitta's Händen und bei Herrn Oberamtsrichter Dr. Frese in Döbeln befindet. Zu den Liedern sind zwei Systeme verwendet. Schon 1740 war die 2. Auflage nöthig geworden (kein Exemplar bekannt) und 1741 erschien die dritte, von der es verhältnißmäßig mehrere Exemplare gibt. 1747 die 4. Auflage. — An diese erste Reihe von 100 Liedern schloß sich mit der Zeit eine zweite, schon 1742 benöthigte sich eine solche 1. Fortsetzung, 1743 die zweite, 1745 die dritte; 1751 erschienen alle vier Theile noch einmal zusammen. Aus dem Widmungsgedicht ergab sich, daß Sperontes nicht selbst

der Componist der Lieder war: „seine Muse habe, sagt er, ihr heischres Rohr, dadurch sie singt und spricht, der Saiten hellen Ton mit allem Fleiß verbunden.“ Das bestätigt die Buchhändleranzeige im Leipziger Meßkataloge von 1736: „Sperontes singende Muse an der Pleiße mit 100 Oden auf die neuesten besten und bekanntesten musikalischen Stücke mit denen dazu gehörigen Melodien“. Er legte also seine Dichtungen den schon vorhandenen Gesangs- oder Clavierstücken meistentheils unter. Er war daher zunächst Dichter und damit stimmt vortrefflich, was Zachariä, der Verfasser des „Renommisten“ von ihm sagt:

Speront reimt, doch reimt er für sich.
Was thut das? Ihr seid wunderlich;
Das kann ihm ja kein Mensch verwehren.“

Dazu paßt es denn, daß Speront auch 3 Schäferspiele: „das Kätzchen“, das „Strumpfband“ und die „Kirms“ dichtete. (Exempl. bei Spitta; das zweite wurde kürzlich in einem Berliner Antiquariat für 14 Mk. angeboten.) Die Mitwelt vermuthete einen gewissen M. Lorenz Mizler hinter dem Sperontes. So das Universallexikon von Zedler 1743. Aber Mizler, der Zeitgenosse Bachs, lebte 1743 beim Grafen Malachowski in Polen und befand sich noch dort 1748; dazwischen liegen gerade die Entstehungsjahre einiger Fortsetzungen der singenden Muse.

Der Name „Sperontes“ (sperare, hoffen) ergab auch nichts näheres. Deshalb untersuchte man ihn auf seine Dichtungen hin und fand, daß seine Wiege in Schlesien gestanden haben mußte. Sprachlichen Anhalt gab vor allem das Frauenlied an den heiligen Andreas: „Hoah iechs nich lang gesoat, Daß ke Mensche noach mier froat“ (I, 66). Zu den hier begegnenden Ausdrücken, wie kruppich (= krüppelig), hisch (= hübsch), ok (= auch), gesellten sich noch Reimauffälligkeiten. In einem andern Gedicht werden die Sudeten (IV, 40) erwähnt, in einem dritten sogar der Rübezahl (III, 49). Der Dichter lebte dann offenbar in Leipzig, feiert es in einem frischen Liede: (63) „das angenehme Pleiß-Athen Behält den Ruhm vor allen“. Er kennt das Rosenthal mit seiner angenehmen „Lustallee“, in dem er „die allerangenehmsten Gänge nach selbstbeliebter Länge durchwandeln“ kann. Er war arm, hatte studirt und kämpfte mit dem Drang des Daseins trotz der ideal geringen Ansprüche. Das war alles was wir aus dem Büchlein selbst wußten. Näher auf die Spur führte ein Doppelmonogramm auf dem Titelblatt des zweiten Theiles, das ein „J. S. S.“ und somit seine Anfangsbuchstaben darstellte. In gleicher Weise unterzeichnete er sich in dem äußerst geschmackvollen Abzug der ersten Fortsetzung von 1742, die Sperontes „seinen hoch- und werthgeschätzten Gönnern und Freunden wiedmete“. (Unicum, Leipziger Universitätsbibl. Litt. germ. 272. Noten in Rothdruck.) Diese Buchstaben „J. S. S.“ passen nach allen Untersuchungen nur auf einen Schlesier, damals in Leipzig: Johann Sigismund Scholze, geboren am 20. März 1705 zu Lobendau bei Liegnitz. Er besuchte 1720 die Schule zu Liegnitz und war dort wahrscheinlich bis zu seinem Abgange auf die Universität. Er studirte unzweifelhaft in Leipzig, wenngleich es nicht urkundlich zu belegen ist, da die Leipziger Matrikel seinen Namen nicht aufweist. 1729 ist er als Studiosus in Leipzig, auch als candidatus juris tritt er auf. Er ließ sich mit der Wittwe eines Traiteurs in Halle ein und wurde auf Befehl des Consistoriums am 3. Jan. 1729 zwangsweise in Leipzig getraut. Die Kinder starben früh, die Frau selbst am 12. Februar 1738. Er starb 1750, nur ein Kind stand ihm noch zur Seite. Am 30. September erhielt er sein ärmliches Leichenbegängniß.

Wir sehen, daß sich alles aufs beste mit dem Dichter der Singenden Muse vereinigen läßt, wenn wir das eine zugeben, daß Sperontes in Leipzig gestorben sei, was allerdings nicht absolut nachgewiesen werden kann. — S. war ein un-

gemein geschickter Reimschmied, freilich kein groß erfindender Kopf. Doch pulst frisches, ungekünsteltes Leben in seinen Gedichten und treibt ihm einmal der Wein das Blut im Kreise, so gelingt ihm auch ein kerniges Lied, so das treffliche „Burgunder her, Burgunder her, Burgunder ist mein Leben“. Auch zarte Töne gibt sein Talent wieder, wie das Liebeslied: „Liebe mich redlich und bleibe verschwiegen“ (I, 12), das eine auffallende Aehnlichkeit hat mit dem Liede „Willst du dein Herz mir schenken“ aus Anna Magdalena Bach's Klavierbuch. — Die wirkliche Bedeutung des Büchleins liegt darin, daß es eines der wenigen ist, das uns in seinen vier Theilen eine Reihe von ungefähr 248 kleinen Musikstücken aufbewahrt hat, die zu ihrer Zeit das Entzücken aller hausmusiktreibenden Kreise hervorriefen. Insofern bildet die „singende Muse“ den Hauptmittelpunkt solcher Kleinliederkunst. Hier freilich steigt die Schwierigkeit um das doppelte, nachzuweisen, wo S. die Melodien gesammelt und woher er sie entnommen hat. Bei einigen hat Spitta die französische Herkunft ergründet, bei einigen die Gräfeschen Oden (1737 vgl. A. D. B. IX, 557) als Quelle festgestellt. Aber hier bleibt der Forschung noch ein reiches Feld übrig, ebenso für die andere Frage: welche Verbreitung und allmähliche Umwandlung haben einzelne der Lieder des Sperontes im Laufe der Zeit erfahren? Daß manche in das Volks-Lustspiel des 18. Jahrhunderts eingedrungen sind, wissen wir jetzt. — Es bleibt die Singende Muse in der gesammten Liedlitteratur des 18. Jahrhunderts eine dem Forscher wie dem Künstler wohlthuende Erscheinung.

R. Kade.

Schomaker: Jakob S., geb. 1499 als Sohn des Barmeisters (Gerichtsherrn auf der Sülze) Hartwig S. († am 25. Mai 1546) und der Gerdrut Elvers zu Lüneburg, stammte aus fast dem ältesten, seit 1299 als Sülfmeister vorkommenden, durch die Besiedung der dem Stifte Bardowick gehörenden Pfannenantheile reich gewordenen Lüneburger Salzsieder- und Patriciergeschlechte, das erst am Ende des 16. Jahrhunderts „Schumacher“ genannt wurde und 1654 ausstarb. Ein Jakob S. war schon am 21. October 1371 bei dem vielbesungenen Ueberfall Lüneburgs durch Herzog Magnus Torquatus in der Wehr gefallen. Ein Hartwig S. kam 1436 in den Rath, wurde 1457, unmittelbar nach dem Prälatenkriege Bürgermeister, wurde 1476 nach Bremen zur Ausgleichung der dort ausgebrochenen Bürgerunruhen gesandt und starb daselbst am 4. September 1476. Dessen Sohn Hartwig S., † am 24. Juni 1504, erhielt 1474 vom Lüneburger Rath das Schloß Blekede an der Elbe in Pfandbesitz und stand in so hohem Ansehen bei Kurfürst Johann von Brandenburg und dem Herzog Magnus von Mecklenburg-Schwerin, daß er des letzteren Sohn Heinrich (den Friedfertigen, A. D. B. XI, 542) 1479 aus der Taufe hob. 1475—77 hatte er blutige Fehden mit dem räuberischen lauenburgischen und märkischen Adel und schlug 1479 in der Lenzer Wisch die Quitzow und Wenckstern aufs Haupt. Jakob S. studirte in Wittenberg seit 1522, wurde Dr. jur. utr., scheint nach Lucas Lossius aber auch Geistlicher an der St. Johanniskirche (collega) gewesen zu sein. Er war Kanonikus am Domstift zu Bardowick, 1536 auch Vicar am Leprosenhof St. Nicolai daselbst und wurde nach dem Tode des letzten katholischen Propstes Colerus und nach Abtrennung der geistlichen, dem Superintendenten überwiesenen Verwaltung 1546 vom Rathe zum Propst zu St. Johannis ernannt und mit der ganzen weltlichen und Vermögensverwaltung aller Lüneburger Kirchen und kirchlichen Stiftungen, auch der Vergabung der Vicarien &c. betraut. Er hat sich in dieser Hinsicht große Verdienste erworben, auch um die Schulen, besonders das Gymnasium. 1557 wurde er daneben Provisor des Frauen-Armenhauses zum Heiligen Geist in Bardowick, dessen Verwaltung er ordnete. Er legte mit großer Sorgfalt eine umfangreiche Sammlung

aller Lüneburgischen Stiftungsurkunden, die sog. „Präposituruücher“ an, dasselbe that er für das Bardowicker Stift, nach Schlöpke (s. o.), der diese Sammlung unfraglich benutzte. In den letzten Lebensjahren verfaßte er die vielgenannte, im Original anscheinend verlorene, aber in Abschriften und Fortsetzungen vorhandene, ungedruckte „Chronik von Lüneburg“, deren ursprünglicher Text 1561 abschloß. S. starb laut seinem Leichenstein am 3. Januar 1563 zu Bardowick und wurde im dortigen Dome begraben, Lossius und Büttner nennen den 12. Januar. In seiner Chronik zeigt S. sich als durchtränkt von altpatricischem Sinne und voll hansisch-städtischen Selbstgefühls, Herrn „Omnes“ gehört sein ganzer Haß. Werth hat die Arbeit für die ältere Geschichte nur wegen der mannigfachen, eingehenderen Familien- und Archivalnachrichten, für den Prälatenkrieg steht er schroff auf dem Patricierstandpunkte, ebenso für die Zeit der Einführung der Reformation, welcher die alten Geschlechter ursprünglich stark entgegentraten. Doch gerade für diese Zeit ist er eine Hauptquelle. „Hammenstedts Chronik“ steht schon z. Th. auf seinen Schultern. Das Chron. Luneb., welches Mittendorff († 1847) einem „S. des Prälatenkrieges“ zuweist, ist das von ihm für eine Ueberarbeitung gehaltene unseres Jakob S.

Büttner, Genealogie 2c. Lüneb. 1704. Fol., wo auch das Turnierwappen der S. Dasselbe befindet sich auf 3 Prachtstücken des jetzt in Berlin befindlichen Lüneburger Rathssilbers: dem Elephantenzahn-Trinkbecher, dem Jonasbecher des Proconsuls Konrad Lange und der sehr alten kleineren Hindinschüssel (Albers, Beschr. der Denkwürdigk. des Rathhauses zu Lüneb. 1842 Nr. 14, 19 und 25. Reichsanzeiger 1874, Nr. 76. — Schlöpke, Chronicon etc. des Stiffts Bardewick (S. 461 steht die Inschrift des Leichensteins). — L. Lossius, Lunaeburga Saxoniae, p. 158 f. — A. Wrede, Einführung der Reformation im Lüneburgischen. Gött. 1887 (wo die Quellennachweise sehr vorsichtig zu gebrauchen sind). — Schaer, Lüneburger Chroniken der Reformationszeit 2c. Hannover 1889 (Progr. Nr. 292). — Album Viteberg. S. 113 (als: Schomaker Lemeburg). — Mittendorff, N. vaterl. Archiv 1843 S. 144; 1847, S. 206.

Krause.

Schomaker: Nikolaus S., Sohn des Lüneburger Bürgermeisters Hartwig S. und Bruder des Capitaneus und Pfandinhabers von Blekede gleiches Namens (s. den Art. vorher), war Mag. art. und Lic. Decretorum, erhielt eine Vicarie im Bardowicker Dom, wahrscheinlich die von seinem Bruder Hartwig begründete der hl. 3 Könige, und ward dann Kanonikus zu Hildesheim und Verden. An letzterer Kirche wurde er Decan und approbirte als solcher 1501 die auf Befehl des Bischofs Bertold v. Landsberg (s. A. D. B. II, 523) in demselben Jahre gedruckten Breviarii Ordinarii Verdensis. Doch muß er dieses Amt nachher niedergelegt haben, da er 1502 nicht dem Wahlcolleg des Domcapitels angehörte, welches Herzog Christoph von Braunschweig (s. A. D. B. IV, 235) zum Bischof von Verden wählte, auch wurde 1503 schon der jüngste Capitular, Heino v. Mandelsloh (s. A. D. B. XX, 172) zum Decan gekoren. 1494 wählte der Convent des Benedictinerinnenklosters Lüne S. zu seinem Propste, was der reiche Herr durch große Schenkungen vergalt: schon 1495 ließ er den Klosterchor verlängern, die Orgel erbauen, 1505 das metallene Taufgefäß gießen, und ein vielgenanntes Kirchenbild anfertigen, in dem man später ein Hervorheben der Seligkeit durch den Glauben vor den guten Werken erkennen wollte, so daß man ihn trotz des notorischen anfänglichen Widerstrebens seiner Familie gegen die Reformation fast als einen Vorreformator ansehen wollte, doch enthielt es nur eine Wage, den Sünder in der einen, den Gekreuzigten in der andern niedersinkenden Schale. In seinem Testamente vom 5. October 1505

vermachte er dem Kloster noch 2000 rhein. Gulden und starb am 2. Februar 1506. Heinrich Boger (A. D. B. III, 39), der dem freigebigen Herrn mehrfache lateinische Gedichte gewidmet hatte, wurde von ihm zur Herausgabe einer Sammlung seiner Poesieen veranlaßt, deren Druckkosten S. vermuthlich übernahm. Das ihm 1505 gewidmete Werk, „Etherologium“, erschien aber erst nach seinem Tode 1506 in Rostock. Der als Presbyter und Beneficiat der Lübecker und Schwerinerkirche genannte M. Nicolaus S., den 1516 der Genueser Bürger und Kölner Kaufmann Antonius de Mola zum Substituten für die Empfangnahme der Ablaßgelder in Mecklenburg bestellte, gehörte nach den genauen Tabellen Büttner's nicht zu der Lüneburger Familie.

Annalen der Braunschw.-Düneb. Churlande 1793, VII, 4, S. 649. — Krause, im Archiv d. Stader Vereins f. Geschichte VII, S. 141 ff. und in Meckl. Jahrb. XLVII, S. 125 f. — Dieder. Schröder, Papist. Mecklenburg II S. 2840. Krause.

Schoemann: Georg Friedrich S., bedeutender Philologe, geboren am 28. Juni 1793, † am 25. März 1879. „Er stammte aus einem schwedischen Geschlecht und ward als der älteste von drei Söhnen in Stralsund geboren, wo sein Vater kaiserlicher Advocat und Notarius war. Nachdem seine Eltern sich getrennt hatten, wurde der Knabe im Hause seines Großvaters, des Rathsverwandten G. E. Schoemann in Anklam erzogen und besuchte das dortige Gymnasium, bis er Michaelis 1809 als 16jähriger Jüngling die Greifswalder Universität bezog. Zwei Semester, das erste und letzte, brachte S. dort und drei in Jena zu, wirkte dann ungefähr ein Jahr als Hauslehrer bei einem Stralsunder Kaufmann Namens Israel, und erhielt schon 1813 durch Ahlwardt's Empfehlung das Conrectorat in Anklam, welches er vom 15. Juni 1813 bis 30. Juni 1814 bekleidete, um es dann mit dem Greifswalder zu vertauschen. Am 15. März 1815 vermählte er sich mit Minna Peters, Tochter eines Arztes in Anklam, und gleich darauf am 10. Mai 1815 erwarb er sich bei der Greifswalder Universität die philosophische Doctorwürde. Am 23. Februar 1818 aber ward er zum Prorector am Gymnasium befördert.“ — S. hat zu seinen Specialstudien über das griechische Alterthum die Anregung nicht von seinen akademischen Lehrern erhalten; er war wesentlich Autodidakt, als er die Schrift „De comitiis Atheniensium libri tres“ (Greifswald 1819) erscheinen ließ und sie A. Boeckh widmete, dessen epochemachende Staatshaushaltung der Athener 1817 herausgekommen war. Schoemann's Arbeit war seit Jahrhunderten die erste selbstständige Darstellung der Formen, in denen das politische Leben der Athener sich bewegte, hervorgegangen aus einer nüchternen und besonnenen Verwerthung der sorgsam durchforschten Litteratur, insbesondere der attischen Redner. Mit der Abhandlung „De sortitione iudicum apud Athenienses“ habilitirte er sich 1820 an der Greifswalder Universität, wo er 1821 auch Unterbibliothekar und im März 1823 schon zum außerordentlichen Professor (ohne Gehalt) ernannt wurde. Durch ein eigenthümliches Zusammentreffen war der in demselben Studienkreise sich bewegende Mor. Hartm. Ed. Meier (vorher Privatdocent in Halle) 1820 ebenfalls als außerordentlicher Professor nach Greifswald berufen worden; mit ihm trat S. in die innigste Gemeinschaft der Studien, und Beide bearbeiteten zusammen das von der Berliner Akademie der Wissenschaften gestellte Thema über Proceß und Klagen bei den Attikern. „Die preisgekrönte Arbeit: „Der Attische Proceß; vier Bücher von M. H. E. Meier und G. F. Schoemann“ (Halle 1824) handelt nach einer von S. verfaßten historischen Einleitung im ersten Buch von den Vorständen des Gerichts (von Meier), im zweiten von den Gerichtshöfen (S.), in dem umfangreichen dritten (Meier) von den beiden Hauptkategorien der öffentlichen und der Privatklagen, endlich im vierten (S.), vom

Proceßgange." Obgleich heutzutage in vielen Beziehungen veraltet, ist das Buch noch durch kein anderes ersetzt, sondern von J. H. Lipsius unter Verwerthung der neueren Forschungen Berlin 1883 überarbeitet wieder herausgegeben. Das Buch trug außer dem steigenden Ansehen S. auch von der juristischen Facultät den Doctorhut ein; als er einen Ruf nach Dorpat ablehnte, wurden ihm 100 Thaler Gehalt bewilligt, und als gleich darauf Meier als Ordinarius nach Halle ging, erhielt er dessen Einkünfte. Infolge davon konnte er 1826 das bisher geführte Schulamt niederlegen; 1827 wurde er ordentlicher Professor, 1844 erster Bibliothekar. Inzwischen hatte er auch nach dem Tode seiner ersten Frau (1821), die ihm drei Kinder geschenkt, 1824 eine zweite Ehe geschlossen mit Karoline Schildener, Tochter eines juristischen Collegen. In den Studien bebaute er zunächst dasselbe Feld wie früher: den für das attische Privatrecht wichtigsten Redner Isaios übersetzte er (Stuttg. 1830) und gab den griechischen Text mit lateinischem Commentar heraus (Greifswald 1831); ebenso bearbeitete er mit Rücksicht auf die spartanische Verfassungsgeschichte Plutarch's Biographien des Agis und Kleomenes (lateinisch, Greifswald 1839). Eine systematische Darstellung der griechischen Staatsalterthümer gab er in den „Antiquitates iuris publici Graecorum“ (Greifsw. 1838) „einem seiner in inhaltlicher wie in formaler Beziehung gereiftesten Werke“, worin er das staatliche Leben der verschiedenen Stämme und politischen Gemeinschaften scharf und klar darzulegen sich bemühte. Das umfangreiche Geschichtswerk des Engländers Georg Grote gab ihm später Veranlassung zu einer polemischen Schrift: „Die Verfassungsgeschichte Athens nach G. Grote's History of Greece kritisch geprüft“, Leipzig 1854, worin er seine conservative Richtung hervortreten ließ und des Engländers Lob der Demokratie bekämpfte; und gleich darauf steuerte er zu der Weidmannschen Sammlung von Handbüchern das diese Studien abschließende Werk: „Griechische Alterthümer“ bei (2 Bde., Berlin 1855, 1859. 2. Aufl. 1861. 3. Aufl. 1871—73), welches im ersten Bande das Staatswesen der Griechen zunächst im allgemeinen nach seiner historischen Entwickelung, sodann in eingehender Darstellung die Verfassung der Hauptstaaten Sparta (nebst Kreta) und Athen, im zweiten Bande die internationalen Verhältnisse der griechischen Stämme und das Religionswesen behandelt. Denn in den Cultuseinrichtungen der Griechen erblickte S. mit Recht einen wesentlichen Theil des öffentlichen Lebens und hatte deshalb schon früh auch der Erforschung ihrer religiösen Anschauungen gründliche Studien gewidmet. In den von ihm verfaßten Universitätsprogrammen, die er von 1827—1868 zu schreiben hatte (gesammelt in „Opuscula academica“, 3 Bde. Berlin 1856—58) behandelte er die hesiodische Theogonie in zahlreichen Einzelforschungen, deren Ergebnisse er in der Schrift: „Die hesiodische Theogonie, erläutert und beurtheilt“, Berlin 1868 zusammenfaßte. Eine lebendige Einsicht in die religiösen Kräfte war für ihn der Mittelpunkt des Verständnisses des geläuterten Griechenthums; „alles wahrhaft Religiöse schien ihm dem Christenthume verwandt“, und die größten Geister der Griechen producirten nach seiner Ansicht intuitiv christlich-dogmatische Ideen. In diesem Sinne unternahm er neben einer Uebersetzung von Aeschylus' Gefesseltem Prometheus eine „Nachdichtung“ des verlorenen daran sich schließenden Erlösten Prometheus (Greifswald 1844), worin er die schwierige und vielumstrittene Frage von dem Grundgedanken dieses Stückes behandelt und gegen F. G. Welcker u. A. den Knoten der dramatischen Verwicklung nach Analogie der christlichen Kirchenlehre so löst, daß er den Empörer Prometheus zur Einsicht seines Unrechts gelangen und von dem unfehlbaren Weltregenten Zeus begnadigen läßt. Die Schrift rief mannigfache Polemik und Erörterungen hervor; ihr Standpunkt wurde aber vom Verfasser beharrlich, noch in der Gratulationsschrift an Welcker

1859 (Ein Wort über A. Pr. —) festgehalten. Zu demselben Studienkreise gehört auch seine Schulausgabe von Cicero's Schrift de natura deorum (Berlin, Weidmann 1862, dann öfter), über welche er Einzelstudien in Programmen veröffentlicht hatte. Eindringende Forschungen über die Geschichte der Grammatik bei den Alten trugen als Frucht seine „Lehre von den Redetheilen bei den Alten" 1861, ein Büchlein, worin er den Studirenden auf die zweckmäßigste Art in die Anfänge der grammatischen Wissenschaft einführt und durch sorgfältige Quellennachweise den Einblick in die allmähliche Entstehung, sowie auch in die Schwächen des Systems vermittelt. — Der Stil Schoemann's in allen Schriften ist präcis, dabei lebendig und anschaulich, im lateinischen Ausdrucke ebenso wie im deutschen; seine Polemik ist fein und auch derb, je nach der Art des Gegners, doch im Tone stets würdig und maßhaltend. Er war eine echt lehrhafte Natur, auch darin, daß er dem einzelnen Schüler, der Interesse zeigte, gerne näher trat, weshalb ihm eine kleine, aber andächtige Zuhörerschaft lieber war, als ein gefülltes Collegium. Sein früheres Amt als Gymnasiallehrer befähigte ihn besonders zur Wirksamkeit in der wissenschaftlichen Prüfungscommission für Lehrer, welcher er als Mitglied seit 1838, als Director seit 1852 angehörte. An Anerkennung und Auszeichnung fehlte es ihm nicht; er war schon drei Mal Rector der Universität gewesen, als man ihn auch 1856 zur 400jährigen Jubelfeier wieder dazu wählte, wo er Gelegenheit fand, durch Feinheit und Gewandtheit der Rede Bewunderung zu ernten. 1864 erhielt er den Orden pour le mérite. Das Bedürfniß eines Ortswechsels empfand er nie: „er war festgewurzelt mit jeder Faser seines Wesens in dem heimischen Boden Pommerns", während er im Laufe der Zeiten zahlreiche Fachcollegen scheiden sah. Seine körperliche Constitution war kräftig und gesund; erst in den 70er Jahren trat er allmählich von den Vorlesungen zurück. Als seit 1875 Schwäche des Augenlichts eintrat, besorgte er seine letzten schriftstellerischen Arbeiten mit Hülfe eines treuen Enkels. Im Sommer 1878 ward er bettlägerig, und wie er selbst schrieb, ein „lebensmüder Greis", bis ihn am 25. März 1879 ein sanfter Tod hinwegführte. — Schoemann's persönliches Wesen war fest und „nicht ohne Herbigkeit"; aber er besaß ernsten Gerechtigkeitssinn und herzliches Wohlwollen. Heiter und gänzlich ungezwungen war er nur im engsten Kreise. Seine religiösen und politischen Anschauungen waren tief, der Kern der ersteren ist aber (nach Versicherung Nahestehender) aus seinen Schriften nicht sicher zu erschließen. Große Pflichttreue und peinliche Gewissenhaftigkeit in allen Obliegenheiten zeichnete ihn aus.

Vgl. den Nekrolog von F. S(usemihl) in Bursian's Biograph. Jahrbuch für Altertumskunde 1879, S. 7—15.

A. Baumeister.

Schömann: Ignaz Franz Xaver S., Arzt, ist am 9. Mai 1807 als Sohn des Rechtsgelehrten und seit 1810 als Professor der Rechte nach Jena versetzten Franz Joseph Constantin S. geboren. Er besuchte von seinem 11. Lebensjahre ab das Gymnasium in Weimar, das er 1826 verließ, um in Jena sich dem Studium der Heilkunde zu widmen. 1829 nach beendigtem Triennium erhielt er von der med. Facultät den ersten Preis für seine Bearbeitung der Preisaufgabe „Ueber die Natur des Mark- und Blutschwammes". Dann setzte er behufs vollkommenerer Ausbildung seine praktischen Studien in der Chirurgie, Ophthalmologie und Geburtshülfe unter Leitung von Stark und Suckow fort und erlangte am 4. Juni 1832 mit seiner Inauguralabhandlung: „De humore cranii recens natorum sanguineo" die Doctorwürde. Noch in demselben Jahre wurde er als Hülfsarzt bei den Landesheilanstalten zu Jena angestellt und war in dieser Eigenschaft bis 1835 thätig. Dann habilitirte er

sich als Privatdocent an der med. Facultät zu Jena und zwar für Arzneimittellehre und Receptirkunst. Später hielt er auch Vorlesungen über gerichtliche Medicin. Nachdem er 1837 zum außerordentlichen Professor ernannt war, unternahm er eine wissenschaftliche Reise durch das südliche Deutschland mit längerem Besuch von Dresden, Prag, Wien, München, Stuttgart, Heidelberg und Würzburg. Nach Jena zurückgekehrt übernahm er die durch Joh. Chr. Stark's Tod erledigten Fächer und las seit 1838 über Chirurgie und Verbandlehre, später über Ophthalmologie. Zugleich wurde ihm die Stellung als Stadt- und Amtsphysicus übertragen. 1839 unternahm er gleichfalls eine wissenschaftliche Reise nach Paris und London und trat auf dem Rückwege in nähere Beziehungen zu Fricke in Hamburg, Rust, Gräfe und Dieffenbach in Berlin. 1846 wurde er zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt. Er starb während einer Reise nach Köln unterwegs an den Folgen eines apoplektischen Anfalles ganz plötzlich am 16. September 1864. S. war ein tüchtiger Wundarzt. Um den chirurgischen Unterricht in Jena hat er sich das specielle Verdienst erworben, daß er hier zuerst die subcutanen Sehnen- und Muskeloperationen einführte, die er in Berlin bei Dieffenbach kennen gelernt hatte, auch im J. 1839 die erste Oberkiefer-Resection in Jena ausführte. Seine litterarischen Arbeiten bewegen sich fast ausschließlich auf dem Gebiete der Arzneimittellehre. So schrieb er: „Lehrbuch der Arzneimittellehre“ (Jena 1852, 2. Aufl. auf Grund der neuesten preuß. Pharmacopoe bearb., ebds. 1856); „Lehrbuch der Receptirkunst für Aerzte als Leitfaden zu akademischen Vorlesungen und zum Selbststudium“ (ebendas. 1854; 2. Auflage ebendas. 1856); „Lehrbuch der allgemeinen und speciellen Receptirkunst für Aerzte“ (auf dem Grunde der neuesten österreichischen Pharmacopoe bearb., Jena 1856); „Lehrbuch der allgemeinen und speciellen Arzneimittellehre“ (auf dem Grunde der neuesten österr. Pharmacopoe bearb., ebendas. 1857; 2. Aufl. 1858). Außerdem rühren von ihm u. a. noch her: „Commentatio de lithotomia Celsiana critico-chirurgica“ (Jena 1841); „Das Malum coxae senile“ (Monographie, mit 4 Tafeln Lithogr., ebendas. 1851). Seit 1841 war S. auch Mitarbeiter an C. C. Schmidt's Encyclopädie der Medicin. — Ein Theil von Schömann's Schriften ist in H. Döring's Jenaischem Universitäts-Almanach 1845, S. 111 f. angeführt.

Vgl. noch Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte &c., herausgegeben von A. Hirsch, Bd. V, p. 263. J. L. Pagel.

Schomberg: s. u. Schönberg.

Schomburg: Karl August Friedrich Wilhelm Christian S., kurhessischer Politiker, war geboren am 11. October 1791 in Grebenstein als ältester Sohn des Landphysicus Johann Anton S. Er verlebte die früheste Jugend in Karlshafen, wohin der Vater 1792 versetzt war. Hier an den waldigen Ufern der Diemel und Weser entwickelte sich bei dem stillen, sinnigen Knaben schon früh ein Zug leiser Schwermuth, welcher ihn durch sein Leben begleitete und ihm einen eigenthümlichen milden Ausdruck verlieh. Er besuchte zuerst die Bürgerschule in Karlshafen, vom 9. Jahre an das Gymnasium zu Saalfeld, dem Wohnort eines Oheims, seit 1805 das Gymnasium in Coburg und studirte von 1808 bis 1811 in Göttingen die Rechte. An allen diesen Anstalten entzog er sich dem geselligen Leben und lauten Frohsinn der Jugend und zeigte ein für sein Alter sehr ernstes Wesen. Um so mehr lag er dem Studium, namentlich philosophischer Werke ob. Nachdem er sich in Kassel zum Advocatenstande vorbereitet hatte, trat er 1812 als Gehülfe eines Sachwalters beim königl. westfälischen Friedensgerichte in Höxter ein. Aus poetischen Jugendträumen durch das Leben stark aufgerüttelt, verfiel er in eine tiefe Melancholie. Wiederholt mußte er in's Elternhaus zurückkehren, wo es nur mit Mühe gelang, ihn der Welt wieder zu

gewinnen. Er entsagte dem praktischen Berufe und siedelte nach Göttingen über, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Allein die auf sein verwundetes Gemüth wolthätig einwirkende Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft änderte seinen Entschluß: er nahm den aufgegebenen Beruf wieder auf und wurde im August 1814 als Anwalt bei den Aemtern Karlshafen und Trendelburg, im April 1816 aber zum Anwalt bei der Regierung in Kassel bestellt. Bei der 1821 eintretenden Neuordnung der kurhessischen Staatsverwaltung wurde ihm die Stelle eines ersten Assessors beim neugebildeten Landgerichte in Kassel zu Theil. Bald darauf wurde er zum Bürgermeister von Kassel gewählt, doch nahm er nur auf wiederholte Aufforderungen des Magistrats an. Diese Stellung bekleidete er vom 1. Januar 1822 an bis an sein Lebensende. Als 1823 Kurfürst Wilhelm II. trotz des erhaltenen Drohbriefes sich entschlossen hatte, nach Kassel zurückzukehren, wurde er am Thore von S. mit einer warmen Ansprache, mit der Versicherung der Treue aller Hessen zu ihrem Fürsten empfangen. Allein Angesichts der zunehmenden traurigen Zustände des Landes sah sich S. vermöge seiner Stellung immer mehr in die Rolle eines Stimmführers für die Rechte und Interessen der Landesbevölkerung gedrängt. Schon 1814 mitbetheiligt gewesen am Zustandekommen des Nothrufs, welchen die Bauern an der Diemel gegen die übermäßigen und von den Ständen nicht bewilligten Steuern erhoben, hatte er 1822 als Bevollmächtigter der Landschaft bei der Landesschulden-Tilgungscommission gegen widerrechtliche Verwendungen auftreten müssen; auch als ständisches Mitglied der Brandkassendirection hatte er die peinlichsten Kämpfe gegen die Regierung zu bestehen. Am meisten aber trat er hervor an dem in der Geschichte Kurhessens denkwürdigen 15. September 1830. Als Wortführer der Abordnung Kasseler Bürger, welche den Kurfürsten um Berufung der seit 1816 nicht versammelt gewesenen Landstände baten, schilderte S. in längerer Ansprache die traurige Lage des Landes. Der infolge dessen am 16. October 1830 zusammentretende Landtag, in welchem S. als Bürgermeister Kassel zu vertreten hatte, wählte zur Prüfung des ihm vorlegten Verfassungsentwurfs einen Ausschuß von 7 Mitgliedern, zu welchem S. als einer der beiden Vertreter der Curie der Städte gehörte. Schomburg's Begutachtung des Entwurfs fand Anerkennung und sein Biograph Bernhardi bezeugt, daß „ohne Schomburg's hochherzige Gesinnung, ohne seinen sicheren Blick und seine Umsicht, ja selbst ohne das ihn überall umgebende unbegrenzte Vertrauen die damaligen gefahrdrohenden Verwicklungen schwerlich eine so glückliche Wendung genommen haben würden“. Dies schien auch von der Regierung anerkannt zu werden, indem sie die wiederholt vergebens nachgesuchte lebenslängliche Bestätigung als Bürgermeister von Kassel nunmehr eintreten ließ. Auch wurde ihm am 8. Januar 1831 beim Feste des Schwurs auf die neue Verfassung das Ritterkreuz des Löwenordens verliehen. Wenige Tage hierauf wurde der Unmuth der Bevölkerung Kassels über die Rückkehr der Gräfin Reichenbach zu Wilhelm II. laut. Dessen Gemahlin schrieb zwar an S., sie erhebe gegen den Aufenthalt dieser Dame in Wilhelmshöhe keinen Widerspruch; der Kurfürst aber grollte seiner Hauptstadt und siedelte nach Wilhelmsbad bei Hanau über. Nach Verabschiedung des Landtags, mit welchem die Verfassung von 1831 vereinbart worden, war S. Mitglied des bleibenden ständischen Ausschusses. In dem am 11. April 1831 eröffneten ersten verfassungsmäßigen Landtage lehnte S. ab, an der ständischen Abordnung Theil zu nehmen, welche den Kurfürsten zur Rückkehr in die Hauptstadt bewegen sollte. Er glaubte als Vertreter von Kassel dem Kurfürsten nicht angenehm zu sein. Im Landtag wurde S. in 18 Ausschüsse und im März 1832 zum Vicepräsidenten gewählt. Die Stelle eines Landsyndikus schlug er aus. Nachdem 1832 Hassenpflug Minister geworden, trat S. dem Systeme desselben überall entgegen. Die

drei Landtage von 1833 zählten S. zu den hervorragendsten Mitgliedern. Der letzte derselben wählte ihn zum Präsidenten. Als solcher entwickelte er eine große Meisterschaft. Am 20. Februar 1834 wiederum zum Präsidenten gewählt, gab er in einer Ansprache eine Ueberschau über die Lage des Landes und einen edlen beredten Ausdruck der Stimmung desselben. Es gilt nicht, sagte er, „kühnen Entwürfen, einer spitzfindigen Dialektik und bloßer Theorie Eingang zu verschaffen; wohl aber, wenn es sein muß, mit den guten Waffen des Rechts und der Wahrheit edle und mannhafte Gesinnung für Fürst und Vaterland zu erproben. Opposition in der gehässigen Bedeutung des Wortes ist überhaupt in deutschen Ständeversammlungen ein Fremdes, vor allem bei uns, wenn diese Benennung nicht dem redlichen Ausdrucke der auf erkanntem Besseren beruhenden Ueberzeugung gegeben werden soll.“ Damit hat S. die treffendste Kennzeichnung der Opposition im kurhessischen Landtage für Jahrzehnte hin geliefert. Eine Reihe der wichtigsten gesetzgeberischen Arbeiten wurde von S. im Landtage wesentlich gefördert. In vielen Fällen erschien er als besonnener und glücklicher Vermittler. Bei aller Milde des Wesens unterließ er nicht, als Präsident die Rechte der Stände entschieden zu wahren. Zu dieser Stellung wurde er auch in den 1835 und 1836 eröffneten Landtagen erhoben; als aber 1838 diese Wahl auf ihn fiel, erhielt er nicht die landesherrliche Bestätigung. Ebenso 1840. Um so mehr wurde er vom Landtage in den wichtigeren Ausschüssen beschäftigt, aber schon bald hiernach mußte er wegen vermehrter amtlicher Beschäftigung und leidender Gesundheit das Mandat niederlegen. In tiefster Seele schmerzerfüllt über die Zustände Kurhessens, starb er am 4. Juli 1841 in Mihla bei Eisenach. Die städtischen Behörden von Kassel, welche ihm schon 1835 ihre Anerkennung für seine Verdienste um das Vaterland feierlich ausgesprochen hatten, ließen durch eine Abordnung die Leiche nach Kassel geleiten, wo sie am 8. Juli unter Theilnahme der gesammten Bürgerschaft beerdigt wurde. „Es ist leider“, hieß es in der Grabrede, „das Geschick großer Männer, daß ihnen ihr Zeitalter, dessen Wohlfahrt ihr höchstes Streben und ihre innigste Freude war, seine Schuld nicht abträgt.“ Aber nicht bloß traf dies bei S. zu, sondern er hatte auch erleben müssen, daß wegen seines öffentlichen Auftretens seinem ältesten Sohne die Anstellung im hessischen Staatsdienste versagt wurde. Diese fand derselbe dann in Sachsen-Weimar. Außer diesem Sohne, dem späteren weimarschen Staatsrath, hinterließ S. zwei Töchter. Am 11. October 1879 wurde auf dem Platze vor dem Rathhause in Kassel S. ein Denkmal gesetzt.

Didaskalia (Beiblatt zum „Frankf. Journal“) Nr. 84 von 1834. — K. Bernhardi, K. Schomburgs Nachlaß und Briefwechsel. (Kassel 1843.) — Wippermann, Kurhessen seit den Freiheitskriegen. (Kassel 1850.) — Müller, Kassel seit 70 Jahren (Kassel 1876). — Oetker, Lebenserinnerungen I, 149. (Stuttgart 1877.) — Hess. Morgen-Ztg. Nr. 9083 und 9364.

Wippermann.

Schomburgk: Robert S., Reisender und Naturforscher, geboren am 5. Juni 1804 zu Freiburg an der Unstrut als Sohn des Superintendenten S., widmete sich in Leipzig der Kaufmannschaft, wo er langjährige Wünsche nach naturgeschichtlichen Studienreisen in die Fremde erfüllt fand, als ihm 1822 der Auftrag ward, eine sächsische Schafheerde nach Nordamerika zu bringen. Er blieb in der Neuen Welt, betrieb Handelsgeschäfte zuerst in Nordamerika, dann seit 1830 in Westindien, errichtete hier ein selbständiges Geschäft, erlitt aber Verluste und wandte sich endlich ganz den Wissenschaften zu, die er sich besonders so weit zu eigen zu machen strebte, als sie zu den Grundlagen der Bildung eines Forschungsreisenden gehören. „So ward Schomburgk ein Botaniker, ein Geolog, ein Physiker, ein Geograph, ein Hydrograph,

und das alles durch seine eigene Willenskraft, durch eigenes Studium, fern von all den litterarischen Hülfsmitteln, welche die Alte Welt darbietet, ohne mündlichen Unterricht, nur dann und wann die Anleitung genießend, die ihm ein freundlich gesinnter Schiffscapitän in der Manipulation des Sextanten oder des Chronometers zu Theil werden ließ" (Berghaus, 1836). Er schuf eine Karte von Anegada, welche die britische Admiralität herausgab und übernahm 1835 den Auftrag zur Erforschung Britisch-Guyanas. Selten ist soviel Liebe zu den allerverschiedensten Gegenständen der Geographie, Naturgeschichte und Völkerkunde an eine derartige Aufgabe herangebracht worden. Schomburgk's Ortsbestimmungen sind von musterhafter Genauigkeit, seine botanischen und geologischen Studien haben eine Menge anziehender Ergebnisse geliefert, die Kartographie weiter Gebiete ruht noch immer auf dem von ihm zuerst gelegten Grunde; und wenn man eine rein ethnographische Arbeit liest, wie die über den Amazonenstein in den 1846er Verhandl. der Berliner Gesellschaft für Erdkunde ist man erstaunt, wie weite Blicke bei aller Vorsicht des Schließens sich auch hier eröffnen. S. war offenbar ein geborener Forschungsreisender und besaß auch die körperliche Spannkraft, welche zur Ueberwindung der Gefahren des tropischen Klimas und eines entbehrungreichen Waldlebens erforderlich ist. Was er geleistet hat, ist wesentlich seiner eigenen Arbeit zu danken. Ueber seine Sammlungen hat Alexander v. Humboldt sich in höchstem Grade lobend in der Vorrede zum ersten Reisewerk ausgesprochen. S. war endlich Zeichner und hat seine Herbarien durch schöne Pflanzenbilder vervollständigt. Die Reisen Schomburgk's in Guyana dehnten sich mit der kurzen Unterbrechung eines Aufenthaltes in Europa, den er 1839/40 machte, über die Jahre 1835—44 aus. Insofern sie jene an den Quellen des Orinoco und im Essequibogebiet liegenden Regionen erschlossen, vor welchen Alexander v. Humboldt in der Mission Esmeraldas Halt gemacht hatte, treten sie, dessen Entdeckungsarbeiten noch enger vervollständigend zur Seite, wie die kurz zuvor vollendeten Reisen von Pöppig und Martius in anderen Theilen Südamerikas. Humboldt hatte selbst noch auf Grund seiner Erkundigungen die Richtungen und Wege angegeben, in welchen man weiterzuschreiten habe und es erfüllte ihn mit Genugthuung, daß S. gerade auf diesen von ihm bezeichneten Wegen glänzende Ergebnisse erzielte. Als er am 21. September 1835 Georgetown verlassen hatte, begann er sogleich mit der Untersuchung des Essequibo, die von der Mündung des Rupunnini an wesentlich jungfräulichen Boden beschritt. Er drang in die Gebiete der Wapisiana vor, erforschte das Pacaraima-Gebirge, beschäftigte sich mit dem Problem des Urari, und entdeckte nach längerem Aufenthalte in Curasawak den großen Katarakt des Essequibo (5. März 1836). Im September desselben Jahres wurde die Erforschung des Corntyn und Berbice in Angriff genommen. Die großartigen Fälle des ersteren wurden am 18. October entdeckt und im Oberlauf des anderen fand S. um Neujahr 1837 die riesige Wasserpflanze, die später als Victoria regia sich durch alle Warmhäuser der Erde verbreitet hat. Schwierigkeiten, die die indianischen Begleiter dem weiteren Vordringen ins Innere bereiteten, der Verlust seines jungen Begleiters Karl Reiß, der am 12. Februar bei einem der zahllosen Versuche, eine Stromschnelle des Berbice zu überschiffen, ertrank, erschwerte die Arbeiten dieses Jahres, welche mit der Erforschung des Demerara abschlossen. Im September 1837 brach S. von neuem nach dem oberen Essequibo auf, um die Verbindung mit den Beobachtungen Humboldt's in Esmeraldas herzustellen, erreichte im December eine Quelle des Flusses in 0° 41' n. Breite und unternahm dann die Erforschung der Sierra Acarai. Am 17. December erreichte er die Wasserscheide zwischen Essequibo und Amazonenstrom und überschritt den

Aequator, womit der größte Theil des Zwecks dieser Reise erreicht war. Er hielt sich dann einige Monate zum Zweck des Sammelns in der Macusistation Pirara auf und erforschte von hier aus das Carumágebirge, begab sich am Schluß des Jahres nach dem Roraimagebirge und erforschte den Lauf des Parima und war im Februar zu Esmeraldas, wo er seine Beobachtungen mit denen Alexander v. Humboldt's in Verbindung setzen konnte und dessen Angaben über den Cassiquiare bestätigte.

Die zweite Reise nach Guyana trat S. am 29. October 1840 in Gesellschaft seines Bruders Richard an, der mit Unterstützung des Königs von Preußen botanischen Studien in Guyana nachging. Im April des folgenden Jahres ging er von dem cassiquiare-ähnlichen Verbindungscanal zwischen Barima und Waini in den ersteren Fluß, den er theilweise aufnahm, dann folgte die Aufnahme des Amacura bis zu den Schnellen und des Barima bis in das Quellgebiet, darauf eine Wanderung aus dem Gebiete dieses Flusses über die kataraktenreiche Wasserscheide in dasjenige des Cujuni. Im Beginn des Jahres 1843 folgte eine Untersuchung der Gebiete nördlich vom Roraima und dann von Pirara am Rupunnini flußaufwärts. Die Regenzeit, welche gewählt worden war, um den nicht tiefen, an Stromschnellen reichen Fluß höher hinauf beschiffen zu können, machte diese Reise zu einer der schwierigsten. Am 13. Mai wurde der große von den Wapisiana Cutatarua genannte Fall des Rupunnini erreicht. Nicht ohne Lebensgefahr wurde, nach Verlust der Führer, die Wasserscheide überschritten und der Weg den Corntyn abwärts zurückgelegt. Im October war Georgetown erreicht und damit die Reihe der Reisen beendigt, deren Zweck die Erforschung Britisch-Guyanas war. S. konnte auf seine Leistungen — 174 Breite- und 223 Längenbestimmungen, welche über 15 000 Sternhöhen und Monddistanzen zur Voraussetzung haben, 6692 barometrische und thermometrische Ablesungen, ein Herbarium von 2500 getrockneten Pflanzen u. v. a. — mit dem Bewußtsein blicken, die Grundlage der Kenntniß des Landes geschaffen zu haben. Nach Beendigung der Reisen in Guyana kam S. 1844 zum zweiten Male nach London, wo er nach einem Aufenthalte in Barbados (1846) seine große geographische Monographie von Barbados („History of Barbadoes“ 1848, die Karte ist großentheils Originalarbeit Schomburgk's) herausgab und den Band der Hakluyt-Gesellschaft über Raleigh's Entdeckung von Guyana vorbereitete, welcher durch die biographische Einleitung ausgezeichnet ist. Nachdem er die große goldene Medaille der Geographischen Gesellschaft schon früher erhalten, empfing er 1845 den Rittertitel. 1848 ernannte ihn die britische Regierung zum Consul in Hayti, wo er trotz der Inanspruchnahme durch die politischen Wirren und trotz des Abschlusses eines Handelsvertrages Zeit fand, ausgedehnte Reisen, besonders 1849 nach dem See Henriquillo im SW. der Insel, zu unternehmen und eine 12 Fuß lange Karte der Insel in 1 : 200 000 zu schaffen, die zu einem guten Theile auf eigenen Beobachtungen beruhte. Mit großer Sorgfalt bestimmte S. zu verschiedenen Malen chronometrisch die Länge der Stadt San Domingo. 1857 erhielt er den wichtigen Posten eines Generalconsuls in Bangkok, welchen er bis 1864 bekleidete. Er kehrte im April 1864 mit durch die Einflüsse des tropischen Klimas erschüttertem Körper nach Europa zurück und weilte in Schöneberg bei Berlin, als er am 11. März 1865 abgerufen wurde.

Schomburgk's Hauptwerke sind: „Geographisch-statistische Beschreibung von Britisch-Guyana“ (englisch 1840, deutsch 1841); „Views in the Interior of Guayana“ (1840); „History of Barbadoes“ (1848); „The Discovery of the Empire of Guiana by Sir W. Raleigh, Hakluyt Society“ (1848). Das dreibändige Werk „Reisen in Britisch-Guyana“ (1847), hat Richard S., der als

botanischer Begleiter die zweite Reise mitmachte, unter Benützung der Vorarbeiten seines Bruders Robert geschrieben. Robert S. hat über diese Reise eigene Mittheilungen im Journal der Londoner Geographischen Gesellschaft 1842 u. 1845 veröffentlicht. Es enthält im ersten und zweiten Band eine etwas breite Beschreibung der Reisen von 1840—44 und im dritten einen Abriß der Flora und Fauna von Guyana. Die Karte im ersten Band ist nach den Aufnahmen von Robert S. gezeichnet. Aehnlich hat ein jüngerer Bruder Otto S. (geb. 1810, † zu Buchsfeld in Südaustralien 1857) die an die Londoner geographische Gesellschaft gesandten Berichte 1841 unter dem Titel „Reisen in Guayana und am Orinoko 1835—39" deutsch herausgegeben. Reichliche Beiträge aus Robert Schomburgk's Feder enthalten das Journal der Londoner Geographischen Gesellschaft und die Mittheilungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde. Wenn S. auch durch alle Bande seiner amtlichen Stellung und Thätigkeit und theilweise auch durch spätere Erziehung und Entwicklung an England geknüpft war und thatsächlich von den Engländern als einer der ihrigen angesehen wurde, so hat er doch als Gelehrter Deutschland nicht nur Ehre gemacht, sondern auch Dienste geleistet. Ein Theil seiner reichen Sammlungen ist heimischen Museen zu Gute gekommen. Seine vielseitigen Arbeiten haben ähnlich wie einst diejenigen Humboldt's, als dessen Nachfolger auf südamerikanischem Boden S. betrachtet werden konnte, den Ruhm deutscher Wissenschaft gemehrt. Aber S. hat auch beigetragen, seines Landes politische und wirthschaftliche Geltung im Auslande zu erhöhen, indem er die erste preußische Expedition nach Ostasien unter Graf Eulenburg wesentlich unterstützte.

Die Reisewerke, besonders die beiden Werke über Guyana. — Berghaus' Geographischer Almanach für 1839. — Geographische Mittheilungen 1857.

Friedrich Ratzel.

Schomburgk: Wilhelm S., Historiker, geboren am 28. März 1850, † am 11. December 1880. S. wurde in Leipzig am 28. März 1850 als Sohn des Kaufmanns Julius S. geboren. Nachdem er vom April 1863 bis September 1865 die Erziehungsanstalt Schnepfenthal, von 1866 an die Thomasschule in Leipzig besucht hatte, studirte er in den Jahren 1870—76 zuerst in München, dann in Bonn und Leipzig Geschichte und Kunstgeschichte und promovirte in Leipzig mit einer Abhandlung über „Die Geschichtschreibung über den Zug Karl's I. gegen Algier 1541". Sein Plan war es, sich ganz den geschichtlichen Studien zu widmen und die akademische Laufbahn einzuschlagen. Er gedachte das noch immer nicht gründlich bearbeitete Leben des Herzogs Georg von Sachsen zum Gegenstand einer umfassenden Monographie zu machen. Zu diesem Zweck besuchte er die Archive zu Dresden, Brüssel und Wien und hatte bereits die Ausarbeitung des Stoffes begonnen, als ihn kurz nach der Rückkehr von einer Reise nach Wien am 11. December 1880 ein plötzlicher Tod ereilte. Ein Bruchstück von seinem Nachlasse wurde von Wilhelm Maurenbrecher unter dem Titel: „Die Pack'schen Händel. Ein Beitrag zur Geschichte Herzog Georgs von Sachsen" im Historischen Taschenbuch. 6. Folge. 1. Jahrg. Leipzig 1882, veröffentlicht. Die nicht unbeträchtliche Privatbibliothek Schomburgk's fiel als Vermächtniß an das kgl. historische Seminar zu Leipzig.

H. A. Lier.

Schomer: Justus Christoph S., lutherischer Theologe. Er wurde zu Lübeck, wo sein Vater Nicolaus S. Jurist war, im J. 1648 geboren, studirte zu Kiel, Wismar und Gießen und verschaffte sich auf Reisen in Frankreich, Italien, Holland und England Kenntniß des Religionszustandes dieser Länder. Dabei soll er es in den Sprachen, sowohl in den classischen und den orientalischen, als auch in den modernen, zu einer guten Kenntniß gebracht haben.

1677 hielt er zu Rostock seine Inauguraldisputation, wurde 1680 daselbst Professor der Theologie, Consistorialassessor, Superintendent und 1685 Professor theologiae primarius. Hier starb er am 9. April 1693, nachdem er verschiedene Berufungen in andere Stellungen abgelehnt hatte. Seiner Richtung nach vertrat S. die lutherische Orthodoxie gegen Calvinismus und gegen Socinianismus; zahlreiche, unter seinem Vorsitz gehaltene lateinische Disputationen bezeugen den Eifer, welchen er in dieser Hinsicht bekundete (dieselben sind aufgezählt in Zedler's Universal-Lexicon, Bd. 35 (1743), S. 984 ff.). Dem eben aufgekommenen Pietismus gegenüber nahm er eine vorsichtig abwartende Stellung ein (vgl. seine Disputation „De collegiis privatae pietatis“ 1685, 4°, Göttinger Bibl., Acta Pietistica Vol. I, Nr. 1). — Von seinen Schriften („Collegien“) sind die meisten erst nach seinem Tode durch den Druck veröffentlicht worden; so das „Collegium novissimarum controversiarum“ 1703 u. ö.; „Collegium Anti-Socinianum“ 1706 u. f.; „Collegium Anti-Calvinianum“ 1708; „Collegium Anti-Pontificium“ 1733; dazu drei Bände „Exegesis in Epistolas Pauli etc.“ 1699—1701.

Der erste Lebenslauf Schomer's ist im J. 1693 von dem Decan der Rostocker theologischen Facultät, Johannes Fechtius, erstattet, als er den Tod Schomer's officiell bekannt machte. Abgedruckt in H. Pipping, Sacer decadum septenarius, memoriam theologorum nostra aetate clarissimorum exhibens, Lipsiae 1705, numerus XXXVI, pag. 482 sqq. und vor Schomer's posthumer Schrift „Exegesis in epistolam Pauli ad Romanos et utramque ad Corinthios“ (Rostock 1699, 4°). — Auf Fecht's Publication ruht der Artikel in (Zedler's) Universal-Lexicon a. a. O.; darauf wieder Jöcher's Artikel im Gelehrten-Lexicon IV (1751) S. 327 f. P. Tschackert.

Schön: Christian S., lutherischer Dichter des 16. Jahrhunderts. Er stammte aus Wittenberg, wo er um 1550 geboren ward, besuchte seit 1567 die dortige Universität und wirkte als Schulmeister im nahen Jessen an der schwarzen Elster mindestens bis zum Jahre 1603. Mit dem Theologen Polycarp Leyser war er durch dessen Frau, eine geborene Cranach aus Wittenberg, verschwägert. Für seine Schüler, mit denen er die Historia der alttestamentlichen Patriarchen „spielweise von Jahr zu Jahr agirte“, übersetzte er N. Frischlin's lateinische Komödie Rebecca ins Deutsche: „Comoedia von des Patriarchen Isaacs Freyschafft“, Wittenberg 1599, 8°. Der Ausdruck ist darin ungezwungener und natürlicher als in den steifen Verdeutschungen J. Frischlin's (1589) und Merck's (1616), aber S. verfällt oft in störende Breite; Eleasar muß z. B. (III, 2) der Rebecca in sechs Zeilen danken, wo das Original nur eine einzige hat. Daher mahnt er auch selbst den Actor, nach Belieben zu kürzen. Statt der Kameele, meint er, kann man Pferde oder Esel, mit Teppichen bedeckt, gebrauchen oder mit ausgeschnitzten und gemalten Köpfen zurichten. Die Bauern Labrax (II, 3. V, 3. 4) und Cario (III, 2. V, 1) enden bei ihm niederdeutsch. Wo vom Essen gesprochen wird, erwähnt der Uebersetzer stets „gute Fische“. Außer einer verlorenen Komödie vom verlorenen Sohn „Asotus poenitens“, Wittenberg 1599 (wohl nach Macropedius) veröffentlichte S. noch zwei illustrirte Werke, zu denen der Leipziger Verleger Nerlich eine große Anzahl verschiedenwerthiger Holzschnitte lieferte: 1) „Vita Jesu Christi Salvatoris“ reimweise verfaßt. Leipzig (1602) 20 Bog. 8° und 2) „Der kleine Catechismus Lutheri“ reimweise verfaßt. Leipzig 1602, 17½ Bog. 8°. Der Text zu den gegenüberstehenden Bildern besteht regelmäßig in einer „Summa“ und einem „Gebetlein“ von je 8—10 Versen. Die Katechismusparaphrase ist eine ziemlich dürftige Reimerei mit merkwürdigen Erweiterungen des Themas; die zehn Gebote werden durch die Gestalten der Tugenden und Laster in Reifröcken und durch historische Beispiele (beim vierten Gebote z. B.

Achan's Frevel und Kimon von Pero gesäugt) erläutert. Angehängt sind Morgen- und Abendgebete und eine Haustafel für allerlei Orden und Stände.

Goedeke, Grundriß[2] II, 371. — Bolte, Zeitschr. f. deutsche Philol. XX, 82.
J. Bolte.

Schön: Dr. Eduard S., als Componist unter dem Namen E. S. Engelsberg bekannt, wurde am 23. Januar 1825 zu Engelsberg, einem kleinen Städtchen in österr. Schlesien, als der Sohn eines schlichten Webermeisters geboren; † am 27. Mai 1879. Er besuchte die Volksschule seiner Vaterstadt und hierauf das Gymnasium in Olmütz. Im anregenden Verkehr mit einer musikalischen Umgebung entwickelte sich frühzeitig sein musikalisches und poetisches Talent. Im Herbste 1846 kam er nach Wien und wandte sich juridischen Studien zu. Nach erlangtem Doctorgrad trat er 1851 in den Staatsdienst, wurde 1856 Generalsecretär der Börsenkammer und bald darauf Hofrath und Sectionschef im Finanzministerium. Unter seinen zahlreichen Schriften im Finanzfache werden als hervorragend genannt: „Der Wiener Courszettel", „Die Wiener Börsenordnung", „Die Liquidation der Wiener Börse" und „Das neue Börsenstatut". Seine Mußestunden widmete er der Poesie und musikalischen Composition. Durch praktische Uebung, Beobachtungsgabe und Intelligenz hat er es in der Musik frühzeitig zu einer seinem Talente entsprechenden Technik gebracht und seine Compositionen haben eine unverkennbare Eigenart. Seine Männerchöre, zumeist für den „Wiener akademischen Gesangverein" und später auch für den „Wiener Männergesangverein" geschrieben, haben in den 60er und 70er Jahren überall ungeheuren Erfolg gehabt. Seine übertriebene Bescheidenheit und Aengstlichkeit veranlaßte ihn, seine Compositionen, für die er sich sehr oft selbst die Texte schrieb, unter dem Namen E. S. Engelsberg zu veröffentlichen; diesen Namen kennt man heute wohl überall auf der Welt, wo deutscher Männergesang ertönt. S. besaß in der Poesie wie in der Musik echten Humor; sein Ernst ist etwas weichlich und sentimental. In diesen beiden Eigenschaften seines Wesens wie auch in der Sicherheit, mit der er den Männerchor in allen Lagen klangschön zu setzen verstand, ist der Grund des großen Erfolges seiner Werke zu finden. Diese gehören zu der besten und edelsten Unterhaltungsmusik, die in unserer Zeit gemacht worden ist. Ihre Zahl ist sehr groß. Unter ihnen ragen hervor: die „Narrenquadrille", die Walzergruppe „Ballscenen", die Singspiele „Doctor Heine" und „Der Landtag von Wolkenkukuksheim", das „Lied der Pagen", die Stimmungsbilder „Poëten auf der Alm" und „Im Dunkeln". Eine Anzahl nicht componirter Gedichte Schön's findet man in Machanek's „Engelsbergiana" (Wien 1883). Den Ruhm seiner Arbeiten hat S. vollauf genossen; die er zu seinem Vergnügen schuf, bereiteten zahllosen anderen Menschen Vergnügen und reine Freude. Als er, mit einem Herzleiden behaftet, in seiner Heimath Erholung suchte, ereilte ihn der Tod zu Deutsch-Jaßnik in Mähren am 27. Mai 1879. Er war Ehrenmitglied von 23 Gesangvereinen und Ehrenbürger seiner Vaterstadt Engelsberg, welche ihm 1881 ein Denkmal gesetzt hat.

v. Wouwermans, E. S. Engelsberg. Freudenthal 1882. — Machanek, Engelsbergiana.
E. Mandyczewski.

Schön: Erhard S., Zeichner und Formschneider in Nürnberg in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, arbeitete in der Manier Dürer's. Seine Lebensverhältnisse sind völlig unbekannt. Neudörfer erwähnt ihn nicht. Nach Doppelmayr soll er nach 1550 gestorben sein. Die Angabe des letzteren, daß er Maler und Kupferstecher gewesen sei, entbehrt jeder Begründung. Weder Gemälde noch Stiche sind von ihm nachweisbar. Als früheste Leistung sind die Holzschnitte für die 1517 von Clein in Lyon für Koberger in Nürnberg in Duodezformat gedruckte Ausgabe des „Hortulus animae" von ihm bekannt. Von

den 83 Holzschnitten dieses Büchleins sind 58 von seiner Hand. Dieselben zeigen in zierlichen Umrahmungen einzelne Gestalten und Gruppen von Heiligen und zeichnen sich durch geschickte Composition und anmuthige Zeichnung aus. Sechs Blätter zeigen das aus der Verschlingung von E und S gebildete Monogramm des Meisters, und mehrere sind mit Jahreszahlen versehen, unter denen als früheste 1515 erscheint. In den späteren Ausgaben aus den Jahren 1518 und 1519 ist die Zahl der Schön'schen Holzschnitte geringer. — 1524 nahm er an der Illustration des bei F. Peypus in Nürnberg erschienenen Bibelwerkes theil und schuf unter anderem das Titelblatt zum zweiten Theil des alten Testaments mit dem unter einer reich ausgestatteten Bogenhalle sitzenden Josua in Rittertracht, ein Blatt, das ihn als echten Schüler Dürer's erscheinen läßt. Im Geiste Dürer's gab er auch im J. 1538 eine Proportionslehre heraus unter dem Titel „Unterweisung der Proportion vnnd stellung der bossen ligend und stehend, abgestolen wie man das vor augen sieht, in dem Büchlein durch Erhart Schön von Nürnberg für die Jungen gesellen und Jungen zu unterrichtung die zu der kunst lieb tragen. Gedruckt zu Nürnberg durch Christoph Zell ꝛc. 1538". Von dem Werke erschienen weitere Ausgaben in den Jahren 1542, 1543 und 1561. — Eine Reihe von Auflagen erlebte auch die gleichfalls von ihm mit Holzschnitten versehene deutsche Vitruvausgabe des Rivius, die zuerst 1547 und dann in den Jahren 1548, 1558 und 1614 unter dem Titel „Vitruvii Pollionis 10 Bücher von der Architectur. Durch Gualtherum H. Rivium" erschien. Zur Illustration derselben wurde auch der erwähnte Josua vom Jahre 1524 benutzt. — Als Einzelblätter mit Monogramm aber ohne Jahreszahl sind zu nennen: die Darstellung eines Sterbenden und ein mit Inschriften versehener, die heilige Dreifaltigkeit umschließender großer Rosenkranz. Eine Handzeichnung Schön's mit der flotten Darstellung eines stattlichen Ehepaares bewahrt die Bamberger Bibliothek. Dieselbe weist die Jahreszahl 1540 und die Bezeichnung: „Erhard Schön von Nürnberg" auf.

J. G. Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern ꝛc. 1730. — G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstlerlexikon (XV) 1845. — G. K. Nagler, Die Monogrammisten (II) 1860. — J. D. Passavant, Le Peintre-graveur (III) 1862. — R. Muther, Die deutsche Bücherillustration der Gothik und Frührenaissance 1884. (Ebendas. auch Holzschnittproben.)
P. J. Rée.

Schön: Heinrich August S., deutscher Militärarzt, geb. am 17. März 1774 zu Dresden, † am 16. Januar 1828. Er kam 1786 zu einem Wundarzte in Waldheim in die Lehre, diente 1793—95 in den Rheinfeldzügen als Unterchirurg, studirte von 1800 an am Collegium med.-chir. zu Dresden, von 1801 an zu Jena und promovirte 1804 in Wittenberg. Nachdem er sich hierauf in Lützen niedergelassen, trat er 1805 als Feldmedicus in das Heer ein, wurde 1809 Stabsmedicus für den Feldzug gegen Oesterreich, diente 1812 in Rußland, 1814 und 1815 gegen Frankreich und lebte von 1818 an in Dresden. 1819 wurde er zum Mitgliede der Militärmedicinaldirection und 1825 zum königl. sächsischen Generalstabsarzte ernannt. — Sein wissenschaftliches Interesse bethätigte S. durch statistische Berichte der Jahre 1819—21 über den Gesundheitszustand des sächsischen Heeres, welche in der Dresdener Zeitschrift für Natur- und Heilkunde 1821—24 Aufnahme fanden. Sowol als Mitglied der den Sanitätsdienst leitenden Stelle, wie auch später als Generalstabsarzt zeigte sich S. als ein weitsehender und einflußreicher Mann, dem es am Herzen lag und gelang, die Stellung seiner Untergebenen mehr und mehr zu verbessern. Insbesondere löste er die Compagniechirurgen aus dem Compagnieverbande und setzte sie zum Regimentsstabe, von wo aus sie der Regimentsarzt zur Dienst-

leistung in den Compagnien zu verwenden hatte — eine später verlassene Einrichtung, welche, wenn sie unter Anpassung an die Gegenwart wieder eingeführt würde, noch heute im Interesse des Dienstes anerkennungsvoll beurtheilt werden müßte.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 6, 1828, I, 54. — Callisen, XVII, 287; XXXII, 188. — Biogr. Lexicon V, 263. — H. Frölich, Geschichte des Königl. Sächs. Sanitätscorps. Leipzig 1888. H. Frölich.

Schön: Heinrich Theodor v. S. s. am Schluß dieses Bandes.

Schön: Jakob Friedrich S., geboren 1803 zu Oberweiler in Baden, als Missionszögling in Basel und Islington (England) unterrichtet, wurde von der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft (Church Missionary Society) nach Westafrika gesandt. Er landete 1833 im Januar zu Sierra Leone, begleitete 1841 die erste Nigerexpedition und hat neben treuer Missionsarbeit besonders auf dem sprachlichen Gebiet, gleich seinen Lands- und Berufsgenossen Dr. S. W. Kölle und Reichardt bedeutendes geleistet. Zunächst konnte 1869 seine Uebersetzung der vier Evangelien, der Apostelgeschichte und des Römerbriefes in der Mendesprache (nicht Mande [Steinthal]) gedruckt werden. Auch eine Mende-Sprachlehre, ein Mende-Lese- und Wörterbuch war von S. ausgearbeitet und wurde auf Anfragen des Professors F. Müller-Wien und durch R. Cust's Bemühung gedruckt. Eine kleine Mendegrammatik eben dieses Verfassers haben die amerikanischen Sendboten auf der Sherboroinsel veröffentlicht. Sodann hat S. die Ibosprache am untern Niger 1861 sprachlich durch seine „Grammatical Elements of the Ibo Language", London, vortrefflich erforscht und die Spracharbeiten des Negerbischofs Samuel Crowther dadurch ergänzt. — Die dritte von S. bearbeitete Sprache ist die Haussa, die große lingua franca des westlichen Sudan. Seine Haussa-Grammatik 1862, sein Lesebuch 1877 und Wörterbuch 1876 nebst „A Primer of the Haussa-Langg." 1857 und „Vocabulary, 2 parts", London 1843, haben große Anerkennung gefunden und ihm den Volney-Preis errungen. Der berühmte Afrikareisende Barth hatte Schön's Haussagrammatik mit sich auf seinen Forschungsfahrten und lobte sie sehr; beide Deutsche schrieben ihre Werke englisch. S. war, wie sein Name, körperlich und geistig schön, 1848 wurde er Chaplain im Melvillehospital zu Chatam; er war, da das afrikanische Klima 1837 und 1840 ihm die Frau entriß, dreimal verheirathet, erreichte ein hohes Alter und starb, nachdem ihm der theologische Doctorgrad seitens einer englischen Universität verliehen war, hochgeehrt am 30. März 1889 in England, seiner zweiten Heimath; ein deutscher Mann nach Herz und Gemüth, hinsichtlich seines genauen wissenschaftlichen Forschens. Sein Name bleibt auf dem afrikanischen Sprachgebiet unvergessen. E. Wallroth.

Schön: Johann S., Mathematiker und Meteorologe, geb. am 22. Juni 1771 auf der Salzburg bei Neustadt a. S. in Unterfranken, † am 18. April 1839 zu Würzburg. S. besuchte die lateinische Schule zu Neustadt und hierauf (1784—89) das Gymnasium im benachbarten Münnerstadt; seine Universitätsstudien betrieb und vollendete er in Würzburg, wo er 1791 als Doctor der Philosophie promovirte. Ein Jahr später trat er, um sich der Theologie zu widmen, in das geistliche Seminar ein, 1795 ward er Priester, und nachdem er vorübergehend eine Caplanstelle in Arnstein bekleidet hatte, ernannte ihn der Fürstbischof 1797 zum ordentlichen Professor der Philosophie an der heimischen Hochschule. Ihr blieb er unter wechselndem staatlichem Regimente treu; 1802 wurde er in den Senat aufgenommen und erhielt neben seiner bisherigen noch eine außerordentliche Professur der Mathematik, wie er denn auch mehrere Jahre (1804—9) am Würzburger Gymnasium Mathematik und Physik lehrte. Letztere Thätigkeit und ebenso auch seine philosophischen Vorlesungen stellte er ein, als ihn die bairische Regierung unterm 7. September letztgenannten Jahres zum

Ordinarius für Mathematik ernannte; als solcher ist er nach weiterer 30jähriger Wirksamkeit gestorben.

S. hat als Lehrer und Schriftsteller anregend gewirkt; seine Lehrbücher („Ziffernrechnung“, Bamberg und Würzburg 1805; „Ebene und sphärische Trigonometrie“, ebenda 1805; „Geometrie“, Nürnberg 1808 u. 1823; „Theoretische Astronomie“, ebenda 1811; „Kurzer Lehrbegriff der höheren Mathematik“, Sulzbach 1833 u. s. w.) waren zu ihrer Zeit sehr geschätzt. Unter den deutschen Mathematikern hat er als einer der ersteren das wichtige Rechnungsinstrument der Kettenbrüche bekannter zu machen gesucht („Fractionum continuarum theoria et usus“, Würzburg 1810). In seinen theoretischen Arbeiten tritt das Bestreben hervor, die Grundlagen seiner Wissenschaft auf ihre Festigkeit zu prüfen; so that er in seiner Inauguraldissertation („Dissertatio theorematis binomialis dissertationem sistens“) die Nothwendigkeit dar, diesen Lehrsatz mit strengeren als den bisherigen Beweisen zu versehen, und in einer anderen, auch von guten geschichtlich-mathematischen Kenntnissen zeugenden Schrift („Erörterung einiger Hauptmomente in der Lehre von dem geometrischen Verhältnisse Euklid's und anderer Mathematiker“, Würzburg 1831), wird u. a. gezeigt, daß es unmöglich sei, Wahrheiten, wie $a^0 = 1$, beweisen zu wollen, eine Erkenntniß, die heutzutage Gemeingut, vor 60 Jahren aber nichts weniger denn allgemein verbreitet war. Auch für die Philosophie ist S. durch ein von ihm herausgegebenes System der Psychologie thätig gewesen, und auf dem heute nur zu allseitig, dazumal aber noch sehr spärlich bebauten Gebiete der Schulreform ist er seiner Zeit durch das Schriftchen „Einige Momente zur Beantwortung der Frage: Entsprechen unsere Gymnasien dem Endzweck aller Erziehung?“ (Würzburg 1806) entschieden vorausgeeilt. Auf dem Grenzgebiete der Mathematik und Pädagogik bewegt sich auch noch eine andere Schrift von S. („Prüfung der von Wagner vorgeschlagenen Reform der Mathematik“, Arnstadt und Rudolstadt 1804).

Sehr viel Fleiß verwandte S. auf die noch sehr im argen liegende Meteorologie, und sein Grundriß dieser Wissenschaft („Die Witterungskunde in ihrer Grundlage“, Würzburg 1820), ist zwar nicht bahnbrechend, aber durchaus achtbar. Zumal dem Landwirthe wollte er den Nutzen solchen Wissens klar machen und zu dem Ende veröffentlichte er sieben Jahre lang, (theils in Nürnberg, theils in Würzburg) „Uebersichten über Witterung und Fruchtbarkeit des nächstvorhergehenden Jahres“, die in erster Linie statistisch gehalten waren und zugleich die geringe Vertrauenswürdigkeit aller der bekannten Wetter- und Bauernregeln erkennen lassen sollten. Daß es solche Regeln gäbe und daß es dem Fleiße des Forschers gelingen müsse, sie ausfindig zu machen, davon war allerdings auch S. überzeugt, und einmal glaubte er auch eine solche Norm gefunden zu haben (Kastner's Arch. d. Chem. u. Meteor., 2. Bd. S. 382 ff.), die freilich ebenso trügerisch war, als so manche früher von ihm selbst widerlegte. Werthvoller ist seine Studie „Ueber die Gewitter in der Gegend von Würzburg“ (Schweigger's Neues Journal für Physik u. Chemie, 4. Bd., S. 398 ff.). Es ist darin schon von dem periodischen Auftreten der Gewitter die Rede, und auch der später wichtig gewordene Gegensatz zwischen Wirbel- und Wärmegewittern ist angedeutet, indem der Verfasser hervorhebt, daß für gewöhnlich die von elektrischen Entladungen begleiteten Stürme gewisse Fortpflanzungsrichtungen einhalten, daß sie dagegen an sehr heißen Tagen keine solche Tendenz besäßen, sondern gleichmäßig von allen Seiten her zu kommen schienen. Indem S. derartige Fragen in den Vordergrund rückte, und auch die Abhängigkeit der Gewitterbewegung von dem Zuge des Mainthales untersuchte, hat er sich unter die Vorläufer der modernen wissenschaftlichen Gewitterkunde gestellt.

Felder-Waitzenegger, Gelehrten- u. Schriftstellerlexikon II, 308 ff. Landshut 1820. — Poggendorff, Biogr.-litt. Hdwb. II, 829. Leipzig 1863. Günther.

Schön: Dr. med. Johann Matthias Albrecht S. wurde in Hamburg am 29. August 1800 geboren. Die Familie stammt aus Neustadt in Oberschlesien, von wo sich ein Zweig nach Rumburg in Böhmen gewandt hatte; von hier kam Schön's Vater nach Hamburg. S. studirte in Halle und Berlin Medicin und lebte dann als praktischer Arzt in Hamburg, wo er am 7. April 1870 starb. Wie er vor allem als Augenarzt berühmt war, so hat er sich auch litterarisch durch Arbeiten über die Augenheilkunde bekannt gemacht. Außer Abhandlungen, die in Zeitschriften gedruckt sind, sind zu nennen sein „Handbuch der pathologischen Anatomie des menschlichen Auges“, Halle 1828 (hier stehen seine Vornamen auf dem Titelblatt in der Folge: Matthias Johann Albrecht), und seine „Beiträge zur praktischen Augenheilkunde“, Hamburg 1861. Im Kreise seiner Freunde — er war u. a. lange Vorstandsmitglied einer Liedertafel —, war er auch als Dichter beliebt. Gedichte von ihm erschienen als Manuscript gedruckt oder in Sammlungen von Liedern verschiedener Verfasser. Durch den Buchhandel veröffentlichte S. nur weniges, wie z. B. eine kleine Sammlung „Erinnerungen“ betitelt, unter dem Pseudonym Heski; „heski“ heißt auf böhmisch „schön“. Ueber seine Gedichte (auch plattdeutsche), sowie über seine medicinischen Arbeiten siehe das Genauere im Hamburger Schriftstellerlexikon.

Genealogisches Handbuch bürgerl. Familien, Charlottenburg bei Mahler, 2. Bd. 1889, S. 342 ff. — Lexikon der hamb. Schriftsteller VI, 631 ff.

Schön: Martin S., s. Schongauer.

Schönaich: Ritter Fabian, Freiherr v. S., Herr auf Muskau, Parchwitz und Sprottau, kaiserl. Oberst und Kriegsrath, Begründer der Standesherrschaft Carolath-Beuthen, geboren zu Linderode, Kr. Sorau, am 19. Februar 1509 mit seinem Zwillingsbruder Sebastian als 7. Kind des Georg v. S. von der sprottauischen Linie, Pfandesherrn von Sprottau, und der Katharina geb. v. Gladiß, † zu Beuthen a/O. am 23. September 1591, entstammte einem alten adligen Geschlecht, welches im 12. Jahrhundert nach der Lausitz und Schlesien kam und sich alsdann in vielen Zweigen bis ins Ordensland Preußen ausdehnte. Mit 13 Jahren kam Fabian als Edelknabe nach Krakau an den Hof des Königs Sigismund von Polen, kämpfte dort gegen Russen und Türken, war 1535 in Gröningen an der Seite seines Vaters, welcher 1536 den zum Entsatz der Festung Appingadam heranrückenden dänischen Feldherrn Breda von Rantzau zurückschlug, tummelte 1538 in Ungarn sein Roß gegen die Türken, wurde 1541 Befehlshaber einer Fahne, also Rittmeister, war 1542 beim Fladenkrieg auf Herzog Moriz' von Sachsen Seite, machte alsdann unter Kurfürst Joachim II. von Brandenburg den ergebnißlosen Feldzug nach Ungarn mit, war 1543 als Oberst an der Spitze von 500 Reitern vor Landrecy in Frankreich und begleitete 1545 Moriz auf seinem Zug gegen Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig. Im Schmalkaldischen Krieg befehligte er auf der kaiserlichen Seite 3 Regimenter Husaren, setzte mit diesen am 24. April 1547 bei Mühlberg durch die Elbe und fiel erfolgreich auf den rechten Flügel der Reiterei Kurfürst Johann Friedrich's; dazu glückte es ihm, den Herzog Ernst von Braunschweig-Grubenhagen gefangen zu nehmen, sodaß er auf dem Schlachtfelde vom Kaiser zum Ritter geschlagen und mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt wurde. König Ferdinand erhob ihn in den Freiherrnstand und mehrte sein Wappen, während Kurfürst Moriz ihn zu seinem Hauptmann im Fürstenthum Sagan und Priebus machte, und Fabian behielt auch diese Würde, als Moriz 1549 dieses Fürstenthum gegen die Herrschaft Eulenburg von König Ferdinand eintauschte. Nur kurzer Ruhe durfte er sich erfreuen; schon Ende 1551 erhielt er vom Kaiser Karl V. zur Behauptung Siebenbürgens gegen die Türken den Auftrag, 1000 Reiter zu werben, er warb deren 2000, die Musterung fand auf dem Schweidnitzer Anger vor

Breslau statt, aber ihre Mannszucht war sehr schlecht, fortgesetzt verübten sie auf dem Marsche nach Ungarn Gewaltthätigkeiten, waren wiederholt unbotmäßig zum guten Theil wegen der mangelhaften Soldzahlung, und da der Geist der anderen Truppen ein gleich schlechter war, so kann es nicht Wunder nehmen, daß der Feldzug höchst unglücklich verlief. Hatte S. auch hierbei keine Lorbeern geerntet, so hatte ihm doch der langjährige Kriegsdienst viel Geld eingebracht, mit welchem er anderseits König Ferdinand durch Gewährung von Darlehen verpflichtete. So bekam er außer Sagan auch die Hauptmannschaft über Sorau und Triebel. Allerdings hatte er sie nicht lange inne, denn Balthasar von Promnitz, Bischof von Breslau, welcher mit den S. verfeindet war, kaufte für sein Geschlecht Sorau und Triebel, desgleichen auf 20 Jahre die Pfandschaft von Sagan. S. zog sich infolgedessen Anfang 1557 nach Sprottau zurück, dessen Hauptmannschaft durch den Tod seines Vaters († 9. Febr. 1556) erledigt worden war. Er widmete sich nun ganz der Begründung des Wohlstandes seiner Familie. Das Ableben seines Zwillingsbruders Sebastian, welcher gleichfalls unter habsburgischer Fahne gedient und dabei Geld und Gut erworben hatte († 17. März 1557), machte ihn zum Vormund seines Neffen Johann Georg und damit zum Verwalter des großen von Sebastian hinterlassenen Vermögens. Mit diesem und seinem eignen brachte er nun eine große Anzahl von Dörfern in seinen Pfandbesitz, kaufte 1558 die Herrschaft Muskau für 38 572 Thlr., welche er durch den Ankauf mehrerer Dörfer vermehrte, erwarb den Pfandbesitz der königlichen Herrschaft Freistadt und 1561 für 50 000 die alte Kastellanei Beuthen a/O., also die Herrschaft Carolath-Beuthen, von Franz von Rechenberg. Unermüdlich war er nun thätig die Ertragsfähigkeit seiner Güter zu heben, legte neue Dörfer auf den von Franz v. Rechenberg abgeforsteten Flächen an, sorgte eifrig für das Wohl seiner Unterthanen und that viel für das Aufnehmen seiner Stadt Beuthen. Hier begünstigte er auch die Einführung der Reformation und kaufte zu diesem Behuf den Augustiner-Chorherren in Sagan das Patronatsrecht auf die Pfarrkirche von Beuthen ab. Auch Kaiser Maximilian II. nahm wie sein Vater Fabian's Dienste vielfach in Anspruch. So warb er für den Kaiser wegen der Grumbach'schen Händel Truppen, war selbst dann bei der Belagerung Gothas zugegen und dann auf dem Kreistag zu Erfurt wegen Bezahlung der entstandenen Kriegskosten thätig. Der Kaiser belohnte seine Wirksamkeit mit dem Titel eines Kriegsraths und Kurfürst August ernannte ihn zu seinem Rath mit 1000 Thlr. Gehalt. Nach Schlesien zurückgekehrt, durfte er sich jetzt als den angesehensten und reichsten Adligen Schlesiens erachten, sodaß er hier sogar ein Fürstenthum sich zu erwerben hoffte. Aber die geheimen Unterhandlungen mit dem Herzog von Münsterberg-Oels zerschlugen sich, dagegen gelang es ihm, vom Herzog Heinrich XI. von Liegnitz den Pfandbesitz der Herrschaft Parchwitz 1568 zu erwerben. Von jeher war es das Streben der S. gewesen, für ihre Besitzungen die Gesammtbelehnung des Geschlechts zu erwirken, auch Fabian war dafür thätig gewesen. Hatte es anfangs geschienen, als ob man seinen Wünschen hierauf am kaiserlichen Hofe willfahren werde, so schlug die ihm günstige Stimmung unter Kaiser Rudolf II. um. Der stets geldbedürftige Kaiser, die Erzherzöge Ferdinand und Maximilian, endlich die kaiserlichen Räthe suchten zu verschiedenen Malen die wohlgefüllte Kasse des reichen Ritters in Anspruch zu nehmen, aber obwohl letzterer sonst stets bereit war, seine Gelder zinsbringend anzulegen, so schien ihm doch hier das Geschäft nicht nutzbringend genug zu sein. Seine allzu große Liebe für das Geld kam hinzu, denn seine Untergebenen, sowie diejenigen, deren Dienste er in Anspruch genommen hatte, bezahlte er schlecht oder auch gar nicht. Verschiedene seiner Officiere klagten beim Hofe, daß Fabian den ihnen gebührenden Sold seit langem vorbehalten habe, aus

nicht wenigen Orten erschollen Klagen, daß der Ritter die Bezahlung für Zehrung und Quartier für sich oder seine Leute schuldig geblieben und nicht zahlen wolle. Alle diese Dinge verschlechterten die Stimmung des Hofes gegen ihn, zumal Fabian mit großer Kunst verstand, die gegen ihn deshalb angesponnenen Processe möglichst hinauszuschieben. Eine Sache kam hinzu, die durch sein Verschulden seinen Lebensabend verbittern sollte. Sein Neffe Johann Georg nämlich war 1571 mündig geworden und verlangte vom Vormund die Aushändigung des väterlichen Erbes, aber Fabian vermochte sich nicht von diesem langjährig, aber nicht von seinem eigenen Vermögen getrennt verwalteten Besitz zu trennen. Auf Befehl des Kaisers, an den sich Johann Georg deshalb klagend gewendet hatte, wurde September 1573 der Vergleich zu Parchwitz geschlossen, indeß Fabian erfüllte ihn nur soweit, daß er seinem Neffen die Herrschaft Muskau abtrat, einem zweiten Vergleich, Febr. 1578 durch Bischof Martin von Breslau und drei kaiserliche Räthe vermittelt, kam er ebensowenig nach, und als er auf den 25. August 1579 nach Prag beschieden wurde, leistete er dem Gebot keine Folge. 1555 hatte er, 44 Jahre alt, Euphemia geb. v. Seydlitz geehelicht, die ihm einen aber nur kurzlebigen Sohn schenkte. Seit Januar 1580 war er Wittwer und ging 2 Jahre darauf trotz seiner 73 Jahre eine zweite Ehe mit der jugendlichen Elisabeth von Landskron ein. Deren Geschlecht verlangte nun ein ansehnliches Leibgedinge und Fabian setzte ihr die Herrschaft Carolath als Leibgedinge aus. Hierdurch gerieth er in einen neuen Streit mit seinem Neffen Johann Georg, da dieser ihm auf Grund der Gesammtbelehnung die Berechtigung absprach, einseitig eine derartige Verfügung treffen zu können. Ueber diesen Händeln starb aber am 24. Juni 1587 Johann Georg ohne Nachkommenschaft. Fabian hatte rechtzeitig Vorsorge getroffen, sich in den Besitz von Muskau zu setzen und die Unterthanen schon in Eid und Pflicht genommen, als der Landvogt der Oberlausitz, welchem die schlesische Kammer den Befehl ertheilt hatte, die Hinterlassenschaft Johann Georg's einzuziehen, eintraf; dagegen wurden die schlesischen Güter, wo Fabian dergleichen nicht vermuthet hatte, beschlagnahmt, denn Kaiser Rudolph erklärte die Hinterlassenschaft Johann Georg's als an ihn heimgefallen und verwies Fabian ernstlich, daß er sich Muskau angemaßt. Es war jetzt eine Lebensfrage für das Schönaichische Geschlecht, vom Hofe die bestimmte Anerkennung der Belehnung mit der gesammten Hand zu erlangen; besonders Georg v. S., der älteste Sohn Johannes' III. auf Parchwitz und Milkau, der dereinstige Haupterbe Fabian's und Stifter der Majorate Carolath, Amtitz und Mellendorf, war unermüdlich thätig, die Ansprüche seines Geschlechts durch Wort und Schrift, z. B. durch Gutachten der Universitäten Frankfurt a/O., Leipzig und Ingolstadt, am Prager Hofe zu verfechten. Aber worauf es am meisten ankam, das Gewicht der Beweisführungen durch Handsalben beim kaiserlichen Hofe zu unterstützen, dazu wollte sich Fabian, hauptsächlich wegen seiner Kargheit, nicht verstehen, obwohl es ihm wiederholt nahe gelegt wurde. Demgemäß befand sich die Angelegenheit der S. in sehr mißlicher Lage, und das Haupt des Geschlechts erachtete trotz hohen Alters und Krankheit es für nothwendig, im März 1590 die weite Reise nach Prag nicht zu scheuen. Man ließ ihn aber hier gar nicht vor, denn der Hof hielt es bei Fabian's Gebrechlichkeit für weit vortheilhafter, den Proceß nach Möglichkeit zu verschleppen. Unverrichteter Sache mußte er nach Beuthen zurückkehren, wo ihm bald darauf vom kaiserlichen Fiscal Dr. Heinrich Stephan zu Breslau eine lange Klageschrift seitens des Hofes zugestellt wurde. Den anberaumten Rechtfertigungstermin zu Prag ließ man aber von kaiserlicher Seite verstreichen, denn das Ableben des hochbetagten Ritters schien jetzt nahe bevorzustehen und Kaiser Rudolf betrachtete sich als den Erben seines reichen Vasallen. Der Landeshauptmann von Glogau,

Heinrich zu Dohna, empfing die geheime Weisung, über die Höhe der zu erwartenden Erbschaft Erkundigungen einzuziehen. Derselbe trug auch kein Bedenken, die Gemahlin des kranken Fabian und die muthmaßlichen Erbberechtigten um Auskunft anzugehen; der Rath von Beuthen berechnete die Hinterlassenschaft auf über 100 000 Thlr. an baarem Gelde und Schuldverschreibungen. Am 23. September 1591 ging Ritter Fabian, $83^2/_3$ Jahre alt, zur ewigen Ruhe ein. Sofort versiegelte Dohna alle Gemächer und Kästen in der Behausung, der Wittwe kaum das nöthige Linnenzeug herauslassend, man fand indessen nur etwa 6000 Thaler an Geld und Schuldscheinen, das meiste war von den Erben vorher in Sicherheit gebracht worden. Für das Leichenbegängniß bewilligte die Breslauer Kammer 539 Thlr., eine Summe, welche nach der damaligen Anschauung zu gering war, um damit einen Mann von so hoher Stellung und Bedeutung, wie Fabian, standesgemäß bestatten zu können. In seinem Testament vom Jahre 1585 hatte letzterer außer einer Anzahl von Legaten zu seinen Haupterben neben seiner Gemahlin Elisabeth seine Vettern Georg und Johann unter besonderer Bevorzugung des ersteren ernannt. Desgleichen hatte er im selben Jahre seinem Vetter Johann, dem Vater erwähnten Georg's, seine Rechte auf Parchwitz eingeräumt, um dadurch seinem Geschlechte wenigstens diese Herrschaft zu sichern. Auch diese Hoffnung erwies sich als eitel, man nahm sie ihnen kurzweg ohne eine Entschädigung weg, und Georg mußte froh sein, endlich 1613 nach mehrfachen Wechselfällen 36 000 Thlr. dafür zu erhalten. Hatten die S. es vermocht, von der beweglichen Habe Fabian's durch Vorwegnahme den größten Theil zu bergen, so galt es nun von den liegenden Gütern soviel wie möglich zu retten. Keine Mühe, keine Kosten wurden gescheut, obwohl es anfänglich nicht den Anschein hatte, als ob der kaiserliche Hof gewillt sei, seinen Gewinn fahren zu lassen. Georg indessen wußte nun auf Grund seiner langjährigen Thätigkeit am Prager Hofe für Fabian, durch welche Mittel man die kaiserlichen Räthe von der Gerechtigkeit seiner Wünsche und Begehren überzeugt machen könnte; er verfehlte nicht, sie anzuwenden, und es gelang ihm, 1594 für 110 000 Thaler die carolathischen, beuthnischen und milkauischen Güter, zunächst allerdings noch unter gewissen Klauseln, vom Kaiser zurückzukaufen. Georg, welcher Januar 1595 die Wittwe Fabian's, Elisabeth, welcher Kaiser Rudolf schließlich doch statt der Herrschaft Carolath 30 000 Thlr. als Leibgedinge gewilliget, ehelichte, verstand nun nicht allein in ungemeiner Weise durch vorzügliche Bewirthschaftung den Ertrag seiner Güter zu erhöhen, durch stets bereite Geldmittel seinen Besitz abzurunden und zu vergrößern, sondern auch durch seine Geistesgaben seinem schlesischen Vaterlande und dem Kaiserhause viele nützliche Dienste zu erweisen. Auch seiner Stadt Beuthen widmete er besondere Aufmerksamkeit und seiner Fürsorge und Freigebigkeit verdankte das dortige Gymnasium, daß es bald weithin großen Ruhm erlangte. So konnte es bei seinem Reichthum und Ansehen nicht ausbleiben, daß er sich mit dem Plane trug, ein Majorat zu gründen und zwar das fünfte freiherrliche in Schlesien, dessen Würde am Besitz hafte. Da der kaiserliche Hof ihm jetzt gewogen war, so gestattete Kaiser Rudolf 1601 die Errichtung dieser Standesherrschaft unter Verleihung der nachgesuchten Erhebung in den Freiherrnstand, welche Begnadigung auch Kaiser Matthias 1617 bestätigte. Am 25. Februar 1619 endigte Georg sein thatenreiches Leben und ist er auch als der eigentliche Stifter des Majorats Carolath-Beuthen, aus dem dann später das gleichnamige Fürstenthum hervorgehen sollte, anzusehen, so ist doch Fabian durch den Ankauf dieser Herrschaft und dadurch, daß er durch seine hinterlassenen Geldmittel Georg es ermöglicht hat, dasselbe vom Kaiser zurückzukaufen, als der Begründer dieser Standesherrschaft zu betrachten. Georg selbst

folgte im Majorat, da ihm Nachkommen versagt blieben, der älteste Sohn seines Bruders Sebastian, Johann der Unglückliche genannt.

Christian David Klopsch, Geschichte des Geschlechts v. Schönaich. 4 Hefte Glogau 1847—1856, zum Theil außerdem in Glogauer Schulprogrammen erschienen. Derselbe hat außer der gedruckten Litteratur das Familien-Archiv zu Carolath, die Prager Archive und das Schlesische Provinzial-Archiv (das jetzige Kgl. Staats-Archiv zu Breslau) mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit benutzt, wie eine Prüfung an den Beständen des letzteren sich dem Verfasser dieses ergeben hat.

Konrad Wutke.

Schönaich: Christoph Otto Freiherr v. S., Dichter. Geboren nach seiner eigenen Angabe am 11. Juni 1725 zu Amtitz bei Guben in der Niederlausitz. Er erhielt eine mangelhafte Erziehung, trat 1745 in kurfürstlich sächsische Kriegsdienste, wurde noch in demselben Jahre bei Kesselsdorf gefangen und nahm 1747 seinen Abschied. Fortan lebte er in nicht selten drückender Abhängigkeit von seinem Vater auf dem genannten Familiengute. 1751 sandte er sein in ländlicher Muße ausgearbeitetes Epos: „Hermann oder das befreite Deutschland“ (12 Gesänge) anonym an Gottsched, dem er persönlich fern stand, an dessen Dichtkunst er sich aber, wie er selbst wiederholt ausspricht, gebildet hatte. Es fand in Leipzig zum Schaden des bescheidenen Verfassers die günstigste Aufnahme, da es Gottsched sehr gelegen kam, um auf Grund seiner sprachlichen Richtigkeit und der Regelmäßigkeit seines Baus im Kampf mit den Schweizern der Klopstock'schen Messiade gegenüber als episches Mustergedicht aufgestellt zu werden. Um allen Widersachern zum Trotz sich als noch immer unerschütterten Richter in Sachen des Geschmacks zu bethätigen, ehrte Gottsched den Dichter durch den Lorbeerkranz, der ihm am 18. Juli 1752 in absentia feierlich ertheilt wurde; überdies ließ er im folgenden Jahre das Werk mit einer eigenen Vorrede drucken. (Es erlebte mehrere Auflagen, die letzte 1805; 1799 — l'an 7 — wurde es in das Französische übersetzt.) Durch jene Auszeichnung wurde S. einerseits an eine litterarische Partei gekettet und dem Spotte der Gegner bloßgestellt, der besonders der Dichterkrönung galt, andererseits wurde er zur Ueberschätzung seiner Kraft verleitet und zur Theilnahme an litterarischen Fehden ermuthigt, denen er nicht gewachsen war. Den ersten Schritt that er in dieser Richtung durch sein „Neologisches Wörterbuch oder die Aesthetik in einer Nuß“; 1756; 471 S., das sich gegen Haller, Bodmer und Klopstock richtete und nicht nur wirklich Fehlerhaftes, sondern auch das Berechtigte der neuen ästhetischen Grundsätze angriff. In seiner Vereinsamung, fern von den Mittelpunkten des geistigen Lebens, konnte er einen freien Blick in die litterarische Bewegung nicht gewinnen, deren Entwicklung er dort kaum zu verfolgen vermochte, sondern er bildete einseitig immer mehr die einmal angenommene Weise aus. Seine Polemik, die sich auch gegen Lessing wendete, wurde selbst seinen Freunden unbequem. „Der Herr Baron ist kein gehorsamer Sohn mehr“ schrieb Reichel schon im December 1754 an Gottsched. Ein Zeugniß seiner unermüdeten Thätigkeit war ein zweites, dem früheren ähnliches, gleichfalls in trochäischen Tetrametern geschriebenes Heldengedicht: „Heinrich der Vogler oder die gedämpften Hunnen.“ 1757, 12 Bücher. Mit nicht größerem Glücke hatte er sich dem Drama zugewendet: sein „Versuch der tragischen Dichtkunst“ 1754 enthielt 4 Stücke; sein Montezum erschien 1763. Seit 1770 veröffentlichte er nichts mehr. Im J. 1777 erblindet, erbte er erst im 65. Lebensjahre von seinem Vater die Standesherrschaft Amtitz und starb dort unvermählt am 15. November 1807. Mit ihm erlosch dieser Seitenzweig des von Friedrich d. Gr. gefürsteten v. Schönaich'schen Geschlechtes. Seine dichterische Thätigkeit gehört jener Richtung an, deren Geltung bei seinem Auftreten

bereits erschüttert und die lange vor dem späten Ende seines Lebens völlig abgethan war. Nimmt er auch innerhalb dieser Richtung durch seine Erfindungsgabe und seine Handhabung der Sprache eine beachtenswerthe Stellung ein, so war er doch bei weitem nicht dazu berufen, in der großen litterarischen Bewegung des vorigen Jahrhunderts die hervorragende Rolle zu spielen, welche Gottsched ihm zugedacht hatte.

Danzel, Gottsched u. s. Zeit. S. 378. — Koberstein, deutsche Litteraturgeschichte. — Pescheck, Gesch. d. Poesie in d. Lausitz (Lausitz. Magazin Bd. 12. 1836) S. 51, 99. — Manuscripte der Epen in der Gubener Gymnasialbibliothek. Jentsch.

Schönaich: Hans Karl, Fürst zu Carolath-Beuthen, Reichsgraf v. S., geboren am 15. Juni 1688 zu Carolath, † am 11. October 1763 auf seinem Schlosse Carolath als Präsident der Oberamtsregierung zu Breslau ꝛc., zweitgeborener Sohn des Freiherrn Hans Georg v. S. und dessen Gemahlin Ursula Mariane Gräfin v. Redern aus dem Hause Malmitz. Da sein Vater, welchem durch kaiserliches Diplom vom 14. November 1697 für seine Herrschaft Carolath-Beuthen die Würde einer freien Standesherrschaft in Schlesien und durch ein zweites vom 5. Februar 1700 für sich, seine ehelichen Leibeserben und deren Erbeserben beiderlei Geschlechts der Titel eines Reichsgrafen resp. -gräfin verliehen worden war, schon am 23. November 1700 starb und sein älterer Bruder bereits auf dem Wege zur Taufe gestorben war, wurde während seiner Minderjährigkeit die Verwaltung der Standesherrschaft und der Güter von seinen Vatersbrüdern in uneigennützigster Weise geführt. Er selbst genoß seine erste Bildung auf der Friedrichsschule in Frankfurt a. O. bis 1707, trat alsdann behufs seiner weiteren Ausbildung eine größere Reise durch Belgien, Holland, Italien, Deutschland und England an, die ihn erst im Frühjahr 1709 nach Carolath zurückführte. Nach erreichter Großjährigkeit leistete der Reichsgraf dem Kaiser vor dem Oberamte zu Breslau im April 1710 den Huldigungseid ab und widmete sich nun in den folgenden Jahren fast ganz ausschließlich der Regierung seiner Standesherrschaft und der Bewirthschaftung seiner ausgedehnten Besitzungen, deren Ertragsfähigkeit er durch Meliorationen in ausgezeichneter Weise zu heben vermochte, während er seine Muße dem juristischen Studium, der Pflege der schönen Wissenschaften und der Musik widmete. Am 24. Juni 1715 fand seine eheliche Verbindung mit Amalie, der ältesten Tochter des Burggrafen Christoph zu Dohna-Vianen, auf dem Herrschaftsitz seiner Schwiegereltern Schlodien in Preußen statt. Dieser Verbindung entsproß als erster Sohn am 11. November 1716 zu Carolath Friedrich Johann Karl (ihm folgten noch drei Söhne und vier Töchter), dessen Taufe wegen des reformirten Glaubens der Eltern auf polnischem Gebiet in Bienemühle bei Lissa stattfinden mußte. 1720 erwarb Hans Karl die beiden Rittergüter Padligar und Osteritz im Züllichauer Kreise und er verweilte nun in den nächsten zwanzig Jahren meistens auf Schloß Padligar, schon um der Ausübung seines reformirten Bekenntnisses hier frei von jeder religiösen Beschränkung und Unduldsamkeit leben zu können; trotzdem gelang es ihm sich vom Wiener Hofe durch Hofdecret vom 30. August 1730 den Charakter eines Kaiserlichen Geheimen Raths, allerdings unter beträchtlichen Geldopfern, zu verschaffen. Wie seine Vorfahren einerseits stets in enger Beziehung zu dem Berliner Hofe schon des gleichen Glaubens wegen gestanden hatten, anderseits auch das Geschlecht der S. weite Besitzungen in den preußischen Landen besaß, so fesselten auch Hans Karl Herz und Verstand an die Hohenzollern, von denen er alles zu erhoffen hatte, während Habsburg seinem Haus nur zu oft die schwersten Wunden geschlagen hatte. Deshalb war er einer der ersten unter den schlesischen Magnaten, welche Friedrich den Großen als ihren

Landesherrn anerkannten. Zur Belohnung erhob ihn der König, welcher ihm schon unterm 24. August 1741 den Schwarzen Adlerorden verliehen hatte, durch Cabinetsordre vom 6. November 1741 in den Fürstenstand und die bisherige Standesherrschaft Carolath-Beuthen zum Fürstenthum mit der Bestimmung, daß diese neue Würde an dem jeweiligen Majoratsherrn und dessen ältestem Sohn resp. präsumptivem Erben haften solle. Mit Rücksicht auf die Verdienste des Erbprinzen Johann Karl Friedrich, welcher 1743 zum Generalmajor von der Cavallerie befördert und 1745 mit dem Orden pour le mérite geschmückt worden war und am 17. December 1749 Johanne Wilhelmine, die dritte Tochter des regierenden Fürsten August Ludwig zu Anhalt-Köthen, geehelicht hatte, erweiterte König Friedrich jenes Fürstendiplom durch Urkunde vom 16. Januar 1753 dahin, daß sämmtliche Nachkommen aus des Erbprinzen eben erwähnter Ehe als Prinzen und Prinzessinnen angesehen und geehrt werden sollten. Unmittelbar nach der Besitzergreifung Schlesiens nahm Friedrich der Große eine tief eingreifende Umänderung in der Verfassung und Verwaltung dieses Landes vor. Der conventus publicus sowie das damit verbundene Generalsteueramt und all die zahlreichen und in ihrer Competenz wenig scharf getrennten Gerichte, wie das Oberamt zu Breslau, das Manngericht, das Zaudenrecht, das Ritterrecht &c. wurden aufgelöst und an ihre Stelle traten unter thunlichster Berücksichtigung der vorhandenen Exemptionen der weltlichen und geistlichen herrschaftlichen Gebiete die beiden Oberamtsregierungen zu Breslau und Glogau; den Fürsten und Ständen z. B. verblieb für ihre Streitigkeiten in Realsachen das Fürstenrecht, ebenso blieb das standesherrliche Gericht (vgl. Isaacsohn, Gesch. des preuß. Beamtenthums Bd. III und Grünhagen, Schlesien unter Friedrich dem Großen Bd. I). Zum ersten Präsidenten der Oberamtsregierung zu Breslau und zum perpetuirlichen Oberfürstenrechtspräsidenten wurde schon wegen seiner juristischen Bildung Hans Karl mit einem Jahresgehalt von 5000 Thlr. ernannt. War die Würde, welche der Fürst bis an sein Lebensende bekleidet hat, auch mehr eine Ehrenstellung, da die eigentliche Last der Geschäfte dem zweiten Präsidenten und dessen Stellvertreter, dem Director, zufiel, so fand Hans Karl in seinem zweiten Amt als Oberconsistorialpräsident von Breslau, des mit der Oberamtsregierung verbundenen Oberconsistoriums, um so mehr Gelegenheit im Interesse der evangelischen Kirche zu wirken. Trotz seiner amtlichen Stellungen vermochte Hans Karl der Verwaltung seiner Besitzungen auch fernerhin seine Fürsorge zu widmen, und als im dritten schlesischen Krieg dieselben zu wiederholten Malen durch die Raubgier der Russen besonders schwer heimgesucht wurden, bemühte er sich noch unter den Leiden des Krieges die geschlagenen Wunden nach Möglichkeit zu heilen, so richtete er für seine Unterthanen 1760 eine Depositionskasse ein, aus welcher er zur Wiederherstellung der Wirthschaften Darlehne gewährte. Erwähnt sei ferner, daß es ihm nach vieljährigen Processen endlich im Jahre 1754 gelang, die vom Majorat seit 1651 an die Jesuiten zu Glogau entfremdeten Dörfer Milkau, Suckau, Bockwitz und Nenkersdorf trotz eines Intercessionsschreibens der Kaiserin Maria Theresia und obgleich anfänglich König Friedrich in Rücksicht der hohen Politik den Fortgang des Processes gehindert hatte, zurückzugewinnen. Der Fürst endete auf seinem Schlosse Carolath $75^1/_2$ Jahr alt, am 11. October 1763 sein thaten- und segensreiches Leben. Ihm folgte in der Regierung sein ältester Sohn Friedrich Johann Karl, welcher 1758 als Generallieutenant seinen Abschied erbeten hatte. Derselbe starb am 16. October 1791.

Wilhelm Barth, Kammerrath, Hans Karl, Fürst zu Carolath-Beuthen, ein Beitrag zur Gesch. des Fürstenhauses Carolath auf Grund der fürstl. Carolather Archivacten, 1883, als Manuscript gedruckt.

Konrad Wutke.

Schönaich: Johann Karl Friedrich Erbprinz S.-Carolath, seit dem 11. October 1763 durch den Tod seines Vaters Fürst von S.-C., preußischer Generallieutenant, ein Sohn des nachmaligen Fürsten Hans Karl von S.-C., preußischen Ministers, am 11. Nov. 1716 zu Carolath in Schlesien geboren, stand zuerst in kaiserlichen Diensten, vertauschte diese 1741 mit preußischen, in denen er am 17. April als Oberstlieutenant im Leibcarabinierregiment (Nr. 11) angestellt ward, wurde 1743 Oberst und zugleich Commandeur des Kürassierregiments von Rochow (Nr. 8) und zeichnete sich in den Schlesischen Kriegen namentlich bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745) aus. 1751 erhielt er ein eigenes Kürassierregiment (Nr. 9), bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges war er Generallieutenant, am 2. August 1756 bezeichnete der König ihn in einem Schreiben an Schwerin als einen General, der geeignet sei ein gros corps de cavalerie zu führen (Politische Correspondenz Friedrichs II, 13. Bd.); am 4. April 1757 aber schrieb Friedrich an Schwerin, es sei zu wünschen, daß S. mehr Animosität gegen die Oesterreicher zeige und nicht Jalousie gegen des Königs alte Generale mache; was den Schwarzen Adlerorden beträfe, so möge S. warten, bis der König ihm denselben aus eigenem Antriebe geben würde (a. a. O. 14. Bd.). S. nahm noch in dem nämlichen Jahre seinen Abschied. Den Orden erhielt er 1764, als er im November von einer Sendung nach Warschau zurückkehrte, wohin er aus Anlaß der Wahl von Stanislaus Leszczynski zum König von Polen im Mai jenes Jahres geschickt worden war. Er war seit 1749 mit einer Prinzessin von Anhalt-Köthen vermählt, welche 1786 starb. S. selbst starb am 10. Februar 1791. Seinen Namen verewigt das Friedrichsdenkmal unter den Linden zu Berlin.

Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 3. Theil, Berlin 1790.

B. Poten.

Schönbein: Christian Friedrich S., Professor der Chemie in Basel, wurde am 18. October 1799 in dem württembergischen Dorfe Metzingen bei Reutlingen geboren. Die einfache aber sorgfältige und religiöse Erziehung im Elternhause, verbunden mit einer guten Vorbildung, namentlich in der lateinischen Sprache, auf der dortigen Schule währte nur bis zu seinem 14. Jahre. Mit Eifer benutzte er daher seine freien Stunden in Böblingen, wo er als Lehrling in eine chemische Fabrik aufgenommen wurde, um seine wissenschaftliche Ausbildung zu vervollkommnen. Fast sieben Jahre dauerte diese mühevolle Lehrzeit, bis er im Jahre 1820 in die chemische Fabrik des litterarisch bekannten J. G. Dingler eintrat, dessen reichhaltige Bibliothek ihm, wenn auch nur in den frühen Morgen- und in den Abendstunden willkommene Gelegenheit zu chemischen, mathematischen und zumal lateinischen Studien gab. Bald jedoch übernahm er die Leitung der chemischen Arbeiten in der Fabrik von F. N. Adam zu Hennhofen bei Erlangen. Hier konnte er sowohl seine praktischen Kenntnisse erweitern, wie auch in der nahen Universitätsstadt Umgang mit bedeutenden Gelehrten pflegen, was sehr bald den Wunsch in ihm rege machte, sich ausschließlich der reinen Wissenschaft zu widmen. Mit dem Mathematiker Pfaff und dem Naturforscher Schubert wurde er nahe befreundet; ja, der letztere machte ihn mit dem berühmten Philosophen Schelling bekannt, welcher auf S. einen gewaltigen Eindruck machte. Im Herbste 1821 wird es ihm ermöglicht die Universität Tübingen zu besuchen, um bei Chr. Gmelin Chemie und bei Bohnenberger Physik zu studiren, bald aber zieht es ihn nach Erlangen zurück, wo der Chemiker Kastner und sein Freund Pfaff seine Lehrer sind und ihm zumal Gelegenheit wird zu Schelling in ein näheres Freundschaftsverhältniß zu treten, welches bis zu dessen Tode währte. Der mündliche und briefliche Umgang mit Schelling

war in der That von bestimmendem Einflusse auf Schönbein's naturphilosophische Anschauungen, was zumal bei seinen späteren Ideen über die Polarisation des Sauerstoffes deutlich hervortritt. Nach zweijährigem Studium wurde S. Lehrer der Physik und Chemie an der Erziehungsanstalt zu Keilhau bei Rudolstadt, sodann an einem Institut in Epsom in England. Auch in London hielt er sich ein Jahr auf und beschloß seine auswärtigen Studien in Paris, wo er die Vorträge von Gay-Lussac, Ampère, Despretz und Thénard hörte.

An der Baseler Universität wirkte damals der Rathsherr Peter Merian als Professor der Physik und Chemie. Eine Krankheit desselben gab Veranlassung S. im J. 1829 als dessen Stellvertreter nach Basel zu berufen. Bald erhielt er hier den Doctorgrad und im J. 1835 die ordentliche Professur, welche er bis zu seinem Tode verwaltete, sich vom J. 1852 an auf den chemischen Lehrstuhl beschränkend. Seine Thätigkeit überschritt bald die Grenzen der Universität. In der Baseler, wie in der schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft ist er ein regelmäßiges Mitglied; auch die deutschen Versammlungen hat er mehrfach besucht. Als Mitglied des großen Kantonrathes, 1848, und des großen Stadtrathes, 1851, als langjähriges Mitglied der städtischen Beleuchtungscommission, als Mitbegründer und Vorsteher des Museumsvereins zur Beschaffung von wissenschaftlichen und Kunstsammlungen macht er sich in der vielseitigsten Weise um das Wohl der Stadt Basel verdient, welche ihm bereits im J. 1840 das Ehrenbürgerrecht verlieh.

Schönbein's wissenschaftliche Thätigkeit war eine äußerst fruchtbare. Nicht weniger als 337 Abhandlungen sind von ihm veröffentlicht worden. Die meisten befinden sich in den Verh. d. naturf. Ges. in Basel und in Poggendorff's Ann., andere in dem Phil. Mag. und in den Compt. rend., sowie in der Bibl. univers. und dem Arch. d'électr. Mit zahlreichen auswärtigen Gelehrten stand er in Briefwechsel. Seine Forschungen zeigen die Selbständigkeit, welche sein wissenschaftlicher Bildungsgang erwarten läßt. Weder die bestehenden Theorien sind ihm maßgebend, noch auch benutzt er die technischen Hilfsmittel zu seinen Unternehmungen, welche die Wissenschaft bietet. Er macht sich seine eigenen Theorien, wenn er sie auch oft wieder umgestalten muß und stützt sich, indem er die Meßinstrumente, selbst die Präcisionswaage verschmäht, auf seine Beobachtungsgabe, welche ihn, wenn auch oft auf Umwegen zu den schönsten Entdeckungen führt. Anderen überläßt er zahlreiche chemische Umsetzungen quantitativ zu studiren; ihm war es mehr darum zu thun, den chemischen Proceß als solchen in allen seinen Phasen mit Hilfe höchst empfindlicher Reagentien qualitativ zu untersuchen und nach den so gewonnenen Beobachtungen Theorien aufzustellen, welche eine befriedigende philosophische Erklärung desselben gestatteten.

Die erste Untersuchung gilt dem eigenthümlichen edelmetallähnlichen Verhalten des Eisens zur Salpetersäure, welches er als Passivität bezeichnet. Sie führt ihn zu einer Controverse mit Faraday und Mousson, sowie zu einer Hypothese über die stoffliche Natur der Metalle, speciell des Eisens. Insbesondere sind es die electrischen Eigenschaften des passiven Eisens, welche ihn zu zahlreichen Versuchen veranlassen. So kommt es, daß er in dem Streite Stellung nimmt, welcher damals um die Entstehung des galvanischen Stromes entbrannt war. Seine Passivitätsversuche führen ihn mit Entschiedenheit in das Lager der chemischen Theorie, obwol er sich den Vorkämpfern derselben, de la Rive, Bequerel und Faraday nicht in allen Punkten anzuschließen vermag. Er stellt deshalb eine neue Theorie der Voltaischen Säule auf, welche zwischen dieser und der Contacttheorie zu vermitteln sucht, indem er eine strenge Unterscheidung zwischen electrischer Spannung, welche durch Berührung, und dem electrischen

Strome macht, welcher nur durch chemische Zersetzung hervorgebracht werden könne, eine Auffassung, welche später allgemeine Annahme gefunden hat. Von Schönbein's zahlreichen galvanischen Versuchen mit allen möglichen chemischen Stoffen sollen hier nur seine Gasketten, seine Säule mit passivem Eisen, welche zur Grove'schen Batterie führte, die Anwendung von Superoxyden zu galvanischen Elementen Erwähnung finden, zumal das von S. zuerst benutzte Bleisuperoxyd in den heutigen Accumulatorenbatterien eine so ausgedehnte Anwendung gefunden hat. Geringeren Bestand hatte Schönbein's Theorie von der Electrolyse der Salze, wo er als Gegner der Davy'schen Anschauung zu der alten Berzelius'schen Lehre vom muriumsauren Natron zurückkehrte.

Eine andere Reihe von sorgfältigen und erfolgreichen Untersuchungen gilt dem sog. electrischen Geruche. Die unermüdliche Ausdauer, welche S. der Erforschung dieses Gegenstandes widmete, führte zu seiner schönsten Entdeckung, der des Ozons. Den eigenthümlichen Geruch, der beim Ausströmen der Electricität aus Spitzen, sowie beim Unterbrechen eines Stromes entsteht, bemerkt S. auch an den Gasen, welche sich bei der Wasserelectrolyse entwickeln, zumal bei der starken Batterie, welche er mit Grove zusammen bei Gelegenheit der britischen Naturforscherversammlung in London, 1839, construirte. Auch beim Stehenlassen von Phosphor an feuchter Luft beobachtet er den neuen Stoff, dem er den Namen Ozon gibt (ὄζον, das Riechende). Zuerst hält er ihn für stark oxydirtes Wasser, dann für ein chlorähnliches Halogen, für ein besonderes Element, endlich für einen Bestandtheil des Stickstoffes, den er als Ozonwasserstoff betrachtet, während wieder andere das Ozon für eine Verbindung von Stickstoff mit Sauerstoff hielten und mit der salpetrigen Säure identificirten. Die Thatsache aber, daß man Ozon aus reinem Sauerstoff darstellen und wieder in denselben zurückverwandeln konnte, nöthigt ihn, es als einen modificirten Sauerstoff anzusehen. Die Existenz zweier Elementargase, welche aus demselben Stoff bestehen und ganz verschiedene Eigenschaften haben, wird heute durch die verschiedene Atomanzahl in der Gasmolekel erklärt; damals war dieselbe völlig parador. S. war daher begreiflich bemüht eine Erklärung dafür aufzufinden. Seine Forschungen führten ihn zu der Theorie von der Polarisation des Sauerstoffs. Als S. das Ozon aus verschiedenen Sauerstoffverbindungen untersuchte, glaubte er zu bemerken, daß manche ein Ozon von in gewissem Sinne entgegengesetzten Eigenschaften lieferten, als andere. Auch bei der Wasserelectrolyse fand er an beiden Polen verschiedene Ozone, von denen er nun das eine Ozon oder negativ activen, das andere Antozon oder positiv activen Sauerstoff nennt. Beide sollten durch chemische Polarisation aus gewöhnlichem oder passivem Sauerstoff entstanden sein und beim Zusammentreffen wieder solchen bilden. Wenn diese Theorie auch keine allgemeine Anerkennung finden konnte, so ist sie doch durch die zahlreichen Untersuchungen, welche ihre Discussion veranlaßt hat, äußerst fruchtbar gewesen, indem sie zur genaueren Kenntniß des Wasserstoffsuperoxyds, in welchem S. das Antozon vermuthete, sowie höchst empfindlicher Ozonreagentien beigetragen hat.

Eine andere epochemachende Entdeckung, welche mit Schönbein's Ozonuntersuchungen ebenfalls aufs engste zusammenhängt, ist noch zu erwähnen. Aus lediglich theoretischen Gründen vermuthete S., daß ein Gemisch von Schwefel- und Salpetersäure stark oxydirende Eigenschaften haben müsse. Die Voraussetzung bestätigte sich bei der Einwirkung auf Schwefel, Phosphor, Papier, Zucker; zumal aber die Umwandlung von Baumwolle durch dieses Gemisch erregte bald das größte Aufsehen. Die Erfindung der Schießbaumwolle, wie S. die neue Substanz nannte, welche das Schießpulver an Explosionsgewalt weit übertraf, fällt in den Anfang des Jahres 1846. Versuche der Militärverwaltung und Sprengungen im Tunnel vor Istein bestätigten die eminente Kraft derselben. Als im Herbst

desselben Jahres Böttger in Frankfurt dieselbe Entdeckung machte, wurden die Versuche gemeinschaftlich fortgesetzt; allein die Darstellung konnte nicht lange geheimgehalten werden, da Otto in Braunschweig, dem die Bereitung ebenfalls gelungen war, seine Versuche veröffentlichte. Die großen Erwartungen, zu welchen die Schießbaumwolle berechtigte, sollten allerdings zu Lebzeiten der Erfinder nicht erfüllt werden. Zwar wurden in allen Staaten, zumal in Oesterreich und in England ausgedehnte Versuche damit gemacht, aber ihrer kriegerischen Verwendung stellten sich unerwartete Schwierigkeiten in den Weg. Nur auf friedlichen Gebieten schien sie Erfolg haben zu sollen: ihre Auflösung in Aether-Alkohol fand auf Schönbein's Veranlassung in der Heilkunde und zumal das aus dieser Lösung bereitete Collodium in der Photographie eine höchst ersprießliche Anwendung. Die gewaltige Umwandlung aber, welche die Schießbaumwolle in der modernen Kriegstechnik zu Wasser und zu Lande durch ihre Verwendung zur Füllung der Torpedos, wie zur Bereitung des rauchlosen Pulvers in allen Staaten hervorgerufen hat, sollte ihr Erfinder nicht mehr erleben. S. starb in Wildbad, wo er Heilung von einem Gichtleiden erhoffte, am 29. August 1868.

Vgl. Ed. Hagenbach, C. F. Schönbein. Rectoratsrede d. Univ. Basel, 1868. — Pet. Merian, Verh. d. nat. Ges. Basel V, 341—352.

Lepsius.

Schönberg: Anton v. S., Rath am Hofe des Herzogs Georg und Heinrich von Sachsen, Sohn des herzoglichen Hofmeisters Dietrich v. S., jüngerer Bruder des Cardinals Nicolaus v. S. (s. u.), verlebte im Gegensatze zu seinen Brüdern seine Jugend im elterlichen Hause und war später mit der Verwaltung der Familiengüter beschäftigt, die er nach dem Tode seines Vaters mit seinen Brüdern gemeinschaftlich besaß, bis er diesen ihren Theil 1520 abkaufte. Am 15. April 1516 trat er in den deutschen Orden ein und wurde vom Hochmeister mehrfach zu Geschäften verwendet. Später erscheint er als Rath im Dienste des Herzogs Georg von Sachsen und wurde u. a. mit der Besorgung von Bergsachen betraut. Als er sich aber zum evangelischen Glauben bekannte, wurde er 1533 gezwungen, das Herzogthum zu meiden. Das Stammschloß wurde im Auftrage des Herzogs Georg militärisch besetzt und verwaltet. Kurfürst Johann Friedrich nahm den Geächteten in seinem Lande auf und machte ihn zum Amtmann in Grimma. Aber bereits 1536 finden wir diesen in Freiberg am Hofe Herzog Heinrich's, wo er namentlich mit Unterstützung der Herzogin Katharina für die Einführung der Reformation energisch eintrat und durch seine Rücksichtslosigkeit die zwischen dem Freiberger und Dresdener Hofe herrschende Spannung noch verschärfte. Als nach Herzog Georg's Tode am 17. April 1539 Herzog Heinrich in Dresden einzog, trat A. v. S. an die Spitze der Regierung. Doch zeigte er sich hier seiner Aufgabe nicht gewachsen. Adel und Landstände verlangten infolgedessen vom alternden Herzoge, daß dessen ältester Sohn, Herzog Moritz, an den Regierungsgeschäften theilnehmen sollte. Aber ehe dieser noch eingetroffen war, starb der Vater. Nach seinem Regierungsantritte ließ Herzog Moritz ihn wegen zweideutiger und eigennütziger Maßregeln in Anklagestand versetzen, schlug aber auf den Rath des Landgrafen von Hessen, mit Rücksicht auf Herzogin Katharina das Verfahren nieder, nachdem der Angeklagte hatte Urfehde schwören müssen. Später ließ er ihm noch einzelne finanzielle Unterstützungen zu theil werden, zog ihn aber nicht wieder zu Geschäften heran. Nur einmal, im J. 1544, erschien S. am Hofe, um im Auftrage des Herzogs Albrecht von Preußen die Heirath von dessen „säuberlich schöner“ Tochter mit Herzog August zu vermitteln. Der Plan scheiterte an der Weigerung des letzteren, eine Zusage zu geben, bevor er die Prinzessin gesehen hatte. Seine letzten Jahre verlebte S. auf seinem Schlosse Rothschönberg, wo er zwischen 1552 und 1554 gestorben ist.

Nach einer späteren Angabe, welche im Gegensatz zu anderen Berichten mit einer urkundlichen Notiz übereinstimmt, war er mit Anna Haubitz (Haugwitz) verheirathet und hinterließ vier Söhne: Nicol, Georg, Wolf und Antonius.

J. K. Seidemann, D. Jacob Schenk. Leipzig 1875. S. 200 und S. 97 Anm. 38, wo die ältere Litteratur verzeichnet ist, während sich S. 184 ff. der Briefwechsel über die Freiberger Visitation findet. — A. Fraustadt, Geschichte des Geschlechtes von Schönberg Meißnischen Stammes. Leipzig 1878. 1. Band. Abt. B. S. 88—115. — Bernh. v. Schönberg, Geschichte des Geschlechtes v. Schönberg. Leipzig 1878. II, 329. — Lorenz, Geschichte der Stadt Grimma. S. 1087. — Böttiger-Flathe, Geschichte von Sachsen. 2. Aufl. Gotha 1867. I, 567. 569. 578. 583. — C. A. H. Burkhardt, Geschichte der sächsischen Kirchen- und Schulvisitationen von 1524—1545. S. 228. 236. 284 ff. — Fr. Zarncke, Acta Rectorum. p. 130. 143. 144.

Georg Müller.

Schönberg: Friedrich Hermann v. S., Marschall von Frankreich, brandenburgischer General en chef, großbritannischer General of all his Majesty's forces. Sohn von Hans Meinhard v. S. (s. d.), Ende December 1615 zu Heidelberg geboren, auf der Akademie zu Sedan und der Universität Leyden unterrichtet, that seine ersten Kriegsdienste 1633 unter dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, trat dann bei den Schweden ein, warb eine Compagnie für das Regiment von Josias Rantzau und focht im dreißigjährigen Kriege bis Ende 1637 gegen die Kaiserlichen. Dann übernahm er die Verwaltung seiner Güter und verheirathete sich am 30. April 1638 mit seiner Base, Johanna v. S., aber schon im folgenden Jahre nahm er als Lieutenant bei dem Arkebusierregimente des Prinzen von Oranien von neuem Dienste, focht bis zu Ende des Krieges gegen die Spanier, erbat 1651 seinen Abschied und trat in das französische Heer, in welchem er die nächsten Jahre hindurch unter Turenne diente. 1654 wird er bereits als Generallieutenant bezeichnet. Er nannte sich hier Comte de Schomberg; es war dies eine Namensänderung, welche bereits die mehr als hundert Jahr früher nach Frankreich gekommenen meißnischen Schönberg hatten über sich ergehen lassen müssen. 1655 warb er ein eigenes Infanterieregiment und erscheint nun immer mehr unter den Heerführern. Am 22. März 1657 mußte er freilich das belagerte Ghislain übergeben, am 18. October aber nahm er Bourbourg und, was mehr war, behauptete den Platz. In der Dünenschlacht (14. Juni 1658) befehligte er den linken Flügel des zweiten Treffens und trug überhaupt wesentlich bei, daß Spanien sich dem Abschlusse des pyrenäischen Friedens geneigt bewies. Auf französische Empfehlung kam er 1651 in den Dienst Portugals, welches mit jener Macht im Kriege lebte. Noch in demselben Jahre wies er einen Einbruch des Feindes in das eigene Land zurück. Dann ließ er sich die Verbesserung des Heeres angelegen sein, stieß aber auf so vielen Widerstand und so große Hemmnisse, daß der Feldzug vom Jahre 1662 keine Erfolge brachte. S., welcher unter den vorliegenden ungünstigen Verhältnissen an einem glücklichen Ausgange des langwierigen Krieges zweifeln mochte, bat um seine Entlassung und war schon im Begriff sich zur Heimkehr einzuschiffen, ließ sich aber durch die Stimme der öffentlichen Meinung, durch den Wunsch König Ludwig XIV. und dadurch zum Bleiben bestimmen, daß König Karl II. von England ihm auch die britischen Hilfstruppen unterstellte. Der portugiesische Heerführer Penaflor, einer seiner Hauptwidersacher, ward durch Marialva ersetzt. Seine eigene Stellung blieb bei der Eifersucht und der Unfähigkeit der portugiesischen Officiere und den Mängeln des Heerwesens eine schwierige; trotzdem aber ward durch sein Verdienst am 8. Juni 1663 bei Almexial ein glänzender Sieg über die Spanier unter dem Infanten Don Juan d'Austria erfochten. Noch bedeutender

war der Gewinn der Schlacht bei Villa-Viçosa oder bei Montes Claros am 17. Juni 1665, welcher ebenfalls hauptsächlich S. und den von ihm befehligten französischen Hilfstruppen zu danken war. Der errungene Sieg, an welchen noch heute der Name des Ritterordens von Villa Viçosa erinnert, rettete endgiltig dem Hause Braganza die Krone von Portugal. Er war so bedeutend, daß er S. die Möglichkeit gewährte in den beiden folgenden Jahren angriffsweise vorzugehen, indem er Einfälle nach Spanien unternahm, bei denen indessen nennenswerthe Ereignisse nicht vorkamen. Am 13. Februar 1668 kam endlich ein Friedensschluß zu Stande, durch welchen Spanien auf sein langjähriges Bemühen das Schwesterreich sich einzuverleiben verzichtete. S. kehrte nun nach Frankreich zurück, ließ sich als Franzose naturalisiren, kaufte die im jetzigen Departement Seine et Marne belegene Herrschaft Courbet, verheirathete sich, nachdem seine erste Gemahlin 1664 zu Geisenheim gestorben war, zum zweiten Male am 14. April 1669 mit Susanne d'Aumale, Frau auf Aucourt in der Normandie, ging 1672 nach England um mit britischen Truppen eine Landung in Holland zu unternehmen, kehrte aber, da der Plan nicht zur Ausführung kam, bald nach Frankreich zurück, befehligte 1673 und 1674 zuerst zwischen Maas und Sambre, dann in Roussillon, wurde 1674 zum Herzog, 1675 zum Marschall von Frankreich ernannt, drang im letzteren Jahre in Catalonien ein und nahm Bellegarde, und war in den nächsten Jahren auf dem flandrischen Kriegsschauplatze thätig; theils befand er sich in der Umgebung König Ludwig XIV., theils erledigte er selbständige Aufträge. So entsetzte er 1676 Mastricht und wich Wilhelm von Oranien geschickt aus, 1677 wohnte er den Einnahmen von Valenciennes und von Cambray bei und befehligte dann ein Beobachtungscorps bei Sedan, 1678 machte er die Eroberung von Gent und von Ypern mit. Der Friede von Nymwegen verhalf ihm zur Berichtigung einiger von seinem Vater ererbter Forderungen an Kurpfalz. Dann nahm er an der Beraubung seines Vaterlandes durch König Ludwig XIV. thätigen Antheil, umsonst aber versuchte er von letzterem zu erlangen, daß er für solche Dienste auch noch auf deutsche Kosten belohnt werde. Der König erwirkte nur die Aufhebung der wider ihn verhängten Achtserklärung und die Rückgabe seiner infolge der letzteren anderweit vergebenen Güter. Die Aufforderung sein Glaubensbekenntniß zu wechseln lehnte er beharrlich ab; da er sich auch nach Aufhebung des Edicts von Nantes nicht dazu verstehen wollte, ward er nach Portugal verwiesen. Die Bekehrungsversuche machten aber auch hier sein Bleiben unmöglich, so daß er, bevor noch die Unterhandlungen, welche er mit verschiedenen Staaten wegen Uebernahme eines Commandos führte, beendet waren, auf gut Glück nach Brandenburg ging. Sein Eintreffen beendete die Zweifel, welche hier inbetreff seiner Verwendung bestanden. Kurfürst Friedrich Wilhelm übertrug ihm am 17.(27.) April 1687 „das Generalat über alle Unsere armée und trouppen in allen Unseren Ländern und Provincien", ernannte ihn zum geheimen Staats- und Kriegsrath und zum Statthalter des Herzogthums Preußen und verlieh ihm ein eigenes Dragonerregiment, jetzt Kürassierregiment Großer Kurfürst (Schlesisches) Nr. 1; sein Tractament betrug jährlich 30000 Thlr., dazu erhielt er Futter für 30 Pferde und sonstige Naturalien. Der alte Derfflinger und andere Generale fühlten sich durch Schönberg's Ernennung sehr mit Recht hart zurückgesetzt. S. siedelte sich nun sofort in Berlin an, indem er das später von Kaiser Friedrich als Kronprinz bewohnte Dohna'sche Palais unter den Linden, dem Zeughause gegenüber, kaufte, in welchem seine Gemahlin im August 1688 starb. Friedrich III. schenkte ihm das gleiche Vertrauen wie sein Vorgänger, der Große Kurfürst. Ruhe aber sollte S. im Vaterlande nicht finden, denn Wilhelm von Oranien, welcher seinen Anschlag auf den englischen Thron plante, erbat ihn sich und der Kurfürst entsandte ihn auf Grund des am

5. August 1688 abgeschlossenen Celler Vertrages mit 5300 Mann zu Fuß und 660 Kürassieren nach Holland. S. begleitete dann Wilhelm III nach England, wo er als Engländer naturalisirt, zum Duke ernannt und reich mit Geld belohnt ward, wogegen Ludwig XIV. seine in Frankreich gelegenen Besitzungen einzog und seinen Stammsitz Schönburg bei Oberwesel zerstören ließ. Um die Eroberung Großbritanniens zu vollenden, führte S. im Spätsommer 1689 eine Abtheilung englischer Truppen von 5000 bis 6000 Mann nach Irland über. Es war eine in jeder Beziehung ungenügende Streitmacht; unter schweren Entbehrungen und mit großer Anstrengung behauptete er bis zum nächsten Frühjahr das Feld. Mitte Juni 1690 kam endlich König Wilhelm mit Verstärkungen. Am 1./10. Juli kam es am Flusse Boyne zur Schlacht zwischen den beiden Bewerbern um den englischen Thron, welche persönlich ihre Heere führten. Schönberg's Sohn Meinhard zeigte den englischen Truppen den Weg zum Siege, der Vater aber, welcher die Mitte des Heeres befehligte, fiel; nach einer Angabe, als er verwundet in die Gewalt des Feindes gerathen war, durch eine Kugel aus den eigenen Reihen. S. war eine durchaus kriegerische, Ehrfurcht gebietende und Gehorsam fordernde Erscheinung, ein vorzüglicher Reiter, prachtliebend, soldatisch denkend, umsichtig und tapfer, ein treuer Anhänger des evangelischen Glaubens, aber nachsichtig gegen anders denkende. Die Trauer um seinen Tod war allgemein im Heere. Seine Beisetzung erfolgte in der Kirche des heiligen Patrik zu Dublin.

Von seinen sechs Söhnen fiel Otto, geboren am 15. März 1639 zu Geisenheim, 1656 vor Valenciennes; Friedrich, geb. am 14. März 1640 zu Oberwesel, stand in französischen Diensten, begleitete den Vater nach Portugal, kehrte dann nach Deutschland zurück, wo er sich Graf v. Schomberg nannte, und starb am 5. December 1700 zu Geisenheim; Meinhard, geboren am 30. Juni 1641 zu Köln, mit dem Vater als Franzose naturalisirt, that sich in den Kriegen Ludwig's XIV. in höheren Stellungen vielfach hervor, kam dann mit dem Vater nach Brandenburg, wo er am 15./25. November 1688 als General der Cavallerie und Oberst der Trabantenleibgarde angestellt wurde, ward am 25 Juli/4. August 1689 vor Bonn auf vielfältiges Ansuchen „dimittirt“ (sein Tractament hörte erst im April 1690 auf), ging mit dem Vater nach England und später nach Irland, wo wir ihm am Boyne begegnet sind, und starb als Duke of Schomberg in englischen Diensten am 5./15. Juli 1719. Heinrich, geb. am 9. Juli 1643 zu Herzogenbusch, fiel schon 1667 in französischen Diensten; Karl, geb. am 5. August 1645, der Erbe seines Vaters als französischer Herzog, kam mit diesem aus dem französischen als Generalmajor in den brandenburgischen Dienst, in welchem er am 30. October 1687 Gouverneur von Magdeburg, am 25. October 1689 Generallieutenant wurde, begleitete ebenfalls den Vater nach England, verließ dann den brandenburgischen Dienst, focht mit den Truppen der gegen Frankreich verbündeten Staaten 1691 bis 1693 in Italien und starb an seiner am 4. October 1693 in der Schlacht bei Marsaglia erhaltenen Wunde am 17. October d. J. zu Turin; der jüngste Sohn Wilhelm, geboren am 11. August 1647, ist vermuthlich in Frankreich in jugendlichem Alter gestorben.

Kazner, Leben Schönberg's, Mannheim 1789. — Rheinischer Antiquarius (von Chr. v. Stramberg), 2. Abt., 7. Bd., Coblenz 1858. — Militär-Wochenblatt, Berlin 1879, Nr. 81.

B. Poten.

Schönberg: Hans Meinhard v. S., kurpfälzischer und brandenburgischer Feldobrister, ward am 28. August 1582 zu Bacharach geboren, wo sein Vater Meinhard v. S., Feldmarschall des Pfalzgrafen Kasimir, ein wackerer Kriegs-

mann, zugleich Amtmann war. Er wird im öffentlichen Leben zuerst im J. 1609 genannt, als Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz ihn nach Oesterreich seinem Gesandten nachschickte, welcher die Aufgabe hatte, die Landherren in den kaiserlichen Staaten mehr und mehr dem Erzhause zu entfremden. Er scheint sein Geschäft zur Zufriedenheit besorgt zu haben, denn bald darauf sandten ihn Brandenburg und Pfalz-Neuburg nach den Niederlanden, um die Generalstaaten zum thätigen Eingreifen bei den Wirren des Jülichschen Erbfolgestreites anzutreiben und namentlich auch Geschütz von ihnen zu entlehnen. Dankschreiben, welche seine Auftraggeber an ihn richteten, beweisen, daß er auch dieser Aufgabe gerecht wurde. Bald darauf nahm er in Düsseldorf an den Verhandlungen mit dem französischen Gesandten Bongars theil und erhielt das Commando des von den Holländern jenen Fürsten überlassenen Regiments. Seit dem 5. Februar hieß er „der unirten Kur- und Fürsten bestallter Oberster“; in einer Instruction vom 24. Juni 1610 wird er Gubernator von Düsseldorf und Obrister genannt; erstere Stellung bekleidete er seit dem 1. October 1609. In beiden Stellungen bezog er hohe Gehälter, mußte aber auch ein zahlreiches Unterpersonal damit unterhalten. Dann war er bei den Rüstungen der Union zum Zwecke thatsächlicher Geltendmachung der Ansprüche der betheiligten Fürsten auf die Erbschaft thätig, trug bei der Belagerung von Jülich, welche Feste der tapfere Rauschenberg am 2. September 1610 nach mannhafter Gegenwehr übergeben mußte, als „Obrister über die Artillerie, Fortifikation und ein Regiment Fußvolk“ in hohem Grade zum Gelingen des Unternehmens bei. Auf den ihm zustehenden Antheil an der Kriegsbeute verzichtete er; die Leistungen seiner Officiere belohnte er durch Medaillen, welche er zu diesem Zwecke schlagen ließ. Seinen Kriegsherren half er außerdem durch Herleihen ansehnlicher Geldsummen. Am 22. Februar 1611 trat er in den Dienst des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, welcher ihm die Errichtung und den Oberbefehl eines in seinen rheinischen Besitzungen aufzustellenden Artilleriecorps übertrug. Die Garnison desselben war Wesel. Im Frühjahr 1611 sandte ihn der Kurfürst nach Böhmen zum Erzherzog Mathias, um den Bruch zwischen diesem und seinem Bruder, dem Kaiser Rudolf V., zu erweitern, dann ging er im Auftrage der Union nochmals nach dem Haag und darauf wollte Kurfürst Johann Sigismund ihn mit nach Preußen nehmen, was ihm aber anscheinend seine Verpflichtungen gegen Kurpfalz nicht gestatteten. Denn gleichzeitig überwachte er den Festungsbau zu Mannheim und am 1. November 1611 ward er zum Hofmeister des Kurprinzen, später Kurfürst Friedrich V., bestellt. Daneben übernahm er in der nächsten Zeit vielfache diplomatische Sendungen im Interesse der Union und einzelner Fürsten in Brüssel, im Haag und 1612 in England zum Zweck der Ratification des Ehevertrages zwischen dem Kurprinzen und Elisabeth Stuart, bei welcher Gelegenheit er großbritannischer Rath ward und eine Jahrespension von 400 Pfund erhielt. Auf dieser Reise machte er die Bekanntschaft von Anna Sutton, Tochter des Lord Dudley, mit welcher er sich am 22. März 1615 zu London verheirathete. Vielen der Fürsten, mit denen er zu thun hatte, schoß er Geld vor, wogegen diese ihm Ländereien, Zölle und Kleinodien verschrieben. Mit dem Markgrafen Georg Wilhelm von Brandenburg, dem Administrator in Cleve und Jülich, gerieth er wegen seiner Forderungen in mancherlei Zwistigkeiten, der Kurfürst verpfändete ihm schließlich gegen eine solche von 23 572 Thalern seine gesammte Artillerie. 1615 stand er dem Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig bei der Belagerung der Stadt Braunschweig mit seinem Rathe zur Seite. Der Herzog hatte ihn „als einen fürnehmen und verständigen Kriegsofficier“ zu diesem Ende vom Kurfürsten erbeten und machte ihm darauf eine Verehrung von 15 000 Thalern. Er starb zu Heidelberg, seinem gewöhnlichen Wohnsitze,

am 3. August 1616; seine Gattin war ihm schon Ende December 1615 vorangegangen.

Rheinischer Antiquarius, II. Abtheilung, 7. Band. Coblenz 1858.

B. Poten.

Schönberg: Luise v. S., geboren auf Schloß Wernigerode am 24. November 1771, † am 8. April 1856 zu Groß-Krausche bei Gnadenberg. Unter den vier trefflichen Töchtern des Grafen Christian Friedrich zu Stolberg-Wernigerode und der Auguste Eleonore geb. Gräfin zu Stolberg-Stolberg, die an Geist, Gemüth und mit der Hand regsamste, wurde sie von ihrer geistvollen frommen Mutter, deren besonderer Liebling sie von jung auf war, mit größter Sorgfalt und nach Grundsätzen, bei denen sie noch der greise Gellert berathen, sowie nach denen der bekannten Schriftstellerin Beaumont erzogen. Mit lichtblauen Augen und den blonden Haaren ihres Vaters begabt, war die siebenzehnjährige Jungfrau, wie ein 1789 von Oppermann in Pastellfarben gemaltes Bild sie darstellt, eine überaus liebliche Erscheinung. Dazu stimmte ihr liebevolles und dabei geschäftiges Wesen — der bekannte Joh. Mich. Sailer nannte sie wol „das Leben" —, durch welches sie die Ordnerin und Seele der zahlreichen mit Liedes- und Instrumentenklang, Kränzen und Tänzen begangenen lieblichen Familienfeste wurde, die das Leben des gräflichen Hauses verschönten. Sie wußte dabei die willige Hülfe Gleim's, des Bibliothekars Benzler, Klamer Schmidt's und Fischer's in Halberstadt für den dichterischen Schmuck dieser Feste trefflich zu nutzen. Seit 1786 lernte sie in der genannten Stadt, wo ihr Vater als Domherr, zeitweise Dechant, einige Wochen im Frühjahr und Herbst anwesend sein mußte, den Dichter Gleim und dessen Nichten sehr nahe kennen und blieb ihnen bis an ihr Ende herzlich zugethan. Gleich hierbei ist zu bemerken, was von all den zahlreichen Beziehungen ihres späteren Lebens gilt, daß Luise beispielsweise beim Studium deutscher Dichter, unter denen ihr Klopstock wol am höchsten stand, das Wahre und Schöne auch da und bei denen suchte und freudig anerkannte, die mit ihr nicht auf gleicher Stufe christlicher Erkenntniß und Bekenntnisses standen. Mit geistig hervorragenden Persönlichkeiten, wie mit Jung Stilling, Lavater, Herder, Joh. Mich. Sailer, dem Theologen und Schulmann Ewald bekannt zu werden, bot ihr der reiche Verkehr ihres Vaterhauses reiche und eifrig benutzte Gelegenheit, auch dienten dazu wiederholte Reisen nach Süddeutschland, der Schweiz, Sachsen und Schlesien. Den Ueberlieferungen des Hauses entsprach es, daß Luise von Jugend auf bis in ihr hohes Alter ein Tagebuch führte, das für sie, abgesehen von zahlreichen darin niedergelegten allgemeinen Beobachtungen, ein ernster Gewissensspiegel wurde und sie sehr nachsichtig in der Beurtheilung Anderer machte. Als ihr Vetter Graf Friedrich Leopold durch seine romantische Richtung und durch einen Kreis frommer geistvoller Männer und Frauen in Münster angezogen im J. 1800 zur römischen Kirche übertrat und ein gleiches Ansinnen an seine, Luisens Bruder Ferdinand verlobte Tochter Mariagnes stellte, diese aber, ebenso wie ihr Bräutigam, fest bei ihrem Bekenntnisse blieb, wurde diese jugendliche Tochter des Dichters der besonderen geistlichen Sorge Luisens anbefohlen. Luise übte dabei die größte Gewissenhaftigkeit und begleitete ihren Pflegling sogar zum Confirmationsunterricht. Eine Erweiterung ihres Wirkungskreises war eingetreten, seit ihr Vater sie 1797 zur Aebtissin des Jungfrauenklosters Drübeck bestellt hatte. Ihr war aber eine andere Aufgabe beschieden, indem sie am 21. December 1807 dem königl. sächs. Kammerherrn Moriz Haubold v. Schönberg, einem ausgezeichneten Beamten, die Hand reichte. Es war eine sehr ernste Zeit, in welcher dieser Ehebund gestiftet wurde. Und wenn sie schon ein Jahr vorher ein „Erloschen sind die heitern Sonnen", dann im nächsten Jahre die Bemerkung: „Nur im thätigen Leben erwachsen uns die freundlichen

Blumen des Frühlings" in ihrem Tagebuche bemerkt hatte, so sollte sie bald Gelegenheit zur Entfaltung einer reichen Thätigkeit finden. Zunächst blieb sie noch in Wernigerode, wo ihr Gemahl, der, um in der traurigen Zeit eine Stütze ihres Vaters zu sein, den sächsischen Staatsdienst verlassen hatte, auch noch blieb. Im Mai 1809 folgte sie mit ihrer halbjährigen einzigen Tochter Auguste ihrem Gatten nach Dresden, wo dieser seine amtliche Thätigkeit wieder aufnahm. Während damals in der Hauptstadt des auf Seiten Napoleon's stehenden Sachsens ein üppiges Leben herrschte, fand Luise in einem größeren Kreise reiche Genüsse für Geist und Gemüth. Besonders trat sie von Anfang an in den Kreis der litterarischen Familie Körner (die Körner'sche „Akademie"), wo sie auch gelegentlich Schleiermachers, Zelter von Berlin u. A. kennen lernte, ebenso den Maler Gerh. v. Kügelgen und Frau. Als sie hier (15. Sept. 1810) auch mit Goethe in Berührung kam, bemerkt sie, daß seine äußere Bekanntschaft ihr nicht genügend war, ein bemerkenswerth vorsichtiges Urtheil. Die Verbindung mit der Familie Körner war eine dauernde. Während zunächst die behagliche Gemüthlichkeit des Dresdener Aufenthalts sie mit einer verflachenden Weltlichkeit bedrohte, sollte bald der furchtbare Ernst der Zeit den Gedanken eine andere Richtung, Herz und Hand eine andere Thätigkeit anweisen. Luise mußte ihren innigst geliebten König Friedrich Wilhelm III. mit anderen Fürsten im Gefolge Napoleon's unter Glockenläuten, „obwol es dem ernsten Herzen wie Trauergeläute klang", zu Pfingsten 1812 in Dresden einreiten sehen. Ein großer Genuß war ihr in dieser ernsten Zeit der Verkehr mit Frau v. Krüdener. Am Ende des Jahres, seit am 15. December Napoleon fliehend nach der Elbstadt gekommen war, bereitete sich die große Wendung der Dinge vor, an der sie leidend aber doch weit mehr unermüdlich schaffend und helfend den lebhaftesten Antheil nahm. Ihrem Gemahl war im J. 1813 das ganze Verpflegungswesen übertragen. Als er im März auf einmal 500 Kranke aus der Neustadt in die Altstadt überführen mußte, wachte Luise unter Gesang, Gebet und Bibellesen bis 4 Uhr Morgens, als alle glücklich übergeführt waren. Am 11. und 12. April vertheilte sie unter die preußischen Freiwilligen auf deren Wunsch Bibeln und Neue Testamente, bald bekam sie auch ihren bei Groß-Görschen verwundeten Bruder Anton zu pflegen. Und als eine Zeit lang Dresden ein heiß umstrittener Rückzugs- und Rüstungsplatz Napoleon's wurde, suchte Frau v. S., in deren Quartier der Gouverneur der Stadt, General Duronel, lag, in umfassender Weise die Noth der Verwundeten zu lindern und trat deshalb mit der Aufsichtsbehörde der Lazarethe in Verbindung, während ihr Gemahl im Mai vom Minister v. Einsiedel die Kreiscommission übertragen erhielt. Luise war für die Verpflegung der verwundeten Gefangenen ungemein thätig; sie schickte ihre Leute fleißig mit Nahrungsmitteln in die Lazarethe und besuchte sie selbst, wobei es manche Schwierigkeiten zu überwinden gab. Ihr Haus und Quartier füllte sich immer mehr mit Einquartierung: Fouché, Herzog von Otranto, ein Graf Arrivabene und verschiedene Officiere des französischen Heeres zogen ein, darunter der Obrist Golzio, der edelmüthig den Vaterlandssinn seiner Wirthe sowie die Tapferkeit der Preußen anerkannte und schonte. Während vom Juni ab Napoleon den Hof und das Herz der Dresdener mit einander jagenden Bällen, Concerten, Couren, Theatern umgaukelte, fand Luise immer mehr Gelegenheit, Kranke und Verwundete zu pflegen. Am 3. August, König Friedrich Wilhelm's III. Geburtstag, schickte sie Wein und Kuchen in das Hospital der Gefangenen. Neue Verwundete bekam sie in ihrem Hause zu pflegen, auch wurden, sobald nur Lebensmittel zu haben waren, die Armen, besonders die Gefangenen versorgt, was bei der steigenden Noth und dem ausbrechenden Hungertyphus immer schwieriger wurde. Kurz nachdem sie mit ihrer Freundin Emma Körner den Tod Theodor

Körner's betrauert hatte, kamen am 22. October 1813 die ersten Nachrichten von der Leipziger Schlacht, die sie mit Staunen und Anbetung erfüllten. Nachdem sie noch wider ihres Gemahls wohlgemeinte Absicht tapfer in der belagerten Stadt ausgehalten hatte, nahmen die von ihr verpflegten französischen Officiere dankbar-rührenden Abschied, und nun nahm sie am 13. November den österreichischen Feldzeugmeister Chasteler in's Haus. Am 1. December empfängt sie die Abgeordneten des Landwehrausschusses und tritt auf deren Wunsch an die Spitze der Dresdener Frauen und Jungfrauen zur Stiftung einer Fahne. Damit begann eine Reihe vaterländischer Liebeswerke, wobei Körners, v. Zezschwitz u. A. ihre Helfer und Berather wurden. Zum Empfang von Gaben für die Landwehr bestimmte sie ein Geschäftszimmer, das sie täglich zu einer bestimmten Zeit eröffnete. — Seit Februar 1814 nahm sie eifrig den Gedanken einer Suppenvertheilung in die Hand, ging selbst in die Armenküche und benutzte dieses Werk auch zur Seelenpflege. Schwieriger noch, aber besonders segensreich, war die Sorge für die durch den Krieg vaterlos Gewordenen oder ganz Verwaisten. Es wurden drei Waisenhäuser zu Pirna, Grünberg bei Hermsdorf und zu Dresden gegründet; letzterem stand sie selbst vor, dem zu Grünberg ihre Schwester Friederike, Gräfin Dohna, sie führte aber die Aufsicht über das ganze Unternehmen, und bei ihr fanden die wöchentlichen Besprechungen statt. Eins dieser Waisenkinder behielt sie ganz bei sich im Hause. Auf Veranlassung des Landsyndicus und Dichters v. Houwald trat sie auch mit dem Ausschuß für Nothleidende in Verbindung. — Nachdem Herr v. S. ein Glied des russisch-preußischen Gouvernements unter dem Fürsten Repnin, dann dem Minister v. d. Reck gewesen war, wurde er im Juli 1815 zum ersten preußischen Präsidenten der Regierung in Merseburg bestimmt. Auch hier gab es für Luise Gelegenheit genug zu Liebeswerken; im allgemeinen verliefen aber die Jahre des Merseburger Aufenthalts stiller, und sie konnte neben der sorgfältigen Erziehung ihrer Tochter ungehinderter ihren weitverzweigten Briefwechsel, der einen großen und Lieblingstheil ihrer Thätigkeit bildete, pflegen. Die Durchschnittszahl der von ihrer schönen zierlichen Hand geschriebenen Briefe betrug jährlich gegen vier- bis sechshundert. In den Jahren 1821 und 1822 machte sie längere Reisen zu ihren Eltern zu Peterswaldau in Schlesien; bei der ersten war sie beim Hinscheiden ihrer Mutter zugegen. Im J. 1823 folgte sie ihrem Gemahl, der im Ministerium arbeitete, nach Berlin. Hier in der Landeshauptstadt eröffnete sich wieder ein reicher Verkehr und ihr Haus (erst Behrenstraße 69, dann 1827 am Wilhelmsplatz) wurde der Mittelpunkt eines gesegneten geistigen Lebens. Zu diesem Kreise, in welchem die frohe, gehobene Stimmung einer christlichen Frühlingszeit herrschte, gehörten die Hofprediger Theremin und Strauß, dann v. Hollweg, v. Lancizolle, v. Sommerfelds, v. Röders, Ritters u. A. Frau v. S. hörte noch den alten frommen Jänecke und gewährte dem Joh. Goßner eine Zeit lang Unterkommen, bis dieser eine feste Stellung fand. Sie besuchte die Mittwochsvorträge, die in den Armenanstalten des Frhr. v. Kottwitz von O. v. Gerlach, Tholuck, Sander gehalten wurden und nahm sich fast über Vermögen der Noth der Armen an, indem sie all ihr Geschmeide bis auf eine für ihre Tochter bestimmte Schnur echter Perlen zu diesem Zweck veräußerte. In ihrem Hause gab sie unbemittelten Studenten einen Mittagstisch. Besonders Sonntag Abends fanden darin erbauliche Andachten statt, die u. A. von Goßner, Strauß und O. v. Gerlach abgehalten wurden. Als sich in Berlin ein Verein zur Besserung der Strafgefangenen bildete, unternahm sie es auf Ansinnen ihres Gemahls, einen ähnlichen für Frauen zu gründen. Mit großer Anstrengung ihrer Kräfte besuchte sie dazu die Gefangenhäuser. Als v. S. 1831 aus seiner amtlichen Stellung austrat, machte Luise eine erquickliche Erholungsreise nach Wernigerode, folgte dann Anfangs September ihrem zum

Oberpräsidenten von Pommern berufenen Gemahl nach Stettin. Das dortige stille erbauliche Leben bildete eine Uebergangszeit zu der nach 1835 mit dem endgültigen Rücktritt ihres an den Augen leidenden Gemahls aus seiner amtlichen Stellung anhebenden Ruhezeit, die sie meist in dem 1836 von ihrem Gemahl erkauften Groß-Krausche verlebte. Hier, wo sie allerdings erst im April 1838 ihren Einzug hielt, trat sie in die engste Beziehung zu dem benachbarten Gnadenberg und zur Brüdergemeinde, zu welcher es sie schon seit längeren Jahren gezogen hatte. Auf Zinzendorf's Schriften, die sie neben denen von Luther, Hofacker u. A. fleißig las, hatte sie schon früher Sailer hingewiesen. Bis in die letzten Lebensjahre und die Zeit großer Schwachheit hinein übte sie nach äußersten Kräften die Werke des Wohlthuns, und ihre für die Bedürftigen allzeit gefüllte grüne Seidentasche war beständig an ihrer Seite. Im J. 1839 wurde sie auch noch die fleißige Gehülfin ihres Gemahls, als dieser den Vorsitz über die Bibelgesellschaft übernahm. Unerwähnt mag nicht bleiben, daß Luise's fleißige Hand sich auch in der Kunststickerei übte und daß als bemerkenswerthe Denkmale ihres Kunstfleißes noch an ihrem späten Lebensabend die schönen mit Chenille gestickten Gedenkbücher entstanden. Da sie ihr Leben lang sehr frühe aufzustehen pflegte, so konnte sie auch ungemein viel vor sich bringen. Ihre schriftstellerische Thätigkeit war frei von jedem Trachten nach Ruhm und Anerkennung. Der ausgedehnten Briefstellerei und Tagebuchführung — das älteste reicht schon von 1784—1789 — ist bereits gedacht. Besonders schätzbar ist ihre zwischen 1821 und 1831 mit sorgfältiger Benutzung von Briefen und Tagebüchern gearbeitete Schrift: „Christian Friedrich, Graf zu Stolberg-Wernigerode, und Auguste Eleonore, Gräfin zu Stolberg-Wernigerode, geb. Gräfin zu Stolberg-Stolberg", die nach ihrem Tode 1858, 158 S. gr. 8° stark bei Flemming in Glogau als Handschrift gedruckt wurde. Im J. 1843 stellte sie eine Sammlung von Lebensbeschreibungen frommer Frauen aus allen Zeiten für eine fürstliche Braut zusammen, im Jahre darauf bearbeitete sie zu gleichem Zweck wieder Lebensbeschreibungen und übernahm auf der Gräfin Reden Bitten die Bearbeitung eines Tractats für Dienende aus dem Englischen. Wieder ein Jahr darauf schrieb sie an Lebensbeschreibungen ihrer Geschwister, von denen die Graf Constantin's am 4. August 1848 zum Abschluß gelangte; 1851 setzte sie das Leben der Gräfin Maria v. Bückeburg auf und nach 1852 schrieb sie wieder Lebensskizzen ihrer Geschwister. — Abgesehen von dem Oppermann'schen Jugendbilde ist von Zeichnungen, die von ihr gemacht wurden, nur noch der im August 1843 durch den Maler Hanstein von der 72jährigen gefertigten Abbildung zu gedenken, die im Steindruck vervielfältigt wurde.

Die Quellen dieser Mittheilungen sind sehr reichhaltige. Wir nennen nur die drei von ihrer Tochter Auguste, Gräfin Schlieffen, verfaßten: 1) Frau v. Schönberg, geb. Gräfin zu Stolberg, meist nach den Tagebüchern sowie nach eigenen Erlebnissen. Handschrift von 560 Quartseiten; 2) L. v. Sch., geb. Gräfin zu Stolb.-Wern. Dresden o. J. 15 Druckseiten kl. 8°; 3) Ein Bild. Kurze Zeichnung des Lebensganges und der Persönlichkeit der Frau v. Schönberg.

Ed. Jacobs.

Schönberg: Matthias v. S., katholischer Geistlicher, geboren zu München am 4. Juli 1734, † daselbst am 10. April 1792. Bis zur Aufhebung des Ordens im J. 1773 war er Jesuit; dann wirkte er in München im Geiste des Ordens als Seelsorger, kurfürstlicher wirklicher geistlicher Rath, Schriftsteller und Director der Bibliothek des goldenen Almosens, eines Vereins zur Verbreitung „guter" Bücher. Baader und nach ihm de Backer verzeichnen von S. 40 Schriften, meist kleine Volks- und Erbauungsschriften, auch polemische Broschüren gegen

die „Aufklärung", u. a. gegen die 1776 zu Landshut erschienene „Moral für die Jugend" (von dem Professor Sutor zu Burghausen) und gegen den „Ersten Schritt" von Beda Mayr (s. A. D. B. XXI, 135), auch eine deutsche Bearbeitung des Werkes des italienischen Exjesuiten Fr. A. Zaccaria über das kirchliche Bücherverbot (1784).

Baader, Lexikon I, 214. — De Backer. — A. v. Buchner, Werke II, 61. — Annalen der baier. Litteratur I, 89, 99; III, 84.

Reusch.

Schönborn: Friedrich Karl, Graf v. S., Fürstbischof von Bamberg und Würzburg 1729—46, der jüngere Bruder und 2. Nachfolger von Joh. Phil. Franz v. S. (über die Familienverhältnisse s. d. A.). Er war geboren zu Mainz am 3. März 1674. Den ersten Unterricht empfing er mit seinem Bruder in Aschaffenburg, wo der dortige Stiftsdechant Joh. Jac. Senfft, von 1695 an Weihbischof in Erfurt, die Erziehung leitete. Die philosophischen Studien machte er an der Mainzer Universität, um dann mit dem Bruder im deutschen Colleg in Rom Theologie und Jurisprudenz zu betreiben; schon dort erregte der reichbegabte Jüngling, u. A. bei einer vor dem Papste gehaltenen Ansprache, mehrfach Aufsehen. Frühzeitig kam er in Besitz einer Reihe von geistlichen Pfründen; seit 1683 Domicellar des Domcapitels zu Würzburg, wurde er Domherr in Bamberg 1685, Canonicus des Ritterstifts St. Burkard zu Würzburg 1696, Propst zu St. Alban in Mainz 1700, und endlich 1727 Dompropst in Würzburg. Nach Beendigung des römischen Aufenthalts machte er noch die üblichen größeren Reisen und begab sich dann an den Hof des Oheims, des Mainzer Kurfürsten Lothar Franz, der zugleich Bischof von Bamberg war. Dieser Hof des Reichserzkanzlers wurde für ihn die hohe Schule zur Einführung in die Staatsgeschäfte und in die diplomatische Laufbahn, ein Feld der Thätigkeit, auf welchem ihm kaum ein anderes Glied seines, an politischen Talenten gewiß nicht armen Hauses gleichgekommen ist. Sendungen an den polnischen, schwedischen, preußischen, kursächsischen und lothringischen Hof dienten zur weiteren Schulung. Der entscheidende Schritt für seine künftige Laufbahn geschah aber, als der Oheim dem auf der Rückreise nach Wien befindlichen römischen König Josef I. und dessen Gemahlin seinen Neffen Friedrich Karl als Reisebegleiter und Ehrencavalier empfahl. Dadurch kam er an den Kaiserhof nach Wien, und seine ausgezeichneten Eigenschaften führten bereits am 15. Juni 1705 zu seiner Ernennung zum geheimen Rath und zum Reichsvicekanzler. Beinahe 30 Jahre lang hat er diesen ebenso wichtigen als schwierigen Posten bekleidet und in diesem für die Geschicke des Hauses Habsburg vielfach so kritischen Zeitraum demselben die werthvollsten Dienste geleistet. Reiche Erfahrung und Geschäftsgewandtheit, feiner politischer Tact, verbindliches, weltmännisches Wesen, klares, scharfes Urtheil, das waren die Eigenschaften, die ihn hier besonders auszeichneten und ihn auch später noch, zumal bei den hohen persönlichen Beziehungen, deren er sich nach vielen Seiten hin erfreute, als eine hochangesehene Autorität in politischen Dingen erscheinen ließen. Als besondere Ehrung für seine Verdienste um das Kaiserhaus erhielt er eine Wappenmehrung, bestehend in Hinzufügung des Reichsadlers, sowie des Wappens des Erzherzogthums Oesterreich; ferner als Lehen die zwischen Wien und Preßburg gelegene Grafschaft Wolfsthal, sowie die Herrschaften Munkacs und Szent Miklos in Oberungarn; und da er durch Kauf von dem letzten Sprossen der alten österreichischen Grafenfamilie v. Buchheim auch deren reiche Besitzungen an sein Haus brachte, von welchem sich fortan eine Linie Schönborn-Buchheim nannte, so kam er auch in den Besitz des österreichischen Truchsessenamtes, welches dieser Familie zustand.

Unterdessen waren ihm auch weitere kirchliche Würden zugefallen. Bereits im J. 1708 traf ihn die Wahl zum Coadjutor seines Oheims für Bamberg; in dieser Eigenschaft wurde er etliche Jahre später, am 20. Juni 1720 zum Bischof von Arkadiopolis i. p. i. präconisirt und erhielt endlich am 20. Juni 1728 von seinem Oheim zu Mainz die Bischofsweihe. Das am 30. Jan. 1729 erfolgte Ableben dieses Letzteren berief ihn dann definitiv auf den Bamberger Bischofsstuhl; und als kurz darauf, am 25. März d. J. der Vorsteher des Nachbarbisthums Würzburg, Christoph Franz v. Hutten, starb, wählte man ihn auch hier zum Nachfolger, nachdem schon nach dem Tode seines Bruders 1724 der kaiserliche Hof dort seine Wahl gewünscht haben soll. Trotz der neuen ihm dadurch erwachsenden Aufgaben behielt er seine Wiener Stellung bei; die Frage, ob ein Bischof dieses Amt beibehalten könne, wurde von den Publicisten damals mehrfach zum Gegenstand eigener Schriften gemacht. Erst im Spätherbst 1731 konnte er infolge dessen für einige Zeit in seine beiden Bisthümer kommen, um hier die Huldigung entgegenzunehmen. Bei der ihm eigenen ungewöhnlichen Arbeitskraft nahm sich Friedrich Karl von Anfang an der Regierungsgeschäfte dieser seiner Länder auch aus der Ferne mit aller Gewissenhaftigkeit neben seinem seitherigen Berufe an, bis der im J. 1734 gegen Frankreich erklärte Reichskrieg Truppendurchzüge durch Franken brachte. Er legte deshalb sein Kanzleramt nieder und nahm nun dauernden Aufenthalt in seinen Fürstenthümern, um von da ab seine beste Kraft den neuen, hier seiner wartenden Aufgaben zu widmen. Für einen so gewiegten Praktiker auf dem Gebiete der großen Politik, wie Friedrich Karl, lag es aber gewiß nahe, daß er auch diese Dinge nicht ganz aus dem Auge verlor; bei seinem großen persönlichen Ansehen, bei den wenige Jahre später auf's neue höchst gespannten Verhältnissen im Reiche und bei der Lage seiner Stiftslande im Herzen Deutschlands war dies auch gar nicht zu vermeiden. Um gleich bei dieser Seite seiner Thätigkeit zu bleiben, so sind mehrere Allianz- und Subsidienverträge namhaft zu machen, welche er, wie solche Verträge ja damals überhaupt sehr in Uebung waren, zum Abschluß brachte. Als wegen der polnischen Thronfrage ein neuer Krieg mit Frankreich ausbrach, stellte Friedrich Karl dem Kaiser im J. 1733 zwei Regimenter auf mehrere Jahre zur Verfügung, schickte zur Verstärkung der Armirung von Mainz 12 Geschütze und gewährte für Verproviantirung u. dgl. mancherlei Hülfe. Es störte ihn dabei nicht, daß das bei der Sache nicht befragte Domcapitel von Würzburg mit Hinweis auf die Wahlcapitulation ernste Verwahrungen einlegte; gleichwie es auch außerdem noch wiederholt zu Differenzen mit diesem mächtigen, aber nur zu oft sehr eigenwilligen Factor der Stiftsregierung kam. Im J. 1737 nahmen Würzburg'sche Truppen an dem wenig glücklichen Feldzug gegen die Türken theil, und 1738 wurde dem Kaiser abermals ein Regiment zugeschickt. Ganz besondere Beachtung verdient aber sodann die Haltung Friedrich Karl's während des österreichischen Erbfolgekriegs; seine damalige vertrauliche Correspondenz mit seinem Bruder, dem Trierer Erzbischof Franz Georg (im königl. Kreisarchiv zu Würzburg befindlich) gehört zu den werthvollsten Quellen für die Geschichte dieser inhaltschweren Epoche. War dieser Bruder ein derartig eifriger Parteigänger des Hauses Habsburg, daß die Gegner sagten, er habe „den steifsten Nacken“ von Allen, so stand auch Friedrich Karl schon seiner Vergangenheit nach mit seinen Sympathieen auf der nämlichen Seite, und er hat auch jetzt auf's neue den Habsburgern wichtige, werthvolle Dienste geleistet. Man hatte nun in Wien offenbar gehofft, an dem Fürstbischof einen ausgesprochenen Bundesgenossen zu finden, und um dies um so sicherer zu erreichen, berief man sich auf einen alten Hülfeleistungsvertrag Würzburgs mit der Krone Böhmen aus dem 14. Jahrhundert. Aber Friedrich Karl war anderer Meinung. Angesichts des großen Entscheidungskampfes Oester-

reichs gegen Preußen und Baiern hielt er es für die anderen, besonders die kleineren Reichsstände mit ausdrücklichem Hinweis auf das warnende Vorbild des 30jährigen Krieges für das Gerathenste, möglichst die Neutralität zu wahren; so konnte die Kraft wenigstens eines Theiles von Deutschland vor unnöthigem, vorzeitigem Aufbrauchen gerettet werden. Er verstand es, durch verschiedene Entschuldigungsgründe, besonders mit dem Hinweis auf die Weigerung seines Domcapitels, beim Wiener Hof diese seine Zurückhaltung zu begründen. Dabei war er jederzeit gern zu Vermittlungsdiensten bereit, ertheilte gute Rathschläge, hielt aber auch nicht mit seinem Tadel gegenüber allerlei Mißständen im Heerwesen u. dergl. zurück, die ein chronisches Uebel in diesem Staate geworden waren. Um jene Neutralität würdig behaupten zu können, suchte er hauptsächlich auf die Kreisorganisation sich zu stützen, um so mehr, als ihm als Bischof von Bamberg das Mitdirectorium im fränkischen Kreise zustand. Ferner trug er sich mit dem Project eines festgeschlossenen Fürstenvereins zur Wahrung der altfürstlichen Rechte gegenüber den Kurfürsten, welche bei dem augenblicklichen Aufhören der Thätigkeit des Reichstags infolge der Kriegswirren alle Gewalt im Reiche an sich ziehen zu wollen schienen. Auf einer Conferenz, die am 25. April 1741 auf Antrag Hessen-Cassels zu Offenbach zusammentrat, suchte er, freilich ohne schließlichen Erfolg, hiefür zu werben. Im übrigen setzte er für alle Fälle seine Festungen in Stand und traf durch Erlaß vom 14. März 1744 Fürsorge für bessere Organisation der Landmiliz. Den Truppen der streitenden Parteien den Durchmarsch durch sein Land verweigern zu wollen, erklärte er sich außer Stande; aber er sorgte, daß dies möglichst vermieden, oder doch wenigstens für seine Unterthanen mit nicht zu großem Schaden bewerkstelligt wurde. Als nun der französische Marschall Belle-Isle für Förderung der Wahl des Kurfürsten von Baiern seine Rundreise an die verschiedenen deutschen Fürstenhöfe antrat, kam er auch nach Würzburg, wurde aufmerksamst empfangen, konnte aber ebenso wenig eine definitive Zusage erlangen. Als dann diese Wahl wirklich erfolgt war, trug Friedrich Karl über deren Zweckmäßigkeit allerdings große Bedenken; allein sein auf möglichste Wahrung der Ordnung gerichteter Sinn ließ ihn die gegebene Thatsache, d. h. die nun einmal ordnungsmäßig vollzogene Wahl anerkennen. Der neue Kaiser hatte sich schon von Anfang an der Vermittlung Friedrich Karl's beim Wiener Hofe bedient, und zu gerne hätte er ihn ganz auf seine Seite gezogen. Einer deshalb an ihn ergangenen Einladung zu einem Besuch in Frankfurt a. M. kam Friedrich Karl bereitwillig nach und reiste am 16. März 1742 unter Entfaltung des größten Pompes dorthin. Eine anfängliche Versagung gewisser Ehrenbezeugungen von Seite der Stadt rügte er sofort auf's Strengste und erlangte entsprechende Genugthuung. Um nun in Frankfurt im besten Sinne vermittelnd wirken zu können, hatte er sich Instructionen von Maria Theresia über deren eventuelle Bedingungen ausgewirkt; allein diese lauteten so, daß sich die Sache zerschlagen mußte. Demungeachtet entließ ihn der Kaiser unter Beweisen seiner größten Hochachtung. Aber auch der österreichische Hof, verdrossen über diese neutrale Haltung seines alten Freundes, ließ nicht nach mit seinen Bemühungen. Man führte, mit Hinweis auf Preußen, religiöse Momente in's Feld; man verwies auf die in Bälde drohende Säcularisation geistlicher Fürstenthümer; eine Frage, die damals in der That in der Luft schwebte und auch von Friedrich Karl nicht ignorirt wurde. England suchte ihn ebenfalls zu Gunsten Oesterreichs zu bearbeiten; während dagegen auch Friedrich d. Gr., als er nach Franken kam, gerne persönliche Fühlung mit ihm gewonnen hätte. Jedoch unbeirrt durch dies Alles hielt Friedrich Karl an seinem Princip fest, und das außerordentliche Geschick, womit er dies bis zum Ende durchzuführen wußte, hat ihm wahrscheinlich das bekannte Lob Belle-Isle's

verschafft, es habe dieser in Deutschland an ihm einen zweiten Fleury gefunden. Nach Beendigung des Krieges begrüßte er dann freilich um so freudiger die Wahl des Gemahls der Maria Theresia, Franz I. Es waren gewiß warme Sonnenblicke für den Lebensabend des ergrauten Diplomaten, als er letzteren auf der Durchreise zur Wahl nach Frankfurt am 2. Juli 1745 in seiner Residenz empfangen durfte, und ebenso dann Maria Theresia am 20. September; an glänzendster Prachtentfaltung, wofür überhaupt Friedrich Karl eine gewisse Schwäche besaß, hat es dabei nicht gefehlt. Seine letzte That in der auswärtigen Politik waren Unterhandlungen über einen Subsidienvertrag mit den Generalstaaten, wozu ihn letztere zu gewinnen suchten, eine Sache, deren Spitze sich gegen Frankreich kehrte. Allein vor Abschluß des Vertrags starb Friedrich Karl; unter seinem Nachfolger kam derselbe dann wirklich zu Stande. — Erwähnung verdienen wohl noch die sehr vertrauten Beziehungen, in denen Friedrich Karl zum Herzog Karl Alexander von Württemberg stand. Er ertheilte ihm und seinen Söhnen in Ludwigsburg selbst die Firmung und wurde dann testamentarisch als Vormundschaftsmitglied für die Söhne bestellt. Man glaubte ihm auch bei den angeblichen Bemühungen des Herzogs, sein Land katholisch zu machen, Mitwissenschaft und Mitwirkung zuschreiben zu sollen.

Wie oben schon bemerkt wurde, hat Friedrich Karl über all diesen Sorgen der äußeren Politik seine sonstigen Regentenpflichten nicht vernachlässigt. Die Verwaltung seiner Fürstenthümer war vielmehr eine so verständige und wohlthätige, daß man noch lange den Ausdruck „Schönbornszeiten“ für gleichbedeutend mit „gute Zeiten“ in Franken gebraucht haben soll. Wollen wir aus der reichen Fülle zeitgemäßer Verbesserungen, wie sie seiner Initiative entsprangen, einiges besonders bemerkenswerthe herausgreifen, so ist wol in erster Linie seiner Verdienste um die Universität Würzburg zu gedenken. Wie sehr ihm deren Hebung am Herzen lag, darf man daraus folgern, daß er bereits im Winter 1729/30 von Wien aus die Einsetzung einer Commission zur Berathung einer vollständig neuen, zeitgemäßen, organischen Studienordnung anbefahl. Diese neue Ordnung wurde dann 1731 und in verbesserter, erweiterter Gestalt 1734 publicirt und später noch durch weitere Maßregeln ergänzt; und zwar bezieht sie sich auf das gesammte Unterrichtswesen, also auch auf die mittleren und unteren Schulen. Die bei der Hochschule vorzunehmenden Verbesserungen umfassen gleichmäßig alle vier Facultäten, wenngleich bei der sichtlich auf das Praktische gerichteten Tendenz die Rechtswissenschaft und Medicin mit besonderer Sorgfalt behandelt erscheinen. Großer Nachdruck wird auf das Geschichtsstudium gelegt; Kirchengeschichte, Rechtsgeschichte, Geschichte der Medicin werden theils dringend empfohlen, theils neu eingeführt; ebenso Cameralwissenschaften und Polizei, sowie Geographie; die Benützung der Bibliothek wird erleichtert; das Institut der Universitätscuratoren eingeführt; endlich wurde noch ein klinischer Unterricht am Juliusspital eingerichtet, und dadurch der Grund zu den späteren engen Beziehungen dieser beiden Anstalten gelegt. Durch diese und andere Maßnahmen hat Friedrich Karl, wie mit Recht von dem neuesten Geschichtschreiber dieser Hochschule gesagt wird, sich den ersten Platz neben ihrem Stifter Julius erworben. Als erste Frucht dieser Reformen konnte schon binnen kurzem ein sichtlicher Aufschwung der juristischen Facultät wahrgenommen werden. Auch um Bamberg hat sich dann Friedrich Karl ähnliche Verdienste erworben. Die dort von einem seiner Vorgänger, Melchior Otto Voit von Salzburg im J. 1647 geschaffene Akademie gestaltete er durch Hinzufügung einer juristischen und medicinischen Facultät zu einer förmlichen Universität aus, was im J. 1735 unter entsprechenden Feierlichkeiten stattfand. Zum Conservator dieser erweiterten Anstalt ernannte Friedrich Karl im J. 1741 seinen Weihbischof für Bamberg,

Fr. J. v. Hahn (s. A. D. B. X, 358), einen höchst talentvollen Mann und bedeutenden Gelehrten, besonders auf historischem Gebiet; diesem hatte er von Anfang an seine besondere Gunst zugewendet und sich seiner in den verschiedensten Geschäften und in den schwierigsten Fragen als eines besonders vertrauten Rathgebers bedient. Es war ein trübes Nachspiel der Regierung Friedrich Karl's, daß die zahlreichen Feinde und Neider, wie sie Hahn infolge seiner raschen, glänzenden Laufbahn und der fürstlichen Gunst sich allmählich zugezogen hatte, den ausgezeichneten Mann, sobald die Augen des fürstlichen Gönners sich geschlossen hatten, wegen angeblich ungerechter Bereicherung anzuklagen und zum Falle zu bringen suchten, was aber der frühzeitige Tod des Weihbischofs vereitelte; ein Werk unschöner Rache, von Leuten angezettelt, welche nicht sowol dem davon Betroffenen selbst, sondern gewiß nicht minder dem energischen, schaffensfreudigen Regiment des verstorbenen Fürstbischofs selbst infolge beschränkten Sinnes oder üblen Willens gram waren.

Neben dieser Fürsorge für das wissenschaftliche Leben waren es die bildenden Künste, als deren feinsinniger Förderer Friedrich Karl mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit erscheint. Er ist hier auf den von seinem Bruder Joh. Phil. Franz bereits eingeschlagenen Bahnen weiter fortgewandelt, und auch bei ihm darf der talentvolle B. Neumann als die Seele aller Bestrebungen auf diesem Gebiete bezeichnet werden. So wurde am 1. Juli 1736 die Vollendung der sogen. Schönbornscapelle beim Würzburger Dom mit großem Pomp gefeiert, und vor allem konnte der gewaltige Residenzbau, der unter dem Vorgänger Chr. Fr. v. Hutten einigermaßen in Stillstand gerathen war, jetzt ebenfalls, im Außenbau wenigstens, vollendet werden, am 30. December 1744, nachdem schon am 15. September 1743 die dazu gehörige Kirche unter glänzenden Festlichkeiten eingeweiht worden war. Auch er hatte, um so gewaltige Aufgaben würdig lösen zu können, zahlreiche bewährte Künstler von auswärts herangezogen, aber auch ebenso talentvolle junge Leute aus dem eigenen Lande zur entsprechenden Schulung zeitweilig in die Fremde geschickt. Außerordentlich groß ist sodann die Zahl von Kirchenbauten, die in den beiden Diöcesen Bamberg und Würzburg unter dem Einfluß der damaligen Baulust neu geschaffen oder im Geschmacke der Zeit umgestaltet wurden. Ferner wurde das Schloß Werneck bei Schweinfurt als Sommerresidenz erbaut, und nicht minder hat die Stadt Würzburg diesem Fürsten viel zu verdanken; er legte u. a. die stattliche Theaterstraße an und ließ zum erstenmal springende Brunnen errichten. So konnte sich der berühmte Kupferstecher Salomon Kleiner in Verbindung mit Pfeffel veranlaßt finden, im J. 1740 in einem eigenen Werke die „wegen prächtiger Schönheit als unvergleichlicher Befestigung weltberühmte Residenzstadt Würtzburg" zu verherrlichen. In Bamberg lies er u. a. die untere, bis dahin nur aus Holz aufgeführte Brücke durch eine steinerne ersetzen; ebenso erbaute er dort das Capitelhaus, das Bürgerhospital, Priesterseminar und Rathhaus. Daß alles dies nicht etwa bloß äußerlicher Prunksucht entsprang, sondern zugleich ein Ergebniß wohldurchdachter Regentenfürsorge war, geht schon daraus hervor, daß Friedrich Karl zugleich der Würzburger Universität eigene Lehrer der Civil- und Militärbaukunst aggregirte; als der erste dieser Docenten erscheint B. Neumann.

Zahlreiche Verordnungen, wie sie besonders in der Sammlung der Würzburger Landmandate enthalten sind, gewähren tiefe Einblicke in die anderen Seiten dieser Regierung, auf welche hier natürlich im einzelnen nicht eingegangen werden kann; sie zeigen uns, im ganzen genommen, das Bild einer Staatsverwaltung, welche es nicht verschmäht hat, neben den erhabensten Problemen auch das Kleinste und scheinbar Geringfügige klug und wohlmeinend zu behandeln. Von Anfang an zeigte sich Friedrich Karl bemüht um bessere Einrichtung

der Behörden; aufs sorgfältigste sollte mit Vermeidung unberechtigten Protectionswesens auf die Auswahl von tüchtigen Beamten und besonders auch auf deren gründliche Vorbildung gesehen werden. Lebhaft bemühte er sich um bessere Regelung des vielfach verworrenen Münzwesens; er hat auch, gleich seinem Bruder, eine stattliche Reihe der prachtvollsten Gold- und Silbergepräge herstellen lassen. Von seiner Sorge für das Landesvertheidigungswesen wurde oben schon gesprochen. Das Zucht- und Arbeitshaus erhielt eine bessere Verfassung. Durch eine Verordnung vom 21. April 1738 führte er eine Art von Tabakmonopol für das Hochstift Würzburg ein. In die Jahre 1739 und 1740 fallen Anordnungen gegen Vertheuerung des Getreides; sodann wurden Bestimmungen über Fruchtmärkte, Minderung von Zollbeschwerungen u. dgl. mehr getroffen. Besondere Verdienste erwarb sich Friedrich Karl um Kissingen. Da er selbst wiederholt mit günstigstem Erfolg die dortigen Gesundbrunnen gebrauchte, so traf er Fürsorge für zeitgemäße Verbesserungen und für den Schutz dieser Quellen gegen Eindringen des Saaleflusses. Bei dieser Gelegenheit wurde der sogen. „neue Brunnen" entdeckt, der dann unter dem Namen „Racoczy" jenem Bade vor allem seine Berühmtheit verschaffen sollte.

Wenn in diesem überwiegend glänzenden Regentenbilde auch die Schattenseiten nicht verschwiegen werden sollen, so dürfen dieselben wol in einer mitunter über das den gegebenen Verhältnissen entsprechende Maaß gehenden Prachtliebe gefunden werden; weiterhin in einer, wenn es darauf ankam, allzuschroffen Verfechtung eigener Gerechtsame. Letzteres trat u. a. bei langwierigen Streitigkeiten mit dem Bamberger Domcapitel zu Tage, dann aber besonders der Cistercienserabtei Ebrach gegenüber. Eine im J. 1738 erschienene Schrift eines Ebracher Conventualen P. W. Söllner „Brevis notitia etc." behandelte die alte Streitfrage, ob Ebrach reichsunmittelbar oder Würzburg unterworfen sei, in ersterem Sinne, worauf Friedrich Karl, darin geradezu Ehrenrühriges erblickend, am 20. April 1739 die Schrift unter Trommelschlag öffentlich zerreißen und ihre Verbreitung strengstens ahnden ließ.

Bei alledem darf man nicht glauben, daß bei Friedrich Karl über dem Diplomaten und Landesherrn die bischöflichen Obliegenheiten etwa zu kurz gekommen wären; alle competenten Stimmen, bis hinauf zum Kirchenoberhaupt Papst Benedict XIV. erschöpfen sich in Ausdrücken der Anerkennung seines tadellosen Eifers und seiner Verdienste auch auf diesem Gebiete. Er zeigte, was damals in gleichen Fällen anderwärts wol nicht zu häufig vorkam, in persönlicher Vornahme kirchlicher Functionen der verschiedensten Art den unverdrossensten Eifer und erließ eingehende Verordnungen über Pfarreivisitationen und andere wichtige, hier einschlagende Materien. Durch ihn wurde u. a. auch die Uebung des sogen. ewigen Gebetes für die ganze Diöcese eingeführt. Es war ihm sodann beschieden, im J. 1742 die Feier des 1000jährigen Bestehens des Bisthums Würzburg begehen zu können; dieselbe beschränkte sich aber, der damaligen schweren Kriegszeiten wegen, in der Hauptsache auf kirchliche Festlichkeiten.

Obwol der Senior des damaligen deutschen Episcopats, erfreute sich Friedrich Karl doch bis in sein 73. Lebensjahr einer seltenen Kraft und Frische. Eine Unvorsichtigkeit durch Genuß eines eisgekühlten Getränkes am 8. Juli 1746 führte eine Gesundheitsstörung und bereits am 25. Juli seinen Tod herbei. Die Leiche wurde dem Hauptheile nach in dem Familienmausoleum zu Würzburg, das Herz in Bamberg, einige andere Theile in Göllersdorf, in der Grafschaft Buchheim, beigesetzt.

Vgl. Sammlung der hochfürstlich wirzburgischen Landesverordnungen.

Wirzburg 1776. 2. Theil. — Gropp, Collectio novissima scriptorum et rerum Wirceb. Tom. IV. — Ussermann, Episcopatus Bamberg. et Wirceb. — Verschiedene Abhandlungen von Scharold, Keller, Ruland und Amrhein im Archiv des histor. Vereins für Unterfranken, Bd. I, II, III, X, XXIII, XXXIII. — A. Niedermayer, Kunstgeschichte der Stadt Wirzburg. 2. Ausg. Freiburg i. B. 1864. — Wegele, Geschichte der Universität Wirzburg. Wirzburg 1882, 2 Bde. — K. Th. Heigel, Der österreichische Erbfolgekrieg und die Kaiserwahl Karls VII. Nördlingen 1877.

Henner.

Schönborn: Johann Philipp v. S., Kurfürst von Mainz, Fürstbischof von Würzburg und Worms. Geboren zu Eschbach im Westerwald am 6. August 1605, ward S. frühzeitig dem geistlichen Stande bestimmt und noch während seiner Studienzeit (in Weilburg und Orleans) mit Pfründen in Würzburg (2. October 1621) und Mainz (1625) bedacht. Nachdem er, dieser Stellungen unerachtet, im Militärdienste gestanden und gegen die Türken gefochten hatte, kehrte er zur geistlichen Laufbahn zurück, in welcher er, bereits 1635 zum Propste in St. Burkard in Würzburg (15. November 1635) erwählt, demnächst als Nachfolger von Franz von Hatzfeld zum Bischofe von Würzburg (16. August 1642) emporstieg. Nach dem Tode des Erzbischofs Anselm Casimir von Mainz ward Johann Philipp, der bereits dem Domcapitel daselbst angehörte, auf den Stuhl des h. Bonifacius berufen (19. November 1647). Als Kurfürst von Mainz erachtete es S. als eine ihm besonders zukommende Aufgabe, die Beendigung der Friedensverhandlungen in Osnabrück und Münster zu beschleunigen. Hierin, wie in dem Bestreben, den Bestand der geistlichen Kurstaaten am Rheine zu erhalten, war sein Auftreten von Erfolg begleitet. Wie er aber hierbei, um zu seinem Ziele zu kommen, bald nach der einen Seite, nämlich nach Frankreich und Schweden, bald nach der anderen, nach Oesterreich und Spanien sich hinneigte, so verfolgte Johann Philipp bis zum Ende seiner Laufbahn in den großen politischen Angelegenheiten, in welche er sich unausgesetzt einmischte, eine Schaukelpolitik, die äußerlich schon dadurch zum Ausdrucke kam, daß er zu diplomatischen Sendungen bald den den Franzosen zugeneigten Kurmainzer Obermarschall Johann Christian von Boyneburg (s. A. D. B. III, 222 ff.), bald den kaiserlich gesinnten Würzburger Kanzler Sebastian Wilhelm Mehl verwendete. Den Spaniern vornehmlich abhold, trachtete S. darnach, dem Kaiser die Unterstützung der Ersteren unmöglich zu machen. Bereits 1650 auf dem Reichstage in Regensburg wollte Johann Philipp eine Einigung verschiedener Reichsstände herbeiführen, um die Spanier und Lothringer zur Räumung der von ihnen noch besetzten Plätze zu zwingen. Nicht im Geiste der kaiserlichen Politik war die Einigung der drei Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln vom 21. März 1651, welcher das Bündniß der geistlichen Fürsten des westfälischen Kreises auf dem Fuße folgte. Handelte es sich hierbei, der Hauptsache nach, um Vereinigungen einzelner Kreise zum wechselseitigen Schutz der Gebiete der Vertragstheile, so hatten Letztere doch noch eine Reihe von nicht ausgesprochenen Plänen, die mehr oder weniger deutlich ausgesprochen wurden bei Gelegenheit der Verhandlungen in Köln über eine Allianz der bestehenden Verbände, der nach wesentlichen Umgestaltungen der Vertragsbestimmungen Kurmainz beitrat (1655). Innerhalb dieses Bundes vertrat Johann Philipp die Richtung, welche auf Heranziehung sowohl protestantischer Fürsten als auch Frankreichs abzielte. Mit dem französischen Gesandten Gravel, der im August 1656 in Frankfurt erschien, um Beschwerde zu führen gegen den Kaiser wegen Verletzung des Friedens von 1648, knüpften die Mitglieder der rheinischen Liga Verhandlungen an. Mit Besorgniß sah Kaiser Ferdinand III. auf die Thätigkeit Schönborn's, den er vergeblich auf seine Seite

zu bringen suchte. Nach dem am 2. April 1657 erfolgten Tode des Kaisers regten sich Franzosen und Schweden, um den Sohn des Verstorbenen von der Nachfolge im Reiche auszuschließen. Gelang letzteres auch nicht, da weder der Pfalzgraf noch der Kurfürst von Baiern die von Frankreich angebotene Kaiserkrone annehmen wollten, so gelang es doch den Franzosen, dem zu Erwählenden die Hände zu binden, damit er ihnen nicht schaden könne. Dem am 18. Juli 1658 zum Kaiser erwählten, am 31. Juli darauf gekrönten Könige Leopold von Ungarn wurde eine Capitulation vorgelegt, deren Art. 13 und 14 dem Kaiser untersagten, an den in Italien und im burgundischen Kreise ausgebrochenen Kriegen sich zu betheiligen, noch auch den Gegnern Frankreichs in irgend einer Weise Hülfe zu leisten. Die Capitulation war hauptsächlich das Werk des von den Franzosen und Schweden gewonnenen S., der Triebfeder des Rheinischen Bundes (15. und 16. August 1658), der auf drei Jahre geschlossen, in den Jahren 1660 und 1663 nochmals auf je drei Jahre erneuert wurde. Von Oesterreich nicht unterstützt, mußte Spanien im Kriege mit Frankreich und England wegen der von Frankreich und England bedrohten spanischen Niederlande sich zum Pyrenäischen Frieden bequemen. Nachdem Frankreich auf diese Weise sich eines mächtigen Feindes entledigt hatte, konnte es mit mehr Nachdruck in dem zwischen Schweden und Polen ausgebrochenen Kriege zu Gunsten der Ersteren auftreten, wodurch es den auf Seite der Polen getretenen Kurfürsten von Brandenburg an der Verfolgung seiner Ziele hinderte und den Frieden von Oliva (3. Mai 1660), bezw. Kopenhagen herbeiführte. Als Johann Philipp die Beziehungen zu den dem Rheinbunde beigetretenen Franzosen ausnützend bei ersteren Hülfe suchte gegen die Bewohner von Erfurt, die ihm den Gehorsam verweigert hatten, erschien ein französisches Heer unter Führung des Generals Pradel, das in Verbindung mit deutschen Hülfstruppen am 6. September 1664 vor Erfurt rückte und die Uebergabe der Stadt (16. October 1664) erzwang. Dafür leistete Kurmainz wiederum gute Dienste, als Ludwig XIV., den Plan einer Universalmonarchie verfolgend, in Ausübung des sog. Devolutionsrechtes über die spanischen Niederlande und über Burgund herfiel, wobei S. insofern sich nützlich erwies, als er dem Durchzug eines österreichischen Hülfscorps durch sein Gebiet sich widersetzte und zur Herbeiführung des Aachener Friedens (2. Mai 1668) beitrug. Als nun aber Ludwig XIV. über Holland herfallen wollte, war Kurmainz nicht mehr auf Seiten Frankreichs; die von Frankreich drohende Gefahr versetzte den Kurfürsten in die größte Unruhe, wie er dies dem brandenburgischen Gesandten zu Würzburg bei einer Audienz vom 14. Februar 1672 eröffnete. Trotzdem war die Haltung von S. keineswegs für die zum Kampfe gegen die Franzosen verbündeten Mächte (Oesterreich und Brandenburg) von Vortheil, indem er den Uebergang der kurfürstlich brandenburgischen Truppen über den Main zu hindern wußte. S. wollte Zeit gewinnen, um einen Frieden mit Holland durch seine Vermittlung herbeizuführen. Bevor noch Brandenburg Holland aufgab und sich mit Frankreich verständigte, war der Kurfürst, den die Schmeichler unter den Zeitgenossen den „Salomo Germaniae“ nannten, aus dem Leben geschieden.

So verkehrt Johann Philipp's Haltung in Sachen der deutschen Politik war, so klug war sein Wirken als Landesherr in Würzburg, Mainz und Worms (seit 1663). Er verständigte sich als Kurfürst von Mainz mit Hessen-Cassel wegen Rückgabe der Aemter und Ortschaften Amöneburg, Fritzlar, Neustadt und Naumburg (24. September 1648), löste die an Kurpfalz verpfändete Bergstraße wieder ein (1650) und verglich eine Reihe von Streitigkeiten mit benachbarten Ständen. Wie er sich der Hülfe der Franzosen bediente, um in den Besitz von Erfurt zu kommen, welche Stadt sich am 16. October 1664 übergab, ist bereits erwähnt worden. Ganz besonderes Verdienst erwarb er sich um Kurmainz durch

eine Neueinrichtung aller, namentlich der höheren Dienststellen, und durch Errichtung eines Oberrevisionsgerichtes, nachdem er am 30. April 1654 das privilegium de non appellando erlangt hatte. Zur Hebung der Rechtspflege ging er mit dem Gedanken um, die bürgerliche Gesetzgebung umzugestalten, zu welchem Behufe der Geheime Rath v. Lasser die einheimischen Rechte, Gewohnheiten und Rechtssprüche sammeln mußte. Auf letzteren Entschluß mag wohl die Schrift des durch Boyneburg's Vermittlung nach Mainz berufenen jugendlichen Leibniz über die Methode, die Rechtsgelehrsamkeit zu lehren und zu erlernen entscheidend eingewirkt haben. Als vorsichtiger Landesherr ließ sich S. die bessere Befestigung von Mainz angelegen sein und nach Plänen des italienischen Ingenieurs Georg Joseph Spalla eine Reihe von Werken (1659—1670) ausführen. Als Erzbischof förderte er das Werk des Bartholomäus Holzhauser, des Begründers der Einrichtung der gemeinsam lebenden Priester, und durch Errichtung eines Priesterseminars in Mainz (1661). Der Stadt Mainz insbesondere kam zu statten die Errichtung der Schiffbrücke zwischen Mainz und Castel (1661) und die in Verbindung mit dem Domdecan Johann von Heppenheim bethätigte Gründung des Waisenhauses (28. April 1665). Zu ganz besonderem Verdienste ist ihm anzurechnen die auf Anregung von Friedrich Spee zurückzuführende Aufhebung der Hexenprocesse in seinen Landen. Nicht geringer ist das Verdienst Schönborn's um die Hebung der deutschen Wissenschaft, die er dadurch förderte, daß er eine Reihe von ganz bedeutenden Männern aller Zweige der Wissenschaft an seinen Hof zog. Nach ähnlichen Grundsätzen hat S. in Würzburg die inneren Verhältnisse geleitet, in geistlichen wie in weltlichen Dingen. Für die Würzburger Universität hat er sich den Ruhm eines „Wiederherstellers“ verdient, da hier die Eingriffe des großen deutschen Krieges viele Schäden veranlaßt hatten. So gerne Johann Philipp in Würzburg residirte, im Großen und Ganzen mußte dieses Hochstift doch dem von Mainz her dictirten System dienen und sich anschließen. So war es thatsächlich auch am Ende nicht anders gemeint, wenn schon in der ersten Zeit eine sogen. Conföderation beider Stifte abgeschlossen wurde, die wenn es überhaupt möglich gewesen wäre, zu einer Realunion hätte führen müssen. Mitten in den Bemühungen um die Herbeiführung eines Congresses zur Schlichtung aller obschwebenden Streitigkeiten zwischen den europäischen Mächten ereilte der Tod den Kurfürsten am 12. Februar 1673 in Würzburg, woselbst er auch beigesetzt wurde.

Joannis Mog. Rerum Liber V (Tom. I p. 959—974). — Werner, Dom von Mainz III S. 1—60. — Vogt, Rheinische Geschichten und Sagen IV, S. 150—178. — Guhrauer, Kurmainz in der Epoche von 1672, 2 Theile. — Rheinischer Antiquarius, 3. Abth., II S. 157—190. — Joachim, Die Entwicklung des Rheinbundes von 1658. — Pribram, Beitrag zur Geschichte des Rheinbundes. Wien 1887. — Derselbe, Zur Wahl Leopold's I. (1654 bis 1658). Wien 1888. — Ad. Köcher, Geschichte von Hannover und Braunschweig 1648—1714, 1. Thl. — Gropp, Coll. amplissima, II u. IV. — Peter, Der Krieg des Großen Kurfürsten gegen Frankreich 1672—1675. — Droysen, Geschichte der preuß. Politik, 3. Abth., II u. III. — Wegele, Geschichte der Universität Würzburg. — Ussermann, Episcopatus Wirceburg. — Heffner und Reuß, Neue Würzburger Chronik, II S. 91 ff.

Bockenheimer.

Schönborn: Lothar Franz v. S., Kurfürst von Mainz und Fürstbischof von Bamberg, geb. am 4. October 1655, entschloß sich frühzeitig, dem Beispiele einer Reihe von Mitgliedern seiner Familie folgend, in den geistlichen Stand zu treten. In noch jugendlichem Alter mit Stiftsherrnstellen in Bamberg, Würzburg und Mainz bedacht, war er mit Regierungsgeschäften schon hinreichend

vertraut, als er nach dem Ableben des Marquard Sebastian von Stauffenberg zum Bischofe von Bamberg erwählt wurde (16. November 1693). Der Hoffnung, dermaleinst in die Stellung seines Oheims Johann Philipp v. S. einzutreten, rückte er näher durch die Wahl zum Coadjutor des kranken Mainzer Erzbischofs Anselm Franz (3. September 1694). Nach dem Ableben des Letzteren (30. März 1695) hielt Lothar Franz am 30. April 1695 seinen Einzug in Mainz, wohin sein Vorgänger aus Furcht vor den Franzosen seit 1691 nicht mehr gekommen war. Diese zeigten sich während des sogen. orleanischen Krieges und zwar im ersten Jahre der Herrschaft von Lothar Franz auf kurze Zeit vor Mainz. Vor weiteren Beunruhigungen schützte vorerst der am 30. October 1697 zu Ryswijck abgeschlossene Friede. Bei dem Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges stand Lothar Franz auf Seite des Kaisers, dessen Ziele er bei den Berathungen der Kreisstände, denen er angehörte, sowie durch Aufstellung eines ansehnlichen Truppencorps und weitere Befestigung von Mainz wesentlich zu fördern suchte. Obwohl auch das Erzstift wiederholt von den Franzosen heimgesucht wurde, so kam der Erzbischof bis zum Ende des Krieges (17. September 1714) stets getreulich seinen dem Kaiser und Reich gegenüber übernommenen Verpflichtungen nach. Als während des Kriegs Kaiser Joseph I. am 17. April 1711 verstarb, berief Lothar Franz die Wahlfürsten, mit Ausnahme der geächteten Kurfürsten von Köln und Baiern, nach Frankfurt zur Wahl, die am 12. October 1711 zu Stande kam. Den Nachfolger im Reiche, Karl VI., krönte S. zu Frankfurt a. M. am 22. December 1711. Gleich seinem großen Oheime war Lothar Franz auf die Hebung des Erzstiftes und insbesondere der schwer geprüften Hauptstadt besorgt. So erwarb er das Amt Kroneberg 1704 für das Erzstift. Seiner Bau- und Prachtliebe verdankt Bamberg das Schloß, Mainz die Favorite und den prächtigen Neuen Brunnen. Von seinem Wohlthätigkeitssinn zeugt das St. Rochusspital in Mainz. Zum Behufe der Hebung der Hochschule in Mainz war er bereit, einige Pfründen den Professoren zuzuweisen. Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß er zur Hebung des Wohlstandes in seinem Lande eine Wollenmanufactur in Erfurt und eine Glas- und Spiegelfabrik in Lohr anlegte. Hochgeehrt von seinen Zeitgenossen verstarb der Erzbischof im Alter von 75 Jahren am 30. Januar 1729.

Joannis Mogunt. Rerum Liber V p. 985—996. — Ussermann, Episcopatus Bambergensis. — Rheinischer Antiquarius, 3. Abthlg., II S. 192 bis 206. — Werner, Der Dom von Mainz, III S. 106—134. — Bockenheimer, Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz, V S. 131—152.

Bockenheimer.

Schönborn: Johann Philipp Franz, Graf v. S., Fürstbischof von Würzburg 1719—1724, stammte aus jenem ursprünglich im Westerwald, im Gebiet von Kurtrier beheimatheten Geschlechte, welches seit der Erhebung Johann Philipp's (s. d. A.) zum Bischof von Würzburg und zum Kurfürsten von Mainz in den rhein- und mainfränkischen Gebieten festen Fuß faßte, in die vornehmsten Dom- und Ritterstifter Eingang fand, und durch wiederholtes Emporsteigen zu den höchsten Würden im Kirchen- und Reichsdienst binnen kurzem als eine der glänzendsten Familien des hohen Reichsadels dastand. Er war geboren zu Würzburg am 15. Februar 1673 (drei Tage nach dem Tode seines Großoheims, des Kurfürsten Johann Philipp), als der älteste Sohn Melchior Friedrich's v. S., der, in den Reichsgrafenstand erhoben, kurmainz'scher Erbschenk, Statthalter zu Aschaffenburg, sowie kaiserlicher geheimer Rath wurde und bei den Ryswijker Friedensverhandlungen Kurmainz vertrat; seine Mutter war Anna Sophia, geb. v. Boyneburg. Durch die Erhebung eines jüngeren Bruders jenes Melchior Friedrich, Lothar Franz auf den Bischofsstuhl von Bamberg und den Mainzer

Erzstuhl erfuhr das Ansehen des Hauses eine neue Steigerung, um sodann durch die sieben Söhne Melchior Friedrich's selbst bei einer in dieser Art wohl einzig dastehenden Gunst des Glückes den Höhepunkt zu erreichen; abgesehen von dem ältesten, in diesem Artikel zu behandelnden Sohne wurde der zweite, Friedrich Karl Fürstbischof von Bamberg und Würzburg; der dritte, Damian Hugo Philipp Fürstbischof von Speier und Constanz und Cardinal; der fünfte, Franz Georg Kurfürst von Trier, Bischof von Worms und Propst zu Ellwangen. — Frühzeitig zum geistlichen Stande bestimmt, erhielt Johann Philipp Franz bereits den 21. Februar 1682 als Domicellar die Anwartschaft auf ein Canonikat am Würzburger Domstift; seine höhere Ausbildung empfing er am deutschen Colleg in Rom und gab derselben dann noch durch verschiedene größere Reisen den damals in diesen Gesellschaftskreisen üblichen Abschluß. Seine hervorragenden geistigen Fähigkeiten, verbunden mit nicht gewöhnlicher Sprachenkenntniß, würdevollem Auftreten und gewandter Beredsamkeit, alles das noch unterstützt durch seine mächtigen Familienverbindungen, verschaffte ihm frühzeitig Verwendung in kurmainz'schen Diensten und in rascher Aufeinanderfolge die angesehensten kirchlichen Pfründen. Er wurde Domherr in Mainz 1687, in Bamberg 1694, in Würzburg 1699; sodann Propst des Bartholomäusstifts zu Frankfurt a. M. und Propst des Ritterstifts St. Alban zu Mainz; endlich Dompropst in Würzburg 10. Juli 1704, in Mainz 4. April 1714. Während dieser Jahre war er kurze Zeit als kurmainz'scher Statthalter in Erfurt, dann aber besonders im diplomatischen Dienste thätig; am päpstlichen und kaiserlichen Hofe, bei den Generalstaaten der Niederlande, am französischen, polnischen und preußischen Königshofe wird seines Wirkens rühmend gedacht; bis ihm dann seine am 18. September 1719 einstimmig erfolgte Wahl zum Nachfolger des Würzburger Fürstbischofs Johann Philipp II. v. Greiffenklau ein neues Feld der Thätigkeit zuwies. Auch hier war, nach Allem zu schließen, sein Wirken durchaus tüchtig und achtungerweckend, so daß man nur die kurze Dauer eines so energischen, zielbewußten Regimentes beklagen konnte. Mit mehr oder weniger allen damaligen Gliedern seiner Familie war ihm ein ins Große gehender Zug gemein, verbunden mit Neigung zu glänzender Prachtentfaltung. Nachdem ihm sein Oheim Lothar Franz am 10. November 1720 die Bischofsweihe ertheilt hatte, nahm er sofort die Regierung seines Landes mit sichtlichem Eifer in Angriff. Was seine reichsfürstliche Stellung anlangt, so sind während seiner wenigen Regierungsjahre, einer ohnedies friedlichen Zeit, keine hervorstechenden Momente namhaft zu machen; zum kaiserlichen Hofe war sein Verhältniß von seiner früheren Laufbahn her ein gutes, und nicht minder wird seiner Bemühungen, mit allen benachbarten Reichsständen ohne Unterschied der Confession freundliche Beziehungen zu unterhalten, rühmend gedacht. Ein langjähriger Streit mit der Abtei Fulda wegen der dort von Seite Würzburgs beanspruchten geistlichen Gerichtsbarkeit fand durch kluges Nachgeben Johann Philipp Franz' seine befriedigende Lösung in einem zu Karlstadt im December 1722 abgeschlossenen Vergleich. Um so vielseitiger war dagegen auch in einer so kurzen Zeit seine landesherrliche Thätigkeit. Eine seiner ersten Maßnahmen bildete die Fürsorge für Fortführung der unter seinem Großoheim Johann Philipp nach neuem System begonnenen Befestigung der Hauptstadt, wie auch der anderen Landesfestung Königshofen im Grabfeld; wegen des im Lande herrschenden Nothstandes erhob er zur Deckung der bedeutenden Kosten hiefür von seinem gesammten Clerus durch Erlaß vom 15. März 1720 einen Beitrag; ebenso erbaute er eine neue Kaserne in Würzburg oberhalb der Mainbrücke. Ueberhaupt war die Baulust, wie wir das bei der Familie S. fast durchgängig finden, eine seiner hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten. Er bediente sich dabei eines jungen, vielverheißenden Talentes, dessen

Heranbildung wohl ganz besonders als sein Verdienst betrachtet werden muß, des Artillerieobersten Balthasar Neumann. Geboren 1687 in Eger, kam derselbe als Stück- und Glockengießergeselle nach Würzburg, eignete sich hier höhere Kenntnisse, besonders in der Mathematik an, trat 1712 bei der Würzburger Artillerie ein, wo er es bald zum Officier brachte, und wurde dann von dem Fürstbischof, der seine Begabung früh erkannt hatte, auf Kunstreisen nach Italien, Frankreich und Holland geschickt. Hier erhielt sein Talent jene Schulung, von der er innerhalb wie außerhalb des Würzburger Landes (so u. A. in Bruchsal und Coblenz) die glänzendsten Proben ablegte, so daß er als einer der geschätztesten Architekten seiner Zeit gelten konnte. In Würzburg selbst bildete eine seiner Hauptaufgaben einmal die Erbauung der sogen. Schönborncapelle. Schon vor seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl war es ein Lieblingsgedanke für Johann Philipp Franz, seiner Familie bei der Domkirche ein großartiges Mausoleum zu errichten. Allein erst nach längerem Widerstande von Seite des Domcapitels konnte die Sache verwirklicht werden; am 4. Juni 1721 fand die feierliche Grundsteinlegung statt; die Vollendung erfolgte erst durch den Bruder Friedrich Karl. Der an den nördlichen Querschiffarm des Domes sich anlehnende Bau paßt in keiner Weise zu der alten, ohnedies etwas nüchtern gehaltenen romanischen Basilika; an und für sich betrachtet ist er aber ein Meisterstück im Stil jener Zeit. Aber noch viel weitaussehender war der andere Auftrag, dessen Lösung die eigentliche Lebensaufgabe Neumann's bildete. Da die alte fürstliche Residenz auf dem Marienberge jenseits des Mains als nicht mehr praktisch erschien, so hatte schon der Vorgänger Johann Philipp II. v. Greiffenklau auf der Hauptseite der Stadt, am Rennweg ein kleines Schloß von Petrini erbauen lassen, das aber bald baufällig wurde. Diesen Gedanken eines neuen Residenzbaues nahmen nun Johann Philipp Franz und sein Baumeister von neuem auf, um denselben in der großartigsten Weise zur That werden zu lassen. Bereits am 22. Mai 1720 fand unter großem Pomp die Grundsteinlegung statt. Neumann's Risse und Studien zu dem Riesenwerke (im Original erst neuerdings in der Würzburger Universitätsbibliothek wieder aufgefunden) wurden dem Mainzer Hofe, sowie berühmten Pariser Architekten zur Begutachtung vorgelegt, nach deren Rathschlägen man Manches änderte. Rüstig ging man dann ans Werk; zahlreiche fremde Künstler wurden für eine würdige innere Ausstattung gewonnen; aber erst dem Bruder Friedrich Karl war die Genugthuung beschieden, dieses Werk echt Schönborn'schen Geistes vollenden zu können; ein Bau, freilich nicht recht in Einklang stehend mit den Verhältnissen eines so kleinen Staates, aber abgesehen davon ein ebenso reiches, als durchaus edles, von geschmackloser Ueberladung freies Meisterwerk des Barockstils. Neben diesen, für eigene Zwecke bestimmten Bauten traf aber Johann Philipp Franz durch ein am 22. August 1722 erlassenes Baumandat in eingehender, verständiger Weise Fürsorge für Hebung des Bauwesens in seiner Hauptstadt. Wenn weiterhin die Würzburger Bischöfe von jeher von ihrem Münzrechte ausgedehntesten Gebrauch gemacht hatten, so kommt der aufs Prächtige gehende Charakter dieser Regierung auch darin zum Ausdruck, daß Johann Philipp Franz gar keine kleineren Courantmünzen, wol aber eine stattliche Anzahl herrlicher Schaumünzen, meist durch die kunstreiche Hand des Nürnberger Graveurs Vestner herstellen ließ.

Daß nun über einem nach außen hin so glänzend sich gestaltenden Auftreten das Wohl des Landes im übrigen zu kurz gekommen wäre, kann keineswegs behauptet werden. So hat sich Johann Philipp Franz um die Hebung der geistigen Cultur entschiedene Verdienste erworben; u. A. durch Gründung einer historischen Professur an der Universität; durch Berufung des trefflichen Geschichtsforschers Joh. G. v. Eckhart zum Hof- und Universitätsbibliothekar und

Historiographen; er hat demselben bereits den Auftrag zu dem so berühmt gewordenen Werke „Commentarii de rebus Franciae orientalis“ ertheilt; sodann durch bessere Dotirung der Universitätsbibliothek, Begünstigung des mathematischen Unterrichts, Bereicherung des botanischen Gartens, und endlich durch den Plan der Errichtung eines anatomischen Theaters, welchen dann der Nachfolger verwirklichen konnte. Aber auch außerhalb dieser geistigen Sphäre legen seine zahlreichen Erlasse, wie sie in den Würzburg'schen Landesverordnungen gesammelt sind, Zeugniß ab von gesundem Blick und energischem Willen, wenngleich sich hier seine Thätigkeit im Ganzen mehr auf Hebung von Mißständen, als auf neue schöpferische Thaten erstreckte. So suchte er Mißbräuchen im Gerichtswesen zu steuern; eine neue Taxordnung wurde erlassen; 1721 eine zum Schutz der Forsten sehr dienliche Waldordnung; Anordnung von Viehmärkten; eine Feuerordnung; Maßregeln gegen Mißbräuche in einzelnen Handwerken und Gewerben; sodann eine Verordnung, welche die allzugroße Verminderung steuerpflichtiger bürgerlicher Güter zu Gunsten der abgabenfreien geistlichen und adeligen Güter für die Zukunft verhindern sollte; endlich wiederholte strenge Vorschriften gegen das Bettler-, Vaganten- und Zigeunerwesen und gegen nächtliches Unfugtreiben. Mitten in dieser eifrigen Regententhätigkeit, die auch, was die rein geistlichen Angelegenheiten betrifft, nichts zu wünschen übrig ließ, ereilte den Fürsten ein plötzlicher Tod auf freiem Felde auf der Rückkehr von einem Besuch bei dem Deutschordensgroßmeister zu Mergentheim, bei dem Dorfe Löffelsterz am 18. August 1724. Er wurde im Dom beerdigt; sein Bruder und zweiter Nachfolger Friedrich Karl ließ ihm in dem neuen Mausoleum ein prächtiges Denkmal errichten.

Vgl. Sammlung der hochfürstlich wirzburgischen Landesverordnungen. 1. Theil. Wirzburg 1776. — Gropp, Collectio novissima scriptorum et rerum Wirceburgensium. Tom. IV. — Ussermann, Episcopatus Wirceburgensis. — A. Niedermayer, Kunstgeschichte der Stadt Wirzburg. 2. Ausg. Freiburg i. Br. 1864. — Wegele, Geschichte der Universität Wirzburg. Wirzburg 1882. — Archiv des histor. Vereins von Unterfranken. Bd. XXXIII.

Henner.

Schönborn: Gottlob Friedrich Ernst S., geb. am 15. September 1737 zu Stolberg am Harz, wo sein Vater Martin Gottlieb S. Hofdiakonus war, † am 29. Januar 1817 auf Schloß Emkendorf und auf dem Kirchhof von Westensee begraben. Nicht durch das was er geleistet hat, sondern durch seine vielversprechende Begabung und seinen Freundeskreis hat S. sich seinen bescheidenen Platz in der Litteraturgeschichte erworben. Schon 1740 wurde der Vater Prediger zu Bordelum in Holstein. 1755 kam S., nachdem er die Schulen zu Bredstedt und Crempe besucht, nach Kloster Bergen, 1758 bezog er, um Theologie zu studiren die Universität Halle, zeigte aber als er 1761 nach Holstein zurückkehrte, keine Neigung zur geistlichen Laufbahn. Er wurde Hauslehrer auf Gut Trenthorst und schloß innige Freundschaft mit Claudius, den er 1764 nach Kopenhagen begleitete, wo der étudiant en philosophie, en belles lettres, en médécine 1768 Hofmeister im Hause des Ministers Bernstorff wurde. So gehörte er, mit Klopstock, Gerstenberg, H. P. Sturz, den Brüdern Stolberg befreundet, dem nordischen Litteraturkreise an (s. A. D. B. IX, 62), und folgte nach Bernstorff's Sturze ihm und Klopstock nach Hamburg. Als der jüngere Bernstorff Minister geworden, ernannte er den treuen Anhänger zum dänischen Consulatssecretär in Algier. Der Anfang der Reise führte ihn nach Göttingen, wo er als Freund Klopstock's im Haine ehrenvolle Aufnahme fand und Frankfurt, wo er in Goethe's Vaterhause wohnte, die Freundschaft des Sohnes und der Eltern erwerbend. Von Marseille fuhr er an seinen Bestimmungsort. Von 1774—1777 blieb S. in Algier, erlebte den mißglückten Landungsversuch der Spanier und entwarf

Pläne, mit Hülfe der Freimaurer einen deutschen Freibeuterzug gegen Algier in Scene zu setzen. Von 1777—1802 war er unter wechselnden Gesandten Legationssecretär in London und hatte zeitenweise unter schwierigen Verhältnissen die Vertretung Dänemarks allein zu führen. Seine Liebe zu Angelika Kaufmann wurde von der Freundin Klopstock's und Goethe's nicht erwidert. Der Aufenthalt und Dienst in London wurde ihm mit den Jahren immer mehr verleidet, allein nach 25jähriger Thätigkeit konnte er als Legationsrath sich Hamburg als Ruhesitz auswählen. Er selbst war aber zu lange von Deutschland ferne gewesen, um nach so langer diplomatischer Arbeit wieder die alten litterarischen Pläne aufzunehmen. Fremd stand er in einer veränderten Welt. In London hatte er 1786 mit Fr. Heinr. Jacobi Freundschaft geschlossen, mit ihm verbanden ihn auch nach der Rückkehr philosophische Studien. 1806 besuchte er Graf Friedrich Reventlow, unter dem er in London gedient, auf Schloß Emkendorf, das von da an sein bleibender Aufenthalt wurde. Dort schloß er den Freundschaftsbund, nach dem Gerüchte sogar eine heimliche Ehe mit Katharina Gräfin zu Stolberg. 1815 ernannte ihn die Universität Kiel zum Ehrendoctor, der dänische Hof zum Etatsrath.

1774 versprach Klopstock den jungen Göttinger Dichtern Gerstenberg, Schönborn und Goethe dem Haine zu verbinden; Boie fand den Uebersetzer der neunten Pythischen Ode im letzten Theile der Schleswig'schen Litteraturbriefe (Deutsche Litteraturdenkmale, Heft 29, S. CXXXII) einen vielversprechenden Kopf. Einen Theil der achten Pythischen Ode, das Lied einer Bergnymphe und das Bruchstück aus einem größeren lyrischen Werke „Die Wirkungen des Schlafs“ brachte der Wandsbecker Bote; der Göttinger M. A. f. 1775 den „Feldgesang von einer Freiheitsschlacht“. Berichte Schönborn's aus Algier brachte Boie's Deutsches Museum. Die früheren wie noch vereinzelte spätere Gedichte verrathen keine besondere poetische Begabung. Dagegen zeigen Aufsätze und Briefe mehr als gewöhnliche Ausbildung der Prosa. Der von Rist mitgetheilte „Abriß einer Geschichte des Spinozismus“ hat ebensowenig wie die poetische Phantasie „Die Faunenhöhle“ S. zum Verfasser. Wir sind so zur Beurtheilung von S. fast ausschließlich auf die Urtheile seiner Freunde, Klopstock, Gerstenberg, Goethe, Perthes, Jacobi angewiesen, die alle sowohl seinem Charakter wie seinen Fähigkeiten hohes Lob zollen. Der spätere weltscheue Sonderling trat in der Sturm- und Drangperiode als gleichberechtigtes Genie in den Kreis der poetischen Genossen; wäre S. in Deutschland geblieben, so würde er wahrscheinlich durch philosophische Arbeiten sich bemerkbar gemacht haben; nun taucht der Correspondent Goethe's nur als flüchtige Erscheinung im nordischen und Göttingischen Litteraturkreise auf. Die Goethe'schen Briefe und Schönborn's Bild aufbewahrt zu haben ist das Verdienst von J. Rist: Schönborn und seine Zeitgenossen. Drei Briefe an ihn nebst einigen Zugaben aus seinem Nachlaß und einer biographischen Skizze als Einleitung. Hamburg 1836. Wieder abgedruckt in Joh. Gg. Rist's Lebenserinnerungen III, 274. Gotha 1888. Rist's Skizze ward berichtigt und ergänzt durch Weinhold's Einleitung und Beigaben zu: G. F. E. Schönborn's Aufzeichnungen über erlebtes. Kiel o. J. (Einzeldruck aus d. Zeitschrift d. Gesellsch. f. schleswig-holstein-lauenburg. Gesch. 1870. I, 129).

Lübker-Schröder, Lexikon d. schleswig-holstein-lauenburg. Schriftsteller II, 523. — Cl. Th. Perthes, Fr. Perthes' Leben I, 138. — Redlich, Zum 29. Januar 1879. Festschrift für Gg. R. Röpe. Hamburg 1878.

Max Koch.

Schönborn: Karl Gottlob S., bedeutender Schulmann, 18. März 1803 bis 8. August 1869, war der Sohn des Rectors der Stadtschule und späteren Diakonus Johann Martin S. zu Meseritz in der Provinz Posen. Im väter-

lichen Hause, in Züllichau und in Schulpforta erhielt er die Vorbereitung für die Universität. Eine Frucht schon der frühesten Erziehung war die bewundernswerthe Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit, auch die herbe Strenge trat schon früh hervor. In Schulpforta verlebte er schöne Jünglingsjahre in lebendigstem Studieren, besondere geistige Förderung verdankte er dem wenig älteren Lehrer Koberstein; ein tiefes Verständniß für die Meisterwerke der deutschen Litteratur hat ihn später vor vielen anderen Philologen ausgezeichnet. Die Philologie studierte er 1822—1826 in Breslau, in erster Reihe von Passow angezogen; ihm bekannte er nächst den Eltern das Meiste zu verdanken. Als Historiker wirkte Wachler auf ihn, von den Philosophen zumal Braniß, von den Theologen Gaß. Er löste als Student zwei historische und eine philologische Preisaufgabe. Noch mit der Promotion beschäftigt ward er von Passow zum Prorector des Gymnasiums zu Guben vorgeschlagen. Er verwaltete dies Amt von Johannis 1826 bis Michaelis 1830, leitete dann bis Ostern 1834 das Gymnasium zu Schweidnitz und darauf bis zu seinem Tode, der unerwartet früh am 8. August 1869 im Bade Landeck erfolgte, das zu St. Maria Magdalena in Breslau. In Schweidnitz und in Breslau hat er die schwierige Aufgabe, zuchtlos gewordene Schulanstalten zur Ordnung zurückzuführen, mit unbeugsamer Strenge, aber auch mit glänzendem Erfolge gelöst. Seine Begabung zum Lehren war gleich groß wie sein Directionsgeschick. Mit gründlichem Wissen und ununterbrochenem Interesse an der Wissenschaft, namentlich der classischen Philologie, vereinte er den lebhaftesten Sinn für die Künste. Mit Meisterschaft erklärte er in der Prima Sophokles, Horaz und Goethe. Das Denkvermögen seiner Schüler zu schärfen, sie zum klaren Ausdruck des Gedachten zu bringen war ihm das Ziel des Unterrichts. — Ein ungewöhnliches Maaß von Arbeitskraft, unbeugsame Energie, Leichtigkeit zu arbeiten, Ordnungssinn befähigten ihn, auch außerhalb seiner Thätigkeit als Lehrer und Lenker eines Gymnasiums, das schließlich das größte Preußens wurde (1056 Schüler, 33 Lehrer), noch eine für die Stadt Breslau und für die Provinz Schlesien höchst verdienstvolle Wirksamkeit zu entfalten. Er wurde Mitglied, dann Vorsitzender der städtischen Schulendeputation und ersparte der Stadt Jahre lang die Anstellung eines städtischen Schulraths; er wurde Mitglied und längere Zeit Director der wissenschaftlichen Prüfungscommission, er erwarb sich hervorragende Verdienste als Director der schlesischen Blindenanstalt. Er war Secretär der philologischen Section, zuletzt Generalsecretär der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur; in allen Vereinen für die Pflege der Musik und der bildenden Künste that er sich unter den leitenden Mitgliedern hervor. Kirchlichen Sinn bethätigte er lebhaft, er war ein treuer Anhänger Schleiermacher's. Bei einer so ausgedehnten praktischen Thätigkeit vermochte er selbständiger Forschung nur wenig Zeit zu widmen; doch schrieb er Programme zur griechischen Litteraturgeschichte, „Zur Verständigung über Goethe's Faust", „Beiträge zur Geschichte der Schule und des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena" I—IV und Anderes. Die Gelegenheitsreden in der Schule hielt er meistens selbst. „Ausgewählte Schulreden nebst einem Lebensabriß" gab 1872 C. Cauer heraus.

Eine ausführlichere Lebensskizze ließ sein langjähriger College Herm. Palm 1870 in den Schlesischen Provinzialblättern erscheinen. Ihr ist auch ein gutes Porträt beigegeben, ebenso ein Verzeichniß seiner Schriften.

Markgraf.

Schönborner: Georg Herr von und zu S. und Ziesendorf, Rechtsgelehrter, wurde geboren am 29. Januar 1579 zu Hartmannsdorf in der schlesischen Herrschaft Freistadt. Er studirte zu Frankfurt a. O., Leipzig, Helmstedt, Jena, Marburg, Altorf und Heidelberg, erwarb 1608 zu Basel die Doctorwürde der

Rechte und begab sich hierauf nach Tübingen und Straßburg. 1609 wurde er von Johann Georg, Grafen zu Hohenzollern zu seinem Hofkanzler ernannt. Später vertauschte er diese Stelle mit dem Kanzleramt beim Grafen Joh. Ulrich Schaffgotsch, woneben er das Amt eines Syndikus in Glogau versah. Als königlicher Fiskal in Niederschlesien und Lausitz 1629 vom Kaiser Ferdinand II. zu seinem wirklichen Rath ernannt und in den Ritterstand erhoben, wurde er zuerst Landstand im Fürstenthum Glogau, dann 1633 kaiserlicher Pfalzgraf, als welcher er mit Hinterlassung von zwei Söhnen am 23. December 1637 starb. Von ihm erschienen: „Politicorum libri septem“, nach der Vorrede zur ersten Ausgabe (1614) bereits im J. 1610 geschrieben, dann Lübeck 1627, 8°, Leipzig 1629, 4°, Amsterdam (Officina Elzeviriana) 1660, 12° neu aufgelegt. „Analysis pandectarum“; „Tractatus de venatione“; „Statuta civitatis Saganensis“; „Commentatio de jure Silesiae feudali“. Außerdem schrieb er das Werk: „Libera Viadri in oceanum navigatio oder de jure stapulae Vratislaviensium“, welches aber, dem Kaiser Ferdinand II. gewidmet, Manuscript geblieben ist. Sein Hauptwerk, die oben angeführte Schrift „Sieben Bücher Politik“, ist eine Encyclopädie der Staatswissenschaften, ganz im Geiste der späteren Humanisten geschrieben, zu deren besten Vertretern unter den Deutschen S. zählt; ist das Buch auch arm an originellen Gedanken, eine meist kritiklose Zusammenstellung von einzelnen Nachrichten über staatliche und gesellschaftliche Einrichtungen bei den Alten, sowie von Aussprüchen der griechischen und römischen Autoren, der Patristik und der neueren Staatsphilosophie (Patricius, Bodinus), so verdient es doch wegen seiner durchgebildeten Systematik Beachtung und übertrifft damit an Vollständigkeit der Erörterungen über die staatlichen Einrichtungen die meisten Bücher seiner Zeitgenossen, Camerarius, Erenbergk, Arnisaeus, Clapmarius, Keckermann, mit deren Schriften S. übrigens wohl vertraut ist; die eingehende Uebersicht der staatswissenschaftlichen Litteratur, welche ihm zu Gebote stand, gehört zu den werthvollsten Beigaben seiner Schrift. So dürftig und utilitarisch auch seine Ethik ist, mit deren banalen Sätzen er die mehr beschreibenden Theile seines Werkes verbindet, so zeigen doch diese ein Verständniß für die realen Vorgänge des Lebens und besonders für den gesellschaftlichen Aufbau des Staates, welches den unmittelbaren Einfluß der großen Humanisten der vorausgegangenen Periode noch deutlich erkennen läßt.

Zedler, Univ.-Lex. XXXV. — Roscher, Gesch. d. Nat.-Oek. 145.

Inama.

Schönbrunn: Johann S. ist der Name eines Dichters geistlicher Lieder, von dessen Lebensumständen nur bekannt ist, daß er Diakonus in Chemnitz war und vor November 1556 gestorben ist. Seine Gedichte erschienen theils in Einzeldrucken, theils in einer Sammlung, die sein Sohn, Adam S., mit einer Vorrede vom 15. November 1556 (Erfurt 1557) herausgab. Unter seinen Liedern ist das bekannteste geworden: „Herr Jesu Christ, erbarm dich mein, von Sünden rein mach mich durch dein Barmherzigkeit“ nach der Melodie „Mag ich Unglück“.

Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, III, 842 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., I, 287. — Goedeke, 2. Aufl., II, 190.

l. u.

Schönchen: Ludwig S., Litterat, geboren 1817 zu München als Sohn des Hofmusikers Michael S., † daselbst am 3. September 1873. Er studirte zu München Jura, übernahm dann aber 1838 die Redaction der (katholischen) „Augsburger Postzeitung“, die er dreizehn Jahre lang führte. 1851 übertrug ihm der Minister Graf Reigersberg die Leitung der ministeriellen „Neuen Münchener Zeitung“, die er bis zur Entlassung des Ministers (1858) führte. Er

wurde dann Secretär im geheimen Hausarchiv, später mit dem Titel eines königlichen Rathes, blieb aber auch jetzt noch publicistisch thätig. Von 1864 an besorgte er die dritte Auflage der Manz'schen Realencyclopädie, die 1865—1873 in zwölf Bänden erschien. Die von ihm unterzeichnete Vorrede des letzten Bandes ist „Ende März 1873" datirt.

Lit. Handweiser, 1873, S. 492. R.

Schondoch: S. oder Schöndoch, epischer Dichter des ausgehenden 14. Jahrhunderts, war Zeitgenosse und wol auch Landsmann des Oesterreichers Peter Suchenwirt. Dafür spricht, daß nur eine jetzt verlorene Handschrift Suchenwirt'scher Dichtungen vom Jahre 1402 S. als Dichter der in vielen Hss. erhaltenen „Königin von Frankreich" kennt und daß in diesem Gedichte die einzige bei Namen genannte Gestalt ein Herzog Leopold von Oesterreich ist, dessen Name in keiner der zahllosen übrigen Fassungen desselben Stoffs begegnet; es mag das ein Compliment für den durch seinen Heldentod bei Sempach bekannten Fürsten gewesen sein; die freilich mehr nachlässigen als dialektischen Reime der beiden Erzählungen Schondoch's zeugen wenigstens nicht gegen österreichische Herkunft des Dichters, der Fahrender gewesen sein wird. In der formell ungeschickteren, also wol ältern Dichtung, dem „Littauer", den Laßberg irrig Hugo von Langenstein zuwies, nennt sich S. am Schluß selbst als Verfasser; Uebereinstimmungen im Reim- und Wortgebrauch (vgl. z. B. Litt. 297 f. mit Gesammtabent. 8, 525 f.) bestätigen, daß ihm auch die „Königin von Frankreich" gehöre. Seine Quelle war wol beidemal mündliche Ueberlieferung, obgleich es an coquetten Hinweisen auf Bücher nicht ganz fehlt (Litt. 6; Kön. 124). Die Deutschordenssage von der wunderbaren Bekehrung eines heidnischen Littauerfürsten zu Thorn, der Christus in Riesengestalt in der Hostie sah, konnte S. etwa von Suchenwirt oder einem andern Theilnehmer der Preußenfahrt Herzog Albrecht's von Oesterreich 1377 gehört haben; die Legende, eine Doublette der Witukindsage, mag sich auf den freilich aus ganz andern Gründen getauften Großfürsten Mindowe von Littauen (1251) bezogen haben. Die „Königin von Frankreich" erzählt die mit der Genovevalegende verwandte Sage von der verleumdeten Königin Sibilla (oder Blancheflor), der Gattin Karl's des Großen, und dem Verräther Macaire, der durch den Hund des Aubry entlarvt wird; Namen werden nicht genannt; von den französischen Chansons und Romanen, die den Stoff behandeln, unterscheidet sich Schondoch's Dichtung namentlich dadurch, daß die höchst umständlichen Irrfahrten Sibilla's mit dem treuen Holzhauer Varocher fehlen und das Wiederfinden der durch Macaire getrennten königlichen Gatten sich novellistisch einfach und ganz abweichend abspielt. So zweifellos Schondoch's abgekürzte Darstellung in der einheitlichen Wirkung den Vorzug vor den durch Episoden aufgeschwellten französischen Dichtungen verdient, so sicher wird diese Concentration doch nur zum kleinsten Theile sein Verdienst sein. Charakteristische Detailzüge, wie z. B. daß S. gleich einem spanischen Drama den Holzhauer zum Köhler macht, machen es doch wohl wahrscheinlich, daß Schondoch's Gedicht auf einer uns unbekannten französischen Quelle ruht, die ihm durch knappen mündlichen Bericht ohne Namen überkommen sein wird; daß nicht S. selbst die mit historischen Figuren ausgestattete Sage ins namenlose Märchen verwandelt hat, beweist eben die Einführung Leopold's von Oesterreich, der die sympathische Rolle spielt, die im Französischen meist dem Baiernherzog Naimes zufällt. Schondoch's Darstellung ist in beiden Dichtungen knapp und klar, aber freilich ganz kunstlos, und mit naiver Unbefangenheit ausschließlich auf das Stoffliche gerichtet.

Den „Littauer" gab heraus Frhr. v. Laßberg: „Ein schoen und anmuetig Gedicht, wie ein heidescher Kúng, genannt der Littower, wunderbarlich

bekert . . . . ward, vor mer den fünfhundert Jaren, durch Bruoder Hugen von Langenstein, also in Reimen gepracht, und jezt zum erstenmal . . . . ans Liecht gestellt, durch Maister Seppen von Eppishusen" (Const. 1826). — Die „Königin von Frankreich" in v. d. Hagen's „Gesammtabenteuern" Nr. 8 u. ö.; vgl. ebda. Bd. 3, S. 778 fgg.; Suchenwirt, hrsg. von Primisser S. L; Macaire, chanson de geste, publ. par Guessard (Paris 1866) S. LXVII.

Roethe.

Schöne: Friedrich Gottlieb S., Philolog. Er wurde am 9. November 1806 zu Gadegast bei Wittenberg geboren. Nach dem Tode seines Vaters, eines Predigers, kam er dreiviertel Jahre auf das hallische Waisenhaus, dann nach Wittenberg, wo er zwei Directoren als primus omnium des Gymnasiums beglückwünschte, obgleich Friedrich Ritschl sein Mitschüler war, der mit ihm 1825 abging. S. schloß sich in Halle an Reisig an, der der Ueberlieferung unter seinen begeisterten Schülern nach durch seine Liebe zu Italien und das dortige Klima einen allzufrühen Tod fand. 1829 lehrte S. am Gymnasium der Vaterstadt Wittenberg, wurde im Herbst Hülfslehrer in Stendal unter Haacke, dem Verfasser eines damals viel verbreiteten geschichtlichen Handbuches, und kam 1838 nach Halberstadt, wo er besonders durch seinen seelenvollen Unterricht im Griechischen Bedeutendes wirkte. Dieser schloß sich besonders gut an seine in demselben Jahre erschienene Auswahl aus Lucian's Schriften zum Schulgebrauche an. In ähnlicher Weise dürfte er später als Director die von ihm veranstaltete Auswahl von Tragödien des Euripides (1851—1853) für den Schulgebrauch verwerthet haben. Seit dem 12. August 1839 war er Director in Herford. Hier mußte er für das Fortbestehen des Gymnasiums thätig sein, aber auch in dieser schwierigen Lage gewann er alle Herzen durch die milde Freundlichkeit, die sich bei ihm mit gründlicher wissenschaftlicher Bildung vereinigte. Er hoffte mit seiner Familie in eine etwas bessere Lage zu kommen, indem er nach Stendal zurückkehrte, wo er am 7. April 1857 das Directorat antrat, aber schon am 7. September 1857 starb.

Vergl. die Osterprogramme der Gymnasien zu Herford und zu Stendal von 1858.

H. Pröhle.

Schoene: Gustav S., Germanist. Er wurde am 5. Mai 1831 als Sohn des vielleicht noch lebenden Zimmerpoliers August S. zu Halle a. S. geboren. Nicht sowohl seine Talente, als der Umstand, daß er als Handwerkerlehrling zu schwach war, bewirkte, daß er im Alter von fünfzehn Jahren noch für das Studium bestimmt wurde, wobei nicht leicht irgend eine andere Stadt so gute Aussichten bot als seine Vaterstadt, in der eine Menge von Bildungsanstalten auf dem kleinsten Raume zusammengedrängt sind. S. besuchte von Ostern 1846 an die lateinische Schule der Francke'schen Stiftungen und studirte von Ostern 1851 bis 1855. Er löste eine geschichtliche Preisaufgabe der Universität Halle-Wittenberg, die er 1856 auch in deutscher Bearbeitung unter dem Titel „Die Amtsgewalt der fränkischen Majores domus" herausgab. Damit hatte er ein Thema erwählt, von welchem Pertz gewissermaßen ausgegangen war und es gelang auch seinem einflußreichsten Lehrer Heinrich Leo zu bewirken, daß S. zu den Monumenten nach Berlin berufen wurde. Indessen der Wetteifer mehrerer Schüler Ranke's, die damals Forschungen über die Karolinger anstellten, sowie Schoene's Mittellosigkeit machten ihn für eine solche mehr akademische Thätigkeit, wie sie bei den Monumenten von ihm erwartet wurde, weniger geeignet. Schon im Herbst 1855 begann er deshalb sein Probejahr bei Ferdinand Ranke in Berlin und ging zu Ostern 1856 als Lehrer für Geschichte und Deutsch an die Realschule nach Elberfeld. Er war als Lehrer nun wieder in demselben guten Fahrwasser, in welchem

er schon als Schüler und Student gewesen war, da er sich sogar durch Zeichnungen aus dem classischen Alterthum ausgezeichnet und sich unmittelbar nach der Universitätszeit einer Dame aus angesehener Familie durch Minnegedichte in mittelhochdeutscher Sprache zu empfehlen versucht hatte. In Elberfeld gab er unter anderem heraus die Repgauische Chronik (1858), eine Ausgabe der Eddasagen und die Elberfelder Familiennamen. Die eine Lücke ausfüllenden Studien über das Herzogthum Berg dehnte er schnell aus zu Reisehandbüchern für den Rhein und die Schweiz. Mitten in dieser fieberhaften Thätigkeit brach er plötzlich am 12. Januar 1869 zusammen, da er sich für die Schule ankleidete. Er war damals bei seinem Tode bereits zum dritten Oberlehrer aufgerückt. Nicht bloß unter dem Directorate von Philipp Wackernagel, dem er ohne Zweifel von Leo empfohlen war, war er in allen seinen Bestrebungen nur gefördert worden, sondern auch dessen Nachfolger Schacht sagt im Programm für 1869 von S., daß Elberfeld ihm auf Jahrzehnte hinaus zu Danke verpflichtet wäre.

H. Pröhle.

Schonefeld: Stephan v. S., auch Schonevelde und Schönfeld genannt, Arzt und Naturforscher, geboren in Hamburg um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Im Jahre 1573, als er das Bürgerrecht erwarb, war er Magister; 1591 in Rostock Dr. med. geworden, erwarb er sich bald durch besonders schwierige und glücklich verlaufene Curen auch außerhalb Hamburgs ein großes ärztliches Ansehen. Mit dem nachherigen Hamburger Bürgermeister Hieronymus Vogler unternahm er eine größere wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Oesterreich, Böhmen, Ungarn und Italien, von 1600—1616 lebte er nicht in Hamburg, sondern in Gottorp, wohin er als Leibarzt des Herzogs Johann Adolf von Schleswig-Holstein berufen war, seit 1616 aber wieder in Hamburg. Unaufhörlich mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt, hatte er schon früh angefangen eine Naturgeschichte der Nord- und Ostsee- sowie der Elbfische zu verfassen, welche erst im J. 1624 gedruckt erschienen ist. Durch dieses Werk erwarb er sich den Ruhm eines der ersten Ichthyologen Deutschlands und als eines der berühmtesten Naturforscher seiner Zeit; dennoch ist das Jahr seines Todes unbekannt.

Gernet, Aeltere Medic. Geschichte Hamburgs, S. 136. — Hamb. Schriftstellerlexicon VI, 637—39 und die zu Ende dieses Artikels citirten biograph. Quellen.

Beneke.

Schöneich: Brandanus oder Brant v. S., aus einer niederlausitzischen Adelsfamilie, Magister und utr. juris bacc., war in Leipzig, wo er der „meißnischen Nation“ angehörte, im Winter 1501—1502 Rector der Universität. Nachdem kurz vor Lätare 1501 der Kanzler der Herzöge Magnus II. und Balthasar von Mecklenburg, Dr. Antonius Gronewold, gestorben war und Dr. theol. Heinrich Boger (A. D. B. III, 39) anscheinend dessen Amt kurze Zeit vertreten und der spätere Bischof von Ratzeburg, Heinrich Bergmeier, die Uebernahme abgelehnt hatte, erscheint Brandanus schon am 20. Juli 1502 als Kanzler und Clericus (Geheimsecretär) beider Herzöge, begabt mit der Domcantorei (Petripfarre) in Rostock, einer Domprähende in Schwerin und einem Vicariat in Neustadt i. Meckl., wozu die Herzöge 1503 noch eine Domherrnstelle in Güstrow fügten. Unfraglich seinem Einflusse ist es zuzuschreiben, daß sein „Vetter“ Kaspar v. S. (s. u.) nach dem Tode des Herzogs Magnus II. von Herzog Balthasar und Heinrich in den Dienst der Kanzlei als „Gesandter“ genommen, und daß Baltzer v. S., der Aeltere, die Expectanz auf eine Domherrenstelle in Schwerin erhielt, die er noch 1570 als Senior innehatte, während er 1573 schon nicht mehr vorhanden ist. 1507 starb der Kanzler und wurde am 4. März begraben. Nachdem alle seine Vorgänger Niederdeutsche gewesen, hat er zuerst die hochdeutsche (kaiserliche) Kanzleisprache in Mecklenburg eingeführt, die sein

Vetter dann dort völlig einbürgerte. Auch auf die spätere Herberufung des Nicolaus Marschalck Thurius (A. D. B. XX, 430) muß er schon im voraus Einfluß geübt haben, da der letztere sich noch 1522 auf seine Beihülfe zur Herbeischaffung von Nachrichten über das fürstliche Haus bezieht. Das Wappen der Schöneich (niederdeutsch auch: Sconêke, Schon Eke) bestand aus einer Rosette von acht Eichenblättern, oder auch aus einem Eichenkranze.

Lisch, Jahrbb. für Mecklenb. Gesch. rc. (s. Reg. zu 1—30 und 31—40; 47, 120). — Zarncke, Urk. Quellen zur Gesch. der Univ. Leipzig. S. 593.

Krause.

Schöneich: Kaspar v. S., ein Vetter des Brandanus v. S. (s. o.), war seit 1503 von den mecklenburgischen Herzögen als „Gesandter" (Orator), also als diplomatischer Agent, namentlich in Verhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe, angestellt, noch im November 1505 ging er in dieser Eigenschaft zum Kaiser; aber schon jetzt sorgte er für einen Nachfolger in dieser Stelle, er verhandelte mit Nicolaus Marschalck, der auch diesen Posten nachher übernahm. Beim Tode seines Vetters Brandanus wurde S. 1507 Kanzler der Herzöge Balthasar und Heinrich; als nachher Albrecht (der Schöne) in die Regierung trat, war er auch für diesen Kanzler, so noch 1522. Aber bei der Erbtheilung der fürstlichen Brüder 1523 glaubte sich Albrecht durch Heinrich und S. übervortheilt und nahm eigene Kanzler an; seit seiner Vermählung mit Anna von Brandenburg 1526 finden wir bis Ende Sommer 1529 bei ihm den Dr. Wolfgang Kettwig (der Albrecht dem Lutherthum zuneigte) und dann Joachim v. Jetzen (Yetzen), nachher auch Propst zu Eldena, der eifrig katholisch auch sein Fürstenpaar zum Katholicismus zurückzustimmen wußte. Kanzler Heinrichs blieb S. bis zu seinem Tode, Anfang October 1547. Seit 1539 war ihm Simon Leupold (A. D. B. XVIII, 495), als „Secretär", der erste mit diesem Titel, beigegeben. S. konnte das Niedersächsische nicht sprechen noch schreiben, alle seine Schriftsätze faßte er hochdeutsch ab, corrigirte auch plattdeutsche Vorlagen hochdeutsch. Sollte eine allgemein verständliche Ordnung rc. erlassen werden, so wurden seine hochdeutschen Concepte erst in das Niedersächsische übersetzt, und tragen daher dann die Spuren der ursprünglichen Sprache, so die mecklenburgische Polizeiordnung von 1516. Aber schon 1528 wurden hochdeutsche Schreiben selbst an niedere Beamte erlassen, und Bischof Magnus bediente sich dieser Mundart früh. So kommt es, daß auch Schöneich's Freund, der Leibarzt Rembert Giltzheim (A. D. B. IX, 175), den für die Herzöge bestimmten Bericht über die Schweißsucht, obwohl ein Niederdeutscher, 1529 dem Kanzler hochdeutsch überlieferte. S. war seinem Fürsten stets ein treuer Diener, wir finden ihn in allen wichtigen Geschäften seiner Zeit an seiner Seite. Als 1519 der französische Agent Joachim v. Maltzan (A. D. B. XX, 155) unter den norddeutschen Fürsten Stimmen und Truppen für Franz I. warb und auch den Herzog Albrecht dafür gewonnen hatte, hielt S. unentwegt zu Karl V., so daß Maltzan vor ihm gewarnt wurde. Erst als der 1519 anscheinend unter französischem Einflusse entstandene „Lippesche Bund" nachher ein Bündniß zu gegenseitigem Schutze westfälischer und anderer Staaten wurde, trat auch Herzog Heinrich ihm nahe, verhandelte auf Schöneich's Entwürfe hin mit Polen und den Pommernherzögen und trat endlich 1525 in Hannover auf zehn Jahre dem Bunde bei; am 15. December 1525 war S. mit ihm in Hannover bei den Verhandlungen. Ueber seine Betheiligung bei den Unterhandlungen mit den Schmalkaldenern ist freilich nichts veröffentlicht, sicher war er auch hierbei der Berather. Der alten Kirche war er aber treu geblieben; in den Rostocker Wirren von 1530 und 1531, welche die Reformation zur Einführung brachten, galt er der Universität und der Domgeistlichkeit als strenger Anhänger des katholischen Glaubens. Die Universität richtete deshalb an ihn,

der als ihr unzweifelhafter Gönner erscheint, einen eingehenden Bericht über deren Verfall und dessen in den Religionsneuerungen liegenden Gründe; die Geistlichkeit suchte in ihm eine starke Stütze gegen den durch das Drängen der lutherischen Prädicanten wankend gewordenen Rostocker Rath. Es ist sein Hauptverdienst, daß er trotz dieser eigenen Glaubensstellung seinen den Evangelischen zugeneigten Herrn in den schwierigen Zeiten treu zu berathen und zu einem vorsichtigen und gemäßigten Vorgehen, das doch zu sicherem Ziele führte, zu bewegen wußte. So hat er nächst dem Herzog Heinrich die Grundlagen geschaffen, auf denen die ganze spätere innere Entwicklung Mecklenburgs beruht. Wie er an wissenschaftlichen Forschungen regen Antheil nahm, beweist die Unterstützung des Nikolaus Marschalck in seinen mecklenburgisch genealogischen Studien. An ihn richtete letzterer seinen Bericht 1522 über die Nachgrabungen im alten Doberan (Althof) und das Auffinden des Grabes der Fürstin Woizlawa. Seine Sorgsamkeit auch in der Verwaltung beweist die energische Maßregel gegen die Schweißsucht. Er ließ für die Voigtei Grevesmühlen allen Verkehr mit den verseuchten Städten Lübeck und Wismar absperren und gebot deshalb strengste Ueberwachung des Nonnenklosters zu Rehna, da gerade hier vorzugsweise Angehörige aus beiden Städten weilten. Herzog Heinrich zeigte sich ihm dankbar durch Verleihung erledigter ganz vorzüglicher Lehngüter: Schönfeld mit Seefeld, Santkow, Wischendorf und Theile von Wevelsfelde und Wüstenmark; 1537 kaufte er dazu das Dorf Küssow bei Grevesmühlen vom Johanniskloster zu Lübeck. Für den Fall des Aussterbens verschrieben 1527 beide Herzöge auch die Lehngüter Ballin in Stargard und Rosenow bei Stavenhagen ihren beiden Kanzlern S. und Kettwig je zur Hälfte, wofür sie das gemeinsame herzogliche Archiv in Schwerin ordnen sollten. S. und seine Gattin, Elsa v. Parkentin, sind in der Kirche zu Gr. Eixen (der früheren Johanniter Priorei Eixen), wohin ihre Güter eingepfarrt waren, begraben. Ein Denkmal errichtete ihnen daselbst ihr einziger Sohn Balthasar, der als ständischer Landrath 1603 starb, der Letzte seiner Linie. Marschalck übersetzte „Schöneich“ in „bellae quercus familia“.

Quellen: Siehe unter Brandanus v. Schöneich. — Rudloff, Mecklenb. Gesch. III. — v. Lützow, Meckl. Gesch. II. III. — Wiechmann, Mecklenburgs Altniedersächsische Litt. I, 39, 77, 101. — O. Krabbe, Gesch. d. Univ. Rostock.

Krause.

Schönemann: Daniel S. wurde im J. 1695 zu Greifswald geboren, wo sein Vater damals Rector war. Er studirte daselbst in den Jahren 1708 bis 1711 Theologie und lebte dann einige Jahre bei seinem Vater, der inzwischen als Pastor und Praepositus nach Barth versetzt war, um demselben beim Predigen zu helfen. Im J. 1714 kam er als Hauslehrer zu Professor Quistorp nach Rostock; nach anderthalb Jahren wurde er Lehrer in Güstrow. Um diese Zeit entwickelte sich bei ihm, und zwar nach seinem eigenen Zeugniß infolge einer heftigen Krankheit, eine auffällige Begabung, aus dem Stegreif über alle möglichen Themata, namentlich über geistliche Dinge, in Versen zu reden, und zwar schneller, als einer schreiben konnte; er erlangte dadurch eine gewisse Berühmtheit, so daß Fürsten und Gelehrte auf ihn aufmerksam wurden. Für ihn wurde besonders wichtig das Interesse, das der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen an dieser Kunst nahm; der König wünschte ihn nach Berlin zu ziehen und verlieh ihm dazu zunächst im J. 1721 die Pfarre zu Geltow bei Potsdam; nicht lange darauf wurde er als Prediger zu St. Georg nach Berlin berufen. Hier wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Als der König durch eine Verordnung vom 25. Februar 1735 in den Ritus des lutherischen Gottesdienstes eingriff und die Abschaffung solcher Theile der Liturgie befahl, die er für Reste des Katholicismus hielt, verlor auch S. sein Amt; er scheint es im J. 1736

niedergelegt zu haben, um nicht in Gewissensnöthe zu kommen. Er fand zunächst ein Asyl bei einem Herrn von Knobelsdorf zu Doms an der Queis und zog dann nach Koppen bei Glogau, wo er im J. 1737 starb. S. hat weltliche und namentlich viele geistliche Dichtungen herausgegeben; unter den letztern sind etwa 200 eigentliche geistliche Lieder, von denen jedoch nur einzelne eine weitere Verbreitung gefunden haben. Es mag noch erwähnt werden, daß ihm der zweifelhafte Ruhm gebührt, das längste geistliche Lied, das es gibt, gedichtet zu haben, nämlich ein Passionslied in 724 Strophen, das im J. 1736 in Berlin erschien.

Nachricht von dem teutschen Poeten Daniel Schönemann. Frkf. u. Lpz. 1721. — Zedler, Universallexikon, Bd. 35, Sp. 792 ff. — Wetzel, Hymnopoeographia IV, S. 440 ff.; hier ist ein lateinisches Zeugniß abgedruckt. das ihm über seine Fähigkeit zu improvisiren die Universität Greifswald unter dem 27. Mai 1720 ausstellte. — Bode, Quellennachweis, S. 176 f. — Goedeke, 2. Aufl. III, S. 309 f. — Blätter für Hymnologie 1884, S. 90.

l. u.

Schönemann: Johann Friedrich S., Theaterdirector, wurde am 21. October 1704 zu Crossen im Hannöverschen geboren und starb am 16. März 1782 in Schwerin. Er wurde von einem vornehmen Verwandten, dem General v. Brandt, erzogen und studirte in Frankfurt a. O. und wohl auch in Halle Medicin. Beim Theater findet er sich seit 1725, wo er zur Truppe des Zwickauer Predigersohnes Förster gehörte und mit dieser in Braunschweig auftrat. Das Repertoire der Förster'schen Wanderbühne wechselte zwischen Menschen und Marionetten und stand noch völlig im „ungereinigten“ Geschmack. 1730, wo S. sich mit der sentimentalen Liebhaberin Anna Rachel Weigler († 1770) verehelichte, kam er zu den Neubers (s. A. D. B. XXIII, 472) und spielte hier anfänglich Harlekins und französische Bediente. Aber er spielte auch in Gottsched's epochemachendem Musterstück „Der sterbende Cato“ den Parther Artabanus und machte, an erster und bester Quelle, die Reform der Schaubühne mit. Wenn ihn Brachvogel noch 1732 beim starken Manne Eckenberg (s. A. D. B. V, 609) in Berlin auftreten läßt, so beruht das wohl auf einer Personenverwechselung. Ende der dreißiger Jahre stieß er von den Neubers ab und sammelte in seiner hannöverschen Heimath eine eigene Bande von anfangs 11 Personen. Von Lüneburg ausgehend bereiste er die Seegebiete und kam dann auch nach Leipzig, wo er seiner in Rußland verunglückten ehemaligen Principalin, der Neuberin, als gefährlicher Rival entgegentrat. Ihr Zerwürfniß mit Gottsched wurde sein Glück. Er wußte sich die Gunst dieses litterarischen Dictators zu verschaffen, und wenn Gottsched auch dem Zank um das sächsische Privileg müßig zusah, so gönnte er es doch dem jüngern Concurrenten, der freilich sein Ziel in Sachsen nicht erreichte. Er richtete daher sein Augenmerk auf Preußen. Ende 1742 schien es in Berlin zur Begründung eines festen Schönemanntheaters kommen zu sollen. Es sollte in der Burgstraße, an der jetzigen Kaiser Wilhelmsbrücke stehen. Bauholz und Material sollte der König liefern, und ein Kunstfreund wollte 4000 Thaler zinsfrei herleihen. Ueber dem Theater sollte auch noch eine Wohnung für den Director eingerichtet werden. Aber der schöne Plan zerfloß, weil König Friedrich II. allem Deutschen in Poesie und Schauspielkunst abgeneigt war. Erst 1745 erhielt S. das Generalprivileg, in allen schlesischen und preußischen Städten „regelmäßige“ Dramen zu spielen, während die „unregulären“ nach wie vor dem starken Mann verblieben. Allmählich gelang es aber doch, die Macht dieses Concurrenten zu brechen und noch 1749 konnte S. in Breslau trotz aller Gottschedfreundschaft die „Asiatische Banise“ geben, und selber dabei in einem unsaubern Hemde auftreten. In Berlin erwachte ihm seit 1743 ein ge-

fährlicherer Feind in der aufblühenden Hofoper, deren Nebenbuhlerschaft ihn 1749 veranlaßte, Berlin aus seinem Städtegebiet auszuscheiden. Ein Jahr zuvor hatte er hier noch Lessing's Erstling, „Den jungen Gelehrten" zur Aufführung gebracht. Sein Hauptgebiet wurde nun Mecklenburg. Am 11. Mai 1751 eröffnete er das herzogliche Theater in Rostock, und am 5. Mai 1753 übernahm er in Schwerin das Ehrenamt eines Präses der von Ekhof gestifteten deutschen Schauspielerakademie, welche „die Grammatik der Schauspielkunst" beibringen sollte. Aber der Ehrenpräses wandte sein persönliches Interesse mehr und mehr anderen Dingen zu, Pferde und Pferdehandel beschäftigten ihn und seinen Sohn eifriger als seine Bühne, und als deren letzte und größte Stütze, Ekhof, sich von S. trennte, war der Ruin der Rostocker Hofbühne, die J. F. Löwen (s. A. D. B. XIX, 312) vergeblich zu retten suchte, besiegelt. Am 2. December 1757 schloß er es mit Elias Schlegel's „Hermann". Die Truppe übernahm sein alter Gefährte und späterer Rival Koch (s. A. D. B. XVI, 380). S. jedoch wurde Rüstmeister beim Prinzen Ludwig von Mecklenburg. Seine Stellung am Hofe mag er sich dadurch befestigt haben, daß er 1756 in Hamburg eine neue Auflage von Conr. Christian Leopoldi's Andachtsbuch „Der Bußfertigen gläubigen Seelen Heiliges Gnadenparadies und Ehrentag" besorgte. Den großen Fleiß, womit das geschah, rühmt er auf dem umständlichen Titel selber. Seine Vorrede ist datirt aus Schwerin den 1. Januar 1756; in ihr verwahrt er sich gegen den Vorwurf der Heuchelei und der Gewinnsucht. Er berichtet dabei von allerlei Kreuz und Ungemach, wofür ihm das Buch ein Trost gewesen sei. Als er zwei Jahre alt war, wurden seine Eltern durch eine große Feuersbrunst ihrer Habe beraubt, dann ist er früh verwaist. Ungemach verfolgte ihn freilich bis in sein hohes Alter. Eine zweite Frau, die er 1771 geheirathet hatte, war, gleich ihm, dem Trunk ergeben und entging nur auf seine Fürsprache dem Zuchthause.

Wenn Eduard Devrient sagt, die Fortbildung der Schauspielkunst sei von der Neuber'schen Truppe auf die Schönemann'sche übergegangen, so liegt Schönemann's Hauptverdienst weniger in der eigenen künstlerischen Tüchtigkeit, als in der Fähigkeit, hervorragende Kräfte heranzuziehen und zu sammeln. Er selbst wird in Molière'schen Typen, wie dem Tartüff und dem Geizigen gerühmt, während seine ernsten Rollen von unleidlicher Steifheit und Gespreiztheit gewesen sein sollen. Dennoch ließ er mit der Zeit seine guten komischen Rollen fallen und spielte mit Vorliebe Personen wie Corneille's Essex, wobei er die Vornehmheit darin suchte, daß er die Augen schloß und sich ein überaus steifes Air gab. Besser als er war seine Truppe, wenn sie auch zeitweilig, z. B. 1743 durch Elias Schlegel, recht abfällig beurtheilt wurde und ebenfalls in gespreiztem Pathos sich ergehn mußte. Während zweier Jahrzehnte hat jedoch jeder irgendwie bedeutende Schauspieler ihr länger oder kürzer angehört. Ackermann und seine Frau, die Mutter des großen Schröder, haben sich hier zusammengefunden und sind dann, durch einen kleinlichen Gagenstreit mit S. zerfallen, von hier aus ihren eigenen Weg gegangen. Heydrich, Bubbers, Joh. Chr. Krüger, Uhlich, Antusch, das Ehepaar Starke, vor allem aber Ekhof, haben unter S. eine reiche Thätigkeit entfaltet, und ohne Ekhof wäre S. viel früher dem Theater entfremdet worden.

Die bei S. aufgeführten regelmäßigen Stücke gab er in einem Sammeldruck unter dem Titel „Deutsche Schaubühne" in mehreren Bänden heraus. Es ist eine Weiterführung und Ergänzung von Gottsched's Deutscher Schaubühne. Vielleicht aber hatte S. wegen einiger Nachdrucke ein schlechtes Gewissen, denn Gottsched wurde ohne Widmungsexemplar gelassen. Auch diese Freundschaft war bald zerstoben. Gottsched mochte wohl fühlen, daß der litterarisch höchst

unzuverlässige Komödiant weit ab stand von dem sachbegeisterten und zielbewußten Wesen seiner alten Freundin Neuber. S. ist der Vermittler der Tradition zwischen Neubers und Ackermanns. Er hat diese Tradition erhalten, aber kaum gehoben.

H. W. Bärensprung, Versuch einer Geschichte des Theaters in Mecklenburg-Schwerin (1837), S. 42—66. — Danzel, Gottsched und seine Zeit, 152—169. — Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst II, 14—65. — Brachvogel, Geschichte des königl. Theaters zu Berlin I, 89 ff. — A. Hofmeister, Vierteljahrsberichte des Vereins für Mecklenburgische Geschichte 1891.

Paul Schlenther.

Schoenemann: Karl Traugott Gottlob (nicht Gottlieb) S., Philologe, Geograph und Statistiker des 18. Jahrhunderts. Er wurde in Eisleben am 23. November 1765 geboren und studirte in Göttingen vornehmlich Philologie und mit besonderer Liebhaberei alte Geographie. 1787 und 1788 erhielt er die für die Lösung bezüglicher Aufgaben, „De geographia Homeri“ und „De geographia Argonautarum“ ausgesetzten Preise (beide Schriften erschienen im Druck), wurde 1788 zum Bibliothekssecretär ernannt, erwarb 1797 die juristische Doctorwürde mit einer Dissertation „De foro in caussis e concordatis decidendis competente“, habilitirte sich in demselben Jahre an der Georgia Augusta für das Fach der Statistik, wurde 1799 zum außerordentlichen Professor befördert, starb aber bereits am 2. Mai 1802. — Von seinen größern Arbeiten haben besonders seine „Bibliotheca historico-litteraria patrum latinorum a Tertulliano usque ad Gregorium M. et Isidorum Hispalensem“ 2 Bde., 1792—94, und seine Ausgabe der „Pontificum Romanorum . . . epistolae genuinae“ nach P. Constantius und den Gebrüdern Ballerini, 1796, dauernden Werth. Für seine Vorlesungen verfaßte er einen „Grundriß der Statistik des teutschen Religions- und Kirchenwesens“ 1797; das in Aussicht gestellte ausführliche Werk nach dem gleichen Plane blieb unausgeführt. In Wieland's Teutschem Merkur veröffentlichte S. einige Abhandlungen „Ueber Entstehung und Ausbildung geographischer Begriffe bei den Griechen“ 1790 und „Ueber die Grenzen der mythischen und historischen Geographie und den Begriff der Homerischen“ 1791; in Heeren's Bibl. der alten Litteratur und Kunst erschien 1792 die Untersuchung „Ueber die Unternehmung des Aelius Gallus auf Arabien“. Geschätzt war s. Z. sein „Versuch eines vollständigen Systems der allgemeinen Diplomatik“.

Eckstein, Nomenclator S. 515, wo irrthümlich der Vorname Gottlieb angegeben ist (ebenso bei Pökel). — Saxii Onom. VII, 276 f.; daselbst ein Verzeichniß der Schriften Schönemann's. R. Hoche.

Schönemann: Karl Phil. Christian S. wurde als Sohn Karl Traugott Gottlob Schönemann's (s. o.) am 17. Jan. 1801 zu Göttingen geboren. Da der Vater, noch nicht 37 Jahre alt, bereits am 2. Mai 1802 ohne Hinterlassung eines Vermögens starb, so zog die Mutter Elisabeth Henriette, eine Tochter des Wolfenbüttler Rectors und Professors Christian Leiste, zu ihrem Vater nach Wolfenbüttel zurück. Hier wuchs S. mit einem nach des Vaters Tode am 8. Aug. 1802 in Wolfenbüttel geborenen Bruder Karl Adolf Theodor auf und entwickelte sich bei ihm in dem Hause des gelehrten Großvaters unwillkürlich die Neigung zu wissenschaftlicher Thätigkeit; insbesondere erwachte in ihm frühzeitig ein lebhafter Sammeleifer für Bücher und Münzen. Da der Großvater schon am 21. Febr. 1815 starb, so erhielt er den maßgebenden Schulunterricht bei seinem Oheim, dem Prof. Ant. Friedr. Wilh. Leiste, und dem Conrector G. Theod. Aug. Krüger. Im J. 1819 bezog er die Universität Göttingen, wo er vorzüglich bei Dissen und Karl Otfr. Müller Philologie

studirte und Ostern 1823 zum Doctor der Philosophie promovirte. Als Dissertation veröffentlichte er: „Commentationis de vita et carminibus Mimnermi specimen I“, Gott. 1823. 4°. Er kehrte nach Wolfenbüttel zurück und ertheilte hier seit Pfingsten 1823 Unterricht am Gymnasium. Zu Neujahr 1824 wurde er fest angestellt. Auf das eifrigste beschäftigte sich S. schon zu dieser Zeit mit den Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek und gab als Frucht dieser Studien 1830 eine kleine Schrift: „Bibliotheca Augusta h. e. notitiae et excerpta codicum manuscriptorum bibliothecae Wolfenb. Vol. 1 Part. 1“ heraus. Sie war unter etwas anderem Titel als Osterprogramm des Gymnasiums zu Helmstedt erschienen, an das er im Jan. 1829 als Conrector versetzt worden war. Zwei Jahre darauf (Jan. 1831) ward er dann zum Vorstande der herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel ernannt und erhielt so eine Stellung, die seinen Wünschen und Neigungen auf das beste entsprach. Auf die Vermehrung der Bibliothek war er auf das eifrigste bedacht. Da ihre Einnahmen nur sehr gering waren, anfangs 200, seit 1835 dann 400 Thaler betrugen, so kaufte er meist antiquarisch oder in Auctionen, suchte durch Verkauf von Doubletten neue Mittel zu gewinnen und aus den Ueberresten der Helmstedter Universitätsbibliothek eine kostenlose Bereicherung seiner Anstalt herbeizuführen. Die von Ebert begonnene Auflösung der zahlreichen Mischbände setzte er leider lange Zeit noch fort und zerstörte so eine planvolle feste Ordnung und Aufbewahrung, ohne neue von gleicher Sicherheit schaffen zu können. Auch seine wissenschaftliche Thätigkeit war zumeist seiner Bibliothek gewidmet. Er veröffentlichte im Serapeum (1843 u. 44) „Umrisse zur Geschichte und Beschreibung der Wolfenbüttler Bibliothek“, die bis zum Tode Lessing's reichten und denen er später eine Beschreibung ihrer hauptsächlichsten Schätze in den „Hundert Merkwürdigkeiten der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel“ (Hannover 1849) und dem „Zweiten und dritten Hundert“ ꝛc. (Hann. 1852) folgen ließ. Sonst war sein Hauptarbeitsfeld die Numismatik. Er veröffentlichte hier verschiedene Aufsätze über Münzfunde, wie die zu Saalsdorf und Schadeleben und als letztes Werk: „Zur vaterländischen Münzkunde vom 12. bis 15. Jahrhundert oder Grundzüge der Bracteatenkunde ꝛc.“ (Wolfenb. 1852). Auch brachte er selbst eine bedeutende Münzsammlung zusammen, die er 1848 für das herzogliche Museum an die braunschweigische Regierung verkaufte, worauf er dann in Gemeinschaft mit seinem Sohne aufs neue mit bestem Erfolge zu sammeln begann. Diese Münzstudien betrieb er noch mit dem größten Eifer zu einer Zeit, wo er des Augenlichtes so gut wie ganz beraubt war. Denn schon im J. 1844 spann sich bei ihm infolge eines Rückenmarkleidens ein Augenübel an, das rasch zunahm, so daß er schon 1849 fast nichts mehr erkennen konnte. Daneben zeigten sich 1846 bereits auch Spuren von Gelähmtheit. Trotzdem bewahrte er sich seine Geistesfrische ungeschwächt und sein vorzügliches Gedächtniß half ihm über viele Schwierigkeiten hinweg, so daß er eine Reihe von Jahren sein Amt noch versehen konnte. Erst zum 1. October 1854 wurde er pensionirt und am 8. Sept. des folgenden Jahres ist er an der Cholera gestorben. S. ist zweimal verheirathet gewesen. Am 1. Juni 1830 vermählte er sich auf dem Petersberge bei Halle mit Henriette Pauline Charlotte Leiste (geb. am 20. April 1808), der Tochter des dortigen ihm verwandten Predigers Christian Ludw. Leiste, dessen Gattin Fried. Joh. Auguste die Tochter des Halleschen Theologen Nösselt war. Als sie am 17. Nov. 1845 starb, errichtete S. zu ihrem Gedächtniß und zur Unterstützung bedürftiger Wittwen die Paulinenstiftung. Am 13. Juli 1851 verheirathete er sich mit Julie Römer, der am 5. Jan. 1799 geborenen Tochter des Consistorialraths Jac. Ludw. Römer, die wie der Vater gelegentlich dichterisch hervorgetreten ist. Außer ihr, die erst um das Jahr 1877 gestorben ist, und seiner fast achtzigjährigen Mutter (geb. am 11. Jan. 1777,

† am 10. Mai 1859) überlebten ihn eine Tochter und zwei Söhne, von denen der älteste Anton Wilhelm Otto S. bereits wenige Wochen nach dem Vater starb, dessen ganzer Stolz und stets hülfbereite Stütze er bei seiner Erblindung gewesen war. Er berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Geboren in Wolfenbüttel am 18. März 1833 hatte er in Göttingen eine philosophische Preisaufgabe („De Bithynia et Ponto provincia romana“, Gott. 1855) gelöst, am 17. März 1855 den philosophischen Doctorgrad erlangt und dann eine längere Studienreise durch Deutschland angetreten. Die Krankheit des Vaters rief ihn in die Heimath zurück; er traf ihn bereits todt und ist dann am 28. Sept. 1855 ebenfalls der Cholera erlegen. Den Druck seiner Ausgabe: „Der Sündenfall und die Marienklage“ (Hann. 1855) hat er nicht mehr vollendet gesehen.

Vgl. A. Ruland im Serapeum 1856 Nr. 5 S. 71—78. — L. Schweiger ebendas. Nr. 8 S. 113—128.

P. Zimmermann.

Schoenemann: Theodor S., Mathematiker, geb. am 4. April 1812 zu Driesen in der Neumark, † am 16. Jan. 1868 zu Brandenburg. S. hat seine Bildung in Königsberg und Berlin genossen, an welch letzterem Orte er nicht nur die Universität, sondern auch das Gewerbeinstitut besuchte, welches ihm wohl die Richtung zu technischen Studien gab, die in einzelnen seiner Veröffentlichungen hervortritt. Von seinen Berliner Lehrern scheint ihn Steiner, der große Geometer, persönlich am meisten angezogen zu haben, denn mit ihm blieb er, auch als er Berlin verlassen hatte, in dauernder Verbindung; andererseits aber weist seine litterarische Thätigkeit entschieden auf den Einfluß Jacobi's hin, den S. in Königsberg gehört hatte. Im J. 1842 nahm derselbe, inzwischen zum Doctor der Philosophie promovirt, eine Lehrstelle am Gymnasium zu Brandenburg a. d. Havel an, und diesem blieb er die weiteren 26 Jahre seines Lebens als Oberlehrer und Professor getreu. Die wissenschaftlichen Arbeiten Schoenemann's bekunden einen originellen Denker, dem man eine anders geartete Thätigkeit hätte wünschen mögen. Wie schon bemerkt, sind jene theilweise zahlentheoretischen Inhaltes, theilweise gehören sie der Mechanik und physikalischen Technik an. Diejenigen der ersteren Kategorie sind, mit geringen Ausnahmen, im 17. bis 40. Bande des Crelle'schen Journals vereinigt und beziehen sich auf die Theorie der Kongruenzen. S. suchte durchgehends die Theorie der unbestimmten mit derjenigen der bestimmten Gleichungen möglichst innig zu verschmelzen, und in diesem Sinne behandelte er insbesondere auch in einer in den Denkschriften der k. k. Akademie zu Wien (1853) erschienenen Abhandlung die schwierige Frage nach den Beziehungen, welche die Wurzeln einer Gleichung von Primzahl-Grad gegenseitig innehalten. Der zweitgenannten Kategorie gehören eine selbständige Schrift („Die geometrischen Constructionen der ebenen und konischen Rad- und Zahnkurven“, Berlin 1841) und ein Schulprogramm („Ueber den Verschiebungsrahmen“, Brandenburg“, 1854) an; ferner sind hierher die tiefgehenden und neue Wege eröffnenden Untersuchungen über die Brückenwaagen (Wiener Denkschriften, 1853 und 1855) zu rechnen, woran sich weitere Studien über denselben Gegenstand in Grunert's Archiv (1855) und in den Monatsberichten der Berliner Akademie (1857) reihen. An ersterem Orte zeigte S., wie man sich empfindlicher Verbindungen von ein- und zweiarmigen Hebeln zur experimentellen Bestätigung der Sätze vom Trägheitsmomente, vom Stoße fester Körper u. s. w. bedienen könne, am letzterwähnten Orte dagegen lehrte er die Bestimmung der Geschwindigkeit sehr schnell bewegter Körper auf dem gleichen Wege. Schoenemann's letzte im Drucke herausgekommene Arbeit betraf (in den Berliner Akademieberichten für 1858) die Druckverhältnisse in einer Flüssigkeit an der Stelle, an welcher sie aus einem gefüllt gehaltenen Gefäße in eine Capillarröhre austritt.

Poggendorff, biographisch-litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, 2. Band, Leipzig 1863. Sp. 833. — Privatmittheilungen von dem Sohne, Herrn Gymnasialoberlehrer Dr. P. Schoenemann in Soest.

Günther.

Schoner: Valentin S., hessischer reformirter Theologe, wurde am 24. September 1540 zu Schmalkalden geboren, wo er auch, abgesehen von einer kurzen Zeit, die er in Mellrichstadt, dem Geburtsorte seines Vaters, zubrachte, den ersten Unterricht empfing. 1554 bezog er die von Georg Fabricius geleitete Fürstenschule St. Afra in Meißen, später die Schule zu Freiberg in Sachsen. Von 1557 an studirte er in Wittenberg unter Melanthon, dann in Heidelberg, endlich in Leipzig besonders unter Victorinus Strigel. 1564 wurde er Rector, 1567 Prediger in Schmalkalden, 1574 Pfarrer in Ziegenhain. Zugleich wurde er von Landgraf Wilhelm mit der Inspection der Grafschaft Ziegenhain betraut, welche damals von der Diöcese Alsfeld abgetrennt wurde (H. Heppe, Geschichte der hess. Generalsynoden. Kassel 1847. Bd. 1. S. 105 f. 125). Als sich Kurfürst Gebhard Truchseß von Waldburg protestantische Theologen aus Hessen, Waldeck und der Pfalz erbat, um mit ihrer Hülfe die Reformation im Erzbisthum Köln durchzuführen, wurde auch S. (1583) nach dem Herzogthum Westfalen geschickt, wo er besonders in Arnsberg, Brilon, Werl und Geseke predigte (Joh. Crocius, Summarische Nachricht: und beweißliche anzeige, Daß die Evangelischen ꝛc. Grebenstein 1636. S. 55 Nr. 127). — Schoner's Hauptbedeutung liegt in seiner Theilnahme an den damaligen confessionellen Streitigkeiten in Hessen. Er war ein thätiges Mitglied der Synoden, welche die von den Oberhessen begünstigten Versuche der Sachsen, Hessen für das strenge Lutherthum zu gewinnen, ablehnten (Heppe, a. a. O.). Als Moritz der Gelehrte nach dem Tode seines Oheims Ludwig die lutherisch gesinnte Landgrafschaft Oberhessen mit Niederhessen vereinigt hatte und nun darauf ausging, das reformirte Bekenntniß im ganzen Lande einzuführen, wurde S. 1605 mit Gregor Schönfeld zusammen nach Marburg gesandt, um die Stadt für die sog. Verbesserungspunkte zu gewinnen. Allein die fanatisirte Menge ließ ihn nicht zu Worte kommen und nur mit knapper Noth gelang es S., sich vor der Wuth des Volkes aus der Kirche zu retten. Landgraf Moritz rückte darauf in die Stadt ein, erzwang die Annahme der Verbesserungspunkte und ernannte S. 1606 zum Superintendenten in Marburg (Historischer Bericht Der . . . Marpurgischen Kirchenhändel. Marpurg 1605. S. 20 ff. — H. Heppe, Die Einführung der Verbesserungspunkte in Hessen. Kassel 1849). Hier ist S. am 13. August 1611 gestorben. — Er verfaßte einige lateinische Gedichte dogmatischen Inhalts, welche zum größten Theil in seinen „Poemata sacra“, Marpurgi 1616 von seinem Sohne herausgegeben sind. Hier findet sich auch S. 85 ff. eine kurze Vita Schoner's in Versen.

Vgl. Strieder XIII S. 189 ff.

Adolf Link.

Schöner: Andreas S., Astronom, geboren 1528 zu Nürnberg, † 1590 in der damaligen Landgrafschaft Hessen-Kassel, wohin ihn der fürstliche Freund der Astronomie, Wilhelm IV., berufen hatte. Die näheren Umstände von der Geburt sowohl wie vom Tode Schöner's sind unbekannt. Auch weiß man von seinem Studiengange nichts gewisses, obgleich angegeben wird, daß er zunächst den Unterricht seines Vaters Johann als Nürnberger Gymnasiast genossen und hernach mehrere Universitäten besucht habe. Er begegnet unserem Blick zuerst im J. 1561, in welchem er die hinterlassenen Manuscripte seines Vaters (s. den nächsten Artikel) zum Druck beförderte. Ebenso gab er (Neuburg a. D. 1567) ein bis dahin noch unbekanntes Tafelwerk Regiomontans heraus. Er selbst beschäftigte sich hauptsächlich mit Gnomonik, der er zwei Werke widmete, eines in

deutscher, eines in lateinischer Sprache, die beide 1562 in Nürnberg erschienen. Dem letztgenannten waren anhangsweise einige andere selbständige Arbeiten beigegeben, deren eine die Verfertigung des Astrolabiums, eine zweite die Ziehung der Mittagslinie behandelte; letztere Aufgabe wollte der Autor ohne jedwede Zuhilfenahme des Compasses gelöst wissen. Außerdem schrieb S. noch über mancherlei astrologische und astronomische Fragen und commentirte z. B. auch den berühmten Tractat, in welchem zuerst Regiomontan Ortsbestimmungen von Kometen mittelst des Radius Astronomicus vorzunehmen gelehrt hatte. Nicht ganz ausgemacht, aber doch sehr wahrscheinlich ist es, daß jener Lazarus S., der gegen Ende des 16. Jahrhunderts als Lehrer der Mathematik am Gymnasium zu Corbach (im heutigen Fürstenthum Waldeck) erscheint, ein Sohn unseres S. war. Derselbe war ein eifriger Anhänger des bekannten französischen Didaktikers Ramus und veröffentlichte (Frankfurt a. M. 1599) Lehrbücher der (namentlich sexagesimalen) Rechenkunst und Geometrie, welche nach Ramistischen Grundsätzen bearbeitet waren.

Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, Nürnberg 1730. S. 79 ff. — Zedler, Großes vollständiges Universallexikon aller Wissenschaften und Künste, 35. Band. Leipzig-Halle 1743. Sp. 990. — R. Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877. S. 268.

Günther.

Schöner: Johann S., Astronom und Geograph, geboren am 16. Januar 1477 zu Karlsstadt in Unterfranken, † an seinem Geburtstage 1547 zu Nürnberg, Vater des vorgenannten Andreas S., dessen Name schon von Doppelmayr richtig, sonst aber — der lateinischen Form Schonerus wegen — sehr häufig irrthümlich Schoner geschrieben wird, erhielt seine gelehrte Bildung zu Nürnberg bei einem Magister Daniel Schmidt, Pfarrer der Frauenkirche, und studirte sodann an der damals durch ihre Humanisten berühmten Universität Erfurt Philosophie und Theologie. Ob er ebendort, wie sein Commilitone Martin Luther, in den geistlichen Stand getreten, ist ungewiß, doch hatte er zweifellos die Priesterweihe empfangen, denn schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts begegnet er uns als Caplan bei St. Jacob in Bamberg, nachdem er zuvor bei Bernhard Walther in Nürnberg († 1504) sich mit der praktischen Astronomie vertraut gemacht hatte. Wissenschaftliche Arbeiten, von denen wir gleich hören werden, machten Schöner's Namen bekannt, und da derselbe auch die Vorsicht gebraucht hatte, eines seiner Werke dem Nürnberger Magistrate zu widmen, so wurde dieser auf ihn aufmerksam und berief den fast Fünfzigjährigen, als Melanchthon das Gelehrtenschulwesen Nürnbergs neu organisirt hatte, im J. 1526 als Professor der Mathematik an das Gymnasium. Er folgte dem Rufe und schloß sich gleichzeitig der Reformation an, denn unmittelbar nach seiner Uebersiedlung trat der bisherige Priester in den Stand der Ehe, und schon 1528 wurde ihm ein Sohn Andreas (s. d. vor. Art.) geboren. Nahezu 20 Jahre hat S. seinen Posten bekleidet, und zwar allen Nachrichten nach mit vielem Erfolg, denn es wird ausdrücklich berichtet, daß, als in den dreißiger Jahren die Studienanstalt ihre meisten Schüler verlor und ihre besten Lehrer mißmuthig fortziehen sah, für die mathematische Lectur es nie an Zuhörern gemangelt habe. Der Sohn Andreas gibt ihm das Zeugniß, daß er Wissenschaft und Lehre mit dem ausdauerndsten Eifer gepflegt habe, und gleicherweise sagt Irenicus in seinem „Lob des Frankenlandes“ von S.: „Magno cum labore Noribergae provehit mathematica“. Erst 1546 trat derselbe in den Ruhestand, dessen er sich nicht lange mehr erfreuen sollte.

Schöner's erste Arbeiten gehörten der Geographie an. Schon 1515 ließ er eine „Luculentissima terrae totius descriptio“ zu Nürnberg erscheinen, und eben um diese Zeit begann er mit der Verfertigung künstlicher Erdkugeln, bei

der ihn sein Gönner Johann Seyler, ein angesehener Bamberger Bürger, durch Geldhilfe unterstützte. Der größte dieser Globen, den er 1520 fertigstellte, befindet sich noch gegenwärtig in der Stadtbibliothek zu Nürnberg und besitzt, wie die Untersuchungen verschiedener Forscher (s. u.) dargethan haben, entschiedene Bedeutung für die Geschichte der Entdeckungen. Insbesondere ist darauf das südamerikanische Festland durch eine im wesentlichen richtig gezeichnete Meerenge von einem antarktischen Lande, das „Brasilia inferior" heißt, getrennt; wenn man sich vergegenwärtigt, daß die wirkliche Durchfahrt zwischen Patagonien und dem Feuerlande von Magellan erst am 21. October desselben Jahres entdeckt worden ist, in welchem S. mit seinem Globus hervortrat, so scheint man allerdings vor einem Räthsel zu stehen. Wieser aber hat durch umsichtiges Quellenstudium nachgewiesen, daß S. aus einer Flugschrift, die schon vor 1515 als „Newe Zeytung aus Presillg-Landt" erschienen war und von den portugiesischen Fahrten nach Südamerika erzählte, die Nachricht von einer solchen Meerstraße geschöpft habe, die jedoch schwerlich die wirkliche Magellanstraße, sondern wahrscheinlich nur die mit einem Durchpaß verwechselte Mündung des La Plata-Stromes gewesen ist. Ebenfalls Wieser zeigte, daß bereits in dem oben erwähnten geographischen Schriftchen eine solche Wasserverbindung zwischen Atlantischem und Großem Ocean erwähnt ist, und endlich glückte ihm noch der Nachweis, daß ein zur Hauslabschen Sammlung gehöriger Erdglobus, der dieselbe Meerenge verzeichnet und außerdem erstmalig für den neuen Erdtheil die Benennung „Amerika" aufweist, schon 1515 von unserem S. ausgeführt worden ist, während man früher hinsichtlich der Autorschaft durchaus im unklaren war. Aus Schöner's späterer Zeit sind ebenfalls noch Erd- und Himmelsgloben vorhanden, welche er in zwei kleinen 1533 zu Nürnberg edirten Schriften beschrieb.

Seine schriftstellerische Thätigkeit als Astronom eröffnete S. im J. 1515 mit dem gnomonischen Tractate „Horarii cylindri canones" (Anweisung, Sonnenuhren auf einem Zylindermantel zu zeichnen), und ebenso ließ er noch in Bamberg einen Lehrbegriff der Kirchenrechnung drucken, worin er auch die damals schon sehr brennend gewordene Frage der Kalenderverbesserung behandelte. In Nürnberg ließ er es sich vornehmlich angelegen sein, die ihm von den Relicten seines einstigen Lehrers Walther (s. d.) überlassenen Schriften des Regiomontanus für die Oeffentlichkeit zu bearbeiten; 1532 gab er dessen die Begründung einer wissenschaftlichen Kometenkunde in sich schließenden „Problemata XVI de cometae (1472) magnitudine longitudineque ac de loco ejus vero" heraus, 1533 den für die Geschichte der Buchstabenrechnung bedeutsamen „Algorithmus demonstratus", den allerdings Joh. Müller nicht selber verfaßt, sondern nur aus Wiener Handschriften zusammengestellt hatte, und in gleichem Jahre sowohl die Abhandlung über die Erdbewegung („An Terra moveatur an quiescat, Joannis de Monteregio disputatio"), worin sich übrigens der berühmte Verfasser gegen eine etwaige Achsendrehung völlig ablehnend verhält, als endlich noch das erste modern gehaltene Handbuch der Trigonometrie (Regiomontan's „De triangulis omnis modi libri quinque"). Eine Reihe anderer Schriften von Regiomontan, Walther und Georg Peurbach verließ 1544 die Presse unter nachstehendem Titel: „Scripta clarissimi mathematici M. Joannis Regiomontani de torqueto, astrolabio armillari, regula magna Ptolemaica baculoque astronomico ex observationibus cometarum aucta necessariis Joannis Schoneri, Carolostadii, additionibus; item observationes motuum solis ac stellarum tam fixarum quam erraticarum; item libellus M. Georgii de quadrato geometrico".

Aus Schöner's eigener Feder sind ferner von rein-astronomischen Schriften besonders die „Aequatorii astronomici omnium fere uranicorum theorematum explanatorum canones" (Bamberg 1524) hervorgegangen. Späterhin gehörte

seine Neigung vorwiegend der Astrologie, über deren verschiedene Zweige er 1539 und 1540 Monographien verfaßte, auch ist ihm die Veröffentlichung von Werner's „Canones de judiciis aurae“ — einem sehr merkwürdigen Versuche, die Meteorologie auf Gestirnseinwirkungen zu begründen — zu verdanken. Zu dem systematischen und sehr verdienstlichen Lehrbegriff der Sonnenuhrkunde, den Andreas S. späterhin publicirte (s. o.), hat er einzelne Materialien ebenfalls der Verlassenschaft des Verf. entnommen; aus letzterer gab dann der jüngere Schöner „Opera mathematica Johannis Schoneri“ heraus, die im ganzen 16 theils schon früher veröffentlichte theils noch unbekannte Schriften des thätigen Mannes enthalten. Dessen Name ist auch unlöslich verknüpft mit den berühmten „Revolutiones orbium coelestium“ des Coppernicus; als nämlich Rheticus in Nürnberg Verhandlungen wegen des Druckes obigen Werkes angeknüpft hatte, gelang es ihm, Osiander und S. als Beaufsichtiger der Arbeit zu gewinnen, und wenn auch der ersten dieser beiden, ein in unaufhörliche Streithändel verwickelter Theologe, sich um das Werk nur in der zweifelhaften Weise verdient machte, daß er diesem eine wenig würdige Einleitung vorsetzte, so kommt dafür zweifellos seinem Gefährten der Ruhm zu, die Vollendung des Fundamentalbuches der neueren Astronomie überwacht, ja erst ermöglicht zu haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß S. bei dieser Thätigkeit und unter dem Einflusse seiner mit Rheticus gepflogenen Unterredungen selbst zu einem überzeugten Anhänger der Lehre geworden ist, über welche er sich in seiner Erstlingsschrift noch mit sehr spöttischen Worten geäußert hatte.

Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, Nürnberg 1730. S. 45 ff. — Zedler, Großes vollständiges Universallexikon aller Wissenschaften und Künste, 35. Band, Leipzig-Halle 1743. Sp. 991. — A. de Varnhagen, Jo. Schoener e P. Apianus influencia de om e outro e de varios de seus contemporaneos na adopcão do nome America, Wien 1872. — F. Wieser, Magalhaes-Straße und Austral-Continent auf den Globen des Johannes Schoener, Innsbruck 1881. — L. Prowe, Nicolaus Coppernicus, 1. Band, 2. Theil, Berlin 1883. S. 390 ff. 428 ff. 514 ff.

Günther.

Schöner: Johann Gottfried S., lutherischer Prediger und Liederdichter des 18/19. Jahrhunderts, geboren am 15. April 1749 zu Rügheim im Würzburgischen, † am 28. Juni 1818 als Stadtpfarrer em. zu Nürnberg. — Sein gleichnamiger Vater war Pfarrer in R., sein väterlicher Großvater Salzmesser in Schweinfurt gewesen. Als Knabe hielt er sich längere Zeit im Hause seines mütterlichen Großvaters, des Pfarrers Giegler in Wedzhausen auf, besuchte dann das Gymnasium zu Schweinfurt 1760 ff., wo er auf das Studium der Theologie sich vorbereitete und auch bereits im Predigen sich versuchte. 1767 ff. studirte er in Leipzig, wo besonders Chr. F. Gellert und Chr. A. Crusius Einfluß auf ihn übten, 1769 ff. in Erlangen. 1770 kam er als Hauslehrer zu einem Kammerrath Redlich zu Baiersdorf im Bayreuthischen, 1772 in gleicher Eigenschaft in das Haus des frommen Almosenpflegers v. Winkler in Nürnberg. Auf dessen Verwendung wurde er 1773 unter die Nürnberger Predigtamtscandidaten aufgenommen und noch in demselben Jahr zum Vesperprediger an der Margarethencapelle, 1776 zum Diakonus an der Marienkirche ernannt, worauf er mit Maria Barbara, der Wittwe des Spezereihändlers J. G. Eisen sich verheirathete. Seine Predigten fanden vielen Beifall besonders bei den vornehmen und gebildeten Ständen: je mehr aber seine Kirche mit Solchen sich füllte, die sich von der Kanzel herab am liebsten etwas Schönes sagen lassen wollten, desto näher lag für ihn, wie er selbst bekennt, die Gefahr, statt eines freien und einfachen Bekennens der evangelischen Wahrheit es auf Effectmacherei anzulegen in

dem Streben, „noch schöner als schön zu erscheinen". Da trat bei ihm selbst eine plötzliche Wendung ein: am Schluß einer Weihnachtspredigt im J. 1776 fühlte er sich von dem Wort Christi Joh. 3, 36: „Wer dem Sohn nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm" so getroffen, daß er fast ohnmächtig die Kanzel verlassen mußte. Der Zufall wiederholte sich und die Folge war, daß er dreivierteljahrlang sich zum Predigen wie zu jeder geistigen Arbeit untüchtig fühlte. In dieser Zeit nahm sich der fromme Kaufmann Tobias Kießling seiner treulich an: „Gott erbarmte sich seiner Bußthränen und stärkte ihn auch leiblich wieder zu seinem geistlichen Amt, das er nun aber aus einem andern Gesichtspunkt als früher zu führen begann". Er predigte nun frei und unumwunden das einfältige Wort von Christo als dem alleinigen Sünderheiland: seine früheren Zuhörer verloren sich meist aus seiner Kirche, weil sich das Gerücht verbreitete, er sei im Kopf verrückt geworden; dagegen sammelte sich nun um ihn ein Häuflein von heilsbegierigen Seelen meist aus den mittleren und untersten Ständen, unter ihnen auch Kießling, der nun sein Herzensfreund wurde. 1783 wurde S. Diakonus an der Lorenzer Haupt- und Pfarrkirche und erhielt damit zwar eine günstige äußere Stellung, aber auch ein viel umfassenderes und schwierigeres Arbeitsfeld, besonders in der Seelsorge, die seine Kräfte sehr in Anspruch nahm und ihm auch mancherlei Anfechtungen und Kränkungen brachte. Auch in seinen häuslichen Verhältnissen hatte er viel Schweres, durch Krankheiten seiner Frau und Kinder, sowie durch ein lästiges Nervenzittern, das ihn seit 1799 befiel und schwächte. Unter all dieser Trübsal aber erfuhr er nur um so kräftiger den Trost der göttlichen Liebe, die uns doch allein in den Himmel zieht, wie er dies am schönsten ausspricht in dem schönsten und bekanntesten seiner geistlichen Lieder: Himmelan, nur Himmelan! Gerade diese Leidenszeit wurde dann auch die Zeit seiner regsten geistlichen und schriftstellerischen Thätigkeit: in dem Jahrzehnt 1799—1809 erschienen die meisten seiner Schriften: Feiertags-, Evangelien- und Epistelpredigten, sein historisches Lesebuch, Sprichwörter, Katechismus, seine geistlichen und Trostlieder und viele kleinere erbauliche Schriften. Auch an dem Werk der Bibelverbreitung, das damals zuerst von England aus und bald auch in Deutschland in Angriff genommen wurde, betheiligte er sich lebhaft: er war der Erste, der 1805 in Deutschland eine Bibelgesellschaft gründete, die mit der Londoner in Verbindung stand und mehr als 30 000 Exemplare des neuen Testaments theils unentgeltlich theils zu niedrigen Preisen verbreitete. Sein Nervenleiden steigerte sich aber allmählich so, daß er die zitternde Hand nur noch mit Hilfe einer Maschine gebrauchen konnte, und, nachdem er 1809 zum Stadtpfarrer an der Lorenzer Kirche ernannt war, einen Theil der pfarramtlichen Geschäfte einem Collegen überlassen mußte. Die Seelsorge und das Predigtamt aber versah er noch bis acht Monate vor seinem Tod mit großer Treue und im Segen. Im October 1817 mußte er sich entschließen sein Amt niederzulegen: Hände und Füße versagten ihre Dienste. Auch jetzt war er nicht ganz unthätig: er dictirte einige kleine Schriften und Gedichte. Endlich, nachdem er auch das Augenlicht durch eine Geschwulst verloren, verschied er sanft in einem Alter von 69 Jahren. Er selbst hatte sich noch eine Leichenrede aufgesetzt: „über die Vergebung der Sünden als die unentbehrlichste Trostquelle", die bei seiner Leichenfeier vorgelesen wurde. Seine glaubensinnigen Lieder erschienen zuerst einzeln, theils auf einzelnen Blättern, theils in den s. g. Basler Sammlungen (S. für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit herausgegeben von der deutschen Christenthumsgesellschaft, zu der er als Mitglied gehörte); später erst veranstaltete er eine Sammlung derselben u. d. T.: „Vermischte geistliche Lieder und Gedichte von J. G. S." Nürnberg 1790; 2., vermehrte Aufl. Nürnberg 1810; ferner „Sammlung einiger Trostlieder" 1803;

„Gesänge zur trostvollen Todesfeier" Nürnberg 1805. Von diesen zum Theil sehr beliebt gewordenen Liedern sind viele in die neuen Kirchengesangbücher aufgenommen, besonders das zuerst 1806 in den Basler Sammlungen gedruckte, an ein älteres Gesangbuchslied sich anschließende Lied über Phil. 3, 20: Himmelan, nur Himmelan ꝛc.

Leichenrede nebst Lebensgeschichte, von ihm selbst verfaßt und ergänzt, Nürnberg 1818. — Schubert, Altes und Neues II, 246 ff. — Aus meinem Leben II, 2. 449. — Kießling's Leben. — Christlieb, Gesch. d. christl. Predigt in Prot. Real-Encycl.[2] XVIII, 586. — Basler Sammlungen 1819 S. 73 ff. — Sonntagsbibliothek, Bielefeld, Bd. 6, Heft 4. — Koch, Kirchenlied VI, 399 ff.

Wagenmann.

Schönfeld: Gregor S., der Aeltere, reformirter Theolog, gewichtiger Vertheidiger der kirchlichen Reformen des Landgrafen Moritz von Hessen, geboren 1559 zu Zahne bei Wittenberg, † am 24. November 1628 in Cassel, ist der Sprosse eines altadeligen Geschlechtes. Den größten Einfluß auf seine geistige Entwicklung übte sein mütterlicher Großvater Joachim v. Arnsdorff aus. Auf der Meißener Fürstenschule erhielt S. seine humanistische Bildung, worauf er die Universität Wittenberg bezog. Nach kurzer Wirksamkeit als Prediger in Delitzsch wurde er auf Empfehlung seines Freundes Dr. Urbanus Pierius nach Dresden berufen, um die dasige Superintendentur und Hofpredigerstelle bei dem Kurfürsten Christian I. zu führen. Hier trat er in intime Beziehungen zu dem später so tragisch endenden Kanzler Crellius, wodurch er, ebenso durch sein Auftreten, er schaffte u. a. den Exorcismus bei der Taufe der Kinder ab, bei den strenggesinnten Lutheranern sich als Kryptocalvinist so verhaßt machte, daß er nach dem Tode des genannten Fürsten, der am 25. September 1591 eintrat, sich gezwungen sah, seine Bedienungen in Dresden aufzugeben. Da Pierius inzwischen ein Unterkommen in der Pfalz gefunden, so schickte er sich an, ebenfalls dahin zu ziehen. Unterwegs wurde er jedoch in Cassel von dem Präsidenten Reudel, dem er seine Aufwartung machte, dem Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen empfohlen, der ihn nach Anhörung einer Predigt zu seinem Hofprediger ernannte. Er erwarb sich bald die Gunst dieses seines neuen Landesherrn, welcher unter seinen Trostsprüchen und Gebeten am 25. August 1592 verschied. Der gelehrte Sohn dieses trefflichen Fürsten, der Landgraf Moritz, trug seines Vaters Liebe auf S. über. Durch das Vertrauen der Prediger sah dieser sich nachher zum Superintendenten in Cassel gewählt, und nach Errichtung des Collegium Adolphico-Mauritianum daselbst zum theologischen Professor ernannt. Am meisten wurde aber sein Namen in Hessen und anderwärts bekannt bei der Einführung der Verbesserungspunkte. Die hessische Kirche hatte sich schon im Anfange der Reformation durch die Homberger Kirchenordnung von 1526 der oberdeutschen oder schweizerischen Strömung zugewendet, wie denn auch den ersten reformatorischen Einfluß Lambert von Avignon, ein Zwinglianer, gewann. Die Stellung des Landgrafen Philipp war dieser Richtung förderlich; die Einigung der Protestanten war seines Lebens Streben. Bei solchem konnten auch lutherische Strömungen Eingang finden. Als nach seinem Tode 1557 das Land unter seine Söhne getheilt wurde, kam im Oberfürstenthum, dem heutigen Großherzogthum Hessen, das Lutherthum unter dem streng lutherisch gesinnten Landgrafen Ludwig IV. zur Alleinherrschaft, während in dem Niederfürstenthum reformirte Lehre und Cultusformen immer weiter sich verbreiteten, besonders unter dem Sohne Wilhelm's IV., dem gelehrten Moritz. Ludwig IV. hatte deshalb in seinem Testamente seinen beiden Vettern als seinen Nachfolgern, den Landgrafen Ludwig V. und Moritz, befohlen, in seinen Ländern ja nicht die lutherische Lehre abzuschaffen. Er starb am 9. October 1604 und Moritz erhielt zu

seinem bisherigen Lande von dem Oberfürstenthum den Marburg'schen Antheil. Die Universität Marburg war bisher gemeinschaftlich. Kaum war Moritz Herr dieses Landestheiles geworden, so sann er darauf, überzeugt von der Unzuträglichkeit, welche die Verschiedenheit des Ritus in den einzelnen Gegenden mit sich brachte, eine Uniformität in demselben für sein ganzes Land einzuführen. Eine solche bezweckten seine im Sommer 1605 erschienenen Verbesserungspunkte, welche die Ubiquitätslehre verboten, die reformirte Zählung des Dekaloges, die Abschaffung der Bilder in den Kirchen und das Brechen des Brotes bei dem h. Abendmahle aber anordneten. Dieselben stießen aber auf heftigen Widerstand bei den Oberhessen wie bei den Bewohnern der Herrschaft Schmalkalden und anderen an das lutherische Sachsen und Braunschweig angrenzenden Unterthanen. In Marburg selbst suchte der Landgraf vergeblich die Professoren Heinrich Leuchter und Johann Winkelmann von der Opposition zurückzuhalten, welche gegen diese cäsareopapistischen Vergewaltigungen der lutherischen Oberhessen sich erhob. Jene wurden ihrer Stellen entlassen und Reformirte in dieselben eingesetzt; mit der Verwaltung der Predigerstellen in Marburg aber wurden S. nebst Valentin Schoner von Ziegenhain und Wigand Pfaff von Felsberg beauftragt. Da jedoch die entlassenen Professoren von Gießen aus, wo Landgraf Ludwig eine neue Universität stiftete, aufhetzten, so wuchs die Erbitterung dermaßen, daß trotz persönlicher Beschwichtigungen des Landgrafen Moritz in dem Universitätsgebäude, am 6. August in der Pfarrkirche während der Predigt Schoner's ein unbeschreiblicher Tumult ausbrach, in welchem sich das Volk in rohester Weise an den reformirten Pastoren vergriff. S. wurde in halb sterbendem Zustande von Studenten auf das Schloß geschleppt. Ein noch vorhandenes Schreiben an seine Frau in Cassel erzählt uns, wie 500 rasende Männer ihn in der Kirche umstanden und schrieen: schlag todt, schlag todt! daß er nicht anders gemeint, als er müsse den Geist aufgeben. Da sie jedoch gesehen, daß er noch lebe, haben sie ihn von der Höhe des Kirchthurmes heruntergestürzt, wobei ihn aber Studenten mit ihren Mänteln aufgefangen hätten. So sei er ein Spott und Verachtung des Volkes, fühle aber in sich eine große Stärke nach dem Geist. Auf die Kunde von der unerhörten Mißhandlung ihres in Cassel so beliebten Hirten reichten die Gilden und Zünfte daselbst an die geh. Räthe des Landgrafen eine Bittschrift gegen die Versetzung Schönfeld's nach Marburg ein. Offenbar bezweckten sie damit dessen Rückberufung. Diese verschob sich jedoch. Landgraf Moritz zog noch am Tage jener Katastrophe mit einem Fähnlein Reiter in Marburg ein und suchte nun die Bürger, welche zu den Waffen griffen, in Güte zu beschwichtigen. Am Sonntage, den 9. August, einem monatlichen Bettage, mußte S., noch entstellt von den erlittenen Mißhandlungen, über Matth. 5, 44 predigen, worauf der Landgraf eine bewegliche Ansprache an das Volk hielt und die Bilder, als die Hauptursache des Aufruhres, vor dessen Augen hinwegnehmen ließ. Die Rädelsführer aber wurden einige Tage darauf festgenommen und die Stadt mit drückender Einquartierung belastet. Das brach denn den Widerstand der Bürger, welche einige Abgeordnete sandten mit dem Versprechen treuesten Gehorsams. Da der Zorn des Landgrafen bei deren Empfang von neuem ausbrach, trat S. vor und bat für die Bürgerschaft um Gnade. Dieser Edelmuth entwaffnete den Fürsten. Nun wurde die reformirte Lehre ungehindert in Marburg und dem oberhessischen Landesantheile des Landgrafen eingeführt, wobei theologischer Seits S. die Hauptarbeit zufiel. In Gemeinschaft mit Schoner verhandelte er von 1606 an auf Zusammenkünften wie bei persönlichen Besprechungen mit den Predigern, von denen 54 als Renitente entlassen wurden, ein Loos, welches im J. 1624, als diese Erbschaft an die Darmstädter Linie zurückgefallen, ebenso die reformirten Prediger traf. S. suchte im Gegensatze zu

den weltlichen Beamten mit aller Milde und Schonung vorzugehen. Die Einführung des Heidelberger Katechismus, welche Moritz am liebsten gesehen hätte, widerrieth er und verfaßte selbst zwei Katechismen, einen für die Schüler, „Christen-Kinderlehre“ genannt, und einen für die Lehrer, „Praxis et medulla catechetica“ betitelt. Seiner Vermittelung ist es auch zu verdanken, daß Landgraf Moritz nunmehr auf dem gesetzlichen Wege das zu erreichen suchte, was er zuvor kraft seines Summepiscopates erzwingen zu dürfen glaubte. Er berief zur Regelung der kirchlichen Angelegenheiten die Generalsynode nach Cassel am 12. bis 20. April 1607. Diese stellte in ihrem Abschiede in sechs Artikeln ein kurzes, aber völlig reformirtes Bekenntniß auf, das auf die Abschiede von 1577 und 1578 sich gründend, welche das Concordienwerk, die lutherische communicatio idiomatum und die Ubiquitätslehre scharf abgewiesen hatten, den Charakter der Kirche Hessen-Cassels als einer rein reformirten außer Zweifel setzt. Angesichts desselben, von der späteren Kirchenordnung von 1657 nicht zu reden, muß auch das Nebelgebilde dieser Kirche als einer sogenannten melanchthonischen, welches Prof. Heppe ersonnen, in sein Nichts zerrinnen. Denn die Augsburger Confession und deren Apologie, auf die sich dieses Bekenntniß am Schlusse beruft, haben auch andere reformirte Bekenntnisse, wie das nassauische von Pezel, 1604 aufgestellt, u. a. anerkannt, natürlich mit dem Vorbehalt ihrer Auslegung vom Abendmahle. Am deutlichsten zeigt das die „Verantwortung der fremden Kirchendiener zu Frankfurt“ vom J. 1556.

Was von dem Bekenntnisse, das gilt auch von dem Katechismus, welchen erwähnte Generalsynode zu Cassel unter der Aufschrift: „Kinder-Lehr, das ist die fünf Hauptstücke christlicher Lehr“ aufstellte. Er ist eine reformirte Bearbeitung des kleinen lutherischen Katechismus mit einer ganzen Reihe neuer Fragen, besonders in Bezug auf die Sacramente. Später wurde der Heidelberger Katechismus hinzugenommen.

S., der am 1. Januar 1608 in Anerkennung seiner Verdienste zum ersten Professor der Theologie in Marburg bestellt wurde und drei Jahre später zum Präsidenten des Consistoriums, vertheidigte inzwischen mit seiner gewandten Feder in einer Reihe von Schriften die kirchlichen Reformen des Landgrafen Moritz, besonders gegen den Gießener Theologen Balthasar Mentzer, welcher dieselben aufs heftigste angriff und verspottete. Vor allen ward folgende Schrift Schönfeld's von großer Bedeutung: „Spiegel, der Offenbahren, Vnverschämpten Calumnien vnd Lügen, so in einem Zedtel von 24 Artickeln, wider die christliche Verbesserungspuncte der hessischen Kirche hin vnd wider spargirt worden: Sampt beygefügter Widerlegung derselben Calumnien.“ Marburg 1608. Auch in die Herrschaft Schmalkalden wurde er im J. 1613 nebst einigen Beamten geschickt, um die dasigen kirchlichen Verhältnisse zu untersuchen. Von Erfolg konnte aber daselbst nicht die Rede sein, da sich das Volk von verschiedenen Seiten aufhetzen ließ. Seine letzten Lebensjahre verbrachte S. in Cassel. Sein Einfluß auf die kirchliche Entwicklung Hessens ist ein tiefgehender gewesen. Bei Hofe war er gern gesehen und mußte öfters bei fürstlichen Besuchen predigen. Gegen sein Ende ließ ihn der Landgraf, da ein Schlagfluß ihm die rechte Seite gelähmt, auf seine Kosten mehrere Bäder besuchen. Er wurde in der Stiftskirche zu Cassel beigesetzt. Sein einziger gleichnamiger Sohn war schon drei Jahre vor ihm als Consistorialrath in Cassel gestorben.

Außer den genannten Schriften hat S. verschiedene Leichenreden, sowie auch einige dogmatische Arbeiten in lateinischer Sprache: „de resurrectione mortuorum“, „Theses de S. Scriptura“, „Centuriae Thesium theol. explic. universam, quae nobis cum Pontificiis intercedit controversiam“ u. a. und eine deutsche Bibelausgabe hinterlassen, in welcher öfters die Uebersetzung Luther's berichtigt, der schon im

Alterthum angefochtene Spruch 1. Joh. 5, 7 aber ganz ausgelassen ist. Seine Schriften hat Strieder vollständig, die Streitschriften hat Vilmar aufgeführt.

Christian Schlegel's Lebensbeschreibungen der Dresdener Superintendenten. Reformirte Kirchenzeitung von 1882, Nr. 24, 25. — Chr. v. Rommel, Geschichte von Hessen VI, 601 ff., 608 ff. — Heppe, Die Einführung der Verbesserungspunkte in Hessen. — Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte. — Tilemann Schenk, Vitae professorum theol. Marburg. — Vilmar, Geschichte des Confessionsstandes der evang. Kirche in Hessen (eine Tendenzschrift voll confessioneller Parteilichkeit und willkürlicher Deutung der historischen Facta). — Historischer Bericht der Newlichen Monats Augusti zugetragenen Marpurgischen Kirchen-Händel. Marpurg 1605. — Cuno, Gedächtnißbuch deutscher Fürsten reform. Bekenntnisses, II. — Amtliches Gutachten der theol. Facultät zu Marburg, 1855.

Cuno.

Schönfeld: Heinrich S., Architekturmaler, geboren 1809 zu Dresden, wo sein Vater beim Straßenbau-Amt eine Stelle bekleidete. Der Knabe erhielt eine gute Bildung, warf sich auf Mathematik und Bergwesen, besuchte dort die Akademie der Künste und ging zum Baufache über. Nach dem Tode des Vaters versuchte er sich in der Theatermalerei, welche ihn schließlich auf jenes Gebiet überleitete, worin sein eigentlicher Beruf lag, zur Architekturmalerei. Seit 1830 in München, schuf derselbe viele treffliche Architekturbilder sowohl in Oel wie in Aquarell, wozu S. auf seinen Reisen in der Schweiz, in Oberitalien, in Oesterreich, am Rhein, in Belgien und Holland sorgfältig gezeichnete Studien sammelte; seinen historisch-angelegten Sinn fesselten größtentheils mittelalterliche Bauwerke. Zu seinen Hauptbildern zählt der Marktplatz in Basel, das Münster in Straßburg, die Kirche zu Bacharach, die Ansichten der Dome zu Limburg und Erfurt. Die Neue Pinakothek zu München besitzt eine 1840 gemalte Ansicht des sog. „Metzger-Quai in Straßburg", im Hintergrunde sieht man nächst dem Münsterthurme den Giebel jenes Hauses, in welchem König Ludwig I. am 25. August 1786 geboren wurde. Außer Oelbildern fertigte S. unzählige, vielbegehrte Aquarelle und Zeichnungen, insbesondere mit landschaftlichen Städte-Veduten, welche in den von F. Lange zu Darmstadt edirten „Original-Ansichten der historisch merkwürdigsten Städte in Deutschland, ihrer wichtigsten Dome", meist von Joh. Gab. Fr. Poppel in Stahl gestochen wurden. Auch bei dem im Verlag von G. Franz erschienenen „Malerischen Baiern" (1843 ff.) betheiligte sich S. durch mehrere gefällige Blätter. Leider starb der vielversprechende Künstler schon am 5. Mai 1845 zu München.

Vgl. Raczynski 1840, II, 433. — Söltl, Bildende Kunst 1842, S. 329. — Nagler 1845, XV, 471. — Kunstvereins-Bericht für 1845, S. 56. — Kunstblatt, Stuttgart 1845, S. 252 (wo das obige Todesdatum angegeben ist). — Schönfeld's Portrait findet sich in Kohler's „Münchener Album" 1841.

Hyac. Holland.

Schönfeld: Johann Heinrich S., Maler und Radirer, geboren am 23. März 1609 in Biberach, wo sein Vater Bürgermeister war. Er kam zuerst bei Joh. Sichelbein zu Memmingen in die Lehre, ging dann als Malergeselle auf Reisen, zuerst nach Stuttgart, dann nach Basel und deutschen Städten, hierauf nach Italien. Daselbst zeichnete er nach den besten antiken und modernen Statuen und Gemälden, wovon man eigentlich in seinen Werken nicht viel merkt, es gelang ihm, den kunstsinnigen Fürsten Orsini zu Rom für sich zu interessiren. Heimgekehrt, nahm er seinen eigentlichen Wohnsitz in Augsburg, malte jedoch an verschiedenen andern Orten Altarbilder, auch Landschaften mit klassischen Architekturen und Bildnissen, so finden sich Werke von ihm in Mün-

chen, Brixen, Salzburg, Lyon, Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Ingolstadt, Nördlingen rc. S. hat auch radirt, Andresen im Deutschen Peintre-Graveur V beschreibt 12 derartige Blätter, die wegen ihrer geistreichen Nadel geschätzt sind. S. war ohne Zweifel ein Mann von Leichtigkeit der Erfindung und von origineller Phantasie, aber leider strebte er nicht nach Durchbildung in der Form, und man tadelt mit Recht, daß seine Figuren zu lang gerathen seien. G. Ehinger, G. A. Wolfgang, U. Küsell, L. Heckenauer u. A. haben nach ihm gestochen. B. Kilian stach (1671) des Künstlers Bildniß, woraus man sieht, daß er auf dem linken Auge erblindet war. S., der außerdem linkshändig malen mußte, starb 1675 zu Augsburg.

W. Schmidt.

Schönfeld: Victorin S., Mathematiker und Mediciner, ist geboren zu Bautzen in der Oberlausitz im J. 1525, wurde 1556 in Marburg Doctor der Medicin, 1557 Professor der Mathematik und 1566 Professor der Medicin. Er starb am 13. Juni 1591. Unter seinen medicinischen Arbeiten verdient eine Abhandlung über die Epilepsie (Marburg 1577) Erwähnung, seinen wissenschaftlichen Ruf aber verdankte er in erster Linie einer astronomischen Untersuchung, welche im J. 1562 in Wittenberg unter dem Titel: „Prognosticon astrologicum auf die Revolutiones und Zuhauffungen der Planeten“ erschien und als ein Vorläufer unserer Kalender bezeichnet werden kann. Wie diese erschien das Buch in periodischer, wahrscheinlich jährlicher Wiederkehr. Acht verschiedene Jahrgänge desselben sind bis jetzt bekannt geworden.

Vgl. Freher, theatrum virorum eruditorum und Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte XIII, 169—170.

Georg Winter.

Schönfelder: Jörg oder Georg S., ein Componist deutscher mehrstimmiger Lieder aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, von dem Peter Schöffer in seinem Liederbuch von 1513 sechs Lieder aufgenommen hat, von denen einige auch in späteren Sammelwerken (Egenolff 1535 und Forster 1539) Aufnahme gefunden haben. Es sind kleine launige und liebliche innige Blüthen alter Kunst, die trotz aller Einfachheit zum Herzen sprechen und in ihrer ungekünstelten Contrapunctik vortrefflich klingen. Man erkennt aus ihnen recht deutlich, daß sich daraus einst der evangelische Choralgesang entwickelt hat; man könnte diesen Liedern getrost einen geistlichen Text unterlegen und Niemand würde ahnen, welchem Zwecke sie einst gedient haben.

Rob. Eitner.

Schönhals: Karl Freiherr v. S., k. k. Feldzeugmeister, geheimer Rath, Ritter des Militär-Maria-Theresienordens, geboren am 15. November 1788 zu Braunfels. Eine der bedeutendsten und sympathischesten Erscheinungen aus der glorreichen Epoche der siegreichen Feldzüge in Italien 1848 und 1849 unter Marschall Radetzky tritt uns in S. entgegen. Seine Lehrjahre weisen eine lange militärische Laufbahn auf, in welcher er unter großen und bedeutenden Männern diente und den Krieg gründlich kennen lernte. Am 6. October 1807 trat der neunzehnjährige Jüngling als Cadett beim damals bestehenden Tyroler Jägerregimente ein, wol in der Voraussicht, daß Oesterreichs Fahnen bald zu neuen Kämpfen entfaltet werden sollten. Und darin hatte er sich nicht getäuscht. Im folgenden Jahre kam S., als sein Regiment zur Formirung neuer Truppenkörper verwendet wurde, zum eben errichteten 2. Feldjägerbataillon (1. September 1808). Bei der Aufstellung der Armee auf den Kriegsfuß im J. 1809 avancirte er zum Unterlieutenant (16. Februar) und ward in der Schlacht von Aspern (21./22. Mai) schwer verwundet. Für einen einundzwanzigjährigen jungen Mann mit so reichem Gemüthsleben, wie S., muß dieser gigantische zwei-

tägige Kampf, in welchem der bisher nie besiegte Eroberer dem heldenmüthigen Erzherzog Karl von Oesterreich unterlag, einen nachhaltigen Eindruck zurückgelassen haben. — Am 25. August 1813 zum Oberlieutenant befördert, ward er in der Schlacht bei Dresden (26./27. August) bei der Erstürmung der Redoute vor dem Moscinsky'schen Garten verwundet; hatte sich aber so ausgezeichnet, daß er im folgenden Jahre schon, bei Errichtung des italienischen Freicorps, welche sein früherer Commandant Oberstlieutenant Schneider leitete, zum Hauptmann befördert ward (1. Februar 1814). Im December desselben Jahres zum 6. Feldjägerbataillon übersetzt, machte er im nächsten Jahre (1815) den Feldzug gegen Murat mit. Seine Theilnahme im J. 1821 an dem Feldzuge in Neapel, als Hauptmann im 3. Feldjäger-Bataillon, brachte ihm den sicilianischen Militär-Sct. Georgs-Orden. Im folgenden Jahre erschien in der „Oesterreichischen militärischen Zeitschrift" eine Darstellung der Schlacht von Austerlitz aus seiner Feder. Anläßlich seiner Beförderung zum Major (am 23. Januar 1829) ward er zum 17. Infanterieregimente, am 1. September des folgenden Jahres zum 7. Infanterieregimente, kurz darauf zum Generalquartiermeister-Stabe als Oberstlieutenant übersetzt und gleichzeitig zum Generaladjutanten bei der Person des G. d. C. Grafen Frimont, des commandirenden Generals in Italien, ernannt. Im folgenden Jahre rückte er am 20. December zum Oberst vor und blieb im Stabe bei dem Nachfolger Frimont's, dem G. d. C. Grafen Radetzky.

Am 7. Mai 1838 erfolgte seine Beförderung zum Generalmajor; am 3. April 1846 jene zum Feldmarschalllieutenant in seiner Stellung als Personaladjutant des F. M. Grafen Radetzky. Im nächstfolgenden Jahre ward er durch die Verleihung der Geheimen Rathswürde und die Ernennung zum Inhaber des k. k. Infanterieregiments Nr. 29 geehrt. Für Schönhals' seltene Eigenschaften konnte es wol keine bessere Gelegenheit zu deren Verwerthung geben, als an der Seite des Feldherrn, der selbst eine so reiche und glänzende kriegerische Vergangenheit hatte. Was in den siebzehn Jahren, welche er dem Marschall bisher zur Seite gestanden, für die Ausbildung der Truppen und ihrer Führer bei der österreichischen in Italien stehenden Armee geschehen, davon ist gewiß Vieles der emsigen Thätigkeit des treuen Berathers des Marschalls zu danken. So fand die in Mailand im März 1848 ausbrechende Revolution den Feldherrn, seinen Stab und sein Heer durchaus nicht unvorbereitet. Daß S. in den schwierigsten Phasen des Feldzuges von 1848, von dem meisterhaft concipirten Rückzuge aus Mailand, der Behauptung der Defensivstellung an der Etsch bis nach der Schlacht von Lucia am 6. Mai neben den Geschäften des Generaladjutanten auch die operativen des Generalquartiermeisters besorgte, zeugt von seiner eminenten Begabung. Mit dem Eintritte des Feldmarschalllieutenants v. Heß in die Operationskanzlei der österreichischen Armee in Italien schloß sich Schönhals' Wirkungskreis in dieser Richtung, nichtsdestoweniger blieb ihm in diesem und dem Feldzuge des nächsten Jahres noch ein weites Feld der Thätigkeit. Die Armeeberichte und Alles, was aus seiner Feder kam, tragen das Gepräge einer seltenen Vollendung. Sie wirkten auf den Geist und die Stimmung des Heeres, sie gingen zum Herzen. Der Styl, in dem sie geschrieben sind, stellt sie den besten militärischen Publicationen aller Zeiten an die Seite. Wenn S. nichts als den Tagesbefehl vom 12. März 1849 concipirt hätte, in welchem der Armee die Aufkündigung des Waffenstillstandes seitens Piemonts mitgetheilt wurde, so reichte dies allein hin, seinen Namen unvergeßlich zu machen. Mit diesem Tagesbefehl allein hatte der Feldmarschall dem Sardenkönig eine moralische Niederlage bereitet, welche der Tag von Novara so vollständig krönte.

Der Schriftsteller Hackländer, der um diese Zeit im Hauptquartier des Feld-

marschalls Grafen Radetzky zu Mailand eintraf, beschreibt S. folgendermaßen: „Er ist ein schlanker Mann, und sein Gesicht mit offenen edlen Zügen würde jugendlich genannt werden können, wenn Haupthaar und Bart nicht schneeweiß wären. Er blickt frei und offen in die Welt und Jedem geht der Blick seines glänzenden sinnigen Auges zu Herzen. Seine Bewegungen sind ruhig und sicher, ebenso seine Sprachweise gemessen und gewählt, dabei aber voll Humor. Man könnte alle seine Worte niederschreiben und drucken lassen. Die Entwerfung seiner herrlichen, poetisch schönen und zu Herzen gehenden Proclamationen und Armeebefehle wird ihm außerordentlich leicht. Ich habe Manuscripte von ihm gesehen, deutlich und mit fester Hand geschrieben, wo auf vielen Seiten nur wenige unbedeutende Worte bei dem Durchlesen geändert wurden.“ Schon nach dem ersten Feldzuge gegen Piemont hatte Kaiser Ferdinand mit Handbillet aus Schönbrunn vom 19. August 1848 dem Feldmarschallieutenant v. S. für seine ausgezeichneten Verdienste das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens und Kaiser Franz Josef nach dem Kriege von 1849 den österreichischen eisernen Kronenorden I. Classe verliehen. Nach Beendigung des Feldzuges in Italien erhielt S. die Bestimmung als Bundescommissär in Frankfurt a/M. Als die provisorische Bundes-Centralcommission aufgehoben wurde, kehrte er zurück und trat am 28. December 1850 mit Feldzeugmeister-Charakter in den Ruhestand.

Die Muße, die ihm nun nach dem aufreibenden Dienste in den Operationskanzleien in der Hauptstadt der grünen Steiermark beschieden war, verlebte er in jenem Kreise von illustren Persönlichkeiten, die damals in der reizenden Mur-Stadt nach ruhmvoll beendeter Laufbahn den Rest ihrer Tage in beschaulicher Ruhe genossen und an deren Spitze nach seiner Geburt, seinem Range, der Sieger von Pordenone und Sacile, der Prinz des kaiserlichen Hauses, Erzherzog Johann stand. Hier schrieb S. nun sein geradezu classisches Werk über die Feldzüge in Italien: „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen aus dem italienischen Kriege der Jahre 1848 und 1849“, das im J. 1852 erschien, ferner die „Biographie des k. k. Feldzeugmeisters Julius Freiherrn v. Haynau“, (Graz 1853), wozu er sich wol durch den persönlichen Verkehr, den er mit dem ebenfalls in Graz lebenden Feldzeugmeister gepflogen hatte, nach dessen im J. 1853 erfolgten Tode angeregt fühlen mochte. Von seinen früheren litterarischen Leistungen ist noch die Biographie des k. k. Generals der Cavallerie Grafen v. Frimont, welche im J. 1833 in der österreichischen militärischen Zeitschrift erschien, zu erwähnen. S., der in Graz in hohem Grade die Achtung aller Kreise genoß, war in seinem ganzen Wesen anspruchslos und machte so wenig aus sich, wie es nur bei dem Bewußtsein des wahren inneren Werthes möglich ist. Den Studien blieb er treu. In den letzten Jahren vor seinem Tode fühlte er schon eine merkliche Abnahme der Kräfte und starb am 16. Februar 1857 um 7 Uhr Morgens nach wiederholten Schlaganfällen. Von seinen nachgelassenen Arbeiten erschien im J. 1873 in der Streffleur'schen österreichischen militärischen Zeitschrift: „Der Krieg 1805 in Deutschland.“ Als Mensch und Soldat steht S. in der Reihe trefflicher Charaktere und ausgezeichneter Talente. Sein Name bleibt in den Annalen des österreichischen Heeres unvergessen. Und wenn die Muse der Geschichte Radetzky's hehren Namen nennt, wird sie stets auch des langjährigen Waffengefährten, des treuen Berathers gedenken.

Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden und seine Mitglieder. Wien 1857. — Militär-Zeitung, herausgegeben von Hirtenfeld. Wien 1857. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 31. Thl. Wien 1876. — Hackländer, Vater Radetzky, Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. Stuttgart (o. J.).

C. v. Duncker.

Schönheit: Fr. Christian Heinrich S., geboren am 18. September 1789, † am 28. April 1870 als Pfarrer in Singen, einem schwarzburg-rudolstädtischen Dorfe in der Nähe der berühmten Klosterruine Paulinzelle. Nachdem er den ersten Unterricht bei seinem Vater, Pfarrer in Teichröda erhalten hatte, bezog er das Gymnasium in Rudolstadt und von da im Jahre 1808 die Universität Jena, um Theologie zu studiren; 1815 wurde er zum Substituten seines Vaters und nach dessen frühzeitigem Tode zum Amtsnachfolger bestellt. Hatten schon in seiner frühen Jugend die Natur und die für den Knaben lieben und faßlichen Gegenstände derselben ihn zur Beobachtung angeregt und zu Sammlungen von Schmetterlingen, Pflanzen und Steinen veranlaßt, wie zu näherer Kenntnißnahme der heimathlichen Vogelwelt, so concentrirte sich dieser Keim in seiner weiteren Entwickelung mehr und mehr auf die Pflanzenwelt und erreichte schließlich eine Vollkommenheit, wie sie keinem damals lebenden Botaniker in Thüringen zu eigen war. Seiner pfarramtlichen und seelsorgerischen Thätigkeit that dies aber durchaus keinen Eintrag; inmitten seiner Gemeinden lebte er pflichtgetreu und versäumte trotz der sehr bedeutenden, in Winterszeit oft bis ans Unglaubliche grenzenden Schwierigkeiten keine seiner Amtshandlungen in den verschiedenen, seiner Sorge anvertrauten Dörfern, stets hochhaltend, was ihm auch da die Natur in reicher Weise bot. Standhaft trug er auch das Ungemach, welches ihm widerfuhr, als er auf einer Dienstreise in sein Filial bei —26° R. einen Fuß erfror, so daß ihm die sämmtlichen Zehen an demselben abgelöst werden mußten. Im Jahre 1826 wurde er von Teichröda nach Singen versetzt, wozu die Ortschaften Hengelbach, Gösselborn und Paulinzelle gehörten. Seine Besoldung war sehr knapp, seine Familie dagegen wuchs bis zu neun Kindern, von denen ihm sieben blieben, daher er durch Privatunterricht und schriftstellerische Arbeiten seinem Lebensunterhalte einen wenn auch nur mäßigen Zuschuß zu verschaffen sich genöthigt sah. Sein Familienleben war, ein echtes Vorbild für seine Gemeinden, ein höchst glückliches. Durch die im Jahre 1833 übernommene Leitung des „botanischen Tauschvereins für Deutschland" und durch die damit verbundene Correspondenz mit den bedeutendsten Botanikern Deutschlands und Oesterreichs fand er reichliche Gelegenheit, seine botanischen Kenntnisse zu erweitern; lange Jahre war er Schriftführer des „landwirthschaftlichen Vereins" in Paulinzelle und pflegte mit besonderer Vorliebe die Bienenzucht. Eine seiner ersten litterarischen Arbeiten, hervorgegangen aus seiner Lebenserfahrung und ausgezeichnet durch den ihm eigenen höchst praktischen Sinn, war: „Fingerzeige für junge Geistliche bei ihrem Uebertritt in das Landpredigerleben"; eine zweite folgte 1837 als Lehr- und Unterhaltungsbuch für die Jugend unter dem Titel: „Die Wunder der Thierwelt". Von da wandte er sich in seinen Arbeiten hauptsächlich der Botanik zu. Sein Hauptverdienst ist die Flora von Thüringen. Durch seine Bemühung kam nämlich eine Vereinigung der Botaniker Thüringens zu Stande. Alle Theilnehmer schlossen sich dem „naturwissenschaftlichen Verein in und für Thüringen" an, welcher 1842 seine erste Versammlung in Erfurt hielt. Auf Schönheit's Vorschlag, daß die Mitglieder ihre botanischen und damit zusammenhängenden Beobachtungen übersichtlich zusammenstellen möchten, ging man bereitwillig ein und übertrug ihm die Vorarbeiten zur Anfertigung des Manuscripts, wie die endliche Herausgabe der Flora. Sie erschien 1850 unter dem Titel: „Taschenbuch der Flora Thüringens zum Gebrauche bei Excursionen, die wildwachsenden und allgemein cultivirten phanerogamischen Gefäßpflanzen nach der Ordnung von Koch's Synopsis enthaltend 2c. 2c.", Rudolstadt 1850 8° — (wovon 1857 ein unveränderter Neudruck, doch ohne Schönheit's Genehmigung und Mitwirkung, erschien) — und wird trotz der ihr anhaftenden „durch die Geschichte ihrer Ent-

stehung zu erklärenden Mängel heute noch als das umfassendste und zuverlässigste Werk über die Flora Thüringens" bezeichnet. Ein Jahr später gab er „den sich selbst belehrenden Forstbotaniker" heraus und schrieb 1865 in der Hallischen botanischen Zeitschrift einen „ergänzenden und berichtigenden Nachtrag zum Taschenbuch der Flora von Thüringen", wie in der botanischen Zeitung „Flora" noch mehrere Artikel. Ihm war es vergönnt, trotz mannichfacher körperlicher Leiden, im Jahre 1865 sein 50jähriges Dienstjubiläum und seine goldene Hochzeit zu feiern, bis 1870 noch seines Amtes zu warten und in selbigem Jahre, nur 10 Tage nach seiner letzten Osterpredigt, sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe zu legen. — Von seinem Fürsten hatte er in Anerkennung seiner Verdienste den schwarzburgischen Hausorden II. Classe erhalten; von der „Regensburger botanischen Gesellschaft" und von dem „naturwissenschaftlichen Verein des Harzes" war er zum correspondirenden, von der „niederrheinischen naturhistorischen Gesellschaft in Bonn" und von der „naturforschenden Gesellschaft in Meiningen" zum Ehrenmitgliede ernannt worden.

Vgl. über ihn Bemerkungen im Rudolst. Archive; Danz, Biographisches in d. schwarzb.-rudolst. Landeszeitung 1889; das Ausführlichste über ihn ist O. Schmidt: „Schönheit, Lebensbild des thüringischen Floristen zur Säcularfeier seines Geburtstages (mit Bild)" im 8. Band der Mittheilungen der geograph. Gesellschaft zu Jena, zugleich Organ des botan. Vereins für Gesammtthüringen. Jena 1890. Anemüller.

Schönherr: Johann Heinrich S. s. Ebel Bd. V, S. 519.

Schönhofen: Johannes v. S. (Schoonhoven), so genannt von seinem Geburtsorte, Augustiner-Chorherr zu Groenedaal (Viridis Vallis) bei Brüssel, † 1431. Er war ein sehr angesehenes Mitglied seines Ordens. 1413 hielt er eine Rede in dem Generalcapitel zu Windesheim, als die Brabanter Klöster eine engere Vereinigung mit diesem Kloster beschlossen; auch sonst hielt er wiederholt Reden auf den Capiteln zu Windesheim. Diese und mehrere ascetische Schriften sind noch handschriftlich vorhanden. Gedruckt ist nur der 1406 verfaßte „Libellus Fr. Johannis de Schoenhovia, qui nititur defendere quaedam dicta Fr. Johannis de Ruysbroeck contra Mag. Johannem de Gerson", in der Dupin'schen Ausgabe der Werke Gerson's I, 63 (s. A. D. B. XXIX, 629). Nach Swertius hat S. auch ein „Chronicon Ordinis canonicorum Cisterciensium" verfaßt.

Paquot, Mémoires I, 395. — van der Aa. — J. B. Schwab, Joh. Gerson. 1858, S. 358. — W. Moll, Kerkgeschiedenis II, 2, 368. 398.

Reusch.

Schönhuth: Ottmar S., am 6. April 1806 als Sohn des Amtmanns und Universitätspflegers zu Sindelfingen geboren, trat als Student, nachdem er 1826 das Tübinger Stift bezogen hatte, in enge Beziehung zu Ludwig Uhland. Der Aufenthalt auf dem Hohentwiel, wo er später als Pfarrverweser lebte, und die Bekanntschaft mit dem Freiherrn v. Laßberg förderte vollends seinen Sinn für heimische Geschichte, Litteratur und Sage. Er gab zuerst (1834) die Laßberg'sche Nibelungenhandschrift heraus und erlebte noch den Triumph, daß seine zuerst bespöttelte Ansicht über das Alter und die Bedeutung derselben von gewichtiger Seite anerkannt wurde; dem Nibelungenlied folgte die Klage sammt Sigenot und Eggenlint (1839). Sein unermüdlicher Sammelfleiß erstreckte sich bald auf die verschiedensten Gebiete: in etwa 130 kleineren und größeren Werken hat er die Früchte desselben zusammengetragen, wobei ihn freilich seine Verehrung für das Alte als solches hinderte, die nöthige Sichtung zu vollziehen. Neben der Herausgabe von „Luthers geistlichen Liedern und Psalmen" (1829), von „Herolds Chronik der Stadt Hall" (1855), der Mitherausgabe der „Lebensbeschreibung von Götz v. Berlichingen" (1859), neben der Bearbeitung von 55

Volksbüchern hat S. eine Menge Lebensbilder, sowie Chroniken einer stattlichen Zahl von Orten geschrieben, so eine von Sindelfingen (1834), von Reichenau (1836), Hohentwiel (1836), Krautheim (1846), Schönthal (1850), Mergentheim (1857), Friedrichshafen und Langenargen (1863). Am bekanntesten ist sein volksthümliches Werk über „die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Württembergs und Hohenzollerns" (1860—1861); wol am besten seine „Kirchliche Geschichte Württembergs und des Hohenloher Landes im Zeitalter der Reformation" (1842). Als Pfarrer in den fränkischen Gemeinden Dörzbach (1837), Wachbach (1842), Edelfingen (1854) angestellt, war S. zugleich langjähriger Vorstand des historischen Vereins für das württembergische Franken. Der vielschreibende Mann hat jedem etwas geboten. Er starb am 6. Februar 1864 in Edelfingen.

Vgl. Euler, Ottmar Schönhuth. Eugen Schneider.

Schönichen: Georg S., Schuhmacher und Schriftsteller der Reformationszeit, besuchte in seiner Jugend die Schule zu Halle unter M. Peter Eisenberg und brachte es so weit, daß er einen leidlichen deutschen Stil schrieb und lateinische Citate verwenden konnte. Später finden wir ihn in Eilenburg. Die lebhafte reformatorische Bewegung in dieser Stadt fand an ihm einen eifrigen Vertreter. Wol durch das Vorbild seines Zunftgenossen Hans Sachs wurde er bestimmt, schriftstellerisch aufzutreten. Jedenfalls auf seine Veranlassung wurden einzelne Schriften des Nürnberger Meisters in Eilenburg gedruckt. S. reichte bei dem Propste des Klosters auf dem Petersberge, Johann von Kanitz, eine Beschwerde gegen den Eilenburger Caplan, Valentin Bauling, ein, welche eine Klage bei dem Kurfürsten und Herzog Georg zur Folge hatte. Als jetzt der Dresdener Caplan, Wolfgang Wolfer, Schönichen's Einwürfen gegenüber für die Lehren der römischen Kirche eintrat, veröffentlichte dieser 1523 das Schreiben mit längeren, in den Text eingefügten Bemerkungen und einer Einleitung, die manches Persönliche enthält, unter dem Titel: „Allen brudern zcu Dresden dy den Ewangelio holt sein ꝛc." Drei Predigten, die er im Mai desselben Jahres in Leipzig gehört hatte, veranlaßten ihn anfangs Juni zur Herausgabe einer, nochmals aufgelegten Schrift: „DEn achtbarn vnd hochgelerten zu Leyptzck, Petro Mosellano Rectori, Ochsenfart prediger zu S. Nicolao, Andree Camiciano, meynen günstigen herren vnd lieben brüdern in Christo Jhesu ꝛc." Er kämpft hier gegen fünf Sätze der Leipziger Prediger, daß die Kirche nicht irren könne; wer nicht vollkommenen Glauben habe, solle im Glauben der Kirche bleiben; der Mensch solle sich zur Gnade vorbereiten; von der Genugthuung, von dem Bau der Gotteshäuser, dem Opfer an die Priester, sowie vom Fasten. Während nun Mosellanus und Camitianus nicht antworteten, schrieb der dritte der Angegriffenen die „Antwort Hieronymi Tungerßheim von Ochsenfart auf Jorgen Schonigen von Eylenburg tzuschreyben". Bereits am 5. Juli antwortete dieser mit einer Schrift: „Auff die vnderricht des hochgelerten Doctoris, Ern. Hieronimy Tungirßheim, von Ochsenfart Colligat vnd prediger zu leyptzick Antworth ꝛc." Im September desselben Jahres hatte sich Luther auf Spalatin's Veranlassung noch mit Briefen Schönichen's zu beschäftigen. Seitdem verschwindet Letzterer, der in seinen Flugblättern eine ziemliche Gewandtheit und eingehende Bibelkenntniß gezeigt hatte. Die Erzählung, daß er 1522 von Herzog Georg aus Leipzig vertrieben worden sei, ist unbegründet.

de Wette, Dr. Martin Luther's Briefe, II, 399. Berlin 1826. — Spalatini Annales ap. Menck. II, 626. — Kapp, Nachlese II, 597. — Chr. Schöttgen, Der löblichen Buchdrucker-Gesellschaft zu Dreßden Jubelgeschichte, S. 97. Dresden 1740. — J. K. Seidemann, Beiträge zur Reformationsgeschichte, I, 61—66. Dresden 1846. — J. K. Seidemann, Erläuterungen

zur Reformationsgeschichte, S. 37 ff. Dresden 1844. — J. Simon, Eilenburgische Chronica, S. 221. Eilenburg 1696. — F. Gundermann, Chronik der Stadt Eilenburg, S. 427, 439. Eilenburg 1879. Hier wird S. 43 berichtet, daß sich im Gemeinsamen Ernestinischen Archiv zu Weimar handschriftliche Angaben über S. finden. — Th. Kolde, Gleichzeitige Berichte über die Wittenberger Unruhen im J. 1521 und 1522, in Brieger's Zeitschrift für Kirchengeschichte V, 321. — Th. Kolde, Analecta Lutherana, S. 35 f. Gotha 1883. — Th. Kolde, Martin Luther, II, 34. Gotha 1889. — J. Köstlin, Martin Luther, I, 516. Elberfeld 1883. — Zu Wolfgang Wolfer vgl. D. Martin Luther's Werke VIII, 245 f. Weimar 1889.

Georg Müller.

Schöning: Johann S. (auch Schonynk), Rigascher Bürgermeister und Vater des Erzbischofs von Riga, Thomas S., wanderte im sechsten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts aus Deutschland in Livland ein und ist seit 1476 als Mitglied des Rigaschen Rathes nachzuweisen. Er ist als einer der bedeutendsten Vertreter der Stadt Riga zu Ende des 15. Jahrhunderts besonders auf Hansetagen und livländischen Landtagen, aber auch als städtischer Abgesandter in Schweden und Rußland vielfach hervorgetreten. Von ihm rührt das „Grott Real Bock" her, chronikalische Aufzeichnungen von Begebenheiten der Jahre 1486—1498, sowie er auch der Verfasser eines Tagebuches über den Hansetag zu Lübeck von 1487 ist. Das letztere ist in den Hanserecessen Abth. III Bd. 2 S. 192 ff. abgedruckt.

Böthführ, Rig. Rathslinie. Ar. Buchholtz.

Schöning: Hans Adam v. S., brandenburgischer und kursächsischer Generalfeldmarschall, der erste aus den Reihen der brandenburgischen Truppen hervorgegangene Heerführer, war am 1. October 1641 auf dem väterlichen Gute Tamsel, eine Meile nordöstlich von Küstrin, geboren, erhielt die Erziehung eines vornehmen Edelmannes, indem er zuerst die Universität Wittenberg, 1659 die Straßburger Hochschule bezog und 1660, in Paris beginnend, die große Tour durch Europa antrat, von welcher er 1664 heimkehrte. 1665 wurde er durch den Tod seines Vaters Besitzer von Tamsel. Bald darauf trat er, nachdem er zunächst eine Sendung zum Bischof von Münster, Bernhard v. Galen, mit Geschick ausgerichtet hatte, als Rittmeister in den Dienst seines Landesherrn und nahm seit 1672 am Kriege gegen die Franzosen unter Turenne am Oberrhein, in den folgenden Jahren an den Kämpfen gegen die Schweden in der Mark und in Pommern theil. Bei des Großen Kurfürsten Winterfeldzuge von 1679 gegen die Schweden trat S. zum ersten Male hervor, indem er, nachdem Görtzke am 21. Januar die Nachhut des auf Riga zurückgehenden Feindes bei Heidekrug geschlagen hatte, am 25. Januar mit der weiteren Verfolgung beauftragt, den General Horn, welcher ihm bei Telcze nochmals Stand hielt, trotz dessen Uebermacht — 1200 gegen 3000 — und bei grimmer Winterkälte, unverzagt angriff. Wenn er auch keinen Sieg erfocht, so brachte er doch zu Wege, daß nur aufgelöste Haufen des Feindes die schützenden Wälle von Riga erreichten. Seine Vortruppen folgten bis in die Nähe dieser Stadt, dann kehrte er zum Kurfürsten nach Königsberg mit der Meldung zurück, daß das schwedische Heer sich in voller Auflösung befinde. Er war seit 1677 Generalmajor, 1684 ward er Generallieutenant und Gouverneur von Berlin, 1685 Geheimer Staats- und Kriegsrath mit Sitz und Stimme im Geheimen Raths-Collegium, 1686 erhielt er das Commando über 8000 Mann, welche der Kurfürst dem Kaiser Leopold I. zum Beistande gegen die Türken sandte. Am 17./27. April wurden sie an der Landesgrenze bei Crossen gemustert, am 24. Juni trafen sie vor Ofen ein. Seit mehreren Wochen ward die Feste von den Kaiserlichen und ihren Hülfstruppen

unter Herzog Karl von Lothringen belagert. 1200 Brandenburger unter General von der Marwitz traten sofort in die Linie der Einschließungstruppen und rückten trotz des Feuers der Belagerten bis auf fünfzig Schritt an die Stadtmauer heran. Es war eine etwas theatralische Schaustellung, wegen deren man S. nicht mit Unrecht vielfach getadelt hat; er erreichte aber seinen Zweck, sich und seine Soldaten bei seinen Waffengefährten von vornherein als Ebenbürtige einzuführen. Daß sie das waren, bewiesen sie von neuem zuerst bei der noch lange andauernden Belagerung mit ihrem Minenkriege und den Ausfällen der Eingeschlossenen, dann in der am 17. August geschlagenen Schlacht, welche den Ersatzversuch des Großveziers scheitern machte, und endlich am 2. September bei der Erstürmung, bei welcher Barfus die daran theilnehmenden Brandenburger befehligte. Reich an Ehre und an Beute kehrte S. mit den Seinen in die Heimath zurück. Der Kaiser schenkte ihm einen mit Diamanten besetzten Degen, „so auf 12 000 Thaler geschätzet wird". Im Frühjahr 1689 marschirte S. an der Spitze von 27 000 Mann, deren Oberbefehl dann der Kurfürst selbst übernahm, an den Rhein. Hier trat ein Wendepunkt in seinem Leben ein, welcher seinen Austritt aus dem vaterländischen Heere zur Folge hatte. Schöning's rasche Beförderung, verbunden mit einem herrischen, überhebenden Wesen und der vielverbreiteten Ansicht, daß seine Leistungen die ihnen gewordene Anerkennung und Belohnung nicht verdient hätten, hatten ihm viel Neid und Feindschaft eingetragen. Außerdem ward der Vorwurf der Habsucht und des Eigennutzes gegen ihn erhoben. Einer seiner Hauptgegner war jener Barfus, der sechs Jahre älter als S., aber sein Hintermann war. Das Hauptereigniß des Feldzuges von 1689 war die Belagerung von Bonn. Um sie zu ermöglichen, waren die Franzosen zunächst durch ein von S. trefflich geleitetes, von Barfus ebenso ausgeführtes Treffen bei Uerdingen am 2. März zurückgedrängt, dann war man zur Einschließung geschritten. Um diese Zeit ward es nöthig, Truppen nach dem gleichfalls von den Verbündeten belagerten Mainz zu senden, zu dessen Entsatz ein französisches Heer nahte. Am 19. September meldete Barfus sich dazu bei Kurfürst Friedrich III. ab. Bei dieser Gelegenheit kam es zu einem Wortwechsel zwischen beiden Generalen, in welchem der langverhaltene Groll zum Ausbruch kam. Sie griffen zum Degen, wurden aber durch das Dazwischentreten Dritter am Gebrauche desselben verhindert und vom Kurfürsten in Arrest gebrach. Als Bonn genommen war, wurden sie in Freiheit gesetzt; S. ging in das Land zurück. Die Sache machte großes Aufsehen. Neun Monate lang befehdeten sich die Gegner und ihre Parteien in Wort und Schrift. Dann erhielt S., ohne daß ein Urtheil ergangen war, am 17. Juni 1690 „interimsweise" in ungnädigen Worten die erbetene Entlassung aus dem brandenburgischen Dienste. Am 9. April 1691 ward er als Feldmarschall im kursächsischen Heere angestellt. 30 Officiere folgten ihm dahin. Sie wurden von ihren sächsischen Kameraden, welche sie als Eindringlinge betrachteten, ungern aufgenommen. Neuerungen, welche S. einzuführen versuchte, machten ihn noch unbeliebter. Das Schlimmste aber sollte ihm von Oesterreich kommen. Ein sächsisches Reichscontingent, welches am Rheine stand, klagte über Zurücksetzung seitens der kaiserlichen Heeresleitung im Felde und übele Behandlung in den Winterquartieren. S. nahm sich seiner Untergebenen an, führte in Dresden eine scharfe Sprache gegen den Kaiser und drang in den Kurfürsten, damit er nur so viele Truppen beim Heere ließe, als er zu stellen verpflichtet war. In Wien, wo man S. außerdem für einen Vertreter des Anschlusses an Frankreich hielt, verdroß dieses Auftreten. Als er 1692 in Teplitz im Bade war, ließ man ihn in der Nacht vom 22./23. Juni aufheben und nach dem Spielberge bei Brünn bringen, wo er zwei Jahre gefangen gehalten wurde. In der Untersuchung versuchte man ihn zu einem „Verbrecher gegen die Interessen des

Reiches“ zu stempeln. Erst als Kurfürst Friedrich II. August zur Regierung gekommen war, gelang es dessen kräftigem Auftreten, die Befreiung Schöning's zu erlangen. Seines Podagra wegen in einer Sänfte getragen, erschien er vor Kaiser und Kaiserin, welche jetzt bemüht waren, ihn zu versöhnen. Seine Lebenskraft war gebrochen. Schon am 28. August 1696 starb er zu Dresden.

K. W. v. Schöning, Des General-Feldmarschall H. A. v. Schöning's Leben und Kriegsthaten. Berlin 1837.

B. Poten.

Schöning: Kurd Wolfgang Wilhelm Georg v. S., aus dem Hause Jahnsfelde, preußischer Generalmajor und Historiograph der Armee, geboren 1789 auf dem väterlichen Gute Morrn im Kreise Landsberg an der Warthe, erhielt seine Erziehung im Cadettencorps zu Berlin, kam am 1. April 1806 als Fähnrich zum Infanterieregiment vac. Prinz Heinrich, mit welchem er an der Schlacht bei Auerstädt theilnahm, und bei der Neugestaltung des Heeres zum Westpreußischen Grenadierbataillon. Mit diesem zog er von Breslau aus in den Befreiungskrieg, war bei Groß-Görschen Tirailleurofficier, an der Katzbach Bataillonsadjutant und ward dann Adjutant der Brigade Hiller. Neben mehreren Wunden brachte er das Eiserne Kreuz I. und II. Classe und andere Orden aus dem Feldzuge zurück. Dann kam er mit jener Brigade, deren Commando der General Oldwig v. Natzmer erhielt, zum Gardecorps und zog mit diesem 1815 zum zweiten Male nach Frankreich, wurde Capitän und verheirathete sich mit Charlotte v. Bornstedt, der Tochter seines bei Groß-Görschen gefallenen Bataillonscommandeurs. 1820 wurde er Adjutant des Prinzen Karl von Preußen, welchen er auf mannichfachen Reisen begleitete, und 1827, gleichzeitig mit dem Charakter als Oberstlieutenant aus dem Militärdienste scheidend, dessen Hofmarschall. Schon als Cadett hatte er, angeregt durch das Gedächtniß seines Oheims, des Feldmarschalls Hans Adam v. S., und im Verein mit einem Bruder (Hans), den Gedanken verfolgt, dereinst eine Geschichte ihrer Familie zu schreiben. Sie setzten diesen Plan jetzt in das Werk und übergaben ihre Arbeit im Jahre 1830 unter dem Titel: „Geschichtliche Nachrichten von dem Geschlechte v. S und deren Gütern, gesammelt und geordnet von den Gebrüdern Hans und Kurd v. S.“, Berlin 1830, 4°, durch den Druck der Oeffentlichkeit. Zahlreiche andere geschichtliche Arbeiten, welche Kurd v. S. verfaßte, folgten diesem Erstlingswerke. Sie trugen S., welcher daneben noch eine Reihe von Jahren im Hofdienste verblieb, 1856 am Jahrestage der Schlacht von Groß-Görschen, an welchem ihm zugleich der Charakter als Generalmajor beigelegt wurde, den Titel eines „Historiographen der Armee“ ein. Hofrath Louis Schneider, der Vorleser König Friedrich Wilhelm's IV., hatte diese Auszeichnung schon vor längerer Zeit im Soldatenfreunde für ihn beansprucht und vom Könige erbeten. Seine Schriften sind indessen keineswegs durchaus zuverlässig; häufig fehlt ihnen gründliche Forschung und geschichtliche Wahrheit, so daß bei ihrer Benutzung Vorsicht geboten ist. Es sind die nachstehenden: „Geschichte des 3. Dragonerregiments“, 1835; „Leben des General-Feldmarschalls H. A. v. Schöning“, 1837; „Leben des Generals D. G. v. Natzmer und Geschichte des Reiterregiments Gensdarmes“, 1838; „Die Generale der brandenburgisch-preußischen Armee“ (Uebersicht), 1840; „Geschichte der Gardes du Corps“, 1840 und 1853; „Geschichte des 5. Husaren-Regiments“, 1843; „Historisch-biographische Nachrichten zur Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie“, 1844; „Der Siebenjährige Krieg“, 1851; „Der Bayerische Erbfolgekrieg“, 1854; „Die ersten fünf Regierungsjahre Friedrichs des Großen“, 1857 (in der Unterhaltungsbibliothek von F. Pflug). S. starb in der Nacht vom 1. zum 2. April 1859 zu Potsdam. Sein handschriftlicher Nachlaß befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin.

Sein Leben ist zum Theil in der obengenannten Geschlechtsgeschichte (S. 85) beschrieben. — Vgl. ferner Soldatenfreund, Aprilheft 1859, S. 713 (Skizze von L. Schneider).

B. Poten.

Schöning: Thomas S., Erzbischof von Riga, 1528—1539, war ein Sohn des Rigaschen Bürgermeisters und Erzvogts Johann S. Dieser sandte ihn 1495 nach Zwolle in Holland zur Schule, worauf er 1499 und 1500 in Rostock studirte. Später begegnet er als Dompropst der Rigaschen Kirche und wurde als solcher am 6. Februar 1528 vom Domcapitel zum Erzbischof gewählt. — Seinem Vorgänger, Johannes Blankenfeld, war als einem eifrigen Anhänger der katholischen Kirche von der Stadt Riga die Herrschaft über dieselbe, welche seit dem Kirchholmer Vertrage (1452) der Erzbischof mit dem Ordensmeister theilte, entzogen und allein auf den Ordensmeister Wolter v. Plettenberg übertragen worden. Auch hatte sie die Kostbarkeiten, Häuser und Güter der Rigaschen Kirche in und bei der Stadt eingezogen. Nachdem dann Blankenfeld auf dem Landtage zu Wolmar (Juni 1526) mit den anderen Ständen die Schutzherrschaft des Ordensmeisters über das ganze Land hatte anerkennen und versprechen müssen, nicht mit ausländischen Fürsten zum Nachtheil des Landes zu unterhandeln, hatte er Livland verlassen und war auf der Reise zum Kaiser Karl V. in Spanien gestorben (9. September 1527). Seinem Capitel hatte er den Vorschlag und Wunsch hinterlassen, Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, Domherrn zu Köln und Straßburg, zu seinem Nachfolger zu erwählen. Kaiser Karl V. betrieb ebenfalls dessen Ernennung. Der Ordensmeister jedoch, der keinen ausländischen Fürsten, dessen Verwandtschaft und Freundschaft dem Orden gefährlich werden konnte, im Lande dulden wollte, machte das Capitel zur Wahl Schöning's willig, wobei er versprach, den Domherrn und dem neuen Erzbischof zu ihren Besitzungen und Rechten zu verhelfen. In Deutschland, wohin er gereist, veranlaßte S. den Herzog Georg zur Entsagung auf das Erzbisthum. Aber zum ruhigen, unbestrittenen Besitz seiner Kirche ist er nicht gelangt. Er gerieth mit dem Orden, der der Willfährigkeit des anfangs von ihm Begünstigten bald mißtraute, wie mit der Stadt Riga, in Streit. Klagend wandte er sich an das Reichskammergericht und erwirkte vom Kaiser gegen seine Gegner Strafmandate. Mit dem Orden verständigte er sich: Plettenberg verzichtete auf die Schutzhoheit über das ganze Land und gestand dem Erzbischof wieder die halbe Herrschaft über Riga zu, aber mit letzterer Stadt hat keine Einigung erzielt werden können. Einer solchen trat der religiöse Gegensatz hindernd in den Weg, was beim katholischen Orden in Wegfall kam. S. schien zwar kein so gefährlicher Gegner der Reformation zu sein, wie der fanatische und wol auch thatkräftigere Blankenfeld, aber er war doch, wie es in einer zeitgenössischen chronikalischen Aufzeichnung heißt, „nach der alten Welt“ und hielt es „auf päpstische Weise“. Nach Allem, was wir von ihm wissen, hat er als ein treuer Sohn der alten Kirche zu gelten und eifrig ist er bemüht gewesen, derselben wieder das Uebergewicht zu sichern. In Riga dagegen war das Lutherthum bereits fest eingebürgert. Höchstens wollte die Stadt dem Erzbischof die weltliche Oberhoheit zugestehen, die geistliche aber, auf die es demselben besonders ankam, verweigerte sie durchaus und S. hat deren Anerkennung nicht erzwingen können, trotzdem er Riga wiederum beim Reichskammergericht verklagte und dieses auch den Rechtsweg beschritt. Der Proceß zog sich Jahre lang hin und der Erzbischof erlebte nicht mehr den Ausgang desselben. Die Restituirung der Stiftsgüter erfolgte zwar, aber nur kurze Zeit erfreuten sich Erzbischof und Domherren des Besitzes derselben, da Riga sie bald von neuem an sich brachte, damit deren Einkünfte, der Absicht der uranfänglichen Stifter gemäß, zum Unterhalt der Prediger, des

Kirchendienstes, der Schulen und zur Unterstützung der Armen verwandt werden könnten. So hat S. seinen Wohnsitz auch nicht in Riga nehmen können, sondern er residirte meist auf dem erzbischöflichen Schlosse Kokenhusen. Dort starb er im August 1539 und wurde in der Pfarrkirche des Ortes beigesetzt, nachdem er in den letzten Jahren seines Lebens gegenüber dem Markgrafen Wilhelm von Brandenburg, dem Bruder Herzog Albrecht's von Preußen, den er seiner fürstlichen Geburt und seiner einflußreichen, verwandtschaftlichen Verbindungen wegen zum Coadjutor und künftigen Nachfolger angenommen hatte, mehr und mehr in den Hintergrund getreten war.

Monum. Liv. ant. V. Ph. Schwartz.

Schönlaub: Fidelis S., Bildhauer, geboren am 24. April 1805 zu Wien, lernte bei seinem Vater, dem Hofbildhauer Franz S. (1765—1832), dann auf der Akademie unter Klieber, wo er drei Preise erhielt. Im Jahre 1830 ging S. nach München zu Schwanthaler, welcher sein Talent erkannte, vielfach im eigenen Atelier verwendete und ihn 1832 nach Rom mitnahm, um daselbst am Giebelfeld für die Walhalla zu arbeiten. S., welcher von Rom nach Wien zurückwollte, änderte zu Innsbruck seinen Plan und folgte seinem Meister wieder nach München, um auch ferner bei dessen herrlichen Aufträgen, an den Kolossalfiguren für den Thronsaal, am Fries im Barbarossa-Saal der Residenz, an den Malerstatuetten auf der Pinakothek theilzunehmen. Aus dem Schüler war längst ein treuer Freund geworden. Uebrigens arbeitete S. seit 1835 selbständig, war mit einer Fülle von Aufträgen beschäftigt und übernahm schließlich noch, da Schwanthaler durch Bestellungen überbürdet und von seiner schmerzhaften Krankheit immer peinlicher bedrängt, seinen Verpflichtungen an der Akademie nicht mehr nachzukommen vermochte, dessen Stelle als Corrector, welche Obliegenheit S. von 1839 bis 1849 treu vollführte. — Zu Schönlaub's eigenen Arbeiten, womit er sich einen geachteten Namen erwarb, gehören zwei Compositionen, die „Rückkehr des verlorenen Sohnes“ (Kunstblatt 1834 S. 206) und „Philippine Welser vor Kaiser Ferdinand“ (Münchener Kunstverein 1834), beide in Basrelief, eine „Magdalena“ und „Madonna“ in Carrara-Marmor und eine große Anzahl von Statuen in Stein, nebst einem Taufbecken für den Bamberger Dom, ferner als rühmenswerthe Erzeugnisse der Holzsculptur (zu deren Aufschwung S., mit Jos. Otto Entres und Sickinger, überhaupt mannhaft beitrug) die Reliefs und Figuren an den drei Altären der Auerkirche, welchen 1841 bis 1846 die originell componirten und gleichfalls in Holz ausgeführten vierzehn „Stationen“ in Hochrelief folgten, deßgleichen einige Heiligenfiguren für die Ludwigskirche. In die baierische Ruhmeshalle (Bavaria-Bau auf der Theresienwiese) lieferte S. die Büsten des gelehrten Conrad Celtes, des Kanzlers Leonhard von Eck, des Dichters Jakob Balde, des Gelehrten Nic. Hieron. Gundling, des Astronomen Fraunhofer, des Naturforschers F. P. Schrank und Balthasar Neumann, des Erbauers des Würzburger Schlosses. Von S. sind die Holzreliefs an den Thüren der Münchener Basilika (St. Bonifacius-Kirche) und die herrlichen Gestalten der beiden am Hauptportal aufgestellten Apostel (aus Kalkstein), auch viele Modelle zu den liturgischen Gefäßen dieses Gotteshauses. Im Jahre 1851 fertigte S. ein großes Grabdenkmal für den in Italien gefallenen kaiserlichen General, Wilhelm Fürsten von Thurn und Taxis (im Schlosse Hradek), 1853 die kolossale Statue eines Salvator für die Stiftskirche zu Kremsmünster; 1857 im Auftrage des Gemeinderaths der Stadt Steyr einen 48 Fuß hohen Votivaltar; 1859 einen Altar im Spitzbogenstile nach Sippachzell; viele Statuen für den Ausbau der Regensburger Domthürme, einige Altäre für den Bischof Hofstetter von Passau, mehrere „Kreuzwege“ u. s. w. Zum Gedächtnisse des Kaisers Maximilian von Mexico componirte S., welcher als echter Wiener an

Oesterreichs Glück und Unglück immer die innigste Theilnahme hegte, ein allegorisches Relief, wofür der Künstler von Kaiser Franz Joseph einen Brillantring erhielt. Schönlaub's originelle Arbeiten erfreuten durch den schönen Fluß der Linien, durch warme, edle Empfindung und die Sauberkeit und Tüchtigkeit der Ausführung. Dieselbe Lauterkeit und Wahrheit bewährte der am 20. December 1883 zu München verstorbene Mann auch als Charakter. Die Welt, die oft Minderes überschätzt, hat seinen Namen und seine Leistungen, gegen Verdienst, nie in besondere Affection genommen.

Vgl. Raczynski 1840, II, 499. — Conversations-Lexikon der Gegenwart 1841, IV, 2. Abth. S. 653. — Nagler 1845, XV, 475. — Stubenvoll, Basilika 1875, S. 43. — Wurzbach 1876, XXXI, 164 ff. — Nekr. in Beil. 44 Allgem. Ztg. 13. Febr. 1884. — Lützow 1884, XIX, 252.

Hyac. Holland.

Schönleben: Johann Ludwig S., Geschichtschreiber, geboren zu Laibach in Krain am 17. November 1618, stammte aus der württembergischen Bürgerfamilie Schönlebl. So schrieb sich noch sein, Anfang des 17. Jahrhunderts aus Heilbronn nach Laibach gekommener und hier als Kunsttischler ansässig gewordener Vater Ludwig S. längere Zeit nach der Hereinkunft in öffentlichen Urkunden. Auf seinen Sohn, Johann Ludwig S., hat sich des Vaters, durch Führung der noch handschriftlich erhaltenen „Jahrbücher der Stadt Laibach" bethätigter, historischer Sinn fortvererbt und aus ihm ist Krains erster bahnbrechender Geschichtschreiber geworden. — Mit seinem 17. Lebensjahre absolvirte S. das Laibacher Lyceum der Gesellschaft Jesu und er trat sofort (1635) auch in den Orden selbst ein, den er jedoch 1654 wieder verließ, um sich in den Stand der Weltpriester zu begeben. Während seines Verweilens in der Gesellschaft Jesu ward er Doctor der Philosophie, war sodann Docent der Poesie und Rhetorik an der philosophischen Facultät in Wien und zugleich als Prediger, dem selbst die Kanzel der Kathedrale von St. Stephan offen stand, sehr geschätzt. Die Tage dieses seines Wiener Aufenthaltes benützte S. bereits zu umfassenden Studien über die Geschichte der Wiener Universität, sowie zu vorbereitenden Forschungen für seine späteren Arbeiten über die Habsburger beziehungsweise über die früheren Regenten Oesterreichs, die Babenberger. Abwechselnd von Wien an das Laibacher Convict einberufen, wirkte S. hier als Präfect der Zöglinge, bewies sich in jeder Richtung als Gönner und Förderer der Jugend. Kurz vor seinem Austritte aus dem Jesuitenorden begab sich S. zur Vollendung seiner theologischen Studien nach Padua, wo er 1653 zum Doctor der Theologie promovirt wurde, nachdem er nebenher Muße zu finden gewußt, die Universitätsmatrikeln zum Zwecke genealogischer Forschungen durchzuarbeiten. — Unmittelbar nach seinem Scheiden aus der Gesellschaft Jesu verlieh ihm der Stadtmagistrat von Laibach das Beneficium der St. Georgscapelle auf dem Schloßberge und bald darauf die krainerische Landschaft den Titel ihres „Sacellanus" an der Hauscapelle im Landhause. Der erleuchtete Mäcen von Kunst und Wissen, Landeshauptmann Wolf Engelbert Graf Auersperg, übertrug ihm (auch schon 1654) die Ordnung und Beschreibung seiner reichhaltigen, seit 1679 nicht mehr fortgesetzten Bücherei, des Unicums einer Cavaliersbibliothek des 17. Jahrh. — Gleich zu Beginn seines Weltpriesterthums war S. auch Dompfarrer an der Kathedrale zu St. Nicolaus in Laibach und nicht lange nachher Domdechant daselbst geworden, was er bis 1667 blieb. In diesem Jahre resignirte er aber ebengenannte Würde und ging als „Erzpriester" nach Reifnitz in Unterkrain, wo er sich weitere neun Jahre in der Seelsorge und in wissenschaftlichen Arbeiten rastlos thätig zeigte. Weil jedoch auch das Landleben ihn noch immer zuviel von seinen gelehrten Studien abzog, gab er 1676 auch

diesen Posten auf und zog sich — nachdem er nacheinander die Anträge als Bibliothekar zu Kaiser Leopold I. und zum Erzbischofe von Salzburg zu kommen dankend abgelehnt — ganz als Privatmann in sein Haus nach Laibach zurück, um sich hier fortan ungestört der heimathlichen Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung zu widmen! Jetzt schritt er bald (1679) an die Drucklegung desjenigen Werkes, das er als seine Lebensaufgabe betrachtet, der „Carniola antiqua et nova“ (siehe unten), welches die krainischen Stände bereits durch nahezu ein Jahrhundert her in den Vorarbeiten mit jährlich 200 Gulden subventionirt hatten und dessen nun nahe gerücktes Erscheinen für die autonome Landesstelle mitbestimmend wurde, den Bitten Schönleben's betreffs Errichtung einer landschaftlichen Buchdruckerei in Laibach nachzugeben. Aus der 1678 errichteten landschaftlichen Druckofficin des aus Salzburg berufenen Buchdruckers und Buchhändlers Joh. Bapt. Mayr gingen vorerst ein paar Publicationen Schönleben's, dann rasch nacheinander eine Reihe heimathlicher Werke verschiedener Art hervor. S. selbst konnte sich aber weder an dieser Anstalt, noch an dem mittelbar durch ihn wachgerufenen edlen Wettstreit der vaterländischen Litteratur lange mehr erfreuen, die sich dann (1692) zu einer noch heute in der Laibacher philharmonischen Gesellschaft nachklingenden „Academia Operosorum“ enge zusammenschlossen, welche künstlerisch-gelehrte Vereinigung viele Jahre vor ihrem officiellen Auftreten vorbereitet worden und auf Schönleben's Anregung zurückzuführen ist, begegnen wir doch in einem allerersten Mitgliederbrouillon auch seinem Namen, wie er denn auch der Academia Gelatorum in Bologna als „Il ritirato“ angehört hat. Doch schon 1681 mußte er aus dem Leben scheiden, er verfiel in eine hitzige Krankheit, die ihn nach drei Wochen, am 15. October, dahinraffte im 63. Jahre seines Alters, das er nach dem antiken Glauben öfters als sein „annum climactericum“ bezeichnet hatte. Sein Leichnam wurde in der Jesuitenkirche, der heutigen Stadtpfarrkirche St. Jacob, beigesetzt und in der lateinischen Grabschrift ward sein Name als „ein für das Vaterland unsterblicher“ gepriesen. Seine trefflich gewählte Bibliothek hat er der Gesellschaft Jesu testirt, leider ist dieselbe beim Brande des Laibacher Collegiums (im 18. Jahrh.) zu Grunde gegangen.

S. war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Man kennt 37 von ihm im Druck erschienene Werke, von den ungedruckt oder nur bis zum Entwurf gediehenen nicht zu reden, die werthvollsten seiner Schriften sind unzweifelhaft seine historischen. Hatte seine im J. 1674 erschienene „Aemona vindicata“ schon Aufsehen erregt, so steigerte sich dieses mit der Veröffentlichung des 1. Theiles seiner „Carniola antiqua et nova“ (1681), welche neben einer Topographie des Landes eine bis zum Jahre 1000 reichende, umfassende Geschichte des Herzogthums Krain und der zu verschiedenen Zeiten dazu gehörigen Territorien enthält und allgemeine Anerkennung fand. S. ist mit diesem Werke der bahnbrechende Vorläufer eines Valvassor, Linhart, Dimitz u. a. geworden.

Vgl. außer den handschriftlichen Nachrichten in der Wiener Hofbibliothek und dem kraineriſchen landschaftl. Archiv in Laibach und Schönleben's Schriften die Acta eruditorum, Leipzig 1762. — Valvassor, Ehre des Herzogthums Krain und dessen Biographie von dem Unterzeichneten (Laibach 1866). — Schmit-Tavera, Bibliographie zur Gesch. des österr. Kaiserstaates I, 1, S. 13. — Aschbach, Gesch. der Wiener Universität, I. Bd. und des Unterzeichneten Geschichte des deutschen Buchhandels in Krain im Archiv f. Gesch. des deutschen Buchhandels.

Nach P. v. Radics.

Schoenlein: Johann Lukas S., Arzt und Kliniker, ist als einziger Sohn eines wohlhabenden Seilermeisters katholischer Religion in Bamberg am 30. November 1793 geboren. Nachdem er von 1804—11 in seiner Vaterstadt

die Gymnasialbildung erlangt hatte, bezog er im Herbst des letztgenannten Jahres die Universität Landshut zunächst zum Studium der Naturwissenschaften, das er mit großem Eifer unter Bertele betrieb, ging dann aber zur Medicin über, widmete sich neben den eigentlich medicinischen Disciplinen unter v. Walther und Roeschlaub mit großer Vorliebe der vergleichenden Anatomie unter Tiedemann und siedelte nach anderthalbjährigem Aufenthalt in Landshut Ostern 1813 nach Würzburg über. Hier war außer Textor und d'Outrepont u. a. besonders Ignaz Döllinger sein Lehrer, dessen Vorlesungen über „genetische Hirndemonstrationen“ er beiwohnte. Ein Product dieser Studien war die ungewöhnlich umfangreiche (140 Seiten lange), mit zwei Kupfertafeln ausgestattete, allerdings zum Theil noch stark naturphilosophisch gehaltene, übrigens deutsch geschriebene Inauguralabhandlung „Von der Hirnmetamorphose“, mit der S. am 24. Febr. 1816 die Doctorwürde erwarb. Hierauf machte S. eine längere wissenschaftliche Reise nach Göttingen und Jena, prakticirte ganz kurze Zeit in seiner Vaterstadt, wo er durch Christian Pfeufer, den Nachfolger von Marcus in der Leitung des Bamberger großen allgemeinen Krankenhauses, in die Praxis eingeführt wurde und meldete sich schon ein Jahr nach seiner Promotion zur Habilitation als Privatdocent in Würzburg. Nachdem er hier vom 24.—26. August 1817 die üblichen Probevorlesungen gehalten hatte, wurde er am 28. September zum Privatdocenten ernannt. Er wählte als Gegenstand seiner Vorlesungen die Disciplin der pathologischen Anatomie. Doch schon 1819 trat er in das klinische Fach über und wurde an Stelle des an einem Augenleiden erkrankten Directors der medicinischen Klinik am Juliusspitale, Nicolaus Friedreich, provisorisch mit der Leitung der Klinik betraut, 1820 zum Extraordinarius, nachdem er einen Ruf an die Freiburger Universität abgelehnt hatte, und am 15. Januar 1824 zum Ordinarius der speciellen Pathologie und Therapie und definitiv zum Director der Klinik ernannt. Infolge seiner, übrigens nur ganz geringen Betheiligung an der politischen Bewegung von 1830 jedoch seiner akademischen Aemter enthoben und als Kreis-Medicinalrath nach Passau versetzt, nahm er seine gänzliche Entlassung. Anfang 1833 erhielt er einen Ruf als Professor der Medicin an die neugegründete Hochschule zu Zürich, mußte sich aber zunächst einer inzwischen ihm infolge des bekannten Frankfurter Attentats drohenden Verhaftung durch die Flucht nach Zell zu seinem Freunde König, dem bekannten Erfinder der Schnellpressen, entziehen. Von hier begab er sich nach Frankfurt a. M., wo er kurze Zeit als gesuchter Praktiker thätig war, um dann erst dem an ihn ergangenen Rufe nach Zürich Folge zu leisten. In dieser Stellung wirkte er bis 1839, lehnte 1834 eine Berufung als Professor nach Bern ab, ebenso eine solche als königl. Leibarzt nach Brüssel, wo er 1835 der Königin von Belgien in ihrem ersten Wochenbette Beistand geleistet hatte. Durch Vermittlung von Dieffenbach, der in Würzburg Schönlein's Schüler gewesen war, wurde diesem 1839 die Stellung als Professor der medicinischen Klinik in Berlin und Leibarzt des Königs angetragen. Er trat dieselbe, nachdem er noch zwecks Studiums des exanthematischen Typhus zu einer Reise nach Oberitalien Urlaub genommen hatte, Ostern 1840 an und entfaltete dabei eine ganz außerordentliche und segensreiche Lehrthätigkeit, indem er unter ganz ungewöhnlichem und dauerndem Andrange von Studierenden und Aerzten seine Klinik, verbunden mit Vorlesungen über specielle Pathologie und Therapie, abhielt, und namentlich durch seinen freien Vortrag in deutscher Sprache, die er zuerst statt der bisher üblich gewesenen lateinischen einführte, die Zuhörer ungemein zu fesseln wußte. In der Klinik bediente er sich zum ersten Male der Hülfsmittel der physikalischen und chemischen Diagnostik (Stethoscop, Mikroscop, chemisches Reagens), besetzte einige bis dahin nur den Militärärzten zugänglich gewesene Assistentenstellen mit

Civilärzten und wußte „durch seinen Einfluß eine große Zahl talentvoller Schüler durch Bezeichnung der Aufgaben und der einer Lösung bedürftigen Fragen zu bahnbrechenden Arbeiten anzuregen“, an deren Fortgang er den lebhaftesten Antheil nahm. Neben der akademischen Thätigkeit entfaltete er eine ganz hervorragende Wirksamkeit als Arzt, namentlich als consultirender, in welcher Eigenschaft er sich großer Beliebtheit erfreute. 1856 traf ihn das Unglück, daß er seinen einzigen hochbegabten Sohn Philipp S. auf einer botanischen Excursion im westlichen Afrika verlor. Dieser, sowie noch einige andere mehr äußerliche Umstände veranlaßten S. trotz des Widerstandes der Facultät und trotz der Bitten der Collegen, 1859 seinen Abschied zu nehmen. Er zog sich nach seiner Vaterstadt zurück, lebte hier noch einige Jahre in beschaulicher Ruhe, beschäftigte sich, abgesehen von der Bestellung seines Hauses und Gartens, mit Studien über die Geschichte seiner Heimath, die Münzen der alten Fürsten, die Länder- und Völkerkunde, die Geschichte der Entdeckungen, die Litteratur der Epidemien ꝛc. und starb am 23. Januar 1864 an den Folgen eines langjährigen, in der letzten Zeit stark zunehmenden Kropfübels. — S. gehört unbestritten zu den hervorragendsten Aerzten und Klinikern der Neuzeit. In der Geschichte der Medicin bezeichnet seine Wirksamkeit einen entscheidenden Wendepunkt, insofern er der Vater und das Haupt einer Schule geworden ist, deren Vertreter und Anhänger allmählich den Uebergang zur modernen exacten Medicin eingeleitet haben. Anfangs noch stark naturphilosophisch geschult und der speculativen Richtung huldigend, wußte er sich später allmählich, wenn auch nur zum Theil, von diesen fehlerhaften Anschauungen zu emancipiren und wurde der Begründer der sogen. „naturhistorischen“ Schule, indem er zuerst der naturwissenschaftlichen Methode in der deutschen Klinik Bahn brechen half und lehrte, „daß die Naturwissenschaften uns Führer sein und zeigen sollen, wie man beobachten müsse, um daraus Erfahrungen zu bilden und diese wieder zur That ausbilden zu können“. Auf Grund seiner reichen Erfahrungen, die er in der pathologischen Anatomie gesammelt hatte, zum scharfen Diagnostiker herangereift, betonte er schon während seiner Würzburger klinischen Thätigkeit die Nothwendigkeit strenger exacter Einzeluntersuchung und Feststellung der Thatsachen mit Hülfe der naturwissenschaftlichen Beobachtung d. h. unter Anwendung der sogen. physikalischen bezw. chemischen Hülfsmittel der Diagnose: Auscultation, Percussion, Mikroscop, chemisches Reagens zur Kenntniß der Natur der verschiedenen gesunden und kranken Absonderungsstoffe und unter Berücksichtigung der materiell nachweisbaren Veränderungen, wie sie sich aus pathologisch-anatomischen Studien ergeben. Erst nach Feststellung der einzelnen Symptome, Krankheitszeichen „ergebe sich aus der Aneinanderreihung der Erscheinungen, welche nicht bloß zeitlich auf einander folgten, sondern auch ursächlich auseinander hervorgingen“ (Virchow) schließlich die Kenntniß von dem Krankheitsproceß. — Die Methode der exacten Diagnose mit Hülfe der genannten physikalischen Hülfsmittel zuerst am Krankenbette in Deutschland angewandt und gelehrt zu haben, ist wesentlich sein Verdienst. Dazu tritt das fast noch größere Verdienst seiner unermüdlichen und außerordentlich geschickten Lehrthätigkeit, die schon in Würzburg zur Geltung kam, wo er das reiche Material des großen Krankenhauses den Studirenden so zugänglich machte, daß jeder einzelne Klinicist durch eigene Beobachtung den Verlauf der Krankheiten verfolgen und wirkliche selbständige Erfahrungen sammeln konnte. Noch mehr ließ er sich wenigstens zu Beginn seiner Berliner Thätigkeit die eigentlich praktische Leitung und Ausbildung des künftigen Arztes angelegen sein. Sein Vortrag zeichnete sich, trotzdem S. das Sprechen zuweilen infolge seines Kropfübels schwer wurde, nicht bloß äußerlich durch regelmäßigen, abge-

rundeten Satz- und Periodenbau, sondern noch mehr durch großen inneren Gehalt der Rede, Ordnung der Darstellung, planvolle Eintheilung, Vollständigkeit der einzelnen Abschnitte, Gleichmäßigkeit der Behandlung des Themas etc. aus. Zu seinen hervorragendsten Schülern in Berlin gehörten Gueterbock, Franz Simon, Remak, Heintz, Traube, Joseph Meyer u. A., für deren Arbeiten er reges Interesse hatte. Er selbst hat, jedenfalls durch seine eigentlichen Berufs- und anderweitigen Geschäfte erheblich in Anspruch genommen, nicht zu belangreichen Publicationen die nöthige Muße finden können. Man kennt von ihm außer einigen akademischen Programmen, Reden, der oben citirten Inauguraldissertation u. s. w. nur noch zwei kleinere, an sich nicht unbedeutende Aufsätze, nämlich: „Ueber Krystalle im Darmkanal bei Typhus abdominalis“ (Johannes Müller's Archiv f. Anat. 1836, briefliche Mittheilungen an den Herausgeber) und „Zur Pathogenie der Impetigines“ (ib. 1839, S. 82). Letztgenannte Abhandlung ist darum so bemerkenswerth, weil sich in ihr die berühmte Entdeckung des Fadenpilzes (auf Remak's Veranlassung Achorion Schoenleinii benannt) beim Kopfgrind findet. Diese Entdeckung ist der Ausgangspunkt späterer, für die Krankheitslehre so wichtiger parasitologischer Untersuchungen und zugleich S. damit gewissermaßen mittelbar der eigentliche Begründer der Lehre von den Dermatomycosen d. h. Pilz-Hautkrankheiten geworden. Bezüglich der Darstellung und Beurtheilung des von ihm in seinen Vorlesungen gelehrten nosologischen Systems ist man auf die etwas zweifelhaften und nicht recht authentischen, z. Th. sogar gegen seinen Willen erfolgten Veröffentlichungen einiger seiner Zuhörer angewiesen, die seine Vorlesungen im ganzen oder in Stücken drucken ließen. Sehr ungenau sind namentlich die anonym publicirten Collegienhefte: „Dr. J. L. Schoenlein's Allgemeine und specielle Pathologie und Therapie, nach dessen Vorlesungen niedergeschrieben etc.“ (Würzburg 1832, 2 Bde; fünfte, mit dem Bildniß des Verfassers ausgestattete Aufl. St. Gallen 1841, in 4 Theilen, ein etwa 1100 Seiten starker, Großoctavband); „Krankheitsfamilie der Typhen“ (Zürich 1840). Am zuverlässigsten in dieser Beziehung sind noch die mit Schoenlein's Genehmigung von Gueterbock herausgegebenen „Klinischen Vorträge in der Charité“ (Berlin 1842). Nach seinem eigenen Ausspruche hat S. dem darin niedergelegten Systeme niemals einen wirklichen wissenschaftlichen Werth vindiciren wollen; vielmehr sollte es ausschließlich mehr äußerliche Zwecke verfolgen, namentlich zur Erleichterung der Uebersicht und zur besseren Gruppirung verwandter Processe dienen. Wir sind also nicht berechtigt, in diesem System den Schwerpunkt der unzweifelhaften, großen historischen Bedeutsamkeit Schoenlein's zu sehen; vielmehr liegt dieser mehr in seiner Thätigkeit als Praktiker und akademischer Lehrer. — Eine genaue Darstellung des Lehrsystems an dieser Stelle zu geben ist einerseits deshalb unthunlich, weil dieselbe viel zu weit führen würde, andererseits mit Rücksicht auf das vorhin gesagte auch insofern unnöthig, als sie zur Charakteristik und Beleuchtung der eigentlichen Thätigkeit und Bedeutung Schoenlein's als Arzt und Lehrer wenig beitragen, ja vielleicht diesen in ein schiefes Licht bei der Nachwelt zu bringen geeignet sein würde. Wie gesagt, war es ihm bei der Aufstellung des Systems mehr um das äußere Moment der Uebersichtlichkeit und Gruppirung des Stoffs zu thun, während er sich am Krankenbette in seinem therapeutischen Handeln nicht nach diesen Grundsätzen richtete; die ganze Lehre dürfte somit nur einen theoretischen Werth beanspruchen. Einer seiner heftigsten und erfolgreichsten litterarischen Gegner war u. a. Wunderlich, der Begründer und Hauptapostel der sogen. „physiologischen Heilkunde“. In des Letztgenannten lesenswerther „Geschichte der Medicin“ (Stuttgart 1859) findet sich eine sehr ausführliche Darstellung und Würdigung Schoenlein's be-

züglich seiner nosologischen Lehren und seiner Wirksamkeit als Theoretiker (l. c. S. 333—343).

Vgl. noch Biogr. Lexicon von A. Hirsch 2c. V, 269.

Pagel.

Schönlein: Philipp S., Afrikareisender, wurde als Sohn des berühmten Arztes am 9. Februar 1834 in Zürich geboren. Nachdem er acht Jahre lang das Friedrich-Werder'sche Gymnasium besucht hatte, bezog er die Universitäten Berlin und Göttingen, wo er sich durch das Studium der Sprachen, der Mathematik und Astronomie zum Forschungsreisenden vorbereitete. Auch in Handwerken verschiedener Art hatte er sich Fertigkeiten erworben und die Natur hatte ihn mit einem kräftigen Körper und einer heiteren Seele ausgestattet. Er verließ im März 1855 Berlin, um in England für eine ursprünglich nach Ostafrika geplante Expedition sich noch weiter vorzubereiten, ging aber für kürzeren Aufenthalt mit einem nach Bonny bestimmten Palmölschiff nach Westafrika und kam auf Cap Palmas am 9. oder 10. September 1855 an, an dessen felsiger Halbinsel damals wie heute ein ärmliches Negerdorf und einige Factoreien lagen. Er machte noch in demselben Monat mehrere Ausflüge ins Innere, erforschte den Unterlauf des Cavallyflusses, besuchte das Land der Bolobo, und erforschte die Küste zu beiden Seiten des Caps in der Entfernung von 90 Seemeilen. Da S. nicht genügend mit Tauschmitteln ausgerüstet war, verzögerte sich eine größere Expedition den Cavally hinauf bis Ende November, dieselbe mißlang durch Krankheit, welche S. auf dem Marsche befiel und derselbe kehrte schon am 3. December wieder nach Cap Palmas zurück. Am 10. December schrieb er seinen letzten Brief in die Heimath, in welchem es heißt: „Dieß ist meine erste Expedition in Afrika, die gänzlich mißlungen ist. Seit der Zeit habe ich hier ein trauriges Leben geführt." Zu dem Geschwür an einer Hand, dessen heftige Entwickelung ihn die Reise am Cavally hatte aufgeben lassen, gesellten sich andere an verschiedenen Theilen des Körpers und am 8. Januar 1856 starb der jugendliche Pionier, dessen verheißungsvollen Anfang ein Alexander v. Humboldt mit ermunterndem Beifall begleitet hatte. Die Ziele, die er verfolgte, die Art, wie er seine großgedachten Pläne auszuführen begonnen hatte, lassen in ihm einen ersten Vorläufer der wissenschaftliche und praktische Zwecke vereinigenden späteren deutschen Afrikaforschung erkennen. Seine Berichte, Briefe und Tagebücher zeigen ihn als vielseitig gebildeten Beobachter und als Urtheiler von früher Reife und Umsicht. Seine geographischen Notizen hat K. Zöppritz zu einer Kartenskizze „Cap Palmas und seine Umgebungen" verarbeitet, welcher interessante Briefe und Tagebuchauszüge beigegeben sind (Z. d. G. f. Erdkunde, Berlin X). Früher schon hatte über die Reise und das Leben Schönlein's Gumprecht berichtet (Z. f. a. Erdkunde, Berlin VI). Den botanischen Nachlaß Schönlein's hat F. Klotzsch herausgegeben (Abh. K. Ak. d. Wiss., Berlin 1856). Einzelne Briefe aus Cap Palmas waren 1856 in den Proceedings der Londoner Geographischen Gesellschaft und im Aborigines Friend erschienen.

Mittheilungen der Familie. — Lebensskizze in den Arbeiten von Klotzsch und Gumprecht.

Ratzel.

Schönleutner: Max S., Professor und Director der bairischen landwirthschaftlichen Centralschule zu Schleißheim, Oberbaiern, † daselbst am 19. Juli 1831. In Abbach (Niederbaiern) 1777 als Sohn eines Wegzolleinnehmers geboren, vom achten Jahre an im Kloster Prüfening bei Regensburg erzogen und unterrichtet, fand er nach Absolvirung eines kurzen Studiums an der Universität zunächst Verwendung als Privatsecretär bei dem bairischen Bundestags-

gesandten v. Aretin. Später zur Schulung im landwirthschaftlichen Fache auf Kosten der Regierung zu Thaer nach Möglin geschickt, war er dort mit bestem Erfolge für seine Ausbildung thätig und wurde bald nach seiner Rückkehr mit der Verwaltung des Staatsgutes Weyhenstephan wie des Cabinetsgutes Schleißheim betraut. Auf seinen Vorschlag schritt die Regierung zur Errichtung einer landwirthschaftlichen Lehranstalt in Schleißheim und übertrug ihm die Ausarbeitung eines Organisations- und Lehrplans. Wider Erwarten wurde sein Entwurf nicht adoptirt und zu Anfang statt seiner eine ganz unerprobte Kraft zur Leitung der Lehranstalt eingeführt. Nachdem diese Persönlichkeit sich jedoch sehr bald als unfähig zu solcher Aufgabe erwiesen hatte, wurde S. zum Director der Centralschule und zum Collegialrathe ernannt. Ihm war von diesem Zeitpunkte an die doppelte Aufgabe der Lehrthätigkeit, wie der Administration zugefallen. In der ersteren Richtung wirkte er als Vertreter der Thaer'schen Schule mit großem Eifer und Consequenz, wodurch er sich auch bald die Achtung und Liebe seiner Schüler erwarb, in anderer Beziehung war er mit Umsicht und Pflichttreue thätig und suchte ebenfalls den Grundsätzen seines Meisters Anerkennung zu verschaffen. Für die Verbreitung derselben in Baiern hat er sich daher auch in erster Reihe verdient gemacht, seine Bestrebungen wurden leider zu früh durch seinen von einem Nervenschlage herbeigeführten Tod sistirt.

Vgl. C. Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft.

Leisewitz.

Schönsperger: Hans S., ein Augsburger Buchdrucker, über dessen Lebensgang wenig bekannt ist, der aber herrliche Werke seiner Kunst hinterlassen hat. Zweifellos gab es zwei Buchdrucker dieses Namens Hans S. in der schwäbischen Reichsstadt, denn ausdrücklich nennt sich in mehreren Werken der Eine den „elteren", während der andere sich zum Unterschied als den „jungen" bezeichnet. Schon der Zeit nach ist es angezeigt, sie für Vater und Sohn zu halten. Der berühmte Meister unter ihnen ist der Vater, den wir in den beiden letzten Decennien des 15. Jahrhunderts sehr thätig in Augsburg finden. Führen wir die hervorragendsten Erzeugnisse desselben zunächst an. Sein erstes Buch, das er im Jahre 1481 druckte, ist medicinischen Inhalts: „Ain büchlin genant regimen sanitatis", welchem im J. 1482 der Sachsenspiegel und im J. 1496 und 1501 das Passional „Das ist der heiligen leben", „Das puch des ritters her Hansen von Montevilla", Hans Tuchers „Reißbeschreibung", „Ordnung der Gesundheit" und das Buch der Natur folgten. 1483 finden sich ein deutsches Evangelien- und Epistelbuch und ein Beichtbüchlein. Von den Werken aus den folgenden Jahren verzeichnen wir die „teutsche Bibel" aus dem J. 1487, Chroniken, z. B. die „Cronica von keysern und bebesten" aus dem gleichen Jahre, zum zweiten Mal die „teutsche bibel" vom J. 1490, den „teutschen Belia" in mehreren Auflagen, „Maister Elucidarius", das Passional mehrfach, „Clag, antwurt und ausgesprochene urteyl gezogen aus geystlichen und weltlichen rechten" (1497), Thomas a Kempis „von nachfolgung und schwächung der welt" (1498), Rechtsbuch der Stadt Nürnberg, Aesop's Fabeln, der „teutsch psalter", Herbarius, das Buch der Natur, ein Nachdruck der von dem Nürnberger Drucker Koberger 1493 gedruckten Weltchronik, eine Chronik von Andechs und manches andere. Merkwürdig genug, mit dem J. 1501 hört plötzlich die Schönspergerische Druckthätigkeit in Augsburg auf, während die Meister Ratold, Froschauer, Sorg, H. Otmar, Oeglin u. a. eine rührige Thätigkeit entfalten oder weiterführen. Wohin Hans S. gekommen ist, ob er sich noch in Augsburg aufgehalten hat oder nicht, was aus seinem Geschäft geworden ist, können wir nicht sagen. Da taucht erst im J. 1510 ein Büchlein „Die weissagung von zukünftiger betriebtniß", gedruckt „durch Hans Schensperger den jungen" auf, welchem 1511 und 1514 ein Wetterbüchlein,

1513 ein Passional, ein Buch „von complexion der menschen“ (zweimal), eine Auslegung des Vaterunsers, das „Leiden Jesu Christi unseres erlösers“ vom selben jungen Hans S. folgen. Auch von andern Druckern ließ dieser Hans S. der junge Werke herstellen, so z. B. „siben ermanung eines cristenlichen gebets“, gedruckt zu Augsburg durch Heinrich Stayner „in kosten und expens H. Schenspergers 1524“. Wir sehen daraus, daß derselbe auch Buchführer d. h. Buchhändler war, der bei andern arbeiten ließ. Mit dem Jahre 1517 tritt nun unvermuthet der ältere S. wieder ans Licht, und zwar in Nürnberg, wo er unter Beibehaltung seines Augsburger Bürgerrechts seine Kunst ausübt und ein weitberühmtes Buch druckt, nämlich den Theuerdank, „gedruckt in der kayserlichen stat Nürnberg durch den eltern Hansen Schönsperger, bürger zu Augspurg“. Es ist dies die berühmte Prachtausgabe, zu welcher Hans Scheufelin die Illustrationen in Holz geschnitten hat. Im J. 1519 erschien dieses Werk zum zweiten Mal, aber diesmal zu Augsburg „gedruckt in der kayserlichen stat Augspurg durch den eltern Hansen Schönsperger“; also war der Meister dahin wieder zurückgekehrt. Bezeichnenderweise tragen bloß diese beiden Ausgaben des Theuerdank den unterscheidenden Beisatz „der elter“. Bis zum Jahre 1524 finden wir dann noch Schönspergische Druckwerke, aber sie tragen weder den Beisatz „der elter“, noch „der junge“. Es will mir scheinen, als habe sich Vater und Sohn vereinigt, jener gedruckt und dieser verkauft. Von den Druckwerken Schönsperger's aus den Jahren 1520—24 führen wir noch an: 1522 „ein nutzliche betrachtung der natürlichen, himlischen und prophetischen ansehungen aller trubsalen“, 1523 zweimal das neue Testament, dasselbe auch noch aus dem Jahre 1524, das letzte Buch aus der Schönsperger'schen Druckerei.

Zapf, Augsburgs Buchdruckergeschichte nebst den Jahrbüchern derselben. 2 Theile. — Panzer, Annalen der ältern deutschen Literatur.

Wilhelm Vogt.

Schönwerth: Franz Xaver v. S., Germanist. Nach einer durch etliche Kleinode und Schatzstücke, auch heraldisch unterstützten Familientradition stammen die S. von den Comtes de Bellisle, welche mit anderen Hugenotten aus Frankreich emigrirten, durch die Schweiz in die baierische Oberpfalz kamen, verarmt ihres Adels sich begaben und ihren Namen geistreich in Schönwerth (Schönwörth, Schönwerd) übersetzten. Da uns die genealogischen Zwischenglieder fehlen, indem der zu Amberg seßhafte Großvater, welcher mit Malen und Zeichnen sich fortbrachte, in seinem 98. Jahre alle ererbten Familienpapiere und Diplome verbrannte, so genügt die Thatsache, daß der Vater Joseph S. die artistische Beschäftigung weiter trieb, eine Stelle als Zeichnungslehrer zu Amberg erhielt und bis zu seinem 1851 erfolgten Tode versah. Diese künstlerische Neigung vererbte auf unseren am 10. Juli 1809 geborenen Franz S., welcher immer unter den Besten Lateinschule und Gymnasium mit Auszeichnung absolvirte, dann aber auf die Münchener Kunstakademie ging, um sich im Baufach auszubilden. Indeß überwog doch, insbesondere in Anbetracht der Mittel, welche S. durch Instructionen selbst erringen mußte, die Lust an der Wissenschaft. Zwei Jahre oblag er eifrigst dem Studium der Philosophie und war ein begeisterter Zuhörer der Görres'schen Geschichtsvorträge, dann warf er sich mit der ihm eigenen Energie, nebenbei durch eine Hofmeisterstelle vor Noth und Sorge geschützt, auf die Jurisprudenz und bestand 1837 mit der ersten Note das Schlußexamen. Trotz seines 1839 glänzend abgelegten Staatsconcurses erhielt S. doch erst 1842 die Stelle eines Finanz-Rechnungs-Commissariats-Accessisten mit der unglaublich geringen Remuneration von einhundert Gulden jährlich. In dieser jammerwürdigen Stellung, in welcher der gute Sohn noch alles Mögliche aufbot, um seinen alternden Vater

zu unterstützen, blieb S. bis 1845, wo ihn ob seines ausdauernden Fleißes und seiner dadurch errungenen Geschäftstüchtigkeit, sein oberster Chef für die Stelle eines Secretärs bei S. k. Hoh. dem Kronprinzen Maximilian empfahl. Darauf wurde ihm am 1. März 1847 als besondere Anerkennung und Auszeichnung erst vom Kronprinzen und bald darauf von der Kronprinzessin die Verwaltung ihres Vermögens, soweit es in Capitalien und Papieren bestand, übertragen und sein Gehalt von 150 auf 200 Gulden erhöht. Dieses Vertrauen bewährte S. in vollem Maße; durch vorsichtige Speculation erhöhte er die Rente um zehn Procent und wies, als ihm aus den Kreisen der Finanzwelt bedeutet wurde, hiebei nach Recht und Herkommen auf seinen eigenen Vortheil bedacht zu sein, diese Zumuthung entschieden zurück. In der stürmischen Zeit des Jahres 1848 fuhr S., vielleicht unnöthiger Weise durch eine drohende Nachricht allarmirt, das ihm anvertraute Vermögen mit vielen Kostbarkeiten, verkleidet in Handlangercostüm, auf einem zweiräderigen Handkarren, unscheinbar verpackt, im Werthe von drei Millionen, nach dem benachbarten Nymphenburg. Sobald König Maximilian II. die Regierung angetreten hatte, ernannte er seinen getreuen, vielerprobten S. zum Hofsecretär und Stabsrath, übertrug ihm die Vorstandschaft über die Cabinetskasse, das Referat über die verschiedenen Hofstäbe, sowie die weitere Verwaltung des königlichen Privatvermögens. Hiezu kam noch der tägliche Vortrag bei Sr. Maj. dem Könige, wozu S. oft spät in der Nacht befohlen wurde und alles umfaßte, was nicht die unmittelbaren Regierungsgeschäfte berührte, so die neuesten Ereignisse der Politik, die Erscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst und die vielseitige Privatcorrespondenz des Königs. S. führte auch die Verhandlungen mit den Beamten des Königs Ludwig I. wegen Uebernahme und Vollendung derjenigen Bauten, welche der kunstsinnige Maecen begonnen hatte und die jetzt auf Kosten der Cabinetskasse seines königlichen Nachfolgers vollendet werden sollten. Der Abschluß gelang nach Wunsch, und S., dessen Gehalt sich erheblich verbesserte, errang das volle Vertrauen seines Monarchen, welcher durch seinen Secretär auch in seiner Vorliebe für Wissenschaft und historische Studien bestärkt wurde. S. war es, welcher den opferfreudigen Herrscher auf dieses Gebiet verwies, welches, richtig gepflegt, reiche Ernte verspreche und wohl geeignet sei, das Maecenatenthum des erlauchten Herrn Vaters und Vorgängers vollständig, wenn auch in anderer Richtung, in adäquater Wirkung wieder aufleben zu lassen. Daß diese Anregung auf fruchtbaren Boden fiel, bewährte König Maximilian während seiner ganzen Regierung durch seine für wissenschaftliche Bestrebungen stets offene Hand, durch die huldreiche Unterstützung von Gelehrten, durch den vielen begabten Dichtern verliehenen Ehrensold, insbesondere aber durch die reiche und wiederholte Dotation der Historischen Commission, welche außer vielen immerdar bleibend wirkenden Unternehmungen auch die „Allgemeine deutsche Biographie“ ermöglichte. Schönwerth's ächte Humanität bethätigte sich ferner in unübersehbarer Weise in charitativen Spenden, welche er im Auftrage seines hohen Herrn an Nothleidende und Dürftige freudigen Herzens vertheilte. Durch seine Fürsprache bei dem edlen, allzeit freigebigen Könige wurden unzählige Arme und Unbemittelte unterstützt. Die wohlthätige Wirkung, welche die „Witwen- und Waisenkasse“ für die Hinterbliebenen von Beamten seit nunmehr vielen Decennien in Baiern ausübt, ist theilweise auch das Verdienst von Schönwerth's Einfluß auf die maßgebenden Kreise der Staatsverwaltung und das Werk seines eigenen Organisationstalentes. Die guten und treuen Dienste, welche S. seinem hohen Herrn leistete, ehrte der König dadurch, daß er ihn 1851 zum Regierungsrathe und schon 1852 zum Ministerialrathe und Generalsecretär im Finanzministerium beförderte, worauf alsbald die Erhebung in den persönlichen Adel erfolgte. Damit trat S. in die Laufbahn

des Staatsdienstes zurück, behielt aber nebenbei die Revision der königlichen Cabinetskasse. S. fand trotz dieser aufreibenden und zeitzersplitternden Thätigkeit noch Muße genug, nicht nur sein eminentes Sprachentalent auszubilden — außer den classischen und modernen Sprachen bemeisterte S. auch die scandinavischen Idiome, das Gothische und Hebräische, wozu später noch das Sanscrit kam und die Erforschung der Keilschrift — sondern noch selbständige Forschungen und Studien zu treiben, wozu die Culturhistorie seiner Heimath, insbesondere aber ihrer mythischen Vorstellungen, Sagen, Sitten und Gebräuche in erster Reihe gehörte. Wie Jacob Grimm's „Mythologie" und „Rechtsalterthümer", so hatte auch dessen „Grammatik" mit feuriger Begeisterung auf S. gewirkt, welcher plötzlich die ganze Tragweite und den geistigen Zusammenhang in den heute noch lebenden Traditionen und Vorstellungen seiner Heimath erkannte und durch das Studium ihres Idioms zur Ueberzeugung gelangte, hier noch ganz ächt gothische Nachklänge zu vernehmen. Insbesondere durch seine Vermählung mit einer, in ihrer unmittelbaren Volksthümlichkeit reizenden Tochter der Oberpfalz, welche ihm einen unversiegbaren Schatz von den in ihrem väterlichen Heim gangbaren Märchen, Sitten und Sagen zubrachte, gerieth S. darauf, diese Traditionen vor ihrem drohenden Erlöschen und Verklingen noch einzuheimsen und in Schrift und Einklang zu bringen. Weitere Ausbeute ergab eine alte treue Dienerin des Hauses, welche alsbald andere, in München verstreute Landsleute aufstöberte, die gleichfalls „etwas wußten". So gab es fast tagtäglich neue Berichte, Geschichten und überraschende Ausbeute an Aberglauben, Sprüchen, Beschwörungen und ächtem „Teufelszeug" aller Art. S. besaß außer der Kenntniß aller Schattirungen des Oberpfälzerdialektes ein eigenes Ingenium, den Leuten nicht allein mit Kaffee und Cigarren — weiteres wurde niemals als Lohn gereicht — die Zunge zu lösen, ihr Zutrauen zu wecken und ihre ängstlich und beinahe mißtrauisch behüteten Geheimnisse flüssig zu machen. Mit größter Vorsicht behandelte S. dieses sein lebendiges Material; die Art und Weise wie er sorgfältigst den „Erdspiegel" handhabte und ohne in die Leute hinein zu inquiriren, doch alles herauszulocken wußte, die Ausbeute mit diplomatischer Treue aus dem Gedächtniß gleich zu Papier brachte und die Resultate einzuordnen verstand, verdient alle Bewunderung. Man muß die Genesis dieser Forschungen theilweise selbst miterlebt haben, um die ganze Objectivität Schönwerth's dem Erzähler gegenüber zu würdigen. Daß er dann mit dem ganzen Feuer seiner rastlos arbeitenden und vergleichenden Phantasie die gewonnenen Resultate vielleicht zu kühn construirte, dürfte keine Beanstandung finden, denn jeder Fachmann experimentirt mit einer logischen Sicherheit, welche der fernstehende Laie nur ängstlich und argwöhnisch belauscht. So entstand nun das in Form und Inhalt meisterhaft gerundete Werk: „Aus der Oberpfalz" (Augsburg 1857—59 in drei Bänden). Wie S. die Sitten und Sagen dieses Landstriches nicht trocken nacherzählt, sondern im hellen Lichte wissenschaftlicher Forschung beleuchtet, eröffnet er überall culturhistorische Perspectiven in die Urgeschichte des Volkes und kann deßhalb heute noch als Muster und Vorbild für alle ähnlichen Forschungen dienen. So trat er, von Jacob Grimm freudig begrüßt, plötzlich in die erste Reihe der Germanisten, wo er immerdar die gleiche Achtung und Werthschätzung behaupten wird. Der erste, mit einem Vorwort von Wolfgang Menzel eingeleitete Band umfaßt nach allgemeiner Grundlegung von Land und Leuten alle mit dem heimischen Familienleben zusammenhängenden Gebräuche, welche Liebe und Liebeszauber, die Braut, Mutter und Kind, den Tod, die Thiere des Hauses und die Frucht des Feldes umspinnen; als ganz neue Resultate ergaben sich die Deutung von Drud, Hexe und Bilmesschneider, welche in ihrer früheren priesterlichen Stellung wieder gewürdigt wurden. Der zweite Band ist den vier Elementen gewidmet, während

21*

der dritte Tod, Hölle und Teufel, den Himmel und der Welt Ende ergründet. Unverdrossen weitersammelnd gewann S. noch überaus reichen Stoff, welcher für eine zweite, vermehrte Umarbeitung in Aussicht genommen wurde, wobei nur Schönwerth's amtliche Thätigkeit hindernd entgegentrat. Vergeblich drang Jacob Grimm darauf, S. solle dem Staatsdienste entsagen und nur der Wissenschaft leben, wogegen S. seine Familienverpflichtungen mit Recht geltend machte. Es hätte sich indessen gerade unter der Aegide des jeder exacten Forschung so wohl geneigten Königs Maximilian leicht ein Mittelweg in Form einer längeren Beurlaubung finden lassen, welchen Schönwerth's strenger Sinn und Pflichteifer als unverdiente Bevorzugung ablehnen zu müssen glaubte. Außer der Abhandlnng über „Dr. Weinhold's baierische Grammatik und die oberpfälzische Mundart" (Regensburg 1869) und dem Ehrengedächtniß auf „Johann Andreas Schmeller" (1870) entstanden nur noch die Studie über die „Sprichwörter des Volkes der Oberpfalz" (1874) und einige kleinere Arbeiten, welche mit seiner gleichfalls zeitraubenden Ehrenstellung als Vorstand des „Historischen Vereins von Oberbayern" (1868—75) zusammenhingen. In rastloser Arbeit verfloß seine nur zu sehr getheilte Thätigkeit; erst 1880 trat S. in den wohlverdienten Ruhestand; eine schwere Krankheit erschütterte 1884 den seither immerdar elastisch schreitenden, auch nach Auge und Haar einen ächten Germanen repräsentirenden Mann, welcher am 26. Mai 1886 aus dem Leben schied. Zu seinen Eigenheiten gehörte, daß er sich nie entschließen konnte, zu einer Portraitzeichnung oder Photographieaufnahme zu sitzen; sein Conterfait hätte mit der berühmten sogenannten „Arminiusbüste" im Capitolinischen Museum zu Rom eine überraschende Aehnlichkeit ergeben. Seltsamer Weise besaß S. auch einen mystischen Tiefsinn und eine Gläubigkeit, welche ihn von der Realität des im Volksleben spukenden Supranaturalismus mit allen seinen dämonischen Verzweigungen, vollständig überzeugten. Am 26. September 1889 wurde an seinem Vaterhause zu Amberg eine wohlverdiente Gedenktafel in feierlicher Weise inaugurirt.

Vgl. die Nekrologe von Dr. Sepp in Nr. 81 des „Augsburger Sammler" vom 10. Juli 1886. — Joh. Freßl im XXXXVIII. Jahresbericht des Histor. Vereins von Oberbayern. 1887. S. 82—92 und Cornelius Will in den Histor.-Pol. Blättern. 1889. CIV, 805—20.

Hyac. Holland.

Schoock: Martin S., bedeutender Historiker, Litterator, Jurist, Philosoph und Theolog, muthmaßlich zu Zalt-Bommel, nach Anderen zu Utrecht am 1. April 1614 geboren. Seine Arbeit „De bonis ecclesiasticis" wird noch heute von den Geschichtsforschern hochgehalten. Sein Großvater Anton van Voorst ertheilte ihm den ersten lateinischen Unterricht; an der Hieronymusschule zu Utrecht erhielt er seine weitere Erziehung. Seine dem Remonstrantismus zugethanen Eltern bestimmten ihn für das Studium der Jurisprudenz. Gleichwol studirte er zu Franeker und seit 1632 zu Leiden unter Walaeus Theologie und Philosophie. Nach Utrecht heimgekehrt, trat er als Privatdocent an der neuerrichteten Illustren Schule auf und als diese 1636 in eine Hochschule verwandelt ward, war er der erste, welcher dort unter Voetius den Doctorgrad der Philosophie erwarb. 1638 wurde er Professor für classische Litteratur und Eloquenz, aber noch im selben Jahre übernahm er zu Deventer das Professorat der Geschichte, und 1640 zu Groningen das der Logik und Physik. Dort blieb er mehrere Jahre und erwies sich zwar als ein höchst gelehrter, zugleich aber auch anmaßender, leicht gereizter und streitsüchtiger Mann, was ihm viele Verdrießlichkeiten zuzog. Schon 1638 rief der von Libertus Fromond herausgegebene Augustinus des verstorbenen Jansenius eine Streitschrift hervor zur Darlegung der, wie es auf dem Titel heißt „desperatissima causa papatus, nuper

misere prodita, nunc turpiter deserta a C. Jansenio et postremo magno auctuario locupletata a Lib. Fromondo“ (Amsterdam 1638), und 1645 ließ er sein „Auctuarium ad desperatissimam causam papatus“ folgen. Weit schärfer und abstoßender aber war seine Streitschrift gegen Cartesius. In seiner „Philosophia Cartesiana, sive admiranda methodus novae philosophiae Renati Descartes“, 1643 mit einer Vorrede von Voetius zu Utrecht erschienen, bezichtigt er den fränkischen Philosophen geradezu des Atheismus. Cartesius reichte dawider eine Klage auf Ehrenerklärung bei der Groninger Stadtregierung ein. Ob S. wirklich infolge dessen zu Utrecht einige Tage verhaftet wurde, ist allerdings sehr zweifelhaft; jedenfalls aber wurde er zum Widerruf seiner Anklage gezwungen. Indem er jedoch dabei zur eigenen Entschuldigung behauptete, mehrere den Cartesius verletzende Stellen in seiner Schrift seien von einem Schüler des Voetius gefälscht, zog er sich fast einen neuen Proceß zu. Es kam aber so weit nicht, indem er zur Genugthuung des Gegners 1646 eine „Deductio causae Cartesiano-Voetianae“ zu Groningen veröffentlichte. Sein freundschaftliches Verhältniß zu Voetius hörte aber auf. Vielmehr veranlaßten die Streitigkeiten, welche sich bald nachher zu Utrecht über den Besitz der Capitelgüter erhoben, eine völlige Trennung beider. Dem Voetius gegenüber vertheidigte er den Satz, nicht die Kirche, sondern die weltliche Obrigkeit sei rechtmäßiger Besitzer. Diesem Anlaß verdanken wir die schon oben genannte, höchst merkwürdige Schrift „De bonis ecclesiasticis dictis, in quo agitur de canonicis in genere, denique speciatim de canonicis Ultrajectinis, necnon de officio ministrorum ecclesiae adversus magistratum“, Gröningen 1651. Im selben Jahre folgte noch eine „Dissertatio de bonis ecclesiasticis, seu apologia pro persona Martini Schoockii ejusque libro“ und 1653 eine „Epistola ad J. Hoornbeek, qua vindicat ab hujus censura acri suam sententiam de bonis ecclesiasticis“. Auch in anderen theologischen Fragen trat er wider Voetius auf, wie seine Schriften „De precisitate vera“, „Observationes sacrae“ und „Disquisitio circa decalogum, speciatim quartum praeceptum de Sabbatho ejusque moralitate“, Gröningen 1660, zeigen. Es gesellten sich zu diesem Streit Privatangelegenheiten, welche sein Leben nicht weniger verbitterten. Nach dem Tode seiner ersten Gattin, Angelica van Merck, von welcher er sieben Söhne und eine Tochter hatte, gerieth er in Geldnöthe. Er ging jetzt eine zweite Ehe ein mit einer Wittwe, welche er, wie sie ihn, für reich gehalten hatte, worin sich beide betrogen. Seine Lage verschlimmerte sich dergestalt, daß er sich bewogen sah, etwa um 1664 seine Professur und Groningen aus freien Stücken zu verlassen. Wir finden ihn als officiellen Geschichtsschreiber des Brandenburger Kurfürsten zu Berlin wieder. Bald erhielt er auch eine Stelle als Honorarprofessor zu Frankfurt a. O., wo er 1669 starb. S. hat sich durch zahlreiche historische, juridische, litterarische und theologische Schriften, deren Verzeichniß sich bei Paquot findet, einen guten Namen erworben. Als vielseitig gebildeter Mann, dessen Feder nur selten ruhte, ist er den scharfsinnigsten Gelehrten seiner Zeit beizuzählen.

Vgl. Burmann, Traj. erud. p. 324 sq. — Paquot I, p. 296 sv. — Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb.

van Slee.

Schoonjans: Antonius S., ein bedeutender Maler, über dessen Lebenslauf die Forschung noch immer nicht zu voller Klarheit führte, hauptsächlich wohl wegen seines unsteten Aufenthaltes. Schon über sein Geburtsjahr schwanken die Angaben zwischen 1650 und 1655. Uebereinstimmend wird dagegen Antwerpen als dessen Vaterstadt bezeichnet und besagt, daß er dort bei dem tüchtigen Meister Erasmus Quellinus, einem Rubens-Schüler, den ersten Kunstunterricht genossen. Im 18. Jahre nach Rom gezogen, mußte S. bis dahin bereits vor-

ragende Künstlerschaft erworben haben, denn in die Schilderbent seiner Landsleute aufgenommen, wurde ihm die auszeichnende Benennung „Parrhasios" (Name eines berühmten altgriechischen Malers) beigelegt. Ueber die Dauer seines Aufenthaltes in Italien fehlen genaue Angaben, die vorfindlichen aber leiden an Widerspruch. Fiorillo z. B. berichtet, daß S. über Lyon nach Rom gegangen und dort, wo sein Freund und Studiengenosse Thurneisser weilte, sich längere Zeit aufgehalten habe; Füßli weiß wieder von einem „deutschen Maler" Namens „Squoniam", welcher in Rom thätig war, in Ara coeli Bilder hinterlassen und für zwei Kirchen in Lyon gemalt habe. Daß unter dieser Namensverschiebung Schoonjans zu verstehen sei, ist durch spätere Kunstschriftsteller hinreichend begründet worden. Unbeantwortet blieb hingegen die Frage über das Wenn des Aufenthaltes in Lyon, wie über seine Ankunft in Wien. Letztere konnte nicht vor 1691 erfolgen, da erst vom Jahre 1694 an Belege seines dortigen Wirkens vorzufinden sind. Zuvörderst bekundete er dieses durch ein 1694 erschienenes, riesig großes, sogenanntes Thesenblatt, wie solche damals anläßlich von Doctorpromotionen als Placate in Stich ausgeführt, an Thüren und Mauern angeschlagen wurden. Das Blatt ist nach einem Gemälde mit der Bezeichnung Schoonjan pinxit, von Bartholomäus Kilian gestochen und aus acht Theilen zusammengefügt. Es stellt den römischen König, nachherigen römisch-deutschen Kaiser Joseph I., zu Pferde vor; über ihm schweben die Justitia und die Fortuna. Ein zweites bei sieben Fuß hohes Blatt erschien 1695 und trug das Bildniß Kaiser Leopold I. mit der Allegorisirung seiner Siege über die Türken, gestochen nach der Zeichnung von S. von Georg Andreas Wolfgang. Ein weiterer Stich von Thurneisser, nach dem von S. 1698 gemalten Bildniß des Erzherzogs Joseph, macht es wahrscheinlich, daß unser mittlerweile zum kaiserlichen Kammermaler ernannte Künstler, diesen seinen alten Freund auch nach Wien befördert habe. Ueber Bildnisse kaiserlicher Würdenträger, deren ältere Schriftsteller gedenken, ist dermal schon kein Nachweis zu erbringen. Leicht nachweisbar ist dementgegen eine Reihe vorzüglicher Kirchenbilder und dürften diese in Zusammenhang zu bringen sein mit der gleichzeitigen vom genialen Architekten Fischer von Erlach angeregten kirchlichen Bauthätigkeit. So entstand das anmuthige Gemälde St. Joseph mit dem Kinde, für den 1700 am ersten südlichen Pfeiler des Stephansdomes errichteten marmornen Altar; diesem folgte das Altarbild, die Marter des Hl. Sebastian vorstellend, für die in Wien von Fischer von Erlach erbaute, 1702 eingeweihte St. Peterskirche. Dieses figurenreiche originell gruppirte Gemälde zeigt in eigenartiger Weise den durch seine italischen Studien geläuterten Sprossen der brabanter Schule. Derselben Periode entstammt ein bislang unbekanntes, erst von mir auf einer Bereisung des deutschen Nordens von Böhmen in der Stadtkirche zu Rumburg aufgefundenes Hochaltargemälde. Aber auch hier galt es die Namensmaske zu lüften, denn durch drei verschiedene Chroniken der Stadt — von 1820 bis 1885 — zieht sich der gleichlautende Bericht, das Bild sei von „Anton Schönian" gemalt. Erst mein lebhaftes Interesse für dasselbe, wie meine Ungläubigkeit diesem fremdartigen Namen gegenüber, trieb zur näheren Untersuchung, bei welcher ich die vom Zierrahmen verdeckte, sehr deutliche Bezeichnung fand: „C. M. C. P. P. 1701 Antonius Schoonjans" — (dürfte wohl zu deutsch als: Sr. kaiserlichen Majestät Kammermaler gemalt . . . zu lesen sein). Die Bilddarstellung umfaßt das Martyrium St. Bartholomäi in lebensgroßen Gestalten und ist dieses heikle in der Barockzeit zumeist ins Grauenhafte gezogene Thema äußerst feinfühlig durchgeführt, nämlich der Moment gewählt, in welchem der Götzenpriester noch bemüht ist, den bereits an dem Pfahl befestigten, mit den Martern bedrohten Apostel zum Heidenthum zu bekehren. Im Geiste Rubens' concipirt, weist die

klare coloristische Durchführung doch wieder auf die vollgewonnene Selbständigkeit und es bleibt dieses Gemälde als eine der vorragendsten Schöpfungen des Meisters anzusehen. Ueber das Herkommen des Bildes nach Böhmen ist beizufügen, daß der Besteller, Fürst Anton Florian von und zu Liechtenstein, Erbherr der Herrschaft Rumburg ꝛc., unter Leopold I. „kaiserlicher Ambassadeur am päpstlichen Hofe", erklärlicherweise auch in Beziehung kam zum Kammermaler dieses Regenten, vornehmlich dann als mit der Renovirung der Rumburger Stadtkirche sich die Nothwendigkeit der Beschaffung eines neuen Hochaltarbildes ergab. Wie freigebig der Fürst dabei vorging, dafür spricht der archivalisch verzeichnete Betrag von „6000 Goldgulden", welchen er dem Künstler für das Gemälde auszahlen ließ.

Weitere Daten besagen, daß S. bald nach 1702 Wien verlassen habe. Ueber die Ursache sind nur unbestimmte Andeutungen gegeben. „Er war ein sonderbarer Mann und konnte nirgends lange bleiben", notirte ein Kunstschriftsteller jener Zeit. Eine andere Bemerkung läßt schließen, daß verletzter Stolz den Antrieb gegeben. Er begab sich in die Heimath, fand aber dort kein Bleiben. Nicht vollständig klar gestellt ist die Angabe Fiorillo's, wonach S. vor dieser Heimreise mit kaiserlichem Urlaub sich nach England begeben, daselbst Bildnisse und Decorationen gemalt habe. Sicher ist dagegen, daß er den unliebsamen Aufenthalt in Holland abgebrochen, um nach Düsseldorf zu ziehen, wo unter dem Kurfürsten Johann Wilhelm die bildende Kunst besondere Förderung erfuhr. Von der miterfahrenen Gunst Schoonjans' gibt eine Anzahl trefflicher Galeriebilder Zeugniß, als: Die Bewerbung Jakob's um die Lea; Hiob vom Teufel gequält; die Rückkehr des verlorenen Sohnes; „der in sich selbst verliebte Narcissus am Ufer eines Baches" (jetzt in der Münchener alten Pinakothek): das Bildniß eines Mädchens, welches einen Vogel auf der Hand trägt; wahrscheinlich auch „das Opfer der Vestalinnen", in Schleißheim, früher in der Galerie zu Mannheim; sein später ebenfalls nach Schleißheim gekommenes Selbstbildniß — ein anderes befindet sich in Florenz, ein drittes in Hermannstadt. — Nach dem Tode des Kurfüsten, 1716, begann laut Füßli sein Wanderleben von neuem. Vorfindliche Angaben über den Aufenthalt Schoonjans' in Berlin lassen unbestimmbar, ob er während seines Düsseldorfer Aufenthaltes oder erst nachher dahin gekommen. Die dortigen Ausführungen sprechen für ersteres, denn er malte Friedrich Wilhelm I. noch als Kronprinzen in der Verkleidung des jungen David mit der Schleuder. Kommt dabei in Betracht, daß Friedrich Wilhelm im Alter von 25 Jahren — 1713 — den Thron bestieg, dann erübrigt kaum ein anderer Schluß. Aus gleicher Zeit wird ihm eine Plafondmalerei in einem Cabinet des Potsdamer Schlosses zugeschrieben. — Außer Zweifel steht, daß S. 1716 wieder nach Wien zurückkehrte und wahrscheinlich hier zunächst mit dem für die neuerbaute Kirche zu „Mariahilf" bestimmten Altarbilde St. Anna beauftragt wurde. Ob auch das Hochaltarbild in der Salesianerinnen-Kirche, die Kreuzabnahme, von ihm geschaffen, darüber vermochten die Wiener Kunstforscher noch zu keinem endgiltigen Ausspruch zu gelangen. Sonderbar genug erscheint überhaupt das Schaffen seiner letzten Lebensjahre vollständig verschleiert. Bekannt ist nur, daß der einer glanzvollen Künstlerlaufbahn sich Erfreuende 1726 gestorben und nach ausgesprochenem Wunsche seine letzte Ruhestätte am Friedhofe der Mariahilfer Kirche gefunden. Zur Handhabe für eine weitere Schoonjans-Forschung sei noch angemerkt, unter welch verschiedenen Namensmaskirungen nach ihm zu fahnden ist, und zwar unter: Sconjans, Sconians, Choonjans, Skomanz, Skonan, Skomian, Schönian, Spoonjans, Squoniam und Scoonyans — eine Variation, wie sie keinem zweiten Künstler mitspielte und am deutlichsten darthut, wie oberflächlich jeweils die Kunstforschung betrieben wurde. Werke, über deren Verbleib keine sichere Auskunft zu finden war, sind: der keusche Joseph; ein altes Weib,

ein Buch in der Hand haltend, vordem in der Münchener königl. Gemäldesammlung; Cimon und Pero, und der Tod Abels. In der ständischen Galerie zu Graz befindet sich nach Angabe von Hormayr „Diogenes mit der Laterne“; in Pommersfelden verzeichnete Dr. Ilg: „Kleopatra, die Perle in Essig lösend“, als Werk von S.

Litteratur: Dr. A. Ilg, vergessene Künstler Oesterreichs. — Füßli, Allg. Künstlex. — Fiorillo, Gesch. d. zeichn. Künste. — Descamps, La vie des peintres flamands, allemands et hollandois. — Nagler, die Monogrammisten. — Eigene Notizen. Rudolf Müller.

Schooten: Franz van S., der Aeltere, Mathematiker, geboren 1581 zu Leiden, † ebenda am 11. December 1646. Er wurde, nachdem er schon mehrere Jahre (vielleicht seit dem 1610 erfolgten Tode Ludolph's van Ceulen A. D. B. IV, 93) Vorlesungen gehalten, 1615 als Professor angestellt. Sein Auftrag war, in niederdeutscher Sprache Mathematik für angehende Ingenieure zu lehren. Im Sommer war er von der Pflicht, Vorlesungen zu halten, entbunden, so oft seine Gegenwart im Feldlager des Prinzen Moritz von Oranien zu Dienstleistungen kriegerischer Art verlangt wurde. Er veröffentlichte 1627 eine Tafel der Sinus, Tangenten und Secanten unter Zugrundelegung des Halbmessers 10 000 000, welche durch ihr Sedezformat zu einem Taschenexemplare sich eignet und vermuthlich deshalb rasche Verbreitung fand, um so mehr als handliche logarithmisch-trigonometrische Tafeln noch nicht vorhanden waren, die Benutzung der Napier'schen Tabellen vielmehr mühsame Interpolationsrechnungen verlangte. Angefügt ist eine kurzgefaßte ebene Trigonometrie in französischer Sprache. Die Angabe, Christian Huygens sei ein Schüler dieses S. gewesen, beruht auf einer Verwechslung mit dem gleichnamigen Sohne (s. u.).

Vgl. Matthijs Siegenbeek, Geschiedenis der Leid'sche Hoogeschool (Leiden 1832) II, 104. Cantor.

Schooten: Franz van S., der Jüngere, Sohn des Vorigen und gleich ihm Mathematiker an der Universität Leiden. Der Geschichtsschreiber dieser Hochschule gibt ein Geburtsjahr nicht an und setzt den Tod auf den Anfang des Jahres 1661 (Siegenbeek, Geschiedenis der Leid'sche Hoogeschool II, 126). Die große Ausgabe von Huygens Werken (Haag 1888 ffgg.) meldet (I, 4 Note 2) Franz van S. sei in Leiden um 1615 geboren und ebenda im J. 1661 gestorben. Ein handschriftlicher Randzusatz in dem auf der Universität Heidelberg befindlichen Exemplare von Siegenbeek's Werk, der wahrscheinlich von einem in Leiden selbst wohnenden früheren Besitzer jenes Exemplares herrührt, nennt den 15. Juni 1615 und den 30. Mai 1660 als Geburts- und Todestage und auch im 3. Band der Werke von Huygens (Haag 1890, S. 43) ist die frühere Angabe dahin geändert, daß der 5. Juni 1660 der Begräbnißtag gewesen sei. Darüber herrscht Uebereinstimmung, daß S. 1646 seinem Vater in der niederdeutschen Professur der Mathematik an der Ingenieurschule nachfolgte, und daß er dieses Amt bis zu seinem Tode verwaltete. Er muß indessen schon 1645 Vorlesungen gehalten haben. In jenem Jahre hörte dieselben Christian Huygens, der im Mai 1645 mit seinem Bruder Constantin die Universität bezog und seine Studien nach einem von Constantin Huygens dem Vater unter dem 9. Mai aufgesetzten Stundenplane einzurichten hatte. Damals knüpften sich enge Beziehungen zwischen dem sechzehnjährigen Schüler und dem dreißigjährigen Lehrer, welche im Laufe der Jahre zu einer auf gegenseitige Achtung sich stützenden Freundschaft sich ausbildeten, die selbst als Zeugniß für Schooten's geistige Bedeutung angerufen werden darf. Ein anderer Schüler Schooten's war Jan de Witt. S. eröffnete seine schriftstellerische Thätigkeit 1646 mit der Ausgabe von Vieta's sämmtlichen Werken, so weit dieselben sich noch beischaffen ließen. 1649 folgte eine lateinische Ausgabe

von Descartes' Geometrie mit Anmerkungen. Das gleiche Werk erschien 1659 bis 1661 in neuer Auflage, erweitert durch den Abdruck von inhaltlich verwandten Abhandlungen anderer Gelehrter und Schooten's Principia matheseos universalis. Letztere Schrift war schon 1651 allein gedruckt worden; die neue Auflage besorgte, da S. während ihrer Vorbereitung gestorben war, der dänische, zur Zeit in Leiden anwesende Gelehrte Erasmus Bartholinus (1625 bis 1698). Auch eine Geometrie mit algebraischen Beweisführungen („Tractatus de concinnandis demonstrationibus geometricis ex calculo algebraico") Schooten's ist als Schluß des II. Bandes der Descartes'schen lateinischen Geometrie von 1661 abgedruckt. Bei ihr ist Peter van S., der Bruder des Franz (in lucem editus a Petro a Schooten Francisci fratre) als Herausgeber genannt. Offenbar ist dieses der gleiche Peter van S., der bei Siegenbeek (II, 138) als Sohn von Frans van S. dem Jüngeren aufgeführt ist. In der Professur mag er ihm 1661 nachgefolgt sein, sein Sohn war er gewiß nicht. Dem widerspricht schon das Geburtsjahr Peter's, 1634, in welchem Frans der Jüngere erst 19 Jahre alt war. Das schon erwähnte Heidelberger Exemplar Siegenbeek's hat hier wieder eine berichtigende handschriftliche Randnote, wodurch die Glaubwürdigkeit auch der oben benutzten sich steigert. Als Sammlung eigener Abhandlungen gab S. im J. 1657 seine „Exercitationes mathematicae" heraus, welche in fünf Bücher sich gliederten. Im 1. Buche waren arithmetische und geometrische Aufgaben ziemlich einfacher Art behandelt. Das 2. Buch setzte die Lösung geometrischer Aufgaben fort, indem die Bedingung beigefügt wurde, es sollten dabei nur gerade Hülfslinien in Anwendung kommen; eine Geometrie der Geraden im modernen Sinne dieses Ausdrucks ist es darum doch nicht, da S. sich gestattet, auf einmal gezogenen Geraden Strecken von gegebener Länge abmessen zu dürfen. Das 3. Buch versuchte die Wiederherstellung der verlorenen Ebenen Oerter, ἐπίπεδοι τόποι, des Apollonius von Pergä. Im 4. Buche wurden verschiedene neue Vorrichtungen zur Herstellung von Kegelschnitten in fortlaufender Zeichnung beschrieben. Das 5. Buch bestand aus 30 verschiedenartigen Aufgaben; hier ist eine Tafel der Primzahlen unter 10 000 zu finden, hier eine Methode zur Bildung befreundeter Zahlen und Mancherlei sonst aus dem Gebiete der Zahlentheorie. Als Anhang war die Abhandlung von Huygens über das Würfelspiel abgedruckt, die erste nicht in Briefform erscheinende Darstellung der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Es ist nicht zu verkennen, daß dieser Anhang der werthvollste Theil des Bandes ist. Gleichwohl sind auch die von S. herrührenden ersten fünf Bücher recht lesenswerth.

Cantor.

Schop: Johann S. (Schopp, Schope), ein „kundiger" Instrumentalist auf der Violine (Discantgeige), Laute, Posaune und dem Zinken, der am 27. Februar 1615 in die Hofcapelle in Wolfenbüttel eintrat und wahrscheinlich ein geborener Hamburger war. In Wolfenbüttel erhielt er 220 Thlr. jährlichen Gehalts, ein Beweis, daß er ein sehr geachteter Künstler war, denn obige Summe war in damaliger Zeit schon eine sehr hohe Besoldung. Mattheson sagt in seiner Ehrenpforte über ihn: „Man habe seines Gleichen so leicht nicht in Kgl. und Fürstl. Kapellen gefunden". Die Niederrheinische Musikzeitung berichtet im 3. Bde. S. 365, daß er sich auch eine Zeitlang in Paris aufgehalten habe. Gegen 1621 trat er in Hamburgische Dienste und wurde Director der Rathsmusik, wo er auch 1664 oder 1665 starb. Er bezog hier einen Gehalt von 880 Mk.-Banco. 1633 verehrte ihm die Stadt ein Geschenk von 100 Rthlr. In Georg Neumark's fortgepflanztem poetischen Lustwald befindet sich ein Gedicht, in dem die beiden Hamburger Künstler Scheidemann und S. in überschwenglicher Weise gefeiert werden, nachdem sie sich bei einer Aufführung in der Kirche hatten hören lassen (Walther, Musiklexicon. Chrysander, Jahrbuch

I, 155. Sittard, Geschichte des Concertwesens in Hamburg, S. 19, der ihm aber fälschlich den Vornamen Paul gibt). S. war nicht nur ein Virtuose auf Instrumenten, sondern auch ein fleißiger Componist, von dessen Werken sich eine ganze Anzahl erhalten hat. Die Musikfreunde in Wien besitzen z. B. in ihrer Bibliothek „2 Theile geistliche Concerte mit 1—4 und 8 Stimmen mit sambt dem Bassus continuus", 1644 in Hamburg erschienen. Es sind dies geistliche Gesänge in der Art von Viadana's Concerten geschrieben. Die Deutschen unterschieden sich in damaliger Zeit von den Italienern durch ihre Melodiebildung; während der Italiener stets dem getragenen Gesange den Vorzug gab, suchen die Deutschen ihre Eigenart in einem mehr rhythmischen Gewande zu wahren. Sie benehmen zwar dadurch ihren Compositionen einen Theil des ernsten würdigen Charakters kirchlichen Ausdrucks, erreichen aber einen lebendigeren fast dramatischen Eindruck. Wenn die Texte, die ihnen damals zu Gebote standen, nicht so entsetzliche Reimereien gewesen wären, so könnte man heute noch seine Freude daran haben, in welcher Weise sich der Deutsche den in Italien eingeführten Sologesang zu eigen machte. Kein Wunder, daß bei diesen sinnlosen Texten der Componist den Text mißachtete und nur als Mittel zum Zweck benützte. Daher die willkürlichen Wiederholungen einzelner Sätze und einzelner Worte, welche erst recht geeignet sind, allen Sinn zu verdrängen und das Unsinnige in seinem ganzen Umfange zeigen. Mir liegen drei Gelegenheitsgesänge zu Hochzeiten aus den Jahren 1630—36 zu 6 und 8 Stimmen mit Bassus continuus vor. Sie bieten die beste Gelegenheit, S. als Harmoniker kennen zu lernen, denn melodisch bieten sie auch nicht den kleinsten Anhalt. Aengstlich hält er sich an die Tonart und seine vorübergehenden Uebergänge treten nie modulatorisch auf. Wenn er nicht durch eine gewandte contrapunktische Stimmenführung seinem breiten achtstimmigen Satze Leben einzuhauchen verstände, so würde man in kurzem an der Gleichartigkeit der Tonalität erlahmen. Doch er weiß mit gewandter Feder dem Zuhörer Abwechselung zu verschaffen, hier durch die ganze Breite des achtstimmigen Chores, dort durch einen bewegten vierstimmigen Zwischensatz. Der Text ist durch zahllose Wiederholungen so zerhackt, daß er nirgends zur Geltung kommt. So beginnt der sechsstimmige Satz mit den Worten „Nun kompt herein", fünfmal wiederholt, „gegangen die frölich sommerzeit". Die ungewöhnliche Lage der äußersten Stimmen könnte in Verwunderung setzen, denn der erste Sopran singt durchweg vom hohen f—b und der zweite Baß bewegt sich zwischen dem großen g und c, also in Stimmlagen, in denen nur äußerst wenige Sänger andauernd singen können; aber der eine Gesang gibt durch eine Randbemerkung den Schlüssel dazu. Hier ist nämlich bemerkt, daß der erste und zweite Discant auch vom Cornetto und Violino ausgeführt werden kann, und so wird wohl auch der zweite Baß von einem Streich- oder Baßblasinstrument ausgeführt worden sein. Die Hamburgischen Dichter zogen S. mit Vorliebe zur Ausschmückung ihrer Gedichte mit Melodien heran, und er zeigte darin eine gewandte und melodienreiche Ausdrucksweise in der oben bezeichneten Art. Er fügte ihnen stets einen bezifferten Baß hinzu, der damals auf der Laute oder dem Clavier, auch auf der Gambe ausgeführt wurde. So Johann Rist zu den Himmlischen Liedern 1648, zu seiner Hausmusik 1654; Schwieger zu den Flüchtigen Feldrosen, 1655 und Zesen zu seinem Salomonis hohem Liede 1657. Manche dieser Melodien sind in Gesangbücher übergegangen, zunächst in Niedersachsen; in Lüneburg waren 1661 schon sieben in das Gesangbuch aufgenommen. Gegen Mitte des 18. Jahrh. fanden sich ihrer aber auch in süddeutschen Gesangbüchern 18. Die heute noch am meisten verbreiteten sind: „Ermuntre dich, mein schwacher Geist" (Zahn, Mel. III, Nr. 5741), „Gott der du selber bist das Licht" (l. c. 5813), „Hilf Herr Jesu, laß gelingen" (l. c.

II, 3687), „Jesu, der du meine Seele“; „Lasset uns den Herren preisen“ (später auch zu dem Text und bekannter unter dieser Bezeichnung: „Sollt' ich meinem Gott nicht singen“), „Wach auf mein Geist, erhebe dich“ (l. c. III, Nr. 5817, von Crüger auf „O Ewigkeit, du Donnerwort“ übertragen), „O Ewigkeit, du Donnerwort“ (l. c. 5819), „Werde munter, mein Gemüthe“. — Die ihm häufig zugeschriebene Melodie „O Traurigkeit, o Herzeleid“ ist aber nicht von ihm; sie findet sich zuerst in katholischen Gesangbüchern“ (l. c. I, 1915. Bäumker, Kath. K.-L. I, 223). Seine Werke besitzt die Stadtbibliothek in Hamburg, die königl. Bibliothek in Berlin u. a.

Rob. Eitner.

Schopen: Ludwig S., hervorragender Philologe und Schulmann des 19. Jahrhunderts. Er wurde am 17. October 1799 in Düsseldorf als der Sohn eines dortigen Bauunternehmers geboren und erhielt auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt unter der ausgezeichneten Leitung von Kortüm und Kohlrausch eine nachhaltige Anregung zu classischen und historischen Studien. Im Herbste 1817 bezog er die Universität Heidelberg, wo er in Creuzer einen wohlwollenden Förderer fand, im übrigen aber sich wissenschaftlich nicht befriedigt fühlte. Er siedelte daher im Herbst 1818 auf die neu begründete Universität in Bonn über und wurde hier von K. F. Heinrich in das philologische Seminar aufgenommen. Das Verhältniß zu diesem seinem Lehrer wurde bald ein besonders inniges; Heinrich erkannte bald die hervorragende kritische Begabung seines Schülers und ließ sich dessen wissenschaftliche Fortbildung ebenso angelegen sein, wie die Gestaltung seines äußeren Lebensganges. Auf Heinrich's Empfehlung wurde der junge Seminarist bereits 1820 als Hülfslehrer an das Bonner Gymnasium gezogen und sogleich mit dem griechischen Unterrichte in der obersten Classe betraut; er brachte während dieser Zeit seine erste wissenschaftliche Arbeit zum Abschluß „De Terentio et Donato eius interprete dissertatio critica“, auf Grund deren er am 2. Juni 1821 als der erste Doctorandus der Bonner philosophischen Facultät promovirt wurde. In demselben Jahre noch zum ordentlichen Lehrer ernannt und bereits Anfangs 1825 zum Oberlehrer befördert erwarb er sich durch sein hervorragendes Lehrgeschick ganz wesentliche Verdienste um das Bonner Gymnasium, blieb aber gleichzeitig seinen wissenschaftlichen Neigungen, die sich dauernd auf Terenz richteten, treu. 1825 gab er „D. Ruhnkenii in Terentii comoedias dictata“ mit vielfachen Verbesserungen heraus; 1826 folgte „Specimen emendationis in Aeli Donati commentarios Terentianos ad novam totius operis editionem propositum“. Diese durch kritischen Scharfsinn besonders ausgezeichnete Schrift erschien zuerst als Gymnasialprogramm, wurde darauf aber von Niebuhr und Brandis im ersten Hefte des neugegründeten Rheinischen Museums nochmals veröffentlicht und dadurch zu weiterer Verbreitung gebracht.

Mit Niebuhr war S. bald nach dessen Eintritt in Bonn näher bekannt geworden; durch ihn wurde er für die Mitarbeit am Corpus Scriptorum Byzantinorum gewonnen, dem er nun für längere Zeit sein Interesse und seine Kräfte zuwandte. Nachdem er bereits die Textrevision des Agathias besorgt hatte, gab er selbständig den „Joannes Kantakouzenos“ 1828—1831 in 3 Bänden heraus, in dessen Vorwort er Niebuhr einen beredten Nachruf widmete; gleichzeitig erschien 1829—1830 der „Nikephoros Gregoras“ in 2 Bänden; 1835 folgte die Abhandlung „Beiträge zur byzantinischen Geschichte und Chronologie aus den noch ungedruckten Büchern des Nikephoros Gregoras“. Von der Alexias der Anna Komnena erschien 1839 der erste Band; den zweiten Band hat nach Schopen's Vorarbeiten Reifferscheid erst 1878 herausgegeben. Neben diesen Arbeiten gingen Studien zu Fronto („Kritische Beiträge“ 1830 und 1841) einher; zu Terenz, der dauernd Schopen's Lieblingsschriftsteller blieb, gab er 1832 „unedirte

Scholien“ aus dem Codex Bembinus heraus. — Bereits 1830 waren Schopen's Leistungen durch die Verleihung des Professortitels anerkannt worden; nach Heinrich's und Näke's Tode wurde er neben Fr. Ritschl 1840 zum außerordentlichen, 1844 zum ordentlichen Professor der Philologie an der Bonner Universität ernannt. Als Habilitationsschrift veröffentlichte er 1846 „Diorthotica in varios scriptores veteres“, Verbesserungen zum Hymnus auf Demeter und zur Anna Komnena. Der Kreis seiner Vorlesungen umfaßte die Homerischen Hymnen, Aristophanes, Sophokles, Thukydides, Demosthenes, ferner Juvenal, Tacitus, Horaz und römische Alterthümer. Die Frische und Eleganz seines Vortrages fesselte dauernd eine überaus zahlreiche Zuhörerschaft aus allen Facultäten an seine Vorlesungen, welche durch die Feinsinnigkeit seiner Interpretation ebenso ausgezeichnet waren, wie durch die geschmackvolle Uebersetzung der Autoren.

S. hatte sein Schulamt auch nach seiner Berufung an die Universität nicht aufgegeben, vielmehr in diesem — trotz der auch durch Prüfungen und ähnliche Arbeiten noch vermehrten akademischen Thätigkeit — ein von Jahr zu Jahr steigendes Ansehen erworben. Als daher im J. 1847 das Directorat des Gymnasiums zur Erledigung kam, wurde ihm auch dieses Amt übertragen, in dem er nun reichlich Gelegenheit fand, außer seinem didactischen und pädagogischen Geschick auch sein hervorragendes organisatorisches Talent zur Geltung zu bringen. Das Gymnasium nahm unter seiner ausgezeichneten Leitung einen überraschenden Aufschwung; das Vertrauen, dessen S. auch über die Kreise der unmittelbar Betheiligten sich erfreute, war ein fast unbegrenztes. Daß er aber neben der Häufung von amtlichen Geschäften so verschiedener Art noch fortdauernd litterarisch thätig sein konnte, ist wahrhaft bewundernswerth: 1847 erschienen die von ihm in Leyden selbst bearbeiteten „Scholia inedita Leidensia in Juvenalis Sat. III“, eine Ergänzung zu dem 1839 von ihm mit Scholien herausgegebenen Heinrich'schen Juvenal; 1847 gab er Näke's Commentar zu Valerius Cato heraus; 1852 erschien auf Grund von ihm selbst in Paris vorgenommener Vergleichungen die Abhandlung „Ueber die Pariser Handschriften des Eugraphius“, 1858 Emendationen zum Dialogus des Tacitus und im Anschluß hieran 1859 zu F. G. Welcker's Jubiläum eine Probe einer neuen kritischen Ausgabe der genannten Schrift. Diese Ausgabe selbst aber zu vollenden ist S. nicht mehr vergönnt gewesen, ebenso wenig die Vollendung einer lange vorbereiteten Ausgabe des Donatus. Ein Nervenleiden stellte sich ein, dem er am 22. November 1867 in Bonn erlag.

Nekrolog von „F.“ in der Augsburger Allg. Zeitung vom 30. December 1867, Nr. 364. — Bursian, Gesch. der Philologie, wo auf S. 652 der Todestag (nach Eckstein) irrthümlich auf den 20. November gesetzt ist.

R. Hoche.

Schopenhauer: Louise Adele S. war eine Tochter des 1793 von Danzig nach Hamburg verzogenen Kaufmanns Heinrich Floris S. und seiner Gattin Johanna S. (s. u.) und am 12. Juni 1797 in Hamburg geboren. Im J. 1803 unternahmen ihre Eltern eine große Reise durch Europa, während welcher die Tochter in ihrer Vaterstadt zurückblieb, und erst 1806 trafen alle Glieder der Familie wieder zusammen. Kurz darauf starb der Vater eines plötzlichen Todes, und die Mutter zog nun mit ihren Kindern im September 1806 nach Weimar. Hier wuchs Adele unter der Leitung und Pflege der geistreichen Mutter in gedeihlicher Weise heran, und die Eigenthümlichkeit des mütterlichen Hauses, in welchem sich alle Berühmtheiten Weimars allwöchentlich zusammenfanden, gab ihrem Geiste die vorherrschende Richtung auf Wissenschaft und Kunst. In Goethe's Hause war Adele ein häufiger Gast, und mit der Schwiegertochter des großen Dichterfürsten, Ottilie, verband sie eine dauernde

Freundschaft. Leider war ihr Gesundheitszustand kein fester, und Rücksichtnahme darauf veranlaßte wohl die Mutter, ein wärmeres Klima aufzusuchen und sich 1828 in Bonn anzusiedeln. Hier schloß sie Freundschaft mit der Dichterin Annette v. Droste=Hülshoff. Im J. 1837 kehrten Mutter und Tochter nach Weimar zurück, wo erstere im folgenden Jahre starb. Adele stand nun zwar verlassen, aber in ihrer geistigen Kraft doch selbständig in der Welt. Ein Act der Pietät war es, daß sie 1839 den „Nachlaß" ihrer Mutter in zwei Bänden herausgab. In der Folge lebte sie bald hier, bald dort, zu wiederholten Malen in Italien, dessen milde Lüfte ihrem Brustleiden Heilung bringen sollten, am liebsten aber in Bonn, und hier starb sie auch in den Armen ihrer Freundin und Pflegerin, der Frau Sibylle Martens=Schaffhausen, am 25. August 1849. — Adele S. trat erst in ihren letzten Jahren als Schriftstellerin auf. Wir besitzen von ihr „Haus=, Wald= und Feldmärchen" (1844); „Anna. Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit" (II, 1845); „Eine dänische Geschichte. Roman" (1847). „Ihr schriftstellerisches Talent war mehr ein verarbeitendes, beschreibendes; die höhere schöpferische Kraft besaß sie nicht."

Neuer Nekrolog der Deutschen, 27. Jahrg. 1849, S. 675 ff. — Schröder=Klose, Lexikon der Hamburg. Schriftsteller, VII, 6.

Franz Brümmer.

Schopenhauer: Arthur S. (1788—1860) ist zu Danzig am 22. Februar 1788 geboren als Sohn eines wohlhabenden Großkaufmanns, Floris S. und der bekannten Romanschriftstellerin Johanna S.

Durch seine Familie väterlicher= wie mütterlicherseits geht ein und derselbe Charakterzug: unbeugsame Willensstärke, bis zu krankhafter Heftigkeit, in mehreren Mitgliedern bis zum Wahnsinn gesteigert. Dieser Zug war auch auf den Philosophen übergegangen: ein ungemein bestimmter Wille und eine zur Ausschweifung geneigte Heftigkeit waren ein Erbtheil, das ihm von beiden Linien zufiel.

Die Eltern führten seit ihrer Uebersiedlung nach Hamburg ein ungebundenes Reiseleben, welches der Sohn mit ihnen teilte. Während eines längeren Aufenthaltes in Havre genoß er den Unterricht eines französischen Lehrers, später hielt er sich einige Zeit in der Pension eines englischen Geistlichen in der Nähe von London auf. In der Zwischenzeit hatte er ein Privatinstitut in Hamburg besucht.

Dieser unregelmäßige, von Reisezerstreuungen unterbrochene Erziehungsgang, mit dreisprachigem Unterricht — so verschieden von dem seiner berühmten mitlebenden Fachgenossen, welche die strenge Zucht der damaligen Schulen deutscher Klein= und Mittelstädte, mit ihrer halb klösterlichen, halb antik=heidnischen Luft durchgekostet hatten — konnte nicht ohne merklichsten Einfluß auf Schopenhauer's geistige und sittliche Ausbildung bleiben — in günstiger wie in ungünstiger Richtung. Wohl war es von großem Werth für den zukünftigen Philosophen, daß er frühe, ehe der Geist durch eingelernte Begriffe occupirt war, durch eigene Anschauung das große Weltgetriebe kennen lernen und die Wirklichkeit selbst vor ihrer Spiegelung in fremden Köpfen mit unbefangenem Blick betrachten konnte. Jedem religiösen und nationalen Vorurtheil war von vornherein der Boden entzogen, beengende, schablonisirende, Individualität bedrohende Einflüsse blieben fern. Aber auch der wohlthätigen disciplinirenden Einwirkung der Schule, vor allem der erzieherischen der dauernden Kameradschaft mit Gleichstrebenden ging er verlustig. Hätte S. früh sich mit anderen Menschen einrichten, sich in andere Naturen finden und fügen gelernt, so wäre ihm später manche böse Erfahrung erspart geblieben. Die erfahrene Erziehungsweise milderte aber den unfügsamen Eigenwillen des Knaben in keiner Weise und während sie der geistigen

Bedeutung des Philosophen förderlich war, wurde sie für den Menschen und sein Lebensgeschick verhängnißvoll.

Briefe aus dieser Periode lassen ihn als einen Knaben erkennen, der tief und ernst über die Dinge reflectirte und den Blick vorwiegend auf das Elend und die Unvollkommenheit des Daseins wehmuthvoll gerichtet hielt.

Diese Grundstimmung befähigte ihn wenig zu dem auf des Vaters Wunsch, gegen die eigene Neigung ergriffenen kaufmännischen Beruf (1805). Nach des Vaters — wie verlautet: freiwilligem — Tod stieg seine Liebe zur Wissenschaft wieder unbesieglich. Seine Zwangslage versetzte ihn in tiefste Verstimmung. Ermuthigt durch einen Freund seiner Mutter entschloß er sich 1807, die verhaßte Laufbahn aufzugeben und zu studiren. Auf dessen Vorschlag begab er sich nach Gotha, dann nach Weimar, um sich zum Studium vorzubereiten. Im Fluge hatte er sich die erforderlichen Kenntnisse erworben und konnte 1809 die Universität Göttingen beziehen. Hier, wo er erst in der medicinischen, dann in der philosophischen Facultät inscribirt war, studirte er aufs eifrigste alle Zweige der Naturwissenschaft, später auch der Philosophie. In letzterer war der unter dem Namen Aenesidemus bekannte Professor G. F. Schulze sein Lehrer, der ihn hauptsächlich auf Plato und Kant verwies. Beide Denker haben den nachhaltigsten Einfluß auf ihn geübt und seinem ganzen Philosophiren die Richtung gewiesen. Begeistert hat er später die Veränderung, welche die erste Bekanntschaft mit Kant (der ihn völlig beherrschte), in jedem Kopfe hervorrufe, eine „geistige Wiedergeburt“ genannt. Damals docirte auch Fr. Bouterwek in Göttingen. Dieser Umstand, sowie eine gewisse Verwandtschaft der Schopenhauer'schen Willenslehre mit Bouterwek'schen Aufstellungen haben zu der Vermuthung einer Beeinflussung Schopenhauer's durch Bouterwek geführt. Indeß fehlen bisher thatsächliche Nachweise dafür.

1811 zog ihn Fichte's Ruf nach Berlin. Indeß fühlte er sich bald von ihm enttäuscht. Da ihm auch Schleiermacher nicht zusagte, hörte er wieder, neben historisch-litterarischen, vorwiegend naturwissenschaftliche Vorlesungen.

Während des Befreiungskrieges 1813 zog er sich „überzeugt, daß er nicht dazu geboren sei, der Menschheit mit der Faust zu dienen, sondern mit dem Kopfe und daß sein Vaterland größer sei als Deutschland“ nach Rudolstadt zurück, um hier seine Dissertation zu verfassen. Auf diese, betitelt „Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ wurde er durch die Jenenser Facultät in absentia zum Doctor promovirt. Diese Studentenarbeit, obgleich im allgemeinen noch ganz auf dem Boden des Kantischen Idealismus stehend, mit Anlehnung an dessen nachkantische Formulirungen, enthält doch schon Anfänge der späteren, auch in die folgenden Auflagen der „Vierfachen Wurzel“ eingedrungenen Emancipation von Kant — einer weitergehenderen, als sich S. selbst bewußt war.

Die Abhandlung zeigt sehr treffend, wie sich durch die ganze Geschichte der Philosophie eine fortwährende Verwechselung von Real- und Erkenntnißgrund als Quelle folgenschwerer Erschleichungen hindurchziehe, bemüht sich darzuthun, daß zu diesen beiden erst von Wolf schärfer gesonderten Arten des Grundes noch zwei andere, davon streng zu unterscheidende, hinzukommen: Der Seynsgrund, als Princip der Raum- und Zeitbeziehungen und der Wollensgrund als Princip der Motivation. Demgemäß läßt S. den allgemeinen Satz vom Grunde, — der ihm allgemeinste Form des (erkennenden, Zusatz der II. Aufl.) in Object und Subject zerfallenden Bewußtseins ist und aussagt, daß alle Objecte d. i. alle unsere Vorstellungen in einer gesetzmäßigen a priori bestimmbaren Verbindung stehen — in vier verschiedene Verhältnisse zerfallen, seine „Wurzeln“ nämlich entsprechend den vier Arten von Vorstellungen oder „Objecten für uns“: 1) den Satz vom

Grunde des Werdens, 2) den Satz vom Grunde des Erkennens, 3) den Satz vom Grunde des Seyns, 4) den Satz vom Grunde des Wollens.

Eine erhebliche Abweichung von Kant ist die Ersetzung von dessen verworfenem „Beweis" für die Apriorität des Causalgesetzes (genauer wäre: „Deduction" desselben) durch einen eigenen. Dieser genau mit dem später von Helmholtz gegebenen übereinstimmende Beweis basirt auf der Voraussetzung, daß unsere Empfindungen zunächst nur rein subjective Veränderungen in den Sinnesorganen seien; „unter der Haut befindliche" Vorgänge, aus denen die Anschauung von Gegenständen der Außenwelt erst dadurch zu Stande kommen könne, daß ein unbewußter Schluß von der Empfindung, als Wirkung, auf ihre Ursache im Raum geschehe, die eben dadurch als Object vor uns stehe. Das Causalgesetz könne also so wenig aus der Erfahrung stammen, daß vielmehr erst durch seine Anwendung Erfahrung zu Stande komme. Da so bei der Anschauung der Verstand mitwirkt, ist sie nicht sensual, sondern intellectual.

Damit war ein folgenreicher Abfall von Kant gethan, die transcendentale Deduction erschüttert, die Apriorität des Causalgesetzes zwar dem Namen nach gerettet, aber in einem wenig Kantischen Sinne. Zugleich war damit das fortgesetzt von S. unter dem Einfluß des Franzosen Cabanis betriebene Ueberspielen der transcendentalen in die physiologische Betrachtungsweise eröffnet. Wird auch mit Recht der Kantianismus ihm wenig Dank wissen für diese physiologisch-psychogenetische Wendung, so hat doch S. durch ihren weiteren Verfolg, namentlich in den späteren Auflagen der „Vierfachen Wurzel", sich die erheblichsten Verdienste um Physiologie und empirische Psychologie erworben. Indem er, Berkeley's Spuren folgend, dem Beitrag, den die Verstandesthätigkeit zum Zustandekommen der Anschauung liefert, nachgeht, specieller die psychischen, nichtsensuellen, schlußähnlichen Processe verfolgt, welche bei der Wahrnehmung mitspielen, anticipirt er mit genialem Blick großentheils die sogenannte „empiristische" Wahrnehmungstheorie der heutigen Physiologen, insbesondere in der Form, die Helmholtz ihr gegeben. Die Anfänge dazu fanden sich, wie gesagt, schon in der Promotionsschrift. Nach deren Druck ging S. nach Weimar, wo er Goethe's näheren Verkehr genoß, von ihm an der Hand von Experimenten in seine Farbenlehre eingeweiht und zum eifrigen Verfechter derselben gewonnen wurde. Der Eindruck, den er auf Goethe machte, geht aus dessen eigenen Worten an Knebel hervor: „S. ist ein merkwürdiger, interessanter Mann, mit scharfsinnigem Eigensinn, ich finde ihn geistreich . . . das Uebrige lasse ich dahingestellt." Sie blieben später mehrere Jahre in brieflichem Verkehr. 1819 nennt Goethe ihn in den „Annalen": einen „meist verkannten, aber auch schwer zu erkennenden, verdienstvollen jungen Mann".

Der Orientalist Mayer führte ihn in das indische Alterthum ein und legte damit den Grund zu Schopenhauer's bleibender Verehrung des Brahmaismus und Buddhaismus, die er später als allegorische Darstellungen des Kerns der eigenen Philosophie feierte.

Zwischen ihm und seiner Mutter, einer reichbegabten, aber kalten, gegen den Sohn lieblosen Frau, die ihm einmal geschrieben hatte, „es sei zu ihrem Glücke nothwendig zu wissen, daß er glücklich sei, aber nicht ein Zeuge davon zu sein", trat bald gänzliche Entfremdung ein. Dies veranlaßte seine Uebersiedelung nach Dresden, wo er vier Jahre neben seinen philosophischen Studien hauptsächlich dem Kunstgenuß lebend, privatisirte. Hier verfaßte er als Frucht des Verkehrs mit Goethe, seine Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben", in der er für Goethe gegen Newton eine Lanze brach. Trotz ihrer blind-wüthigen Opposition gegen jeden Newtonismus und in den späteren Auflagen gegen die von dem unmathematischen Kopfe nicht gewürdigte Vibrationstheorie, be-

deutet die Arbeit eine thatsächliche Förderung des Gegenstandes. Der Physiologe Czermak urtheilt über sie: „sie enthielte die wesentliche Grundlage jeder wahren Farbenlehre“ und „stimme hinsichtlich gewisser Hauptzüge und deren allgemeinster Formulirung in wahrhaft wunderbarer Weise mit unserer modernen Young-Helmholtz'schen Farbentheorie überein“. Eine lateinische Bearbeitung der Abhandlung erschien 1830 in Radii scriptores ophthalmologici minores III.

Zugleich erwuchs in Dresden sein Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung“. Er vollendete es im J. 1818. In diesem Buch ist Schopenhauer's Weltanschauung endgültig festgelegt, so daß er bis zu seinem Ende so gut wie nichts davon zurück zu nehmen hatte, recht im Gegensatz zu jenen Philosophen, die beinahe in jedem Jahrzehnt eine neue „Entwicklungsperiode“ durchmachen. Die einzige Entwicklung, von der man bei S. reden kann, liegt zwischen der besprochenen Studentenarbeit und diesem fünf Jahre später vollendeten Hauptwerk. In dieser Zeit war die Loslösung von Kant fortgeschritten. Mit der transcendentalen Deduction sind alle Kategorien gefallen, bis auf die Causalität, welche im Sinne der Vierfachen Wurzel als einzige Verstandesfunction gehalten wird. Alle übrigen Begriffe werden sensualistisch aus der Anschauung abgeleitet: sie sind Abstractionen. Das Ding an sich, welches mit Jacobi-Schulze'schem Argument als afficirende Ursache unserer Empfindungen abgewiesen wird, wird auf einem anderen Wege gefunden, und zwar nicht als jenes unbekannte x, sondern (und dies ist der entscheidendste Schritt über Kant hinaus) als der Allen wohlbekannte — Wille: Die Welt ist Erscheinung des Willens, der nur in der Erkenntniß des Subjects sich als in Raum und Zeit ausgebreitete Materie darstelle. Hier setzt die eigentlich Schopenhauer'sche Metaphysik, wie sie fertig im ersten Bande der Welt als Wille und Vorstellung vorliegt, ein. Um den Bericht des Lebenslaufes nicht zu sehr zu unterbrechen, versparen wir eine zusammenhängende Betrachtung der Lehre, auf ihren philosophischen Gehalt hin, bis zum Schluß des Artikels und heben hier nur einige hervorstechende Züge des Buches hervor, welche seine Stellung in der geistigen Bewegung der Zeit charakterisiren.

Der Autor gibt die — sehr wirksam gewordene — Parole aus: Zurück auf Kant! Unmittelbar an ihn anbauen! Damit verwirft er unbedingt alle nachkantische Speculation (mit der er übrigens trotzdem einige allgemeine, von seinen Gegnern aber weit in ihrer Wichtigkeit übertriebene Berührungspunkte hat. Als mitten in der Zeitströmung stehend, konnte er sich derselben nicht so bewußt werden, wie wir hinter und außerhalb derselben Befindlichen). Für Kant hegt er unbegrenzte Verehrung, die ihn aber, wie wir sahen, nicht hinderte, demselben selbst in der theoretischen Philosophie entgegenzutreten. In Ethik und Kunstlehre läßt er ihn gar bis auf Einzelheiten gänzlich fallen, mit vielfach treffender Begründung. Die drei unsterblichen positiven Leistungen Kant's sind ihm: Die Unterscheidung von Erscheinung und Ding an sich, die Lehre von der Idealität von Raum und Zeit und die Vereinigung von empirischer Nothwendigkeit mit intelligibler Freiheit. Dazu kommt die negative, der Vernichtung des älteren Dogmatismus. Der Fichte'schen, Schelling'schen und vor allem Hegel'schen Speculation stellt sich das Buch diametral entgegen. Findet Fichte das Wesen des Menschen im sittlichen, vernunftgebotenen Sollen, so S. im blinden vernunftlosen Wollen. Entgegen Schelling, der das Absolute in einem zeitlichen Proceß befindlich darstelle, betont er die Zeitlosigkeit des wahrhaft Realen (nicht ganz ohne Selbsttäuschung, wie Herbart richtig nachwies) und fühlt sich daher hingezogen zu Plato's ewigen, ungewordenen und unvergänglichen Ideen. Und gar Hegel gegenüber ist das Buch in jeder Zeile ein einziger großartiger Protest. Die Vernunft, bei Hegel Princip des Weltprocesses, bei S. bloßes Vermögen der

Begriffe, der Abstraction aus der Anschauung, den Menschen vom Thier unterscheidend, aber wie alle Erkenntniß, nur Werkzeug, Dienerin des Willens! Demgemäß ist der Begriff, das Fundament der Hegel'schen Philosophie, ihm ein bloßer Reflex aus der Anschauung, ohne diese eine leere Hülse, und die Logik, dort Organon alles Wissens, hier nur Selbsterkenntniß der urtheilenden und schließenden Vernunft. Kurz der ganze Intellect ein anthropologisches Vermögen und sonst Nichts. Die Geschichte, dort ein vernünftiger Fortschritt, hier ziellose Wiederholung desselben unvernünftigen Schauspiels.

Gehen jene drei von den allgemeinsten Abstractis aus, so er überall von der anschaulichen Wirklichkeit. Ihrem mit allen früheren Philosophen getheilten Optimismus stellt er den durch ihn in die Philosophie eingeführten Pessimismus entgegen, in Verbindung damit: ihrer Fühlung mit dem seiner Ansicht nach, durch jüdischen Optimismus vergifteten Christenthum seine Vorliebe für die indische pessimistische Religionslehre. Ihrer Vernunftmoral, seine Gefühlsmoral. Ihrer Ermahnung zu sittlicher Werkthätigkeit, seine ascetischen Sonderbarkeiten.

Der jenen dreien gemeinsamen souveränen Verachtung und Unkenntniß der empirischen Naturwissenschaften, eine gründliche Kenntniß und weitgehende Verwerthung physicalischen, chemischen und biologischen Wissens.

Der dunklen, geschraubten, mystischen Redeweise, wenigstens Schelling's und Hegel's, seine klare, durchsichtige, unübertroffene Verständlichkeit. Kurz — der später in offene Polemik ausgebrochene Gegensatz klingt unausgesprochen aus jedem Teile des Buches.

Kein Wunder, daß S. das Bewußtsein hatte, ein originales, außerordentliches Werk geschaffen zu haben.

Dieses stolze Bewußtsein kommt in dem Briefe an seinen Verleger Brockhaus zum Ausdruck: „Mein Werk", schreibt er, „ist also ein neues philosophisches System; aber neu im ganzen Sinne des Wortes, nicht neue Darstellung des schon Vorhandenen, sondern eine im höchsten Grade zusammenhängende Gedankenreihe, die bisher noch nie in irgend eines Menschen Kopf gekommen. Das Buch wird eines von denen sein, welche nachher Quelle und Anlaß von hundert anderen Büchern werden." Diesen hochklingenden Versicherungen gegenüber mußte es dem Verleger angesichts des gänzlichen buchhändlerischen Mißerfolges — die meisten Exemplare mußten zu Maculatur eingestampft werden — schwer werden, seinen Spott zurückzuhalten. Die Zeit war noch nicht gekommen, in der Schopenhauer's Verheißungen buchstäblich eintreffen sollten, in der sein Buch Anlaß von mehr als „hundert anderen" wurde.

Zwar wurde die „Welt als Wille und Vorstellung" kurz nach ihrem Erscheinen mehrfach recensirt. Herbart, obgleich principiell auf entgegengesetztem Standpunkt stehend und daher sachlich das Buch fast durchweg verwerfend, auch einige Grundfehler desselben richtig treffend, erkannte doch sofort die eminente geistige Begabung des Unbekannten. Er stellt ihn im „Hermes" neben die damaligen ersten philosophischen Größen: Reinhold, Fichte, Schelling und nennt ihn von dieser ganzen Gruppe den „Klarsten, Gewandtesten und Geselligsten". Aehnlich stellte sich der damals ganz junge Beneke, der durch seine anonym erschienene Kritik einen jener ungerechten und maaßlosen Wuthausbrüche hervorrief, in welche S. bei geringster Reizung verfiel. Ein Versuch Beneke's, S. zu besänftigen, wurde schroff zurückgewiesen. — Endlich nannte Jean Paul das Buch: „ein genial-philosophisches, kühnes, vielseitiges Werk voll Scharfsinn und Tiefsinn . . ." Aber trotz dieser gewichtigen Stimmen konnte es unter dem Druck der herrschenden Hegel'schen Denkweise nicht aufkommen und wurde bald vergessen — gewiß kein ruhmvolles Zeugniß für den damals in Deutschland herr-

schenden Geist, der während er seinen Beifall vielfach der Mittelmäßigkeit oder gar Verkehrtheit schenkte, einen S. nicht erkannte.

S. hatte, wie erwähnt, dies Mißgeschick durchaus nicht vorausgesehen. Im Hochgefühl einer vollbrachten großen Leistung begab er sich im Herbst 1818 nach Italien, genoß die Kunstschätze von Rom und Neapel, kehrte aber im Sommer 1819 auf die Nachricht von drohenden Vermögensverlusten nach Deutschland zurück. Ueberaus entschiedenes, unnachgiebig seinen Vortheil wahrendes Eingreifen bewahrte ihn vor dem gefürchteten Verlust. Die ihm hierbei nahegerückte Möglichkeit, in eine erwerbsbedürftige Lage zu kommen, war mitbestimmend für den Entschluß, sich zu habilitiren, was er auch nach einigem Schwanken zwischen verschiedenen Universitäten in Berlin ausführte (1820). Docirt hat er nur ein Semester. Als der Erfolg naturgemäß nicht sofort seinen hochgespannten Erwartungen entsprach, zumal er es unter seiner Würde hielt, die geringste Concession an die Erfolgsbedingungen zu machen weder in der Wahl des Themas noch in äußeren Punkten — er setzte das Colleg beharrlich zu gleicher Zeit mit Hegel's Hauptvorlesung an — verließ er 1822 Berlin wieder auf drei Jahre, die er im Auslande, meist in Italien, zubrachte, wurde aber durch eine ärgerliche Proceßsache, die ihm seine leichte Erregbarkeit eingebracht hatte, nach Berlin zurückgerufen. Dann fungirte er noch einige Jahre im Vorlesungsverzeichniß, ohne daß bei seiner unbeirrt festgehaltenen Tactik und Hegel's Uebergewicht, ein Colleg zu Stande gekommen wäre. Endlich verließ er 1831 wegen der Cholerагefahr Berlin und gab zugleich, als sich die Aussichten auf anderen Universitäten ebenso ungünstig erwiesen, die Universitätsstellung gänzlich auf, um Frankfurt a. M. als Aufenthalt zu nehmen. Hier ist er fast ununterbrochen — ein Jahr brachte er in Mannheim zu — bis zu seinem Ende verblieben.

Mit dieser Zeit steigert sich seine schon in frühen Jahren aufgetretene düstere Lebensauffassung und Menschenverachtung zu offenem Bruch mit der Gesellschaft. Verbittert über die Mißerfolge als Schriftsteller und Docent, verschmähend, den Erfolg sich durch die geringsten Concessionen zu erschleichen, voll Geringschätzung gegen eine Generation, deren Geist von einer nach seiner Ueberzeugung unsinnigen Lehre beherrscht wurde, neben intellectueller, überall moralische Verkommenheit witternd, zieht er sich in bester Manneskraft gänzlich auf sich selbst zurück, lebt er drei Jahrzehnte ohne Familie, ohne festen Beruf, so gut wie ohne Verkehr, keiner gelehrten, keiner geselligen Körperschaft angehörig, enthält sich sogar jeder Theilnahme an der Tageslitteratur, dem einzigen Mittel, wodurch andere sonst ähnlich Isolirte sich dem Stoffwechsel des socialen Organismus einzuordnen suchen. Seine nach siebzehnjährigem gänzlichen Schweigen veröffentlichten Schriften erscheinen dann wie explosive Ausbrüche einer lang aufgespeicherten, nicht in regelmäßiger Arbeitsleistung ausgegebenen Kraft. Erst im Alter trat er wieder in regeren Verkehr mit der Mitwelt.

In der ganzen Zeit hat S. nicht einmal den Glauben an sich verloren. Nie wich er einen Schritt zurück. Nie gab er die Hoffnung auf, daß noch seine Zeit anbrechen werde. Dabei verfolgte er mit fieberhaftem Eifer jede kleinste Kundgebung, die irgendwo über seine Philosophie laut wurde. Brennender Durst nach Anerkennung, zusammengehend mit dem reinen Eifer für den Sieg der Wahrheit und glühender Haß gegen Diejenigen, die beiden im Wege standen, gegen die begünstigteren Stimmführer der dominirenden Philosophie, — waren die Triebfedern, die während des langen Zeitraums sein ganzes Wollen beherrschten.

Seit 1819 hatte er sich, wie gesagt, in ein siebzehn Jahre dauerndes Schweigen gehüllt. Während dieser Zeit beschäftigte er sich mit dem weiteren Ausbau seines Systems, mit Uebersetzungen, und einem ausgebreiteten Studium

der verschiedensten Litteraturen, darunter der altindischen und spanischen. Den Fortschritten der Naturforschung folgte er mit unausgesetztem Interesse. Hieraus ging die erste im J. 1836 das Schweigen brechende Veröffentlichung: seine Schrift „Ueber den Willen in der Natur“ hervor, worin er seine Kernlehre, daß die Natur bis in ihre unorganischen Erscheinungen hinein, Erscheinung des Willens sei, durch empirische Bestätigungen zu stützen suchte. Das Jahr 1839 brachte ihm einmal einen Erfolg: die norwegische Societät der Wissenschaften zu Drontheim krönte seine Preisarbeit „Ueber die Freiheit des Willens“, worin er in glänzender Weise die Determinirtheit des erscheinenden Willens darthat, daneben aber der Freiheit im Kantschen Sinne einen Platz in dem An sich dieses Willens, dem intelligiblen Charakter, zu retten suchte. Dieser Erfolg wurde sogleich durch einen Mißerfolg wettgemacht. Seine auf einen von der königl. Societät zu Kopenhagen aufgestellten Preis eingegangene Arbeit „Ueber das Fundament der Moral“ blieb ungekrönt. Darin wird Kant's Moral als gänzlich verfehlt bezeichnet, an Fichte's und Hegel's eine vernichtende Kritik geübt und schließlich, wie schon im Hauptwerk, das Mitleid als Quelle aller Moral verfochten. Die Akademie stieß sich hauptsächlich an der Mißachtung, mit der von „summis philosophis“ gesprochen würde, schob vor, die eigentliche Frage wäre nicht behandelt und verweigerte den Preis. S. hat beide Abhandlungen unter dem Titel: „Die beiden Grundprobleme der Moral“ veröffentlicht — die zweite mit der ausdrücklichen Bezeichnung als nichtgekrönt und mit heftigen Ausfällen sowohl gegen das Societätsurtheil, wie gegen dessen „summus philosophus“ Hegel, dessen Philosophie „eine colossale Mystification“, „der Nachwelt ein unerschöpfliches Thema des Spottes über unsere Zeit“, eine „alles wirkliche Denken erstickende . . ., an dessen Stelle . . . verdummenden Wortkram setzende Pseudophilosophie“ genannt wird.

1844 gab S. eine zweite Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“ heraus, welche einen dem einen Band der ersten Auflage hinzugefügten zweiten Band von „Ergänzungen“ enthält, eine Reihe höchst geistreicher Aufsätze, welche aber die bedenklichen und angreifbaren Punkte, die im ersten Bande besser versteckt waren, wie im Vergrößerungsspiegel hervortreten lassen. 1847 erschien die zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage der „Vierfachen Wurzel“.

Die Ausgaben von Ergänzungen und neuen Auflagen lassen schon darauf schließen, daß um diese Zeit die Verhältnisse sich etwas ermuthigender für S. gestaltet haben müssen. In der That begann mit den vierziger Jahren die völlige „Secretirung“ seiner Person zu weichen, wenn auch sehr allmählich. Zufall ließ seine Schriften in die Hände einiger von der herrschenden Philosophie unbefriedigt abgewendeter Männer fallen: S. wird entdeckt! Den Unbekannten, von Niemandem Empfohlenen, ohne staatliche Autorität, ohne Partei-Fürsprache Auftretenden heben sie auf ihr Schild, allein durch die Gewalt seines Geistes ergriffen. Aus begeisterten Bewunderern werden sie rührige Apostel. Der erste Platz unter ihnen gebührt Julius Frauenstädt, dem „Erzevangelisten“, der schon im Jahre 1840 in Zeitschriften und Büchern die Aufmerksamkeit auf S. lenkte, später in brieflichem und persönlichem Verkehr mit ihm stand und seine ganze Kraft der Verbreitung und Erläuterung der Schopenhauer'schen Lehre widmete. Zu den ersten Bewunderern gehören ferner: die Juristen Becker, Dorguth, v. Doß, der Mathematiker Kossak u. A. Trotz der Rührigkeit des kleinen Kreises war Schopenhauer's Ruf um 1850 noch so gering, daß er die größte Mühe hatte, einen Verleger für sein letztes Werk: Die „Parerga und Paralipomena“ zu finden. Diese populärste seiner Schriften enthält eine Reihe mit künstlerischer Vollendung ausgeführter Aufsätze über philosophische, litterarische, sociale Fragen, in denen Schopenhauer's schriftstellerisches Talent die höchsten

Triumphe feiert. Allerdings spiegeln sich darin auch die schrullenhaften Seiten seines Wesens, die sich während der langen Einsamkeit ungestört entwickeln konnten, absurde Anti- und Sympathieen und alle Excentricitäten seiner leidenschaftlichen Natur.

Mag man seine Verurtheilung der „Weiber", seine Vorliebe für die Inder, seine Gläubigkeit in Sachen des animalischen Magnetismus und der Hellseherei und Aehnliches für ebensoviel Verschrobenheiten halten, es sind überall die geistvoll motivirten Ergüsse einer durchweg originellen Persönlichkeit. Und wird man auch in den bekannten Angriffen „gegen die Philosophieprofessoren" viele ungerechtfertigte Generalisationen, in ihrer Allgemeinheit grundlose Verdächtigungen finden, in wenig würdevollem Tone gehalten, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, wie ungemein viel Beherzigenswerthes und Treffendes daneben gesagt wird, wie nach Abzug aller persönlicher Verunglimpfungen immer noch ein werthvoller Kern zurückbleibt: die Kennzeichnung und Verherrlichung des echten Wahrheitseifers in Gegenüberstellung mit der nach allen möglichen realen Potenzen schielenden Scheinwissenschaft.

Und neben den Verkehrtheiten des verbitterten Sonderlings findet sich Vieles, namentlich in den Aphorismen zur Lebensweisheit, das zum Besten und Tiefsten gehört, was jemals über Leben und Menschen geschrieben worden ist. Dieses Buch brach ihm in wenigen Jahren Bahn. 1853 erschien in der Westminster-Review ein Artikel, in dem der Verfasser (Oxenford) S. über alle mitlebenden Philosophen Deutschlands stellt und ihn „einen der genialsten und lesenswerthesten Schriftsteller der Welt" nennt. Eine, auf Betreiben von Dr. Lindner, einem jüngeren, sehr regsamen Verehrer von S., in die Vossische Zeitung gebrachte Uebersetzung des Artikels war von durchschlagender Wirkung. Was der Jüngling glühend ersehnt, geht dem Greise in Erfüllung: Der in der Zeit gänzlicher Obscurität unerschüttert prophezeite Beifall der neuen Generation fällt ihm reichlich zu, er erlebt den Triumph, den Niedergang der Lehre des einst so gefeierten Gegners mit anzusehen, er selbst wird eine Berühmtheit. Unter der großen Zahl derer, die ihm nun huldigten, befand sich auch der Componist Richard Wagner.

So entschädigte ihn ein heiteres Alter für die Mißerfolge der früheren Jahre. Producirt hat er nichts mehr, nur die nöthig werdenden neuen Auflagen älterer Schriften besorgt. Seine Einsamkeit wurde in den letzten Jahren häufig durch Besuche von Freunden und lebhafte Correspondenz mit auswärtigen Verehrern unterbrochen. Er starb nach kurzem Leiden am 20. September 1860 an einem Lungenschlag. Zum Universalerben setzte er den Fonds für die in den Kämpfen des Jahres 1848 invalide gewordenen Soldaten und die Hinterbliebenen der Gefallenen ein.

Dieser ungewöhnliche Lebensgang — ungewöhnlich nicht durch gewaltige Eingriffe in das Geschehen der Zeit, sondern gerade im Gegentheil durch die gänzliche Abgestorbenheit für dasselbe — hätte selbst eine weniger eigenartige Natur, als die Schopenhauer's weit vom durchschnittlichen Typus der Menschen abführen müssen. Ein eigenwilliger, unfügsamer Charakter, den beständiges Mißtrauen immer mehr in sich selbst zurücktrieb, war ein Erbtheil, das ihm von den Vätern überkommen war. Daß die Jugenderziehung nicht geeignet war, den schädlichen Folgen dieser Anlagen entgegenzuwirken, ist schon betont. Aber Erziehung fehlte S. nicht nur in dem engeren Sinne einer planmäßigen Einwirkung durch Haus und Schule auf das Kind, sondern in jenem weiteren der Disciplinirung, welche die Einordnung in menschliche Arbeits- und Verkehrsgemeinschaft mit regelmäßigen Pflichten auch dem Erwachsenen verleiht: die Erziehung durch die Gesellschaft mit ihren vortheilhaften — aber auch ihren nach-

theiligen — Einflüssen. Ehelos, ohne Amt und so gut wie ohne Verkehr entging der Einsiedler allen jenen Einwirkungen, welche der stete Druck des gesellschaftlichen Mediums, in welchem Noth und Neigung die Meisten sich bewegen lassen, ausübt. Damit gelangten wol gewisse sociale Tugenden, welche ein gedeihliches Zusammenwirken ermöglichen, bei ihm nicht zur Ausbildung, aber ihm blieben auch die nivellirenden, selbständige Eigenart und unbehindertes Wachsthum der innersten Anlagen bedrohenden Einflüsse fern. Daher die vielen Schroffheiten in seinem Wesen, die Ungezähmtheit der Leidenschaften, die Unfähigkeit, nothwendige Concessionen zu machen, die Wildheit der ganzen Persönlichkeit. Daher, bei fehlender Gelegenheit, seine Ansichten an den gegnerischen zu reiben und zu schleifen ein immer einseitiger werdendes Verrennen in einzelne Absonderlichkeiten. Aber ebendaher auch der unersetzliche Hauch lebendiger Ursprünglichkeit und Natürlichkeit, der uns aus seinen Schriften bezaubernd entgegenweht. Er war aller der Rücksichten ledig, die den Meisten Verwandtschaft, Clique, Stand, Rang, Vorgesetzte, Collegen, staatliche und kirchliche Potenzen, Lieblingsmeinungen der Menge auferlegen. „Wo ist eine Eitelkeit, die ich nicht gekränkt hätte" schreibt er mit Recht an Frauenstädt. So sind seine Schriften die aufrichtigen, rückhaltlosen Bekenntnisse eines leidenschaftlich nach Erkenntniß ringenden, oft barocken, aber niemals gewöhnlichen, weil ungemein tief angelegten Geistes, der sich ohne Hehl und Hülle, ohne glatt-höflichen Ueberzug der Welt bloslegt. Unbarmherzig zerreißt er den Schein und sagt frei heraus, der Welt ins Gesicht, was man sich sonst kaum selbst zu gestehen wagt. In dieser, von Convenienz und Opportunitätsrücksichten unbeirrten Ehrlichkeit liegt ein Hauptreiz seiner Schriften. Gewiß sind auch seine positiven Verdienste um die Wissenschaft außerordentliche. Er hat, um nur Einiges hervorzuheben, das Studium Kant's wiedererweckt, den Philosophen vielfach treffend erläutert und kritisirt, unermüdlich, seiner ganzen Zeit sich entgegenstemmend, an dem Sturz der Schelling-Hegel'schen Speculation gearbeitet, ihr gegenüber der Erfahrung und der gesunden Vernunft zu ihrem Rechte verholfen, das Verhältniß von Wille und Intellect richtig gestellt, in seiner Willensmetaphysik einen, wenn auch nicht buchstäblich annehmbaren, so doch auf den richtigen Weg führenden Wink gegeben, mit seinem Pessimismus ein Problem zur Discussion gestellt, das nicht wieder von der philosophischen Tagesordnung verschwinden wird, und eine Fülle lichtvoller Erkenntnisse über psychologische, ethische und erkenntnißtheoretische Fragen zu Tage gefördert. Aber so glänzend und genial sich auch der Zusammenschluß dieser Anregungen und Gedanken, unter sich und mit anderen, zum Ganzen eines Systems macht, es läßt sich nicht verkennen, daß letzteres weder in sich widerspruchslos noch auf unanfechtbaren thatsächlichen Grundlagen aufgebaut ist. Daher die Wissenschaft das System als Ganzes ablehnen muß und ihm keine Zukunft prognosticiren kann, wenn auch das von Gegnern beliebte, allein S. treffende Absprechen der Wissenschaftlichkeit, die dennoch Hegel und Schelling zukommen soll, gänzlich ungerechtfertigt ist. Aber die oben berührten Vorzüge der durch die verbreitete conventionelle Verkünstelung wie eine Naturstimme durchbrechenden genial-naiven Auffassung von Welt und Leben, die mit seltenem Geist, Witz und hoher schriftstellerischer Begabung verbunden sind, verleihen den Schriften Schopenhauer's einen unvergänglichen Werth.

Dem Privatleben Schopenhauer's hat man die mangelnde Uebereinstimmung mit seiner Lehre vorgeworfen. In der That zeigt dasselbe wenig von der in der Welt als Wille und Vorstellung gefeierten Askese und Begierdelosigkeit des Weisen. S. hat eben selbst den Kampf eines ungestümen, ruhelosen Willens gegen die bessere Einsicht durchgekostet, bei dem letztere nicht immer Siegerin blieb. Hat er auch so das aufgestellte Ideal nicht streng befolgt, so war doch andrer-

seits die sinnliche Begierde weit entfernt, herrschendes Motiv seines Lebens zu sein, im Gegentheil hat selten die Liebe zur Wissenschaft in gleichem Grade das Dasein eines Menschen beherrscht. Der mikroskopischen Betrachtung zeigt S. gewiß viele Schwächen: wählt man aber den der Größe des Objects angemessenen Standpunkt, in einiger Entfernung, wo sich die Einzelheiten verwischen, so bietet sein Leben den Anblick des titanischen Ringens einer, ihr ganzes Dasein in den Dienst des Gedankens stellenden Persönlichkeit gegen den Widerstand einer geistigen Welt. Durch keinen Mißerfolg gebrochen, ohne jede Ermuthigung, behauptet sie unerschüttert in einsamer Oede ihren Posten, bis endlich der Widerstand nachläßt und schließlicher Sieg das Ausharren lohnt. So im Ganzen betrachtet, gewährt Schopenhauer's Leben einen durchaus erhabenen Anblick.

Die Grundlehren der Schopenhauer'schen Philosophie sind folgende: Die Welt ist meine Vorstellung, Object für ein Subject. Vorstellung sein und Object sein ist dasselbe. Kein Object ohne Subject, kein Subject ohne Object. Raum, Zeit und Causalität sind Erkenntnißformen des Subjects, also a priori erkennbar. Alles anschauliche Object muß in sie eingehen und ihren Gesetzen gehorchen. Die nichtanschaulichen Objecte, d. h. die aus der Anschauung abstrahirten Begriffe, unterliegen dem Satz vom Erkenntnißgrunde, das eine Object des inneren Sinnes, nämlich das Subject des Wollens, dem Gesetz der Motivation. Der oberste Ausdruck aller dieser Relationen: der räumlich-zeitlichen Beziehungen, der causalen Verknüpfung, des logischen Zusammenhangs und der Motivirtheit der Willensacte, ist der Satz vom zureichenden Grunde, der die Form allen Objects ist. Die Causalität ist die einzige Verstandesfunction, die Vernunft das Vermögen der Begriffe. Die Materie ist durch und durch Causalität, ihr Sein ist ihr Wirken, als solche ist sie Correlat des Verstandes.

Aber die Verhältnisse des Satzes vom Grunde gelten nur für das Object, nicht zwischen Subject und Object. Das Subject ist weder Ursache des Objects, wie der Idealismus Fichte's es will, noch Wirkung des Objects, wie der Materialismus annimmt, sondern zwischen beiden besteht gar kein Causalverhältniß. Ausgangspunkt der Philosophie muß die Vorstellung sein, die schon Subject und Object enthält.

An der Hand des Satzes vom Grunde weist die Wissenschaft die Verhältnisse der erscheinenden Objecte nach. Dieser Nachweis heißt Erklärung. Jede Erklärung führt schließlich auf ein Geheimnißvolles: eine Naturkraft. Diese liegt außerhalb der Causalerklärung, da letztere nur die Regel des Eintritts der Erscheinungen in Raum und Zeit betrifft, aber nicht ausmachen kann, was da eintritt. Was ist nun dies? Ist es nur unsere Vorstellung, also ein Phantom? Oder sonst noch etwas? Wären wir nur vorstellende Wesen, wir würden es nie ermitteln. Nun gibt es aber eine Vorstellung, die wir von zwei Seiten kennen: unsern Leib. Unser Leib ist uns von außen als Vorstellung gegeben, von innen — als Willen. Jeder Willensact ist nämlich unmittelbar zugleich Leibesact, nicht Ursache des letzteren, sondern mit ihm identisch. Der Leib ist die Erscheinung des Willens, der das wahrhaft Reale, das „An sich" im Menschen ist. Zwar die einzelnen Willensacte, die wir allein wahrnehmen, sind noch nicht das Ding an sich, denn sie sind zwar raum- und grundlos, aber noch zeitlich. Aber in ihnen wird das Ding an sich am unmittelbarsten erkannt. Diese Lehre tritt allen älteren Systemen entgegen, welche nicht im Willen, sondern im Intellect den Kern des Menschen sahen. Der Intellect ist aber nur Werkzeug des Willens.

Der einzige Punkt, an welchem uns die Welt von einer andern Seite, als von der der Vorstellung, gegeben ist, der eigene Leib, liefert uns den Schlüssel zum Verständniß des inneren Wesens auch der übrigen Welt. Wollen wir

nämlich nicht annehmen, daß unser Leib das einzige Object ist, welchem ein „An sich“ entspricht, daß alle andern Objecte bloße Phantome seien — dies der Standpunkt des „theoretischen Egoismus“, der zwar unwiderlegbar ist, sich aber nur im Tollhause findet —, so müssen wir den übrigen Vorstellungen ein ähnliches Sein zuschreiben, wie wir es an unserem Leibe kennen, d. h. auch ihnen Willen zuschreiben. Denn welche andere Realität sollten wir ihnen beilegen? Woher die Elemente nehmen, da uns nichts weiter als Vorstellung und Wille gegeben ist? Damit hat S. die Brücke vom subjectiven Idealismus zum Realismus geschlagen: Das Wesen der übrigen Objecte ist auch Wille.

Uns gibt sich der Wille zunächst nur bei der willkürlichen Bewegung kund, die als seine „Sichtbarkeit“, d. h. Erscheinung, dem Satze vom Grunde unterworfen ist. Aber das Motiv bestimmt nur, was ich zu dieser Zeit und an diesem Orte, nicht daß ich und was ich überhaupt will. Der Wille an sich ist grundlos, d. h. frei, nur seine Erscheinung dem Satz vom Grunde unterworfen, d. h. der Nothwendigkeit. Dies der Sinn der Kant'schen Unterscheidung von intelligiblem und empirischem Charakter. Ersterer ist ein außerzeitlicher, grundloser unveränderlicher Willensact. Er wird in Raum und Zeit zum „empirischen“ auseinandergezogen, wo dann jedes Thun mit Nothwendigkeit aus dem intelligiblen Sein und dem Motiv erfolgt. Die Lehre vom arbitrium liberum indifferentiae entspringt aus dem Irrthum, die Seele sei wesentlich erkennend. Die scheinbare Veränderlichkeit des Charakters stammt nur aus der Veränderlichkeit der Erkenntniß.

Aber auch die physiologischen Processe in uns sind „objectivirter“ Wille. Daher die Zweckmäßigkeit der Organismen, als Angemessenheit des thierischen Leibes zum thierischen Willen. Die Hauptbegehrungen sind in den Theilen des Leibes objectivirt.

Der Uebertragung der Einsicht, daß unser Leib an sich Wille ist, auf die übrige Natur, indem der Wille nicht nur in anderen Menschen und Thieren, sondern auch in der Kraft, die in der Pflanze treibt, ja in der unorganischen Natur, im fallenden Stein, im Magneten u. s. w. erkannt wird, stellt sich nur der Irrthum entgegen, daß dem Willen seine Verbindung mit Erkenntniß, also Bestimmtheit durch Motive, in welcher Verbindung er als Willkür bei Mensch und Thier auftritt, für wesentlich gehalten wird. Der Begriff des Willens muß erweitert werden, er darf nicht der Kraft, sondern sie muß ihm, das Unbekannte dem Bekannteren subsumirt werden. In der Pflanzen- und Mineralwelt treten an Stelle des Motivs: Reiz und Ursache (im engeren Sinne), welche alle drei gleich nothwendig wirken. Genau wie das Motiv, bestimmen auch Reiz und Ursache nur das Wann und Wie der Wirkung, nicht daß überhaupt und was für eine Wirkung eintritt. Dies ist der Aetiologie unzugänglich, die es nur mit Relationen zu thun hat, aber vor den wahrhaft Realen als vor qualitates occultae stehen bleibt.

Der Wille, als außerhalb Raum und Zeit liegend, der „Principien der Individuation“, ist ohne Vielheit; diese kommt nur seinen Objectivationen zu. Er hat mehrere „Stufen“ der Objectivation und diese sind nichts anderes, als die platonischen Ideen. Sie stehen zwischen Ding an sich und den Einzelerscheinungen. In Raum und Zeit stellen sie sich als Vielheit entstehender und vergehender Individuen dar. Ihr Kampf (die „Selbstentzweiung“ des Willens) wird durch die ganze Natur verfolgt. Es kommt ein Punkt, auf dem der Wille zur Erhaltung des Individuums Erkenntniß nöthig hat: sie tritt hervor beim Thier, repräsentirt durch das Gehirn. Jetzt steht mit einem Schlage die Welt als Vorstellung da. Der Wille, bisher blinder Trieb, hat sich auf dieser Stufe „ein Licht angezündet“. Die Erkenntniß geht also unmittelbar aus dem

Willen selbst hervor, als Mittel zur Erhaltung des Individuums. Der Wille ist daher metaphysisch, seine Erscheinung ist der Leib, Function eines Theils desselben ist der Intellect, der also physisch ist.

Des Willen Wesen ist endloses Streben. Er will nur sich selbst und seine Erscheinung: das Leben. Wille = Wille zum Leben. Dies ist als sein „Spiegel" ihm gewiß. Als Ding an sich ist er von Geburt und Tod nicht berührt, nur seine individuellen Erscheinungen wechseln. Der Wille ist aber seiner Natur nach zu ewiger Unbefriedigung verdammt. Beim Nachweis davon entwickelt S. seinen berühmten Pessimismus. Dieser wird auf zwei Weisen begründet: 1) Gleichsam apriorisch: Alles Wollen entspringt aus Bedürfnis, also Mangel, also Schmerz. Wunsch ist Schmerz, der Besitz nimmt den Reiz weg. Es tritt neuer Wunsch auf und so fort. Lust ist nur Befreiung von Unlust. Diese also das Positive, jene das Negative. Fehlt es an Objecten des Wollens, so tritt Langeweile ein. Zwischen Schmerz und Langeweile pendelt das Leben hin und her: daher es wesentlich Leiden ist. Mit steigender Intelligenz steigt die Empfänglichkeit für Schmerz. Kurz: in unserm Wesen ist eine Summe unabwälzbaren Schmerzes begründet, an dem die Umstände wenig ändern. 2) Diese apriorischen Betrachtungen werden durch die Erfahrung aufs genaueste bestätigt. Thier- und Menschenleben zeigen überall Kampf, Noth, Elend. Die Geschichte berichtet immer von der Herrschaft des Irrthums, der Thorheit und Bosheit. Die Welt ist die schlechteste der möglichen. Der Optimismus ist eine wahrhaft ruchlose Denkungsart, ein Hohn auf die namenlosen Leiden der Menschheit!

Wenn alles individuelle Wollen unausbleiblich mit Schmerz behaftet ist, so kann reine Lust nur durch Befreiung von jenem möglich sein. Eine solche liegt in dem Genuß des Schönen vor. S. findet mit Kant den Zustand des Schönheitgenießenden in interesselosem, d. h. willenslosem Wohlgefallen. Diese Fassung des subjectiven Schönen verbindet S. folgendermaßen mit der objectiven Kennzeichnung des schönen Gegenstandes als einer Kundgebung der Idee.

Der individuelle Intellect ist an den Satz vom Grunde gebunden, indem er, im Dienst des Willens stehend, am Leitfaden des Satzes die Verhältnisse der Objecte zum Willen ermittelt. Erkenntniß der außerhalb des Satzes vom Grunde stehenden Ideen ist also nur dadurch möglich, daß im Subject eine Veränderung vorgeht, vermöge der es nicht mehr Individuum bleibt, den Satz vom Grunde bei Seite läßt, damit die Dienstbarkeit der Erkenntniß gegen den Willen zeitweise aufhebt und so reines, willen- d. h. interesseloses Subject der Erkenntniß wird. Dies ist der dauernde Zustand des Genies, bei dem ein Ueberschuß des Intellects über das zum Dienst des Willens nöthige Maß vorhanden ist; vorübergehend ist die Mehrzahl der Menschen desselben fähig. Es ist der ästhetische Zustand, die darin stattfindende Erkenntniß der Ideen ist die Kunst.

Dieser Zustand tritt am leichtesten ein, wenn der Gegenstand ihm entgegenkommt, d. h. durch seine Gestalt leicht Repräsentant der Idee wird. Dann ist der Gegenstand schön.

Während die übrigen Künste die Ideen zur Darstellung bringen, wird die Musik als unmittelbare Darstellung des Willens selbst gefeiert, als eine Art Seitenstück zur gesammten materiellen Welt.

Ein Erkennen, das sich vom Satze vom Grunde und damit dem individuellen Wollen frei gemacht hatte, ergab den ästhetischen Zustand.

Ein Handeln, welches einer Erkenntniß gemäß ist, die ebenfalls den Satz vom Grunde durchschaut hat und ebenfalls dem individuellen Wollen sich entzieht, ergibt das moralische Thun. Es ist Gegenstand der Ethik, die nicht als Pflichtenlehre ein Wollen vorschreiben, sondern das wirkliche Wollen erklären soll.

Die Quellen des unmoralischen Handelns: Egoismus und Bosheit, entspringen den täuschenden Principien der Individuation (Raum und Zeit), welche unter der Vielheit der Individuen die Einheit des in ihnen erscheinenden Willens verhüllen. In der Verkennung derselben bejaht der Egoist nur seinen Willen, verneint den fremden, d. h. er begeht Unrecht. Dies ist der positive Begriff, Recht der negative. Die echte Güte besteht nun in der Durchschauung jenes Princips der Individuation, in der Erkenntniß der Identität des fremden Willens mit dem eigenen, sie vermeidet als Gerechtigkeit das Unrecht und steigert sich in der Menschenliebe zu positivem Wohlwollen, zur gänzlichen Aufhebung des Unterschiedes zwischen dem Handelnden und Anderen. Fremdes Leid ist sein Leid: Liebe ist Mitleid, Mitleid die Quelle aller Moralität. Die im Mitleid sich schon kundgebende Durchschauung des principii individuat. geht noch einen Schritt weiter: in der Heiligkeit, d. i. der Verneinung des Willens zum Leben.

Wenn der Wille, nachdem ihm Erkenntniß sein Wesen enthüllt hat, wie vorher blind, jetzt bewußt das Leben will, so bejaht er sich. Dem sich bejahenden Willen ist, wie wir sahen, das Leben sicher. Aber auf die Erkenntniß von dem inneren Widerstreit der Welt, ihrem, also seinem beständigen unentfliehbarem Leiden kann eine Umwandlung mit dem Willen eintreten: die Dinge hören auf, ihm Motive zu sein, sie werden ihm zum Quietiv, der Wille verneint sich. Der Mensch gelangt zu völliger Entsagung und Willenslosigkeit. Das Phänomen, wodurch sich dies kundgibt, ist die Ascese, die Heiligkeit. Allgemein betrieben würde sie die Welt aufheben.

Die Verneinung des Willens zum Leben ist das ethische Ideal nicht nur des Buddhismus, sondern auch des echten Christenthums. Sie ist die Praxis der Büßer und Mystiker.

Diese Verneinung ist der einzige Fall, in dem die Freiheit des Willens in die Erscheinung tritt. Die Nothwendigkeit beherrscht nur den Charakter, soweit, daß er so erscheinen muß, wie er ist. Er selbst aber kann völlig aufgehoben werden. Diese Aufhebung des Willens steht zu dem Fortdauern seiner Erscheinung, dem Leibe, im Widerspruch. Sie ist eben ein Mysterium, eine Wiedergeburt, das, was die Kirche Erlösung nennt.

Sie ist nicht durch Selbstmord zu erreichen, da dieser nur das Individuum aufhebt.

Nur die Ertödtung allen Wollens, als höchste ethische Stufe, kann die Welt erlösen, dieselbe in das „Nichts" überführen, das Nirwana der Buddhisten. Mit ihr wird das beständige Drängen und Treiben ohne Ziel aufgehoben, mit dem Willen seine ganze Erscheinung, Zeit, Raum, Subject und Object. „Kein Wille: keine Vorstellung, keine Welt!"

Dieser glänzenden, an tiefen Gedanken reichen Lehre hat man doch mit Recht eine Reihe von Widersprüchen vorwerfen können. Die meisten sind im Keim schon in der in sich widerspruchsvollen Aufgabe angelegt, die sich der Philosoph stellt: das Reale der Welt soll erkannt werden, nachdem mit Kant alle unsere Erkenntnißmittel als von bloß subjectiver Geltung, an das Reale nicht heranreichend hingestellt sind. Während Kant darum in der theoretischen Philosophie auf Erkenntniß des Ansich der Welt verzichtet, will S. in versuchter Ueberholung dieser Selbstbescheidung dennoch über das Reale etwas aussagen. Dieser Umschlag vom Idealismus zum Realismus wird ihm naturgemäß nur dadurch möglich, daß er die anfänglich dem Realen abgesprochenen Erkenntnißformen, nachher wieder, wenn auch unzugestandenermaßen, auf dasselbe anwendet. So kommt der Widerspruch zu Stande, daß die für subjectiv und phänomenal erklärten Formen der Vielheit, Zeitlichkeit und Causalität schließlich dennoch dem Ding an sich beigelegt werden. Es gibt bei ihm eine Vielheit von „Ideen"

und „intelligiblen Charakteren", der Wille kann aus seiner Selbstbejahung in Selbstverneinung umschlagen, also einen zeitlichen Proceß durchmachen, er tritt trotz aller Verwahrungen des Philosophen causal auf. So sprengt die realistische Willensmetaphysik mit darauf basirter Ethik und Aesthetik die vorausgeschickte idealistische Erkenntnißtheorie. Neben dem kantianisirenden Erkenntnißtheoretiker und platonisirenden Metaphysiker hört man dann oft wieder den physiologisch geschulten vulgären Realisten sprechen. So beruht die Wahrnehmungstheorie durchaus auf realistischen Voraussetzungen: Es wird ausgegangen von einer Mehrheit flächenhaft ausgedehnter Empfindungen. Es wird von der „richtigen" Erfassung der Causalverhältnisse gesprochen, womit doch der subjectiven Aufstellung von Causalverhältnissen ihr objectives Vorhandensein gegenübergestellt wird u. s. w. So drängt die innere Unmöglichkeit der Aufgabe zu einer Reihe von Inconsequenzen in dem Lösungsversuch.

Aber auch abgesehen von den allgemein aus der Unvereinbarkeit der Kantischen Lehre mit dem Willensrealismus entspringenden Widersprüchen, ist auch der besondere Ausbau der Willenslehre in sich nicht frei von Inconsequenzen. Um den aus der Selbstbeschauung bekannten Willen auf die übrige Natur übertragen zu können, muß S. einige wesentliche Merkmale vom Begriff des Willens (namentlich das begleitender Vorstellung) abziehen, so daß der Rest nur noch in sehr uneigentlichem Sinn den Namen „Wille" verdient. Trotzdem vermeidet es der Philosoph nicht, nachdem einmal die Uebertragung durchgesetzt ist, im Verfolg der Rolle, die dieser Wille in der Natur spielt, ihn vielfach wieder im eigentlichen Sinne zu nehmen und dadurch eine Reihe von Scheinbestätigungen seiner Lehre herauszupressen.

Ausführliche Kritiken der Lehre, allerdings parteiisch gefärbt, findet man bei: Herbart (s. o.), Beneke, Seydel, Haym.

Eine vollständige Zusammenstellung der Schopenhauer-Litteratur bei: Ferd. Laban, Die Schopenhauer-Litteratur, 1880. — Ueber sein Leben siehe: W. Gwinner, Schopenhauers Leben 1878 und: Frauenstädt u. Lindner, Arth. S., von ihm, über ihn. — W. L. Hertslet, Schopenhauer-Register. Leipzig 1890. Hugo Liepmann.

Schopenhauer: Johanna Henriette S., Tochter des Danziger Rathsherren Christian Heinrich Trosiener, wurde am 9. Juli 1766 in der damals noch zu Polen gehörigen freien Stadt Danzig geboren. Die angesehene Familie stammte aus Holland. Ihre Jugendjahre hat Johanna selbst auf anmuthige Weise geschildert; still und glücklich verliefen ihre Mädchenjahre, das Studium fremder Sprachen und die Beschäftigung mit den zeichnenden Künsten gab ihrem Geist willkommene Nahrung. Jedweder dichterischen Thätigkeit stand Johanna in der Jugend fern; statt dessen strebte sie mit Eifer, Angelika Kaufmann, deren heilige Caecilia sie entzückt hatte, an Ruhm zu übertreffen; es war ihr erster bitterer Schmerz, als ihre Verwandten in richtiger Erkenntniß der unzureichenden Begabung Johanna's den Vorsatz vereitelten. Einen geistigen Berather und zugleich einen trefflichen Lehrmeister im Englischen fand Johanna in dem Schotten Richard Jameson, dem Geistlichen der englischen Colonie in Danzig. Der Vater Johanna's, dessen Handelsgeschäfte nach Rußland hineinreichten, hatte als Kaufmann große Reisen gemacht und der Tochter die Leidenschaft für ein bewegtes Wanderleben vererbt. Ihre Neigung, nach außen hin sich geltend zu machen, ward früh befriedigt durch eine überaus glänzende Heirath, durch welche die im väterlichen Haus an Einschränkung gewöhnte Johanna mit einem Mal in die Atmosphäre des Luxus und des vornehmen Genusses versetzt wurde. Heinrich Floris Schopenhauer, ein reicher welterfahrener Kaufherr, bewarb sich um die Hand des zwanzig Jahre jüngeren Mädchens. Johanna willigte entschlossen ein,

obschon sie den Eltern und sich selber gestand, daß eine Herzensneigung sie zu der glänzenden Wahl nicht bestimmte. S. forderte nicht Liebe; nach kurzem Brautstand führte er Johanna heim. Die größeren und lebhafteren geistigen Umgebungen des Gatten beglückten sie ebenso wie die Fülle der äußeren Mittel; im Sommer lebte sie auf einem herrlichen Landsitz an der Meeresküste bei dem nahen Kloster Oliva. Sie war zumeist allein; sie sah ihren Gatten nur an den wenigen Tagen, die diesem sein Geschäft in der Stadt zur Muße übrig ließ. Ein leises Gefühl von Unbehagen und Mißmuth überschlich die junge Frau trotz der Verehrung, mit welcher sie zu ihrem weitgereisten und kunstverständigen Manne emporsah. Mangel an innerer Befriedigung und die Lust, die Welt zu sehen, begründete die Vorliebe Johanna's für ausgedehnte Reisen, deren erste sie mit ihrem Gatten 1787 unternahm. Berlin, Hannover, Frankfurt, Antwerpen, Brüssel waren die Stationen vor dem großen Hauptziel Paris. Hier sah Johanna Ludwig XVI. und Marie Antoinette, die damals die letzten Tage ihres Glückes genossen. Ueber Calais begaben sich die Reisenden nach England. Es war ein Lieblingswunsch des alten S., seinem Erstgeborenen das englische Indigenat zu sichern, das aus handelspolitischen Gründen einem künftigen Kaufmann äußerst werthvoll sein mußte. Doch die Novembernebel in London bedrohten die Gesundheit Johanna's; eilig kehrten die Gatten nach Danzig in ihre stille Heimath zurück, wo sie Ende des Jahres ankamen. Am 22. Februar 1788 wurde Arthur als einziger Sohn geboren; nach einem Jahrzehnt, am 12. Juni 1797 erblickte eine Tochter Luise Adelheid das Licht der Welt. Anfang der neunziger Jahre ward es immer klarer, daß Danzigs städtische Selbständigkeit gegen die Uebermacht Preußens unmöglich mehr vertheidigt werden konnte. Johanna verließ mit ihrem Gatten, einem zähen Vertreter der republikanischen Freiheit, 1793 die Vaterstadt, nicht ohne schwere Einbußen am Vermögen zu erleiden. Das freie hanseatische Wesen in Hamburg lud die Ausgewanderten zum Bleiben ein. Eine neue Reise durch Deutschland unterbrach 1800 den Hamburger Aufenthalt. 1803 trat Johanna mit ihrem Gatten und ihrem Sohn die dritte und größte Reise an. Wieder wurde Holland, Belgien und England bereist; Paris bildete einen Hauptanziehungspunkt: Napoleon Bonaparte gebot jetzt in der Stadt, wo bei der ersten Anwesenheit Johanna's noch das bourbonische Königthum geherrscht hatte. Paris und das vielseitige gesellschaftliche Leben in Frankreich war das Element, in dem die geistreiche unruhige Frau sich heimisch fühlte; sie brachte die gewinnendsten gesellschaftlichen Talente mit: einen leichten freien Sinn, eine Fähigkeit, stets neu und interessant zu sein und wie eine Königin die Unterhaltung zu leiten. Ihrem Sohne Arthur gewährte sie völlige Freiheit zu thun und zu lassen. Die ersten litterarischen Erzeugnisse legte sie in den Tagebüchern nieder, die sie auf der Reise führte; damals faßte sie noch nicht eine Veröffentlichung ins Auge, ihr leichter flüssiger Styl zeigt sich wie in ihren Briefen, so in den Reiseaufzeichnungen. Im Frühling 1804 besuchten die Reisenden Süd-Frankreich und die Alpen. Schwaben, Bayern und Oesterreich wurden im Sommer bereist, Wien und Preßburg dabei berührt; reisemüde kam man in Hamburg an. Der Geist von Floris S. hatte sich infolge von Vermögensverlusten verwirrt; schon 1805 verlor Johanna ihren Gatten, der durch eine hohe Speicherthür in einen vorbeifließenden Canal stürzte: ob aus unglücklichem Zufall, ob aus Lebensüberdruß, war nicht zu entscheiden. Sein Sohn Arthur hatte allezeit mehr an dem Vater, als an der Mutter gehangen; er ist niemals wieder zu dieser in ein herzliches Einvernehmen getreten. Schon in früher Jugend war Arthur mit seinem tiefen, selbstbestimmenden Geist von der weit oberflächlicheren Mutter geschieden, die ihn niemals verstand und ihn niemals als den überlegenen Genius anzuerkennen vermochte. Der plötzliche und

räthselhafte Tod ihres Gatten bestimmte Johanna, ihren bisherigen Aufenthalt mit einem andern Ort Deutschlands zu vertauschen. Weimar hatte für sie als Sammelstätte aller litterarischen Größen die meiste Anziehungskraft. Dorthin begab sich Johanna im September 1806, zu einer Zeit, als in Weimar alles daran dachte, die Stadt wegen der kriegerischen Ereignisse zu verlassen. Die Schlacht von Jena wurde beinahe vor den Thoren geschlagen; nur durch ein Zusammentreffen eigener Entschlossenheit mit günstigen Umständen wurde ihr Haus vor der Plünderung bewahrt. Die gemeinsam erduldete Noth bewirkte, daß Johanna raschere Aufnahme fand, als dies wol sonst geschehen wäre; durch die Feuertaufe jener Tage ward sie nach Goethe's Ausspruch zur Weimaranerin. Da sie wohlhabend war, die Welt und ihre Formen kannte und klug vermied, was Anstoß erregte, so bewegte sich an den Empfangsabenden die beste Gesellschaft Weimars in den Räumen Johanna's. Um ihren Theetisch versammelten sich Goethe und Wieland, Meyer, Bertuch, Fernow, Riemer und andere. Nicht der bedeutendste, aber der am nachhaltigsten auf sie wirkende ihrer Freunde war Karl Ludwig Fernow (s. d.), der in Johanna's Hause lebte und starb und dem sie dann ein litterarisches Denkmal durch Beschreibung seines Lebens setzte. Fernow war es besonders, der Johanna in die kunsthistorischen Studien einführte und sie bei ihrer beweglichen Geistesart befähigte, auch selbständige Veröffentlichungen erfolgen zu lassen. In der regen litterarischen Luft der Ilmstadt, bei dem täglichen Verkehr mit Schriftstellern, bei Johanna's eigener Leichtigkeit schriftlichen Ausdrucks konnte es nicht lange ausbleiben, daß sie endlich selbst vor das Lesepublicum trat und zu ihrer Freude auch rasch mit Erfolg begrüßt wurde. Ihre erste litterarische Arbeit (1807) war eine Beschreibung der Gemälde Goethe's, Schiller's, Herder's und Wieland's, die der Maler v. Kügelgen ausgestellt hatte. Umfangreicher war die Biographie Fernow's, die auf Cotta's Anregung 1810 erschien. Zu ihrem Sohne Arthur vermochte Johanna sich nicht in ein mütterliches Verhältniß zu bringen. Als er nach Weimar kommen wollte, schrieb sie ihm: „Es ist zu meinem Glücke nothwendig zu wissen, daß du glücklich bist, aber nicht ein Zeuge davon zu sein.“ Als Arthur dennoch bei ihr eintraf, setzte sie genau fest, wie sich ihr beiderseitiges Leben regeln solle; der Sohn, dessen Wesen freilich auch Härten genug bot, war nicht mehr als ein Gast im Hause der Mutter. 1813 kam Arthur noch einmal nach Weimar, doch die Entfremdung von der Mutter nahm eher zu, als ab. Bei den beiderseitigen reizbaren Naturen wurden die Streitigkeiten so erbittert, daß man zur Feder greifen mußte, um gegenseitige Abmachungen zu treffen. Die häuslichen Verhältnisse der Mutter waren dem Sohne zuwider; er erhob gegen sie den Vorwurf, das Andenken seines Vaters nicht geehrt zu haben. Im Mai 1814 verließ er für immer ihr Haus und hat sie nicht wiedergesehen. Johanna, im Kreise ihrer ästhetischen Tischrunde Herrscherin, verstand die Tiefe des Genius nicht, der in Arthur lebte, und sie starb zu früh, um durch das Urtheil der Welt von ihrem Irrthum bekehrt zu werden. Johanna trat mit den Beschreibungen ihrer „Reisen nach England, Schottland und Frankreich“ 1813 hervor; sie ließ 1816 „Novellen, fremd und eigen. I.“ folgen. Ihre glänzenden Lebensgewohnheiten durchkreuzte 1819 ein harter Schicksalsschlag; sie verlor bei dem Bankbruch eines Danziger Hauses den größten Theil ihres Vermögens; sie ging mit der Tochter Adelheid (Adele) auf einige Zeit nach Danzig, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, aber es war nunmehr für sie zur Nothwendigkeit geworden, durch Schriftstellerei die ferneren Unterhaltsmittel zu erwerben. Ihr berühmtestes Werk „Gabriele, ein Roman“ erschien in diesen trüben Jahren, 1819—20 (3 Bde.). Goethe schrieb in Marienbad auf einsamen Spaziergängen seine Bemerkungen darüber nieder: „Gabriele setzt ein reiches Leben voraus und zeigt

große Reise einer daher gewonnenen Bildung. Alles ist nach dem Wirklichen gezeichnet, doch kein Zug dem Ganzen fremd ... Der eigenthümliche Charakter des tragischen Romans ist der Verfasserin auf schlichtem Wege sehr wohl gelungen, sie hat mit einfachen Mitteln große Rührung hervorzubringen gewußt; wie sie denn auch, im Gang der Ereignisse, das natürlich Rührende aufzufassen weiß, das uns nicht schmerzlich und jammervoll, sondern durch überraschende Wahrheit der Zustände höchst anmuthig ergreift ... Keine Spur von Parteisinn, bösem Willen, Neckerei, vielmehr anmuthiges Gefühl eines allgemeinen Wohlwollens; kein böses Princip, kein verhaßter Charakter, das Lobens- und Tadelnswerthe mehr in seiner Erscheinung, in seinen Folgen, als durch Billigung oder Mißbilligung dargestellt. Nichts Phantastisches, sogar das Imaginative schließt sich rationell ans Wirkliche. Das Problematische, ans Unwahrscheinliche grenzend, bevorwortet sich selbst und ist mit großer Klugheit behandelt." — Das kunsthistorische Werk „Johann van Eyk und seine Nachfolger" (1822) war ein Versuch, zu welchem die wissenschaftlichen und künstlerischen Eigenschaften Johanna's weder ursprünglich vorhanden, noch tiefer entwickelt waren. Neue Romane und Erzählungen folgten, z. B. „Die Tante" (1823); sie fragte wenig nach den Recensenten, ihr Thermometer waren die Verleger. Körperliche Leiden stellten sich mit zunehmendem Alter ein; ein schlagartiger Anfall beraubte sie 1823 des Gebrauchs der Füße. Ueber 20 Jahre hatte Johanna in Weimar gelebt. Das Bedürfniß, in einem milderen Klima die Tage ihres Alters zu beschließen, ward jedoch so stark, daß sie mit ihrer Tochter einige Jahre lang am Rhein in Bonn lebte. Auf die Einladung des Großherzogs von Sachsen kehrte sie 1837 in ihre zweite Heimath, nach Thüringen, wieder zurück; sie schlug nunmehr in Jena ihren Wohnsitz auf. Als sie beschäftigt war mit der Abfassung ihrer Denkwürdigkeiten und eben die Schilderung der Jugendjahre und der ersten großen Reisen beendet hatte, starb sie am 16. April 1838. Ihre „sämmtlichen Schriften" erschienen in einer 24bändigen Ausgabe 1830—31, den Nachlaß gab Adele S. 1839 heraus (n. Ausg. 1884). Johanna's Bedeutung war eine mit der Zeit ihres Wirkens vorübergehende; ihre Phantasie war mehr empfangend als schöpferisch, daher ist es erklärlich, daß die Wiedergabe ihrer Reiseeindrücke unter allen ihren Schriften am gefälligsten geworden ist. Johanna S. war es, die den sogenannten Entsagungsromanen die Bahn gebrochen hatte, die im ersten Drittel unseres Jahrhunderts besonders die Herzen der Frauen entzückten. Ihr weibliches, eines kraftvollen Aufschwungs unfähiges Naturell ließ Johanna die Lehre immer wieder verkünden, die Leidenschaft sei der Pflicht und dem Berufe aufzuopfern. Was ihre Werke durch eine solche Idee an augenblicklicher Beliebtheit und vielleicht an moralischer Wichtigkeit gewannen, büßten sie auf der andern Seite an Kunstwerth und echter Größe ein.

Schmidt's Neuer Nekrolog der Deutschen XVI, 411—423. — Schütze, Die Abendgesellschaften der Hofrätin S. in Weimar, 1806—30: Weimars Album, 1840, S. 183—204. — H. Brockhaus, F. A. Brockhaus in Leipzig, 1872—75, S. 106—109. — Gwinner, Schopenhauer's Leben. 2. Aufl. Lpz. 1878. — Brandstäter, Gedanensia III. Danzig 1879. — Goedeke's Grundriß z. G. d. dtsch. D.[1] III, 661—63. — Düntzer, Abhdl. zu Goethe's Leben I, Lpz. 1885: Goethe's erste Beziehungen zu Johanna S. Friedrich Kummer.

Schöpf: Johann Adam S., Historienmaler. Die zahlreichen Künstler dieses Namens gliedern sich in zwei, wie es scheint unter sich nicht verwandte, aber oftmals verwechselte Familien, welche sich nach ihrer bairischen oder tiroler Heimath leicht unterscheiden. Johann Adam S. wurde zu Straubing 1702 geboren, kam nach Prag, wo er 1724 in der Altstädter Maler-Confraternität sein „Meisterstück" vorlegen mußte; malte dann Altarbilder und kirchliche Fresken für Prager und andere Kirchen, verscherzte aber sein Glück durch „ungebührliche

Reden“ über die Kaiserin Maria Theresia, weshalb der Maler 1742 aus Prag „exulirt“ wurde. Hierauf erscheint S. als Hofmaler des Kurfürsten von Köln, welcher ihn auch mit dem Titel eines „kurkölnischen Truchseß“ begnadete. Um 1750 wendete er sich nach München, malte dann für die Kirchen zu Fürstenfeldbruck, Straubing u. s. w., bis er (wie erst 1885 aus den Pfarrbüchern nachgewiesen wurde) am 10. Januar 1772 zu Egenburg (bei Friedberg) starb; seine Frau Anna Rosalie war ihm am 14. März 1770 vorangegangen. Mehrere seiner Oelbilder und etliche Radirungen verzeichnet Nagler (1845 XV, 477) und darnach Wurzbach (1876 XXXI, 184). Sein Sohn Johann Nepomuk S., um 1735 zu Prag geboren, theilte den artistischen Lebensgang seines Vaters, bewarb sich 1761 in München um ein Reisestipendium nach Italien, erhielt wahrscheinlich dasselbe und 1765 den Titel eines kurfürstlichen Kammerdieners und Hofmalers, wurde 1770 Mitglied der Münchener Akademie, erwarb ein Gut zu Geiselpullach (bei Dachau) und nannte sich seither v. S. Unter seinen Gemälden wird das (von ihm selbst radirte) die „Himmelfahrt Mariens“ vorstellende Altarbild in der Kirche zu Fürstenfeldbruck in erster Reihe genannt. Weitere Bilder verzeichnen die vorgenannten Quellen, welche jedoch nicht im Stande sind, das Todesjahr unseres Künstlers anzugeben. Auch Herr Oberstlieutenant Würdinger, welcher am 17. October 1885 in der Abendversammlung des Histor. Vereins von Oberbaiern über diese Künstlerfamilie einen bisher noch ungedruckten Vortrag hielt, hat hierüber keine neuen Daten beigebracht. Ihr Ruhm wird indessen weit überboten durch die nachfolgenden gleichnamigen Tiroler Familien des Joseph und Peter Paul S. Hyac. Holland.

Schöpf: Johann David S., Naturforscher und Reisebeschreiber, geboren am 8. März 1752 zu Wunsiedel, wo sein Vater ein angesehener Kauf- und Handelsherr war, der dem Sohne den ersten wissenschaftlichen Unterricht durch Hauslehrer ertheilen ließ, † am 10. September 1800. 1767 bezog der junge S. das Gymnasium in Hof, welches er 1770 mit einer Abschiedsrede „Quanto plus artem salutari emoli, tanto magis eius studioso desudandum esse“ verließ. Als er nach kurzer medicinischer Unterweisung bei seinem Verwandten Fritsch in Redtwitz im Herbst 1770 die Universität Erlangen bezog, wandte er sich nicht bloß den medicinischen, sondern sogleich auch den naturwissenschaftlichen Studien in hervorragendem Maaße zu. Jugendeindrücke mochten eine Vorliebe für Berg- und Hüttenwesen, Mineralogie und Naturkunde geweckt haben, die im Unterrichte Schreber's sich auf Botanik und Zoologie ausdehnte und auch von Esper Anregung empfing. 1773 legte S. seine Prüfung in Erlangen ab, ging im Herbst desselben Jahres nach Berlin, wo er u. a. Vorlesungen über Forstwissenschaft hörte, durchstreifte 1774 das Erzgebirge und einen Theil von Böhmen, besuchte Prag und Wien und ging über Idria nach Triest, Venedig und Padua, überall Verkehr mit Gelehrten suchend. Ueber den Comersee und durch die Schweiz zurückgekehrt, promovirte er 1776 in Erlangen mit einer Dissertation „De medicamentorum mutatione in corpore humano praecipue a fluidis“. Wie schon sein Studiengang vorhersehen ließ, bereitete sich S. auf eine weitere, vielseitigere Thätigkeit vor, als die ärztliche Praxis in einer kleinen Stadt seiner oberfränkischen Heimath bieten konnte. In Ansbach, wo er bis 1776 verweilte, trug er sich mit dem Gedanken einer Reise nach Indien, ergriff aber sogleich die Gelegenheit, die sich 1777 bot, die ansbachischen Hilfstruppen nach Nordamerika als Feldarzt zu begleiten. S. verließ am 7. März 1777 Ansbach, kam am 4. Juni in New-York an und verlebte die nächsten sechs Jahre in den Lazarethen von New-York und Philadelphia in eifriger chirurgischer Arbeit, im Verkehr mit Aerzten und in naturgeschichtlichen Studien. Bis 1783 hatte S. von Amerika wenig mehr gesehen als das kleine Rhode Island, die Insel York, ein Stück von

Long Island und Philadelphia. Sein Verkehr hatte sich zeitweilig fast ganz auf die britischen Garnisonen beschränken müssen. Mit dem Waffenstillstand war ihm die Möglichkeit freierer Bewegung geboten, die deutschen Truppen schickten sich zur Rückreise an, und S., der beurlaubt wurde, trat am 22. Juli von New-York seine Reise durch New-Jersey an, welche ihn in die Alleghanies und über Princetown nach Pennsylvanien führte, wo Philadelphia ihm den Stoff zu einer eingehenden Schilderung der Stadt, der Quäker, der wissenschaftlichen Anstalten, der allgemeinen Zustände am Schlusse des Unabhängigkeitskrieges bot. Der Zug durch den deutschesten Theil Pennsylvaniens über Germantown nach Betlehem und Nazareth, Ansiedelungen der mährischen Brüder, gibt ihm Gelegenheit, die keineswegs durchaus erfreulichen Zustände in den deutsch-pennsylvanischen Dörfern und Städtchen zu schildern, die Grenz- und Indianerfragen zu besprechen. Er besuchte Reading und das damals eben aufstrebende Pittsburg, dessen Mineralschätze und glückliche Lage er treffend beurtheilt, drang in Maryland bis Baltimore und Annapolis vor und kehrte über Wilmington Ende October nach Philadelphia zurück. Schon im folgenden Monate trat er eine neue Reise an, welche ihn Westindien „seiner Sehnsucht Ziel" zuführen sollte. Durch Maryland und Virginien, Nordkarolina und Südkarolina gelangte er im Januar nach Charleston, wo er zwei Monate verweilte, um auf einem kleinen Fahrzeuge die Reise nach Ostflorida fortzusetzen, welche ihn nach dem damals erst entstehenden S. John und nach dem alten Städtchen S. Augustin führte. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalte setzte er nach den Bahamainseln über, über deren Thier- und Pflanzenwelt er eingehende Studien machte und von wo er seine nicht ungefährliche Rückfahrt nach Europa in einem kleinen Segelboote bewerkstelligte. Am 30. Juli 1784 kam er in London an. Er hatte auf dieser Reise, die weite Strecken an den Küsten thierreicher Meere hinführte, der Thierwelt des Meeres besondere Aufmerksamkeit geschenkt, über die Strömungen des Meeres und das Klima Beobachtungen angestellt; aber seine Aufzeichnungen über sociale und politische Verhältnisse, besonders über die Sklaverei und die Pflanzerbarone, sind ebenfalls sehr ausführlich. Langsam reiste S. durch das südliche England und Frankreich zurück und traf im October 1784 in Bayreuth ein, wo ihm im Anfang des folgenden Jahres die Stelle eines Hof- und Militärmedicus und Landphysicus übertragen ward. In den nun folgenden Jahren füllten jede Mußestunde die wissenschaftlichen Arbeiten aus, denen die in Amerika gemachten Sammlungen und angestellten Beobachtungen hauptsächlich zu Grunde lagen. 1787 gibt er die „Materia medica Americana", 1788 seine zweibändige Reisebeschreibung und kleinere Monographien über Klima und Witterung, Lebensart und Krankheiten in Nordamerika, Beiträge zur mineralogischen Kenntniß des östlichen Theiles von Nordamerika, über den amerikanischen Frosch, über amerikanische Fische, über Seewürmer und Seeblasen Amerikas. Sein Hauptwerk auf dem zoologischen Gebiete, die „Naturgeschichte der Schildkröten, mit Abbildungen erläutert", bereitete er in dieser Zeit langsam vor, indem er seine Sammlungen und Beobachtungen durch eine ausgedehnte Correspondenz noch immer zu vermehren suchte; dasselbe ist erst nach seinem frühen, am 10. September 1800 nach einem langwierigen Halsleiden eingetretenen Tode vollständig herausgegeben worden. S. war 1795 zum Präsidenten des ansbachischen Medicinalcollegiums und preußischen Geheimen Hofrath, 1797 zum Präsidenten der vereinigten Medicinalcollegien von Ansbach und Bayreuth ernannt worden und gehörte einer Reihe von gelehrten Gesellschaften an. Seine Friedensjahre 1785—1800, deren Stillleben nur durch zwei Reisen nach Italien und eine nach Holland unterbrochen wurde, verlebte er „im Zirkel einiger wiedergefundener und neuerworbener Freunde, in der Nähe seiner lange ersehnten Verwandten,

unter biederen und offenen Seelen aller Stände, nach Wunsch beschäftiget und zufrieden" (Fikenscher). Vielseitigkeit, lebendige und vorurtheilsfreie Auffassung, scharfe Beobachtung und treffendes Urtheil stempeln S. zu einem anziehenden Vertreter der freieren Geistesrichtung, die auch in Deutschland am Schlusse des 18. Jahrhunderts sich Bahn brach. Sein Hauptwerk, die Reisebeschreibung, ist mit Unrecht vergessen worden. Sie bietet eine der vielseitigsten und vollständigsten Schilderungen des südöstlichen Nordamerika, das damals soviel besucht und beschrieben wurde. Es gibt keine Thatsache, sei es des Gebirgsbaues oder der Politik, der Botanik oder des kirchlichen Lebens, der Ethnographie oder Technologie, die er aufzuzeichnen oder zu besprechen und zu beurtheilen für unwerth gehalten hätte. Er zeigt dabei reiches Wissen, scharfe Beobachtung und unbefangenen Blick. Die Neigung, über alles Vorkommende zu urtheilen, führt seltener als in vielen anderen Reisewerken dieser Zeit zu flachem Raisonnement. S. neigt ohnehin eher dazu, die Probleme mit wenigen, wenn auch unzureichenden Worten abzuthun, und ihre Schwierigkeiten, vielleicht auch ihre Tiefe anzudeuten. Er gehört mehr der Aufklärung, als der poetisch-mystischen Richtung seines Jahrhunderts an. Daher auch fast nichts von Naturschwärmerei — wiewohl seine Beschreibung der Corallengärten der Bahama sehr schön ist — oder von Entzücken über die indianischen Naturkinder, dagegen eine ausgesprochene Vorliebe für alle Erscheinungen des praktischen Lebens, besonders für die Bestrebungen zur Hebung der Naturschätze und zur Besserung der wirthschaftlichen und socialen Lage des jungen Staates und im Zusammenhange damit ein tieferes Interesse für alles Politische. Die beiden Bände werden dadurch zu wichtigen Quellen für die Beurtheilung der folgenreichen Entwickelungsperiode, in welche die Vereinigten Staaten nach der Beendigung des Unabhängigkeitskrieges eingetreten waren. Die meisten Urtheile Schöpf's hat die spätere Geschichte des Landes bekräftigt. Es gilt dies auch von denjenigen, welche er über die Zukunft der Deutschen in den Vereinigten Staaten gefällt hat. Ueber diese bringt er zahlreiche Mittheilungen und für die noch zu schreibende Geschichte der deutschen Einwanderung in Nordamerika werden die beiden Bände seiner Reiseschilderung mit ihren Anhängen immer eine wichtige Quelle bilden. In seinen naturwissenschaftlichen Schriften zeigt sich S. als guter Beobachter und sorgfältiger Sammler. Vielleicht ist er der erste, welcher auf die regelmäßige Drehung der Winde beim Uebergang aus NO. zu S. und umgekehrt, dieselbe, deren Gesetz später Dove näher begründet, aufmerksam gemacht hat. In seinen mineralogischen und metallurgischen Beobachtungen bekundet sich der Sohn des Fichtelgebirges, der auch in der Ferne mit warmer Liebe an seiner Heimath hing.

Fikenscher, Das gelehrte Fürstenthum Bayreut. — Eingehende schriftliche Mittheilungen der Herren Studienlehrer Dr. Köberlin in Bamberg und Apotheker Dr. Schmidt in Wunsiedel. Friedrich Ratzel.

Schöpf: Joseph S. zählt nächst Knoller zu den gefeiertsten Historienmalern Tirols. Er war, geboren am 2. Februar 1745, das fünfte Kind seines mit Elisabeth Wackerle verheiratheten Vaters, welcher zu Telfs im Oberinnthale eine Wirthschaft besaß. Einen unauslöschlichen Eindruck machte es auf den fünfjährigen Knaben, daß seine geliebte Mutter durch die Unvorsichtigkeit eines auf dem benachbarten Schießplatz hantierenden Schützen ihren plötzlichen Tod fand. Im benachbarten Cistercienserstifte Stams erhielt S. zuerst Lehre und Unterricht, seine Begabung machte sich frühzeitig geltend, denn als der gelehrte Archivar Primißer nach Stams kam und das urkundliche Material für die Geschichte dieser Abtei sammelte, lieferte der kaum zwölfjährige S. schon die zu dieser Arbeit gehörigen Zeichnungen von Grabmälern, Sigillen, Monogrammen u. dgl. Durch Unterstützung des Stiftes gelangte S. 1756 in die Lehre Philipp

Haller's zu Innsbruck und arbeitete dann seit 1762 bei gewöhnlichen Malern in Salzburg, Passau und Wien. Zu seinen frühesten Bildern zählen die Stationen im Pinzgau und ein Fresko im Pfarrhofe zu Kirchberg (Unterinnthal). Bei Leopold II. Beilager zu Innsbruck stand er als Gehülfe dem Theatermaler Cagliari bei. Nach Stams zurückgekehrt 1767 malte er die vom Abt Vigilius erbaute Capelle des Krankenhauses. Neuen Aufschwung nahm seine Kunst durch die Bekanntschaft mit Martin Knoller, welchem er sieben Jahre lang als unzertrennlicher Gehülfe nach Neresheim, Steinach und Gries folgte; ihm half er auch bei dem Kuppelbilde zu Ettal, im sog. Bürgersaale zu München und im gräflich Taxis'schen Palais zu Innsbruck. Dann ging S. 1776 als kaiserlicher Pensionär nach Rom, wo er jetzt erst Anatomie studirte, nach der Antike zeichnete und Copien nach Raphael und Michelangelo malte; großen Einfluß übte auch das Vorbild und die persönliche Anleitung von Raphael Mengs. Hier fand er sich zurecht und ging fortan seine eigenen Wege. Während S. sein kräftiges und leuchtend wirkendes Colorit vervollkommnete, strebte er in der Composition nach Einheit der Handlung und geschlossener Darstellung. Zahllose Zeichnungen und Studien, welche mit dem gesammten Nachlaß des Künstlers nach Stams gelangten, können als beredte Zeugen gelten, wie sorgfältig S. mit seinen Compositionen und Farbenskizzen verfuhr. Seine Stoffe wählte er aus der Mythologie, der Geschichte und Religion, auch zog er mit großer Vorliebe die Landschaft der Campagna in sein Bereich, ohne von diesen Skizzen einen selbständigen Gebrauch, außer auf den Hintergründen seiner historischen Gemälde, zu machen. Von da erfreute sich S. eines guten Namens und der Achtung seiner deutschen Landsleute, wie Zauner, Nesselthaler, Rechberg und anderer Zeitgenossen, insbesondere Raphael Mengs, der ihn auf jede Weise wie einen Freund auszeichnete und ihm sein eigenes (jetzt im Ferdinandeum zu Innsbruck befindliches) Pastellportrait verehrte. Nun wurden ihm auch Aufträge für italienische Paläste und Kirchen (insbesondere für Genazzano) angeboten und mit hohen Preisen bezahlt. Lord Bristol lud ihn nach England, Graf Deviller wollte den Künstler für Frankreich gewinnen, S. aber ging nach Tirol zurück 1783, wo ihn ein Ruf, die Benedictiner-Kirche Aschbach (bei Landshut in Baiern) auszumalen, erreichte, wodurch sich sein Ruf — vielgerühmt wurde seine „Verklärung Christi" — in ganz Deutschland verbreitete. Andere Arbeiten folgten in der Kirche zu Ahrn im Pusterthal (Taufe im Jordan und Predigt des Johannes, wozu später auch noch weitere Altarblätter kamen), zu Bruneck (1789), Kaltern (Tod des hl. Vigilius) 1794, in der Johanniskirche zu Innsbruck, Brixen (1796), zu St. Johann im Unterinnthal (1797), Villnöß (1798), in der hl. Blut-Capelle zu Stams (1801), zu Reith und Wattens (1810) u. s. w. Außer diesen Fresken entstanden viele Altarbilder, z. B. nach Klausen, Stanz, Miemingen, Volders, Schwaz, Kaltern, Wattens, auch schuf S. gerne andere Scenen, wie einen lesenden Dichter Horaz (für Lord Bristol), den vom Pfluge als Dictator abberufenen Cincinnatus (Freiherr v. Kressel in Wien), etliche Dianen-, Magdalenen- und Psyche-Figuren. Auch lieferte der Maistro viele Bildnisse, an welchen jedoch der Mangel der Aehnlichkeit beklagt wurde, da S. mehr in einer Welt von Idealen, als der täglichen Natur zu leben gewohnt war. Doch hinderte ihn dieser Umstand nicht, mit seiner Kunst doch ein sehr beträchtliches Vermögen zu erwerben, welches er später großentheils wieder verlor, wodurch seine edle Absicht vereitelt wurde, eine bleibende Stiftung für jüngere Tiroler Künstler zu gründen. Am 22. Juli 1806 schloß S. eine Ehe, welche nicht glücklich zu werden drohte, aber bald durch den im December 1807 erfolgten Tod seiner Gattin gelöst wurde. Das letzte Werk des Unermüdlichen bildeten die Fresken

in der Servitenkirche zu Innsbruck (1820). Er starb nach langen Leiden an einer Verengung der Speiseröhre am 15. September 1822 zu Innsbruck, wo in der Johanneskirche eine Marmortafel seinen Ruhm verkündet. Seinen ganzen artistischen Nachlaß erbte das Kloster Stams. Im J. 1875 wurde ihm ein Denkmal zu Telfs errichtet mit einer schönen von Alois Gapp in München gemeißelten Büste.

Vgl. Nagler 1845, XV, 479 ff. — Wurzbach 1876, XXXI, 188 ff. und die kleine Monographie von Balthasar Hunold. Innsbruck 1875.

Hyac. Holland.

Schöpf: Karl Friedrich S., Rechtsgelehrter. Geboren am 9. März 1710 zu Schweinfurt, besuchte er nach Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt die Universitäten von Tübingen und Gießen, an welch' letzterer er zugleich die juristische Doctorwürde erlangte. Darauf machte er eine gelehrte Reise nach Wien und Wetzlar und kehrte im J. 1739 nach Schweinfurt zurück. Hier wurde er bereits das Jahr nachher zum Professor der Rechte am Gymnasium Gustavianum, das in höherem Style gehalten war, ernannt und erhielt weiterhin die Würde eines Mitgliedes des innern Rathes. Am 28. Mai 1777 ist er gestorben. S. war ein sehr fleißiger Schriftsteller auf dem Gebiete vor allem der deutschen Rechtsgeschichte und der ostfränkischen Geschichte. Am umfassendsten ist seine „Nordgau-Ostfränkische Geschichte", 2 Thle., die freilich den Ansprüchen der heutigen Geschichtsforschung nicht mehr entspricht.

S. Weidlich, Geschichte der jetztlebenden Rechtsgelehrten in Deutschland, 2. Thl. S. 498. — Meusel, gel. Teutschland, 4. Ausgabe S. 448. — Hirsching, historisch-litt. Handbuch u. s. w., XI. Bd., 2. Abth., S. 45.

Wegele.

Schöpf: Peter Paul S., Bildhauer, ist der Ahn einer von den Vorgenannten völlig unabhängigen Künstlerfamilie. Geboren 1757 zu Imst in Tirol erhielt derselbe frühzeitig Lehre und Unterweisung bei dem wackeren Jos. Anton Renn (1715—1790), welcher eine heute noch zu Imst florirende Werkstätte begründete, in welcher insbesondere das religiöse Gebiet und die Holzsculptur in sehr praktischer Weise cultivirt wurden. Nachdem S. hier zwölf Jahre lang im Ornamenten- und figürlichen Fache sich geübt hatte, übersiedelte er nach Augsburg, wo er mit Schnitzwerk und Decorationsarbeiten sowohl für Kirchen, wie für reichere Wohnungen sich bethätigte und einen geschätzten Namen erwarb. Von da zog S. 1793 bleibend nach München und erhielt die Rechte eines bürgerlichen Bildhauers, nachdem er schon von Augsburg aus den Capitelsaal des Malteserordens und die Räume der kurfürstlichen Bildergalerie mit Stuckverzierungen geschmückt hatte. Desgleichen erhielt S. viele Aufträge für den Hof und decorirte einige Gemächer der Residenz, welche dem Geschmacke der damaligen Zeit völlig entsprachen. Später schnitt derselbe wieder viele Crucifixe und religiöse Statuetten, ebenso eine Menge kleiner Krippenfiguren und -Gruppen, welche der alternde Mann auch landschaftlich sehr reizend inscenirte und mit subtilen Wasserkünsten versah, wodurch der Berichterstatter unvergeßliche Eindrücke erhielt. Der überaus freundliche, liebevolle Mann erlebte noch vor seinem 1841 erfolgten Tode die Freude, daß seine Söhne gleichfalls mit bestem Erfolge der Kunst sich zuwendeten, in welcher der jüngere, Peter, alsbald einen großen Namen gewann. Sein ältester Sohn

Lorenz S., geboren 1793 zu München, erhielt schon als Elementarschüler durch Professor Mitterer die erste Anleitung zur Zeichnungskunst und übte fleißig die Holzbildnerei seines Vaters, zeichnete dann an der Akademie nach der Antike und studirte unter Professor Fischer die Architektur. Mitterer entdeckte in seinem Schüler große Anlagen zum Lehrfach und gab ihm den Rath, sich dafür ganz

zu entscheiden; S. folgte und wurde schon 1809 Adjunct an der für Gewerbsleute bestimmten Feiertags-Zeichnungsschule, erhielt 1820 an Mitterer's Stelle den Unterricht für die höhere Bürgerschule, worauf er 1827 an die neuerrichtete Polytechnische Schule vorrückte und 1829 auch noch die Professur an der männlichen Feiertags- und Elementar-Zeichnungsschule übernahm. Gleichzeitig besorgte S. die lithographische Anstalt, welche Mitterer seit 1815 als Eigenthum besaß und die nach Mitterer's Ableben (1829) testamentarisch an S. überging; 1833 wurde ihm der gesammte Unterricht für Ornament- und Linear-Zeichnen an der kgl. Landwirthschafts- und Gewerbe-Schule übertragen und der überaus eifrige Mann, welchem viele nachmalige Künstler und verdiente Werkleute des In- und Auslandes die erste, nachhaltige Grundlage verdankten, durch Verleihung einer von der kgl. Akademie zuerkannten Preismedaille ausgezeichnet. Er hatte in der damaligen Landwehrstraße sich ein hübsches Haus erbaut und seinem alten Vater und seinen zahlreichen Schwestern eine behagliche Stätte bereitet. S. starb am 31. October 1871 zu München und hinterließ einen Sohn Hermann S., welcher sich gleichfalls dem Lehrfach zuwendete. In höherer Weise machte sich

Peter S., geboren 1804 zu München (der jüngere Sohn des obigen Peter Paul S.), als Bildhauer und schaffender Künstler bekannt. Nachdem er frühzeitig mit seinem vorgenannten Bruder dieselbe Schulung im Hause des Vaters durchgemacht hatte, fand er schon 1818 an der Akademie Aufnahme und erweckte 1823 mit der lebensgroßen Statue eines „Faustkämpfers“ große Erwartungen. Mit brennendem Eifer arbeitete er weiter, modellirte 1824 einen sitzenden „Schäfer“ und 1825 die lebensgroße Statue eines, den eigenen Namen auf die Scherbe schreibenden „Aristides“, und als Relief den von seinem Hunde wiedererkannten „Odysseus“, hinter ihm der treue Eumäus und Penelope mit ihren Mägden. (Vgl. Stuttgarter Kunstblatt 1825, S. 134.) Im folgenden Jahre brachte S. einen lebensgroßen Modellact und eine schöne Gruppe, wie Dädalus den in den Fluthen ertrunkenen Ikarus erhebt. Es war eine über die seither akademisch übliche Ruhe hinausgehende, sehr bewegte Darstellung, welche dem jugendlichen Künstler alsbald ermunternde Bestellungen zuzog. So ein Monument für den Bischof von Stubenberg in Eichstädt mit dessen Büste und zwei trauernden Genien in Marmor, mehrere Reliefs für Grabdenkmale auf dem Münchener Kirchhof, z. B. die Auferstehung Christi, der Heiland im Grabe, die Religion als sitzende Figur mit der Monstranz, welcher sich ältere und jüngere Personen in anbetender Stellung nahen, die Erweckung des Lazarus (an Mitterer's Grab 1832), eine die „Fides“ darstellende weibliche Figur in Marmor und dgl. Arbeiten, von welchen sich nur das Wenigste erhielt, da in München das Herkommen besteht, die Grabmonumente nach Ablauf einer bestimmten Frist abzuräumen und die Sculpturen als Steinmaterial zu versteigern, anstatt denselben an einer sicheren Stelle, z. B. unter den „Arkaden“, einen bleibenden Platz zu gönnen, wodurch mit der Zeit eine auch für die Kunstgeschichte lehrreiche Sammlung, etwa wie im Campo santo zu Pisa, erzielt werden könnte. Inzwischen hatte S. auch im Modelliren von Büsten (von Mitterer [Kunstblatt 1829, S. 384], Senefelder und Anderen) sich erprobt. Ein größerer Auftrag gelangte an ihn für die Spitalkirche zu Weilheim (acht Apostel mit großartigen Formen und etwas altdeutsch gebrochenen Draperien, vgl. Kunstblatt 1829, S. 384), außer diesen modellirte S. eine Statuette König Ludwig I. und einen „Aeskulap“; eine Muse „Erato mit Amor“, einen „Gebirgsbauern“ und einen „Hirtenknaben“ kaufte der Münchener Kunstverein. Im J. 1832 führte ihn ein königliches Reisestipendium, gleichzeitig mit seinem Freunde Schwanthaler, nach Italien. Vor seiner Abreise zeichnete Hanfstängl noch Schöpf's Portrait auf Stein zum Andenken für seine zahlreichen Freunde. In Rom nahm sich Thor-

waldsen mit größter Bereitwilligkeit und Liebe seiner an und ging mit Rath und That an die Hand; ihm verdankte S. seine Vertrautheit mit der Antike, die ihm die schönsten Erfolge sicherte, daneben ging indessen auch Thorwaldsen's reservirte Kälte auf Schöpf's Darstellungen aus dem Gebiete der religiösen Kunst über. In Thorwaldsen's Weise fertigte S. unter Anderem das Relief eines lebensgroßen, Flöte spielenden „Hirtenknaben" und eines „Christus als Kinderfreund", Leistungen, welche nach Thorwaldsen's und Joh. Martin v. Wagner's Begutachtung dem jungen Künstler eine Verlängerung seines Stipendiums zuzogen. Andere kleine Modelle und Studien entstanden, z. B. eine sitzende „Bavaria" mit zwei Löwen, ein verwundeter „Centaur", „Arminius mit der Siegesfahne (!) zu Pferd", eine Madonna, der Evangelist Matthäus, ein Faun, welcher den Amor auf der rechten Schulter trägt und nach einer vorgehaltenen Traube haschen läßt, „Sappho und Amor" (die Bleistiftzeichnung dazu im König Ludwig-Album, lithographirt von Feederle), Oedipus mit der Sphinx und eine sich im Spiegel beschauende Venus. Manche dieser sorgsam durchgebildeten Entwürfe gelangten später in Lebensgröße zur Ausführung in Marmor. Eine zweite Darstellung der den Amor liebkosenden Sappho ist ganz in Thorwaldsen's Geiste erfunden. Die mit einem Stirnband geschmückte Dichterin sitzt auf einem Felsen, an ihr Knie schmiegt sich sanft der mit seiner Linken in die siebensaitige Lyra greifende Flügelknabe. Das in Carrara-Marmor ausgeführte Medaillonrelief erhielt die wohlverdiente Anerkennung, ebenso die sitzende Statue eines Noah mit der Arche (in pentelischem Marmor 1834). Gleichzeitig entstand ein den Orpheus in der Unterwelt darstellendes Relief, wie derselbe mit Eros' Hülfe und den Tönen der Leyer seine Gattin, welche hinter Pluto's und Proserpina's Thron steht, zu befreien sucht. Dasselbe Thema nahm S. später zu München noch einmal vor und setzte sein Werk durch polychrome Fassung in erhöhte Wirkung (Kunstblatt 1840, Nr. 105). Seinen auf das Räthsel der (übrigens nur klein und nebensächlich angedeuteten) Sphinx sinnenden „Oedipus" modellirte S. 1835 in Lebensgröße und brachte das in Rom Aufsehen erregende Werk 1838 auf die Kunstausstellung in München (Kunstblatt 1837, S. 243 und 1839, S. 78). Da S. von jeher besonderes Verlangen trug, in Marmor zu arbeiten, so ergriff er mit Freuden das Anerbieten, an der Marmorausführung des von Joh. Martin v. Wagner für die Walhalla componirten und modellirten großen Frieses theilzunehmen. Den größten Theil desselben hatte schon der Bildhauer Ferdinand Pettrich vollendet; da dieser nun als Staatsbildhauer der Vereinigten Staaten nach Washington berufen wurde, übernahm S., außer einigen Figuren der vorletzten Abtheilung, die ganze letzte, über 10 Meter haltende, die durch Bonifacius erfolgte Bekehrung der Deutschen zum Christenthume darstellende Gruppe. Gleichzeitig wurde dem Künstler als Wohnung und Atelier ein Theil der Villa Malta angewiesen. Nach Vollendung dieser bis 1838 reichenden Arbeit übertrug S. seine „Venus mit dem Spiegel" in Carrara-Marmor: die dem Meer entstiegene fast lebensgroße Göttin hat das den prachtvollen Oberkörper freilassende Himation rasch um die Hüften gegürtet und betrachtet, während die Linke das feuchte Haar trocknet, selbst überrascht den aus dem Spiegel rückstrahlenden Glanz ihrer Schönheit. In Rom vollendete S. im Auftrage König Ludwig's die Büste des Generals Alexander v. Haslang für die bairische Ruhmeshalle und kehrte dann Ende 1838 nach München zurück, wo sein alter Vater den Sohn, welcher sich unterdessen so glücklich entwickelt hatte, mit Freuden empfing. Hier erfolgten neue Aufträge des königlichen Maecen. Zuerst die colossale Marmorstatue eines für die Façadennischen der Glyptothek bestimmten „Vulkan", dann folgten für das Innere der Walhalla zwei Walküren, welche, polychromisch bemalt, als Karyatiden das obere Gebälke tragen, ferner die Büsten

des Tondichters Gluck, des Grafen v. Rumford und Jean Paul Richter's, welche nach dem Urtheil der Familienangehörigen durch besondere Porträtähnlichkeit excellirte und deshalb auch für den Kopf der nach Baireuth bestimmten Statue (modellirt von Schwanthaler, gegossen von Stiglmayer) als maßgebendes Vorbild bestimmt wurde. Auch das Gypsrelief eines Löwen (für die Festung Germersheim) und das Porträt des Stadtbaumeisters Jakob Höchl (geboren am 5. März 1777, † am 6. Januar 1838) für dessen (von Fr. Gärtner entworfenes) Grabdenkmal vollendete S., welcher, nach dem Ableben seines greisen Vaters, der Sehnsucht nach Rom folgte und im October 1841 mit seinem ihm so wohlgeneigten Freunde J. M. v. Wagner nach Italien abging. In Rom begann S. die Marmorausführung der zu München modellirten, für die Walhalla bestimmten Büste des Astronomen Kepler, eine „Erato“ für Baron Lotzbeck — welcher 1857 noch eine „Madonna“ für seinen Overbeck-Saal erhielt — und zwei Kränze spendenden Genien für das Siegesthor in München. Auch vollendete S. 1843 eine neue lebensgroße Gruppe: Sappho in einer Tunica und durchsichtigem Peplos, hält sitzend in der Linken die Leyer, deren Stimmung der vor ihrem Schoße stehende Eros mit der Spindel prüft; seine Linke und der Dichterin rechte Seite lehnen bei umschlungenen Nacken aneinander (Kunstblatt 1844, S. 47). Im J. 1844 entstand eine „Blumenverkäuferin“, 1845 im Auftrage König Ludwig's I. die überlebensgroße Statue Konradin's für S. Maria del Carmine in Neapel (Kunstblatt 1845, S. 51 und 192), 1846 die Büsten des Bildhauers Adam Krafft und des Dichters August Grafen v. Platen. Einen 1849 vom Münchener Kunstverein angekauften „Christuskopf“ (Hautrelief in Marmor) gewann in der am 16. Februar 1850 abgehaltenen Verloosung, wenige Stunden nach der Abweisung des Judenemancipations-Gesetzes durch die Reichsrathskammer, der israelitische Kaufmann Lippmann Marx (Eggers' Kunstblatt 1850, S. 72). Von da versagen alle uns zugänglichen Quellen über weitere Arbeiten Schöpf's; erst 1857 erfahren wir von einer Ausstellung in der Villa Malta, woselbst viele „niedliche Sachen“ zu sehen waren: Eine kleine Venus an der Toilette, eine Madonna (für Baron Lotzbeck), die früher erwähnte Sappho mit Amor, eine kleine Bacchantin „aus köstlich weißem Marmor, wie Blüthenschnee so frisch, welche recht lustig, beinahe etwas weinselig aussieht“ (Eggers' Kunstblatt 1857, S. 67 und 184) u. s. w. Im J. 1858 wurde ihm die Aufgabe, seinem alten Freund J. M. v. Wagner das Denkmal auf dem Campo santo der Deutschen zu setzen; das Marmorrelief einer „Madonna“ erwarb König Ludwig für die Kirche dell' Anima. Dann legte S. Modellirholz und Meißel aus den Händen, wenigstens ist keine Kunde von einer größeren Leistung mehr in die Welt gedrungen. Am 13. September 1875 starb S. nach langen Leiden, wozu auch der Umstand gehörte, daß unser Meister die Villa Malta, welche so lange Zeit sein Heim gebildet hatte, verlassen mußte. Sehr richtig sagte damals ein kurzer Nekrolog (in Nr. 267 der „Allgemeinen Zeitung“ vom 24. September 1875): „Großen Gedankenreichthum darf man in Schöpf's Compositionen nicht suchen, dagegen tritt uns aus Allem, was seine eigene Arbeit ist, das bestimmte Gefühl eines stillen, innerlichen Umgangs mit anakreontischer Poesie entgegen, Anmuth und gewandte Technik. S. wurde dem alten Martin Wagner als Beistand unentbehrlich. Unter den Bewohnern der Villa Malta stand S. dem König Ludwig I. in allem, was künstlerische und häusliche Verwaltung betrifft, am nächsten. Der König sagte öfters: er sei ein Mann nach seinem Herzen. Nach Wagner's Tode wurde er für alle nicht officiellen Geschäfte des Königs der vertraute Commissär.“ S. hatte sich 1844 mit einer Römerin Caterina Costa vermählt.

Vgl. Nagler 1845, XV, 481 ff. — Lützow, Zeitschrift 1876, XI, 41. — Dioskuren 1875, S. 275. — Seubert 1879, III, 263.

Hyac. Holland.

Schoepf: Wolfgang Adam S., Dr. juris, württembergischer Rath und Rechtsgelehrter. Am 23. Septbr. 1679 in der fränkischen Reichsstadt Schweinfurt geboren, stammt S. aus einem geachteten Beamtengeschlechte, welches über zwei Jahrhunderte im Markgrafenthume Baireuth geistliche und weltliche Aemter bekleidete. Der Großvater, Wolfgang, war Bürgermeister zu Wunsiedel, der Vater, Wolfgang Adam, ältester Bürgermeister von Schweinfurt, später kaiserl. gefreiter Richter und Reichsvogt daselbst. S. machte seine Studien auf der Tübinger Hochschule, wurde 1703 Licentiat und unter dem Vorsitze des gefeierten Rechtslehrers Ferdinand Christoph Harpprecht (s. dsn.) mit der dissertatio inaugur.: De assignatione nominis. (Tub. 1703) 4° Doctor beider Rechte, trat hierauf mit dem Titel eines wirklichen herzogl. württembergischen Rathes in die Gerichtspraxis, hielt juristische Vorträge und ertheilte auf Ansuchen Rechtsgutachten (consilia). 1713 wurde er zum Assessor des württembergischen Hofgerichtes, zwei Jahre später (1715) zugleich zum außerordentlichen Professor der Rechte, 1718 zum Beisitzer der Juristenfacultät, endlich 1727 zum professor ordinarius pandectarum et praxeos ernannt unter Verzicht auf sein Amt beim herzogl. Hofgerichte, das er jedoch 1744 wieder übernahm. 1745 kam er außerdem als Beisitzer in das collegium illustre und im folgenden Jahre (1746) trat er als Primarius und Senior an die Spitze der Tübinger Juristenfacultät. Mit Vorliebe dem akademischen Berufe zugethan blieb er bis zu seinem Tode in dieser Wirksamkeit, und lehnte deshalb sowohl die Stelle eines Geheimen Rathes wie auch die Präsentation zum Wetzlarer Reichskammergerichte ab. Er starb im 91. Jahre am 21. Mai 1770 als der älteste Rechtslehrer Deutschlands sowohl nach den Lebens- als Promotionsjahren. S. entfaltete von 1716 bis 1764 eine fruchtbare litterarische Thätigkeit, wovon eine Reihe juristischer Dissertationen Zeugniß geben. Von größeren Arbeiten erwähnen wir außer den Beiträgen zur neueren Tübinger Consilien-Sammlung, Volumen VIII. (Tübing. 1741) und Vol. IX. (Ulmae 1755) — dessen processuale Arbeiten: „Tractatus de processu summi Appellationum Tribunalis Ducatus Würtemb.“ (Stuttg. 1720, 4°), welcher in zweiter, vermehrter Auflage mit zwölfzeiligem Titel (ibid. 1748) erschien, und die „Tractatio de proc. unilaterale cumprimis contumaciale etc. etc. (ibid. 1748); endlich eine Sammlung von fünf Disputationen nebst einer Abhandlung: „De effectibus specialibus contumaciae“. — Ein Vetter (Geschwisterkind) unsers S., Dr. Karl Friedrich S., am 9. oder 13. März 1710 gleichfalls in Schweinfurt geboren, widmete nach jurist. Studien in Tübingen und Gießen, seine Dienste dem Rathe seiner Vaterstadt, wurde 1775 in das Schöffengericht gewählt, und starb dortselbst am 28. Mai 1777. Er schrieb eine größere Reihe von Abhandlungen aus der Geschichte des deutschen Reichsrechtes, namentlich über die Zustände im Herzogthum Franken; u. A. über das dortige Lehenwesen und einige Adelsgeschlechter.

Ein Verzeichniß der Schriften sowohl des Wolfgang Adam als des Karl Friedrich S. findet sich nebst biograph. Notizen bei Meusel, Bd. 12, S. 367 bis 373 und den dort Genannten. — Ueber Wolfgang Adam siehe noch besonders: Progr. funebre in obitum Schöpfii. Tubing. 1770 Fol.

Eisenhart.

Schöpfer: Johann Joachim S., auch Schöpffer, wie die Familie sich später regelmäßig schrieb, herzoglich mecklenburgischer Geheimer Rath unter der Gewaltherrschaft Karl Leopold's, war als Sohn eines Rechtsanwalts am 23. Nov. a. St. 1661 zu Quedlinburg geboren, studirte in Leipzig, Jena, Frankfurt a. O.

und wurde hier als Lic. jur. 1683 Privatdocent und 1687 Prof. extraord., 1688 Dr. utr. jur. 1693 berief ihn Herzog Gustav Adolf von Mecklenburg-Güstrow als ord. Professor der Rechte und als Consistorialassessor nach Rostock und 1694 wurde ihm das der juristischen Facultät beiwohnende Palatinat übertragen. 1707 wurde er dazu Rath und Vicedirector der herzoglichen Justizkanzlei in Rostock. 1712 folgte er einem Rufe als erster juristischer Professor nach Kiel; doch alsbald 1714 wieder seiner Zurückberufung durch Karl Leopold nach Rostock, ebenfalls als Professor und Justizkanzleidirector; 1715 erhielt er auch das Directorium im Consistorium. Er war ein tüchtiger Jurist, aber zum Verhängniß für seinen Ruf nahm ihn der Herzog auch in seine Regierung und in das Geh. Raths-Collegium auf. Schon früher, aber jetzt ohne jede Rücksicht, zeigte er sich als stets bereiter Diener des willkürlichsten Despotismus, dem zu Gefallen er selbst seine Wissenschaft zu den gewagtesten Verdrehungen fürstlicher Liebedienerei anwandte. Am Schluß des Jahres 1715 war er als Gesandter beim Zaren Peter dem Großen, um die Vermählung des Herzogs mit Peter's Bruderstochter, der Großfürstin Anna Katharina Iwanowna (1716) zu betreiben. Schon im Anfang des Jahres 1715 wurde er zunächst die rechte Hand von Petkums (A. D. B. XXV, 515), dann Karl Leopold's selbst in den unerhörten, in processualische Formen gekleideten Gewaltthaten gegen die Rostocker Rathsherren und Bürgervertreter, deren angebliche Unterlassung eines Concessionsgesuches und eine Appellation an den Kaiser sogar als Treubruch und Hochverrath ausgelegt werden sollte, und denen man früher schwer erkaufte Rechte der Stadt abzudrängen versuchte. Er bereiste selbst die 4 Universitäten Helmstedt, Halle, Wittenberg und Erfurt und erreichte vier Facultätsresponsa, nach denen die (thatsächlich nicht geschehene) Unterlassung des Concessionsgesuches um eine Accisebeibehaltung ein crimen laesae Majestatis sein sollte, wonach wider den ganzen Rath „per inquisitionem wohl criminaliter verfahren“ werden könne. Er erfand als Zwangsmittel die Folter, die ganze zahlreiche Bürgervertretung tagelang in ein enges Zimmer gemeinsam einsperren und dieses andauernd so überheizen zu lassen, daß die Oefen sprangen. Die Leute mußten im Kohlendunste sitzen bleiben. Diese Mittel halfen freilich trotzdem nicht. Als endlich 1719 eine kaiserliche Commission nach Mecklenburg kam und Karl Leopold die Regierungsgewalt, so weit sie konnte, abnahm, gerieth er mit anderen Günstlingen bei seinem Fürsten in Ungnade, er wurde seiner Aemter enthoben, und flüchtete, als ihn die Commission nach Rostock vorlud, zu seinem Bruder, dem Pastor und Consistorialassessor Justus Schöpfer zu Eisleben. Auf einem Landausfluge starb er am 12. September 1719 dort in dem Nachbarstädtchen Allstädt. Sein von J. G. Wolfgang gemaltes Bildniß ist in einem Stich in Folio vorhanden. Die Familie heißt jetzt v. Schöpffer, am 7. Juni 1751 erhob Kaiser Franz I. die 3 Gebrüder Hektor Theodosius, Johann Joachim und Konrad Justus in den Adelstand. Schriften: Nettelbladt, Succinta Hist.

Krey, Andenken an die Rostockschen Gelehrten, wo (unter völliger Verschweigung seiner Thaten) die biograph. Quellen. — Franck, Altes und Neues Mecklenburg XVII. — Vehse, Geschichte der deutschen Höfe 35 (Gesch. der kleinen D. Höfe 1) S. 251 ff. — Boll, Gesch. Mecklenburgs 2, S. 220. 243. 280. — Lisch, Jahrb. für Meckl. Gesch. 13, 221. — v. Lehsten, Adel Mecklenb. 240.

Krause.

Schoepflin: Johann Daniel S., Historiker, wurde am 6. September 1694 zu Sulzburg in der damaligen Markgrafschaft Baden-Durlach als der Sohn eines niedern markgräflichen Beamten geboren. Man könnte versucht sein, für sein späteres Lebenswerk, das in der Geschichte der oberrheinischen Lande gipfelte, schon darin eine glückliche Vorbedeutung zu erblicken, daß er väterlicher-

seits dem rechtsrheinischen Lande angehörte, während seine Mutter, Anna Margaretha Bardolle, aus Colmar im Elsaß stammte, wenn das Jahrhundert des Weltbürgerthums es überhaupt gestattete, den landschaftlichen Wurzeln der Abstammung einen solchen Werth beizulegen. Wenn wir auch Näheres über die Gesinnungs- und Denkweise der Schoepflin'schen Eltern nicht wissen, aus dem Lebensgang ihrer Kinder, die soweit uns bekannt, alle eine gesicherte Stellung errangen, und aus dem gesammten Familienverhältniß dürfen wir jedenfalls entnehmen, daß kein schlechter Geist im Hause waltete. Frühzeitig ließen sie sich die geistige Ausbildung ihres Sohnes, dessen besondere Begabung offenbar war, trotz beschränkter Mittel angelegen sein, erst sechs Jahre alt gaben sie ihn auf das markgräfliche Gymnasium in Durlach, das er in raschem Laufe durcheilte, mit 11 Jahren sandten sie ihn zur Vollendung seiner Gymnasialbildung nach Basel und mit 13 Jahren bezog S. bereits die dortige Universität. Er hörte in der philosophischen Facultät bei S. Battier Griechisch, bei J. Bernouilli Mathematik und Physik, aber sein ganzes Interesse fesselte J. Christoph Iselin, der Vertreter der Geschichte und Alterthumswissenschaft. Unter seiner Führung lernte er alte Handschriften lesen und Inschriften entziffern. Mit einem wahren Feuereifer warf sich der Jüngling auf die antiquarischen Studien, unterstützt durch die reichen Schätze der Baseler Universitäts- und Iselin's Privatbibliothek, und unter der Leitung seines Lehrers, sub praesidio, wie der technische akademische Ausdruck damals lautete, vertrat er 1711 in öffentlicher Disputation seine erste antiquarische Abhandlung, welche eine Triestiner Inschrift aus der Zeit des Kaisers Augustus behandelte. Wenn sich auch sein eigener geistiger Antheil an dieser Arbeit von demjenigen Iselin's nicht scharf trennen läßt, jedenfalls offenbart sie die Richtung seiner Studien schon in eigenthümlicher Weise und bezeugt, daß er sich auf dem Gebiete der römischen Staats- und Sacralalterthümer gründlich orientirt hatte. Daß diese Dissertation gewissermaßen den Abschluß seiner Baseler Lehrjahre bezeichnen sollte, ist unzweifelhaft, ob dem Moment auch äußerlich durch Verleihung eines akademischen Grades Ausdruck gegeben wurde, ist sehr unsicher.

Im Sommer 1711 bezog S. die Universität Straßburg, wo er sich bei der theologischen Facultät einschreiben ließ. Aller Wahrscheinlichkeit nach war dieser Wechsel mit dadurch veranlaßt, daß sein Vater gleichzeitig seinen Wohnsitz von Sulzburg nach Reichenweier im Oberelsaß verlegt hatte in der Hoffnung, dort in der Stellung als protestantischer Kirchenschaffner sich ein einträglicheres Einkommen zu sichern. Es war eine entscheidende Schicksalswendung für S. Nicht bloß, weil Straßburg ihn bis an sein Lebensende festgehalten hat, sondern weil auch die Wurzeln, die er im elsässischen Leben zu schlagen begann, für seine weitere Entwicklung durchaus bestimmend wurden. Wir sind über seine akademischen Studienjahre in Straßburg ein wenig besser unterrichtet, wie über die Baseler Zeit. Wir wissen, daß er bei Professor Barth Kirchengeschichte hörte, bei Scherz Moralphilosophie und bei Boecler Staatsrecht und daß er zu dem ersten in einem intimern Verhältniß stand, so daß ihm Barth zu einer Pariser Studienreise verhelfen wollte, die jedoch nicht zur Ausführung kam. Den größten Einfluß indeß gewann auf ihn Johann Kaspar Kuhn, der Professor für Eloquenz und Geschichte, der die Arbeit Iselin's an seinem Schüler in erweitertem und vertieftem Maßstabe fortsetzte. S. schloß sich auf das Innigste ihm an, er wurde sein Hausgenosse und zugleich der Lehrer seines kleinen Sohnes. In dieser vertrauten Stellung blieb er nahezu neun Jahre, dieselben sind für die Richtung seiner Studien ausschlaggebend geworden. Nicht nur, daß er an seinem Lehrer die universale Gelehrsamkeit und die Genauigkeit seiner historischen Forschung so hochschätzte, glühender noch bewunderte er die Gabe seiner Bered-

samkeit, den Schwung und Glanz der Ciceronianischen Phrasen, mit denen Kuhn den Geburtstag des großen Königs Ludwig XIV. in öffentlicher akademischer Rede zu feiern pflegte, immer an die politischen Tagesereignisse anknüpfend. Diesem Meister dereinst gleichzukommen war seine brennendste Sehnsucht und der Lorbeer des Rhetors war auf lange Zeit hinaus sein höchster Ehrgeiz. Ihn zu pflücken versuchte er im November 1717 zum ersten Mal, wo er von seinem Lehrer geleitet und eingeführt im Brabeuterium, der Universitätsaula, das Lob des Germanicus verkündete, den er seinen Hörern zeichnete als rarum principis ad spem imperii nati exemplar. Zum zweiten Male betrat er zwei Jahre später die Rednertribüne, um die Leichenrede auf Professor Barth zu halten. Wenn uns auch heute diese lateinischen Phrasenergüsse kalt lassen, welche die wenigen Gedanken unter einem Schwall von Worten begraben, und wenn wir darin die wissenschaftliche Würdigung eines Mannes wie Barth und später Kuhn's gänzlich vermissen, so haben sie doch damals eine andere Wirkung gehabt und auf den jungen Redner frühzeitig die Erwartung und Hoffnungen der akademischen Welt gelenkt. Ihnen entsprach auch seine erste größere geschichtliche Arbeit, die „Diatriba de origine, fatis et successione regni Navarrae“, welche er sub praesidio Kuhnii im Beginn des Jahres 1720 nebst 12 Thesen aus dem Gebiet der lateinischen Litteratur und der alten wie mittelalterlichen Geschichte in öffentlicher Disputation vertheidigte. Entstehungsweise und Zweck der Arbeit sind charakteristisch für S. und den damaligen Betrieb der Straßburger Studien überhaupt, welche nach Goethe's Zeugniß eine stete Richtung auf das Praktische hatten. Eben damals war eine französische Armee in Navarra eingedrungen, und S. suchte nun zu beweisen, daß die Ansprüche Frankreichs auf dieses Land gegen Spanien wohlbegründet seien. Dennoch ist seine Arbeit weit mehr als eine politische Gelegenheitsschrift, sie ist eine ernsthafte, gründliche, auf Quellenstudien gestützte Untersuchung. Viel rascher, als er erwartet hatte, erntete er die Frucht seines unablässigen Strebens und seines ersten erfolgreichen akademischen Auftretens, für das der städtische Magistrat ihm bereits ein Gratiale, ein kleines Geldgeschenk zugebilligt hatte. Als im October 1720 ganz unerwartet Professor Kuhn starb, richteten sich aller Blicke auf seinen jugendlichen Lieblingsschüler, als auf seinen berufenen Nachfolger. Mit Uebergehung anderer formeller Bewerbungen beschloß die philosophische Facultät einstimmig, „obschon man nur äußerlich vernommen, daß H. J. D. S. gleichfalls ambire“, denselben für die erledigte Professur in Vorschlag zu bringen. Dieser Vorschlag fand die Bestätigung der Universitätsbehörden und am 22. November 1720 wurde S., nachdem er zuvor seinem geliebten Lehrer die akademische Leichenrede, die parentalia gehalten hatte, zum professor historiarum et eloquentiae ernannt. Wenn man weiß, ein wie engherziger, beschränkter, oft nur dem Familieninteresse dienender Geist an der Straßburger Universität und in dem ganzen städtischen Behördenorganismus, in den Kammern der Dreizehner, Fünfzehner und Einundzwanziger waltete, welcher Nepotismus bei der Besetzung der Stellen herrschte, erst dann ermißt man die Größe des durchschlagenden Erfolgs, welchen der 26jährige, fremde Gelehrte errungen hatte.

In den ersten Jahrzehnten seines akademischen Wirkens legte S. das Schwergewicht seiner Thätigkeit auf die Vorlesungen und Unterweisungen in der Eloquenz. Cicero und Quintilian wurden gelesen und an ihnen der lateinische Stil gelehrt, in praktischen Uebungen gebildet. S. leitete die öffentlichen Redeproben seiner Schüler und war selbst bei allen feierlichen Anlässen der berufene Sprecher der Universität. So hat er von 1722 ab bis 1745 nicht weniger als zwanzigmal die Festrede an Königs Geburtstag gehalten und auch andere freudige Ereignisse in der königlichen Familie begleitete er mit seinen oratorischen Ergüssen.

Bei der Hochzeitsfeier Ludwig's XV. mit Marie Lesczinska im J. 1725 hatte er nahezu zehn Ansprachen zu halten, die ihm denn auch von König Stanislaus das Lob eintrugen, er sei ein zweiter Cicero. Ein gewisses Interesse bieten diese Reden auch heute noch, weniger ihrer Form als ihres Inhalts wegen. Für Schoepflin's geistige und speciell oratorische Gewandtheit legen sie ein bedeutsames Zeugniß ab, allerdings nicht in gleichem Maaße für seinen historischen Sinn und für die Wahrheit seiner Empfindung. Gleich seinem Meister und Vorgänger Kuhn knüpft er überall an die augenblicklichen politischen Ereignisse an, so bespricht er in der Rede von 1722 die Quadrupelallianz, das Ende des Nordischen Kriegs und den Law'schen Finanzschwindel, 1723 die Krönung zu Rheims, 1734, 1735 und 1736 die Wendungen des Polnischen Erbfolgestreits, 1741—1745 die Entwicklung des Oesterreichischen Erbfolgekriegs. Die wahrlich nicht kleine Aufgabe, Ludwig XV. als den großen Herrscher im Frieden wie im Kriege zu preisen, löst er mit unleugbarem Geschick, allerdings blind dabei gegen die ernste Wirklichkeit der Dinge. Die französischen Könige erscheinen ihm als die starken Stützen der europäischen Ordnung, als die treuen, besorgten Hüter für Deutschlands Frieden und Wohlfahrt. 1733 spricht er über das Thema Felix Borboniis Alsatia. Elsaß vergleicht er dabei mit Campanien, während es im Mittelalter nur Unglück und Zerstörung gesehen habe, habe sich ihm erst seit der Vereinigung mit Frankreich die schöne Blüthe materiellen Gedeihens und geistiger Cultur erschlossen. Man mag der schwierigen Aufgabe des Festredners und dem kalten Pathos der fremden Sprache noch so viel zu gute halten, der historische Sinn Schoepflin's, seine Fähigkeit, den Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung zu ergreifen, erscheint doch in sehr wenig günstiger Beleuchtung.

In den Hintergrund trat zunächst der geschichtliche Unterricht, bei dem es darauf ankam, die Studirenden mit den ersten wissenschaftlichen Grundzügen vertraut zu machen. Er beschränkte sich auf die Erklärung einiger antiker Historiker und auf eine kurze Uebersicht über die allgemeine Weltgeschichte wie der europäischen Staatengeschichte nach elementaren Leitfaden. Dabei wußte aber S. seine Hörer, wenn auch vorerst nicht zu selbständiger Forschung, so doch zu lebendigem Interesse anzuregen und schon in jenen ersten Jahren seiner Lehrthätigkeit entstand eine Reihe von historischen Dissertationen, die von seinen Schülern vertheidigt allerdings nach damaliger Sitte zum größten Theil auf Schoepflin's eigene Arbeit zurückgehen. Sie behandeln zumeist Vorwürfe aus der römischen und frühmittelalterlichen Geschichte, wie die Origines Romanae oder die Alemannicae antiquitates, und zeigen schon ganz die Art des Meisters, die einzelne geschichtliche Erscheinung in ihrer Ueberlieferung zu prüfen mit Heranziehung des gesammten Quellenmaterials und der darüber entstandenen Litteratur, die historische Thatsache an und für sich reinlich herauszuschälen ohne besondere Berücksichtigung ihrer Stellung und Bedeutung im causalen geschichtlichen Zusammenhang. Näher lag ihm am Herzen die gründliche Auseinandersetzung mit den Ansichten Andrer, die mit peinlichster Sorgfalt sämmtlich wiedergegeben und beleuchtet werden. Schoepflin's Ruf als Lehrer und Forscher muß sich rasch verbreitet haben, schon 1723 erhielt er eine Berufung an die Universität in Frankfurt a. d. Oder, die er ablehnte, und 1725 bot ihm Kaiserin Katharina I. die Vertretung der Geschichte an der Petersburger Akademie und die Stellung eines russischen Hofhistoriographen an. Dies Anerbieten wurde für S. die Ursache einer wesentlichen pecuniären Aufbesserung seiner Professur und gab den Anlaß, daß ihm der Rath der Stadt einen längeren Urlaub und eine beträchtliche Unterstützung für eine Studienreise nach Frankreich und Italien gewährte. Der hierüber geschlossene Contract hat dann S. für immer an Straßburg ge-

bunden und später die ehrenvollsten Berufungen nach Upsala, Wien und Leyden scheitern lassen.

Im April 1726 trat S. seine Reise an. Er ging zunächst nach Paris, wo er im anregenden Verkehr mit den ersten Gelehrten Frankreichs, wie Bignon, Hardouin, Martene u. A., vor allem mit dem großen Mauriner Montfaucon sich in die Schätze der Pariser Bibliotheken wie des königlichen Münzcabinets vertiefte und eine Reihe persönlicher wie geselliger Beziehungen anknüpfte, die für ihn und Andre sehr fruchtbar werden sollten. Er legte großen Werth darauf, bei Hofe und bei hohen einflußreichen Persönlichkeiten eingeführt zu werden und auch in diesen Kreisen nicht unbemerkt zu bleiben. „Gesellig und gesprächig von Natur, so hat ihn Goethe treffend gezeichnet, verbreitet er sich wie im Wissen und Geschäften so auch im Umgange, und man begriffe kaum, wo er alle Zeit hergenommen, wüßten wir nicht, daß eine Abneigung gegen die Frauen ihn durch sein ganzes Leben begleitet, wodurch er so manche Tage und Stunden gewann, welche von frauenhaft Gesinnten glücklich vergeudet werden“. Im September 1726 verließ er Paris und ging über Lyon, Turin, Verona, Padua, Venedig, Ravenna, Spoleto nach Rom, wo er am Ende des Jahres eintraf. Wie die Fülle der lebendigen Eindrücke in der ewigen Stadt auf ihn wirkte, das lassen wir ihn am besten durch seinen Bericht an den Straßburger Rath selbst bezeugen. „Die vortrefliche Reste des römischen Alterthums, so schreibt er im April 1727, die Menge der schönsten Monumenten, Statuen, Inscriptionen, so bereits gefunden und noch täglich entdeckt werden, die berühmte vaticanische, barberinische und ottobonische Bibliotheken, die viele Galerien und Cabinets geben mir in der Historie ein so großes Licht, daß Eurer Gnade zu versichern mich unterstehe, daß ich in 4 Monate in Rom mehr profitirt, als ich durch Lesen in vielen Jahren würde gelernt haben“. Im engen Verkehr mit den beiden jungen Grafen Harrach, denen er über historische und archäologische Gegenstände bezahlte Vorlesungen hielt, gewann er Eintritt in die Kreise der Römischen Aristokratie und lernte einige der Kunst und Wissenschaft liebenden Cardinäle näher kennen wie Albani, Corsini, Imperiali. Er nahm an den großen Ausgrabungen theil, die damals unter Papst Benedict XIII. mit erneutem Eifer wieder aufgenommen wurden, und begann selbst durch einzelne glückliche Ankäufe den Grund zu seinem reichen Antikencabinet zu legen. Nachdem er Ostern 1727 Neapel und seiner Umgebung einen kurzen Besuch abgestattet hatte, trat er Ende Mai die Rückreise über Florenz an. Zu Parma suchte er den bedeutendsten italienischen Historiker seiner Zeit Muratori auf und über Genua begab er sich dann in die Provence, wo er ebenfalls die Ueberreste des römischen Alterthums studirte. In Paris erwartete ihn der Auftrag des damaligen elsässischen Gouverneurs, des Marschalls d'Huxelles, eine diplomatische Sendung nach England zu übernehmen, und über die durch den Tod König Georg's I. geschaffene politische Lage einen eingehenden Bericht zu erstatten. Für Frankreich war es bei seinen damaligen intimen Beziehungen zu England von Werth, vollständige Informationen darüber zu erhalten, wie sich Ministerium und Parteien unter Georg II., der in heftigster Opposition immer gegen seinen Vater gestanden hatte, stellen würden. Für S. aber war dies jedenfalls eine willkommene Aufgabe, da eine politische Rolle zu spielen immer seinen Ehrgeiz gestachelt hatte. Sein Bericht scheint ganz kürzlich erst im Pariser Archiv wieder aufgefunden worden zu sein, läßt jedoch nach den kurzen Auszügen, die uns bis jetzt mitgetheilt sind, nicht erkennen, ob S. mit Scharfblick die großen Veränderungen im innern Leben Englands, die wachsende Macht des Unterhauses, die Corruption der obern Gesellschaftsschichten erfaßt hatte. Um in Robert Walpole den fähigsten Minister, den das Land besitzen könne, zu finden, dazu gehörte keine außergewöhnliche Beobachtungsgabe. Den Winter von 1727/28,

den S. in England zubrachte, benutzte er auch dazu Verbindungen mit Oxford anzuknüpfen und die Bekanntschaft verschiedener Gelehrter, vor allem des großen Philologen R. Bentley zu machen. Im Frühjahr 1728 verließ er England, kehrte über die Niederlande nach Paris zurück, wo er über seine Mission Bericht erstattete, und traf im Mai wieder in Straßburg ein. Von seinen spätern Bildungs- und Studienreisen verdienen hauptsächlich zwei noch eine ausführlichere Erwähnung. Im Jahr 1731 besuchte er in Begleitung des Grafen Thun Holland, wo er zu Utrecht Drakenborsch, zu Leyden u. A. Boerhaave und Vitriarius kennen lernte und auf des letztern Veranlassung einen Vortrag über die Entwicklung der deutschen Reichsverfassung hielt, der nicht blos den Beifall der Menge, sondern auch des ausgezeichneten Staatsrechtslehrers fand. Auf der Rückreise berührte er Paris, wo er in der Akademie der Inschriften, deren correspondirendes Mitglied er 1729 geworden war, über ein Monument der achten römischen Legion bei Straßburg las. Seine dritte Reise im J. 1738 war im wesentlichen eine Recognoscirung der deutschen Universitäten und Fürstenhöfe. Von den erstern besuchte er u. A. Gießen, Marburg, Jena, Halle, Leipzig, Würzburg, ohne daß er von ihrem Studienbetrieb besonders lebhafte und günstige Eindrücke empfing, unter den letztern waren es nahezu alle süd- und mitteldeutschen Höfe, bei denen er sich einführen ließ, um das verwickelte deutsche Staatsrecht in der Praxis und an seinem Ursprung kennen zu lernen. Ueber Dresden und Prag ging er nach Wien, wo er durch die Vermittlung des allmächtigen Bartenstein, eines gebornen Straßburgers, wiederholte Audienzen beim Kaiser und der Kaiserin erhielt und namentlich den erstern durch seine geschickte genealogische Lehre von der Abstammung der Habsburger und Lothringer von der elsässischen Herzogsfamilie der Etichonen zu fesseln und zu gewinnen wußte. Von allen Seiten, namentlich auch in den aristokratischen Kreisen, brachte man dem gefeierten Gelehrten Huldigungen und Auszeichnungen dar und dieser Wiener Aufenthalt sollte nach mancher Richtung hin von Bedeutung für Schöpflin's ferneres Schicksal werden.

Während er nach Straßburg von seinen Reisen zurückgekehrt seine früheren Studien zur römischen und mittelalterlichen Geschichte wieder aufgenommen hatte u. a. die Apotheose der römischen Kaiser, das römische Auspicienwesen, die Entwicklung des burgundischen Reichs bis zum Ende der Karolingerzeit bearbeitete, und diese Untersuchungen 1741 in seinen „Commentationes historicae et criticae“ zum größten Theil gesammelt herausgab, während er sich schon mit den Plänen und den Vorbereitungen zu seinem großen elsässischen Geschichtswerk trug und dafür Archivreisen in die Schweiz und in die Freigrafschaft machte, erlitt er in seiner Stellung an der Universität eine Reihe von bittern Verdrießlichkeiten, die nicht zum wenigsten sein stetig wachsendes Ansehen heraufbeschwor. An Anerkennung von Seiten des französischen Hofes hatte es nicht gefehlt, 1740 war S. von Ludwig XV. zum königlichen Rath und Historiographen von Frankreich ernannt worden; den städtischen Behörden aber, vor allen den Scholarchen, wurde die größere Selbständigkeit, die freiere Sicherheit ihres Professors unbequem. Ueber Form- und Taktfragen gelegentlich der lateinischen Festreden, die S. zu halten hatte, entspann sich ein Zwist zwischen ihm und dem städtischen Rath, der dazu führte, daß ihm anfangs 1746 die Königsgeburtstagsrede dauernd entzogen und einem jüngern Collegen und Schüler, einem Extraordinarius übertragen wurde. Dieser Zwist wurde durch den königlichen Prätor, den Herrn v. Klinglin, für die Verwaltung Straßburgs traurigen Angedenkens, mit Absicht geschürt. Letzterer wandte sich sogar mit einer directen Anklageschrift gegen S. an den Kanzler in Paris, d'Aguesseau, in der er ihn der Unfähigkeit und Nachlässigkeit für seine Amtsverrichtungen, sowie österreichischer Sympathien, die stark an Hochverrath streiften, bezichtigte. Zum Glück war der Kanzler ein maß- und

einsichtsvoller Mann, dem S. durch eine Reise nach Paris und Vorlage seiner Arbeiten leicht den Ungrund aller Vorwürfe klarlegen konnte, so daß der Prätor mit Schärfe in seine Schranken zurückgewiesen wurde. Aber die leidige Spannung dauerte doch bis zum Sturze Klinglin's im J. 1752 an. Von diesem Jahre ab datirt auch eine tiefgreifende Wandlung in der akademischen Stellung und Lehrthätigkeit Schoepflin's. Bis dahin hatte er sich in seinen Rechten und Pflichten von keinem seiner Collegen an der Universität unterschieden. Das Decanat der Facultät führte er elfmal und das Rectoramt bekleidete er zweimal in den Wintersemestern 1728 und 1736, auch eine Canonicatspfründe von St. Thomas hatte er wie üblich bekommen und im Capitel dieser Kirche stieg er allmählich zum Senior und Decan auf. Keiner der damit verbundenen Verpflichtungen hatte er sich entzogen, seine öffentlichen und privaten Vorlesungen hatte er gehalten und bei den Promotionen wie bei allen andern akademischen Acten mitgewirkt. Wiederholt war er für die Interessen der Universität in sehr wirksamer Weise eingetreten, die in ihrer ganzen Organisation und in ihrem Lehrgang den deutschen Hochschulen verwandt dem französischen Geiste ferne stand und die in ihrer streng abgeschlossenen protestantischen Haltung den Mißmuth der Katholiken erregte. So war es ihm geglückt, das Verlangen der letztern, es solle auch bei der Besetzung der Professuren wie bei den städtischen Aemtern die Alternative eintreten d. h. ein Katholik mit einem Protestanten wechseln, im J. 1751 durch seine persönliche Intervention beim französischen Hofe zur Ablehnung zu bringen. Wie mannigfache Verdienste er sich mithin schon um die Universität erworben hatte, sie sollten durch seine veränderte Lehrthätigkeit noch eine bedeutende Steigerung erfahren. Indem er sich von den gewöhnlichen geschichtlichen Vorlesungen entbinden und dieselben einem seiner Schüler, dem Extraordinarius Lorenz übertragen ließ, indem er demselben bald darauf auch die Professur der Eloquenz abtrat, beschränkte er sich darauf, einem Kreise bevorzugter Hörer die diplomatische Geschichte der letzten Jahrhunderte, Staatsrecht und verwandte Disciplinen vorzutragen. Unterstützt von seinem Schüler Koch (s. A. D. B. XVI, 371), der später sein Werk fortsetzte, schuf er so an der Universität eine kleine diplomatische oder staatswissenschaftliche Schule, die bald Ruf durch ganz Europa gewann und der junge Adlige aus allen Ländern zuströmten, vor allem aus Oesterreich, wo S. in den aristokratischen Kreisen im guten Andenken stand, und aus Frankreich, wo der Minister Choiseul die besten Zöglinge der Militärschule nach Straßburg sandte. Cobenzl, Metternich, Montgelas, die Grafen Rasumofski, der Graf de Ségur, die Barone Bignon und Bourgoing u. a. haben, wenn auch nicht alle schon zu Schoepflin's Zeiten, hier ihre Ausbildung erhalten. Die Universität gewann wieder wie in den Tagen Johann Sturm's nahezu den Charakter einer europäischen Ritterakademie, der Glanz, der ihren Namen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts umstrahlt, geht fast ausschließlich auf S. zurück.

Zugleich sicherte er sich durch diese Entlastung von den akademischen Verpflichtungen die Muße, welche er für die Vollendung seiner großen geschichtlichen Arbeiten dringend nothwendig hatte. Wenn wir einer Andeutung von S. in der Vorrede seiner „Alsatia illustrata" folgen dürfen, so hat er den Plan zu dieser großen Publication, welche eine geschichtliche Beschreibung des Elsaß von der ältesten Zeit bis auf seine Tage werden sollte, kurz nach der Rückkehr von seiner ersten großen Studienreise, also schon im J. 1729 gefaßt, offenbar angeregt durch die gewaltigen Unternehmungen der französischen und italienischen Gelehrten, eines Hardouin, Martene, Muratori und Montfaucon. Mehr als zwei Jahrzehnte waren dann über der Sammlung, Sichtung und Verarbeitung des Materials vergangen, als endlich im J. 1751 der erste Band der „Alsatia illustrata" ans Licht trat, der die keltische, römische und fränkische Zeit umfaßte.

1761 folgte der zweite Band, welcher die mittelalterliche und neuere Geschichte des Elsaß behandelte. Ein ursprünglich in Aussicht genommener dritter Band, der die „Alsatia sacra et litterata“ bringen sollte, blieb aus. Der Plan, den einst U. Obrecht (s. A. D. B. XXIV, 119) schon gefaßt hatte, ist hier zur Ausführung gekommen, ohne daß irgendwie nennenswerthe Vorarbeiten den Weg gewiesen hätten. Wenn man irgend einer gelehrten Arbeit die Bedeutung zuerkennen darf, daß sie für die fernere wissenschaftliche Forschung grundlegend geworden sei, so darf die „Alsatia illustrata“ für die elsässische Geschichte diese Werthung sicher beanspruchen. Noch heute sind wir nahezu in allen territorialgeschichtlichen und genealogischen Fragen gezwungen, auf ihre Angaben zurückzugehen und vielfach ihnen allein zu folgen. Mehr als der zweite Band hat selbstverständlich der erste an Bedeutung eingebüßt, weil große Theile darin naturgemäß von der Forschung längst weit überholt und jetzt ganz veraltet sind, wie z. B. die Darstellung der keltischen Periode. Aber schon für die römische Zeit ist die Arbeit noch in den meisten Punkten brauchbar, während für die fränkische Epoche wiederum die wissenschaftliche Untersuchung seitdem andere Bahnen eingeschlagen hat. Die Disposition des Stoffs ist allerdings nicht glücklich und zwingt namentlich im ersten Bande zu lästigen Wiederholungen. S. behandelt z. B. in der Römerzeit nacheinander die Geographie des Landes, die Straßen und Niederlassungen mit ihren Alterthümern, die Civil- und Militärverwaltung, Culturgeschichte, Anfänge des Christenthums, gibt dann eine fortlaufende Jahresgeschichte und schließt endlich mit einer genauen Beschreibung aller Alterthümer und sorgfältigen Wiedergabe der Inschriften. Im zweiten Bande, wo das Ganze beinahe in der Weise eines modernen historisch-statistischen Wörterbuchs angelegt ist, wirkt die Gruppirung vortheilhafter und praktischer, sie entspricht übrigens durchaus der geistigen Art Schoepflin's und der Natur des Stoffes, da eine zusammenhängende Geschichte des Elsaß im Mittelalter und der Neuzeit von einheitlichem Gesichtspunkte aus zu schreiben, zu den allerschwierigsten historischen Aufgaben, wenn nicht zu den Unmöglichkeiten zählt. Als eine Nebenfrucht seiner großen Arbeit dürfen wir die „Alsatia diplomatica“ betrachten, deren beide Bände allerdings erst nach seinem Tode 1772 und 1775 von seinem Schüler Lamey (s. D. A. B. XVII, 568) besorgt erschienen, obschon der Druck, dessen Kosten der Kurfürst von der Pfalz trug, bereits 1761 begonnen hatte. Ein überaus reichhaltiges urkundliches Material zur Geschichte des Elsaß vom Jahre 660 an bis zum Jahre 1773, nahezu 1600 Urkunden und Actenstücke, von denen viele seitdem im Original unwiederbringlich verloren sind, ist hier in einer für die damalige Zeit vortrefflichen Art und Weise bearbeitet und herausgegeben. Auf Vollständigkeit macht die Publication natürlich keinen Anspruch, und wenn auch ihre Sorgfalt selbstverständlich den Anforderungen, die wir heutzutage mit Recht und mit Unrecht an archivalische Editionen stellen, nicht völlig genügt, so ist sie doch von derartigen Flüchtigkeiten frei, wie sie Grandidier's urkundliche Veröffentlichungen aufweisen. Gesammelt hatte S. ferner noch, wie wir aus späteren Ankündigungen wissen, die bedeutenderen elsässischen Chroniken und Annalen aus dem Mittelalter und der Reformationszeit, die als „Scriptores Alsatiae“ erscheinen sollten. Ihre Ausgabe hat der Ausbruch der Revolution verhindert, und zugleich ist damit jede Spur dieser Arbeit verloren gegangen, was um so mehr zu bedauern ist, als sie für manche Quellen, wie z. B. die Dominicaner-Annalen von Colmar bessere, heute verschollene Vorlagen benutzt zu haben scheint. Die ebenfalls geplante „Alsatia litterata“, deren Bearbeitung S. Oberlin anvertraute, ist nicht über die ersten von ihm gegebenen Grundzüge und über einige kleine Bruchstücke, Dissertationen von Oberlin's Schülern, hinausgediehen. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhange noch Schoepflin's 1760 erschienene Schrift „Vindiciae typographicae“, in der er auf

Grund neu gefundener Actenstücke mit Erfolg den Beweis führte, daß Straßburg recht eigentlich der Ruhm gebühre, die Wiege der Buchdruckerkunst genannt zu werden, in der er den Mentel-Cultus seiner Landsleute (s. A. D. B. XXI, 370) zerstörte, um den Mainzer Gutenberg und seine Erfindung der beweglichen hölzernen Lettern für Straßburg in Anspruch zu nehmen. Wenn nun freilich auch dies Resultat vor der neueren Untersuchung nicht mehr bestehen kann und Gutenberg's Beschäftigung in Straßburg wieder in Dunkel gehüllt ist, immerhin ist die Summe der Verdienste, welche sich S. durch alle jene Arbeiten um die elsässische Geschichte erworben hat, auch heute noch so gewaltig, daß kein einziger der vor- und nachlebenden Forscher auf diesem Gebiet die seinigen dagegen in die Wagschale werfen kann. Und auch unter den gleichzeitigen Unternehmungen auf dem Felde der deutschen Landesgeschichte ist keine, die an methodischer Führung und dauernder wissenschaftlicher Bedeutung neben die „Alsatia illustrata“ gestellt werden könnte, selbst die besten wie Eckhart's Geschichte von Ostfranken und Herrgott's Untersuchungen zur Geschichte der Habsburger nicht ausgenommen. Wenn wir auch die heute längst völlig antiquirte Abhandlung über die „Keltischen Alterthümer“, die 1754 erschienenen „Vindiciae Celticae“ übergehen können, so verdient doch die letzte große Arbeit Schoepflin's, in der er seinen Dank gegen sein Geburtsland abtrug, noch eine ausführliche Erwähnung: die „Historia Zaringo-Badensis“, welche er auf Anregung des badischen Markgrafen Karl Friedrich in der kurzen Zeit von drei Jahren, von 1763—1766, in sieben Bänden zum Abschluß brachte. Die Geschichte der Herzöge von Zähringen und Teck, sowie der älteren badischen Markgrafen ist im ersten Bande behandelt, die Christophinische Zeit im zweiten, die Geschichte der Bernhardinischen Linie, der Markgrafen von Baden-Baden füllt den dritten, die des Ernestinischen Zweigs, der Markgrafen von Baden-Durlach den vierten Band, dessen Schluß die gesegnete Regierung Karl Friedrich's preist, welche von der dankbaren Nachwelt den Beinamen aurea Badensium aetas erhalten werde. Die letzten drei Bände enthalten die Urkundenbelege, wie denn überhaupt nach Schoepflin's Art das archivalische Material breit in den Vordergrund gerückt ist, namentlich bei den zahlreichen genealogischen Fragen, und der Fluß der geschichtlichen Erzählung oft ins Stocken geräth. An wissenschaftlicher Bedeutung steht das Werk hinter der „Alsatia illustrata“ weit zurück, man kann nicht verkennen, daß hier rasche und bestellte Arbeit vorliegt, wenngleich auch sie die Signatur trägt, welche Goethe der ganzen historischen Richtung Schoepflin's gegeben, wenn er von ihm sagt: „Er gehörte zu den glücklichen Menschen, welche Vergangenheit und Gegenwart zu vereinigen geneigt sind, die dem Lebensinteresse das historische Wissen anzuknüpfen verstehen.“

In die letzten Lebensjahre Schoepflin's fallen wissenschaftliche Bestrebungen besonderer Art. Den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz veranlaßte er 1763 zur Gründung einer Akademie in Mannheim, bei deren Taufe er recht eigentlich Pathe stand. Er leitete nicht bloß ihre Organisation, als ihr Ehrenpräsident nahm er auch regelmäßig an ihren beiden feierlichen Sitzungen im Jahr gewissenhaft theil und förderte ihre Arbeiten durch eine Reihe von Beiträgen aus der römischen und mittelalterlichen Geschichte der Rheinlande. In gleicher Weise gelang es ihm in den Niederlanden, wo die Studien tief darniederlagen, das Feuer der Wissenschaften wieder zu entzünden, indem er hier für die Gründung der Brüsseler Akademie bei den österreichischen Staatsmännern sich aufs lebhafteste verwandte und dieselbe auch im J. 1771 durchsetzte. Und wie in der Ferne so stiftete auch in der Heimath sein Wirken überall Segen. Seine kostbare Bibliothek, die nach seinem Tode mehr als 11 000 Bände zählte, sein Antikencabinet, das werthvolle, zum Theil einzige Monumente, Marmorwerke, Vasen, Münzen und Medaillen enthielt, alle seine Sammlungen, die er in libe-

ralster Weise stets der allgemeinen Benutzung geöffnet hatte, vermachte er noch zu Lebzeiten gegen eine bescheidene jährliche Rente für sich und seine Schwester, die ihm den Haushalt führte, in wahrhaft vornehmer Gesinnung der Stadt und Universität Straßburg, weil er hier sein zweites Vaterland gefunden habe, und weil Straßburg als das Auge vom Elsaß dasjenige besitzen solle, was der ganzen Provinz nützen und Ehre bringen könne. In der Unglücksnacht des 24. August 1870 sind leider alle diese Schätze in den Flammen zu Grunde gegangen. Von allgemeiner Liebe und Verehrung umgeben, von allen Seiten ausgezeichnet durfte S. noch im November 1770 sein 50jähriges Professorenjubiläum feiern. Nach dem Festactus in der Universität und dem Bankett im Capitelssaale von St. Thomas brachten ihm die Studirenden in dem mit Linden überwölbten Hofe seines Stiftshauses am Thomasplatz ein Fackelständchen, unter ihnen der jugendliche Goethe, der sich ihm nur in dieser Nacht genähert hat. „S. trat unter uns, so erzählt er, und hier war er recht an seinem Platze. Der schlank- und wohlgewachsene heitere Greis stand mit leichtem freiem Wesen würdig vor uns und hielt uns werth genug, eine wohlgedachte Rede ohne Spur von Zwang und Pedantismus väterlich liebevoll auszusprechen, so daß wir uns in dem Augenblicke etwas dünkten, da er uns wie die Könige und Fürsten behandelte, die er öffentlich anzureden so oft berufen war.“ Und wie Goethe ihn uns hier schildert, mit schlanker Gestalt, freundlichen Augen, redseligem Mund, so zeigen ihn uns auch die erhaltenen Bilder. Ein heiterer Geist thront auf seiner Stirn und die außerordentlich ausdrucksvoll geformten Lippen verrathen den immer bereiten Redner. Als er am 7. August 1771 nach kurzer Krankheit die Augen schloß — noch für das kommende Wintersemester hatte er eine Vorlesung über die europäischen Friedensverträge angekündigt —, da war die Trauer in Straßburg, im Elsaß und in der gelehrten Welt allgemein. Der Rath beschloß seine Beisetzung in der Thomaskirche; das schönste und dauerndste Monument aber neben seinen großen wissenschaftlichen Werken setzte ihm der Dichterjüngling mit jenen Worten aus Wahrheit und Dichtung: „Auch ohne nähere Berührung hatte derselbe bedeutend auf mich eingewirkt; denn vorzügliche mitlebende Männer sind den größeren Sternen zu vergleichen, nach denen, so lange sie nur über dem Horizont stehen, unser Auge sich wendet und sich gestärkt und gebildet fühlt, wenn es ihm vergönnt ist, solche Vollkommenheiten in sich aufzunehmen.“

Fr. D. Ring, Vita Joannis Danielis Schoepflini, Carolsruhae 1767. — J. Friese, Kurze Schilderung des Lebens Schoepflin's und Herrmann's. Straßburg, o. D. — L. Spach, Oeuvres choisies I, 143 ff. — Ch. Pfister, Jean Daniel Schoepflin in den Annales de l'Est I u. II, die neueste, nach Acten gearbeitete, zuverlässige Biographie. — Vergl. Martin u. Wiegand, Straßburger Studien II, 440 ff. und Bulletin du musée historique de Mulhouse t. VIII, p. 1 ff. mit Briefen von Schoepflin.

W. Wiegand.

Schoppe: Amalia Emma Sophie Katharina geb. Weise. Sie war geboren am 7. October 1791 in der Stadt Burg auf der Insel Fehmarn (Schleswig-Holstein), wo ihr Vater als Physikus lebte († 1798). Die Mutter verheirathete sich wieder 1802 an einen Kaufmann in Kellinghusen. Die Tochter aber sandten sie zu ihrer weitern Ausbildung nach Hamburg, welche die Gelegenheit dazu auch gut benutzte und sich vielfache Kenntnisse, auch in verschiedenen Sprachen, aneignete. 1811 verheirathete sie sich mit dem Dr. jur. Schoppe daselbst. Die Ehe war indeß keine glückliche. Der Gemahl führte ein unordentliches Leben und starb 1829. Amalia übernahm jetzt ein Erziehungsinstitut für junge Mädchen, verbunden mit Pension, welches seit 1821 in Wandsbeck bestand; nachher wohnte sie wieder in Hamburg, von 1842 bis 1845 in Jena, dann

wieder in Hamburg, bis sie 1851 nach Amerika übersiedelte zu ihrem Sohn, der sich zu Shenadady im Staate Newyork niedergelassen hatte. Hier ist sie am 25. September 1858 gestorben. Sie ist eine ungemein fruchtbare Schriftstellerin, ihre Werke machen nicht weniger als 130 Bände aus. Unter denselben befindet sich eine große Reihe von Jugendschriften, z. B. „Die Abendstunden der Familie Holt“ 1823, „Die Auswanderer nach Brasilien“ 2. Aufl. 1852, „Die Holsteiner in Amerika“ 1858. Auch eine Haus- und Schulfibel gab sie 1830 nach einer verbesserten Methode heraus und 1832 eine Wandfibel, so auch einen Briefsteller für die Jugend 1817, später auch Briefsteller für Damen 1834, von dem noch 1865 die 5. Auflage erschienen ist. Von 1827 bis 1833 redigirte sie Pariser Modeblätter. Von 1847 bis 1851 gab sie das Taschenbuch Cornelia heraus. Außerdem war sie Mitarbeiterin an vielen Zeitschriften, für die sie Gedichte und Erzählungen allerlei Art lieferte. Desgleichen sind von ihr eine große Menge Romane, auch historische erschienen, in denen sie es allerdings mit der Geschichte nicht allemal zu genau nahm, sondern die Helden oft nach ihrem Gutdünken umbildete. Wir nennen „Die Verwaisten“ 1825; „Tycho de Brahe“ 2 Bde. 1839; „Die Schlacht bei Hemmingstedt“ 2 Bde. 1840; „König Erich und die Seinen“ 2 Bde. 1830 u. s. w. Wie sie sich des jungen Fr. Hebbel angenommen und zunächst die Veranlassung geworden, daß ihm weitere Ausbildung ermöglicht ward, erzählt E. Kuh, Fr. Hebbel, Wien 1877 ausführlich. Die Verfasserin hat selbst „Erinnerungen aus meinem Leben“ in 2 Bänden herausgegeben, die jedoch schon Altona 1838 erschienen sind.

v. Schindel, Deutsche Schriftstellerinnen III, 237. — Raßmann, Gallerie 2. Forts. 1821, S. 62; — dessen Pantheon S. 300. — Lübker-Schröder, S.-H. Schriftstellerlexikon II, 526. — Alberti, II, 353. — Hamb. Schriftstellerlexikon VI, 6. — Goedeke, Grundriß II, 632 ff. — R. König, Litteraturgeschichte S. 723 und 807.

Carstens.

Schoppe: M. Andreas S. (Schoppius), Theologe und fruchtbarer volksthümlich-theologischer und apologetischer Schriftsteller, geboren gegen 1538 zu Lebenstedt bei Braunschweig, † am 17. April 1614 zu Wernigerode. Auf den Schulen zu Braunschweig mit Unterstützung des Raths und vornehmer Einwohner vorgebildet, bezog der strebsame Jüngling im Herbst 1555 die Universität Wittenberg, um sich dem geistlichen Amt zu einer Zeit zu widmen, in der der Landesherr seiner engeren Heimath die Reformation niederzuhalten suchte. Mit Fleiß hörte er Melanchthon, den er lieb und werth behielt, obwohl ihm dessen theologisches System ganz zuwider war. 1558 wurde er Collaborator am Martineum zu Braunschweig, war auch Erzieher der Söhne des Bürgermeisters Henning vom Damm. Im Sommer 1561 bezieht er nochmals die Universität Rostock, wo er nach einem Jahre zum Magister befördert wird. Von da an erscheint sein Name in verlateinter Form und sein Briefwechsel mit Martin Kemniz, Joh. Wigand, Dav. Chytraeus u. a. zeigt ihn als entschieden orthodoxen Lutheraner. Den Chytraeus bezeichnet er mit Auszeichnung als lieben Praeceptor und Vater in Christo. Gegen Ende 1565 wurde S. als der 2. Rector an die Schule zu Güstrow berufen, was er bis ins dritte Jahr blieb. 1568 trat er ins geistliche Amt als Pfarrer zu Erxleben im magdeburgischen Holzkreise. In dieser 21 Jahre lang treu versehenen Stellung war für ihn besonders wichtig, daß sein Kirchherr Joachim v. Alvensleben ein wissenschaftlich überaus strebsamer und an den kirchlichen Bestrebungen jener Zeit auf das lebhafteste theilnehmender Mann war und daß S. neben seinem Pfarramt zugleich Verwalter der heute noch bemerkenswerthen v. Alvensleben'schen Lehnsbibliothek war und dadurch einen höchst wichtigen

Vorrath besonders theologisch-geschichtlicher, sowie auch rechtskundlicher Schriften zu seiner Verfügung hatte. Nachdem S. 1580 einen Ruf an die Andreaskirche in Braunschweig abgelehnt hatte, schlug ihn im März 1589 Graf Wolf Ernst zu Stolberg, der auf den litterarisch thätigen Mann aufmerksam geworden war, dem Rath und der S. Silvestrigemeinde zu Wernigerode an die Stelle des als Professor nach Wittenberg berufenen Dr. Maius als Oberpfarrer vor. Als rein in der Lehre, keines Irrthums verdächtig und in seinem Amt fleißig und friedfertig empfohlen erhielt er denn auch diese Stelle und hatte nun an seinem neuen Wirkungskreise den Vortheil eines wissenschaftlichen Bücherschatzes in noch reicherem Maße als vorher zu genießen, da der ihm wohlgewogene Landesherr schon damals einen ansehnlichen Grund zu der bis zur Gegenwart fortgebauten fürstl. Bibliothek in Wernigerode gelegt hatte. Unter dem einfachen Titel Pfarrer versah S. in Wernigerode das erste geistliche Amt und consistoriale Aufgaben. Seinem gelehrten Streben entsprach es, daß er sich auch nachdrücklich der wernigerödischen Lateinschule, deren Aufsicht ihm mitbefohlen war, annahm. Er wirkte dahin, daß an dieser damals von drei Schulcollegen neben dem Küster bedienten, zahlreich besuchten Schule ein vierter Lehrer bestellt wurde. Vier Jahre lang lehrte er darauf selbst wöchentlich Dialektik und Grammatik, hielt an den Sonnabenden mit den Schülern der ersten Classe Redeübungen und wohnte den zweimal im Jahre stattfindenden Prüfungen bei. Auch des Mädchenschulwesens nahm er sich an. Schoppe's älteste Schrift, die er 1561 abfaßte, 1563, und wohl noch öfter, überarbeitete, sein „Kurzer Auszug der vornemesten Historien und Geschichte der löbl. und weitberümbten Stadt Braunschweig", ist noch ungedruckt. In den älteren Theilen eine Compilation aus verschiedenen Quellen, bleibt sie in ihren jüngeren Abschnitten, die theils bis 1519, theils bis 1580 reichen, zu prüfen, namentlich wieweit sie von S. selbst herrühren. Bemerkenswerth sind darin 12 geschichtl. braunschw.-niedersächsische Lieder (vgl. v. Liliencron, Hist. Volksl. d. D. II, 211 ff.) Hdschrr. finden sich zu Braunsch. und besonders auf d. herz. Bibliothek zu Wolfenbüttel. Die übrigen Schriften sind mehr oder weniger theol. Inhalts, dienen zur Abwehr von Irrthümern und Angriffen oder sind volksthümlich lehrhaften Inhalts. Nur handschriftl. liegt uns vor sein durch Abschriften ‚gesprengtes' oder verbreitetes kühnes „Judicium von der ierlichen Memorien, so a. 1569 den 20 Julij dem . . . Herzog Heinrich d. J. in den Kirchen des braunschw. Landes auf des Fürsten Befehl und D. Chemnicii Anordnung gehalten ist". Im Druck erschien 1570 Schoppe's Gründl. Antwort auf die Frage, ob eine ganze christl. Gemeine und ein iglicher Christ von Gottes wegen Recht und Macht habe in allerlei Lehre zu urtheilen und zu richten. Er tritt darin mit größter Entschiedenheit für das Recht der Gemeine und der einzelnen Gläubigen in kirchlichen Dingen ein. Die Einsegnung des Riddagshäuser Abts Lorber, der als Papist in einer sog. Winkelehe gelebt hatte, durch D. Andreae gab S. Anlaß zu der Schrift: „Christliche Gründe und Ursachen, warumb die heiml. Beiwohnung eines Mannes und Weibes, so weder mit öffentl. Verlöbniß noch christl. Ceremonien bestätigt, unter den Christen mit nichten zu leiden" u. s. f. Magd. 1576. Zusammen gehören die nächsten Schriften: „Bericht, ob die Erbsünde ein Wesen", Jena 1571, 4°, „Rettung des heil. Catechismi wider den Schwarm der newen Manichäer und Substantiisten", Jena 1572, 4° (gegen Illyricus, von Wigand sehr gelobt), „D. M. Lutheri Sprüche und Zeugniß, das die Erbsünde nicht sei das Wesen des Menschen", Jena 1572, 4°. Wie die letztere Schrift durch Schoppe's Verhältniß zu dem frommen Andr. v. Meyendorf auf Ummendorf entstand, so auch seine: „Christl. und nöthige Warnung für dem erdichten Lügengeist der falschen Propheten", Wittenb. 1596, 4°, die im nächsten Jahre unter verändertem Titel als: „Weissagung etlicher falschen Calenderschreiber" u. s. f. abermals erschien.

— Ungedruckt geblieben ist eine Schrift, durch welche S. als treuer Helfer Joach. v. Alvensleben's und des Andr. v. Meyendorf der Concordienformel im Magdeburger Lande zum Siege verhalf. Auf 152 Quartblättern findet sich davon eine von S. durchgesehene Abschrift auf der fürstl. Bibl. zu Wern. Hier und zu Wolfenb. wird handschriftlich eine „Erinnerung an D. Tilem. Heshusius von seiner Lehre soviel die wesentl. Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl belanget" aufbewahrt. 1581 erschien seine Widerlegung der 22 nichtigen, falschen und gotteslästerl. Ursachen warumb M. Sebast. Flasch von der erkannten . . Wahrheit d. Evangelii — abgefallen. Kl. 8⁰. Nur kurz erwähnt sei eine mit lehrreicher Nutzanwendung begleitete Schrift über eine „erschreckliche Mißgeburt" zu Erxleben (1581) und zu Gunsten der von verständigen Frauen an schwachen Kindern vorzunehmenden Nothtaufe (Magdeb. 1597). Umfangreich und bemerkenswerth sind einige Schriften zu Nutz und Ehren der Frauen und für Hausväter, Hausmütter, Jungfrauen und Junggesellen, so: „Das Buch Tobias in 50 Predigten ausgelegt", Magdeb. 1582, 2 Bogen Vorrede u. s. f. und 257 Blätter Text. War dies schon die auf eine erste schnell gefolgte 2. Auflage, so erschien dieses Buch 1604 bei Herm. Große in Leipzig als TRIUMFUS | MULIEBRIS, | darinnen sampt Aus- | legung des Buchs Tobiae in funfftzig | Predigten, alles was Christlichen Eheleuten, | v. tugendreicher Jugend zur Lehre, | Trost v. Warnung dienlich.— Und dann | des Weiblichen Geschlechts Dignitaet | v. Würdigkeit . . ordentlich u. aus-—führlich gehandelt. Der Text hat hier 250 Quartbl. Der eine besondere Schrift bildende 2. Theil ist die CORONA | Dignitatis Muliebris, | Das ist: | Frommer Frawen 2c. | v. Jungfrawen Ehren v. Gewis | sen Schildt | oder Bestetigung der Lehre, | daß sie wahrhafftig Menschen, durch den Glau- | ben an Christum Kinder v. Erben der | ewigen Seligkeit sind. | S. hat in der praktischen Auslegung des B. Tobiae, des „Manuals frommer Christen", das bei fast allen Fragen des Familienlebens begleitet, das Bedürfniß seiner Zeit trefflich verstanden, alles durch belehrende Beispiele erläutert und bekundet in der Schrift solche Liebe und ein solches Verständniß des deutschen Volksthums, daß man aus der Schrift eine ansehnliche Auslese volksthümlicher Spruchweisheit zusammenstellen könnte. Die „Corona dign. muliebris" war unter dem Titel: „Frawen Ehren v. Gewissen Schild" Leipz. 1595, 140 Bl., 12⁰ für sich allein erschienen. Der uns nicht zu Gesicht gekommene Clypeus gloriae conscientiaeque foemineae Leipz. 1640, 12⁰ ist offenbar nur ein neuer Druck derselben Schrift, die also noch geraume Zeit nach des Verf. Tode sich im Buchhandel erhielt. Von der „Vorsorge für das kluge Weibervolk" Leipzig 1604, die ebenfalls als besondere Schrift von S. angeführt wird, vermögen wir das Verhältniß zu der cor. dign. muliebris nicht anzugeben. Der Gegenstand der Schrift, der zu unserer Zeit wohl nur schalkhaft behandelt wird, ist bei S. sehr ernst gemeint. Unter dem angenommenen Namen Joh. Praetorius ließ S. ohne Angabe von Drucker und Druckort 1592 eine kühne kirchenrechtl. Schrift erscheinen: Wider das Weltliche Bapsthumb, | Das ist | Wolgegründete Ant- | wort auff die Frage | Ob Christliche O- | berkeit jhren Vnterthanen eine newe Reli- | gion auffdringen möge? | Vnd ob die Vnterthanen | Dafür zu warnen schuldig sein? 8 Bogen, 4⁰. In dem auf der fürstl. Bibl. befindl. Abzuge dieser Schrift hat S. sich eigenhändig als Verf. offenbart. Die Frage wird mit großer Entschiedenheit bejaht. Wie hier mit Nachdruck dem weltl. Papstthum entgegengetreten wird, handelt eine aus Wern. 23. Apr. 1613 bevorwortete Schrift davon, daß den geistlichen Dienern Christi und seiner Kirchen nicht gebühre weltl. Hoheit, Gewalt, Herrschaft und thätl. Regierung ihnen anzumaßen, zuzueignen und zu gebrauchen. Culturgeschichtlich höchst merkwürdig ist Schoppe's Schrift in Anlehnung an Christi Spruch: Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupt alle gezählet: „Von der Menschen

Haare Ursprung, rechtem und Mißbrauch", Erfurt 1605, 8 Bg., 4°. S. tritt sehr entschieden gegen das abscheren und unvernünftige zustutzen, dagegen für eine ordentliche Pflege des Haupthaars ein. Schon im nächsten Jahre erschien wieder zu Erfurt 10½ Bg., 4° stark: DE LIBERO ET VTILI VERNA- | culæ linguæ vsu in sacris | Oder | B. Erweisung das alle | trewe Lehrer v. Seelsorger schuldig | Die Werck jres offentlichen Ampts für der Christ- | lichen Gemeine in der sprach, so den einfeltigen be- | kant v. vornemlich, zu verrichten. | B. das alle vorstendige Leyen die hei- | lige Schrifft in jhrer Muttersprach gerne haben, fleißig | lesen v. . . . . zu gebrauchen be- | fuget v. recht haben. S. weist auf die Wichtigkeit gründlicher Dolmetschung hin, deren Mangel im N.-A. mehrfachen Irrthum verschuldet habe. Wie hier so wird dem schriftwidrigen Brauch Roms entgegengetreten in Schoppe's Buch: „De Ecclesia et Pontifice Romano | Oder beweiß, | das die wahre Kirche | Jhesu Christi im Newen Testament, an kei- | nen gewissen Ort, noch an derselben Satzungen, De- | cret v. ordnung, v. also auch nicht an Rom, noch desselben | Aussetze v. gewohnheit gebunden" u. s. f. Nur ganz kurz gedenken wir seiner Predigten über das Wunderwerk, daß der Herr mit 7 Broten viertausend Mann gespeist, Gosl. 1607. Von den Bildern und rechter Abtheilung der 10 Gebote Gottes, Erfurt 1608. Predigt aus d. Anfang des 8. Cap. Nehemiae auf einen neuen Predigstuel in der Wern. Kirche zu S. Nikolai 1611 . . zum erstenmal gethan, Magdeb. 1613. Mehrere, theilweise geschichtlich inhaltreiche Leichpredigten und handschriftl. Aufzeichnungen müssen wir hier unerwähnt lassen.

Aus einer größeren handschriftl. Arbeit, welche theils auf Schoppe's Schriften, im übrigen zumeist auf Handschriften und Acten des fürstl. H.-Archiv's zu Wern. und der Bibliotheken zu Wern. und Wolfenb. fußt.

Ed. Jacobs.

Schopper: Hartmann S., Poet des 16. Jahrhunderts. Er war in Neumarkt in der Oberpfalz geboren (er selbst nennt sich Novoforensis Noricus): als Geburtsjahr ist 1542 anzusehen. Von seinem weitern Leben ist nur wenig bekannt. Ungefähr fünfzehnjährig verfaßte er bereits Gedichte in elegischem Versmaße. Schon früh kam er nach Frankfurt am Main, trat hier in Beziehungen zu dem Buchdrucker Sigismund Feyerabend, begann auf dessen Antrieb ungefähr 1562 die lateinische Bearbeitung des Reineke Fuchs, wurde aber vor Vollendung dieser Arbeit Soldat und kämpfte in Ungarn gegen die Türken. Bei dieser Gelegenheit wurde er dem Kaiser Maximilian II. bekannt, anscheinend auch der Kaiserin Maria. 1566 kehrte er aus Oesterreich nach Frankfurt zurück, sammelte hier mühsam die von ihm zurückgelassenen Bücher und Schriften, welche weit verstreut worden waren, und vollendete zunächst den Reineke. In einer vom 20. December 1566 datirten umfangreichen „Epistola dedicatoria" in schwungvollen Distichen widmete er das Werk dem Kaiser Maximilian; der vollständige Titel lautet: „Speculum vitae aulicae. De admirabili fallacia et astutia vulpeculae Reinikes libri quatuor, nunc primum ex idiomate Germanico latinitate donati, adiectis elegantissimis iconibus, veras omnium apologorum animaliumque species ad vivum adumbrantibus. Auctore Hartmanno Schoppero, Novoforense Norico". Die einzelnen Capitel des Gedichtes sind in jambischen Versen wiedergegeben; jedem Capitel sind „Commentaria" beigefügt, meist nur moralische Betrachtungen, die häufig mit den Worten „Observa ex hoc capite" beginnen; ein „Argumentum" in Distichen geht jedem Capitel voraus. Holzschnitte, eine längere peroratio und ein Index vervollständigen das ziemlich umfangreiche Werk, welches s. Z. viel Verbreitung gefunden zu haben scheint. Von späteren Auflagen sind mehrere bekannt; für die letzte — von 1595 — erwarb der Verfasser noch ein 10jähriges Privilegium, später wird er nicht mehr erwähnt. — Daß er zu P. Lotichius

Secundus und zu P. Schede (Melissus) in näheren Beziehungen stand, beweisen seine Gedichte. Außer dem Reineke veröffentlichte S. „Panoplia, omnium illiberalium, mechanicarum aut sedentariarum artium genera continens“, eine Sammlung von Holzschnitten, welche die verschiedenen Stände — vom romanus pontifex herab bis zum meretricum procurator — und ihre Hantirung darstellen, wobei jedem Bilde eine Erklärung in 5 Distichen beigegeben ist (gedruckt auf Kosten S. Feyerabend's 1568 und 1574); ferner ein „Tractatus de artibus mechanicis“, sowie „Carminum lib. I“ und eine Uebersetzung der Sprüche Salomonis in lateinischen Versen.

Epistola dedicatoria und Vorwort vor dem Speculum vitae aulicae. — J. P. Lotichii biblioth. III, S. 134—137. — G. M. Königii biblioth. S. 737. — Allg. hist. Lexikon IV, S. 376; daraus Jöcher IV, S. 334.

R. Hoche.

Schopper: Jakob S., Altdorfscher Theologe, † 1616. Geboren wurde S. am 1. November 1545 in Biberach in Schwaben, wo sein Vater (gleichen Namens), ein Schüler Luther's, damals als Prediger wirkte. Auf dem Gymnasium zu Memmingen vorgebildet, studirte er über sieben Jahre zu Tübingen unter Jakob Andreä, Jakob Heerbrand und anderen Theologie. Seine erste amtliche Anstellung erhielt er ohngefähr 1566 in seiner Heimath Biberach an derselben Kirche, an welcher sein Vater gewirkt hatte. Hier aber erregte er den Haß einer römisch gesinnten Partei gegen sich, so daß er nach neunjähriger Wirksamkeit (1575) weichen mußte. Von nun an sah er sich genöthigt, bald hier bald da sein Unterkommen zu suchen. Wir folgen ihm auf seinem Wanderleben zuerst nach Hornbach in Pfalz-Zweibrücken, wo er am Gymnasium Theologie lehrte, dann nach Tübingen, von da nach Heidelberg, wo er seit 1581 als Professor der Theologie wirkte und im folgenden Jahr Doctor seiner Facultät wurde, aber 1584 (infolge des Confessionswechsels im pfälzischen Fürstenhause) wieder entlassen wurde, weiter nach Haideck in Pfalz-Neuburg, wo er als Superintendent wirkte. 1588 finden wir ihn als Hofprediger des Markgrafen Georg Friedrich in Ansbach, nicht lange darauf als Decan des Capitels Leutershausen mit seinem Sitze in Lehrberg (in der Nähe von Ansbach), wo er zugleich Pastor war. 1593 zur Ordnung der Kirchenverhältnisse nach Amberg als Superintendent und Stadtprediger berufen, wurde er auch von hier durch den reformirten Kurfürsten von der Pfalz nach kurzem (1597) vertrieben. Im folgenden Jahre (1598) fand er endlich in Altdorf eine feste Stellung als theologischer Professor und Prediger. Hier starb er am 12. September 1616, als er gerade das Rectorat der Universität bekleidete, im 71. Jahre seines Alters. In der Kirche daselbst wurde er feierlich beigesetzt. Schopper war ein lutherischer Streittheologe von der Glaubensrichtung der Concordienformel; an seinem unsteten Wanderleben war zum theil sein Eigensinn selbst schuld; überall, wo er gewirkt, hat er in dogmatischem Streite gelebt. Er war zweimal verheirathet und hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft.

Werke wurden von ihm zwischen 1583 und 1616 in großer Zahl durch den Druck veröffentlicht; die meisten derselben sind Thesen, Predigten oder andere erbauliche Tractate. Aus seinen eigentlich theologischen Schriften sei erwähnt „De s. s. Coena Domini nostri Jesu Christi tractatus continens solida argumenta verae institutionis, cum refutatione impiorum argumentorum s. sophismatum, quibus fanatici testamentum hoc Jesu Christi adulterare conantur“. Witteb. 1594 (8°), ibid. 1595 (8°). Vor allen diesen Werken hatte er nach Zeltner's Angabe [s. u.], (wenn wir von einem 1563 gedruckten Gedichte Schopper's absehen) im J. 1582 zu Frankfurt am Main eine Cultur- und Kirchengeschichte deutscher Nation bis zur Reformation in deutscher Sprache veröffentlicht; dieses

umfangreiche Werk führt den Titel „Neue Chorographia und Historie Teutscher Nation d. i. Warhaffte eigentl. und kurze Beschreibung der alten hochlöblichen Teutschen &c., deren Herkommen, Kriegsthaten, Sitten, Religion und deren Veränderungen biß zur Reformation &c.“ (in Folio) und enthält in seinen drei Theilen I die physikalische, II die bürgerliche und III die kirchliche Geschichte Deutschlands — ein Beweis der großen Belesenheit und des patriotischen Sinnes des Verfassers. (Auch kommt bei Henr. Meibomius in s. Rerum Germ. T. II, n. 9 eine handschriftl. Historia Monasterii Gernrodensis von Schopper vor.)

Sein Leben in lateinischer Sprache s. bei Zeltner (Gust. Georg), Vitae theologorum Altorphinorum 1722 (4⁰), p. 58—86. Dort p. 78 ff. die Titel seiner Schriften und hinter p. 58 sein Brustbild; es zeigt ihn mit hoher Stirn, hellem Auge, vollem Haupthaare und vollem Barte mit Talar und Radkragen; unter dem Bilde sind die Insignien seines Rectorates angebracht.

P. Tschackert.

Schöpper: Jacob S., Humanist und lateinischer Dramatiker. Er entstammte den Kreisen des Dortmunder Patricierthums, wie aus der Widmung eines seiner Dramen an die Bürgermeister Lambert und Nicolaus von Verswordt, seine „cognati“, hervorgeht, und war von Jugend auf befreundet mit Johann Lambach (Scevastes), der 1543 mit Unterstützung des Rathes das Dortmunder Gymnasium gründete. Ueber seine Lehrer und seinen Studiengang wissen wir nichts, doch wird er ähnlich wie Lambach in jüngern Jahren den Unterricht der Münsterschen Humanisten genossen, später wenigstens indirect den Einfluß des Joh. Sturm erfahren haben. Seit 1544 ist er in Dortmund als Prediger nachweisbar, zunächst an S. Petri, dann an S. Marien, wo er anfangs Ecclesiast, später Presbyter war und als Prediger das aristokratische Publicum der Reichsstadt zu seinen Zuhörern zählte. Seine Kanzelreden hat in der lateinischen Niederschrift Lambach nach dem Tode des Freundes herausgegeben (drei Bände, Dortmund 1557, 1560). Daneben war er offenbar der Religionslehrer und Seelsorger des Gymnasiums: die Katechismuspredigten, welche Lambach als „Institutio christiana“ (Köln 1561, und im gleichen Jahre nochmals als Bd. IV der großen Sammlung, Dortmund 1561) herausgab, mögen vor den Schülern der gelehrten Anstalt gehalten sein. Aus dieser Lehrthätigkeit war offenbar auch der „Katechismus“ hervorgegangen, dessen erste, für uns verlorene Ausgabe 1548 herauskam und durch Zugeständnisse an die Evangelischen, vor allem in der Lehre von den Sacramenten und vielleicht auch in der Rechtfertigungslehre, lebhaften Anstoß erregte. Durch die ernsten Vorstellungen höherer Geistlicher eingeschüchtert, wohl auch durch die Zurückhaltung des conservativen Rathes wankend geworden, wich S. zurück. Er suchte den Sachverhalt alsbald in einer zweiten Ausgabe des „Catechismus brevis“ (Dortmund 1549) zu vertuschen und hat von da an der katholischen Kirche, als deren Sohn er sich eifrig bekannte, keinen Anstoß mehr gegeben. Am 11. Juni 1554 ist er in seiner Vaterstadt gestorben.

Aus seiner litterarischen Thätigkeit interessirt uns besonders zweierlei. Zunächst, durch Anlage und Tendenz, seine deutsche Synonymik („Synonyma“, Dortmund 1550), ein nach sachlichen und begrifflichen Rubriken geordnetes synonymisches Wörterbuch, das auf oberdeutschen Quellen (Formulare, Dasypodius, Adam Petri u. A.) beruht und den ausgesprochenen Zweck verfolgt, dem hochdeutschen Wortschatz in Niedersachsen Eingang und Verbreitung zu verschaffen. Die Vorreden, die zu den interessantesten Urkunden für die Geschichte unserer Schriftsprache gehören, verrathen deutlich das weitere Ideal des Verfassers, die Verdrängung auch des niederdeutschen Lautstandes aus der Umgangs- und Litteratursprache seiner Landsleute. Aber nur als Symptom, schwerlich als Förderer der gemeinsprachlichen Bewegung hat das Werkchen Interesse: ein praktischer Erfolg konnte ihm schon

wegen der ungeschickten Bevorzugung des oberdeutschen, speciell des alemannischen Wortmaterials nicht beschieden sein.

Eine um so regere Nachwirkung ging von einzelnen der lateinischen Dramen aus, welche S. in den Jahren 1544 bis 1553 schrieb und in Druck gab. Sie sind durch Schülervorstellungen veranlaßt, wie sie nach dem Vorbilde des Joh. Sturm auch ins Programm des Dortmunder Gymnasiums Aufnahme fanden und von S. geleitet wurden. Auch in deutscher Sprache soll S. gedichtet und 1546 ein Schauspiel „Joseph“ durch die Bürgerschaft zur Aufführung gebracht haben. Von den lateinischen Dramen ist sein Erstlingswerk, der „Ectrachelistes sive Ioannes decollatus“ (geschrieben 1544, gedruckt 1546), durch geschickte Anlage, lebhaften Dialog und gute Charakteristik vor allen ausgezeichnet. Das Stück wurde alsbald von dem Engländer Nic. Grimald in seinem „Archipropheta“ (1548) maßvoll benutzt, später in dem „Baptistes“ des Corn. Schonaeus gründlich ausgeschrieben. Weit schwächer sind die beiden folgenden Schauspiele: „Voluptatis ac Virtutis pugna“ (gedruckt 1546) und „Monomachia Davidis et Goliae“ (1550); gleichwohl haben gerade sie die größte Verbreitung gefunden. Das völlig reizlose allegorische Stück wurde in Nürnberg (1590) nachgedruckt, in Halle (von M. Christoph Caesar 1602) neu bearbeitet und deutsch interpolirt; Uebersetzungen erschienen zwei zu Köln (von Aitzing 1585 und von G. Loien v. Tiel o. J.) und eine zu Lemgo (von Heinr. Heneke 1598); in einzelnen Scenen ward das Werk vielfach benützt und nachgeahmt. Um das Schauspiel vom Zweikampf des David und Goliath scheint sich eine ganze Familie von Sprößlingen und Seitentrieben zu gruppiren, unter denen das Stück des Valentin Boltz von Ruffach am meisten Beachtung verdient. Weniger Erfolg hatte nach außen eine zweite Gruppe von Schöpper's Dramen, die nur im kleinern Kreise seiner „discipuli domestici“ zur Aufführung gelangten. S. selbst ist hier mehr als in den früheren Werken von fremden Vorbildern abhängig. Einem „Abrahamus tentatus“ (1551), der sich an den Schuldialog des Belgiers Philicinus anlehnte, folgte als Fortsetzung der „Euphemus, seu felicitatus Jacob“ (1552); das letzte Stück, „Ovis perdita“ (1553), ist der gleichnamigen dramatischen Parabel des Jacobus Zovitius von Breda nachgebildet.

S. hatte sich an den besten Vorbildern des lateinischen Dramas geschult, er kannte seinen Plautus und Terenz so gut wie die humanistischen Dramatiker Oberdeutschlands und der Niederlande, unter denen ihn Macropedius und Sixt Birck am deutlichsten gefördert und beeinflußt haben. Dazu besaß er, wie sein „Ioannes decollatus“ beweist, entschieden Verständniß und Talent für die Schauspieldichtung. Aber wenn irgendwo, so tritt bei ihm das Mißverhältniß zu Tage zwischen den höheren Zielen der Kunstgattung und den beschränkten Schulzwecken, in deren Dienst sie gestellt ward. Der Rücksicht auf ein gutes und rhetorisch aufgeputztes Latein werden metrische Feinheiten so gut wie die Interessen des dramatischen Dialogs geopfert, und die Einprägung der „pietas“ gilt höher als alle poetischen Wirkungen. So hat der Schulmeister in S. den Dramatiker mehr und mehr erstickt.

A. Döring, Johann Lambach und das Gymnasium zu Dortmund. Von 1543—1582. Berlin 1875. 4⁰ (vorher in vier Dortmunder Programmen 1872—1875 erschienen); darin auch eine eingeschaltete Abhandlung von Junghans über Schöpper als theologischen und dramatischen Schriftsteller S. 85 bis 99 (III. 15—29). — Goedeke II ^{2} 137 f. 379. — Edw. Schröder, Jac. Schöpper von Dortmund und seine deutsche Synonymik, Marburg 1889; dazu F. Spengler in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1890, S. 442—447 und bibliographische Mittheilungen Johannes Bolte's.

Edward Schröder.

Schoepplenberg: Johann S., königl. preuß. Postcommissarius in Cleve, 1696—1712, aus der alten westfälischen Familie S., deren Stammsitz „Schuppelenberg“ bei Hagen in der Grafschaft Mark bereits in der Mitte des 11. Jahrhunderts urkundlich erwähnt wird, wanderte mit seinem Vater Paul S. 1651 aus der H. Hardenberg in Cleve ein und machte sich um die Förderung des Postwesens am linken Rheinufer verdient. Schon während der Kriegszüge Ludwig XIV. gegen die Niederlande (1672), als aller regelmäßiger Verkehr stockte, vermittelte S. durch eine Privatpost die Beförderung von Personen und Briefen und überreichte 1687 dem Kurfürsten von Brandenburg ein Project zur Anlage einer regelmäßigen Postverbindung zwischen Cleve und Köln, welche unter brandenburg'schem Schutze stehend auch bald darauf ins Leben trat, und 1693 dahin erweitert wurde, daß man die Fahrten bis dreimal wöchentlich vermehrte, und die Passagiere von Köln über Nymwegen bis Amsterdam in 24 Stunden beförderte, wozu S. die Concessionen von den angrenzenden Landesherren erwarb; auch empfing er das Recht, Postmeister und Postillione anzustellen, Stationen nach Gutdünken anzulegen und Wege zu bessern, während die Regierung die Kosten und den Schutz übernahm. Diese Aufgabe hatte jedoch mit manchen Hindernissen zu kämpfen, theils weil Kaiser Leopold I., von dem Hause Thurn und Taxis angeregt, dem Magistrat von Köln verbot, die betreffende Concession zu ertheilen, theils weil der zwischen den Höfen von Brandenburg und Bonn entstandene Etiquettenstreit, sowie die confessionelle Frage einen störenden Einfluß ausübten; jedoch gelang es der Energie von S., den Kölner Magistrat im Interesse der Stadt zur Ertheilung der Concession zu bewegen, und das Widerstreben der großen und kleinen Höfe zu überwinden, sowie auch die Postanstalt so zu fördern, daß sie sich dauernd bewährte, und noch bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts in den Händen der Familie verblieb. In Anerkennung dieser Verdienste ernannte der Kurfürst, am 3. Februar 1696, S. zum Postcommissarius, und befreite ihn von Einquartierung und allen persönlichen Lasten, welche Titel und Beneficien auch sein Sohn Gabriel (1712—55), sein Enkel Heinrich Gabriel (1755—80), und sein Urenkel Gustav Adolf (1780—95), die ihm im Amte folgten, beibehielten. Inzwischen besetzten die Franzosen das linke Rheinufer, zogen die Briefpost als Staatsregal ein, und überließen den Schoepplenberg'schen Erben nur die Personenpost als Privatunternehmen, bis Heinrich Christian Gabriel S. dasselbe (1808) an einen nahen Verwandten, den späteren Oberpostdirector Gustav zur Hofen abtrat, der es nach Rückkehr der preußischen Regierung weiter fortsetzte; endlich verlor es durch Einführung der Eisenbahnen an Bedeutung und ging in fremde Hände über.

W. H. Mathias, Darstellung des Postwesens Bd. I, S. 32. — H. Stephan, Geschichte der Post S. 71, 132, 234, 247—50, 282, 326. — Eugen Rich. Schoepplenberg, Die Familie Schoepplenberg, I, 1870, IV, 1877, mit Abbildungen.

Eugen Rich. Schoepplenberg.

Schorch: Hieronymus Friedrich S., Jurist, ist am 23. October 1692 zu Erfurt geboren, wo sein Vater Johann S. älterer Bürgermeister war. Nachdem er seine Vorbildung auf dem Rathsgymnasium erhalten, studirte er auf der heimischen Hochschule 1708—1713, bezog 1713—1716 die Universität Leipzig und kehrte dann wieder in die Vaterstadt zurück, welche nun sein dauernder Aufenthaltsort bis zum Tode wurde, in welcher er mit der Zeit von einer Stufe zu der anderen in ruhigem Laufe der Entwicklung, seinen Familienverbindungen und eigenem Verdienste gemäß, gelangte und so, da er ein hohes Greisenalter erreichte, zu den höchsten Würden emporstieg. Zunächst ward er 1719 Vormundschaftsbeamter im Rathe, dann 1720 Obermarktherr, 1721 Bei-

sitzer des evangelischen Ministeriums und Inspector des Rathsgymnasiums, 1722 beider Rechte Doctor, 1728 Bürgermeister und in der Folge älterer Bürgermeister, 1732 außerordentlicher Professor der Rechte und adjungirter Assessor in der Juristenfacultät, 1735 ordentlicher Assessor derselben, 1736 ordentlicher Professor der Institutionen, 1741 kaiserlicher Hofpfalzgraf, 1744 Professor des Staatsrechts, 1752 Professor der Pandekten, 1753 Director der damals errichteten kurfürstlich Mainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften, 1759 Professor des Codex und Lehnrechts, endlich 1765 Professor der Decretalen, Senior der Juristenfacultät und kurfürstlich Mainzischer wirklicher Regierungsrath. In seinen letzten Lebensjahren galt er als der älteste der damals lebenden Rechtsgelehrten Deutschlands; er ist gestorben am 9. Mai 1783, bis zum Ende akademisch wie litterarisch thätig. Er hat zahlreiche und vielfach tiefer, als man es wohl bei derlei Werken seiner Zeit gewohnt ist, eindringende Abhandlungen, namentlich in Form akademischer Gelegenheitsschriften, aus allen Gebieten der Jurisprudenz geschrieben; dagegen ist er, durch alle möglichen praktischen Arbeiten fortwährend in Anspruch genommen, zur Ausführung eines größeren, geschlossenen, bleibenden Werkes nicht gekommen; hierin wie in seinem ganzen Lebenslaufe repräsentirt er typisch die ernste, tüchtige, trotzdem immer mehrere Stufen hinter der Höhe zurückbleibende, kleinstädtische „bürgerliche“ deutsche Rechtsgelehrsamkeit des Jahrhunderts, welches seine Lebenszeit fast ganz ausfüllte.

Weidlich, Nachrichten u. s. f. II, 325 und Nachträge zum zweiten Theil III, 262. — Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller XII, 403, mit genauem Schriftenverzeichniß.

Ernst Landsberg.

Schoreel: Jan S., Maler und Ingenieur, geboren am 1. August 1495 in dem kleinen Dorfe Schoorl bei Alkmar. Sein Name wird verschieden geschrieben, wie Schorel, Schoorl, Scorel. Er verlor frühzeitig seine Eltern und da die Verwandten sahen, daß er Lust und Anlagen zur Kunst habe, gaben sie ihn zum Maler Cornelis von Harlem auf drei Jahre in die Lehre (1509), wo der Schüler unter der Rohheit und Trunksucht seines Meisters viel zu leiden hatte. Im J. 1512 ging er nach Amsterdam, wo er in die Werkstätte des Malers Jacob Cornelisz eintrat. Indessen scheint S. ein unruhiger Geist gewesen zu sein; er wollte die Welt sehen und lernen. Italien war das Ziel seiner Wünsche. Vorerst hielt er sich eine Zeit bei Jan Mabuse in Utrecht auf, dann ging er über Köln und Speyer nach Nürnberg, um Dürer persönlich kennen zu lernen. Darauf kam er nach Steiermark und Kärnten. Das Altarbild mit zwei Flügeln, 1520 gemalt, in Obervellach, bekundet seinen Aufenthalt in Kärnten. Nach dieser Arbeit gelangte er nach Venedig. Wie auf der ganzen Reise, zeichnete er auch hier viel nach der Natur. Eines Tages traf er im Hafen viele Pilger, die nach dem heiligen Land zogen, darunter befand sich ein Mönch aus Gouda, Namens Beggynen, also ein Landsmann, der ihn überredete, sich der Wallfahrt anzuschließen. Im heiligen Lande und in Jerusalem zeichnete er unermüdet Land und Leute, was er später bei seinen Bildern benützte. Auch eine ausgeführte Zeichnung des heiligen Grabes entstand, die er bei einem Gemälde verwerthete, darauf er mehrere Pilger, darunter auch sich selbst portraitirte. Das Bild kam in ein Kloster in Harlem, ist aber verschwunden. In Jerusalem suchte ihn der Prior des Sionklosters wenigstens auf ein Jahr zurückzuhalten, aber S. wollte nicht bleiben. Während der Rückfahrt malte er auf dem Schiffe ein Bild aus, wie Thomas die Wundmale Christi berührt, und schickte es, um den Prior zu trösten, an diesen ab. Nach einem kurzen Aufenthalt auf Rhodus und Malta erreichte er glücklich Venedig wieder und zog nun durch Italien nach Rom, wo ihn die antiken Denkmäler wie die großen Meister der Malerei zum Studium

antrieben. Hier war 1522 ein Landsmann von ihm aus Utrecht Papst, der einzige Holländer, der die Tiara trug, Adrian VI. Mit diesem kam S. in Berührung, er malte dessen Bildniß, das er dann der Universität von Löwen zum Geschenke machte und wurde von demselben mit der Aufsicht über das Belvedere betraut. Da aber der Papst im nächsten Jahre starb, hatte auch unseres Künstlers Aufenthalt in Rom ein Ende. Auch sehnte er sich nach seinem Vaterlande und so kam er nach Utrecht, wo ihn der Kunstfreund Lockhorst in sein Haus aufnahm. Für diesen malte er mehrere Bilder, darunter den Einzug Christi in Jerusalem. Für die Marienkirche der Stadt malte er einen großen Flügelaltar, den Philipp II. der Kirche 1549 abkaufte und nach Spanien nahm. Ausgebrochene Unruhen in Utrecht bewogen ihn 1527 nach Harlem zu übersiedeln, wo er gleich allgemeine Anerkennung fand und mit Aufträgen überhäuft wurde. Das Jahr darauf wurde er zum Canonicus des Domes in Utrecht ernannt. S. malte oft die Kreuzigung; eine solche befand sich in der Oude-Kerk in Amsterdam und eine Wiederholung in Harlem. Jetzt sind seine Bilder sehr selten geworden, da der Bildersturm 1560 die meisten vernichtet hat. In der Dionyskirche zu Lüttich ist eine Kreuzabnahme und in Brügge ein Tod der Maria; ersteres entstand noch vor seiner Reise, also noch ohne italienischen Einfluß. Im Belvedere zu Wien befinden sich zwei Portraitstücke, Mann und Frau, die man als Bildnisse des Meisters und seiner Frau ansehen wollte, aber der Künstler war nie verheirathet gewesen. Den Dichter Joh. Secundus, seinen Freund, hat er auch (1511) portraitirt. Im Stadthause zu Utrecht ist ein schönes Bild von ihm, Maria mit dem Kinde in einer Landschaft sitzend, vor der der Donator kniet. Die Madonna erinnert an Raphael und so wird das Bild seiner späteren Zeit angehören. Er war der erste, der den Einfluß italienischer Kunst nach Holland verpflanzte. Die Echtheit mancher Bilder, die sich in Sammlungen befinden, wird von der Kritik angezweifelt. Der Künstler starb am 6. December 1562. Als Künstler besaß er ein prächtiges Colorit, seine Zeichnung war verständig, der Ausdruck ungezwungen und treffend. Auch werden seine sonstigen Kenntnisse, seine Sprachkenntniß insbesondere, sowie angenehmen Umgangsformen an ihm gerühmt. Er hatte eben nicht vergebens weite Reisen gemacht.

s. Kramm. — A. Michiels, V. — Galeriekataloge. Wessely.

Schorer: Christoph S., Arzt, wurde am 2. December 1618 zu Memmingen geboren und zwar mütterlicherseits als der Enkel des Arztes Elias Waldner. Von diesem, der in Memmingen prakticirte, wurde S. schon als Knabe zum Studium der Heilkunde angeregt, das er 1639 in Straßburg begann. Nebenher beschäftigte sich S. mit besonderer Vorliebe mit astronomischen Studien, als deren Frucht er 1641 in Straßburg einen astrologischen Kalender herausgab, von dem 30 weitere Jahrgänge erschienen sind. 1643 begab er sich auf eine Studienreise mit längerem Aufenthalt in Basel, bereiste Burgund, hielt sich auch in Montbéliard längere Zeit auf und ging schließlich nach Padua, wo er am 26. Mai 1654 die Doctorwürde erlangte. Hierauf ließ er sich als Arzt in seiner Vaterstadt nieder, wurde zum Stadtphysicus ernannt und erwarb sich in dieser Eigenschaft auch das Vertrauen des Herzogs von Württemberg. S., der am 12. Februar 1671 starb, schrieb die meisten seiner Schriften in deutscher Sprache. U. a. veröffentlichte er einige Abhandlungen über die Cur der Pest, über den Nutzen und Gebrauch der Fontanellen, einige hygienische Schriften, so die „Medicina peregrinantium oder Arznei der Reisenden“ (Augsburg 1663, 1667, 1697) u. a. Alle genannten Arbeiten von S. haben heute nur noch historisches Interesse.

Eloy, Dictionn. historique IV, p. 220. — Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte, herausgegeben von A. Hirsch V, 274. J. L. Pagel.

Schorlemmer: Ludwig Wilhelm v. S., preußischer Generallieutenant, 1699 im Hessischen geboren, 1718 beim Regiment zu Pferd von Dewitz in den preußischen Dienst getreten, am 29. Nov. d. J. zum Cornet ernannt, war beim Regierungsantritt Friedrich II. Major beim Kürassierregiment von Waldow Nr. 12, ward nach der Schlacht bei Chotusitz (17. Mai 1742) Oberst, that sich bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745) hervor, erhielt den Orden pour le mérite, ward 1747 Generalmajor und in demselben Jahre Chef des Dragonerregiments Nr. 6, welches in ostpreußischen Garnisonen stand. Er war ein tüchtiger Dienstofficier; es war ihm daher schon damals eine ähnliche Stellung angewiesen, wie nach dem siebenjährigen Kriege die Inspecteure einnahmen. Weniger zufriedenstellend waren seine Leistungen in letzterem Kriege. Schon bei Großjägerndorf (30. August 1757) ward ihm Schuld gegeben, daß die vor der Schlacht ihm aufgetragen gewesene Erkundung des Feindes nicht genügend gewesen sei; es ward ihm ferner vorgeworfen, daß er, nachdem sein anfänglich vorzüglich geglückter Angriff auf den rechten Flügel der Russen abgewiesen war, zu weit zurückgegangen sei und weiter nichts gethan habe. Am 9. August 1758 schreibt der König (Politische Correspondenz Friedrichs II., 17. Band, Berlin 1889) von ihm, daß er „sein Lebtage nichts thun will, sondern sitzet und kalmäusert". Trotzdem führte er gleich darauf bei Zorndorf (25. August 1758) und im folgenden Jahre bei Kay (23. Juli) und bei Kunersdorf (12. August) höhere Commandos, ohne jedoch hervorzutreten. Er wurde 1760 verabschiedet und starb am 14. Mai 1776 zu Berlin.

Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 3. Theil, Berlin 1790.

B. Poten.

Schorn: (Johann Karl) Ludwig v. S., Kunsthistoriker. Geboren am 9. Juni 1793 zu Castell (südlich von Schweinfurt gelegen) als der Sohn eines Domänenrathes der damals noch reichsständischen Grafen von Castell, erhielt er durch die zartsinnige Mutter, durch den Reiz des schönen Frankenlandes mit seinen Ruinen und Sagen, frühzeitige Eindrücke, welche nebst einem glücklichen Zusammenwirken aller bestimmenden Umstände immer weiter genährt wurden und den Jüngling auch auf jene Gebiete der Poesie, Geschichte und Kunst führten, die dann als wahre Fachwissenschaft seiner Thätigkeit die entscheidende Richtung gaben und durch das ganze Leben geleiteten. Ausgerüstet mit einer tüchtigen philologischen Grundlage ging S. 1811 zum Studium der Theologie nach Erlangen, wendete sich alsbald mit vollem Eifer zur Geschichte der bildenden Kunst, wozu ihn Sulpice Boisserée ermuthigte und bestärkte, ebenso Baron Haller v. Hallerstein (der Entdecker der berühmten Giebelgruppen vom Tempel zu Aegina), welcher erst kürzlich von einer griechischen Reise zurückgekehrt war. Seit 1816 in München, wo Fr. Thiersch anregend und fördernd auf den begeisterten jungen Mann wirkte, erschien schon 1818 seine erste Schrift „Ueber die Studien der griechischen Künstler", welche in anerkennendster Weise Aufnahme und Beifall fand. Mit der ganzen Idealität seiner schönen Seele betrachtete er die Kunst als das schöpferische Vermögen, ewige Ideen durch sinnliche Mittel zu veranschaulichen; sie müsse mit priesterlicher Reinheit behandelt werden und, auf der Grundlage eines tiefen Naturstudiums ruhend, ihre wahre Weihe durch den Hauch der Poesie empfangen. Indem er diese durch alle Zeiten und Völker gehende Offenbarung des Geistes in ihren historischen Entwicklungen zu erforschen strebte, hielt er sich von aller Einseitigkeit, welche damals, obwohl in sehr liebenswürdiger Form, breit zu werden drohte, frei und bewährte frühzeitig jene dem Geschichtsschreiber und Aesthetiker in erster Reihe zukommende Objectivität. In Dresden, wo er 1819 die herrlichen Kunstsammlungen durchforschte, traf S. mit dem gleichgesinnten Otfried Müller zusammen und schloß mit ihm bleibende

Freundschaft. Damals faßte der weitblickende Freiherr v. Cotta den Plan, als ergänzende Beilage zu dem verbreiteten „Morgenblatt“ auch ein eigenes „Kunstblatt“ zu gründen, welches die Ergebnisse der neuaufblühenden Kunstforschung zugleich mit den neuesten Producten der schaffenden Künstler dem größeren Publicum in möglichster Frische vermitteln sollte. Durch Boisserée's Empfehlung wurde S. mit der Redaction betraut, übersiedelte dazu nach Stuttgart (1820) und leitete das Unternehmen unter der steten Beihülfe der besten Zeitgenossen zweiundzwanzig Jahre lang mit musterhafter Umsicht und Gründlichkeit. Die ganze durch Ernst Förster weitergeführte und mit dem Jahrgang 1849 abgeschlossene Reihe von Bänden bildet eine wahre Fundgrube für die Geschichte der neueren Kunst und ihre innere Entwickelung. Zu Stuttgart trat S. in innigen Verkehr mit Rapp, Boisserée, Haug, Matthisson und Anderen, knüpfte mit Späth, Creuzer und Schelling Beziehungen an und besuchte 1822 und 1823 in Gesellschaft des kunstliebenden Grafen Erwin v. Schönborn (welcher zu Pommersfelden das erste Schillerdenkmal in Deutschland setzen ließ) Italien und Frankreich. Einen Theil dieser Reise hat S. im ersten Bande von Thiersch' „Italienische Reise“ beschrieben. Um diese Zeit erschien von ihm die Fortsetzung von Tischbein's „Homer in Zeichnungen nach Antiken“ (VII.—IX. Heft) nebst mehreren Aufsätzen in Böttiger's „Amalthea“ und in den „Heidelberger Jahrbüchern“. Im J. 1826 berief ihn König Ludwig als Professor der Kunstgeschichte nach München. S. erbat vorerst noch Urlaub, um durch eine Reise nach den Niederlanden und England und durch Autopsie der dortigen Meisterwerke seine Kenntnisse zu erweitern und trat dann, nachdem er zu Jena noch mit einem herrlichen Wesen eine beglückende Ehe geschlossen hatte, seine Wirksamkeit zu München an, wo ihm die Function eines Generalsecretärs an der Akademie der bildenden Künste übertragen wurde, zugleich mit der Befugniß, auch an der neuorganisirten Universität Vorlesungen zu halten. Hier fanden seine Vorträge über Geschichte der alten und neuen Kunst, Aesthetik und Mythologie durch ihre Gediegenheit, Klarheit und Wärme ungetheilten Beifall, insbesondere gefiel die neue Methode, dem gesprochenen Worte durch den Augenschein weitere Nachhülfe zu geben. Obwohl das dazu verwendbare Material damals auf den kostbaren Kupferstich und die Reproductionen der Lithographie beschränkt war, wußte S. auch durch regelgerechte Zeichnungen an der Tafel nachzuhelfen, wobei die Wirkung um so nachhaltiger blieb, als das gesprochene Wort durch die unmittelbar unter den Augen des Zuhörers entstehende Formgebung bleibende Eindrücke und praktische Nachhülfe erhielt. Noch in späteren Jahren rühmten sich dankbare Schüler (z. B. der am 31. Januar 1885 als Dompropst zu Eichstätt verstorbene, feingebildete Dr. v. Hannecker) seiner einsichtigen Lehre und praktischen Unterweisung, welche von abstracter Theorie und ästhetischer Schulreiterei gleich entfernt, nur auf das Verständniß und den Kern der Sache gerichtet blieb. Immer beklagenswerth ist es, daß S. über dem Drange seiner Geschäfte nie dazu kam, seine Manuscripte für den Druck auszuarbeiten; er wäre vor Kugler und Schnaase der wissenschaftliche Begründer der Kunstgeschichte geworden. Außer seinen eigenen Forschungen und Arbeiten, den zeitraubenden Correspondenzen mit den Mitarbeitern des „Kunstblattes“, den durchaus keine Sinecure bildenden Obliegenheiten des Generalsecretariats, erblühte ihm auch die Auszeichnung, der Königin, den Prinzessen, dem Herzoge Maximilian in Baiern (welcher durch S. die Anregung zu seiner Reise nach Aegypten und Kleinasien empfing), sowie späterhin dem Kronprinzen Privatvorlesungen zu halten. Die Akademie der Wissenschaften zu München, das königl. niederländische Institut der Künste zu Amsterdam und mehrere gelehrte Corporationen ernannten ihn zu ihrem Mitgliede; die philosophische Facultät zu Erlangen hatte ihm den Doctorhut er-

theilt. Zur Eröffnung der Glyptothek verfaßte S. 1830 den ersten beschreibenden Katalog, welcher in der Folge bis 1861 viele unveränderte Auflagen erlebte. Bald darauf begann S. mit der Uebersetzung und Commentirung von Vasari's Künstlerbiographieen, von welchen S. jedoch nur die beiden ersten Bände (Stuttgart 1832 und 1837) bearbeitete, worauf Ernst Förster das ganze Werk (1843—49) zum Abschluß brachte. Im vertrauten Verkehr mit den würdigsten Zeitgenossen, mit Schelling, Klenze, Thiersch, Martius, J. G. Schubert, Boisserée, Schwanthaler u. s. w. genoß S. eines geistreichen, stets anregenden und erfrischenden Ideenaustausches und des Anschauens einer sich immerfort steigernden Fülle von Kunstschätzen und neuen, ruhmwürdigen Schöpfungen, wie sie der rastlose Kunst- und Verschönerungstrieb des Königs hervorrief. Nur mit dem eigenwilligen und hartnäckigen, damals noch omnipotenten Director der Kunstakademie gestaltete sich — offenbar durch fleißig schürende Zwischenträger — das Verhältniß nicht ganz erfreulich (das etwas herbe, unzufriedene Urtheil des Cornelius über Schorn in E. Förster's „Cornelius" 1874, II, 82 ff.), so daß S. gerne einem im Spätherbst 1832 aus Weimar kommenden Rufe als Hofrath und Director der Kunstanstalten folgte. Auch hier kamen ihm Achtung und Vertrauen in erfreulichster Weise entgegen, alles schien sich nach Wunsch zu gestalten, als ihn der Verlust seiner blühenden, liebevollen Gattin traf. Der tieferschütterte Mann fand nur durch verdoppelte Berufsthätigkeit Ruhe und Frieden; seine Arbeits- und Schaffenskraft steigerte sich und gewann neuen, schnell geebneten Boden: Er hob mit Hülfe geschickter und bereitwilliger Lehrer und einer freieren Unterrichtsmethode die Zeichnungsschule, bewirkte die neue Aufstellung der großherzoglichen Kunstsammlungen in einem größeren Locale, wodurch diese Schätze zu erweitertem Genusse gelangten, wußte die fürstliche Freigebigkeit auf junge Talente zu lenken und verwirklichte den Entschluß, die Räume des neuen Schloßflügels zu einem lebendigen Denkmal der Dichterheroen Weimars, mit Bildern nach den Werken Goethe's, Schiller's, Wieland's und Herder's zu schmücken, wozu außer den heimischen Künstlern wie Preller, Kaiser, Simon und Angelika Facius, auch Neher aus München verwendet wurden. Auch hier hielt S. Vorträge über die Hauptepochen der Kunst und ihre jeweiligen Träger, lieferte den Text zu dem von Amsler gestochenen „Alexanderzug" Thorwaldsen's (1835), schrieb eine „Erklärung der am römischen Denkmale zu Igel befindlichen Bildwerke", eine Abhandlung über Laokoon und den „Umriß einer Theorie der bildenden Künste" (Stuttgart 1835). Sogar die Sonne des häuslichen Glückes ging ihm noch einmal auf und es gelang ihm seinen Kindern eine zweite Mutter zu geben. Schon 1838 hatte ihm der König von Württemberg den Verdienstorden, der Großherzog den weißen Falken verliehen, nun erfolgte 1839 die Ertheilung des erblichen Adels. Leider begann seine Gesundheit zu wanken; zur Kräftigung unternahm S. eine Badefahrt nach Niederbronn im Elsaß, welche sich zu einer neuen Studienreise nach Paris, Straßburg, Karlsruhe und Würzburg verlängerte; aber die Gichtanfälle, wozu sich auch ein Halsleiden gesellte, kehrten wieder und setzten unerwarteter Weise seinem thätigen Leben schon am 17. Februar 1842 ein rasches Ende. Das schöne Gleichmaaß seines Könnens und Wollens hatte sich, wie das von Bernhard Neher gezeichnete, von Julius Thäter radirte Porträt beweist, auch in seiner äußeren Erscheinung ausgeprägt; seine hohe, stattliche Gestalt, die zwanglose Angemessenheit seiner Bewegungen und der sinnige Blick seines Auges ließen alsbald den gehaltvollen, zuverlässigen Mann erkennen. Alle Erscheinungen der Kunst übersehend und concentrisch vereinend, verfügte S. über eine seine Vorträge häufig unterstützende und belebende Fertigkeit im Zeichnen. Die „Gruppen des Lebens", welche er nach Buonarotti's Fresken in den Fensterbogen der Sixtinischen Capelle herausgab und durch eigene Arabesken commentirte, wozu sein Freund Engelhardt den Text

dichtete, geben davon Zeugniß. Seiner Natur war jedes Ungeregelte, Ueberspannte, leidenschaftlich Ausschweifende fremd und im Innersten entgegengesetzt, alles Rohe, Zügellose peinlich. Jenes Princip der Mäßigung im Thun und Empfinden ließ ihn große Selbstbeherrschung gewinnen; seine ruhige Haltung und der sichere feine Tact seines Benehmens erweckten jederzeit Achtung und Zuneigung.

Vgl. Nekrolog von Friedrich von Müller in Nr. 126 der Neuen Jena. Lit. Ztg. 1842, abgedruckt in Beil. 216 und 217 der Allgem. Ztg. vom 4. und 5. August 1842 und im Neuen Nekrolog der Deutschen, 20. Jahrg., Weimar 1844, I, 186—197.

Hyac. Holland.

Schorn: Karl S., Historienmaler, geb. am 16. October 1803 zu Düsseldorf, war, nachdem er das Gymnasium besucht hatte, zum Architekten bestimmt und trat auch deshalb in die unter Professor Schaeffer stehende Schule, doch zeichnete S. damals schon im Wetteifer mit seinem jugendlichen Freunde Monten, welcher sich der Jurisprudenz zuwenden sollte, Schlachten, Kriegsscenen und viele der deutschen Mythologie entnommene Stoffe. Obwohl von Cornelius mit anerkennenden und belobenden Aussprüchen angefeuert und in dem Kreise der vielen um den Meister versammelten Schüler stets neu begeistert, fand S., welcher sich in der Oelmalerei ausbilden wollte, in Düsseldorf nicht die gewünschte Führung und wendete sich deshalb 1824 nach Paris zu Gros und Ingres, wo er die Technik in einer Weise erlernte, welche ihm später sehr zu statten kam. Er lieferte mehrere Copien nach Rafael, malte einige kleinere Bilder nach eigenen Entwürfen und kam mit diesen und vielen Naturstudien, übrigens immer noch unbefriedigt, suchend und tastend 1827 nach München. Hier wurden ihm einige allegorische Figuren übertragen, welche S. über den Bogenpfeilern der Arkaden mit feinem Gefühl für Farbe und Form ausführte, ebenso zeichnete er unter Heinrich Heß mehrere große, sorgfältig aquarellirte Cartons für die großen Fensterbilder des Regensburger Domes, welche durch Sigmund Frank auf Glas gemalt wurden. Auch glückten ihm einige Genrebilder. Dann wendete sich S. 1832 nach Berlin, trat in das von vielen Schülern besuchte Atelier des gefeierten Professor Wilhelm Wach und malte mehrere Genrebilder: „Franz I. und Diana von Poitiers“, „Salvator Rosa unter den Räubern“ wie er den Hauptmann derselben porträtirt, eine „Maria Stuart mit dem Sänger Riccio“, „Kaiser Karl V. in St. Just“, auch einen „Pygmalion“, „Arion“ auf dem Delphin und andere Stoffe, aber auch „Karten spielende Wallensteiner“ (lithographirt von Lange und Mittag) und „Papst Paul III., das von Cranach gemalte Luther-Bildniß betrachtend“ — beide aus der Wagener-Sammlung, heutzutage in der Nationalgalerie zu Berlin. S. erweckte damals schon große Hoffnungen und erhielt viele Anerkennung, namentlich auch mit einer „heiligen Caecilia“ (Kunstblatt 1835, S. 195), welche er öfter wiederholte; das Bild einer „Italienischen Familie“, welche vor einer Betsäule in Andacht versammelt ist, wurde 1839 von E. Rauch für den Mannheimer Kunstverein gestochen, sein „Cromwell vor der Schlacht bei Dunbar“ von C. Fischer für den Kunstverein in Königsberg 1842 auf Stein gezeichnet. Auch einige sogenannte Klosterbilder machten damals Aufsehen, z. B. die „Einkleidung eines jungen Mönches“, eine „Nonne“, welche tief bewegt ihrem entflogenen Vögelchen nachblickt, dessen leerer Bauer am Fenster hängt; dazu kamen drei in halber Figur und beinahe in Lebensgröße gemalte „Franciskaner“, welche sich im Bierkeller gütlich thun, vom Pater Guardian aber überrascht werden — ein Bild, welches in München Anstoß erregte und auf König Ludwig's Befehl aus dem Kunstverein entfernt werden mußte, doch in der historischen Abtheilung der dritten internationalen Kunstausstellung des Jahres 1888 unbeanstandet, aber immer noch eines Käufers gewärtig, wieder auftauchte. Neben anderen Arbeiten, wie Illustrationen

für den „Bildersaal der preußischen Geschichte“ und den gleichfalls lithographirten lebenden Bildern zur Feier der Brandenburger Ritterschaft (1840), entwarf S. zwei Skizzen „Aus der Zeit des Bauernkriegs“ und der „Wiedertäufer zu Münster“. Dieses letztere Thema wurde von König Friedrich Wilhelm IV. zur Ausführung in einem großen Gemälde erwählt und bestellt. S. entschloß sich, nachdem er noch eine Studienreise nach Italien — der Besuch Westfalens und Münsters wäre hierzu zweckdienlicher gewesen — unternommen hatte, das Bild in München auszuführen. Da es damals noch keine großen Ateliers in dieser Stadt gab, miethete S. einen im zweiten Stockwerk gegen Norden gelegenen Saal des kgl. Odeon, woselbst auch Friedrich Dürck ein ähnliches Local für seine lebensgroßen Porträtbilder gefunden hatte. Hier inscenirte S. mit vielen Mühen und ungeheuerem Kräfteaufwand 1843—45 sein großes Werk von 9 Meter Breite und 6 Meter Höhe. In völlig akademischer Manier wählte der Maler den Moment, wo die bei der Einnahme von Münster gefangenen Wiedertäufer zum Verhör vor den Fürstbischof geführt werden. Letzterer sitzt in einem Thronsessel, umgeben von seinen Räthen, vor ihm erscheinen Johann von Leyden, Knipperdolling und die anderen Betheiligten, während die Weiber des Propheten theilweise zu den Füßen des Thrones sich niedergeworfen haben; zahlreiche Zeugen und Zuschauer füllen den Hintergrund, unter denen sich auch ein häßliches Gezwerge als Hofnarr bemerklich macht. Um historische Treue kümmerte sich S. ebensowenig, wie der Dichter Hamerling bei seinem „König von Sion“; statt die von Aldegrever mit höchster Wahrheit gezeichneten Porträts der Hauptfiguren zu benützen, construirte S. ideale Gesichter für seine Gestalten, welche nur, ebenso wie auf den antinationalen Hussitenbildern Lessing's, Helden und Märtyrer darstellen sollten. Gemalt waren sie freilich in der neuen Manier von Gallait und Biefve, in jener die Beschauer damals bestrickenden Bravour des alles bestehende Herkommen gründlich ausfegenden Realismus. Es gab also doppelte Anfechtungen und Tendenzstreitigkeiten; Maler und Laien zeterten hin und wieder, zertheilten sich nach Schlagwörtern und Lagern in kochender Feindschaft (vgl. Beil. 286 Allg. Ztg. 1845). Eine Vereinigung der Parteien schien nicht möglich; das Bild wurde auf seiner Rundreise in allen größeren Städten ebenso emphatisch begrüßt und bejubelt, wie kritisch zergliedert und anathematisirt. Beim ruhigen Erwägen seiner Vorzüge und Schwächen ist uns heutzutage der damalige Rummel beinahe unbegreiflich. König Ludwig aber that das Beste, um den Lärm zu beschwichtigen; er bestellte bei dem Künstler die Darstellung einer „Sündfluth“ in gleichem Umfange von Kaulbach's „Zerstörung Jerusalems“ mit der Bestimmung, daß dasselbe auch der Neuen Pinakothek einverleibt werde. Im Februar 1847 erhielt S. die Stelle eines Akademie-Professors übertragen und 1849 das Ritterkreuz des Verdienstordens vom heiligen Michael. Leider hatte der tödtliche Keim einer Krankheit den Maler in seinem Schaffen vielfach gehemmt, S. erlag schon am 7. October 1850. Der ungeheuere Stoff zerrieb die Kräfte des Meisters, bevor er sein Werk vollendet hatte, welches nach der pietätvollen Bestimmung des königlichen Maecen als ein gewaltiges Wrack der Nachwelt überliefert werden sollte in dem unveränderten Zustande, wie der Tod dem Künstler den Pinsel aus der Hand geschlagen hatte. Professor Zimmermann, welcher die linke Seite mit der auf den Wassern herziehenden Arche noch untermalen wollte, stand glücklicherweise zeitig genug davon ab. Das colossale Fragment imponirt vollkommen und läßt auch da, wo nur flüchtige Kohlenskizzen die Idee des Künstlers andeuten, die durchweg geniale Kraft sowohl des Componisten wie des Malers erkennen. Auf einem, die unabsehbare Wasserwüste vorerst noch überragenden Berge hat sich der letzte, in zwei Theile gegliederte Menschenrest zusammengeknäuelt. Wie in der entfesselten Natur ist auch unter den Menschen die Empörung ausgebrochen. Unten zuerst

gegen die Götzenpriester. Mit der wahnsinnigen Wuth der Verzweiflung hält der Eine zuversichtlich beschwörend gegen die stürmenden Wasser sein ohnmächtiges Idol, welches der Nächste schon verzweifelnd mit grimmer Wuth in die Wellen schleudert, indeß der Dritte, von dem rachegierigen Volke mit dem eigenen Götzenbilde erschlagen, zusammenbricht; daneben verläßt ein Weib den hülfelosen, blinden Greis, der in Todesangst vergebens mit den Händen nach den Seinen tastet; hier taucht aus den Wellen noch eine sinkende Mutter empor, ihr einzig Kind hinaufzugeben, indeß ein Vater das angeklammerte Weib mit den eigenen Kindern im feigen Trieb der Selbsterhaltung von sich schleudert und ein Geiziger über Sterbende hinweg nach gleißenden Perlen hascht. Zunächst stehen händeringende Frauen, welche zu der in der Ferne schwebenden Arche hülfeflehend hinausrufen, daneben eine Anzahl von Dirnen, die mit ihren Verführern in starrer Verzweiflung den Tod erwarten, indeß ein Wüstling im Taumel der Lust noch ein Opfer erhascht. Oben aber, auf der letzten Spitze, ist der Kampf gegen die weltliche Macht losgebrochen, die Empörung gegen den tyrannischen Herrscher, welcher im dämonischen Zorne, daß noch ein Höherer über ihm walte, die Hände gotteslästerlich gen Himmel ballt, indeß seine alten Rathgeber und bärtigen Weisen stumm geworden und die Königin, hinter dem Gatten, auf dem hier werthlosen Schiff der Wüste reitend, ihren Schmuck und ihre Kostbarkeiten ausbietet, um die Stürmer zu besänftigen, welche für frühere Unbilden mit geschwungenem Beile unwiderstehlich hereinbrechen. — Indessen waren bei Schorn's Tode die Gelehrten und Maler über das Bild wieder nicht einig; man vermißte die stylistische Größe in der Formgebung, hielt die Figuren und das Colorit für allzu modern. Julius Thäter berichtet an den Bildhauer Rietschel, das Bild bringe den davorstehenden Beschauer allerdings in Verlegenheit; Schwind habe „pfiffig" ein eigentliches Urtheil vermieden und sehr bezeichnend seine Freude nur darüber ausgedrückt „daß all' dieses Lumpengesindel ersäuft werde" (vgl. Thäter's Biographie 1887. II, 69). Jordan's Urtheil, S. habe es „auf dem von ihm bevorzugten Gebiet der Geschichtsdarstellung großen Styles nur zu mäßigen Erfolgen gebracht", ist jedenfalls zu hart. S. wird als eine sehr edle Natur geschildert, hochgebildet, geistreich und von feiner, liebenswürdiger Form im Umgang, er blieb gerecht in seinem Urtheil, neidlos und anerkannte jedes echte künstlerische Streben. Er war mit einer Schwester Karl Piloty's verheirathet.

Vgl. Nagler 1845. XV, 515 ff. — Nekrolog in Beil. 289 Allg. Ztg. 1850. — Kunstvereinsbericht für 1850, S. 49. — Neuer Nekrolog der Deutschen 28. Jahrgang 1850, Weimar 1852, S. 643 ff. (hier ist das richtige Geburtsdatum gegeben, doch enthält der Artikel sicherlich viel Unrichtiges, wie überhaupt die meisten biographischen Berichte über S. an Unzuverlässigkeit leiden). — Müller, Künstlerlexikon 1864. III, 486. — Seubert 1879. III, 266. — Jordan, Katalog der Nationalgalerie in Berlin 1880. II, 189.

Hyac. Holland.

Schorr: Jakob S., Zweibrückischer Kanzler und Rath, geboren um 1484, † am 24. April 1566. Sein Vater Albrecht S. war seit 1493 Landschreiber in Meisenheim und besaß neben anderen ansehnlichen Lehnsgütern auch solche zu Hasel bei Zweibrücken. Nach des Vaters Tode gingen diese um 1530 auf Jakob S. über, welcher deshalb von da an den Beinamen von Hasel führte. Nachdem S. im Alter von 25 Jahren seine juristischen Studien mit bestem Erfolge beendigt hatte, war er zunächst bei seinem Vater in Meisenheim thätig und wurde dann um 1514 Landschreiber der Gutenberger Gemeinschaft zu Minfeld. Von der durch Luther's Auftreten hervorgerufenen geistigen Bewegung mächtig ergriffen, schloß sich S. von ganzem Herzen der evangelischen Sache an, welche im Herzogthume Zweibrücken rasche Fortschritte machte, seit Pfalzgraf Ludwig II.

im April 1523 dem Johann Schwebel eine Zufluchtsstätte und ehrenvolle Wirksamkeit eröffnet hatte. Als anfangs 1526 der Speierer Generalvicar neben anderen evangelischen Predigern auch Nicolaus Thomä von Bergzabern vor das geistliche Gericht nach Speier lud, stand ihm S. mit seinen Rathschlägen zur Seite. Bald darauf wurde vor dem Speierer Reichstage auch dem Pfalzgrafen Ludwig das kaiserliche Mandat vom 23. März 1526 mitgetheilt, durch welches die Fürsten und Stände ermahnt wurden, sich von den Lutherischen zu ihrem Unglauben nicht abziehen zu lassen. Dadurch und durch andere bedrohliche Anzeichen etwas bedenklich geworden erholte der Herzog von mehreren Gelehrten seines Gebietes, unter denen sich neben Schwebel auch S. befand, ein Gutachten darüber, ob und inwieweit die lutherische Lehre in der heiligen Schrift Grund habe. Schorr's Gutachten wurde noch 1526 durch den Druck veröffentlicht und trägt die Ueberschrift: „Radschlag vber den Lutherischen handel, Dem Durchleuchtigen, Hochgebornen Fursten vnnd Herren, Herrn Ludwigen Pfaltzgrauen am Rheyn, Hertzogen jnn Beyern vnnd Grauen zu Veldenz ꝛc. gemacht auff Speyerischem reychstage, durch seyner F. G. Landschreyber Guttenberger Gemeynschafft Jacob Schorren." Aus dieser Arbeit erhellt nicht nur, daß S. mit voller Ueberzeugung auf Luther's Seite stand, sondern auch daß er dessen Schriften eifrig studirt hatte und in der heiligen Schrift alten und neuen Testaments eine gründliche Kenntniß sich erworben hatte. Aus dieser nimmt er auch die Argumente, mit denen er zu erweisen sucht, daß „Luther's Lehre nicht allein unüberwindlich sei, sondern auch ohne Laster und Verleugnung Gottes nicht bestritten werden" könne. Unter Anführung sehr zahlreicher biblischer Stellen führt S. aus, daß das Haupt der Kirche nicht der Papst, sondern Christus sei, welcher eines Statthalters nicht bedürfe, und daß in der Christenheit kein äußerliches Hohepriesterthum mehr Geltung habe. Mit Entrüstung wendet er sich gegen die in der Kirche bisher geübten Mißbräuche, erklärt namentlich die Klostergelübde für unchristlich und kommt endlich zu dem Schlusse, man solle „diesen Boten Gottes Martinum Luther ehrlich aufnehmen, um deß willen, der ihn gesandt hat".

Das Gutachten Schorr's verfehlte seine Wirkung bei dem Herzoge nicht. Da auch der Verlauf des Speierer Reichstags nicht ungünstig für die evangelische Sache war, so trat Ludwig wieder mit größerer Entschiedenheit für dieselbe ein. S. aber wurde am 13. Mai 1527 als Secretär und zwei Jahre später 1529 als Kanzler an den herzoglichen Hof berufen und genoß bis zu dem am 3. December 1532 erfolgten frühzeitigen Tode des Herzogs dessen volles Vertrauen. So wurde er in uns nicht näher bekannten Religionsangelegenheiten 1529 als herzoglicher Gesandter an den kaiserlichen Hof nach Bologna gesandt. Nach dem Tode des Herzogs Ludwig wurde S. zu Ostern 1533 auf seine Bitte von dem Kanzleramte unter der Bedingung entbunden, daß er der vormundschaftlichen Regierung des Pfalzgrafen Ruprecht auf Erfordern auch ferner als „Rath von Haus aus" seine Dienste widme. Als Ruprecht 1534 die Frage erwog, ob gegen Concubinate von Priestern zwangsweise einzuschreiten sei, machte er von diesen Diensten Gebrauch, indem er S. zu Erstattung eines Gutachtens aufforderte. Dieser war für ein vorsichtiges Vorgehen und sprach sich dagegen aus, ohne Zweifel, weil er weitere Beschwerden der Bischöfe von Metz und Speier vermeiden wollte, welche kurz vorher die Abschaffung der 1533 eingeführten neuen Kirchenordnung begehrt hatten und eine Bestrafung unsittlicher Geistlichen durch den Herzog als einen neuen Eingriff in ihre geistliche Gerichtsbarkeit betrachtet hätten. Als jedoch Schwebel in Uebereinstimmung mit den Straßburger Theologen entschieden dafür eintrat, daß offenbare Sünden nicht

zu dulden seien, erließ der Pfalzgraf den Befehl, daß im Concubinate lebende Priester entweder sich verehelichen oder das Land verlassen müßten. Auch bei Einführung der neuen Gerichtsordnung im J. 1536 unterstützte S. den Pfalzgrafen mit seinem Rathe. (Vgl. den Artikel: Ruprecht, Pfalzgraf, A. D. B. XXIX, S. 742.)

Bald nach dem Tode Schwebel's trat S. am 23. Juni 1540 aus dem außerordentlichen Dienste des Herzogs wieder in den regelmäßigen zurück und blieb, nachdem 1543 Pfalzgraf Wolfgang die Regierung selbst übernommen hatte, bis zu seinem Tode ordentlicher Rath des Herzogs. Als solcher wirkte er in hervorragender Weise 1541 beim Abschlusse des Disibodenberger Vertrages mit, durch welchen die Häupter der pfälzischen Linien Simmern und Zweibrücken sich über ihr Verhalten bei dem bevorstehenden Aussterben des pfälzischen Kurhauses einigten. Auch bei dem Marburger Vertrage vom 3. October 1543 (siehe den Artikel: Ruprecht, Pfalzgraf) wirkte er mit. Ebenso wohnte S. mehreren Reichstagen bei, so 1542 und 1543 als Bevollmächtigter des Herzogs Ruprecht denen zu Speier und Nürnberg und 1548 als Begleiter des Herzogs Wolfgang dem zu Augsburg. Von da an scheint er seines vorgerückten Alters wegen zu auswärtigen Geschäften wenig mehr verwendet worden zu sein, stand aber bis zu seinem in dem hohen Alter von 82 Jahren erfolgten Tode im höchsten Ansehen bei seinem Landesherrn. In der Alexanderskirche zu Zweibrücken wurde er beigesetzt. S. war zweimal verheirathet, zuerst mit Elisabeth Breidenacker aus Weißenburg, dann mit einer Tochter der Straßburger Familie Blumenauer. Sein Nachkomme Philipp Friedrich, Zweibrückischer Oberconsistorialpräsident, wurde 1720 mit dem Beinamen von und zu Schorrenburg in den Freiherrnstand erhoben.

G. Chr. Crollius, Commentarius de cancellariis et procancellariis Bipontinis, S. 23 ff. — Lehmann, Gesch. des Herzogthums Zweibrücken. — Molitor, Gesch. einer deutschen Fürstenstadt. — F. J. Jung, Kirkel-Neuhäusel.

Ney.

Schorr: Niklaus S., Dichter politischer und geistlicher Lieder, geboren um 1514, Kürschner in Bern, ist vielleicht identisch mit Nikl. Schoor, der 1567 das Amt des Kornherrn in Bern bekleidete und, danach zu urtheilen, im kleinen Rath gewesen sein müßte: dieser N. Schoor starb 1570. Unser Dichter begann wol 1536 mit einem Liede auf den Krieg, den die Berner als Bundesgenossen Genfs gegen den Herzog von Savoyen erfolgreich führten: hier, wie immer, legte S. eine bekannte Melodie zu Grunde; die umfangreiche Erzählung wird durch Bibelcitate und biblische Vergleiche gewürzt; der antikatholisch gesinnte Dichter zeigt ein kräftiges, naives Gottvertrauen und mahnt auch seine Landsleute dazu. Als 1552 Kurfürst Moritz von Sachsen seinen bekannten siegreichen Krieg gegen den Kaiser beginnt, mahnt S. die Eidgenossen zur Unterstützung der Protestanten; er hat Erbarmen mit Deutschland, das dieser katholische Kaiser so geschunden hat; die Schweizer sollen nicht nur in der Kneipe mit den Thaten der Vorfahren prahlen, sondern ihnen nacheifern. Das Lied ist weit kürzer als das erste, mit dem S. wol nicht viel Glück gehabt hat: er selbst motivirt seine Kürze „man hört nit gern vil gsang“. Zwei spätere geistliche Dichtungen Schorr's sind uns nur in niederdeutscher Umschrift in einem Lübecker Drucke erhalten; doch beweist sowol das unverkennbar durchschimmernde Hochdeutsch wie der Anfang des einen Liedes, der wörtlich mit dem Liede von 1552 übereinstimmt („Nun wil ich aber singen“), und gewisse stereotype Wendungen der Schlußstrophe die Identität des Verfassers, der sich in dem ersten nur niederdeutsch erhaltenen Gedichte akrostichisch nennt. Das Lied, 1564 verfaßt, handelt nicht, wie Goedeke (Grundriß 2², 305) irrig annahm, über die Moskowiterschlacht

von 1563, sondern beklagt die ernsten Zeitläufte im allgemeinen, die „grausame Schlacht", die uns Gott durch Pestilenz, Theurung und Krieg liefert: das Bild, Gott sei der stärkste Feldhauptmann, ist S. schon früher geläufig. In all dem Jammer dieser Welt hält ihn hier und in seinem vierten Liede die Hoffnung auf Gottes Gnade aufrecht. Dieses gesunde Gottvertrauen ist die leitende Grundstimmung seiner gesammten Dichtung, die sich sonst aus den Bahnen platter Nüchternheit und geistloser Trivialität nirgend entfernt.

Die Lieder von 1536 und 1552 in Liliencron's historischen Volksliedern Bd. 4, Nr. 461b und 594. Vgl. Bächtold, Geschichte der deutschen Lit. in der Schweiz, S. 402; Deliciae urbis Bernae (Zürich 1732) S. 436.

Roethe.

Schorrer: Christoph S., geboren im J. 1603 zu Rottenburg a. Neckar, trat 1623 in den Jesuitenorden, war Professor in Dillingen, Generalvicar seines Ordens, zuletzt Rector des Collegiums in München. Schrift: „Synopsis juris canonici versantis circa ordinis potestatem, ecclesias et beneficia." Dilling. 1642.

de Backer, Bibl. II, 549.

v. Schulte.

Schört: Brostrup von S., brandenburgischer Oberst, wurde laut Bestallung aus Cölln an der Spree vom 1. August 1664, ohne daß bei dieser Gelegenheit eine vorher von ihm bekleidete militärische Stellung erwähnt wäre, zum „Oberst über die Artillerie" ernannt. Wenn eine ordentliche Feldartillerie aufgestellt werden würde, so sollte er den Oberbefehl derselben erhalten. Zunächst hatte er mit Fleiß darauf zu sehen, daß das Zeugpersonal seine Pflicht und Schuldigkeit thäte. Er wurde 1674 Commandant der Feste Peitz, 1677 verabschiedet und starb 1702.

K. W. v. Schöning, Historisch-biographische Nachrichten zur Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie, I, Berlin 1842. — L. v. Malinowski und R. v. Bonin, Geschichte der preußischen Artillerie, I, Berlin 1842.

B. Poten.

Schorus: Antonius S. oder van Schore, Philolog des 16. Jahrhunderts. Um 1525 zu Hoogstraten geboren, wurde er auf der Straßburger Akademie ein eifriger Schüler des Joh. Sturm. Seinem Vorbilde folgend warf er sich auch in Heidelberg, wo er sich am 16. October 1546 immatriculiren ließ, besonders auf das Studium des ciceronianischen Stiles und verfaßte mehrere Hülfsbücher für den lateinischen Unterricht, die viele Auflagen erlebten: 1) „Ratio discendae docendaeque linguae latinae". Argentorati 1549. 1557. 1561. 1571. 1596 u. ö. Einzelnen Briefen Cicero's sind lateinische und deutsche Erläuterungen, sowie daraus entnommene Uebersetzungsaufgaben (Extemporalien) angehängt; 2) „Dialogus de ratione populariter tractandarum quaestionum". Eine lateinische Rhetorik, meist mit Nr. 3 vereinigt; 3) „Phrases linguae latinae". Basil. 1550. Col. 1548. 1573. 1578 u. ö.; 4) „Thesaurus Ciceronianus linguae latinae cum praefat. J. Sturmii". Argent. 1580. 1586, zuerst anonym als „Apparatus verborum linguae lat. Ciceronianus". Arg. 1551 erschienen. Eine fleißige Arbeit, die neben dem älteren Lexicon Ciceronianum des Italieners Nizolius ihre Selbständigkeit behauptet. — Verhängnißvoll wurde für den sattelfesten Grammaticus ein dichterischer Versuch, den er als Lehrer am Heidelberger Gymnasium am Dreikönigstage 1550 mit seinen Zöglingen darstellte. In dieser prosaischen dramatischen Satire auf alle Stände, die sich in einer bisher nicht beachteten Wiener Handschrift (Cod. 8983) erhalten hat, führte er Eusebia (oder Religio) vor, welche in ärmlichem Gewande auf Erden vergeblich Herberge sucht: die Mönche im Kloster wollen nur von hübschen Weibern wissen, der Bischof meint, sie stifte in der Kirche nur Unruhe, die Fürsten sitzen beim Gelage und

verlangen nicht nach himmlischem Glück, die Gelehrten weisen sie hart ab, ebenso die Kaufleute, die Handwerker und auch die Weiber. Matt zieht Eusebia in die Wüste zu den Elenden und Verlassenen zurück, nachdem sie jenen Gottes Strafe verheißen. Die Armen aber (Christophorus, Philostaurus und Alethes) preisen sich im 6. Acte glücklich, ihre Mutter wieder bei sich zu haben. Die unverhohlene protestantische Tendenz dieses Stückes erregte Aufsehen, Karl V. machte in Worms dem pfälzischen Kurfürsten Vorwürfe, und S. flüchtete sich nach der Schweiz. Er starb 1552 in Lausanne.

A. van der Aa, Biographisch Woordenboek der Nederlanden XVII, 422. — Pökel, Philolog. Schriftstellerlexikon 1882, S. 249. — Töpke, Die Matrikel der Univ. Heidelberg I, 595. — Hub. Thomas Leodius, Annales Friderici II. elect. Palatini, 1624, p. 268 b.

J. Bolte.

Schosser: Anton S., österreichischer Dialectdichter, wurde am 7. Juni 1801 zu Stiedelsbach in Oberösterreich als der Sohn eines einfachen Nagelschmiedes geboren. Da der schwächliche Knabe für das Handwerk nicht zu passen schien, sich aber sehr geweckt zeigte, so wurde er auf den Rath eines den Eltern befreundeten Pfarrers von Losenstein ins Gymnasium nach Melk gegeben, wo er vier Jahre lang blieb, dann aber wieder nach Hause kam und sich unter Leitung des Pfarrers Pislinger mit Geometrie und Situationszeichnen beschäftigte. Er wendete sich hierauf dem Schulfache zu, wurde Schulgehülfe zu Leonstein und später selbständiger Schullehrer zu Klein Reifling im Ennsthale. Das Leben des Schullehrers behagte ihm aber nicht und wir finden ihn plötzlich wieder in Losenstein. Von jener Zeit an erwarb er sich seinen Unterhalt bei den Vermessungen als Geometer, wobei er viel im Lande umherzog und nicht selten darbte. Eine Zeit lang weilte er auch in dem schönen Städtchen Gmunden am Traunsee, wo so manche seiner mundartlichen Lieder entstanden, die er in eigenthümlicher Weise selbst vorzutragen wußte. Dort lernte den im Lande allbekannten Poeten der hochgestellte Freund der Alpenpoesie und Musik Herzog Max in Baiern, der Vater der Kaiserin von Oesterreich kennen und erfreute ihn, nachdem S. seine „Naturbilder“ herausgegeben und dem Herzog gewidmet hatte, im J. 1849 durch die Zusendung der goldenen Medaille, mit welcher der kunstfreundliche Fürst hervorragende Talente gerne auszuzeichnen pflegte. Ein Brustleiden, das sich langsam aber stetig herausbildete, zehrte jedoch schon damals an des Dichters Gesundheit. Dieser kam nach Losenstein zurück und lebte bei seiner Schwester, von seinen Freunden und Gönnern in edler Weise unterstützt. Noch hatte der Leidende die Kraft, nach einem neuen Erwerbe strebend, sich nach Steyr zu begeben, wo er aber kurz nach seiner Ankunft am 26. Juli 1849 starb.

Des Dichters mundartliche Lieder sind in einem Bande gesammelt, welcher den Titel führt: „Naturbilder aus dem Leben der Gebirgsbewohner in den Grenzalpen zwischen Steyermark und dem Traunkreise“ (Steyr 1849, 2. Ausgabe 1850). — Seine „Nachgelassenen Gedichte“ hat Al. J. Schindler mit einer Lebensgeschichte des Dichters (1850) herausgegeben. Neuerlich wurden die Lieder Schosser's vom Stelzhamer-Bunde in Linz als zweiter Theil des Sammelwerkes „Aus der Heimath“ (Linz 1889) nebst den dazu gehörigen volksthümlichen Melodien edirt. — Obgleich keine große Zahl von Liedern Schosser's vorliegt, so muß der Dichter doch den besten und am meisten volksthümlichen oberösterreichischen Dialectdichtern beigezählt werden. Er hat der Freude des Alpensohnes an der Natur und an den Schönheiten der Bergheimath wie kaum ein zweiter den richtigen Ausdruck zu geben verstanden. Fast alle seine Lieder, meist den im Alpenlande allbekannten Volksmelodien unterlegt, sind echte Volks-

lieder geworden, die heute noch in den Bergen von Steiermark, Oberösterreich und darüber hinaus erklingen. Gesänge wie „'s Schwoag'ngehn", „'s Hoamweh" („Wo ich geh' und steh', thuat mir's Herz so weh"), „Mein Seufzer" („Da steh' ich auf'm Kogel"), „'s Hoamtreib'n", „Der Hahnerfalz", „'s Gamsjagern", „Die krank' Schwoag'rin" kennt jeder Bursche in jenen Bergen, der auch von dem bescheidenen Dichter nie etwas vernommen. Alle diese Lieder zeugen von so inniger Naturanschauung und so tiefem Verständniß aller Stände des Heimathvolkes, aus dem heraus sie entstanden sind, daß man den Dichter dieser Gesänge, die auch, was die Form betrifft, überaus correct ausgeführt sind, jedenfalls als ein bedeutendes Talent ansehen muß.

Alex. Jul. Schindler's biogr. Einleitung in Anton Schosser's nachgelassenen Gedichten (Steyr 1850). — Darnach auch bei Wurzbach, Biogr. Lex. XXXI. — Die N. Fr. Presse in Wien v. 16. Juni 1887 brachte über S. einen Aufsatz von E. K. (Ernst Keiter) unter dem Titel „Ein vergessener österreichischer Volksdichter", welcher ebenfalls beachtenswerth ist.

A. Schlossar.

Schosser: Johannes S., neulateinischer Dichter, genannt Aemilianus nach seinem Heimathsort (das heutige Amalienruh im Hennebergschen?), wo er am 11. Oct. 1534 geboren wurde und wo sein Vater Prediger war. Er besuchte beinahe fünf Jahre lang die Universität Königsberg, bis ihm die auf derselben ausgebrochenen Streitigkeiten den Aufenthalt verleideten. Hierauf leitete er eine Zeit lang die Schule zu Schmalkalden und begab sich dann 1559 nach Wittenberg, wo er sich die Magisterwürde erwarb. Nach kurzem Verweilen in seiner Heimath, wo er ebenfalls als Lehrer gewirkt zu haben scheint, wurde er 1560 als Professor an die Universität Frankfurt a. O. berufen. Bis zu seinem Tode hat er Frankfurt nur einmal wieder auf längere Zeit verlassen, nämlich zu einer Reise nach Italien in den Jahren 1564 und 1565. Seine pädagogischen und wissenschaftlichen Verdienste fanden in Frankfurt ebenso vielen Beifall wie seine persönliche Tüchtigkeit ihm allgemeine Anerkennung gewann; aber sein Einkommen entsprach nicht dem Ansehen, das er genoß: er lebte in dürftigen Verhältnissen, wenn auch der Kurfürst und die Universität es an Unterstützungen nicht fehlen ließen. Mit fast allen namhaften Mitgliedern des Wittenberger Poetenkreises, namentlich mit seinem Lehrer Georg Sabinus, war er befreundet und stand mit ihnen in regem Briefverkehr. Er starb am 3. Juli 1585.

Seine in elf Büchern gesammelten Gedichte werden durch fünf Bücher Elegieen eröffnet, die im wesentlichen Gelegenheitsgedichte enthalten. Vereinzelt werden hier auch persönliche Empfindungen des Dichters laut, er beklagt die rauhe und der Dichtung ungünstige Zeit, in welcher er lebt; er weiß nicht, welches Land er aufsuchen soll, da überall Streit und Verwirrung herrschten und vergleicht sich mit dem Schiffer, der mit Sturm und Wetter kämpft und nirgends Land erblickt. Wie Hutten fordert er seine Muse auf, indem er ihr den Weg beschreibt, zu einem Freunde zu gehen und ihm Aufträge zu überbringen. An die Einkleidungen der Gelegenheitsgedichte des Sabinus (vgl. A. D. B. XXX, 109) wird man erinnert, wenn die Göttin der Heilkunst auf einem dem Apollo geweihten Berge einem ihrer Jünger erscheint und ihn antreibt in fremde Lande zu ziehen. Auch in den Hochzeitsgedichten kehren ähnliche Einkleidungen wieder; andere sind mehr episch gehalten, und in einem Gedichte zur Hochzeit der Tochter Joachim's II. und des Herzogs Julius von Braunschweig wird die Geschichte von den Weibern zu Weinsberg mit antikem Aufputz recht weitschweifig erzählt.

Schosser's Buch über die Wappen berühmter Männer, in welchem die hervorragendsten Männer der damaligen Zeit, z. B. Luther, Erasmus, Melanchthon

u. A. im Hinblick auf ihr Wappen kurz charakterisirt werden, gehört zu den Modegattungen der neulateinischen Dichtung, denen wir kein Interesse mehr entgegenbringen; ebenso wenig enthalten seine Hendekasyllaben und Epigramme irgend etwas Eigenartiges. Auch von seinen epischen Gedichten ziehen uns die beiden biblischen Epen: „Die Geschichte Pharaos“ und „Die Opferung Isaaks“ nicht an, namentlich das erste ist ein sehr trockenes Machwerk, während in dem zweiten wenigstens hin und wieder Versuche zur selbständigen Ausgestaltung des Stoffes gemacht worden sind. Mit größerer Theilnahme verweilen wir auf seiner „Marchias“, einem Epos, welches die Anfänge des hohenzollerschen Fürstenhauses behandelt. In einer Elegie (III, 4) hatte S. beklagt, daß in Deutschland der Sänger fehle, welcher die Gestalten der Vorzeit zu neuem Leben erwecken könne. Mit seinem in Distichen abgefaßten Gedicht suchte er diesem Mangel zum Theil abzuhelfen, und es läßt sich diesem Epos wenigstens in seiner ersten Hälfte, in welcher die hohenzollersche Stammsage behandelt wird, eine gewisse Bedeutung nicht absprechen. Die Geschichte des Ferfridus, der, aus Italien durch den Papst vertrieben, zu Heinrich IV. flieht, diesen im Kampf gegen seine Feinde unterstützt und sich nun in Deutschland eine neue Heimath gründet, wird ansprechend erzählt. Die antiken Flitter sind nicht immer geschickt aufgeheftet; so berührt es uns eigenthümlich, wenn der aus Italien Entflohene in Deutschland zuerst von einem Flußgott begrüßt wird. Aber Einzelnes, wie die Schilderung der Schlacht bei Mölsen, ist nicht ohne höheren Schwung, und schön ist folgende Scene: Ferfridus entschläft auf seiner neugewonnenen Burg Zollern in kummervollen Gedanken an die verlorene Heimath, da erscheint ihm im Traume Ascanius und verheißt seinem Geschlecht eine ruhmvolle Zukunft. Ferfridus erwacht und sieht über sich die klaren Sterne. Da kniet er nieder und fleht in inbrünstigem Gebet zu Gott, daß der Traum zur Wahrheit werden möge. — Diesem glücklichen Anfange entspricht aber nicht die Fortsetzung; die Geschichte des hohenzollerschen Hauses wird zunächst bis zu Friedrich I. fortgeführt, worauf dann Leben und Thaten der einzelnen Burggrafen bis auf die Zeit des Dichters kurz und trocken beschrieben werden. Diese Theile sind von geringem poetischen Werth; mit dem Tode des Stammvaters ist das dichterische Interesse erlahmt.

Die einzelnen Ausgaben verzeichnet Goedeke, II², 110. In der Ausgabe von 1598 auch eine Auswahl aus dem Briefwechsel Schosser's in drei Büchern. — Vgl. Melchior Adam, Vitae Germanorum Philosophorum, Ausg. v. 1663, S. 319 ff.

Georg Ellinger.

Schotanus: Bernhard S., Jurist, Sohn des Henricus Schotanus a Steringa, welcher gleichfalls Jurist, Schüler des Cujas und seit 1585 Professor der Rechte zu Franeker war, ist ebendort geboren 1598, begann das Studium der Jurisprudenz 1614 in der Heimathstadt, setzte dasselbe fort zu Leyden und ward, wieder zu Franeker, zum Doctor beider Rechte creirt am 12. April 1622. Hier wurde er dann, außer mit städtischen Verwaltungs- und Ehrenämtern, 1625 mit einer Professur der Jurisprudenz betraut und 1632 zum professor primarius befördert. Dennoch folgte er 1635 einem Rufe nach Utrecht, welchen er bei der Begründung dieser Hochschule erhielt; er wurde an derselben nicht nur für Rechtswissenschaft mit einem Gehalte von 1200 fl., sondern gleichzeitig auch für Mathematik mit einem weiteren Gehalt von 300 fl. angestellt und bekleidete das Rectorat der neuen Hochschule unausgesetzt während der fünf Jahre, welche er bei ihr verweilte. Im J. 1641 nahm er eine Professur in Leyden an und ist dort geblieben bis zu seinem Tode, welcher am 8. October 1652 eintrat. — Die humanistische Bildung, welche S. wie allen niederländischen Juristen seiner Zeit eignete, zeigt er nicht nur im Gesammttone seiner sämmtlichen Werke, son-

dern auch in einer Reihe antiquarischer Einzeluntersuchungen; seine hauptsächlichen Erfolge jedoch erzielte er durch seine, wennschon der Wissenschaftlichkeit keineswegs entbehrenden, so doch wesentlich praktischen Werke. Von diesen ist wohl das „Examen iuridicum“, eine Darstellung der Pandekten in Legalordnung und katechetischer Form, am bekanntesten geworden und hat diejenige weite Verbreitung gewonnen, welche es als für seine Zeit sehr tüchtiges, übersichtliches, die neuere Praxis berücksichtigendes Hand- und Lehrbuch verdiente. Außerdem wäre etwa zu nennen sein Leitfaden zu einem processus iudicialis, welcher in nachahmenswerthester Kürze und Einfachheit, vom Gesichtspunkte der Nützlichkeit aus, in einer den Lebensbedürfnissen entgegenkommenden Weise Verfahren und Schriftstücke erörtert, eine Reihe beherzigenswerther Rathschläge und Winke für Kläger und Beklagte, Richter und Anwälte gibt, fortwährend holländisches Recht und den dortigen stylus curiae beachtet, deshalb noch heute nicht ohne Wichtigkeit sein dürfte und jedenfalls eine eben so interessante wie anziehende Lectüre bietet.

Jöcher, s. h. v. — Vriemoet, Series professorum Franecqueranorum 226. — Burmann, Trajectum eruditum 345.

Ernst Landsberg.

Schotanus: Christian S., reformirter Theolog und bedeutender Sprachforscher, am 16. August 1603 zu Schingen in Friesland geboren, wo sein Vater Prediger war. Den ersten humanistischen Unterricht erhielt er zu Löwarden und studirte seit 1621 zu Franeker. 1627 folgte er seinem Vater als Prediger in seinem Geburtsort; 1629 folgte er einer Berufung an die Gemeinde zu Cornjum. Die Herausgabe einer sehr gelehrten Abhandlung „Praeconium doctae sodalitatis“ verschaffte ihm 1639 eine Professur für griechische Sprache zu Franeker, und, nachdem ihm 1644 auch die Kirchengeschichte übertragen war, erhielt er 1646 eine Professur der Theologie. Sieben Jahre später vereinigte er mit seinem Amte auch den Predigtdienst in seiner Gemeinde. 1657 ward er honoris causa zum Doctor promovirt. 1668 forderte das zunehmende Alter die Entlassung aus der pastoralen Thätigkeit. An der Universität blieb er bis an seinen Tod, der am 12. November 1671 erfolgte, thätig. Als Philosoph war er ein Gegner des Cartesius. Von seinen kirchengeschichtlichen Arbeiten seien genannt: „Kerkelyke en wereldlyke geschiedenissen van Oost- en Westfriesland“, Ut. 1558; „Continuatio sacrae historiae Sulpitii Severi“; „Beschryving van de heerlyk- „heid van Friesland“. Von seinen theologischen Schriften sind besonders zu erwähnen: „De onbeweeglijke vastigheid van den Kinderdoop“; „De auctoritate versionis Graecae 70 interpretum contra J. Vossium“; „Scholae theologicae“; „Van de gronden der Mennisterije“; „Catechesis sive elementa theologica“.

Glasius, Godg. Nederl. — Vriemoet, Athen. Fris., p. 336 sqq. — van der Aa, Biogr. Woordenb.

van Slee.

Schotanus: Meinard S., reformirter Theolog, Sohn des ersten Professors für Jurisprudenz an der Franeker Universität, Heinrich S. und der Gertrud Poel, ward am 13. October 1593 zu Franeker geboren. Eine sorgfältige Erziehung befreite ihn vom Uebel des Stammelns, wonach er seine philosophischen und theologischen Studien an der Hochschule seiner Vaterstadt machte unter Sibrand Lubberti und Maccovius. Schon hatte er eine „Dissertatio de anima“ verfaßt, ehe er sich ganz der Theologie widmete; der Inhalt jener Abhandlung hatte die Besorgniß erweckt, er neige zum Arminianismus; doch bestätigte sich dies nicht. Seit 1616 Prediger zu Britswerd, machte er sich bald durch seine Gelehrsamkeit einen Namen. 1626 ward er Professor der Theologie zu Franeker, auch Universitätsprediger und Bibliothekar; 1632 ging er als Prediger nach Löwarden, kehrte

aber 1636 als Professor nach Franeker zurück, ward auch Dr. theol. honoris causa. Schon im nächsten Jahre aber wurde er als Professor der Theologie nach Utrecht berufen und trat dieses Amt mit einer „Oratio de verbo Dei“ an. Unermüdet wirkte er dort auch als Prediger der Gemeinde, hielt auch jahrelang wöchentliche Zusammenkünfte außerhalb der Stadt, welche sogar auch von Römisch-Katholischen besucht wurden. Sein am 6. April 1644 erfolgter Tod war ein wahrer Verlust für Kirche und Theologie. Seine „Disputationes academicae de religione, de secessione ab ecclesia Romana“; die „Analysis et commentaria in Epist. Pauli ad Philipp.“ Franeq. 1637, „Conciones in epist. I. Petri“ Fran. 1637, und das „Systema concionum, quibus doctrina christiana, praxis fidei et verae religionis traditur“, Traj. 1640 sind Zeugnisse seines bedeutsamen Wirkens.

Burman, Traj. erud., p. 347 sqq. — Vriemoet, Athen. Fris., p. 346 sqq. — Glasius, Godgel. Nederl. — van der Aa, Biogr. Woordenb.

van Slee.

Schott: Andreas S., Jesuit, geboren zu Antwerpen am 12. September 1552, † daselbst am 23. Januar 1629. Er studirte in Löwen, zuerst im Collegium Trilingue, wo Cornelius Valerius sein Lehrer im Lateinischen, Dietrich de Langhe im Griechischen war, dann in einem der vier zur Artistenfacultät gehörenden Collegien, dem Paedagogium Castri, docirte auch in diesem einige Zeit Rhetorik. Im J. 1576 ging er nach Douay, wo er bei Philipp de Lannoy, Seigneur de Turcoing Aufnahme fand, 1577 nach Paris, wo ihn Augerius Ghilain von Busbeck (A. D. B. III, 633) in sein Haus aufnahm. Sein erstes Werk, einen Commentar zu dem Buche „De viris illustribus urbis Romae“, 1577, widmete er Lannoy, das zweite, die Ausgabe des dem Sextus Aurelius Victor zugeschriebenen Buches, „De vita et moribus imperatorum Romanorum“ (mit dem ersten Abdruck eines Fragmentes des „Monumentum Ancyranum“), 1579, Busbeck, (in demselben Jahre erschien „Sexti Aurelii Victoris historiae Romanae breviarium“). Im J. 1579 wanderte er weiter, über Bordeaux nach Madrid, von da nach Alcala, wo er acht Monate blieb, dann 1580 mit dem Bischof Wilhelm Lindanus von Roermond (A. D. B. XVIII, 663) nach Toledo, wo er mit dem Juristen Antonio Covarruvias bekannt wurde, und von da nach Salamanca. Er kehrte aber bald nach Toledo zurück, um sich auf den Rath des Covarruvias um die Professur des Griechischen zu bewerben. Er erhielt diese Professur, um die sich noch drei andere beworben hatten, und fand zugleich Aufnahme im Hause des Erzbischofs von Toledo, des Cardinals (und General-Inquisitors) Caspar Quiroga. Nach drei Jahren, 1584, wurde er Professor des Griechischen, der Rhetorik und der Geschichte zu Saragossa und wohnte nun zwei Jahre bei dem Erzbischof von Tarragona, dem berühmten Antonio Agustin. Nach dessen Tode (31. Mai 1586) schrieb er eine „Laudatio funebris“ desselben (1617 veröffentlichte er „Antonii Augustini dialogi XI. antiquitatum in nummis veterum latine versi et dialogo XII. aucti de prisca religione ac diis gentium). Als er hörte, daß seine Vaterstadt Antwerpen von dem Herzog von Parma belagert werde, gelobte er, wenn die Stadt wieder unter die Herrschaft des katholischen Königs komme, wolle er Jesuit werden. Am 8. April 1586 verließ er dann den Erzbischof Agustin und trat zu Saragossa das Noviziat an. Nach Beendigung desselben wurde er nach Valencia geschickt, um Theologie zu studiren, und dann als Lehrer im Collegium zu Gandia angestellt. 1594 wurde er als Nachfolger des Franciscus Bencius als Lehrer der Rhetorik nach Rom berufen, kam im Juli 1594 in Neapel, im Herbst in Rom an, wo er aber nur drei Jahre blieb. In dieser Zeit veröffentlichte er nur lateinische Uebersetzungen der von dem Jesuiten Peter Ribadeneira spanisch geschriebenen Biographieen des

Generals Franz Borgia und des P. Alphons Salmeron (1604 folgte noch die Biographie des Generals Jacob Lainez). Im J. 1597 wurde ihm, da für ein Augenleiden das römische Klima ungünstig schien, gestattet, nach Antwerpen zurückzukehren, wo er im Collegium seines Ordens Griechisch zu lehren, daneben aber Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten hatte. Er blieb bis zu seinem Tode fast ununterbrochen in Antwerpen. 1610 war er einige Monate in Tournay, um die Bibliothek der dortigen Benedictiner zu benutzen. — Vor seiner Rückkehr nach Antwerpen hat S., außer den genannten Werken, nur noch eine Ausgabe des Pomponius Mela (1582) und Noten zu Schriften des älteren Seneca (in der Heidelberger Ausgabe von 1587) veröffentlicht, später eine Reihe von Werken, meist philologischen Charakters, u. a. „Eunapius Sardianus de vitis philosophorum“ (1596), „Theophylacti Simocattae opera“ (1599), „Vitae comparatae Aristotelis ac Demosthenis“ (1603), „Hispania illustrata“ (4 Bände, (1603/1608), „Tullianarum quaestionum de instauranda Ciceronis imitatione libri quatuor“ (1610), „De nodis Ciceronis variorumque libri quatuor necnon Cicero a calumniis vindicatus“ (1613), „Adagia Graecorum“ (1612), „Observationum humanarum libri quinque, quibus graeci latinique scriptores emendantur et illustrantur“ (1615; eine ähnliche Sammlung von Divinae observationes zu kirchlichen Schriftstellern wurde nicht fertig). Besonders fleißig war S. in der Herausgabe von patristischen und mittelalterlich-theologischen Schriften. Ein großer Theil der Schriften, die in der Kölnischen Bibliotheca Patrum von 1618 stehen, ist von ihm besorgt (ein Verzeichniß derselben gibt Nicéron). Selbständig veröffentlichte er die „Itineraria Antonini et Burdigalense“ (1600), eine Uebersetzung von Photius' Myriobiblion (1606; sie ist mangelhaft und vielleicht zum Theil in seinem Auftrage von einem jüngern Jesuiten gemacht), die Gedichte des Ennodius (1610), den Paulus Orosius (1615), die Glaphyra des Cyrillus von Alexandria (1618), 570 Briefe des Isidor von Pelusium (1623) und andere Schriften. Außerdem besorgte er lateinische Uebersetzungen der Missionsberichte der Jesuiten aus Japan und aus China (1615) und eine Gesammtausgabe der Werke des Ludwig von Granada (in drei Foliobänden, 1628). Endlich wird noch eine Schrift „De bono silentii religiosorum et saecularium“ (1619) erwähnt. S. stand mit vielen Gelehrten seiner Zeit in persönlichen Beziehungen oder in Correspondenz, mit Justus Lipsius, Peter und Franz Pithou, Papirius Masson u. a., auch mit den protestantischen Gelehrten Joseph Scaliger, J. Gruter, B. Vulcanius, D. Hoeschel, Gerhard Vossius, Wilhelm Camden und Isaac Casaubonus. Alle rühmen seine Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit. Seine Beziehungen zu Casaubonus wurden von 1611 an getrübt, als dieser mit mehreren anderen Jesuiten Streitschriften wechselte, mit Carl Scribanius (er war Schott's Provincial), Heribert Rosweyd (dieser veröffentlichte Privatbriefe des Casaubonus an S.), Fronton Du Duc und A. Eudaemon-Johannes.

Ein Bruder von A. S., Franz, der Jurist und Rathsherr zu Antwerpen war, hat 1600 „Itinerarii Italiae rerumque romanarum libri tres“ veröffentlicht. Andreas S. besorgte 1625 die 4. Auflage, die er dem Cardinal Francesco Barberini widmete. Der einzige Sohn eines andern Bruders, Jacob, der gleichfalls Franz hieß, war Prämonstratenser, gab 1607 einen Thesaurus exemplorum heraus und starb 1617. Die Notizen über sein Leben, die S. einige Monate vor seinem Tode schrieb, sind nicht gedruckt, aber benutzt in der Bibliotheca belgica des Valerius Andreä, der Schott's Schüler und drei Jahre sein Secretär war.

Vgl. Nicéron, Mémoires 26, 61. — de Backer und van der Aa. — Baguet, Notice sur André Schott, in den Mémoires de l'Académie royale de Belgique T. 23, 1849.

Reusch.

Schott: August Friedrich S., Jurist, geboren zu Dresden, wo sein Vater Generalacciseinspector war, am 11. April 1744, wurde im Hause unterrichtet, studirte seit 1761 zu Wittenberg und seit 1762, hauptsächlich unter Hommel und Sammet, zu Leipzig, ward dort 1765 Magister der Philosophie, bald darauf beider Rechte Doctor und eröffnete als solcher juristische Vorlesungen. Er erhielt 1767 in Leipzig selbst die außerordentliche Professur der Rechtsalterthümer mit der Anwartschaft auf Sitz und Stimme in der Juristenfacultät, ward dann in regelrechtem Vorrücken 1777 substituirter Assessor in derselben, 1778 ordentlicher Professor des Sächsischen Rechts, 1779 ordentlicher Assessor in der Juristenfacultät und in dem Oberhofgericht zu Leipzig, 1782 Professor der Pandektentitel de Verb. Sign. ac de Reg. Jur., sowie schließlich etwas später Professor der Pandekten. Hand in Hand mit diesen Stellungen gingen die Nebentitel, auf welche nach der Einrichtung der Universität Leipzig die Einkünfte radicirt waren; Mitglied zuerst des kleinen, sodann des großen Fürstencollegiums ward Schott endlich Capitular des Hochstifts Naumburg. Er starb am 10. October 1792. — Von jung auf schwächlich und zur Hypochondrie geneigt, wußte er durch unglaublichen Fleiß, sorgfältigste Zeiteintheilung und stilles Leben sich die Bedingungen umfassendster Productivität zu sichern. Wie er über Römisches, Sächsisches, Deutsches und Kanonisches Recht, bis zu 7 Stunden täglich, las, so hat er sich auch auf allen diesen Gebieten schriftstellerisch durch Dissertationen u. dgl. bethätigt; mehrfach aufgelegt wurde seine juristische Encyklopädie und Methodologie; auch auf deutsche Stadt- und Landrechte, sowie deren Sammlung erstreckte sich seine Aufmerksamkeit; vor allem hat er aber seine Kenntnisse und seine Emsigkeit hervorragend auf litterärgeschichtlichem, bibliographischem und kritischem Gebiet zur Geltung gebracht, ein Gebiet, welches er namentlich so lange mit Vorliebe bestellte, als er noch nicht durch das für die meisten Mitglieder der Leipziger Juristenfacultät verhängnißvolle, wenn schon recht lucrative Uebergewicht der Spruchsachen und Actenarbeit in Anspruch genommen war. So dürfte zumeist jedem Juristen, welcher sich jemals mit älterer Litteratur befaßt hat, vertraut sein Schott's Supplement zu des Lipenius Bibliotheca juridica, welches nach eigener Angabe über 20000 neue Angaben enthält. Eine weitere hervorragende Schöpfung ist aber seine „Unparteiische Kritik neuester juristischer Schriften“ 1768—83, 10 Bde., fortgesetzt mit etwas verändertem Plan als „Bibliothek der neuesten juristischen Litteratur“ 1783—88, 14 Bde.; hier läßt er, in zuerst längeren, später kürzeren Recensionen, bei welchen er stets ein treffendes Wort, eine bezeichnende Stelle zu finden, den Inhalt, Nachtheile und Vorzüge zu charakterisiren weiß, sämmtliche juristische Schriften jener Jahre mit staunenswerther Selbständigkeit, unter Berücksichtigung auch des entlegensten Auslandes und der Gesetzgebung, vor dem Leser vorbeiziehen; und zwar sind die Besprechungen aller dieser Werke, philosophischer wie positivrechtlicher, praktischer wie theoretischer, umfassender Sammlungen und Systeme wie einzelner Dissertationen und Deductionen, gleichmäßig von Schott selbst verfaßt, mit Ausnahme bloß der zweiten Hälfte der „Kritik“, bei welcher er sich einiger Mitarbeiter bedient hat. Ein anderes, bedeutsames Unternehmen war sein „Juristisches Wochenblatt“, 4 Bde. 1772—75, welches eine Menge kleinerer Abhandlungen einer großen Anzahl von Autoren wieder abdruckt aus allen möglichen über Deutschland zerstreuten Taschenbüchern, Schriften gelehrter Gesellschaften, localen Zeitschriften, deren Inhalt so leicht verloren geht. Natürlich war ein Einzelner einen derartigen bibliographischen Ueberblick zu gewinnen nur am Centralplatze des deutschen Buchhandels in der Lage; S. soll aber auch eine der zahlreichsten und auserlesensten Privatbibliotheken besessen haben, aus welcher der vielbeschäftigte, sonst sich jede gelehrte Correspondenz wie jeden Freundesbesuch der Zeitersparniß halber ver-

bittende Mann stets einem Jeden Bücher zu borgen bereit war: man berichtet, er habe täglich bis zu 400 Bänden verliehen gehabt.

Weidlich, Beiträge II, 330 und III (Nachträge) 262. — Nekrolog der Deutschen, 1793, II, 371. — Meusel, Lexikon ꝛc., XII, 411. — v. Schulte, Geschichte u. s. f., IIIb, 158.

Ernst Landsberg.

Schott. B. Schott's Söhne, Verlagshandlung in Mainz, Brüssel, London und Paris, deren Verlagsnummer bereits die Zahl 24 000 überschritten hat. Es ist mir nicht gelungen, über den Gründer der Handlung, Bernhard S., und über seine Thätigkeit Näheres zu erfahren. Eine Anfrage bei den heutigen Geschäftsbesitzern hat nur die Gewißheit ergeben, daß sie nichts über ihre Vorfahren wissen und auch nicht einmal im Besitze der alten Verlagskataloge sind. Nur ein Document hat sich erhalten und zwar die Ernennung zum Hofmusikhändler des Kurfürsten Karl Friedrich vom Jahre 1780. Bernhard Schott nennt sich auf seinen ersten Notenstichen: B. Schott in Mainz, Kupferstecher und zwar bereits im J. 1770. 1817 starb er und das Geschäft ging auf seine Söhne Andreas (geboren 1781, † 1840) und Johann Josef (geboren am 12. December 1782, † am 4. Februar 1855) über, welche die Firma in B. Schott's Söhne änderten. Erst unter den letzteren nahm das Geschäft jenen Aufschwung, welcher ihm nach und nach die ganze Welt öffnete, indem sie Zweiggeschäfte in Belgien, Frankreich und England gründeten. Trotz manchem bedeutenden Verlagsartikel den die Firma erwarb, hat sie sich mit Ausnahme der Zeitschrift Cäcilia (1824—39 und 1842—48) nie in sogenannte gewagte Verlagsunternehmungen eingelassen, sondern hübsch abgewartet, bis ein Componist die gehörige Sicherheit gewährte, daß seine Werke auch ein gewinnbringendes Unternehmen seien. So verlegte sie erst 1825 Beethoven'sche Compositionen und neben Schlesinger in Berlin, der ähnliche Grundsätze befolgte, von da ab fast ausschließlich. Aehnlich verfuhr sie mit Richard Wagner. Im übrigen hat wohl keine Verlagshandlung der Welt so viel an musikalischer Tageslitteratur veröffentlicht, die aber stets reißende Abnahme fand und die Besitzer der Firma zu reichen Männern machte. Ein im biographischen Lexikon des deutschen Buchhandels (Leipig bei Pfau, einem soeben vollendeten Verlagsunternehmen) befindlicher Artikel über die Firma, wozu sie selbst das Material lieferte, spricht von einer von Franz S. und seiner Gattin (Betty Braunrasch) gegründeten Stiftung, aus deren Ertrag ein ständiges städtisches Orchester in Mainz erhalten wird. Beide starben kurz hintereinander in den Jahren 1874, 8. Mai und 1875, 5. April. Von wann die Stiftung datirt ist, wird in obiger Biographie nicht angegeben, auch ist weder der Betrag des Capitals noch die Bedingungen verzeichnet. Die jetzigen Besitzer sind Franz Ritter v. Landwehr und Dr. L. Strecker.

Rob. Eitner.

Schott: Christian Albert S. wurde als Sohn des Oberamtmanns zu Sindelfingen am 30. April 1782 geboren. Nach frohen Knabenjahren und einer glücklichen Zeit in der Klosterschule zu Bebenhausen bezog er 1799 die Universität Tübingen, um nach dem Wunsche des Vaters sich zum Diplomaten zu bilden. Nach Beendigung seiner Studien ging er im Herbst 1803 auf Reisen, die ihn nach Paris und Südfrankreich führten. War er schon vor der Reise zum kurfürstlichen Kanzleiadvocaten ernannt worden, so erhielt er im December 1805, einer der letzten, die Bestallung als kaiserlicher Notar. In demselben Monat hatte er zu Hause Gelegenheit als Landcommissär sich bei dem Durchmarsch der Franzosen verdient zu machen. Da ihm der Eintritt in die diplomatische Laufbahn nicht mehr wünschenswerth schien, ließ er sich in Stuttgart als Rechtsanwalt nieder. Beim Ausbruch der württembergischen Verfassungskämpfe trat S.

auf die Seite des „guten alten Rechts“. Der Ständeversammlung von 1815 diente er, da Vater und Sohn nicht gleichzeitig Mitglieder derselben sein durften, unentgeltlich als Registrator. Nach Auflösung der Versammlung wurde ihm die Stelle eines Procurators beim obersten Gerichtshofe entzogen, jedoch ohne sein Zuthun im folgenden Jahre wieder übertragen. 1819 wurde er in Böblingen in die Ständeversammlung gewählt, wo er namentlich Oeffentlichkeit der Verhandlungen und der Rechtspflege beantragte. Auf dem Landtage von 1820—21 erstattete er den wichtigen Bericht über die Organisation der höheren Regierungs- und Finanzbehörden und trat dem Verlangen nach Ausschließung Friedrich List’s mannhaft entgegen. Der Mangel an Erfolg war wol Mitursache, daß S. bei Wiedereröffnung der Kammer aus derselben austrat. Erst als durch die Julirevolution das politische Leben neu angefacht wurde, nahm auch er wieder eine Wahl an. Unter seinem Vorsitz verlangte im April 1832 die Versammlung der liberalen Partei zu Boll die endliche Einberufung der Ständeversammlung; als diese zusammengetreten war, entwickelte S. in eindringlicher Weise seinen Antrag auf Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Preßfreiheit und gewann dafür sogar in dem zweiten Landtage von 1833, auf dem sich sonst die Opposition in der Minderheit befand, eine bedeutende Mehrheit. Bis zu den Neuwahlen am Ende des Jahres 1838 war S. für Preßfreiheit, Verbesserung des Unterrichtswesens, Milde in der Strafgesetzgebung mit solchem Erfolge thätig, daß er sagen konnte, die gegenwärtige Regierung sei seit Eberhard im Bart die beste in Württemberg. Nach den Wahlen aber trat er mit der Mehrzahl seiner Freunde enttäuscht zurück. 1848 finden wir ihn wieder im Vorparlament, dann in der Nationalversammlung zu Frankfurt. S. war Mitglied der entschiedenen, aber nicht republikanischen Linken und stiftete, obgleich leicht von idealem Schwung hingerissen, durch gereiftes Urtheil manches Gute. Er stimmte auch gegen Verlegung der Versammlung nach Stuttgart, weil er ihre Aufgabe für gescheitert ansah, harrte jedoch nach ihrer Verlegung bis zum Schlusse aus, die durch seinen eigenen Schwiegersohn und früheren Gesinnungsgenossen, den „Märzminister“ Römer, erzwungen wurde. Noch wurde er 1850 von der Stadt Stuttgart in die verfassungsgebenden Versammlungen gewählt, zog sich aber nach deren Auflösung aus dem politischen Leben zurück. Erwähnt sei noch, daß er 1820 an die Spitze eines Griechenvereins getreten und infolge davon zum hellenischen Staatsbürger, 1838 von der archäologischen Gesellschaft in Athen zum Mitgliede ernannt worden war. S. zeichnete sich neben strenger Rechtlichkeit durch rege Theilnahme an litterarischen Bestrebungen, an Pflege des Turn- und Gesangwesens aus. Mit Paulus in Heidelberg veröffentlichte er die polemische Schrift: „Voß und Stolberg“. Sein Gedanke sind die deutschen Schillerfeste; er hielt 1825 in Stuttgart beim ersten Schillerfest die erste Schillerrede. S. war Mitbegründer und erster Vorstand des Stuttgarter Liederkranzes, seit dem Schillerjubiläum von 1859 auch Ehrenmitglied des schwäbischen Sängerbundes. Bis in das höchste Alter bewahrte er die Frische des Geistes, eine rege Vielseitigkeit, einen entschiedenen Willen. Nach kurzem Krankenlager starb er am 6. Juni 1861 in Stuttgart. — Schott’s ältester Sohn, Albert, (geb. am 27. Mai 1809, † am 21. November 1847 als Professor in Stuttgart) hat sich durch seine Sprach- und Geschichtsforschungen einen Namen gemacht. So schrieb er: Nationalität und Sprache, Welfen u. Gibelinge (in Schmidt’s Zeitschrift für Geschichtswissenschaft von 1846), Die Deutschen am Monte Rosa mit ihren Stammesgenossen in Wallis und Uechtland, Die Deutschen Colonieen in Piemont, Ueber den Ursprung der deutschen Ortsnamen zunächst um Stuttgart. Ein zweiter Sohn, Arthur, hat sich an mehreren Forschungsreisen mit Erfolg betheiligt; der jüngste, Sigmund, ist durch seine Thätigkeit als

freisinniger Abgeordneter zum württembergischen Landtag und zum Reichstag bekannt geworden.

Vgl. Schwäbische Chronik v. 20. und 21. Juli 1861.

Eugen Schneider.

Schott: Franz S., gelehrter Reiseschriftsteller, geboren am 9. November 1549 zu Antwerpen, † allda am 17. März 1622, schrieb 1600 als Senator der Stadt Antwerpen „Itinerarii Italiae rerumque Romanarum Libri tres“ zunächst zum Nutzen der Pilger, welche im heiligen Säcularjahre die ewige Stadt besuchen wollten. Er hat das Buch dem Cardinal Robert Bellarmin gewidmet und in der Widmung seine gelehrten Quellen redlich angegeben. In erster Linie steht des Stephan Pighius Hercules Prodicius, außerdem die Karten seines Landsmannes Ortelius, dem er nahestand, außerdem wurden die Schriften der Alten und Neueren, auch der Dichter, in ausgedehntem Maaße verwerthet; dazu kamen endlich persönliche Mittheilungen seines Bruders Andreas S., der als Jesuit längere Zeit in Italien verweilt hatte, ungedruckte Abschnitte aus Panuin u. ähnl. So ist ein Gemisch von Geschichte, Geographie, Topographie, Dichtung und Wegweiser entstanden, in welchem die Rücksicht auf die Stimmen des Alterthums und auf die kirchlichen Zustände, Gebäude u. s. w. sich weit vordrängt und welches der Originalität fast ganz entbehrt; das 1. und 3. Buch sind wesentlich Wiederabdrücke des Pighius'schen Werkes. Nach dem Tode des Verfassers sind zwei Ausgaben durch den Predigermönch Hieronymus Capugnanus und 1625 eine stark vermehrte, vierte durch den oben genannten Bruder Andreas S. veranstaltet worden. Swertius führt auch ein Itinerarium Germaniae, Galliae et Hispaniae an, welches mir nicht bekannt geworden ist.

F. Ratzel.

Schott: Gerhard S., rechtsgelehrter Senator und Opernbegründer in Hamburg. Geboren daselbst am 16. April 1641, Lic. der Rechte 1665. Auch er wie die meisten seiner zeitgenössischen Landsleute, unternahm Reisen durch Deutschland, Holland, Frankreich und Schweden, war sodann Praktikus in seiner Vaterstadt und seit 1682 Actuar des Niedergerichts. Der Umstand, daß er von dieser subalternen Stellung im J. 1693 zu dem hohen Amte eines Mitgliedes des Senats befördert wurde, bezeugt das Ansehen, das er sich schon damals durch seine vielseitigen Kenntnisse erworben hatte, wie er auch als eifriger Beschützer und Liebhaber der Künste und Wissenschaften sich verdienstlich erprobt hatte. Wenn gleich er in allen seinen amtlichen Functionen sich durch Tüchtigkeit und Geschick auszeichnete, so würde doch vielleicht sein Name an dieser Stelle nicht erwähnt sein, wenn er nicht als Hauptbegründer und Leiter des s. Z. weltberühmten Operninstituts in Hamburg, in weiten Kreisen und namentlich in dem der dramatischen und musikalischen Litteratur sich und seinen Namen bekannt gemacht und verewigt hätte. — Er erbaute auf seine Kosten das damalige Opernhaus am Gänsemarkt, ein Gebäude, welches später als Stadttheater durch die Ackermann'sche und die Schröder'sche Gesellschaft auch in dieser Gattung der Kunst Hamburg zur hohen Ehre gereicht hat. — Nicht zu übersehen ist Schott's daneben gehendes ungemeines Talent für Mechanik, deren Zweige er vollständig beherrschte, so daß er wirkliche Kunstwerke zu schaffen im Stande war. Daß er viele Decorationen und Maschinerieen für die von ihm in Scene gesetzten Opernspiele sowohl erfand als unter seiner speciellen Anleitung ausführen ließ, ist schon bemerkenswerth. Dies waren aber Kleinigkeiten gegen das von ihm geschaffene Kunstwerk eines großen Modells des salomonischen Tempels sammt der Stiftshütte, welche zunächst als Decoration der in 2 Abtheilungen an 2 Abenden im J. 1692 aufgeführten Oper „Die Zerstörung der Stadt Jerusalem“ dienen sollte. Die zur getreuen Ausführung dieses schwierigen

Werks erforderlichen Studien der alttestamentlichen Angaben, sollen, nach Zeugniß competenter Schriftgelehrter in staunenswerther Weise gründlich, und durch überraschende Erfolge gekrönt gewesen sein. Unter Schott's Anleitung wurde dies Werk nach 6jähriger Arbeit vollendet. Nach Schott's Tode am 25. Oct. 1702 wurden Tempel und Stiftshütte noch 1710 in Hamburg gezeigt, und in diesem Jahre von dem Freiherrn v. Uffenbach in dessen merkwürdigen Reisen Bd. 2, S. 115 ff. beschrieben. Beide Kunstwerke sind dann 1717 von einem reichen Engländer gekauft und nach London gebracht, wo sie noch im J. 1725 gegen 1/2 Krone Entrée zu besichtigen waren, ob und wo in England sie noch existiren, ist unbekannt. Ein sehr rares Buch „The Temple of Solomon & the Tabernacle of Moses etc.“ gedruckt London 1724 und 1725 (auf der Hamb. Stadtbibliothek vorhanden) enthält eine eingehende Beschreibung dieser Schott'schen Werke. An dem Streit über die Zulässigkeit der Opernspiele, erregt von Hamb. Geistlichen, nahm S. nur Theil durch Herausgabe von 4 Universitäts-Bedenken und Gutachten 1693. Hierüber findet man Näheres in einem Aufsatz des Pastor Dr. Geffcken in der Zeitschrift des Vereins für Hamb. Geschichte III, 1 ff.

Dr. Chrysander im Feuilleton des Hamb. Correspondenten vom 4. Februar 1890, Nr. 87 Mittagsausgabe. — Hamb. Schriftstellerlexikon VII, 13. 14. Beneke.

Schott: Heinrich August S. ist geboren am 5. December 1780 zu Leipzig, wo sein Vater, August Friedrich S., Professor der Rechtsalterthümer, später der Pandekten war. Mütterlicherseits entflammte er einer theologischen Familie. Der Leipziger Superintendent und Professor Johann Friedrich Bahrdt war sein Großvater, Karl Friedrich Bahrdt (s. A. D. B. I, 772) sein (ihm sehr ungleicher) Oheim. Durch häuslichen Unterricht und auf der Nikolaischule vorgebildet, studirte er seit 1796 zwei Jahre lang Philologie und Philosophie, wandte sich aber dann mehr und mehr der Theologie zu. Im J. 1799 erwarb er sich das Magisterium Lipsiense und 1801 die venia literas humaniores docendi. Wie bei J. A. Ernesti (s. A. D. B. VI, 235) und andern Leipziger Theologen, so bildete auch bei S. die Philologie die Vorschule zum theologischen Lehramt. Er wurde 1803 Baccalaureus der Theologie, eine Würde, die ihn zur Mitübernahme der Abend-, späterhin der Frühpredigten in der Paulinerkirche verpflichtete, erhielt 1805 eine außerordentliche Professur in der philosophischen, 1808 in der theologischen Facultät. Nachdem er 1809 in Leipzig die theologische Doctorwürde erworben hatte, trat er 1810 die ihm verliehene vierte theologische Professur in Wittenberg an. Weil man ihn in Leipzig, wie er zu hoffen berechtigt war, nicht hatte ascendiren lassen, folgte er schon 1812 einem Rufe, den er als göttlichen erkannte, nach Jena, wo er, wie in Wittenberg, neutestamentlich-exegetische, dogmatische und homiletische Vorlesungen hielt und ein, auswärts mehrfach nachgeahmtes, homiletisches Seminar einrichtete. Seine theologische Richtung, angedeutet in der Milde seiner, von der Idee des Himmelreiches getragenen „Epitome Theologiae christianae dogmaticae“ (1811. 2. A. 1822), ausgeführt in seinen „Briefen über Religion und christlichen Offenbarungsglauben, Worte des Friedens an streitende Partheien“ (1826), war eine mittlere zwischen Rationalismus und Supranaturalismus, vernunftmäßiger Glaube an die göttliche Offenbarung in Christo, welche der Ausdruck der höchsten Vernunft ist. Er hat also supernaturalistisch den Offenbarungscharakter des Christenthums fest gehalten, andererseits wohlwollend darauf hingewiesen, wie auch die rationalistischen Theologen die allwaltende, immer lebendige göttliche Vorsehung bekennen, die den ehrwürdigen Stifter des Christenthums mit eigenthümlichen Kräften des Geistes ausgerüstet, die Umstände, unter denen er in die Welt trat, und seine früheren Verhältnisse so geordnet habe, daß die freie Entwickelung jener in ihn

gelegten Kräfte den herrlichsten Aufschwung nahm. Dieser Standpunkt, gleichweit entfernt vom anmaßenden Dünkel der extremen, alles Positive verwerfenden Rationalisten, wie vom blinden Eifer für das Hergebrachte der extremen Supernaturalisten, erlaubte ihm, gegen Hengstenberg für die theologische Lehrfreiheit, als nicht gefesselt an den Buchstaben eines Glaubensedictes, einzutreten. Niemand werde dereinst Rechenschaft abzulegen haben, ob er mehr für die Darmstädter oder Berliner Kirchenzeitung sich interessirt habe, wohl aber davon, ob unsere Meinung ehrlich, unser Glaube mehr als Phrasenglaube und unsere Theologie keine politisch-christliche gewesen. Und weil er den Herrn in einer ehrwürdigen Gestalt in seinem Herzen trug, konnte auch ein David Strauß, von dessen „Leben Jesu“ er noch Kunde erhielt, ihn nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Freundeshände winkten ihm von beiden Seiten. Reinhard (s. A. D. B. XXVIII, 32) hat ihm seine Freude bezeugt, daß er sich für die Lehre unserer Kirche in allen ihren Hauptpunkten so stark und freimüthig erklärt, und auch in seinen Predigten sie unverstümmelt vortrage, andere Supernaturalisten haben ihn als den vom Herrn erkorenen Pfeiler zur Aufrichtung des biblisch-christlichen Glaubens gefeiert. Andrerseits hat das kritische Organ des Rationalismus seiner vernunftmäßigen Auffassung des Christenthums Beifall gezollt, und sein Obermeister Röhr ihm als Gesinnungsverwandten seine „Grund- und Glaubenssätze“ in der zweiten Auflage gewidmet. Da nun zu dieser versöhnenden, die verschiedenen Meinungen ruhig abwägenden Richtung seine wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiet der neutestamentlichen Exegese traten, documentirt durch sein „Novum Testamentum graece, nova versione illustratum“ (3. A. 1825. Zum 4. Male edirt von Baumgarten-Crusius 1839), seine „Opuscula exegetica, critica, dogmatica“ (2 Th. 1817 f.), seine „Isagoge historico-critica in libros Novi Foederis sacros“ (1830), endlich durch seinen Commentar zu den Epistolae Pauli ad Thessalonic. et Galatas (1834); ferner sein Ruhm als geistlicher Redner, nicht gefühlig und poetisch, sondern, nach Reinhard's Vorbild, logisch klar, im edlen Sinne populär (Predigtsammlungen von ihm erschienen 1815, 1818, 1822 und 30; auch gab er mit H. W. Rehkopf eine „Zeitschrift für Prediger, zur Belebung der Religiosität durch das Predigtamt“ 1811—13 heraus), ein disertus, amplus et elegans in templo orator, und als Gesetzgeber für die geistliche Beredsamkeit („Kurzer Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit“, 1807. „Die Theorie der Beredsamkeit“, 3 Thle. 1815—28. 2. A. 1828, 33, 46): so kann es nicht Wunder nehmen, daß die Mehrzahl deutscher Universitäten ihn in ihre Mitte wünschte. Er ist seinem Jena treu geblieben. Unbehilflich im Leben, war er der Redlichsten Einer, bescheiden, liebenswürdig, bibelfest und wahrhaft gläubig. Eben noch hatte er etwas berichtigt in seiner Dogmatik im Abschnitt von den letzten Dingen, als leise und unerwartet der Todesengel zu ihm trat (29. December 1835).

Biographieen und Charakteristiken von H. C. A. Eichstädt, Jena 1836. — Goldhorn, Journal für Prediger 1836. B. 88, N. 1. — A. G. Hoffmann, Zeitschr. für hist. Theol. VI, 2, 260. — J. T. L. Danz, Leipzig 1836. — G. Frank, Gesch. d. prot. Theol. III, 406. — L. Pelt, Herzog's R.-E. 2. A. XIII, 675.

G. Frank.

Schott: Heinrich Wilhelm S., Botaniker, geboren zu Brünn am 7. Januar 1794, † in Schönbrunn bei Wien am 5. März 1865. Als siebenjähriger Knabe kam S. nach Wien, wohin sein Vater als Obergärtner des Universitätsgartens durch den Freiherrn Joseph v. Jacquin berufen wurde, besuchte hier das Gymnasium und trat 1809 in den Dienst seines Vaters als Gartengehülfe ein. Während seiner vierjährigen Dienstzeit machte sich S. nicht nur mit dem technischen Betriebe der Gärtnerei vollkommen vertraut, sondern erwarb

sich auch nicht gewöhnliche wissenschaftliche Kenntnisse, so daß er schon 1815 die Stelle eines Hofgärtners am kaiserlichen Garten der österreichischen Flora im Belvedere erhielt. Auch diese Stellung benutzte er auf das vortheilhafteste für seine weitere Ausbildung und so konnte er 2 Jahre später einem ehrenvollen Rufe als botanischer Begleiter jenes großen Expeditionscorps Folge leisten, das die naturhistorische Erforschung Brasiliens zum Zweck hatte. Auf Anregung des Grafen Kaspar v. Sternberg und unter den Auspicien des Kaisers Franz I. von Oesterreich wurde diese Expedition im J. 1817 ausgerüstet im Anschluß an die Flottille, welche die neuvermählte österreichische Prinzessin Leopoldine ihrem Gemahl, dem damaligen Kronprinzen von Portugal, späteren Kaiser von Brasilien Dom Pedro d'Alcantara zuführen sollte. Die österreichischen Fachgenossen Schott's auf jener Reise waren der Botaniker Joh. Christian Mikan, der Zoologe Johann Natterer, der später auch für die Botanik eintretende Mineraloge Joh. Emanuel Pohl und der Pflanzenzeichner Joh. Buchberger. Mit der österreichischen Expedition war auch Giuseppe Raddi nach Rio de Janeiro gekommen und von baierischer Seite hatten sich ihr angeschlossen der Münchener Director des botanischen Gartens Philipp v. Martius und der Zoologe und Akademiker Joh. v. Spix. S. hatte den besonderen Auftrag erhalten, lebende Pflanzen, Früchte und Sämereien für die kaiserlichen Gärten zu sammeln. Mit großem Erfolge entledigte er sich während seines nahezu vierjährigen Aufenthaltes in Brasilien dieses Auftrages und schickte eine Ausbeute nach Wien, die aus 76 Kisten mit lebenden Pflanzen, aus einem Herbarium von mehr als 6000 Exemplaren, aus gegen 800 Arten Sämereien, verschiedenen Holzarten und Pflanzen und Früchten in Weingeist bestand. In Anerkennung dieser erfolgreichen Thätigkeit rückte S. 1821 zum Adjuncten des hochbetagten Hofgarten-Directors Boos auf und erhielt 1828 eine selbständige Stelle als kaiserlicher Hofgärtner, nachdem ihm ein Jahr vorher die Umgestaltung der Anlagen des holländisch-botanischen Hofgartens übertragen worden war. 1845 erfolgte seine Ernennung zum Hofgarten-Director. In dieser amtlichen Stellung hat S. durch Ausführung neuer, zweckentsprechender Bauten von Gewächshäusern die kaiserlichen Gärten bei Wien auf eine vom In- und Auslande bewunderte hohe Stufe der Vollendung geführt. Daneben aber fand der rastlos an sich weiterarbeitende Mann noch die Zeit zur Veröffentlichung umfangreicher wissenschaftlicher Arbeiten, denen auch die gelehrte Welt ihre Anerkennung nicht versagte, wie die Verleihung zahlreicher Mitglieds- und Ehrenmitgliedsdiplome von wissenschaftlichen Corporationen beweist. Die Universität Jena hatte ihn 1858 hon. causa zum Dr. phil. promovirt. Wenn trotzdem Schott's selbständige Publicationen nicht die Verbreitung erfahren haben, die sie verdienten und dadurch ihrem Verfasser nicht einen den Opfern entsprechenden Lohn gewährten, so trug er zum Theil selbst die Schuld daran, insofern er infolge einer unbezwingbaren Abneigung gegen geschäftliche Unterhandlungen mit Buchhändlern es unterließ, seine Werke auf dem gewöhnlichen Wege in Umlauf zu setzen. Harte Jugenderziehung, Widerwärtigkeiten in den amtlichen Stellungen, vor allem aber ein langjähriges und stetig zunehmendes Herzleiden hatten den Charakter dieses im übrigen vortrefflichen Mannes verbittert und ihn veranlaßt, sich, abschließend von jedem Verkehr, mehr und mehr auf sich selbst zurückzuziehen. Seine Arbeiten litten indessen nicht unter seinen seelischen Verstimmungen und es gewährte ihm eine aufrichtige Freude, als es ihm bei Eintritt einer verhängnißvollen Wendung in seiner Krankheit noch gelungen war, die Bestimmung der Aroideen, seiner Lieblingspflanzen, zu vollenden, welche Dr. Welwitsch in Nieder-Guinea gesammelt und ihm mitgetheilt hatte. Diese in Seemann's Journal 1864 niedergelegte Aufzählung war seine letzte Arbeit. Es entwickelte sich plötzlich ein acutes Lungenödem, welches seinem thätigen Leben

im Alter von 71 Jahren ein Ziel setzte. — Schott's wissenschaftliche Thätigkeit bewegt sich auf dem Gebiet der beschreibenden Botanik und umfaßt mit besonderer Vorliebe die Familie der Araceen. Sie begann 1832 mit der im Verein mit seinem genialen Freunde Stephan Endlicher bewirkten Herausgabe der „Meletemata botanica", eines im Buchhandel nicht erschienenen und nur in einigen fünfzig Exemplaren aufgelegten Foliobandes mit 5 Tafeln, worin die bis dahin nur sehr unvollständig bekannten Balanophoreen mit großer Sachkenntniß und Sicherheit in der morphologischen Deutung der Organe behandelt werden. Daran schlossen sich 2 Jahre später die „Fragmenta botanica" mit 7 Tafeln, welche die Rutaceen umfassen und fast gleichzeitig die „Genera Filicum", eine durch Gediegenheit des Textes, wie durch Sorgfalt der Zeichnungen gleich ausgezeichnete Arbeit, von welcher leider nur 4 Hefte mit 20 Tafeln erschienen. Ihre Fortsetzung unterblieb infolge einer ungerechtfertigten Empfindlichkeit gegenüber einer Kritik, die auf einem andern Standpunkt hinsichtlich der Auffassung des generischen Werthes der Pflanzencharaktere, die Schott'sche Artbegrenzung als zu enggefaßt getadelt hatte und ferner infolge des fast um die nämliche Zeit erschienenen „Tentamen Pteridographiae" von Presl. Dafür warf sich S. nun mit besonderem Eifer auf das Studium der Araceen, die schon in Brasilien seine Aufmerksamkeit gefesselt hatten. Nachdem er hier bereits eine große Zahl von Arten der verschiedenen Gattungen lebend beobachtet und gesammelt hatte, verschaffte er sich später in seiner Eigenschaft als Gartendirector alles nur mögliche Material, lebend wie getrocknet, aus allen Theilen der Erde, ließ, was ihm neu oder wissenschaftlich interessant erschien, mit großem Kostenaufwande abbilden, entwarf selbst zahlreiche Analysen von Blüthentheilen und schuf so eine Sammlung von 3282 theils gemalten, theils gezeichneten Abbildungen von Aroideenformen in Foliotafeln, wobei er selbst 105 genera und 1138 species untersucht und bearbeitet hatte von einer Pflanzenfamilie, in welcher Linné nur 5 Gattungen unterschied. Einen Theil dieses kostbaren Materials verwerthete S. für seine Publicationen. In den Jahren 1853 und 1855 erschienen 2 Hefte in Folio mit 20 sehr sauber lithographirten Tafeln unter dem Titel: „Aroideae". Diesen folgten 1858 seine „Genera Aroidearum exposita" mit 98 colorirten Tafeln und in die Zwischenzeit fallen 2 kleinere Arbeiten: „Araceen Betreffendes", 2 Hefte in Octav 1855 und „Synopsis Aroidearum complectens enumerationem systematicam generum et specierum hujus ordinis", als erste Hälfte 1856 herausgekommen. Daneben füllen zahlreiche kleinere, bis 1859 sich fortsetzende Abhandlungen, Notizen und Beschreibungen neuer Aroideen-Formen die Blätter der Jahrgänge des österreichischen botanischen Wochenblattes von 1852—1865 und den würdigen Abschluß seiner Thätigkeit auf dem behandelten Gebiet bildet 1860 sein: „Prodromus Systematis Aroidearum", ein Quellenwerk ersten Ranges, welches dauernden Werth behält. Nach Schott's Tode wurde das handschriftliche Material über die Aroideen, welches nicht veröffentlicht worden war und den größten Theil der Sammlung ausmacht, für das kaiserliche botanische Hofcabinet in Wien vom Staate angekauft. Ein anderer Theil seines Nachlasses gelangte später noch zur Veröffentlichung in den von Peyritsch herausgegebenen: „Aroideae Maximilianae", die einen Abschnitt eines vom Ritter v. Wawra 1866 publicirten Reisewerks ausmachen über die botanischen Ergebnisse einer vom Erzherzog Maximilian 1859—1860 nach Brasilien unternommenen Reise, auf welcher Wawra und der unter Schott's Leitung herangebildete Hofgärtner Maly die botanischen Mitglieder des Reisestabes bildeten. Von den übrigen Pflanzengattungen erregten Schott's Interesse namentlich die Ranunkeln und Primeln, denen er kleinere selbständige Arbeiten widmete, worin er ebenfalls seine Tendenz

zu scharfer Individualisirung nicht verleugnete, so daß er oft Unterschiede der Formen auffand, die von andern Forschern als unwesentlich gar keine Beachtung gefunden. Es erschienen 1852: „Skizzen österreichischer Ranunkeln sectionis Allophanes“ — „Wilde Blendlinge österreichischer Primeln“ — 1861: „Die Sippen der österreichischen Primeln“ und gemeinsam mit C. F. Nyman und Th. Kotschy 1864: „Analecta botanica.“ Ueber die sonstigen Veröffentlichungen in Zeitschriften vergl.: Catalogue of sc. pap. Vol. V, 1871 und Vol. VIII, 1879.

Fenzl, Lebensskizze Schott's. Wien 1865. — Oesterreichische botanische Zeitung 1865. — Pritzel, thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Schott: Johannes S., ein namhafter Buchdrucker in Straßburg aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, geboren am 19. Juni 1477, † um 1550. (Er war nämlich nicht nur 1545, wie man gewöhnlich liest, noch am Leben, sondern jedenfalls noch 1546 in Thätigkeit, da ein Druck sicher bezeugt ist — des Alb. Krantz „Chronica Daniae, Suetiae, Norvagiae“ —, welcher auf dem Titelblatt neben Schott's Namen die genannte Jahrzahl trägt. Da am Schluß desselben Drucks 1548 steht, so ist er vielleicht auch in diesem Jahr noch am Leben gewesen und wenn man berücksichtigt, daß es gerade für jene Zeit mehr als für irgend welche andere an bibliographischen Zusammenstellungen fehlt, so ist es vielleicht nur Zufall, daß keine Drucke von S. bekannt sind, die noch über das Jahr 1546 bezw. 1548 herabführen.) Als Sohn des reichen Buchdruckers und Patriciers Martin S. (s. d.) konnte er nach einander die Universitäten Freiburg i. Br., Heidelberg und Basel besuchen, inscrib. an der ersten 1490 als dreizehnjähriger Knabe, was damals wohl möglich war, an der zweiten 1492, an der dritten 1497. Vermöge der humanistischen Bildung, die er sich hier holte, war er später auch litterarisch thätig. Es soll wenigstens das „Enchiridion poëticum“, das 1514 in seiner Officin gedruckt wurde, von ihm auch verfaßt worden sein. Jedenfalls aber zeigt sich seine wissenschaftliche Bildung in den zahlreichen Vorreden, mit welchen er die Erzeugnisse seiner Presse versah, und sie kam ihm in seiner Druckerthätigkeit namentlich auch insofern zu statten, als er mit den Gelehrten auf gleichem Fuße verkehren und zu einer Reihe derselben nähere Beziehungen unterhalten konnte. In diese Druckerthätigkeit trat er nach dem Tode seines Vaters ein (der erste bekannte Druck von ihm stammt aus dem Jahre 1500) und er setzte sie ununterbrochen bis zu der oben angedeuteten Grenze seiner Wirksamkeit, also nahezu ein halbes Jahrhundert lang fort. Dunkel ist dabei nur der Zeitraum von 1503—1508, indem wir aus demselben überhaupt nur drei Drucke mit Schott's Namen kennen, alle drei Ausgaben der „Margarita philosophica“ des Gregor Reysch, deren erste, von 1503, Freiburg, nicht Straßburg, als Druckort nennt, während die zweite, von 1504, durch Pellikan in Basel corrigirt, die dritte aber 1508 von Mich. Furter und S. gemeinsam in Basel herausgegeben wurde. Es läge nahe, hierbei an eine zeitweilige Verlegung der Druckerei in die genannten Nachbarstädte zu denken, wenn man nicht von des Meisters Anwesenheit in Straßburg urkundliche Nachricht aus dem Jahre 1504 hätte. Vielleicht handelte es sich dabei nur um eine Abzweigung des Geschäfts. Wenn unser Drucker zwar nicht mit der staunenswerthen Thatkraft seines Berufsgenossen Matthias Schürer, aber mit viel Eifer und Umsicht so manches Jahrzehnt hindurch seine Kunst geübt hat, so lag für ihn ein besonderer Sporn in dem Umstand, daß er des Glaubens lebte — zum mindesten verbreitete er denselben —, kein anderer als sein Großvater Mentelin sei der Erfinder der Buchdruckerkunst (vgl. hierüber den Art. Mentelin A. D. B. XXI, 371). Es ist denn auch eine stattliche Reihe von Drucken, welche seine Presse aufzuweisen hat. Gegen 130 derselben sind uns bekannt geworden; die wirkliche

Zahl beläuft sich aber sicher auf mehr als 150. Die humanistische Litteratur ist darunter, wie zu erwarten, ziemlich stark vertreten, zumal anfangs; Classikerausgaben wie Schriften der italienischen und der deutschen Humanisten (unter diesen insbesondere Hutten's) begegnen uns dabei. Als Luther auftrat, stellte er seine Presse auch in den Dienst von dessen Sache und in mehr als einem Druck erscheint er als der überzeugte und eifrige Anhänger der Reformation, der auch persönliche Beziehungen mit Wittenberg unterhielt. Neben den humanistischen und theologischen Werken sind aber unter den Erzeugnissen seiner Presse noch die medicinischen zu nennen, die insbesondere in der späteren Zeit in den Vordergrund treten und von denen manche, wie aus der großen Zahl der neuen Auflagen und der fremden Nachdrucke ersichtlich ist, die weiteste Verbreitung gefunden haben. Bei dieser Litteraturgattung namentlich tritt uns eine Eigenthümlichkeit entgegen, welche auch sonst für die Schott'sche Presse bezeichnend ist: der bildliche Schmuck. Getreu der vom Vater überkommenen Tradition und dieselbe noch mehr zur Geltung bringend, hat S. eine große Zahl seiner Drucke mit Holzschnitten reich verziert. Meister wie Hans Baldung Grün, Hans Wächtlin und andere gingen ihm dabei zum Theil an die Hand, auch gelang es dem geschickten Formschneider seiner Officin zum ersten Male, mit Anwendung von drei Platten Helldunkelbilder herzustellen (vgl. Nagler, Monogrammisten II, 350). Unter den illustrirten Drucken Schott's mögen die „Margarita philosophica", diese viel gebrauchte Encyclopädie der sog. freien Wissenschaften, mit ihren interessanten Darstellungen, und das „Gebetbuch" des Otto Brunfels mit seiner reichen Verzierung hervorgehoben werden; mehr aber noch verdienen die (lateinische) „Ptolemäusausgabe" von 1513 (und 1520), sowie Gersdorff's „Feldtbuch der Wundtarzney" (1517 und weiterhin) und Brunfels' „Kräuterbuch" (1530 und später) Erwähnung, die, wie Muther mit Recht bemerkt, zum Besten gehören, was die Straßburger Typographie hervorgebracht hat. Aber wichtiger als der ästhetische ist der historische Werth mancher dieser Holzschnittdrucke. A. E. v. Nordenskiöld nennt die 20 Karten, welche der Ptolemäusausgabe von 1513 außer den Ptolemäischen (als Supplement) beigegeben sind, den ersten modernen Atlas und einzelne unter diesen Karten und zwar nicht bloß die „Charta marina" und die „Tabulae Terrae novae", die schon bisher der Gegenstand eindringendster Forschung gewesen sind, sondern namentlich auch die beiden von Afrika verdienen nach dem schwedischen Forschungsreisenden die höchste Beachtung, da sie offenbar auf genaue portugiesische Aufnahmen zurückgehen. In Brunfels' „Kräuterbuch" sodann finden wir zum ersten Male die hergebrachte Art der Pflanzendarstellung, die aus der Phantasie schöpfte, verlassen und eine bis ins einzelne naturgetreue Nachbildung des Objects in bahnbrechender Weise zur Geltung gebracht. Ebenso war es auch S., der das erste Situsbild (Darstellung der Lage der Eingeweide im menschlichen Körper) veröffentlichte, welches auf wirklicher Autopsie beruhte. In der „Margarita philosophica" versteckt, hatte es noch beschränkte Wirkung. Als aber derselbe Meister im J. 1517 ein ebensolches Bild und gleichzeitig eine Darstellung des menschlichen Skeletts als Flugblatt herausgab, „wurden diese Bilder für das Volk und für die Gebildeten zu einer wahren Revelation; sie gingen in alle Welt, um als Wandtafeln zu dienen; alsobald wurden sie vervielfältigt, umgestaltet, in viele Bücher jener Zeit eingeschaltet, auch aus manchem Exemplar wieder herausgeschnitten und eingerahmt" (Wieger). Gegenüber dem geschichtlichen Werth dieser Schott'schen Holzschnitte verschwindet die Bedeutung seiner Druckerzeichen; doch müssen sie angeführt werden, da manche seiner Drucke nur daran zu erkennen sind. Des Vaters Druckerzeichen (s. Martin S.) hat er anfangs ebenfalls noch verwandt, natürlich mit den Buchstaben J. S. statt M. S. Gewöhnlich aber finden wir

seine Initialen in anderer Umgebung, sei es auf schwarzer Leiste mit Wappenschildern, sei es in einem großen schwarzen quadratischen Feld, von einem Kreis umgeben, von einem dreifachen Kreuz überragt und von Spruchbändern umflattert, oder endlich auch und dies am häufigsten in einem länglichen Schild mit weißem Grund. In letzterem Falle bilden die Initialen ein Monogramm oder es fehlt auch das J., beide Male aber schließt sich ein Kreuz nach oben an. Kunstvoller ist ein Signet, das sich namentlich auf späteren Drucken findet: eine aus den Wolken ragende Hand, die mit dem aufrecht gehaltenen Scepter einen gewappneten Reiter sammt dem Roß an den Boden drückt, während oben auf dem Scepter drei Störche friedlich nisten. Kennzeichnend für die Schott'schen Drucke ist endlich zum Theil auch die Wohnungsangabe; sie lautet seit 1519: in Thomae loco (im Dummenloch) oder in Thomae loci pomerio (im Haus zum Baumgarten im Dummenloch), seit 1522 im Thiergarten (der einstigen Druckerwerkstätte Mentelin's). — Noch sei erwähnt, daß nach Kapp zu Ende des 16. Jahrhunderts noch einmal ein Drucker Johannes S. in Straßburg vorkommt. Ob derselbe mit dem hier besprochenen verwandt, die Officin also etwa noch länger bei der Familie gewesen ist oder nicht, muß unentschieden bleiben. Sein Druckerwappen jedenfalls gibt keinen Anhaltspunkt.

Vgl. C. Schmidt, Zur Geschichte der ältesten Bibliotheken und der ersten Buchdrucker zu Straßburg, S. 121—126. — Centralblatt für Bibliothekswesen III, 1886, S. 262, IV, 1887, S. 293—296. — Geschichte des deutschen Buchhandels I von Kapp (s. Register). — Kristeller, Die Straßburger Bücher-Illustration 1888, S. 14, 69 ff., 130 ff. — Die Werke von Muther und Butsch über die Bücherillustration der Gothik bezw. Renaissance (s. Register). — Petermann's geogr. Mitteilungen XXX, 1890, S. 273 f. (Nordenskiöld's Facsimile-Atlas bespr. v. Wieser). — Wieger, Geschichte der Medicin und ihrer Lehranstalten in Straßburg, 1885, S. 16 ff. — Schott's Drucke sind verzeichnet bei Hain Nr. 3359, 6759, 12130, 14525, weiter bei Panzer, Annales typogr. vol. VI, IX, XI und Annalen der ä. deutschen Litt. Nr. 1280, 1623 (1624), 1798, 1799, 2084, 2156, 2263 und Zusätze 882, ferner bei Weller, Repert. typogr., s. Register und Nr. 1406, 1792, 1793, 1827, 2103, 2377, 2528, 2613 (auch 2373 gehört S. zu) und bei Hirsch, Librorum . . . millenarius I—IV (s. Register). Einzelne Ergänzungen geben Weigel-Kuczynski, Thesaurus libellorum etc. (Nr. 357, 1103), Wieger a. a. O. 26, Kapp a. a. O. 331 und besonders Kristeller a. a. O. 130 bis 136.

Steiff.

Schott: Johann S., geboren zu Markt Schorgast im J. 1746, † zu Bamberg am 29. April 1798. Er tritt zuerst auf als Canonicus von St. Jakob in Bamberg, wurde 1765 Dr. phil., 1770 Dr. theol., lehrte daselbst von 1776 bis 1795 das Canonische Recht, war auch seit 23. Juli 1789 Decan seines Stifts, fürstbisch. geistlicher Rath, zuletzt auch geheimer Referendär in geistlichen Angelegenheiten. Schriften: „Diss. de legatis natis.“ Bamb. 1778, 4°; „Diss. de jure perpetuae legationis apostolicae per dioeceses Bamberg., Ratisbon. et Misnensem archiepiscopo Pragensi haud competente.“ ib. 1781, 4°; „Bemerkungen über das Resultat des Embser Kongresses. Mit Deutscher Freymüthigkeit entworfen. Fiat Lux. Athen und Damiat 1785 (anonym bei Gebhard in Bamberg).

Weidlich, Biogr. Nachr. III, 285; Fortges. Nachr. S. 217. — Jäck, Pantheon Sp. 1038. Bei diesen noch andere Schriften.

v. Schulte.

Schott: Martin S., ein Buchdrucker des 15. Jahrhunderts in Straßburg, † am 22. November 1499. Er gehörte der dortigen alteingesessenen Patricierfamilie dieses Namens an. Ein Sohn von Friedrich S., der Holzschneider und Bildhauer gewesen war, übrigens schon 1451 diesen Beruf aufgegeben hatte, war er vielleicht durch die künstlerischen Neigungen seiner Familie der neu erfundenen Kunst zugeführt worden. Möglicher Weise gab ihm aber auch erst seine Verheirathung mit des großen Druckerherrn Mentelin Tochter Anlaß, sich auf den Buchdruck zu legen. Doch war nicht er der Erbe von Mentelin's Presse, sondern dessen anderer Schwiegersohn Adolf Rusch; daher denn auch seine Drucke einen andern, zwar moderneren, aber — wenigstens theilweise — minder gefälligen Charakter tragen. Der erste datirte Druck M. Schott's (ein deutsches Plenar) fällt ins Jahr 1481, der letzte (Wimpheling's Philippica) an das Ende 1498 — also nicht ins Jahr 1491 oder 1493, wie man noch in neuen Werken lesen kann. Es ist übrigens anzunehmen, daß seine Druckerthätigkeit nach vor- und rückwärts über die angegebenen Grenzen hinausreicht; insbesondere ist es so gut wie gewiß, daß er mindestens schon 1480 gedruckt hat. Da die Straßburger Buchdruckgeschichte nach der Seite der Bibliographie noch sehr im Argen liegt, so läßt sich zur Zeit weder hierüber, noch über die Zahl von Schott's Drucken Genaues feststellen. Uns sind im ganzen 21 bezw. 25 Werke seiner Presse bekannt geworden. Dies sind nun sicher nicht alle; doch scheint es nach unsern Forschungen, daß Schott'sche Drucke unter den ohne Angabe des Meisters bezw. auch des Druckorts erschienenen Straßburger Incunabeln nicht in dem Maaße vertreten sind, als man nach der ungemein großen Zahl der letzteren erwarten könnte. Hiernach hätte unser Meister nicht gerade sehr viel gedruckt, aber es sind umfangreiche Werke darunter und was noch mehr sagen will, er hat auf den künstlerischen Schmuck derselben (in Gestalt von Randleisten, Zierinitialen, Holzschnitten) großen Werth gelegt. Die Art von Litteratur, die er mit Vorliebe pflegte, gab ihm dazu freilich auch besonders reiche Gelegenheit. Es sind Bücher, wie sie damals die Lectüre der gebildeteren Stände darstellen mochten, Werke, wie das Buch vom großen Alexander, Guido de Columnis' Historia von der Zerstörung Trojas, der Elucidarius, die 24 Alten Otto's von Passau, Joh. Nider's 24 guldene Harpfen u. s. w. Lateinische Werke fehlen neben diesen deutschen nicht ganz, doch treten sie sehr in den Hintergrund. Dem über den künstlerischen Schmuck der Bücher Schott's Gesagten entspricht es, daß dieser auch schon ein Druckerzeichen hatte; es ist das Wappen seiner Familie: ein belaubter Baum, der aber in keinem Boden wurzelt, also nach seinem ganzen Umfang sichtbar ist. Links bezw. rechts vom Stamm liest man die Buchstaben M. S.

Vgl. C. Schmidt, Zur Geschichte der ältesten Bibliotheken und der ersten Buchdrucker zu Straßburg, S. 111. — Muther, Die deutsche Bücherillustration der Gothik und Frührenaissance I, Nr. 498 ff. — Le Bibliographe Alsacien II, 1863, S. 92—94 („Marque de M. Schott"). — Die Drucke dieses Meisters findet man, soweit sie nicht in Panzer's Annales typogr. verzeichnet sind, bei Hain Nr. 791—793, 995, 5518, 6740, 10913, 11854; aber auch Nr. 4436 und 4471 weisen augenscheinlich die Typen seiner Presse auf und dasselbe soll bei Nr. 6160 der Fall sein. Weitere Drucke, die bei Hain nicht aufgeführt sind, werden bei Schorbach und Spirgatis, Heinrich Knoblochtzer in Straßburg, 1888, (s. Register) gelegentlich erwähnt (vgl. dazu Centralbl. f. Bibliothekswesen V, 1888, S. 73 ff.). Auch sind die im Archiv für Geschichte des deutschen Buchh. XI, 1888, S. 83, Nr. 552 genannten (von Schott's Diener veruntreuten) vier Drucke sicher ebenfalls aus seiner

Presse hervorgegangen. In keiner dieser Quellen angeführt und daher hier besonders zu nennen ist eine Schott's Namen tragende Ausgabe der 24 Alten von 1483; sie ist bei Trübner in Straßburg am 23. Oct. 1886 zur Versteigerung gekommen.

Steiff.

Schott: Peter S., Jurist, Theologe und Humanist, aus alter patricischer Familie Straßburgs stammend, geboren am 9. Juli 1458 als Sohn des gleichnamigen spätern Straßburger Ammeisters (1470. 76. 82. 88) und seiner Ehefrau Susanna v. Coellen. Er erhielt seine erste Bildung auf der Stadtschule zu Schlettstadt unter Dringenberg und besuchte seit 1473 die Universität Paris, wo er zwei Jahre später zum bacc. art. promovirt wurde. Nach mehrmonatlichem Aufenthalte im Elternhause ging er im Herbst desselben Jahres (1475 — nicht 1476; vgl. Act. Nat. Germ. Un. Bonon. 220, 13) in Begleitung seines Erziehers, des Theologen Johannes Müller aus Rastatt, der ihm schon in Schlettstadt und Paris zur Seite gestanden, nach Bologna, um sich dort, dem Wunsche des Vaters gemäß, den juristischen Doctorhut zu holen. Im Verein mit gleichgesinnten Freunden (Bohuslaus v. Hassenstein) wandte sich hier der junge S., ohne sein Fachstudium zu vernachlässigen, mit Eifer den humanistischen Wissenschaften zu; Codrus Urceus und Philippus Beroaldus d. Aelt. waren im Lateinischen, Antonius Manlius aus Britonoro im Griechischen seine Lehrer. So brachte er, als er im Spätsommer 1481 nach wohlbestandenem Examen über Rom, Ferrara, Venedig nach Deutschland zurückkehrte, neben dem juristischen Doctortitel eine gründliche humanistische Bildung heim: als erster Humanist auf elsässischem Boden hat S. nicht ohne Erfolg für die Aufnahme eines bessern Latein unter den elsässischen Gelehrten gewirkt und das Interesse für die in Italien neubelebten classischen Studien in weitern Kreisen geweckt. Seine Bemühungen wurden durch eine gute Bibliothek, die er in Italien gesammelt, trefflich unterstützt. Mit den hervorragendern deutschen Gelehrten stand er in brieflichem Verkehr; mit Rudolf Agricola trat er noch kurz vor dem Tode dieses letzteren in freundschaftliche Verbindung (8. Februar 1485); Agricola hat seinen Freundschaftsantrag angenommen und sendet ihm auch später noch durch Adolf Rusch seinen Gruß (vgl. die Briefe an Rusch vom 27. März und 13. April 1485 bei Hartfelder, Unedirte Briefe Agricola's 1886). — Schott's Humanismus läuft wie derjenige seiner Freunde Geiler und Wimpfeling im wesentlichen darauf hinaus, daß die neuerwachten classischen Studien in den Dienst der Theologie, der wahren Wissenschaft, gestellt werden müßten. Alle Wissenschaft ist eitel, die nicht ihren Endzweck in der Förderung der Erkenntniß Gottes findet. Darum schiebt er, kaum in die Heimath zurückgekehrt, den Mahnungen Geiler's folgend, zu Wimpfeling's besonderer Freude bald seine juristische Fachwissenschaft als rabulistische Scheinweisheit zur Seite, um fortan ganz im Studium der Theologie aufzugehen. Er empfängt die Priesterweihe (21. December 1481) und wird vom Papste mit einem Kanonikat an Jung-St. Peter ausgestattet. Seine Absicht, zum zweiten Mal nach Paris zu gehen, um dort theologischen Studien obzuliegen, wurde durch andauernde Kränklichkeit gehindert, so daß er sich an den theologischen Vorlesungen des Franciscaners Konrad v. Bondorf, der im Franciscanerkloster zu Straßburg mit Beifall scotistische Theologie vortrug, genügen lassen mußte. Er starb in Straßburg, ein Opfer der Pest, am 12. September 1490, im Alter von 32 Jahren. — Schott's kleinere Arbeiten (metrische und grammatische Studien, theologische und juristische Gutachten, Briefe und Gedichte) wurden von Wimpfeling gesammelt und acht Jahre nach Schott's Tode mit einem Lebensabriß ihres Verfassers herausgegeben („Petri Schotti Argentin. Patritii: Juris utriusque Doctoris consultissimi: Oratoris & Poetae elegantissimi:

graecaeque linguae probe aeruditi(!): Lucubratiunculae ornatissimae. — Impressa a Martino Schotto Cive argent. Sexto Nonas Octobres Anno Christi M.CCCC.LXXXXVIII. 4⁰). Auch einen kurzen Abriß der Metrik hat Wimpfeling aus Schott's Nachlaß veröffentlicht („De mensuris Syllabarum epithoma sicuti succinctissimum ita et fructuosissimum. — Impressum per Joannem Schottum Civem Argent. nono Kal. Januar. Anno salutis humanae M.CCCCC.“ 4⁰); derselbe hat nicht weniger als vier Auflagen erlebt (vgl. Centralbl. f. Bibliothekswesen V, 472).

Hauptwerk über sein Leben und Wirken: die Abhandlung von C. Schmidt i. s. Hist. littér. de l'Alsace. t. II, 1 ff. (vgl. Rev. d'Als. 1857, p. 241 f., 308 f., 337 ff.).

G. Knod.

Schottelius: Justus Georg S., Sprachforscher und Dichter, ist als der Sohn des Predigers Johann S. am 23. Juni 1612 zu Einbeck im Hannöverischen geboren, wurde nach dem frühen Tode seines Vaters zunächst für ein Handwerk, dann für den Kaufmannsstand bestimmt, bis endlich sein Wunsch sich für die gelehrte Laufbahn vorbereiten zu dürfen, durch Eintritt in die Hildesheimische Schule erfüllt wurde. Schon hier, wie später beim Besuche des Hamburger Gymnasiums, erwarb sich der junge S. seinen Lebensunterhalt durch Unterweisung seiner Mitschüler. Drei Jahre, von 1633—36, widmete er sich dann in Leyden dem Studium der Jurisprudenz. Durch die Kriegsunruhen veranlaßt nach Hause zurückzukehren, lehnte er das ihm in der Vaterstadt angebotene Conrectorat ab, um in Leipzig, und als ihm dort die Lebensverhältnisse zu kostspielig erschienen, im ruhigeren und billigeren Wittenberg seine Studien fortzusetzen. Im J. 1645 ging er als Hofmeister eines jungen Adeligen nach Braunschweig, wo er bald in den Dienst des dortigen Herzogs, ursprünglich nur als Erzieher des später als Romanschriftsteller bekannten Anton Ulrich von Braunschweig, später auch als Lehrre der Geschwister des Prinzen, der Prinzessinnen Sibylla Ursula, Clara Augusta und des Prinzen Ferdinand Albrecht, trat. Wiederholt war ihm Gelegenheit geboten, das recht beschwerliche Amt mit einem behaglicheren Dienste zu vertauschen, aber er hielt treu an seinen übernommenen Pflichten fest, wofür er vom Herzoge 1642 durch die Ernennung zum Hofgerichtsassessor und 1645 durch die Berufung zum Consistorialrath belohnt wurde. Im darauf folgenden Jahre sah er seine Thätigkeit als Prinzenerzieher beendet. Von nun ab besorgte er von Wolfenbüttel aus als Rath die fürstlich Dannebergischen Geschäfte. Als wirklicher Hofconsistorial- und Kammerrath starb er im fünfundsechzigsten Jahre seines Lebens am 25. October 1676 zu Wolfenbüttel. Im J. 1634 hatte er zu Helmstedt die Würde eines Doctor juris mit einer Disputation „de poenis juxta cujuscunque delicti meritum juste aestimandis“ erworben. Ein Jahr vorher war er als Mitglied in die „Fruchtbringende Gesellschaft“ mit dem Gesellschaftsnamen „Der Suchende“, 1646 als „Fontano“ in den „Blumenorden“ aufgenommen worden.

Schon in Schottelius' erster Veröffentlichung macht sich jene vaterländische Gesinnung und die ehrliche Entrüstung über das Ueberwuchern des fremden Geistes im deutschen Leben, die sich in seinem gesammten Wirken dauernd zeigt, deutlich bemerkbar. In der „Lamentatio Germaniae expirantis. Der nunmehr hinsterbenden Nymphen Germaniae elendeste Todesklage“ (Braunschweig 1640) wird mit aufrichtiger Betrübniß, in allerdings mehr gut gemeinten als gelungenen Versen, der Jammer und das Elend in Deutschland geschildert und in ungekünstelter patriotischer Erregung den Vorfahren das verödete und verheerte Vaterland gezeigt. Sobald er den „Spansch-Welsch-Fransch-Teutschen Sinn“ seiner Zeitgenossen zu schildern beginnt, da belebt sich seine Sprache und seine Verse steigern sich zu wirkungsvollen patriotischen Strafreden in der Art eines Moscherosch.

Aber S. begnügt sich nicht nur zu klagen und zu strafen, er bestrebt sich, wenigstens auf den Gebieten, die er zu beherrschen glaubt, auch die rechten Wege zu weisen. Fast sein ganzes Leben hindurch ist er bemüht sein bestes Können der Ausbildung und Regelung seiner Muttersprache und der deutschen Dichtkunst zu widmen. In einer Reihe weit verbreiteter und wirkungsvoller Einzelschriften hat er sich systematisch für sein Hauptwerk vorbereitet, für den stolzen Bau seiner „Teutschen Haubt Sprache“, eine Arbeit, die ihm in der Geschichte der deutschen Sprachforschung einen dauernden Platz sichert.

Den Grund zu seinen Forschungen legte S. mit seiner „Teutschen Sprachkunst“, die 1641 in Braunschweig und dann ebenda 1651 verbessert und vermehrt erschien. Hier ist wol die Summe des Wissens von unserer Sprache, über die jene Zeit verfügte, zuerst systematisch aufgespeichert. Mit emsigem Fleiße hat S. alle Aeußerungen der einheimischen und fremden Autoren über die deutsche Sprache gesammelt. Mit freudigem Behagen verzeichnet er die „Testimonia der Gelahrten von der Treffligkeit der teutschen Sprache“ und müht sich mit der Widerlegung der Ausländer ab, welche „diese Haupt-Sprache verachtet und verächtlich allegiret haben“. In den weiteren Lobreden wird bewiesen, „daß die itzige Sprache annoch im Grunde eben die uhralte Teutsche Sprache sei“, ein seiner Neuheit wegen bemerkenswerther Versuch einer Periodisirung der deutschen Sprache gemacht, über den Ursprung der deutschen Lettern, über Wortzusammensetzung oder, wie es S. nennt, über „Verdoppelung“ und über die Eignung der Muttersprache zur Poesie gehandelt. Er versucht den Nachweis, daß in fast allen europäischen Sprachen deutsche Bestandtheile enthalten seien, und führt heftige Polemik gegen Diejenigen, welche die deutsche aus fremden Sprachen ableiten. Er entwirft einen umfassenden Plan für ein deutsches Wörterbuch mit Proben und Rathschlägen, ein Plan, den Leibnitz in seine „Unvorgreiflichen Gedanken“, die auch sonst von S. stark beeinflußt sind, übernommen hat. Auch auf die Namenkunde und ihre Bedeutung für die Sprachforschung weist S. in seiner Sprachkunst hin. Im zweiten Buche dieses Werkes beschäftigt er sich mit der Laut- und Formenlehre, wobei z. B. die Conjugation in eine „gleichfließende“ und „ungleichfließende“ getheilt wird. Das dritte Buch ist der Syntax gewidmet. Mit einem Verzeichniß der verdeutschten Terminologien, soweit sie in der Sprachkunst gebraucht werden, und die neben mißglückten Bildungen auch geschickt geprägte noch heute übliche „Kunstwörter“ enthalten, schließt er seine treffliche, für jene Zeit mehr als achtbare wissenschaftliche Leistung ab. Was aber an dem Werke besonders erfreut, ist die überall zu Tage tretende, innige, aus dem Herzen quellende Liebe für die Muttersprache. Mit mehr poetischem Sinn und kühneren Bildern, als je in seinen Gedichten, weiß er von den „süßen Geheimnissen der Sprache“ zu erzählen und ihre Herrlichkeit beredt zu preisen.

Bald nach dem Erscheinen der Sprachkunst war S. Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft geworden. Schon vorher war er in wissenschaftliche Beziehungen zu ihrem Haupte, dem Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen, getreten, als ihm dieser Gueintzens „Sprachlehre“ zur Begutachtung überschickt hatte. Dem Fürsten Ludwig hatte allerdings gerade Schottelius' „Sprachkunst“, die in mancher Beziehung andere Wege als das von ihm geschätzte Gueintzische Buch ging, nicht sonderlich gefallen. Zu mehr als einer kühlen Anerkennung, daß er viel Gutes darin gefunden, und daß sie „ein feines unserer deutschen Sprache wohlanständiges Werk“ sei, hat er sich nicht entschließen können. Auch Harsdörffer berichtet, daß Schottelius' „Sprachkunst“ noch zur Zeit geringen Beifall habe, und Fürst Ludwig meinte, als ihm berichtet wurde daß sie in den Nürnberger Unterrichtsanstalten als Schulbuch eingeführt sei, es scheine, daß man sich in

Nürnberg übereilt habe. Von anderer Seite dagegen, wie von Rist, Klaj, und vielen Anderen wurde das Buch als ein Wunderwerk gepriesen. Daß Fürst Ludwig's kühle Zurückhaltung keine Verstimmung zwischen ihm und S. veranlaßte, beweist die 1643 erschienene Schrift „Der Teutschen Sprach-Einleitung. Zu richtiger gewisheit und grundmessigem vermügen der Teutschen Haubtsprache, samt beygefügten Erklärungen", in der er dem kunstsinnigen Fürsten den Dank aller „teutschliebenden Gemüther" als dem „Schutzherrn, Pflanzer und Erheber des weitgerühmten Kunstgewächses der teutschen Sprache" ausspricht. Als Zweck seiner Schrift gibt er an, daß er nur habe zeigen wollen, „was die teutsche Sprache nach ihrer Abkunft und nach ihren Gründen sei, und was sie nach ihren reinen und eigenen Kunstquellen vermöge". Er wendet sich gegen die Sprachmengerei, jenes Uebel, das damals so viele Federn in Bewegung setzte. Mit derben und bitteren Worten rügt er, daß man den deutschen Geist in undeutscher Weise ersticke. Die deutsche Sprache — hier redend eingeführt — klagt, daß kein Wort mehr ihr eigen sei. S. verweist auf Muster deutscher Schreibweise, u. a. auf die Reichsabschiede, Aventin, auf den „Teutschenfreund" Goldast, und „Herrn Lutheri auch fast große Bücher Last". Hier kündigt er auch schon sein Hauptwerk an. In der fruchtbringenden Gesellschaft, wo S. in wissenschaftlichen Fragen bald eine dominirende Stellung erlangte, wird jedoch sein Interesse zunächst von der Sprachforschung zur Poetik gelenkt. In dem von Schottelius' Seite bis 1645 noch lateinisch geführten Briefwechsel mit dem „Nährenden", dem hohen Schutzherrn der Gesellschaft, leitet Letzterer den Forscher auf Fragen der Metrik und muntert ihn auf, die „Grundrichtigkeit der deutschen Poesie zu finden". Man war wieder in der Schätzung der Opitzischen Prosodie etwas schwankend geworden und einer Revision der seit Opitz kanonischen Regeln nicht abgeneigt. Der rege briefliche Meinungsaustausch zwischen Fürst Ludwig, S. und Anderen führte zu keinem Ziele und so wurde 1645 eine Zusammenkunft der Fruchtbringenden Gesellschaft behufs endgültiger Regelung dieser schwebenden Fragen veranlaßt. S. aber von einzelnen Genossen z. B. Moscherosch („Komm es ist die höchste Zeit — — sonst wird unser Reimen-weben, Ein Gewäsch und Babbel geben") gedrängt, veröffentlichte, ohne die Ergebnisse dieser Versammlung abzuwarten oder die Erlaubniß des „Nährenden" einzuholen, seine „Teutsche Vers- oder Reim-Kunst" (Wolfenbüttel 1645), was ihm nicht wenig übel vermerkt wurde. Dieses umfangreiche Werk trägt dem seit Opitz bedeutend erweiterten Formenreichthum in der Dichtkunst Rechnung. Vieles was in Opitz conciser Fassung nicht ausgesprochen oder nur angedeutet wurde, ist hier, allerdings nicht immer im Sinne der „Poeterey" breit behandelt. Die neue Kunst, wie sie besonders durch die Nürnberger repräsentirt wird, macht sich hier schon in der vorgedruckten Harsdörfferischen Zugabe bemerkbar. Das Spielen mit den poetischen Formen, mit Worten und Reimen wird hier schon als Programm aufgestellt. Der metaphorische Unfug des Marinismus wagt sich schon keck hervor und all den unwahren poetischen Posen und der erkünstelten Darstellung von Affecten das Wort geredet. Schottelius' Reimkunst nimmt sich fast wie die praktische Ausführung dieses Programms aus. In den drei Büchern dieser Poetik werden die bekannten Betonungsgesetze breitgetreten, aber doch auch Ausnahmen zugelassen. Im Versbau ist S. zuweilen strenger als Opitz, gestattet aber andererseits zahlreiche Freiheiten. Seine Regeln über Theilbarkeit der Verse, Cäsur und Reime sind voll der willkürlichsten Sonderheiten, oft, wie es den Anschein hat, nur geäußert, um den technischen Künsteleien seiner Freunde die theoretische Weihe zu geben. Am weitgehendsten ist der Abschnitt, der die Strophenformen behandelt, wo alle noch so ungereimten fast kindischen Reim-

und Versspielereien gebilligt ja gefördert werden. Mit großer Umständlichkeit wird all das Reim- und Wortgeklapper, alle nur für das Ohr und das Auge berechneten Verskünsteleien, wie sie die Nürnberger Pegnitzschäfer bis ins Unerträgliche trieben, behandelt, und großes Gewicht auf allerlei typographische mit Reimen combinirte Kunststückchen gelegt. Dazu kommt noch eine ebenso prätentiöse als unverständliche Terminologie, und „Dreiständige und Dreigeschränkte Reime", die „Wiedertritte und Trittreime", die „abwallenden und eilhebenden Reimarten" schwirren von hier aus in die zierlichen Büchlein der Nürnberger Spielwaarendichter, mit denen S. oft durch freundschaftliche Beziehungen verbunden war. Einiges scheint zur Poetik auch August Buchner beigesteuert zu haben und S. beruft sich öfter auf ihn. S. selbst legt sich in seinen Dichtungen, die im „Fruchtbringenden Lustgarten" (Wolfenbüttel 1647, gedruckt durch Johann Bißmark) in 5 Abtheilungen gesammelt, erschienen sind, eher einigen Zwang auf, obgleich er auch nicht wenige in der äußeren Gestaltung und in den Reimwirkungen ausgeklügelte Gedichte hat. Dieser Widerstreit scheint ihm jede künstlerische Individualität, und sei sie nur in der Art der Pegnitzschäfer, geraubt zu haben. Er wechselt im Stil und in den Stoffen, kommt in seinen geistlichen Gedichten einerseits dem fast blasphemisch familiären Tone einzelner späterer pietistischer Liederdichter nahe, während er anderseits nach Art der Renaissancelyriker oft mythologische Elemente mit christlichen mengt. In seinen geistlichen Werken wie „Jesu Christi Namens-Ehr" (Wolfenbüttel 1666), „Vorstellung Des Jüngsten Tages" (Braunschweig 1668), in der „Grausamen Beschreibung und Vorstellung der Hölle" (Wolfenbüttel 1676) u. a. werden oft in Prosa und in Versen Dantische Stoffe in einem erbärmlichen Gemisch von marinistisch schwülstiger Sprache und süßlichen spielenden Empfindungen behandelt, mit der kaum erreichten Absicht, die Frommen „gottselig" zu erbauen, und dem „gottlosen Menschen gleichsam die höllischen Funcken annoch in dieser Welt ins Gewissen zu stieben und Rükk-gedanken zur Ewigkeit zu erwekken". Etwas nüchterner sind die vereinzelten Proben geistlicher Lieder in seiner „Vers-Kunst" und die in einzelnen Gesangbüchern zerstreuten, die sich oft auf Sterbensgefahr und Tod beziehen und wol aus der Zeit stammen, wo er seinem Zögling Anton Ulrich von Braunschweig die frommen Lieder in dessen „Christ-fürstlichem David-Harpfenspiel" verbesserte. Wenigstens haben die Schottel'schen Lieder mit diesem „Fürbild Himmel flammender Andacht" mancherlei, vor allem eine gewisse Ruhe des Ausdruckes und objectivere Empfindung gemeinsam. Sonst sind Schottelius' geistliche Dichtungen schon von jener „süßen Innigkeit" und vertieften Subjectivität erfüllt, die sich in der geistlichen Lyrik beim Uebergang aus dem davidischen Psalmenton in die des salomonischen Hohen Liedes zeigt und bedeuten schon eine Vorstufe der späteren pietistischen Liederdichtung.

Auch auf dramatischem Gebiete hat sich S. versucht. Er hat ein „Neu erfundenes Freudenspiel genannt Friedens Sieg" gedichtet. Es wurde 1642 im fürstlichen Burgsaal zu Braunschweig „von lauter kleinen Knaben" dargestellt, und später als eine Art Nachfeier des westfälischen Friedens unter dem Subrectorate Joh. Höpner's von den Schülern des Kölnischen Gymnasiums auf dem Rathhause für die Bürgerschaft von Berlin und Köln an der Spree am 16. und 18. Januar 1649 aufgeführt. S. hat auch eine „Ethica. Die Sittenkunst oder Wollebenkunst" (Wolfenbüttel 1669) veröffentlicht, eine keineswegs selbständige Arbeit, die ihm den wol anzuzweifelnden Ruf eines „ersten deutschen Moralphilosophen" brachte. In das Gebiet der Curiosa gehört sein Schriftchen „Von unterschiedlichen Rechten in Deutschland" (Frankfurt u. Leipzig 1671), die vom „Hagestolzenrecht" und ähnlichem handelt. Alle diese Schriften treten an Bedeutung

zurück, wenn sein Hauptwerk, die „Ausführliche Arbeit von der deutschen Haubtsprache“ (Braunschweig 1663) betrachtet wird, in welchem er die Ergebnisse aller seiner Bestrebungen vereinigte. S. gibt selbst als nächsten Entstehungsgrund dieser Arbeit das Drängen des Verlegers und des Publicums nach neuen Auflagen seiner früheren sprachlichen und theoretischen Werke an. Nun faßt er sie alle soweit sie auf die deutsche Sprache, Poetik und Metrik bezug haben in diesen großen umfangreichen Quartband zusammen. In den vier ersten Büchern werden die „Lobreden“, der Kern seiner „Sprachkunst“, dieser aber wesentlich verändert und gebessert, und seine „Verskunst“ wieder abgedruckt. Im letzten fünften Buche werden sieben Tractate veröffentlicht, von denen der erste eine Neuausgabe seiner „Sprach-Einleitung“ ist, die anderen über Erklärung deutscher Namen, Sinnbilder, Denksprüche und Bilderreime handeln, über „alle bekannten Leute, welche von teutschen Dingen vormals und neulich teutsch geschrieben haben“ berichten, ein treffliches Zwiegespräch wie man recht verdeutschen soll und eine Abhandlung über Stammwörter enthalten, und in einem lateinischen Schlußcapitel eine Art Zusammenfassung des Ganzen bieten. Dieses Buch ist ein stolzes Denkmal deutscher Gelehrtenarbeit und in der Geschichte der deutschen Philologie von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Schottel schöpft aus allen Quellen, aus denen die Sprache fließt. Bei allen seinen verfehlten Experimenten und Schlüssen, zeigt er doch schon lebhaften Sinn für historische Entwicklung der Sprache und dämmerndes Verständniß für ihr Leben. Er lenkt seinen Blick auch auf die ältere deutsche Litteratur, schätzt Goldast's Veröffentlichungen nach Verdienst, betont den Zusammenhang der germanischen Sprachen, ahnt die Bedeutung des Altnordischen für die deutsche Sprachgeschichte. S. hat bedeutsame von anderen dann aufgegriffene Anregungen für eine Wissenschaft von der deutschen Sprache gegeben, und den achtungswerthen Versuch gemacht die deutschen Stammwörter zu sammeln. Er unterscheidet sich von gleichstrebenden Zeitgenossen auch schon dadurch, daß ihm nicht nur die Codificirung des Sprachrichtigen am Herzen lag, sondern daß er es auch historisch zu begründen suchte, und daß er bemüht war nach großen Gesichtspunkten und einem einheitlichen Plane die deutsche Sprache wissenschaftlich zu behandeln. Daß er dabei so häufig Irrwege ging, kann ihm beim damaligen Stand der Wissenschaft kaum nachgetragen werden. Sein rührender Fleiß, sein stetes Bemühen dem Ganzen zu dienen kann nicht übersehen werden, und bei aller Vielseitigkeit hat er nie die Schwäche so vieler zeitgenössischer Polyhistoren gezeigt, die nur an der Oberfläche der Dinge klebten und gar nicht den Versuch machten, in die tieferen Schachte der Wissenschaft zu dringen. Bei allem Eifer wußte er auch Maß zu halten. Selbst in der Frage der Sprachreinigung, die ihm sein ganzes Leben lang am Herzen lag, hat er nie mit blindem Haß gekämpft. Er ist zumeist bemüht die „eingeschobenen a la mode Lappwörter“ zu entfernen und die wissenschaftliche Terminologie zu verdeutschen, ist aber duldsam gegen Lehnwörter und fest eingebürgerte fremde Sprachelemente. — Auch seine letzten Arbeiten sind noch seinem Hauptgebiete, der deutschen Sprachwissenschaft, gewidmet. Sein „Horrendum bellum grammaticale Teutonum antiquissimorum“ (Braunschweig 1673) ist eine in derb komischer Weise ausgeführte Mahnung zur deutschen Einigkeit, wobei nicht immer sehr glücklich Fragen der Grammatik und Politik zu einander in Beziehung gebracht werden. Sein letztes Schriftchen, seine „Kurze und gründliche Anleitung zu der Rechtschreibung und der Wortforschung in der deutschen Sprache“, ist nur ein für Schulen bestimmter Auszug aus der „Hauptsprache“.

Schottelius' weitausblickender Geist, seine treue oft naive Freude an der Muttersprache, die sein ganzes Wirken verklärt, sein hohes von Sittlichkeit getragenes

Streben, dem deutschen Volke seine Sprache lieb und werth zu machen, und sein ernster Forschungstrieb haben ihm schon zu Lebzeiten freudige Anerkennung verschafft. Harsdörffer hat aus Schottelius' Namen ein „Paragramma“ gemacht: Varro teutonicus, vindex linguae. Doch auch ein neuerer Forscher hat ihm den allerdings nicht unbestritten gebliebenen, aber auch nicht ganz unverdienten und bezeichnenden Ehrennamen eines „Jakob Grimm des 17. Jahrhunderts“ verliehen.

Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, Bd. IV, S. 614 ff. — E. C. Reichardt, Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst, Hamburg 1747, S. 98 ff. — Borinski, Poetik der Renaissance, Berlin 1886, S. 149 ff. Max v. Waldberg.

Schottenius: Hermann S., ein neulateinischer Dichter des 16. Jahrhunderts. Von seinem Leben ist nichts weiter bekannt, als daß er aus Hessen stammte, wo es ein Städtchen Schotten am Vogelsberge gibt, und 1526—27 als Schulmeister in Köln lebte. Er wird auch dort studirt haben, da er in Stölzel's Verzeichniß der hessischen Studirenden (Zeitschrift für hess. Geschichte, N. F. 5. Suppl. 1875) nicht vorkommt. Außer einem Schulbuche in Dialogform („Confabulationes“, 1526, Basileae 1531 = „Instructio prima puerorum per colloquia mutua“, Lond. W. de Worde 1533) und einer mir unzugänglich gebliebenen Schrift „Vita honesta virtutis“ (Cracoviae 1541, 1549, 1555, 8°. Lugd. Bat. 1544) veröffentlichte er zwei lateinische Prosadramen, in denen er, dem Beispiele Locher's und Bebel's folgend, die jüngste Zeitgeschichte zum Gegenstande nahm. Das erste, welches er zu Fastnacht 1526 mit seinen Schülern aufführte, behandelt den Bauernkrieg von 1525: „Ludus Martius sive bellicus, continens simulachrum, originem, fabulam, et finem dissidii habiti inter rusticos et principes Germaniae orientalis anno 1525“. 4 Bogen 8° o. O. u. J. (Nachwort VII. Kal. Apr. 1526). In etwa 25 Scenen schildert er, wie die armen und geknechteten Landleute sich von der Bellona bereden lassen, die Friedensgöttin fortzuschicken und von den Fürsten Minderung ihrer Lasten zu verlangen, wie sie nach erfolglosen Verhandlungen über Klöster und Burgen herfallen, einen Grafen niedermetzeln, aber in der Feldschlacht besiegt werden. Die Bauernweiber klagen über die Gefallenen, doch die Fürsten begnadigen schließlich die Ueberlebenden, und Pax kehrt wieder zu ihnen zurück. Nach Humanistenart sucht S. durch gedrechselte Gesandtenreden zu glänzen und baut die Handlung ziemlich schematisch auf, aber er strebt auch die Massen zu beleben und zu individualisiren (Dorfschulze, Bauer, Winzer, Greis, Bettler; die Fürsten Aeneas, Hannibal, Ulysses), er bringt das Schlachtgetümmel auf die Bühne und vermag einen lebhaften Dialog durchzuführen, in dem plautinische, terenzische und vergilische Reminiscenzen eingemischt sind. Das zweite Drama, das ich nur flüchtig gesehen habe, führt den Titel: „Ludus imperatorius, continens umbraticam imaginem horum temporum, regnante divo Carolo V. illiusque Caesaris divinas victorias, imperii felicem exitum et laudem“. Coloniae, Quentel 1527. 7 Bogen 8°. Es beginnt nach einem Prologe des kaiserlichen Adlers mit einer Teufelversammlung. Der Ludus Martius, von dem auch eine französische Uebersetzung: „Le jeu de Mars“ erschien, ist hier angehängt.

Gräße, Trésor de livres rares VI, 1, 315 b (1865). — Holstein, Zeitschrift für deutsche Philol. XX, 107. J. Bolte.

Schöttgen: Johann Christian S., Schulrector und Polyhistor des 18. Jahrhunderts, war zu Wurzen in Sachsen am 14. März 1687 als Sohn eines Schuhmachers geboren. Sehr früh geistig entwickelt, lernte der Knabe bereits in seinem dritten Lebensjahre am Katechismus das Lesen, kam 1692 in die Stadtschule, wo der Unterricht zunächst in der Einprägung des Donat be-

stand und rückte in seinem achten Jahre in die erste Classe auf. 1702 erhielt er die Freistelle seiner Vaterstadt an der Fürstenschule zu Pforta und gehörte derselben fünf Jahre an, an die er später, als an die glücklichste Zeit seines Lebens, mit besonderer Freude zurückdachte. Seine Lieblingsfächer waren Geschichte und Philosophie. Sein reges, vom Vater ererbtes Lesebedürfniß fand in der Schulbibliothek reiches Material. In seinem Abgangszeugniß fand sich auch die Bemerkung, er habe mehr Bücher gelesen, als andere nur zu sehen bekommen.

Im J. 1707 bezog S. die Universität Leipzig, auf der er sich dem Studium der Theologie widmete. Ein glücklicher Umstand war es für ihn, daß ihn der hochangesehene Professor der Theologie, D. Johann Cyprian, in sein Haus aufnahm und ihm die Benutzung seiner Bibliothek gestattete. Auch von anderer Seite wurde er in letzterer Beziehung bei seinen Studien unterstützt, die sich namentlich der Exegese und den morgenländischen Sprachen zuwendeten. Wiewohl er von Anfang an den geistlichen Beruf nicht ins Auge gefaßt hatte, so predigte er doch mehrfach in den bei Leipzig gelegenen Dörfern. Dadurch trat er u. a. in Beziehung zu dem Pfarrer in Panitzsch, M. Johann Jakob Vogel, der eben an seinen Leipziger Annalen arbeitete und den jungen Studenten zur Abfassung der Chronik seiner Vaterstadt Wurzen anregte. S. erinnerte sich später gern des Verkehrs mit dem gelehrten Freunde, er erzählte, „er habe vielmal mit Vergnügen auf seinen drei Dörfern apostolirt, den Nachmittag aber historische Grillen mit ihm ausgeheckt“.

Daneben trieb er eifrig philologische Studien und widmete sich schriftstellerischen Arbeiten. Der Buchhändler Thomas Fritsch, an den er empfohlen war, gab ihm zur Abschrift das von dem gelehrten Leipziger Arzte, dem kurfürstlichen Rathe Thomas Reinesius († 1667), hinterlassene Manuscript eines „Eponymologicum“, welches im Anschlusse an dessen „Syntagma inscriptionum antiquarum“ (Leipzig 1682) sämmtliche in der Litteratur und den Inschriften vorkommenden Namen des Alterthums behandeln sollte. S. schrieb es ab und setzte es fort, beendigte aber die Arbeit nicht. Die Handschrift liegt, nachdem sie in Clericus' Bibliothek gewesen war, noch heute ungedruckt im Haag, wiewohl in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Christoph Saxius sich der Arbeit angenommen hatte. Im Auftrage desselben Verlegers gab er u. a. Cornelius Nepos, Curtius, auch Lambert Bos Ellipses graecae in 3. Auflage (1713) heraus. Dazu übernahm er die Vorbereitungen behufs Herstellung eines verbesserten Textes der Scriptores rei rusticae, wobei ihn u. a. Heinrich Brenkmann durch Vergleichung von Florentiner Handschriften unterstützte.

Ferner stand S. in Beziehung zu dem unternehmenden Buchhändler Johann Friedrich Gleditsch, dem Schwiegervater Burkhard Mencke's, dem Herausgeber der „Acta Eruditorum“, für die er verschiedene Beiträge lieferte. Auch war er neben seinem Schüler Jöcher, Justus Rabener, Walch und Gebauer Hauptmitarbeiter an den „Teutschen Acta Eruditorum“, die eine Nachahmung der älteren, auch im Auslande berühmten, lateinischen „Acta eruditorum“, für weitere Kreise eine kritische Zeitschrift bilden sollten.

Daneben trieb er eifrig seine akademischen Studien. Bereits 1709, bei Gelegenheit des Jubelfestes der Universität Leipzig, wurde er zum Magister promovirt und trat in den folgenden Jahren mehrfach in Disputationen auf. Bereits war er im Begriff, sich durch zwei Abhandlungen „De inscriptionibus Hebraeorum“ zu habilitiren, als ihn ein Ruf nach auswärts veranlaßte, der akademischen Thätigkeit zu entsagen und sich ganz dem Lehrerberufe zu widmen, zu dem er von Jugend auf eine besondere Neigung verspürt hatte. Schon in Leipzig ertheilte er vielfach Unterricht, so las er mit dem später so berühmt

gewordenen Jöcher Herodian, Xenophon und Homer. Jetzt erhielt er durch einen Freund, den Lazarethprediger zu St. Jacobi in Leipzig, M. Gregorius, der aus Frankfurt a. O. stammte, das Anerbieten, die Leitung des dortigen städtischen Lyceums zu übernehmen. Ursprünglich als Adjunct des dortigen alternden Rectors in Aussicht genommen, erhielt er nach dessen plötzlichem Tode die Stelle selbst. Nachdem er noch am 11. Januar 1716 einer Disputation präsidirt hatte, zog er am Tage darauf, unter den herzlichsten Wünschen seiner Freunde und Schüler, der neuen Heimath zu.

In Frankfurt a. O. entwickelte er eine energische Thätigkeit, die um so nothwendiger war, als die ihm unterstellte städtische Anstalt mit mannichfachen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Seit 1694 bestand neben ihr das Friedrichsgymnasium, welches von der reformirten Gemeinde gegründet war, von den Söhnen der französischen Colonie, wie der Professoren der Universität besucht wurde und dadurch die Frequenz der älteren Schule beträchtlich schädigte. Dazu kamen die Winkelschulen, über welche bereits der frühere Rector in mehrfachen Beschwerden sich beklagt hatte. Außerdem war unter dem alternden Vorgänger an der Anstalt selbst eine Reihe von Uebelständen eingerissen, um deren Abstellung willen man wohl seine Emeritirung in Aussicht genommen hatte. Vielleicht hing letztere auch mit der Visitation des Jahres 1713, und der in demselben Jahre erlassenen Schulordnung zusammen. S. suchte nun das Interesse der Bürgerschaft für die Schule durch Veranstaltung von Schulfeierlichkeiten zu wecken, zu denen er durch Programme einlud. Das Gregoriusfest, die Prüfungen wurden so den Bürgern in Erinnerung gebracht, auch außerordentliche Veranlassungen, wie die Einweihung des wiederhergestellten Schulhauses, das Dienstjubiläum angesehener Männer oder die Erinnerungsfeier an die Einführung der Reformation (1717) zur Veranstaltung von Schulfestlichkeiten benutzt. Die Aufführung von Schulkomödien, welche nach sächsischem Muster versucht worden war, mußte aufgegeben werden, nachdem eine königliche Verordnung die Actus dramatici verboten hatte. Schöttgen's schriftstellerische Thätigkeit wendete sich der Abfassung von Schulbüchern und größeren wissenschaftlichen Werken zu. Hier gründete er auch einen eigenen Hausstand, indem er sich mit Dorothea Charlotta Knobloch, Tochter des Professors der Medicin und späteren königlichen Leibarztes, Knobloch, verheirathete. Acht Kinder, vier Söhne und vier Töchter, entsprangen dieser Ehe, von den ersteren starben drei in jugendlichem Alter.

Die mannichfachen Schwierigkeiten, die in den Verhältnissen Frankfurts lagen, waren wohl die Veranlassung, daß S. bereits nach dreijähriger Wirksamkeit einem Rufe nach Stargard in Pommern folgte. Hier bekleidete er neben dem Rectorate der Stadtschule die Stellung eines Professors am Collegium Groeningianum, das infolge einer letztwilligen Stiftung im Anfange des 17. Jahrhunderts gegründet, eine selbständige Stellung neben der älteren Anstalt einnahm. Hatte es schon von Anfang an infolge des 30jährigen Krieges und seiner Nachwirkungen zu kenier rechten Blüthe gelangen können, so ging auch zu Schöttgen's Zeit die Schülerzahl außerordentlich zurück. Neben seiner amtlichen Thätigkeit war S. hier viel mit Arbeiten aus dem Gebiete der pommerschen Geschichte beschäftigt, die zum größten Theile hier, zum Theil in Dresden zur Veröffentlichung gelangten.

Im Herbst 1727 war der Rector des Gymnasiums zum heiligen Kreuze in Dresden, Jonas Gelenius, gestorben. Da bemühten sich einflußreiche Freunde, S. als Rector für diese Anstalt zu gewinnen. Nach der seitens des Rathes erfolgten Wahl und einer zur Zufriedenheit der Vorgesetzten abgelegten Probe, trat er am 8. Januar 1728 das Amt an, welchem er beinahe ein Vierteljahrhundert vorstand. Die Acten der Kreuzschule aus dieser Zeit gestatten einen

Einblick in die weitverzweigte Wirksamkeit, die neben der Lehrthätigkeit in den verschiedensten Zweigen der Schulverwaltung zu Tage trat. Namentlich wandte er dem Chor der Alumnen und der Bibliothek sein lebhaftes Interesse zu. Freilich klagt er in einem Programme vom Jahre 1742, in welchem er die Errichtung einer „Besondern (Real) Klasse" an höheren Schulen vorschlägt für solche Schüler, die „unlateinisch bleiben wollen" und Handwerker, Künstler und Kaufleute zu werden beabsichtigen, sehr über Verkennung: „Ich habe das Unglück gehabt, daß man mir meine besten und wohlgemeinten Anschläge übel ausgeleget." Namentlich wurde gegen ihn, nachdem ihn im J. 1743 ein Schlaganfall aufs Krankenlager geworfen hatte, der Vorwurf erhoben, er habe die ihm anvertrauten Gelder nicht sorgfältig genug verwaltet. Damit hing jedenfalls der Verkauf seiner aus beinahe 3500 Nummern bestehenden Bibliothek über sächsische Geschichte im J. 1745 zusammen, während die ungefähr gleich starke theologische Abtheilung erst nach seinem Tode unter den Hammer kam. Am 15. December 1751 starb er, nachdem er noch bis zuletzt seinen Berufspflichten nachgekommen war, tief betrauert von seinen zahlreichen Schülern, deren Liebe er sich erworben, wie von den Gelehrten, die in ihm den Geschichtsschreiber und Schriftsteller schätzten.

Hatte doch S. gerade in Dresden die fruchtbarste und ausgedehnteste schriftstellerische Thätigkeit entfaltet, die ihm nicht nur bei seinen Zeitgenossen hohe Achtung verschaffte, sondern auch heute noch volle Anerkennung verdient. Sie bezog sich zunächst auf die sächsische Geschichte. Seitdem auf der Fürstenschule seine Neigung zur Geschichte entstanden und auf der Universität durch Lehrer wie Jacob Burkh. Mencke und Freunde, wie Vogel, genährt worden war, hatte er sich unermüdlich mit diesem Gebiete beschäftigt. Seine Bedeutung besteht darin, daß er bei seinen Arbeiten auf den ersten Quellen zu fußen suchte. Er benutzte in Frankfurt, Stargard und namentlich in Dresden die Archive und wußte sich außerdem durch Freunde die Original-Abschriften von Urkunden zu verschaffen. Außerdem war er unermüdlich in der Ausbeutung der gedruckten Litteratur. Mit größtem Eifer wurden wichtige Stellen notirt und für die künftige Verwendung vorbereitet, so daß die Ausarbeitung oft nichts als die Zusammenstellung des fertigen Materials war.

Wichtig ist vor allem sein „Inventarium Diplomaticum Historiae Saxoniae superioris" (Halle 1747), welches eine Zusammenstellung von 12 000 Regesten enthält und so einen Einblick in die Quellen der sächsischen Geschichte von 500 bis 1741 gibt. Außerdem gehört hierher die mit Kreysig herausgegebene „Diplomatische und curiöse Nachlese der Historie von Obersachsen" (Dresden 1730) und „Diplomataria et Scriptores Historiae Germanicae Medii aevi" (Altenburg 1753, drei Bände, mit einer Vorrede von Buder, der dritte von H. G. Francke mit einer Biographie Schöttgen's veröffentlicht), außerdem seine „Historie der Chur-Sächsischen Stiffts-Stadt Wurtzen" (Leipzig 1717), zwei Bände, die Biographien des Markgrafen Konrad, des Grafen Wipprecht von Groitzsch u. a. m. Die zahlreichen Programme über Orts-, Schul- und Reformationsgeschichte wurden nach seinem Tode von Grundig unter dem Titel „Opuscula" (Leipzig 1767) gesammelt. Außerdem sind handschriftlich u. a. vorhanden eine Geschichte der Meißner Bischöfe und eine Geschichte des Markgrafen Otto des Reichen, welche letztere noch nach des Verfassers Tode einen Briefwechsel mit den Erben veranlaßte. Auch schrieb er nach J. A. Fabricius Tode den 6. Band von dessen Bibliotheca Latina Mediae et Infimae aetatis (s. A. D. B. VI, 520).

Daneben entwickelte er eine außerordentliche Fruchtbarkeit als theologischer Schriftsteller. Von seiner Universitätszeit an bis in sein hohes Alter beschäftigten ihn die Arbeiten im Dienste der Erklärung des Alten und Neuen Testaments. Zunächst fesselte der Sprachgebrauch des letzteren sein Interesse. Nach-

dem er bereits in Leipzig eine Reihe von Dissertationen über σπλαγχνίζεσθαι, die ἀνθρωπίνη ἡμέρα u. a. m. veröffentlicht hatte, gab er das Pasor'sche Lexikon zum Neuen Testamente heraus, welches damals eine große Verbreitung genoß und in immer neuen Ausgaben und Auflagen erschien. Er hat es in mannichfacher Beziehung verbessert und vervollständigt. Später veröffentlichte er selbst ein „Novum Lexicon Graeco-Latinum in Novum Testamentum" (Lipsiae 1746, neue Auflage besorgt von Spohn, Lipsiae 1790), in welchem er sich freilich nicht wesentlich über den Standpunkt seiner Zeit erhob. Seine Ausgabe des Neuen Testaments (Leipzig 1744) ist eine neue Bearbeitung des 1735 bei Gleditsch in Leipzig erschienenen Textes, mit eigenthümlicher Sectioneneintheilung und Inhaltsangaben. Das Ansehen seines Namens verdankt er aber namentlich seinen „Horae hebraïcae et talmudicae" (Leipzig und Dresden 1733 und 1742, zwei Bände), welche in Anknüpfung an die Arbeiten Lightfoot's und Anderer die jüdische Archäologie und Litteratur zur Erklärung des Neuen Testaments verwenden und noch heute für den Exegeten eine reiche Fundgrube bilden. Seine Kenntniß der jüdischen Litteratur verdankte S. der Bekanntschaft mit Frankfurter Juden, die ihn in dieselbe einführten und ihm den nöthigen bibliographischen Apparat verschafften. Eine große Anzahl von Programmen und größeren Arbeiten, z. B. das „Curiose Antiquitäten-Lexikon" (Leipzig 1719) gehören diesem Gebiete an. Auch gab er Philo's Werke (Frankfurt 1729) heraus. Vermöge seines ausgebreiteten Wissens und seines unermüdlichen Fleißes nahm er eine angesehene führende Stellung ein in einer Zeit, die bezeichnet worden ist als „der eigentliche Mutterschoß, aus dem unsere gesammte neuere Wissenschaft des Alten Testaments geboren ist".

Meusel, Lexicon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller XII, 382 ff., wo S. 392 ff. die Schriften ziemlich vollständig aufgezählt werden. — Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands III, 883 ff. Neustadt a. Orla. — Gautsch, Der sächsische Geschichtsschreiber und Rector an der Kreuzschule zu Dresden M. Johann Christian Schöttgen im Archiv für die Sächsische Geschichte, hrsg. von Karl v. Weber. N. F. IV, 338 bis 351, wo S. 338 Anm. ältere Quellen angegeben werden. — Haymann, Dresdens Schriftsteller und Künstler, S. 6, 12, 13. Dresden 1809. — R. Treitschke, Burkhard Mencke, S. 59. Leipzig 1842. — R. Schwarze, Geschichte des ehemaligen städtischen Lyceums zu Frankfurt a. O. 1329—1813, in den Mittheilungen des historisch-statistischen Vereins zu Frankfurt a. O. Heft 1, 1873. — R. Schwarze, Geschichte des Friedrichs-Gymnasiums zu Frankfurt a. O., Programm 1869. — Robert Schmidt, Beiträge zur ältesten Geschichte des Collegium Groeningianum, 1633—1714. Stargard in Pommern 1886 (Programm Nr. 127). — O. Meltzer, M. Johann Bohemus, in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, 1875. Heft 4—6. — O. Meltzer, Geschichte der Kreuzschulbibliothek. Programm des Gymn. z. h. Kreuz zu Dresden, 1880. — Grimm, Kritisch-geschichtliche Uebersicht der neutestamentlichen Verballexika seit der Reformation, in den Studien und Kritiken. 48. Jahrgang (1875), I, 484 ff. — Flathe, G. Chr. Kreysig in der Allg. deutschen Biographie XVII, 156. — Fürst, Bibliotheca Judaica. III, 286 f., 334. Leipzig 1863. — Reuß, Die Geschichte der heiligen Schriften Neuen Testaments. 6. Aufl. S. 462, 637. — Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, hrsg. von Herzog, Plitt und Hauck IX², 667 ff. Leipzig 1881. — Ueber den handschriftlichen Nachlaß gibt Auskunft der „Index librorum quibus utebatur J. Chr. Schoettgen (Dresden 1753), Nr. 3969 (muß heißen 3269) bis 3324 und Schnorr v. Carolsfeld, Katalog der Handschriften der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden I, 634;

II, 569. Leipzig 1880 ff. — Georg Müller, Christian Schöttgen, Schulrector und Polyhistor. (In Vorbereitung).

Georg Müller.

Schottin: Johann Friedrich David S. stammte aus einer ursprünglich französischen Familie, deren Stammvater, Adam Chaudien, nach Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich geflüchtet war und sich 1692 in dem weimarischen Städtchen Allstädt niedergelassen hatte. Ein Enkel desselben, Johann, wurde Schullehrer in Heygendorf bei Allstädt und verwandelte mit Beistimmung seiner gleichnamigen Verwandten, den französischen Namen Chaudien in den deutschen Schottin. Das jüngste seiner neun Kinder war unser David, geboren am 4. Januar 1789. Schon im sechsten Lebensjahre des Vaters beraubt, fand er bei einem Oheim, dem Tertius Martini zu Kloster-Roßleben Aufnahme und weitere Erziehung, bis er als Alumnus in die Klosterschule eintreten konnte. Im Herbst 1806 verließ er diese Anstalt, um in Jena Theologie zu studieren. Seine Kleider und Bücher hatte er einem Fuhrmann übergeben, sie fielen aber nach der Schlacht bei Jena in die Hände plündernder Franzosen, und so sah er sich genöthigt, zu seiner Mutter, die ein kleines Besitzthum in Heygendorf zu eigen hatte, zurückzukehren und sich während des Winters neu auszustatten. Auf diese Weise bezog er erst Ostern 1807 die Landesuniversität. Als armer Student lebte er hier sehr eingezogen, studirte aber eifrig außer Theologie noch Geschichte und Musik, so daß er zu Anfang des Jahres 1811 von der Universität als Patronin zum Rector der Stadtschule zu Apolda ernannt wurde, als welcher er auch die Kirchenmusiken zu leiten hatte. Schon im folgenden Jahre trat S. in die Stelle seines verstorbenen Bruders Friedrich ein, welcher in Köstritz (Reuß j. L.) Pfarramts-Collaborator gewesen war, und 1814 wurde er zum Pfarrer daselbst ernannt, worauf er seine Verlobte, Amalie, Tochter des Superintendenten Schneider zu Apolda, als Gattin in sein Heim führte. Seine ersten poetischen Versuche erschienen als „Gedichte“ (1817) zum Besten der Nothleidenden in seiner Gemeinde, gedruckt auf Kosten und auf den Namen seines älteren Bruders, des Hofrathes und Leibarztes Karl S. Unter eigenem Namen aber veröffentlichte er zuerst drei Bändchen Predigten unter dem Titel „Beiträge zur Nahrung für Geist und Herz“ (1822, 1824, 1833). Das zweite Bändchen enthält zugleich eine Anzahl Lieder und Gedichte, wovon mehrere durch die Gesangbücher weitere Verbreitung gefunden haben. Am bekanntesten sind geworden „Die Perle“ und das Abendmahlslied „Kommt und hört den Herrn der Gnaden“. Gleichzeitig war S. der hauptsächlichste Mitarbeiter an dem „Geraischen lutherischen Gesangbuch“ von 1821, welches insofern von Bedeutung war, als es zum ersten Male eine genaue „Uebersicht der Liederverfasser nebst biographischen Andeutungen“ gab. Die Herausgabe seiner Predigten verschaffte S. bald einen großen Ruf, so daß ihm eine Menge zum Theil verlockender Berufungen zugingen, z. B. als Generalsuperintendent nach Altenburg, als Superintendent und Professor nach Jena, als Pastor der Petrikirche nach Hamburg u. a. m. Doch widerstand er allen diesen Lockungen und blieb seiner ersten Gemeinde bis an sein Ende treu, zumal auch mehrere seiner Geschwister in demselben Orte ihren Wohnsitz genommen hatten. Auch fehlte es ihm in der Heimath an Ehrenbezeugungen nicht; die Universität Jena ernannte ihn 1830 zum Licentiaten der Theologie, 1836 zum Doctor der Philosophie und bei seinem 50jährigen Amtsjubiläum 1862 zum Doctor der Theologie, während sein Landesfürst ihm schon 1852 den Titel eines Kirchenraths verliehen hatte. Indessen setzte er seine schriftstellerische Thätigkeit fort und betheiligte sich theils an theologischen Zeitschriften, theils an andern litterarischen Unternehmungen. Seine bekannteste Predigt war die in der „Sammlung von Musterpredigten von

Schott und Schuderoff“ erschienene Homilie „Der Gang der Jünger nach Emmaus“. Ferner gab er heraus: „Das Reich Gottes. Tägliche Weihe für ein christliches Gemüth nach den Bedürfnissen des Jahres. Ein Andachtsbuch für Gebildete aller Stände“ (1844); „Erquickungsstunden, der häuslichen Andacht gewidmet“ (II, 1853); „Leben und Freude im Herrn. Predigten und Homilien“ (1853). Daß diese Schriften in späteren Jahren weniger Verbreitung fanden, hatte wohl seinen Grund in dem plötzlichen Umschwung der theologischen Richtung. S. war zur Zeit des herrschenden Rationalismus aufgewachsen und gebildet, hatte sich aber doch ein gläubiges Gemüth bewahrt, so daß er in seiner Jugend, zumal er auch mit dem Baseler Missionshause in Verbindung stand, für einen „Frommen im Lande“ galt; nach Erstarkung der Orthodoxie aber ließ ihn seine milde, jeder schroffen Richtung abholde Auffassung des Christenthums, die allem starren Dogmatismus feind war und hauptsächlich auf Erwärmung des Gemüths hindrängte, als Rationalisten erscheinen. Indessen fand das Gemüthvolle seiner Predigten und die stilistische Form und Vollendung seiner Vorträge bei allen Parteien unbedingte Anerkennung. Was S. geistig frisch erhielt, war nicht nur der Verkehr mit jüngeren Amtsgenossen, sondern auch besonders seine Freude am Unterricht, die er bis zu seinem Ende sich bewahrte, indem er zunächst seine eigenen Kinder und Verwandten, sodann aber auch befähigte Knaben aus seiner Gemeinde ohne Entgelt unterwies und für das Gymnasium vorbereitete. Seine Ehe, eine der glücklichsten nach menschlichem Ermessen, wurde nach 43jähriger Dauer 1857 durch den Tod seiner Gattin gelöst, und als auch die Schwester der Verstorbenen, welche seinem Hause vorstand, bald einer Krankheit erlag, übertrug er die Führung seines Amtes seinem Schwiegersohne, dem bekannten Dichter Julius Sturm, in dessen Familie er die letzten neun Jahre eines friedlichen heiteren Lebensabends verlebte, bis ihn der Tod am 15. Mai 1866 ins Jenseit rief.

Nach Mittheilungen aus der Familie.

Franz Brümmer.

Schottky: Julius Max S., österreichischer Schriftsteller, wurde zu Kupp bei Oppeln 1794 geboren und dürfte nach den dürftigen Daten, die über sein Leben vorliegen, die erste Ausbildung im Lande seiner Geburt erhalten haben. Um 1815 finden wir ihn in Wien, wo er sich insbesondere mit Studien über den niederösterreichischen Dialekt beschäftigte, später als Professor der deutschen Sprache und Litteratur in Posen. 1828 taucht S. in Prag auf, später in München, wo er sich mit Kunstgeschichte beschäftigte und von wo er Ausflüge in die bairischen und in die Alpengegenden Tirols, auch später weitere Reisen unternahm. Im J. 1848 und 1849 war er als Redacteur in der „Rheinischen Volkshalle“ und als Leiter der Trierer Zeitung thätig, ein Schlaganfall machte in demselben Jahre 1849 wahrscheinlich zu Trier seinem Leben ein Ende. — Schottky's litterarische Stellung wäre keine bedeutende, wenn er nicht der erste wäre, welcher in den mit Franz Ziska zusammen herausgegebenen „Oesterreichischen Volksliedern mit ihren Singweisen“ (Pest 1819) eine Volksliedersammlung Niederösterreichs und darin auch zuerst eingehendere Untersuchungen über den Dialekt von Oesterreich unter der Enns veröffentlicht hätte. Diese Sammlung, zu welcher S. selbst das meiste durch seinen Sammelfleiß beigetragen, enthält viele heute noch im Volke verbreitete Lieder und ist auch bis heute die einzige derartige Sammlung jenes Landes geblieben. Sie umfaßt 243 Textseiten nebst einem grammatikalischen Anhang und einem Glossar und ist noch immer werthvoll und brauchbar. Im J. 1843 erschien eine zweite, vermehrte und verbesserte Auflage dieses Werkes, welches, wie die Herausgeber darin betonen „auf die vaterländische Litteratur keinen unbedeutenden Einfluß

nahm", eine Bemerkung, die auch der Wahrheit entspricht. — Die übrigen Schriften Schottky's sind historischen oder kunsthistorischen Inhalts, so die drei Hefte: „Vorzeit und Gegenwart" (Posen 1823); „Die karolinische Zeit oder der äußere Zustand und die Sitten und Gebräuche Prags und Böhmens" (Prag 1830); „Prag, wie es war und wie es ist", 2 Bde (Prag 1830); „Paganini's Leben" (1830); „Münchens öffentliche Kunstschätze" (München 1833); ein Band Vorlesungen „Ueber Wallensteins Privatleben" (München 1832) sollte den Vorläufer zu einer Geschichte des 30jährigen Krieges bilden, die aber nicht erschien. Sehr ansprechende Skizzen und Naturbilder aus den Alpen enthalten die „Bilder aus der süddeutschen Alpenwelt" (Innsbruck 1834). S. hat auch verschiedene einzelne Aufsätze in böhmischen Publicationen wissenschaftlicher Anstalten und in Zeitschriften veröffentlicht.

Oesterr. National-Encyklopädie (1836) IV, 585. — Wurzbach, Biogr. Lex. XXXI.

A. Schlossar.

Schöttl: Fridolin (nicht F. X.) S., katholischer Geistlicher, geboren zu Landshut am 6. März 1818, † zu Regensburg am 24. September 1880. Er machte seine Gymnasialstudien zu Regensburg, wohin sein Vater als Beamter versetzt worden war, seine philosophischen und theologischen Studien im Collegium germanicum zu Rom, wo er auch Doctor der Theologie und am 18. December 1841 Priester wurde. Von Rom zurückgekehrt, war er einige Zeit Cooperator an verschiedenen Orten, wurde aber im Herbst 1843 an dem von dem damaligen Bischof (dem späteren Cardinal) Reisach (s. A. D. B. XXVIII, 114) neu errichteten Lyceum angestellt, zuerst als Professor der Mathematik, dann des Naturrechts und der Naturphilosophie, zuletzt nach der Errichtung der theologischen Section der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts. Er behielt diese Professur auch bei, nachdem er am 15. Juni 1858 Domcapitular geworden war. Am 1. December 1859 wurde er Domcapitular zu Regensburg, wo er einige Jahre auch die Dompfarrei versah. Er hat zu Eichstädt 1847 ein Programm veröffentlicht: „Der Antheil der Domcapitel an der Diöcesanregierung einst und jetzt, besonders in Baiern", außerdem mit C. Rinecker eine Uebersetzung des Naturrechts des italienischen Jesuiten Aloys Taparelli (1845, 2 Bände).

Lit. Handw. 1881, 155. — Privatmittheilungen aus Regensburg.

Reusch.

Schöttl: Thomas Aquinas S., Augustiner, geboren 1676 zu München, † daselbst am 11. September 1752, hatte in Ingolstadt studirt, docirte elf Jahre in dem Kloster seines Ordens zu München und war viermal Provincial. Gedruckt sind von ihm „Quaestiones de sacramento poenitentiae", 1709, und „De praedestinatione", 1712.

Ossinger, Biblioth. Augustin. p. 821. — Hurter, Nomencl. II, 1237.

R.

Schoultz: Karl Friedrich S. von Ascheraden, Freiherr, livländischer Staatsmann. Geb. am 19. Jan. 1720 zu Schloß Ascheraden in Livland, trat er 1732 in das Cadettencorps in St. Petersburg, 1739 wurde er Kornet im braunschweigischen Cürassierregiment, nahm 1743 seinen Abschied aus der Armee und lebte, nachdem er Reisen nach Berlin und Böhmen gemacht hatte, bis zu seinem am 21. Januar 1782 erfolgten Tode auf seinem väterlichen Schlosse. Als Landrath und als Deputirter der livländischen Ritterschaft in St. Petersburg und Moskau hat er wiederholt durch mehr als gewöhnliche staatsmännische Tüchtigkeit und diplomatische Gewandtheit seinem Lande und dessen Freiheiten und Rechten bei den russischen Kaisern und Kaiserinnen Achtung und Schutz gegen eine neidische Camarilla erkämpft. Nicht minder zeichnete er sich durch

seine Kenntniß des Landesrechts und der Landesgeschichte aus; seine bezüglichen Schriften sind, wiewol nicht unbenutzt, meist ungedruckt geblieben. Am bedeutsamsten aber war seine Wirksamkeit auf dem Gebiete der Arbeit für das Wohl der Bauern Livlands. Nicht ohne Widerspruch unter seinen Standesgenossen zu finden, ja zum Theil unter starker Anfeindung derselben erließ er für seine Bauern eine Verordnung unter dem Titel: „Ascheradensches und Römershoffsches Bauerrecht, gegeben von Karl Friedrich Schoultz im J. 1764", und ließ dieses merkwürdige Recht in der Sprache der Bauern, der lettischen, drucken. In demselben wurde den Ascheradenschen und den Römershoffschen Bauern bei Beibehaltung der damals allgemein gültigen Hörigkeit und Frohn doch ein gewisses Erbrecht an ihren Höfen, sowie das Eigenthumsrecht an Mobilien, wie endlich ein volles Klagerecht gegenüber dem Herrn gewährleistet. Dieses Beispiel wirkte, wenn auch erst allmählich, auf eine Verbesserung der Lage der Bauern im ganzen Lande hin, und leitete eine Bewegung ein, die ihren Abschluß in den Landtagsbeschlüssen über die Bauernemancipation von 1804—1819 fand.

Vergl. Ed. Winkelmann, Bibliotheca Livoniae historica n. 11283. — Astaf v. Transehe-Roseneck, Gutsherr und Bauer in Livland im 17. und 18. Jahrh., S. 150 ff., Straßb. 1890.

J. Girgensohn.

Schouten: Willem Cornelisz S., Seefahrer und Entdecker, geboren zu Hoorn, † 1625 in der Bucht von Antongil (Ostmadagaskar) auf der Rückreise in sein Vaterland. Schouten's große That ist die Fahrt um die Südspitze Südamerikas, welche er mit Jacob Le Maire 1615—1617 ausführte. Er hatte seine Schule als Indienfahrer gemacht, war 1601—1603 mit Wolfhart Harmansen zum ersten Male nach Indien gefahren und hatte auch in anderen Meeren weite Erfahrungen gesammelt, ehe er in den Dienst eines der großen Unternehmen des geographisch so fruchtbaren beginnenden 17. Jahrhunderts trat. Das Privilegium der Ostindischen Gesellschaft, östlich vom Cap der guten Hoffnung und durch die Magellansstraße zu fahren, gab in den Kreisen der holländischen Kaufleute, welche außerhalb jener Gesellschaft standen, Anlaß zu dem Versuche, auf einem anderen Wege Indien durch die große Südsee zu erreichen. Der zuerst von Drake angeregte Gedanke, südlicher als die Magellansstraße zu gehen, entstand vielleicht zuerst in Hoorn und zwar werden der Kaufmann Isaak Le Maire und unser S. als die Träger desselben genannt. Es bildete sich eine Austral-Gesellschaft, welche S. unter dem Oberbefehl von Jacob Le Maire, einem großen Förderer und Kenner überseeischer Unternehmungen, die Führung der Schiffe „Eendracht" und „Hoorn" von 180 und 55 Lasten übertrug. Jener fuhr auf dem größeren Schiff, welches Jakob Le Maire den Sohn als Kaufmann und 65 Mann trug, während sein Bruder Johann Corn. S. das kleinere Schiff führte, dessen Kaufmann Aris Claesz war und welches 22 Matrosen hatte. Im tiefsten Geheimniß, welches erst an der afrikanischen Küste, mehrere Monate nach der Abreise den Mannschaften enthüllt wurde, verließ die Expedition am 25. Mai 1615 Hoorn und ging über die Inseln des Grünen Vorgebirges nach Sierra Leona, an Ascension und den Abrolhos vorüber in den westlichen atlantischen Ocean, wo offenbar die Route van Noorts (s. A. D. B. XXIV, 1) verfolgt wurde, welche im December an die patagonische Küste führte, wo in den fisch- und vogelreichen Umgebungen des ebenfalls durch Van Noort bekannten Puerto Deseado und der Pinguin-Inseln Proviant und Wasser eingenommen wurden. Am 19. December ging beim Kalfatern das kleinere der beiden Schiffe in Flammen auf. Bei anhaltend stürmischem und nebeligem Wetter wurde der Weg nach Süden fortgesetzt, am 20. Januar 1616 wurde der Eingang zur Magellansstraße passirt, am 29. die Oldebarneveldts-Inseln an der Feuerlandküste und das Cap Hoorn entdeckt, welches

sofort bei gutem Wetter umschifft wurde. Am 12. Februar wurde die Le Maire-Straße nach dem gleichnamigen Begleiter Schouten's und das Land östlich derselben Statenland getauft. Die Polhöhen sind in dieser ganzen Zeit um etwa 2 Grad zu hoch, weshalb es erklärlich ist, daß trotz der angeblich erreichten Breite von 58 Grad S., die antarktischen Randinseln nicht gesehen wurden. Von Eisbergen wird nicht gesprochen. Im übrigen war das Wetter in hohem Grade wechselnd und stürmisch und nöthigte zu häufigem Umherkreuzen, bis beim 46. Grade „der allgemeine Südwind" erreicht war. Die Absicht, auf Juan Fernandez zu landen, konnte nicht ausgeführt werden. Die Reise wurde vielmehr in westnordwestlicher Richtung, wo man das gesuchte Südland zu finden hoffte, fortgesetzt. Am Ostertag (3. April) war man in 14° Südl. Breite; sechs Tage darnach starb Schouten's Bruder Jan, der Steuermann. Am 10. wurde die erste Insel entdeckt (zu 15° 12' bestimmt), ein typisches Atoll, anscheinend nicht von Menschen, wol aber von stummen Hunden bewohnt. Man nannte es deshalb Honden-Eylandt. Am 15. erreichte man in 15° 15' eine andere längere, mit Palmen bewachsene und bewohnte Insel, die als Eylandt Insonder Grondt bezeichnet wurde, am 16. ein Atoll, das Waterlandt, am 18. ein bewohntes Atoll, das Vliegen-Eylandt genannt wurde. Die Reise wurde in der Nähe des 15. Parallels bis zur nächsten Insel fortgesetzt, welche am 11. Mai erreicht und Cocos-Insel genannt wurde, während eine benachbarte Insel den Namen Verraders Eylandt empfing. Nachdem schon vorher auf ein mit Unbewaffneten und mit Weibern und Kindern beladenes Segelboot geschossen worden war, setzten sich vor diesen Inseln die Kämpfe mit den Eingeborenen fort, die zum Theil ohne genügenden Grund von den Holländern begonnen und bei der Ueberlegenheit ihrer Waffen blutig beendet wurden. Man ging nun wieder in südsüdwestlicher Richtung bis 19° S. B. und beschloß, da weiter kein Land gefunden wurde, und da „bei weiterem Vorgehen man auf den südlichen Theil von Neu-Guinea stoßen und vielleicht keinen Durchgang im Süden finden würde" einen nördlicheren Curs zu nehmen; es bestand auch die Furcht, man würde beim Vorwalten östlicher Winde von dort nicht in östlicher Richtung zurückkehren können. Außerdem mochten wol Handelserwägungen mit beitragen, daß man beschloß, am Nordrand Neu-Guineas vorbei nach den Molukken zu gehen. Am 18. Mai war dieser Beschluß gefaßt und am 19. wurde der Curs nach Norden gerichtet, wobei sofort ein Inselpaar entdeckt wurde (Hoorn'sche J.), mit dessen Bewohnern ein freundlicher Verkehr gepflogen und wo endlich Wasser und Proviant eingenommen werden konnte. Vom 21. Juni an führte der nordwestliche Weg durch eine größere Anzahl von kleinen bewaldeten Inseln, die von dunkleren, mit Bogen bewaffneten Menschen bewohnt waren. Offenbar waren die Inseln nördlich von Neu-Guinea und speciell die Gruppe der Grünen Inseln erreicht. Am 25. Juni wurde sehr hohes Land gesehen, welches man für die Ostspitze Neu-Guineas hielt, während wir es jetzt als Neu-Mecklenburg kennen, und die Fahrt ging durch Inseln und an der wesentlich westlich und östlich gerichteten Küste unter häufigen Kämpfen mit den Eingeborenen bis zum 3. August, wo man in 30° 45' N. die Westspitze von Neu-Guinea erreicht zu haben glaubte. Man befand sich seit geraumer Zeit unter dunkelfarbigen Menschen, denen große Schiffe, Geschütze und Musketen nicht völlig fremd waren und man glaubte sogar, Spuren europäischen und chinesischen Handels zu finden. „Von anderen Inseln" kamen „andere Neger" (Bugi?), mehr gelb von Haut und hoch von Wuchs, welche chinesisches Porzellan besaßen. Am 5. Aug. traf man mit malayisch Redenden zusammen und hörte einige spanische Worte. Zwar wurde der Name der Insel nicht genannt, man muthmaßte aber in Gilolo zu sein, und mit Recht, denn bald darauf war Ternate erreicht, wo hol-

ländische Kriegs- und Handelsschiffe, erstere von der Flotte Spilbergen's, gefunden wurden und den Weltumseglern ein erquickender Empfang bereitet ward. Ein Theil der Mannschaft blieb in Indien, um hier Dienste zu nehmen. Auf der Rückfahrt wurden vor Jacatra durch einen der Präsidenten der Ostindischen Gesellschaft Schiff und Waaren confiscirt, worauf S. und Le Maire auf zwei Schiffen der Spilbergen'schen Flotte mit einem Theil ihrer Mannschaften nach Holland gingen, während der Rest in die Dienste der Ostindischen Compagnie trat. Jacob Le Maire starb auf der Reise an einem Tage (31.?) des December 1616. Am 1. Juli 1617 nach einer Reise von zwei Jahren und achtzehn Tagen landete S. an der heimathlichen Küste von Seeland, nachdem er mit ebensoviel Kühnheit als Vorsicht — von der ganzen Bemannung waren nur drei umgekommen — eine schwierige Aufgabe glücklich gelöst hatte. — Schwer ist es, den Antheil genau zu bestimmen, den Jacob Le Maire an diesen Errungenschaften gehabt hat. Als Sohn des in der Geschichte der niederländischen Indienfahrten berühmten, reichen, in Handel und Seefahrt erfahrenen Isaac Le Maire, dem von einigen der Plan der ganzen Fahrt zugeschrieben wird, nahm er jedenfalls eine nicht unbedeutende Stelle ein, die in einigen Berichten wol zu klein dargestellt wurde, während er in andern seine Stelle vor S. findet. Die lateinische Ausgabe von 1619 führt den Titel Navigationes Australes Jacobi Le Maire und führt auch nur diesen als Entdecker des neuen Weges in der den Schluß bildenden Aufzählung der Weltumsegelungen auf. Im Vorwort dagegen erscheint S. gleichberechtigt mit Isaac Le Maire in Schöpfung des Planes dieser Fahrt, und übernimmt auch die Beschaffung der Hälfte der Kosten und die ganze Fürsorge für die Ausrüstung, für welche er die Hülfe mehrerer Bürger von Hoorn gewann. Jacob Le Maire erscheint hier erst in dritter Linie. In einem Proceß, in welchen S. nach der Rückkehr verwickelt ward, scheint indessen Le Maire's größerer Antheil bewiesen worden zu sein. Die eine Schilderung der denkwürdigen Fahrt rührt von einem Theilnehmer her, der für S. warme Verehrung hegte, während er Le Maire eher abgeneigt ist. Einige Anzeichen sprechen dafür, daß es Aris Claesz, der kaufmännische Begleiter des zweiten Schiffes ist, der diesen durch seine treffenden Beobachtungen, besonders über die Ethnographie Polynesiens, dauernd werthvollen, übrigens knappen, sachlichen Bericht geschrieben hat. S. selbst ist nicht, wie van der Aa will, als Verfasser dieses 1618 zu Arnheim unter dem Titel Journal ofte Beschrijving van de wonderlicke reyse, ghedaen door Willem Cornelisz Schouten van Hoorn in de jaren 1615, 1616 en 1617 erschienenen Buches anzusehen. In demselben Jahre ist dieser Bericht hochdeutsch in Arnheim, 1619 französisch in Amsterdam und 1618 ebenda in einer zweiten holländischen Ausgabe erschienen. Weitere holländische Drucke werden zwischen 1619 und 1766 sechzehn verzeichnet. Einer von 1645, in Hoorn erschienen, enthält das Bildniß Schouten's. Nach S. sind Inseln nördlich von Neu-Guinea, eine Bucht von Nowuka, ein Berg auf Fukuna genannt.

Friedrich Ratzel.

Schrader: Christoph S. wurde am 29. Sept. 1601 zu Rethmar geboren, wo sein Vater Johann S. († um Anfang Juli 1638) 52 Jahre lang treu des Pfarramtes waltete. Seine Mutter Helene, eine Tochter des Pastors Jacob Rölich in Peine, verlor er schon in früher Jugend († am 12. Mai 1607). Nachdem er den ersten Unterricht von seinem Vater erhalten hatte, wurde er im Herbst 1610 mit seinem älteren Bruder Heinrich auf die Schule zu Celle geschickt, die sie im J. 1618 mit der zu Hannover vertauschten. Am 16. October 1621 bezog er die Universität Helmstedt. Auffallenderweise sind nicht in diesem Jahre, sondern schon am 6. April 1616 Heinrich und Christoph S. aus Rethmar hier

immatriculirt worden. Daß sie vorübergehend 1616 in Helmstedt gewesen sind, ist möglich. Jedenfalls beginnt Christoph Schrader's Studienzeit hier erst später, da er am 24. Juli 1635 selbst schreibt, es sei im 14. Jahre, seit ihn sein Vater zuerst nach Helmstedt geschickt habe. Er wohnte hier anfangs bei dem Professor Berkelmann, dann im Hause des berühmten Theologen Georg Calixt, zu dessen tüchtigsten und begeistertsten Schülern er bald gehörte. Unter den Philosophen hörte er insbesondere bei Konrad Hornejus, Diepholdund bei Heidmann, der ihn in das Studium der Philologie einführte. Durch Calixt bekam er wohl schon im J. 1622 das Overbek'sche Stipendium, das ihn in den Stand setzte, 9 Jahre lang sorgenfrei seinen Studien zu leben. Als im J. 1625 Krieg und Pest fast die ganze Hochschule auseinander jagten, folgte er einem Rufe Matthias van Overbek's nach Leiden, wo er am 23. October 1625 immatriculirt wurde und bei Daniel Heinsius, Gerh. Joh. Vossius seine Studien fortsetzte, vorzüglich auch bei Constantin l'Empereur, Wilh. Codde und zwei gelehrten Juden, David de Havo und David Haccohen de Lara, sich im Hebräischen vervollkommnete. Einige Monate weilte er mit Overbek in Hamburg. Nachdem er bereits einige Zeit Prinz Roderich von Württemberg, den Sohn Herzog Julius Friedrich's, im Lateinischen und in der Theologie unterrichtet hatte, verzichtete er 1631 auf das Overbek'sche Stipendium und trat ganz in den Dienst des Prinzen, den er nach dem Haag begleitete. Doch einen Ruf, als Hofprediger nach Stuttgart zu kommen, lehnte er entschieden ab. Das Schwabenland, die dort herrschende theologische Richtung, der Hofdienst hatten keine Anziehungskraft für ihn. Er meinte: Lieber der unterste Diakon in Helmstedt, als der oberste Hofprediger in Stuttgart. So kehrte er denn, nachdem er 6 Wochen noch in Wittenberg verweilt hatte, am 14. Juli 1632 nach seinem geliebten Helmstedt zurück. Zwar wurde er bald nachher nochmals von dort durch kriegerische Ereignisse verscheucht; er ging nach Celle, um dann aber im März 1633 zu bleibendem Aufenthalte nach Helmstedt zurückzukehren. Er wohnte wieder im Hause Calixt's, versah bei einigen Adligen die Stelle eines Hofmeisters und eröffnete mit großem Erfolge Privatvorlesungen, in denen er sogleich im Anfang 58 Zuhörer um sich versammelte. Am 24. Juli 1635 bat er um eine Anstellung an der Hochschule, da er sonst im Herbst zu seinem Vater zurückkehren müsse. Wenige Tage darauf wurde er von Seiten der Universität, die mit ihm eine tüchtige Kraft zu verlieren fürchtete, für den gerade freien Lehrstuhl der Beredsamkeit vorgeschlagen mit dem Bemerken, daß er dereinst in höheren Dingen, im Kirchenamte, wichtige Dienste werde leisten können. Das Gesuch ward bewilligt und am 22. October 1635 wurde S. als professor eloquentiae in die philosophische Facultät eingeführt, in der er am 4. Februar 1636 zum Magister promovirt wurde. Diese Stellung, neben der ihm unterm 18. April 1640 auch das Amt eines Bibliothekars übertragen wurde, hat er 45 Jahre lang bis zu seinem Tode unausgesetzt inne gehabt. Eine Versetzung in die theologische Facultät, die ihm nach Hornejus' Tode 1649 angeboten wurde, lehnte er ebenso ab, wie die Berufungen als Hofprediger nach Hannover oder als Stadtsuperintendent nach Braunschweig zu kommen. Er fühlte sich in seiner Thätigkeit voll befriedigt. Mochten ihm auch früher andere Pläne vorgeschwebt haben, so erfüllte ihn jetzt eine gewisse humanistische Scheu vor den Theologen; er fühlte sich sicherer und freier bei dem Studium der Alten, und die ihnen gewidmete Lehrthätigkeit zog er jeder anderen vor. Die Entwicklung der theologischen Wissenschaft, die zunehmende Verbitterung der Polemik werden nicht minder wie persönliche Erlebnisse ihn in dieser Gesinnung bestärkt haben. Als er aus den Niederlanden zurückkam, neigte er zu arminianischen Lehren. Vergebens suchte er in Wittenberg bei seinem Schulfreunde Hülsemann u. a. Belehrung; sie

nahmen seine Bedenken, ohne darauf einzugehen, zu Protokoll; erst Hornejus und Calixt in Helmstedt wußten durch ruhige Erörterung ihm dieselben zu zerstreuen. Als dann später Hülsemann jene Mittheilungen Schrader's zu niedrigen Verdächtigungen gegen Calixt benutzte, schrieb S. das Programm „De gratuita per fidem iustificatione“, in welchem er zur Vertheidigung seines Lehrers den Sachverhalt klar vorlegte. S. ist ein würdiger Vertreter des alten Humanismus, der seit Caselius, wie sonst nirgends, in Helmstedt heimisch war und Calixt's Theologie innig durchdrang. Der lateinischen Rede wie wenige seiner Zeit mächtig, ging er in seiner Lehre auf die Quellen zurück, und hat sich um die humane Bildung der studentischen Jugend die größesten Verdienste erworben. Seiner Anweisung zur Beredsamkeit legte er den Aristoteles zu Grunde, dessen Rhetorik er dreimal (Helmst. 1648, 1661, 1672) griechisch und lateinisch herausgab und mit einem Commentare erläuterte (Helmstedt 1674). Mit der Theorie verband er auch praktische Uebungen im lateinischen wie im deutschen Stile. Er war ein sehr beliebter Lehrer. Als er Ende der fünfziger Jahre auf Wunsch ein Privatcolleg über das Hebräische ankündigte, konnte nur das Juleum die heranströmenden Hörer fassen. Am längsten in Gebrauch blieben von seinen Lehrbüchern seine chronologischen Tafeln, die von G. Th. Meier, Kaspar Cörber u. A. fortgesetzt, von Harenberg noch im J. 1765 neu herausgegeben wurden. Es war gewiß eine glückliche Wahl, daß einem solchen Manne von dem Herzoge August, der Bildung und Lehre wie wenige Fürsten seiner Zeit zu schätzen wußte, das gesammte Schulwesen des Landes unterstellt wurde. Am 28. September 1648 erhielt er das neugeschaffene Amt eines Generalschulinspectors des Fürstenthums Wolfenbüttel, das dann 1655 auch über die Dannenbergschen und Blankenburgschen Schulen ausgedehnt wurde. In dieser Stellung mußte er alljährlich die sogen. großen Schulen während eines Examens visitiren, auf seinen Reisen aber auch die kleinen Schulen besuchen, etwaige Mißstände mit Hülfe der Ortsbehörden abstellen und über Alles an den Herzog berichten. Er erhielt weitgehende Befugnisse bei der Anstellung der Lehrer, konnte nach Ausfall des Examens die Schüler von dem Besuche der Universität ausschließen und übte auch auf derselben über die Landeskinder eine gewisse Aufsicht aus. Ganz besonders waren seiner Fürsorge noch die Inhaber des Veltheim'schen Stipendiums und seit 1660 die Hannoverschen Stipendiaten empfohlen. Bei dieser einflußreichen Stellung, die er zum Segen des Landes lange Jahre mit großem Eifer und bestem Erfolge ausfüllte, wird ihm wohl mit Recht auch ein großer Antheil an der Abfassung der bekannten Schulordnung vom 24. Februar 1651 zugeschrieben, die für die Entwicklung des braunschweigischen Unterrichtswesens und darüber hinaus von der größten Bedeutung gewesen ist, und dies um so mehr, da dieselbe noch keinen Einfluß der pädagogischen Reformer zeigt, vielmehr im Sinne Calixt's und Schrader's abgefaßt „eine der reinsten und edelsten Blüthen, welche der Humanismus, wie er von Melanchthon in die lutherischen Länder verpflanzt und seit dem Ende des 16. Jahrhunderts besonders in Helmstedt gepflegt wurde, noch kurz vor seinem Erlöschen getrieben hat“ (Koldewey). Eine Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm durch die Verleihung der Propstei Marienberg zu Theil, in die er am 19. Februar 1653 eingeführt wurde. Unter seinen Collegen erfreute er sich allgemeiner Beliebtheit; von seinem Charakter wissen Alle nur Rühmenswerthes zu melden. Wiederholt gab S. bei feierlichen Gelegenheiten in inhaltreichen und formgewandten Reden der allgemeinen Empfindung beredten Ausdruck. So 1649 bei dem Tode Konrad Hornejus', am 14. September 1656 in einer Gedächtnißrede auf den innig verehrten Lehrer Georg Calixt, und als die Universität Helmstedt im J. 1676 das erste Jahrhundert ihres Bestehens feierte, da hielt er die Festrede, der Niemand die Last seines 75 jährigen Alters

anmerkt. Erst einige Jahre darauf zeigten sich dessen Spuren; 1678 trat bei ihm Lähmung einiger Glieder ein, von der er sich nie ganz wieder erholte, und am 24. April 1680 ist er verschieden. Prof. A. Fröling hielt ihm die Leichenrede, die Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich ließen sich durch besondere Gesandtschaften bei dem Begräbniß vertreten. Der Decan Melchior Schmid, der ihm auch im Juleum am 21. Mai eine lateinische Gedächtnißrede hielt, hat im Buche der philosophischen Facultät der Nachricht von seinem Tode die bezeichnenden Worte hinzugefügt: vir ut insigni eruditione praestans, industria utilis, moribus commodus, ita omnibus gratus atque acceptus, collegis suis longe charissimus. — Verheirathet war S. seit dem 25. April 1637 mit Margarethe Stisser, der einzigen Tochter des Helmstedter Hebraisten Ernst Stisser, der sie ihm auf dem Todtenbette versprochen hatte. Sie gebar ihm neun Söhne und vier Töchter, von denen bei seinem Tode noch acht Söhne und zwei Töchter nebst 24 Großkindern lebten; sie selbst starb in Helmstedt am 13. Febr. 1685. Alle Kinder haben der Erziehungskunst des Vaters Ehre gemacht und sich achtungswerthe Stellungen im Leben errungen. Sein Sohn Friedrich, geboren in Helmstedt am 30. Juli 1657, war Stadtphysicus in Göttingen, wurde dann in seiner Vaterstadt am 30. December 1682 Professor der Medicin, am 6. Juli 1683 auch der Physik und ist als solcher und als herzoglicher Leibarzt am 22. August 1704 gestorben. Zwei andere Söhne, Christoph und Kilian, beide kurfürstlich braunschweigisch-lüneburgische Hofräthe und jener bevollmächtigter Minister am Regensburger Reichstage, wurden durch kaiserliches Diplom vom 19. Mai 1708 in den Adelstand erhoben.

Vergl. Personalien hinter Fröling's Leichenpredigt (Helmstedt 1680). — Melchior Schmid's Oratio in obitum (Helmest. 1680). — Bruns, Verdienste der Prof. zu Helmst. (Halle und Berlin 1810), S. 54 ff. — Henke, Georg Calixtus und seine Zeit (Halle 1853—1860). — Koldewey, Braunschw. Schulordnungen I; II (Berlin 1886—1890). — Ders., Schulgesetzgebung des Herzogs August d. J. (Braunschw. 1887). — Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Schrader: Clemens S., Theolog, geboren im J. 1820 zu Itzum im Hildesheimischen (Provinz Hannover), † am 23. Februar 1875 im Ordenshause zu Poitiers. Nach Zurücklegung der Gymnasialstudien in Hildesheim studirte er im Collegium Germanicum zu Rom, wurde hier im J. 1843 Dr. phil., 1848 Priester, trat im selben Jahre in den Jesuitenorden ein und erhielt die theologische Doctorwürde. Nach dem Ausbruche der Revolution in Rom flüchtete er nach Deutschland unter einem anderen Namen und zugleich mit Passaglia, der als sein Diener auftrat, wie mir beide umständlich erzählt haben. Nachdem er kurze Zeit in der Heimath gewesen, übernahm er im J. 1850 die Professur der Dogmatik in Löwen, wurde aber bereits im folgenden Jahre nach Rom zurückberufen, Studienpräfect des Collegium Germanicum, 1853 Professor der Dogmatik am Collegium Romanum. Er arbeitete mit Passaglia an dem Werke über die unbefleckte Empfängniß und an der Ausgabe des Petavius. Ich habe ihn am 1. April 1854 mit Passaglia zuerst und dann wochenlang fast täglich gesprochen. Beide waren unzertrennlich, arbeiteten täglich Stunden lang zusammen, machten gegen die sonstige Ordenssitte ihre Spaziergänge zusammen — ich habe sie wiederholt begleitet — und schienen eine sehr privilegirte Stellung zu haben. Damals, wo Pius IX. noch nicht ganz für die Jesuiten gewonnen war, konnte S. und Passaglia nicht Tadel genug finden über dessen Benehmen, sie schoben ihm alle Schuld an den Zuständen in Rom zu, wußten nicht genug von der Zurücksetzung der Jesuiten durch ihn zu erzählen

und leiteten hieraus alles Unglück her. Das wurde anders, als das Dogma vom 8. December 1854 fertig geworden war; S. hat mit Passaglia im Jahre 1855 eine Reise in seine Heimath gemacht, besuchte mich mit diesem und einer Schwester, die er zum Eintritt in ein römisches Kloster abholte, in Prag, da war Pius IX. ein wahrer Held geworden. Als Cardinal Rauscher die theologische Facultät in Wien mit der correcten Theologie versehen wollte, erhielt S. auf dessen Wunsch die Professur der Dogmatik — für die Theologie des Thomas von Aquino wurde der Dominicaner Guidi berufen —, diese gab er 1863 auf, weil er den Eid auf die Verfassung zu leisten sich weigerte. Im J. 1868 und 1869 war er Mitglied der theologisch-dogmatischen Commission für das vaticanische Concil und hat ohne Zweifel einen sehr großen Antheil an der Abfassung der Vorlagen gehabt, zumal er schon im J. 1865 offen die Ausübung der Unfehlbarkeit durch Pius IX. verkündete. Seit 1870 lebte er in Frankreich als Professor der Theologie im Ordenshause zu Poitiers. Die Bedeutung Schrader's liegt nicht in seinen Schriften, welche zum Theil unbedeutend sind und, was für die mit Passaglia bearbeiteten gilt, nichts als Fleiß verrathen, zum Theil keinen tieferen wissenschaftlichen Werth haben, sondern in dem Wirken des Mannes in Wien und für das vaticanische Concil. S. war der leidenschaftlichste Verfechter des Jesuitenordens, des päpstlichen Absolutismus und der Herrschaft der „Kirche" über den Staat und über alle Lebensverhältnisse, der gedacht werden kann. Er hatte sich in die Scholastik in einer Weise eingelebt, daß er jeder anderen Auffassungsweise unfähig war. Ohne Geist, aber mit großem positivem Wissen in seiner Richtung ausgestattet hing er mit unbedingter Ueberzeugung an dieser. Infolge seiner scholastischen Durchbildung wußte er für Personen, welche keine tiefe selbständige Kenntniß der Geschichte besaßen, die Richtigkeit seiner Lehre mit einer Sicherheit vorzutragen, welche vielleicht auch die Sophismen unbewußt als wirkliche Beweise ansah. Er theilte mir im Mai 1866 mit, daß ein allgemeines Concil zum Zwecke der Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbarkeit einberufen werden sollte. Meine Vorstellungen versetzten ihn in einen Zustand der Aufregung, der sich nicht beschreiben läßt; er hat Recht behalten. Sein Wirken in Wien war einschneidend. Das Jesuitencolleg, welchem die Universitätskirche übergeben war, bildete den Sammelpunkt für die ultramontane Aristokratie. S. ganz besonders übte einen großen Einfluß, ihm sind auch verschiedene Conversionen, die Aufsehen machten, zuzuschreiben; er hat die scholastische Theologie zum Siege an der Wiener Facultät geführt und wesentlich beigetragen, daß der jüngere Clerus zum großen Theile in die Bahnen des Ultramontanismus einlenkte. Durch die Verbindungen der Wiener Jesuiten am Hofe und im Ministerium (Graf Buol, Bach, Graf Leo Thun, v. Meysenbug, v. Biegeleben, Helfert u. s. w.) und den Einfluß des Cardinals Rauscher wurden die Jesuiten allgewaltig, ihre Pensionate in Kalksburg und Feldkirch haben einen großen Theil des österreichischen und deutschen Adels erobert. — Schriften: „De triplici ordine naturali, praeternaturali et supernaturali". Wien 1864; „Theses theologicae quas in Vindob. Acad. synopsis instar auditoribus tradidit". 7 Serien. Freib. 1862—1869; „De unitate Romana, Lib. I. διδακτικός." Freib. 1862; L. II. πραγματικός. Wien 1866; „Der Papst und die modernen Ideen". Wien 1864—1867, 5 H. Diese geben eine Uebersetzung des Syllabus, worin in Anmerkungen die positiven vom Syllabus gewollten Gegensätze gegeben werden, mithin sind sie für die Auffassung des maßgebenden Kreises sehr werthvoll; „Pius IX. als Papst und als König", 3 Hefte. Mit Passaglia zusammen: „De ecclesia Christi". Regensburg 1856. 2 voll.; „De immaculata virginis conceptione". 3 voll. Rom 1857.

v. Wurzbach, Lex. XXXI, 253. — Friedrich, Gesch. d. Vatican. Concils I, 291 u. ö. (s. Index). — Mein Altkatholicismus S. 64.

v. Schulte.

Schrader: Ernst v. S., herzoglich braunschweigischer Generallieutenant, am 4. October 1781 zu Clausthal geboren und für den Beruf seines Vaters, welcher höherer Bergbeamter war, bestimmt, trat 1798 als Freiwilliger bei dem in Berlin in Garnison stehenden Husarenregiment Rudorff, früher Zieten, in den preußischen Dienst, verließ diesen, da er ihm keine Aussicht für sein Fortkommen bot, und wandte sich, durch den Berghauptmann v. Reden in Oberschlesien angestellt, von neuem seiner früheren Bestimmung zu, ward nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt, als Graf Götzen in Schlesien den Widerstand gegen die Franzosen organisirte, zum zweiten Male Soldat und bei dem jetzigen Husarenregiment Graf Götzen (2. schlesisches) Nr. 6 zum Officier befördert, verließ 1809, als Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels in Böhmen seine schwarze Schar errichtete, ohne Abschied den preußischen Dienst und trat in jene ein. Durch Entschlossenheit und Umsicht zog er bald des Herzogs Aufmerksamkeit auf sich, ward Stabsrittmeister und erhielt am 24. Juli 1809, als bei Zwickau — auf des Herzogs Frage, wer ihm bei seinem Versuche sich nach der Nordsee durchzuschlagen folgen und wer den Abschied haben wolle — sämmtliche ältere Officiere der Cavallerie die letztere Wahl trafen, das Commando des Husarenregiments, welches er behielt, als nach der glücklichen Ankunft auf englischem Boden das braunschweigische Corps in den Dienst Großbritanniens trat. Nach längerem Aufenthalte in Irland ward S. in den letzten Tagen des Jahres 1812 mit seinem Regiment nach Spanien eingeschifft und nahm hier mit hoher Auszeichnung unter Sir John Murray, demnächst unter Lord William Bentinck und zuletzt unter Generallieutenant Clinton, an den Kämpfen im südöstlichen Spanien gegen die von Suchet befehligten Franzosen theil. Nach dem Reitergefechte bei Villafranca de Penades (13. September 1813) dankte ihm der Oberbefehlshaber durch die Generalordre „noch besonders für das Firme und Entschlossene seines Benehmens“. Daß er mit den dort bewährten Eigenschaften die nöthige Vorsicht zu verbinden wußte, erkannte der Bericht seines Brigadecommandeurs Lord Frederick Bentinck über das Gefecht von Villa Bella (15. August 1813) an, in welchem es heißt: „Oberstlieutenant S., zu allen Zeiten eifrig, war bei dieser Gelegenheit besonders nützlich, die zu große Hitze seiner Leute bei der Verfolgung zu hemmen“. Als der Krieg im Frühjahr 1814 beendet war, führte S. sein Regiment zuerst nach Sicilien, im Sommer 1815 nach Genua und ein Jahr später in die Heimath zurück. Hier wurde dasselbe aufgelöst und erst 1825 wieder errichtet. Ein Theil der Officiere erhielt ein Wartegeld, neben welchem sie ihren englischen Halbsold bezogen. Unter diesen war S., welcher 1818 zum Oberst befördert ward und 1822 als Mitglied der Militär-Administrations-Commission von neuem Verwendung im braunschweigischen Dienste fand. Herzog Karl, welcher am 30. October 1823 die Regierung übernommen hatte, verlieh ihm am 23. April 1826 den Adel, ernannte ihn zum Vicepräsidenten des Kriegscollegiums, sowie zum Chef en second des Generalstabes, und 1827 zum Commandeur eines Infanterieregiments. Der Nachfolger desselben, Herzog Wilhelm, ernannte ihn bald nach seiner Thronbesteigung zum Vicecommandanten, 1835 zum Commandanten der Stadt Braunschweig und 1839 zum Generallieutenant. S. starb, im Januar 1847 in den Ruhestand getreten, am 18. März 1848 zu Braunschweig.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 26. Jahrgang, II. Theil, Weimar 1850. — C. Graf zur Lippe, Husarenbuch, S. 596, Berl. 1863.

B. Poten.

Schrader: Heinrich Eduard Siegfried v. S., Jurist, ist geboren am 31. März 1779 zu Hildesheim, wo sein Vater Secretär des lutherischen Consistoriums war. Er verlor denselben schon früh, wurde jedoch von seiner Mutter Dorothea geb. Raue trefflich erzogen. Nachdem er das Gymnasium in Hildesheim absolvirt hatte, bezog er 1798 die Universität Helmstedt, um Theologie zu studiren, und dabei seiner Lieblingswissenschaft, der Mathematik, obzuliegen. Mit dem Entschluß, sich letzterer ganz zu widmen, ging er 1800 nach Halle, ließ sich dann jedoch für die Rechtswissenschaft gewinnen und begab sich deshalb 1801 nach Göttingen in die Schule Hugo's. Dieser brachte er um so größere Empfänglichkeit entgegen, als er auf Gymnasium und Universität neben allen übrigen auch eifrig philologische Dinge getrieben hatte. Von Hugo mit Liebe und Eifer für sein neues Fach erfüllt, löste er 1802 und 1803 zwei akademische Preisaufgaben, promovirte am 20. Juli 1803 zu Göttingen und habilitirte sich dortselbst als Privatdocent am 21. August noch desselben Jahres. Als außerordentlicher Professor wurde er 1804 nach Helmstedt berufen, heirathete 1805 die Tochter des Hannoveraner Gymnasialdirectors J. H. Köppen, ward 1808 vom Könige von Westfalen zum ordentlichen Professor ernannt und 1809 bei der Auflösung der Universität Helmstedt nach Marburg überwiesen. Einem Rufe aus Tübingen folgte er 1810 und ist sodann dieser Universität auf Lebenszeit treu geblieben, während er noch nebenbei 1813—17 das Amt eines Obertribunalrathes bekleidet hat. Mutter und Ehefrau wurden ihm 1837 binnen dreien Tagen, Schlag auf Schlag, durch den Tod entrissen, während er Kinder nie besessen hat. Als er im J. 1853 in voller körperlicher und geistiger Frische seinen 75jährigen Geburtstag feierte, erhielt er das Komthurkreuz des Ordens der württembergischen Krone. Erst in den letzten Jahren seines langen Lebens trat merkliche Abnahme seiner Kräfte ein, schließlich in solchem Maaße, daß der am 16. August 1860 erfolgte sanfte Tod als Erlösung bezeichnet wurde. — S. hat eine hervorragende Bedeutung als Lehrer deshalb, weil er der erste und, lange Zeit hindurch, der einzige Vertreter der historischen Rechtsschule in Tübingen war, dort den Samen der neuen Methode mit glücklicher Hand ausstreute und so der Meister einer großen Schaar heranwachsender und -strebender juristischer Kräfte wurde; Männer wie K. G. v. Wächter und R. v. Mohl gehören zu seinen Schülern. — Weniger erfolgreich war die juristisch-philologische litterarische Thätigkeit, welcher S. seit 1819 fast sein ganzes Leben gewidmet hat. Bis dahin hatte er mancherlei dogmatische und rechtshistorische Aufsätze geschrieben, auch die Mathematik so sehr weiter gepflegt, daß er 1814 in einem mathematischen Preiswettstreit der Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen gegen 12 Concurrenten den Preis erhielt. Aber bereits in seinen 1808 erschienenen Abhandlungen aus dem Civilrecht findet sich eine „Ueber eine neue Handausgabe des Justinianischen Gesetzbuches"; 1818 verband er sich mit dem Philologen G. J. Tafel und dem juristischen Privatdocenten Clossius zu der Bewältigung der in jenem Artikel zuerst kurz angedeuteten, nun wesentlich erweiterten Aufgabe; 1819 gewann er dafür einen Verleger; 1823 legte er dem Publicum eine Uebersicht der Studien, des Materials u. s. f. für die Institutionen in dem „Prodromus corp. iur. civ." vor; 1832 erschienen die Institutionen, ein starker Quartband, „ein Muster deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit"; 1837 zum Jubiläum Hugo's trat eine kleine Probe aus dem Pandektentitel „De origine iuris" ans Licht; wenige Wochen vor seinem Tode gelangte S. bis zum Ende des 14. Titels des zweiten Buches der Pandekten; daß die inzwischen in andere Hände übergegangene Verlagsfirma, an welche er sich nunmehr mit dem Ersuchen wandte, das Fertige einstweilen zu drucken, sich dessen weigerte, war gar zu selbstverständlich, die Mitarbeiter — schon über der In-

stitutionenbearbeitung war J. C. Maier an Stelle von Clossius getreten — waren längst weggefallen; so liegen denn die Schrader'schen Papiere jetzt, eine endlose Reihe sorgsamst gearbeiteter und zusammengestellter Hefte, Notizen, Manuscriptvergleichungen u. s. f. auf der Tübinger Universitätsbibliothek, eine ebenso gewaltige und sorgfältige, wie ergebnißlose Arbeit. Fast weiß man nicht, worüber man mehr erstaunen soll, über den unentwegten Eifer, mit welchem S. an diesem Werk, dessen Unausführbarkeit ihm doch längst klar geworden sein mußte, bis zum letzten Athemzuge festhielt, oder über die völlige Unfruchtbarkeit aller dieser Bemühungen. Letztere erklärt sich theils aus des Verfassers veralteter philologischer Methode, welche alle Handschriften, ja selbst spätere Ausgaben heranzog, mit unendlichen Mühen, Kosten und Zeitverlusten verglich und zusammenstellte und so schließlich in der Masse unterging; theils daraus, daß S. nicht darauf verzichten wollte, mit der eigentlichen Quellenedition einen fortlaufenden Commentar, unter Benutzung der Romanisten aller Jahrhunderte, zu verbinden. Die, mir persönlich bekannten, Schrader'schen Papiere zu Tübingen kommen heute höchstens noch als Informationsquelle über Manuscripte, ihr Alter, ihren Aufenthaltsort, ihre Glossen u. dgl. m. in Betracht; eine kurze Notiz aus ihnen darüber zusammenzustellen wäre vielleicht verdienstlich; sie selbst werden schwerlich je zur Veröffentlichung gelangen. — Politisch ist S., obschon im allgemeinen nicht illiberal gesinnt, in den Wirren des Jahres 1848 gegen jede Ueberstürzung und radicale Maßregel aufgetreten und hat zu diesem Behufe in zahlreichen Volksversammlungen seine Person einzusetzen sich nicht gescheut, trotz einer gewissen natürlichen Befangenheit und Gemüthsweichheit; persönlich wird er als ein weiblicher Lebensleitung gern unterstehender Charakter, als ein in der späteren Lebenszeit äußerst religiös gesinnter, stets aber in ausgedehntestem Maaße wohlthätiger und pflichttreuer Mann geschildert.

Nekrolog (gez. B . . . s, (wohl Bruns) im Schwäbischen Merkur, zweite Abtheilung, Nr. 51 vom 28. Februar 1861, S. 383—385. — Klüpfel, Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen 451.

Ernst Landsberg.

Schrader: Heinrich Adolph S., Botaniker, geboren zu Alfeld bei Hildesheim am 1. Januar 1767, † zu Göttingen am 22. October 1836. Nach genossenem Schulunterricht in Hildesheim bezog S. 1789 die Universität Göttingen, um Medicin zu studiren, wurde 1795 zum Dr. med. promovirt, erhielt 1797 den Titel eines fürstlich hildesheimischen Medicinalrathes und habilitirte sich kurz darauf als Privatdocent. 1803 erhielt er eine außerordentliche Professur in der medicinischen Facultät und zugleich das Directorat des botanischen Gartens. 1809 rückte er zum Ordinarius in seiner Facultät auf und zwei Jahre später übernahm er auch noch die Leitung des ökonomischen Gartens. Nach vierzigjähriger Lehrthätigkeit an der Georgia Augusta und mehr als dreißigjähriger Wirksamkeit als Leiter der ihm unterstellten botanischen Institute, beschloß S., bald siebzig Jahre alt, ein in treuer Pflichterfüllung nur der Wissenschaft geweihtes, stilles und zurückgezogenes Gelehrtenleben.

Schrader's wissenschaftliche Arbeiten liegen fast sämmtlich auf dem Gebiet der systematischen Botanik und sind theils Beschreibungen ganzer Florengebiete, theils kritische Auseinandersetzungen schwieriger Arten, Gattungen und Gruppen von Pflanzen. Sie tragen alle das Gepräge gewissenhaftester Forschung und umfassender Kenntnisse, blieben aber infolge des schwer zu befriedigenden Strebens ihres Verfassers nach immer größerer Vertiefung, häufig unvollendet. Als Vorläufer eines umfassend geplanten Werkes über die deutsche Flora erschien 1794 ein „Spicilegium Florae germanicae", in seinem ersten, überhaupt nur herausgekommenen Theile vier colorirte Tafeln enthaltend. Die „Flora germanica"

selbst, 1806 veröffentlicht, war ein seiner Zeit classisches Werk, durch musterhafte ausführliche Beschreibungen ausgezeichnet, brachte es aber in dem einzigen erschienenen Bande nur bis zur dritten Classe des Linné'schen Systems. Seine „Analecta ad Floram Capensem“, 1832, bringen die Cyperaceen des Gebietes und zwar im ganzen 49 Arten, von denen 21 ganz oder zum Theil auf den beigefügten vier Tafeln dargestellt und analysirt sind. Die Beschreibungen von selteneren, in den Gärten cultivirten Pflanzen bringen zwei Arbeiten: „Sertum Hannoveranum, seu plantae rariores, quae in hortis regiis Hannoverae vicinis coluntur“, ein Foliowerk mit 24 colorirten, von Joh. Christian Wendland gelieferten Tafeln, wozu S. die Beschreibungen gab und mit vier Fascikeln, 1795 bis 1798, seinen ersten Band beschloß und „Hortus Gottingensis, sive plantae novae et rariores horti regii botanici Gottingensis“, vom Jahre 1809, ebenso in Folio und mit sechzehn colorirten Tafeln. Einzelne Pflanzengattungen behandeln: „Nova genera plantarum“, I. Theil, 1797, ein Foliowerk mit sechs Tafeln und „Genera nonnulla plantarum emendata et observationibus illustrata“, 1809, mit fünf Tafeln. Auf Grund seiner Studien über die Cryptogamen gab S. als eine der ersten verkäuflichen Sammlungen 1796 und 1797 in zwei Lieferungen eine „Systematische Sammlung cryptogamischer Gewächse“ heraus, bestehend aus 174 Arten. Endlich seien noch seine auf einzelne Pflanzenarten sich beziehende Arbeiten erwähnt: „Abermalige Revision der Gattung Usnea“ in Hoffmann's Flora Deutschlands, II. Theil, 1799, eine Erwiderungsschrift auf eine in der Jenaer Litteraturzeitung desselben Jahres veröffentlichte Recension, die an einen Aufsatz Schrader's über die genannte Gattung in dem von ihm herausgegebenen Journal, Stück I, 1799, anknüpft. Ferner: „Commentatio super Veronicis spicatis Linnaei“ 1803, „De Halophytis Pallassii, respectu imprimis ad Salsolam et Suaedam habito commentatio“ 1810, „Monographia generis Verbasci“, 2 Sectionen 1813—1823, „De Asperifoliis Linnaei commentatio“ 1820, „Blumenbachia, novum e Loasearum familia genus, adjectis observationibus super nonnullis aliis rarioribus aut minus cognitis plantis“ 1827. Das Werthvollste aus Schrader's litterarischem Nachlasse ist im zwölften Bande der Zeitschrift Linnaea, 1838, unter dem Titel: „Reliquiae Schraderianae“ veröffentlicht worden. Es sind unvollendet gebliebene Monographieen über Berberideen, über Philadelphus, Cucurbitaceen und Gräser. Nicht minder verdient wie durch seine litterarische Thätigkeit machte sich S. durch die Herausgabe einer botanischen Zeitung, der freilich ein längeres Leben auch nicht beschieden war. Unter dem Titel „Journal für die Botanik“ erschienen von 1799—1803 fünf Bände und nach dreijähriger Pause eine Fortsetzung des Unternehmens: „Neues Journal für die Botanik“, das mit dem vierten Bande 1810 sein Ende erreichte. Inhaltlich brachte das Journal Originalabhandlungen aus dem ganzen botanischen Gebiet, Auszüge aus fremdländischen Werken, Litteraturangaben und Correspondenzen und kann seiner Anlage nach als Vorläufer und Muster der im J. 1818 gegründeten und noch heute blühenden Zeitschrift „Flora“ gelten. Der botanische Garten zu Göttingen, welcher unter Schrader's Vorgänger Hoffmann in Verfall gerathen war, wurde durch ihn bedeutend gehoben dadurch, daß er ihn sowol räumlich erweiterte, als auch das in ihm vorhandene Pflanzenmaterial vermehrte und durch sichere Bestimmung und zweckmäßige Einrichtung der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich machte.

Nekrolog in Linnaea XII, 1838. — Pritzel, thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Schrader: Johannes S., deutscher Dramatiker. Der Titel seiner Komödie „Dominicus, oder Comoedia vom verlorenen Sohn Johannes Schraderi Pfarrherrn zu Renikersleben“, Magdeburg 1605, 8°, den wir bei Gottsched

(Nöth. Vorr. I, 157) lesen, ist das Einzige, was wir über S. wissen. Sein Stück ist leider verloren. Aus dem Titel läßt sich nichts erschließen. Der Name des verlorenen Sohns „Dominicus“ erscheint hier das einzige Mal. Aus dem Druckorte und dem Heimathsorte könnte man vermuthen, daß er zu den zahlreichen Vertretern des Magdeburger Schuldramas, das von 1534 und früher bis über das 16. Jahrh. hinaus blühte, Beziehungen hatte.

Vgl. Gottsched, Nöth. Vorr. I, 157. — Goedeke, Grundriß II², 374. — H. Holstein, Verl. Sohn, S. 35 f. — Spengler, Verl. Sohn, S. 84.

Fr. Spengler.

Schrader: Johann Herrmann S. war geboren am 9. Januar 1684 in der Stadt Hamburg. Sein Vater war seines Handwerks ein Schlosser, starb aber, als der Sohn erst anderthalb Jahre alt war. Dieser genoß seine Vorbildung auf dem Gymnasium und Johanneum seiner Vaterstadt und studirte dann Theologie auf der Universität Rostock. Er wohnte dort in dem Hause des Superintendenten Dr. Grünberg. Nach vollendeten Studien war er 1709 Hauslehrer bei dem Geheimrath Joh. Georg v. Holstein in Kopenhagen, später bei dem Dr. Lütkens daselbst, bis er 1713 Hofmeister der Kronprinzessin Charlotte Amalia, Tochter König Friedrich IV. ward. In dieser Stellung am dänischen Königshofe verblieb er bis 1722, da er unmittelbar zum Hauptpastor in Oldesloe in Holstein ernannt ward. Hier nun begann er seine pastorale Wirksamkeit. 1728 ward er Propst und Hauptpastor in der Stadt Tondern. Sein früherer Principal der Geheimrath v. Holstein war hier inzwischen Amtmann geworden und ward nun also sein Mitvisitator. Amtmann und Propst bildeten damals das Kirchenvisitatorium für den Propsteidistrict. S. hat hier eine große amtliche Thätigkeit entwickelt. Er veranlaßte es, daß für die Stadt ein dritter Prediger angestellt ward, daß durch freiwillige Beiträge in der eingepfarrten Landgemeinde eine Capelle, das Bethaus in Emmerschede, hergerichtet wurde, daß das bedeutende Struck'sche Legat, das verborgen gehalten war, in Kraft trat und dann ein Waisenhaus in der Stadt erbaut ward. Er huldigte dem damals weit herrschenden Pietismus und hat in dieser Richtung gewirkt. In der Schrift Erich Pontoppidan's Menoza, neue Auflage, Berlin 1859, S. 647 heißt es: ich vernahm, daß in Tondern eine große Zahl solcher Leute, denen es mit ihrem Christenthum wahrer Ernst sei, sich fänden, daß sie daselbst einen besonders heiligen Propst hätten, von dessen Eifer man allenthalben viel zu sagen wußte. — Ich hörte diesen predigen und zwar so gründlich und nachdrücklich, daß ich nicht gar viele seines Gleichen gehört habe.“ Es wird dann ein Conventikel beschrieben, den der Propst in seinem Hause höchst erbaulich abgehalten habe. S. war auch ein sehr actives Mitglied der damals in Rendsburg abgehaltenen Synoden. Im Auftrage dieser Synode hat er die vortreffliche „Ansprache an die Lehrer der Herzogthümer Schleswig und Holstein“ (Altona 1737) verfaßt, die wieder mit Einleitung neu herausgegeben ist von Propst Callisen (Schleswig 1837) und von Pastor F. Petersen 1855 und immer noch Beachtung verdient. Ueber Schrader's synodale Wirksamkeit ist zu vergleichen Burchardi, Ueber Synoden. Oldenburg 1837. — Er ist auch sonst mehrfach litterarisch thätig gewesen. Von ihm ist erschienen „Die Richtigkeit der Lehre vom Verdienst der guten Werke“, Kopenh. 1721; „Kurze, deutliche und erbauliche Nachricht vom Inhalt der Heil. Schrift“, 1725; „Von der Herrlichkeit Gottes und der Ordnung des Heils“, 1735 und 1736; „Von hohen geistlichen Anfechtungen“, 1736; „Die Beschaffenheit eines wahren Christen im Leben und Sterben“, 1736; „Evang. Herzenswecker“, 1736; ferner: „Die Gnade und Wahrheit, die durch Jesum Christum worden ist. Predigten an Sonn- und Festtagen vorgetragen“, 1736, 2 starke Bände in 4°.

Er verfaßte auch ein eigenes Tondernsches Gesangbuch, Tondern 1731, cum censura et approbatione superiorum. Dasselbe enthält 1160 Gesänge, ist hier und anderweitig in Gebrauch gewesen und bildet die wesentliche Grundlage zu dem bald darnach erschienenen Allgemeinen Gesangbuch für Schleswig-Holstein, indem S. von der Rendsburger Synode 1737 beauftragt war, dazu den Entwurf abzufassen. S. war auch selbst geistlicher Liederdichter. In seinem Tondernschen Gesangbuch finden sich 23 von ihm selbst verfaßte Gesänge, in dem allgemeinen sind 18 derselben beibehalten und mehrere derselben finden sich noch fast in allen neueren Gesangbüchern, z. B. Der Glaub ist eine Zuversicht ꝛc. — Gott, der du bist das höchste Gut ꝛc. — Erhebe dich, mein Herze ꝛc. — Mein Gott, wie soll ich deine Treu ꝛc — Sende, Vater, deinen Geist ꝛc. — Wie unerforschlich sind ꝛc. — u. s. w. 1735 war S. zum wirklichen Consistorialrath und Mitglied des Oberconsistoriums auf Gottorff ernannt. Er starb erst 53 Jahre alt am 21. October 1737.

Worms, Lexikon over danske lärde Mänd, II, 352, Kbh. 1773. — Jöcher, Gelehrtenlex. IV, 341. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes, 3. Aufl., V, 551. — Fischer, Kirchenliederlexikon II, s. v. — S.-H. Kirchen- u. Schulblatt 1882, Nr. 21. — Carstens in Zeitschrift f. S.-H.-L. Geschichte XVII, 322, Kiel 1887.

Carstens.

Schrader: Johannes S., hervorragender niederländischer Philologe des 18. Jahrhunderts, wurde in Tonnawerth in Friesland 1721 (Saxius) oder 1722 geboren. Ueber seine Jugend ist wenig bekannt; er studirte in Franeker, wo ihn der jüngere Burmann besonders anregte, wurde 1744 daselbst Lector und 1748 Professor der Beredtsamkeit und Geschichte. In diesem Amte starb er am 26. November 1783. — S. war einer der bedeutendsten Latinisten seiner Zeit; sein „Observationum liber“ (1761) und sein „Liber emendationum“ (1776) und namentlich auch die „Epistola critica“ im zweiten Theile der Burmann'schen Anthologia latina (1773) „zeigen eine des N. Heinsius nicht unwürdige Leichtigkeit der Conjecturalkritik in den römischen Dichtern, zugleich aber mehr Methode und Maß, als dieser“ (Müller). Auch durch Kenntniß der lateinischen Metrik überragte S. seine Zeitgenossen, wie er denn auch mit formvollendeten lateinischen Gedichten (Epicedia, Carmina panegyrica, natalicia u. dgl.) mehrfach hervortrat. — Seine griechischen Studien hatte er noch unter Hemsterhuys, der bis 1740 in Franeker lehrte, dann unter Valckenaer gemacht; aus der unmittelbaren Anregung des ersteren entsprang Schrader's Jugendarbeit, die bereits im J. 1742 erschienene Ausgabe des Musaeus mit einem liber animadversionum. — Als Lehrer hat S. trotz der in der Lage Franeker's und der Beschränktheit der dortigen Verhältnisse liegenden Hemmungen eine hervorragende Wirksamkeit entfaltet und zahlreiche Schüler von Bedeutung gebildet.

D. Wyttenbach, de obitu Schraderi in Opuscula I, 182 f. — Luc. Müller, Gesch. d. Phil. in d. Niederl., S. 99 f. — Everwin Waſſenbergh, Laudatio funebris 1784. — Saxii Onomasticon VII, 52 f. u. 271, wo sich auch ein vollständiges Schriftenverzeichniß findet.

R. Hoche.

Schrader: Johann Heinrich Ludolf S., reformirter Geistlicher, geboren am 12. Juli 1800 zu Gifhorn a. d. Aller (Hannover), † am 11. Januar 1875 zu Frankfurt a. M. Sein Vater, der Rector einer städtischen Knabenschule war, ertheilte ihm den ersten Unterricht, später besuchte er das Gymnasium zu Blankenburg i. H. Von Ostern 1818 bis Herbst 1820 studirte er zu Göttingen, wo er besonders den beiden Planck viel Anregung verdankte. Nachdem er sein erstes Examen zu Hannover bestanden hatte, war er 1820—23 in seiner Vaterstadt

als Lehrer thätig und nahm dann eine Stellung als Hauslehrer in Frankfurt an, wo er auch im Predigen sich übte. Im Sommer 1825 machte er sein zweites Examen und wurde 1828 zu Göttingen ordinirt. In demselben Jahre wurde er zweiter Prediger und Gefängnißgeistlicher zu Moringen bei Göttingen, wo er 1830 nach dem Tode von Pfarrer Spieß einen Ruf an die deutsche reformirte Gemeinde in Frankfurt erhielt, zu der er schon früher in Beziehungen getreten war. Obwohl von Haus aus der lutherischen Kirche angehörig, trug er doch kein Bedenken, das angetragene Amt anzunehmen, da er auf dem Standpunkt der Union stand. Nach der Emeritirung seines Amtsbruders Zimmer wurde er 1852 Consistorialrath. Außerdem war er von 1849—1866 Garnisonpfarrer für die in Frankfurt liegenden preußischen Truppentheile. Um den Gustav-Adolf-Verein hat er als Mitgründer und langjähriges Mitglied des Centralvorstandes sich verdient gemacht, auch die Bestrebungen der inneren Mission in Frankfurt fanden an ihm einen willigen Förderer. Im J. 1845 erschien von Schrader eine Sammlung Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres: „Zeugnisse aus dem Worte Gottes für das Leben", Frankfurt, Sauerländer, 2 Bände, die in schlichter, herzandringender Sprache abgefaßt sind und in denen eine vermittelnde Richtung, entsprechend seinem irenischen Wesen, sich überall kundgibt. In mehreren Sammelwerken und Zeitschriften begegnet uns seine Name, außerdem sind viele Einzelpredigten von ihm veröffentlicht worden, besonders auf Anlaß von Zeitereignissen, bei denen er den rechten Ton zu treffen wußte (bei der Trauerfeier von Franz I. 1835, beim Brand von Hamburg 1842, bei der deutschkatholischen Bewegung 1845 u. s. f.). Am Grabe des von seiner Gemeinde hochgeschätzten Mannes sprach Herr Consistorialrath Ehlers, dessen Rede ein hier benutzter Nekrolog beigefügt ist.

H. Dechent.

Schrader: Ludolf S., Rechtsgelehrter, im J. 1531 in Braunschweig geboren, gehörte einer dortigen emporstrebenden Bürgerfamilie an, die im 15. Jahrhundert zuerst in den Rathsregistern erscheint und in der Folge zu großem Ansehen gelangte. Wahrscheinlich hat er bereits im September 1545 die Universität Wittenberg bezogen, wo sein Name in dieser Zeit in der Matrikel begegnet. Vollendet hat er seine Studien in Bologna, wo er mit seinem Bruder Autor 1553 in das Album der Universität eingetragen wurde. Er erwarb daselbst auch den Doctorgrad und hielt privatim juristische Vorlesungen. Nach Deutschland zurückgekehrt, hielt er sich kurze Zeit in seiner Vaterstadt Braunschweig auf und ging dann 1555 nach Wittenberg, wo er drei Jahre lang Civil- und Kirchenrecht lehrte. Von Kurfürst Joachim II. von Brandenburg als ordentlicher Professor nach Frankfurt a. O. berufen, kam er gegen Schluß des Wintersemesters 1558 auf 59 hier an. Noch in demselben Jahre (Winter 59/60) wurde ihm die Würde eines Rectors übertragen, die er später noch zweimal (die Winter 1568/69 und 1579/80) versehen hat. Neben der akademischen Wirksamkeit entfaltete er eine sehr ausgebreitete Thätigkeit als Rechtsconsulent. Den verschiedensten Herren diente er hier mit seinem Rathe: den Kaisern Maximilian II. und Rudolf II., den Kurfürsten Joachim II. und Joh. Georg von Brandenburg, dem Erzbischof Joachim Friedrich von Magdeburg, den Markgrafen Georg Friedrich, Administrator von Preußen, und Johann sowie des letzteren Wittwe Katharine, den Herzögen Wilhelm d. J. zu Br. und Lün. und Joh. Albert von Mecklenburg, dazu vielen Adligen und Städten, so daß man ihn in der Sprache der Zeit als ‚Juris Asylon' bezeichnete. Seine Geschäftsführung als kaiserlicher Rath erregte den Argwohn seines Landesherrn, der sich durch sie benachtheiligt glaubte. Ostern 1584 wurde S. plötzlich festgenommen und nach Berlin ge-

bracht, wo er einige Zeit gefangen saß. Seine Lehrthätigkeit in Frankfurt scheint er, obwohl dies behauptet wird, nicht wieder aufgenommen zu haben. Denn schon am 6. Juli 1585 sehen wir ihn in Braunschweig, wohin er sich zurückgezogen hatte, sein Testament übergeben, dessen Inhalt dafür spricht, daß er sich damals bereits völlig dort wieder eingelebt hat. Seine wissenschaftliche Thätigkeit, wie die Ertheilung von Rechtsgutachten, setzte er in Braunschweig mit Eifer fort; noch wenige Tage vor seinem Tode, der am 8. Juli 1589 erfolgte, wurde er von dem Markgrafen Georg Friedrich in Ansbach um Rath angegangen. Seinen Anordnungen gemäß wurde ihm in der Katharinenkirche zu Braunschweig ein stattliches Grabdenkmal errichtet; ein noch schöneres Gedächtniß hat er sich aber durch zwei noch heute in Segen bestehende Familienstiftungen geschaffen, von denen die eine zu Stipendien für Studenten, die andere zur Ausstattung unbemittelter Jungfrauen und Wittwen bestimmt sind. Da er selbst in unfruchtbarer und keineswegs glücklicher Ehe lebte und mit seinen Brüdern Heinrich und Dr. Autor S. zerfallen war, so schloß er letztere und deren Nachkommen von der Erbschaft und der Theilnahme an jenen Stiftungen ausdrücklich aus und wandte beides insbesondere der Nachkommenschaft seines Bruders Konrad und seiner Schwestern Friederike und Ilse zu. Seine reiche Bibliothek erbte Dr. jur. Joh. Brandis aus Hildesheim, der Gemahl einer Tochter seines Bruders Konrad, welcher aus der großen Menge der von S. hinterlassenen Ausarbeitungen u. a. zwei Bände Consilia (Leipzig 1607—9) herausgab. Die sonstigen Schriften Schrader's, der seiner Zeit als Jurist hochgefeiert wurde, und dessen lehensrechtlichen Schriften auch später noch in hoher Achtung standen (vgl. Stolle's Hist. d. jur. Gelahrtheit S. 285), sind bei Jöcher IV, Sp. 345 u. a. a. O. verzeichnet.

Vgl. Becmanni Notitia universitatis Francofurtanae p. 194 f. — Rehtmeyer, Braunschw. Kirchen-Historie IV, S. 51—55. — Abschrift des Testaments durch Herrn Oberregierungsrath v. Kalm in Braunschweig.

P. Zimmermann.

Schrader: Ludwig Albrecht Gottfried S., Jurist, ist geboren zu Salzwedel am 9. August 1751, war zuerst Advocat zu Elmshorn, seit 1779 Regierungs- und Obergerichts-Advocat zu Pinneberg, wurde 1789 zum ordentlichen Professor der Rechte in Kiel, sowie 1805 zum königl. dänischen Etatsrath ernannt und ist gestorben am 17. Januar 1815. Er war Secretär der fortwährenden Deputation der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, auch ein in vielen Privatangelegenheiten thätiger Geschäftsmann. Seine schriftstellerische Thätigkeit verbreitete sich über die verschiedensten Gebiete, Grundgesetze der Natur in der Geburt, dem Leben und dem Tode des Menschen, Chemie, Oldesloer Salze, Armen-, Dienstboten- und Versicherungswesen; alle diese und manche ähnliche Stoffe hat er in Zeitungsartikeln oder, im Sinne jener Zeit, populären d. h. nicht fachwissenschaftlichen Aufsätzen behandelt, namentlich aber auf diesem Wege für die Aufhebung der Leibeigenschaft in Schleswig-Holstein gewirkt. Ebenso war er in mehreren Provinzen seines berufsmäßigen Reiches, der Jurisprudenz, thätig: seine Abhandlung über das Sachenrecht in dem Entwurfe eines allgemeinen Gesetzbuches für die preußischen Staaten soll in Berlin zweimal den Preis erhalten haben, er lieferte synoptische Darstellungen als Hülfsmittel des römisch-rechtlichen Unterrichts; von 1807—1814 waren er und A. Wilh. Cramer (vgl. A. D. B. IV, 546) die einzigen ordentlichen Professoren an der Kieler Juristenfacultät, so daß an seine Lehrthätigkeit die weitestgehenden Ansprüche gestellt wurden. Bei alledem jedoch liegt seine Hauptthätigkeit wie sein Hauptverdienst auf dem Felde des Rechts der engeren Heimath, mit dessen Lehre er auch ausdrücklich betraut war. Obgleich ein besonderer Lehrstuhl für schleswig-holsteinisches Recht schon

bald nach der Stiftung (1665) in Kiel errichtet worden war, so rührt doch die erste wissenschaftlich-systematisch zusammenfassende Darstellung dieses Stoffes erst von Schrader her, in dessen genannten Werken, dem größeren Handbuche (Bd. V nach des Verfassers Tode herausgegeben von seinem Sohne August Ferdinand S.) und dem zweibändigen Lehrbuche, eine concentrirte und geordnete Sammlung der merkwürdigsten Rechtssätze aus den Verordnungen, Placaten, Rescripten und Landesgewohnheiten in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, der Herrschaft Pinneberg und Grafschaft Rantzau nebst geschichtlicher Einleitung geboten ist: eine wegen Klarheit der Darstellung, Sicherheit des Wissens, vernünftiger Auffassung und Berücksichtigung des allgemeinen deutsch-rechtlichen Zusammenhanges höchst anerkennenswerthe Leistung, wennschon sie durch das spätere Falck'sche Handbuch weit überholt worden ist (vgl. A. D. B. VI, 539 f. und namentlich 542). — Außerdem sind eine Reihe einzelner Abhandlungen Schrader's über das schleswig-holsteinische Recht gesammelt zu Kiel 1799 und 1800 erschienen; das Lehrbuch gehört den Jahren 1800—1806, das Handbuch den Jahren 1784—1819 an.

Staatsbürgerliches Magazin VI (1826), Heft 1, S. 86. — Kordes, Lexikon der jetzt lebenden schleswig-holsteinischen und eutinischen Schriftsteller, S. 302 fg. — Lübker u. Schröder, Fortsetzung dieses Lexikons 1796—1828, Bd. II, S. 532 fg. — Falck, Handbuch des schleswig-holsteinischen Privatrechts, in der Vorrede. — Ratjen, Geschichte der Universität Kiel, S. XIV, XVIII und 162. Ernst Landsberg.

Schrader: Heinrich Bernhard S. (v. Schliestedt) wurde am 3. October 1706 in Braunschweig geboren und stammte von väterlicher und mütterlicher Seite aus alten angesehenen und begüterten Bürgerfamilien dieser Stadt. Sein Vater, Paul S., Bürgermeister daselbst († am 20. Novbr. 1729), hatte Katharine Margarethe, eine geb. v. Kalm († am 4. März 1746) geheirathet, und Heinrich Bernhard S. war der älteste Sohn dieser Ehe. Nachdem er die Schulen seiner Vaterstadt besucht hatte, widmete er sich der Rechtswissenschaft. Doch wissen wir nicht, wo dies geschah; in Helmstedt ist er jedenfalls nicht immatriculirt worden. Im J. 1729 unternahm er eine größere Reise durch Holland und England. Als dann für den späteren Herzog Karl I. als muthmaßlichen Thronfolger vor seiner Vermählung mit der preußischen Prinzessin Philippine Charlotte ein Hofstaat in Wolfenbüttel eingerichtet wurde, erhielt S. bei ihm unterm 28. April 1733 die Stellung eines Secretärs; unterm 3. Mai 1735 bekam er den Titel eines Raths. So gewann er schon früh zu dem etwa sieben Jahre jüngeren Fürsten, der, wie er selbst, für alle Erscheinungen der Wissenschaft und Kunst, wie für alle Erfindungen und Unternehmungen auf industriellem und volkswirthschaftlichem Gebiete einen sehr empfänglichen Sinn besaß, sehr nahe und vertraute Beziehungen, die ein langes Leben hindurch ununterbrochen bei ihnen Bestand hatten. Wenige Monate nachdem Herzog Karl zur Regierung gekommen war, ernannte er S. zum Hofrath (31. October 1735) und ließ ihn als Mitglied in die Justizkanzlei zu Wolfenbüttel einführen. Aber neben dieser richterlichen Thätigkeit blieb S. der Berather des Herzogs vorzüglich bei den zahlreichen industriellen Unternehmungen, die er ins Leben zu rufen suchte; auch bei der Gründung des Collegium Carolinum war seine Fürsprache nicht ohne Einfluß. Unterm 11. Februar 1741 erhielt er das Decanat und ein Kanonikat im Stifte St. Cyriaci. Schon vorher war er durch kaiserliches Diplom vom 21. Mai 1736 als v. S. in den Reichsadelstand erhoben worden, eine Standeserhöhung, die in Braunschweig zwar nicht veröffentlicht, aber auch officiell voll anerkannt wurde. Später nahm er nach seinem Rittergute Schliestedt, das er mit lehensherrlicher Zustimmung 1747 von den v. d. Streithorst gekauft hatte, den Namen der 1613 ausge-

storbenen Familie v. Schliestedt an, der dann ebenfalls allgemeine Geltung fand. Im März 1749 kaufte S. auch das Gut Küblingen, und ebenso muß er in dieser Zeit auch Haus Neindorf im Fürstenthume Halberstadt von dem Geheimrathe v. Cramm, der damit 1746 belehnt worden war, erworben haben. Denn 1751 erscheint er schon im Besitze desselben; auch führte er seitdem den Titel eines Erbschenken des Herzogthums Braunschweig, da dieses Amt mit den Neindorf'schen Lehen seit alter Zeit verbunden gewesen war. Wohl im J. 1750 wird S. seinen Wohnsitz von Wolfenbüttel nach Braunschweig verlegt haben. Am 16. Februar 1754 wurde er zum Staatsminister und wirklichen Geheimrath ernannt; daneben wurde ihm dann später, am 26. Juli 1770, das Präsidium der Kammer und etwa um dieselbe Zeit das des Kriegscollegiums und des Klosterraths übertragen. Auch auswärts fand er Anerkennung; der König von Dänemark, der ihn schon früher zum wirklichen Conferenzrathe ernannt hatte, verlieh ihm im Juni 1754 den Danebrogsorden. Ein paar Jahrzehnte hindurch war S. nun die eigentliche Seele der Staatsverwaltung, „der einzige Mann in Braunschweig, durch den", wie Lessing sagt, „Alles und Jedes, was geschehen sollte, geschah". Er war ohne Zweifel ein Mann von bedeutenden Anlagen, von scharfem Verstande, vielseitiger Bildung, festem Charakter, von einem alles Neue schnell erfassenden Geiste, dabei vom besten Willen beseelt, geschäftsgewandt und unermüdet thätig. Aber die kühl berechnende Ueberlegung konnte bei ihm den lebhaften Drang zu stets neuen Entwürfen nicht zügeln. Nur zu entgegenkommend war er für alle Vorschläge, die ihm volkswirthschaftliche Vortheile in Aussicht stellten; er ist hier auch manchem Betruge nicht entgangen. Da nun sein Herr, der Herzog Karl, diese Neigungen und Schwächen in vollem Maße mit ihm theilte, so konnte es nicht ausbleiben, daß man mit vollen Segeln in das Staatsindustriewesen hineinsteuerte, das damals wohl kaum anderwärts solche Förderung erfuhr wie in Braunschweig. Ein Fehler war, daß man zu vieles auf einmal unternahm, daß ein Project das andere überstürzte, daß man im Eifer des Schaffens oft nicht genug erwog, ob auch die natürlichen Grundlagen und Lebensbedingungen für das neue Unternehmen vorhanden waren, daß man in fieberhafter Hast stets hoffte, mißlungene Anlagen durch einen neuen glücklichen Wurf wett zu machen, daß man durch alles dieses sich aber zu Ausgaben hinreißen ließ, die zu den wirklichen Mitteln des Landes in keinem Verhältnisse standen. Wohl möglich, daß S. in einem großen Staate mit reichen Hülfskräften Großartiges hätte leisten können: wie die Verhältnisse in Braunschweig lagen, haben seine Bestrebungen die arge finanzielle Bedrängniß des Landes nicht unwesentlich befördert. Doch haben sie dieselben keineswegs allein verursacht: die reiche Hofhaltung, die Versorgung mehrerer herzoglicher Wittwen und zahlreicher Prinzen, und vor allem die politischen Verhältnisse der Zeit, der siebenjährige Krieg mit seinen Folgen trugen die Hauptschuld daran. Auch darf man nicht verkennen, daß damals verschiedene segensreiche Einrichtungen und neue Erwerbszweige ins Leben gerufen wurden, die sich als von bleibendem Werthe erwiesen, daß mancher Plan glücklich entworfen war, aber wegen der ungünstigen Zeitverhältnisse nicht zur Durchführung gelangen konnte. So hat sich z. B. die Fürstenberger Porzellanfabrik in jener Zeit einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des deutschen Kunstgewerbes errungen. Ueberhaupt erfuhren Kunst und Wissenschaft eine reiche verständnißvolle Pflege; ebenso wurde dem gesammten Schulwesen eine Fürsorge gewidmet, wie es sie sonst kaum anderwärts erfuhr. Einer in Braunschweig besorgten Neuausgabe der Bibel, die 1769 erschien, wandte S. persönlich eine solche Theilnahme zu, daß man sie nach ihm die „Excellenzenbibel" nannte. Aber als die Noth hereinbrach, der Staatsbankrott drohte, da übersah man die Vorzüge seiner Staatsverwaltung ebenso völlig, wie die tieferen Ursachen der finanziellen Noth und machte für

diese ganz allein S. verantwortlich. Daß, wenn irgend ein Staatsbeamter, er auf die Regierungshandlungen den maßgebenden Einfluß ausgeübt hat, ist gewiß. Denn er besaß das Ohr des Fürsten, suchte eifersüchtig fremde Einflüsse von ihm fern zu halten und verstand auch, auf seine Schwächen geschickt einzugehen. Nicht frei von Herrschsucht behielt er die Regierungsgeschäfte, so viel er konnte, stets in seiner Hand und suchte seine Anhänger nach Möglichkeit zu befördern. Es konnte nicht fehlen, daß ihm dadurch viele versteckte Gegner erwuchsen, die den bösen finanziellen Mißerfolg seiner Verwaltung nach Kräften gegen ihn auszubeuten suchten. Das geschah besonders, als am 2. Decbr. 1768 der Landtag, dessen Berufung man zur Hebung des öffentlichen Credits für nöthig hielt, zusammentrat. Neben zahlreichen unberechtigten Ausstellungen wurde hier auch manche wohlbegründete Forderung geltend gemacht, keine wohl gerechtfertigter als die, „daß die projectirten Verbesserungen der Landeswohlfart inskünftige nur nach dem wahren Vermögen der fürstlichen Cassen, nicht aber nach ungefähren Vermuthungen angefangen würden“ (Venturini IV, 569). Aber die Gewandtheit Schrader's verstand auch dieser Verstimmungen Herr zu werden. Als die Landschaft Deputirte gewählt hatte, die dann mit dem Ministerium das Weitere verhandeln sollten und fünf Vierteljahre verhandelten, da wußte S. diese durch Klugheit und Ausdauer zu einer Nachgiebigkeit zu bringen, die Niemand vorher für möglich gehalten hätte. Es wurden neue Steuern verwilligt und der nächste Zweck, eine Hebung des Credits, erreicht. Aber das Uebel war damit keineswegs aus dem Grunde geheilt. Das geschah erst später durch das thatkräftige rücksichtslose Eingreifen des Erbprinzen Karl Wilh. Ferdinand. Das Sparsamkeitssystem, das nach dem Landtage zunächst in der Staatsverwaltung Platz griff, erregte natürlich nicht minder Anstoß als die früher getadelte Verschwendung. Durch das Ausbleiben der vorher gewährten Unterstützungen stockten manche gewerbliche Unternehmungen. Dies und Anderes wirkten lähmend auf Handel und Wandel, die zumeist aber unter der allgemeinen Zeitlage litten. Auch hierfür maß man in weiten Kreisen S. die Schuld bei. Die Beschränkung der Ausgaben wurde von Einzelnen als drückende Härte empfunden, so z. B. auch von Lessing, der in einem Briefe an Eva König vom 17. September 1773 seiner Verstimmung in scharfen Worten über S., den er „den unglaublichsten Verzögrer und Trödler, der je unter der Sonne gelebt“, nennt, kräftigen Ausdruck gab. Aber man muß sich hüten, derartigen Aeußerungen augenblicklichen Mißmuths zu große Bedeutung beizulegen. Werden doch gerade von wohlunterrichteten und unvoreingenommenen Zeugen die Ordnung, Regelmäßigkeit und Schnelligkeit der Geschäftsführung, die er selbst geübt und seiner Beamtenschaft zur Pflicht gemacht habe, rühmend hervorgehoben. Aber man führte damals noch weit schwerere Anklagen gegen S.; so gab man ihm Schuld, er habe sich in seiner Stellung übermäßig bereichert, während es in Wahrheit mit seiner Casse leider ebenso schlecht bestellt war, wie mit der des Landes. Huldigte er doch denselben Bestrebungen, die er im Staatsleben zu fördern suchte, auch selbständig auf eigene Hand. Auf seinem Gute Küblingen ließ er eine Zeugfabrik und in Schliestedt, wo er gern seine Erholung suchte und das von ihm erbaute Gutshaus die bezeichnende Inschrift „Procul negotiis“ trägt, eine Seidenfabrik anlegen; auch gründete er hier 1749 einen Schulfonds, dessen Stiftungsurkunde ihn als eifrigen Anhänger der philanthropischen Bestrebungen der Zeit kennzeichnet. So kam es, daß er bei seinem Tode stark verschuldet war und seine Kinder Mühe hatten, die Erbschaft zu reguliren. Er starb am 19. Juli 1773 an einem vierzehntägigen entzündlichen Fieber und ist am 23. Juli in dem Erbbegräbniß zu Küblingen beigesetzt worden. — S. war zweimal verheirathet. Die erste Ehe, die er am 12. April 1736 mit Johanne Katharine Friederike Köhler, einer Tochter

des Drosten Christoph Daniel Köhler zu Schöningen, einging, soll Herzog Karl selbst bei Letzterem vermittelt haben. Die Frau, die von ihrem Vater († am 27. April 1739) und Bruder bedeutende Vermögen erbte, ist am 8. August 1752 gestorben. Aufs neue verheirathete sich dann S. 1754 mit Magdalene Ehrengard Louise von Campe, der zweiten Tochter des Celler Hofrichters Werner Heinrich v. Campe, Erbherrn auf Isenbüttel und Wettmershagen, die im J. 1763 gestorben ist. Die Kinder nannten sich sämmtlich nur von Schliestedt. Da zwei Söhne schon in der Jugend starben, Karl Ferdinand (getauft am 29. Mai 1743) am 5. Januar 1752 und Friedrich Wilhelm (getauft am 19. Mai 1745), der 1757 das Collegium Carolinum in Braunschweig bezog, am 28. Januar 1764, so überlebten den Vater nur drei Töchter der ersten Ehe. Von diesen war Sophie Regine Wilhelmine (geboren am 26. Februar 1751, † am 10. Januar 1801) seit 1771 mit dem aus Mecklenburg gebürtigen braunschweigischen Oberhauptmann Karl Christian Friedrich v. Bülow († am 1. Juni 1804) verheirathet; sie übernahm die Güter Schliestedt und Küblingen, die dicht vor dem Tode Schrader's noch in ein Kunkellehn umgestaltet waren. Eine ältere Tochter Charlotte Antoinette vermählte sich am 28. December 1763 mit dem hessen-casselschen Kriegs- und Domänenrathe Joh. Friedr. v. Waitz und nach dessen Tode in zweiter Ehe mit dem 1777 geadelten Oberappellationsrath Heinr. Ludw. Werkmeister in Celle († am 11./12. Januar 1791); sie starb ohne Nachkommenschaft um den Anfang des Jahres 1799. Die dritte Tochter Louise Elisabeth (getauft am 9. December 1740) verschied am 10. Juli 1797 als Domina des Klosters zur Ehre Gottes in Wolfenbüttel.

Unter den Brüdern Schrader's nahm der Klosterrath Christoph Friedrich S. (geb. Juli 1712, † am 3. October 1767), der allein den in der folgenden Generation ganz erlöschenden Mannsstamm des Geschlechts fortführte, das Adelsprädicat unter officieller Anerkennung an, während der jüngste Bruder Paul August S., der unverheirathet blieb, von demselben niemals Gebrauch machte. Er wurde wohl im J. 1726 geboren und bezog 1745 das Collegium Carolinum zu Braunschweig und am 21. November 1750 die Universität Helmstedt, wo er sich der Rechtswissenschaft widmete. Daneben betheiligte er sich hier auch an der 1749 gegründeten deutschen Gesellschaft, der er auch später seine thätige Unterstützung zuwandte. Unterm 25. März 1755 ward er als Secretär bei der Geheimen Kanzlei in Braunschweig angestellt. Neben dieser Wirksamkeit versah er die Geschäfte eines Justitiars seit dem 11. December 1756 bei dem Amte Neubrück, seit etwa Anfang 1758 bei dem Amte Riddagshausen. Unterm 17. Mai 1762 erhielt er den Titel eines Raths, 1768 den eines Hofraths. Er starb am 13. April 1780, im 54. Jahre seines Alters. Er wird als ein Mann von behendem Witze und scharfer Satire geschildert. So zeigt er sich auch in seinen Dichtungen, die zumeist komisch-satirischer Art sind. Sie finden sich aufgeführt bei Meusel, Lexikon der 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller Bd. XII, S. 425 ff. und Goedeke Bd. IV, 2. Aufl. S. 49. Am bekanntesten ist wohl sein Gedicht: „Die Ritter und Riesen, ein Rittergesang" (Braunschweig und Leipzig 1756), in dem er nach dem Vorbilde von Zachariae's Renommisten die Zustände der Helmstedter Universität behandelte.

P. Zimmermann.

Schradin: Johann S., Pfarrer und Dichter, ist um den Beginn des 16. Jahrhunderts zu Reutlingen geboren. Obgleich er Theologie studirt hatte, diente er seiner Vaterstadt zunächst 9 Jahre lang (etwa zwischen 1524 und 1533) als lateinischer Präceptor. Frühe schloß er sich der Reformation an im Einklang mit der großen Mehrheit der Bürgerschaft, welche in dem freimüthigen Prediger Matthäus Alber ihr geistiges Haupt erkannte. Während Alber im Kirchenamt erfolg-

reich waltete, pflog S. regen schriftlichen Verkehr mit fremden Theologen, sowohl mit solchen, die auf Luther's Seite standen, wie Melanchthon und Brenz (später auch mit Jakob Andreä), als mit Zwingli und mit Andern, die mehr oder minder zu den Schweizern hinneigten, wie Capito und Bucer. Wenn die letztgenannten mitunter in seinen (jetzt verlorenen) Briefen an sie maßhaltendes Urtheil und liebreiche Gesinnung vermißten, so bekommt man denselben Eindruck beim Durchlesen der Streitschrift gegen den Ulmer Konrad Sam (A. D. B. XXX, 304), in welcher S. scharf, ja derb polemisirend für Luther's Abendmahlslehre eintrat (1527). Für sich weniger zum Streit geneigt gegen die Vertreter verwandter Bekenntnisse wußte sich Alber mit S. doch eins auf dem Boden des wesentlich lutherischen Standpunkts. Er zog ihn deshalb zur Mitarbeit an der Kirchengemeinde heran als zweiten Geistlichen (Helfer) und gesellte ihn sich als Begleiter bei auf Reisen in kirchlichen Angelegenheiten. Zwar als im J. 1529 zu Marburg das bekannte Religionsgespräch gehalten wurde, ging S., der damals noch Präceptor war, allein hin und wurde zu den eigentlichen Verhandlungen nicht beigezogen; dagegen reisten beide im J. 1536 nach Wittenberg, wo unter ihrer Mitwirkung die nach dieser Stadt benannte Concordie zu Stande kam, und 1537 nach Urach zu dem sogenannten Götzentag, wo S. im Gegensatz zu dem gemäßigteren Alber und mehr im Sinne der Schweizer Theologen die durch Herzog Ulrich von Württemberg aufgeworfene Frage, ob die Bilder in den Kirchen zu belassen, verneinte. Als Karl V. mit immer größerer Feindseligkeit den Protestanten gegenübertrat, zeigten sich Geistlichkeit und Bürgerschaft von Reutlingen zum Widerstand gegen den Kaiser fest entschlossen und angesichts des ausbrechenden schmalkaldischen Kriegs schickte S. unter offener Nennung bezw. Andeutung seines Namens zwei Lieder in die Welt hinaus (1546), welche zu solchem Widerstand aufrufen und ermuthigen: der Kaiser habe allen Anspruch auf Gehorsam dadurch eingebüßt, daß er des Papstes Dienstmann geworden sei und die Deutschen unter sein und des Papstes Joch beugen wolle, der Sieg werde denen nicht fehlen, welche für die deutsche Freiheit und das Wort Gottes streiten. Diese Lieder voll patriotischen und religiösen Schwungs haben S. einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern der Reformationszeit gesichert, aber vielleicht dazu beigetragen, daß er seine Vaterstadt längere Zeit meiden mußte. Denn als Reutlingen sich dem Interim fügen mußte (4. Juli 1548), da konnten so entschiedene Vorkämpfer des Protestantismus wie S. nicht im Amte, ja nicht einmal in der Stadt bleiben. Anfangs ohne festen Aufenthalt, eine Zeit lang in Neuffen weilend, erlangte S. endlich eine Pfarrstelle in dem Dorfe Frickenhausen (zwischen Neuffen und Nürtingen); um 1553—54 aber wurde er Hofprediger des Grafen Georg von Württemberg, welchem die Grafschaft Mömpelgard zugefallen war. In dieser Eigenschaft segnete S. (10. September 1555) den Ehebund ein, welchen Georg noch in späten Jahren mit der Prinzessin Barbara von Hessen schloß, er vollzog aber nicht auch, wie fälschlich berichtet wird, die Taufe des dieser Ehe entsprossenen Prinzen Friedrich, durch dessen Geburt (19. August 1557) der Mannesstamm des württembergischen Herzogshauses vor dem Aussterben bewahrt worden ist. Schon vor diesem Ereigniß hatte S. wieder eine Pfarrstelle in seiner Vaterstadt angenommen (Georgii 1557), wo er zwischen dem 6. November 1560 und dem 9. Februar 1561 gestorben sein muß.

Gayler, Historische Denkwürdigkeiten von Reutlingen (1840). — Hartmann, Matthäus Alber (1863). — Friedrich, Die Schulverhältnisse Reutlingens zur Zeit der freien Reichsstadt (Reutl. Progr. 1, 1887). — Fizion, Cronica von Reuttlingen (herausgegeben von Bacmeister 1862) S. 283 f. — Scheffer, hdschr. Geschichte von Mömpelgard. — Die Lieder des Jahres 1546 f. bei Liliencron, hist. Volksl. der Deutsch. 4, 302—319, vgl. dazu Voigt in

Raumers Taschenbuch 1838, S. 350, 488, 495 ff. — Briefe Verschiedener an S. gab Förstemann heraus in den Neuen Mittheilungen aus dem Gebiet hist.-antiq. Forschungen Bd. I, H. 4, S. 129 ff. (= Corp. Ref. 4, 1011), II, H. 1, S. 86 ff., VII, H. 3, S. 65 ff.

Heyd.

Schradin: Niklaus S., Chronikdichter in Luzern, † um 1531. S., gebürtig aus Schwaben, wurde 1488 Kanzleigehülfe in Luzern, verfaßte 1499 eine Reimchronik über den Krieg der Eidgenossen gegen Oesterreich, den schwäbischen Krieg und das Reich (den „Schwabenkrieg"), widmete dieselbe den damaligen Zehn Orten der Eidgenossenschaft und brachte sie in Sursee zum Drucke, der am 14. Januar 1500 zum Abschlusse kam. In der Eidgenossenschaft fand seine Arbeit Beifall. Denn obwohl eine sehr nüchterne Reimerei und auch ohne selbstständige historische Bedeutung, war sie immerhin nach Hemmerlin's 1497 gedrucktem Tractat De nobilitate et rusticitate das erste im Druck erschienene Werk schweizergeschichtlichen Inhaltes und in einem Tone gehalten, der den siegreichen Eidgenossen gefallen mußte. Auch nahm S. darin die ihm aus den Arbeiten von Fründ oder von Eulogius Kiburger (s. A. D. B. VIII, 154) bekannte rühmende Sage von der schwedischen Abkunft der Schwyzer auf. Schradin's Erzählung vom Schwabenkriege hat dann auch der Luzerner Etterlin (s. A. D. B. VI, 397) in seiner 1507 veröffentlichten eidgenössischen Chronik wiederholt. In Deutschland dagegen erregte Schradin's Büchlein großen Unwillen. Wimpheling in seinem Soliloquium (Cap. 16 u. 23) wendet sich mit heftigem Tadel gegen S. und ebenso scheint Bebel's scharfe Aeußerung gegen die Eidgenossen in seiner Schrift: „Germani sunt indigenae" sich auf Schradin's Werk zu beziehen. Letzteres, im Originale jetzt äußerst selten geworden, findet sich im vierten Bande des „Geschichtsfreundes" (Einsiedeln 1847) neu abgedruckt. — Von Schradin's weiteren Schicksalen ist wenig bekannt. Im J. 1505 verlieh der Rath von Luzern seinem „Schreiber" das Bürgerrecht daselbst um seiner „getreuen Dienste willen" unter fast gänzlichem Erlaß der Einkaufsgebühr; 1506 verlieh er ihm eine jährliche Gehaltszulage; 1531 erscheint S. als Wirth zum Bären in Luzern. Wann er starb, ist nicht bekannt. Anna Gysin, genannt die Wagnerin, in Luzern, deren dritter Ehemann S. gewesen, setzte ihm, wie seinen beiden Vorgängern in der Ehe, eine Jahrzeit auf Montag in der Frohnfasten bei den Barfüßern daselbst. — Nach Angabe von Mülinen stammte S., der 1494 (vorübergehend) auch im Dienste Abt Gotthard's von St. Gallen erscheint, aus Reutlingen.

Haller, G. E. v., Bibliothek d. Schweizergesch. Bd. V, Nr. 313. Bern 1787. — Geschichtsfreund der fünf Orte, Bd. IV, 1 und Bd. XIII, 2. Einsiedeln 1847 u. 1857. — Mülinen, F. E. v., Prodromus e. schw. Historiographie, S. 124. Bern 1874. — Bächtold, J., Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, S. 200, Anm. S. 49. Frauenfeld 1888/91.

G. v. Wyß.

Schrag: Friedrich S., Jurist, dessen Leben ziemlich im Dunkeln liegt; in Zedler's Universallexikon und sonstigen ähnlichen Werken ist nichts über ihn zu finden, Jöcher bemerkt, ohne Quellenangabe, über ihn bloß, daß er Dr. und Professor juris zu Straßburg, ein Sohn oder Bruder (!) des Juristen Johann Adam S. war und zwischen 1669 und 1698 lebte; v. Schulte, gleichfalls ohne Quellenangabe, daß er 1701 als Professor der Rechte in Straßburg gestorben sei. Diesen dürftigen Angaben gegenüber läßt sich aus den Titelblättern seiner mir zugänglichen Schriften jedenfalls noch feststellen, daß er Straßburger von Geburt ist, in dieser seiner Heimathstadt im September 1669 den Doctorhut erwarb, dort im J. 1679 Professor der Institutionen, im J. 1687 Professor der Pandekten, im J. 1690 außerdem noch Professor des canonischen Rechts, in den Jahren

1695 und 1697 endlich überdies Canonikus bei St. Thomas war. Weit ausgiebigere Nachricht über seine ferneren Schicksale ergeben sich, wenn wir seine Identität mit Friedrich S., dem Kammergerichtsassessor, annehmen, welcher auf Präsentation des schwäbischen Kreises hin am 20. Mai 1699 eingeschworen wurde. Für diese Identität spricht nicht nur das gleichzeitige Aufhören der Schriften, in welchen er den Straßburger Professor-Titel führte; sondern auch Positives, zunächst, daß eine anonyme Abhandlung gegen die Reunionen Ludwig's XIV. im Elsaß, welche reich mit Actenstücken ausgerüstet und im ernsten juristischen Ton mit tüchtigem Wissen geschrieben ist, von dem Kammergerichtsassessor S. herrühren soll, während die Unterströmung tief innerlichster Entrüstung, welche man in ihr fühlt, deutlich auf den Elsasser und Straßburger Professor als Urheber hinweist. Sodann der Umstand, daß, als des Assessors Gegner später einmal ihn als Injurianten angreifen, sie dabei für einen landläufigen Rechtssatz eine Stelle aus der sonst zu weiterer Verbreitung nicht gelangten introductio in Pandectas des Professors S. allegiren. Ueber die Periode, welche dieser demgemäß am Kammergericht zubrachte, fließen nun die Quellen besonders reichlich wegen der Wirren, welche zu dem siebenjährigen Stillstand dieses Hofes (1704—1711) führten und mit einer großen Kammergerichts-Visitation endeten. S. nahm anfangs bei der einen kleineren, sodann bei der anderen Partei des Kammergerichtspräsidenten Baron v. Ingelheim Stellung; den ihm von den Dissidenten gemachten Vorwurf der Ueberläuferei aber wies er treffend zurück, indem er darthat, daß es sich um zwei ganz verschiedene Fragen in beiden Fällen handele, daß er parteilos in dieser zu der einen, in jener zu der anderen Ansicht juristisch gelangt sei, während rings um ihn man bloß der Parteistellung gemäß zu urtheilen verstehe. Sicherlich tritt uns hier eine anerkennenswerthe Gesinnung entgegen, wenn S. sich auch in der immermehr anschwellenden Fluth persönlicher Gehässigkeiten und Verunehrungen nicht ganz tadelos rein gehalten haben mag; makellos leuchtend steht er da in Bezug auf den Vorwurf der Corruption: während die Visitation wenigstens durch den Verdacht derselben zu einer Untersuchung gegen sämmtliche übrigen Assessoren veranlaßt wurde, blieben von dieser Inquisition lediglich ausgeschlossen S. und Krebs, als von vornherein vollständig unverdächtig. S. gehörte auch zu den wenigen (4) Assessoren, welche die Visitation über- und die Wiedereröffnung der Sitzungen des Kammergerichts (28. Januar 1711) erlebten; er ist am 11. Januar 1718 gestorben. Seine Schriften, außer den angeführten staatsrechtlichen und kammergerichtlichen Streit- und Klageschriften, sind namentlich Dissertationen aller Art, Noten zu Meier's Collegium Argentoratense und einführende Lehrbücher in das Pandekten- und canonische Recht; sie stehen, bei solidem Wissen, auf dem Durchschnittsstandpunkte ihrer Zeit.

Jöcher zu diesem Namen. — v. Schulte, Geschichte III, 2, 69. — Dissertationen u. s. w. des Besprochenen. — G. M. de Ludolf, Catalogus personarum collegii cameralis. — G. M. de Ludolf, Historia sustentationis Cam. Imp., S. 98 fg. — Actenstück zu den Wirrungen des Kammergerichts bei Lünig, Deutsches Reichsarchiv, Pars Generalis, und in besonderen Sammlungen. — Theatrum Europaeum 1701, S. 48 fg.; 1702, S. 597 fg.; 1703, S. 90 fg.; 1704, S. 32 fg.; 1706, S. 32 fg.; 1707, S. 46 fg.; 1710, S. 84 fg.; 1713, S. 119 fg.; namentlich 1710, S. 85.

Ernst Landsberg.

Schram: Anselm S. (Schramb), Melker Benedictiner, Theologe und Historiker, geboren am 15. September 1658 zu St. Pölten in Niederösterreich, † am 20. December 1720 zu Melk. Er trat mit 18 Jahren als Novize in das letztgenannte Kloster ein und setzte hierauf in Wien seine Studien fort (1678—79), aus denen er durch die Pestgefahr der Hauptstadt gerissen wurde. Doctor der

Philosophie geworden, nahm S. am 19. April 1683 die Priesterweihe entgegen, um dann im Hochsommer aus dem Bereiche der Türkennoth mit andern Klostergenossen in das bairische Benedictinerkloster Nieder-Altaich für einige Zeit zu flüchten. Später bezog er die Benedictinerhochschule in Salzburg und wurde 1688 candidatus utriusque juris. Als Lehrer an der Melker Studienanstalt finden wir ihn 1694 mit Vorträgen über Logik, dann Physik und Metaphysik betraut, auch als Schriftsteller, vorzüglich theologischer Richtung rührig; diese Thätigkeit fällt innerhalb der Jahre 1695 und 1715. Für die Geschichte Niederösterreichs vom Standpunkte eines Melker Klosterhistoriographen machte sich S. durch ein im J. 1702 erschienenes Werk verdient; es führt den Titel: „Chronicon Mellicense s. annales monasterii Mellicensis etc. etc.“ Viennae; der erste Versuch auf einem Felde, das dann mit größerem Erfolge seine jüngeren Ordensbrüder, ein Phil. Hueber, insbesondere aber die Gebrüder B. u. H. Pez bestellten.

Kropf, Bibliotheca Mellicensis 1747, S. 524—529 mit einem vollständ. Verzeichniß der Schr. Schram's.

v. Krones.

Schramm: Dominikus S., Canonist und Theolog, geboren zu Bamberg am 24. October 1723, † im Kloster Banz bei Bamberg am 21. September 1797. Er trat am 13. November 1743 in den Benedictinerorden in Banz ein, war Lehrer der Mathematik, des Kirchenrechts (1760), der Philosophie (1762) und der Theologie im Ordenshause, von 1782—1787 Prior auf dem Michaelsberge zu Bamberg, kehrte im letztgenannten Jahre in sein Kloster zurück. Schriften: „Institutiones iuris ecclesiastici publici et privati, hodiernis academiarum Germanicarum moribus accommodatae“. Augsburg 1774 fg., 1782, 3 Voll., ein gutes Buch. „Epitome canonum ecclesiasticorum ex conciliis Germ. et aliis fontibus iuris ecclesiast. germ. collecta.“ ib. 1774. „Analysis operum SS. Patrum et scriptorum ecclesiasticorum.“ 18 T. ib. 1780—95. „Summa conciliorum olim a Bartholomaeo Caranza edita iam in novum ordinem cet.“ 4 T. ib. 1778. „Institutiones theologiae dogmaticae.“ ib. 1789. 3 T. „Inst. theol. mysticae.“ 2 T. ib. 1777.

Jäck, Pantheon, Sp. 1039. — Weidlich, Biogr. Nachr. III, 286.

v. Schulte.

Schramm: Johann Heinrich S., reformirter Theologe, hervorragend als Schriftsteller, einer der verdientesten Lehrer der Herborner Hochschule im vorigen Jahrhundert, geboren zu Girkhausen im Wittgenstein'schen am 20. März 1676, † zu Herborn am 20. Januar 1753. Sein Vater Johann Jakob S., Prediger zu Girkhausen, dann zu Weiffel im kurpfälzischen Oberamte Bacharach, wo er 50 Jahre im Segen wirkte und, 85 Jahre alt, 1729 starb, unterrichtete ihn bis zu seinem 14. Lebensjahre mit größter Sorgfalt, worauf er 1690 die Herborner Akademie bezog. Die ersten zwei Jahre verlegte er sich mit allem Fleiß auf die propädeutischen Studien, worauf er zum Studium der Theologie überging, in welcher hier seine Lehrer Johann Heinrich Florin und der nachher als chiliastischer Schwarmgeist bekannt gewordene Hesse Heinrich Horche waren. Seine Weiterbildung gewann er auf mehreren niederländischen Universitäten. Auf denselben hörte er mit größtem Nutzen die berühmten Coccejaner Vitringa, Roell, Braun, Witsius und Burmann. Nachdem er unter die Zahl der pfälzischen Predigtamtscandidaten aufgenommen worden und sich einige Zeit zu Hause im Predigen geübt, wurde er unterm 15. October 1701 zum Professor der Beredtsamkeit, Geschichte und griechischen Sprache, sowie zum Pädagogearchen nach Herborn berufen. Da er aber auf eine theologische Professur seine Augen richtete, so reiste er 1706 zu dem 200 jährigen Jubelfeste der Universität Frankfurt a. d. Oder, um sich die Doctorwürde in dieser Fachwissenschaft zu erwerben. Die von ihm

daselbst bei dieser Gelegenheit gehaltene Inaugural-Dissertation handelt „de Manipulo Hordeaceo ejusque mysterio“. Doch 1707 wurde er von dem Fürsten Wilhelm zu Nassau-Dillenburg wegen seiner ausnehmenden Predigtgaben zum Consistorialrath und ersten Prediger in seine Residenzstadt Dillenburg berufen; im Herbste 1709 aber schon, mit Beibehaltung seiner Consistorialrathsstelle auf die dritte theologische Professur nach Herborn zurück vocirt. Als Lehrer der Gottesgelehrtheit arbeitete S. mit einem seltenen Fleiße an der Unterweisung der studirenden Jugend, besonders übte er sie in theologischen Disputirübungen. Obschon eine Menge auswärtiger Berufungen an ihn ergingen, schlug er doch alle aus, weil er in der Nähe seiner hochbetagten Eltern und seiner Schwiegereltern (seine erste Gattin war eine Tochter des Regierungsrathes Georg Daniel Cruciger zu Dietz, seine zweite eine Tochter des kurpfälzischen Beamten zu Caub Joh. Jac. Hörath, dessen Frau von dem berühmten Gerhard Mercator'schen Geschlechte abstammte) bleiben wollte. Doch folgte er, auf eines Verwandten Bitte, 1721 einem Rufe nach dem benachbarten Marburg, kam aber 1723, auf das Andringen des Fürsten Wilhelm, wieder in sein liebes Herborn zurück. Als er seines Alters wegen 1745 das Predigtamt niedergelegt hatte, wurde ihm die Superintendentenstelle über die Kirchen und Schulen des Fürstenthums übertragen, welche er bis an sein Ende nicht als ein Vorgesetzter, in unprotestantischem, hierarchischem Geiste, auch nicht als ein Bureaukrat, sondern als ein väterlicher Freund und treuer Berather, in einem rechten brüderlichen Verkehre, über die ihm unterstellten Prediger in Stadt und Land führte. Die meisten Pfarregistraturen des Dillenburger Landes bewahren darüber noch manche kostbare Documente. Selten hat ein Leiter des Kirchenwesens eines Landes wohl einer größeren Liebe bei Vornehm und Niedrig, Alt und Jung sich zu erfreuen gehabt als S. Das offenbarte sich so recht sichtlich bei seinem Ableben, welches das ganze Land aufs schmerzlichste bewegte. Auch die Studenten hingen mit inniger Verehrung an ihm. Eine einfache steinerne Wandtafel auf der rechten Seite des Haupteinganges in die Herborner Kirche bezeichnet noch heute die Stätte, wo die Gebeine Schramm's ruhen. In seiner theologischen Richtung finden wir eine moderate reformirte Orthodoxie, welche in wissenschaftlicher Beziehung coccejanisch, in praktischer pietistisch gefärbt war. Mit dem Pietismus hatte er auch die Bestrebungen nach Vereinigung der beiden evangelischen Kirchen getheilt. Schon in Marburg veröffentlichte er 1722 eine lateinische Dissertation über dieses Thema, welche auch in deutscher Uebersetzung erschien unter dem Titel: „Beweis der zu dieser Zeit höchst nöthigen Kirchenvereinigung unter den Protestanten“. Von größerer Bedeutung ist seine neue Ausgabe der „Politia ecclesiastica“ und der „Explanatio legum mosaicarum forensium“ des alten Herborner Professor W. Zepper, welche er mit vielen trefflichen Anmerkungen ausstattete. Von mehr praktischem Werth sind seine 1749 erschienenen „Canones ad textuum sacrorum analysin et exegesin recte instituendam“, eine noch heute beachtenswerthe Homiletik. Mehrere exegetische Arbeiten über einzelne schwierige Bibelstellen hat er in gelehrte theologische Zeitschriften, wie in die Bibliotheca Bremensis, die Miscellanea Duisburgensia geschrieben. Der reformirten Kirche von Nassau-Dillenburg hat er mit seiner letzten Arbeit vom Jahre 1752 einen großen Dienst erwiesen. Es ist dieses die Edition eines neuen, sehr guten Gesangbuches, welches im J. 1756 erschien unter der Aufschrift: „Neu- vermehrt- und verbessertes Oranien-Nassauisches Kirchengesangbuch, worinnen die Psalmen Davids, benebens den erbaulichsten und gebräuchlichsten Gesängen und Liedern, durch D. Luther und viele andere Männer gestellt, nebst Neanders Bundeslieder und sonst verschiedene“ u. s. w. Einzelne Lieder hat S. selbst gedichtet, die bisher gebräuchlichen Psalmen und Kirchengesänge in sprachlicher Beziehung verbessert. Als Dichter ist S. überhaupt für seine Zeit keineswegs ohne Bedeutung, wenn er auch solche in derselben, die

allzu prosaisch dachte, nicht fand. Seine übrigen Gedichte sind Gelegenheitsgedichte. Sie zeichnen sich aber vielfach durch poetische Schönheit und eine, für jene Zeit wenigstens, vollendete Form aus. So das Trauergedicht auf den Heimgang des Hofpredigers Wilh. Schacht: „Wer sollte wohl die Welt nicht eine Wüste nennen, da nichts als Ungemach das Volk des Höchsten drückt? Hier kommt ein Amalek und will das Lager trennen, dort steht des Edoms Heer, das immer näher rückt. Es kann sich vor der List des Feindes kaum erretten, Wer hier die Grenzen will von Canaan betreten“ u. s. w.

Für die kirchlichen Bewegungen seiner Zeit zeigte S. ein hohes Interesse. Daher wurde er leicht für des Schweizers Michael Schlatter Bemühungen, den nach Pennsylvanien ausgewanderten reformirten Pfälzern Prediger zur Pastorirung zu senden, gewonnen. Im Vereine mit seinem Collegen und nachherigen Nachfolger im Kirchendienste Dr. Valentin Arnoldi gewann er noch im Anfange des Jahres 1752 mehrere Candidaten für diesen Plan. Unter letzteren befand sich Philipp Wilhelm Otterbein aus Frohnhausen, Heinrich Wilhelm Stoy aus Herborn, ein anderer Herborner Namens Frankenfeld.

Eine besondere Vorliebe hatte S. für die Geschichte der Vergangenheit von Oranien-Nassau. Die Heldengestalten, wie die im Staats- und Kirchendienste hervorragenden Männer dieses Landes begeisterten ihn, ebenso die Gelehrten, die ehedem an der Herborner Hochschule wirksam gewesen. Ihr Andenken der Nachwelt zu erhalten, sammelte er mit seinem Bienenfleiße in allen Bibliotheken, Archiven, Pfarregistraturen und wo sich sonst eine Gelegenheit darbot. Als eine Frucht dieser historischen Forschungen hat er „De Principum Arausionensium et Nassovicorum meritis“ 1749 und zwei zu Leipzig 1740 erschienene Lebensbeschreibungen der beiden berühmten ersten Professoren der Theologie zu Herborn, des Joh. Piscator und Kasp. Olevianus hinterlassen. Leider sind aber diese beiden Lebensbilder gänzlich im Laufe der Zeit verschwunden. Dasselbe Geschick haben auch die werthvollen Manuscripte Schramm's erfahren.

Die Schriften Schramm's hat, doch nicht vollständig, Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte angegeben. Die übrigen, außer den bereits aufgeführten, finden sich in A. v. d. Linde, Nassauer Drucke. Das „Leben des Kaisers Adolf von Nassau“ ist Herborn 1729 erschienen, ein Exemplar aber nicht mehr aufzufinden.

Val. Arnold, Denkmal der Ehren und Liebe, gestiftet zum Andenken des J. H. Sch. Herborn 1753. — Strieder, Hess. Gelehrtengesch. — Hirsching, Handb. XI. — Döring, gel. Theol. Deutschlands. IV. — Handschriftliches. — Schlatter's Life and Travels by Harbaugh. Philad. 1857. — Ph. W. Otterbein's Life by Drury. Dayton 1884. — Appleton's Cyclopaedia of American Biography. — Cuno, Gedächtnißbuch deutscher Fürsten ref. Bekenntnisses III, IV.

Cuno.

Schramm: Johann Heinrich S., Maler, geb. 1809; † am 7. März 1865. S. stammte aus Teschen im Oesterreichisch-Schlesien, wo er im J. 1809 geboren wurde. Da er Architekt werden wollte, wandte er sich nach Wien. Hier zeigte sich jedoch bald sein Talent für die Malerei, welche S. auf Anrathen seiner Lehrer alsbald auf der Akademie zu erlernen bemüht war. Indessen blieb er nur kurze Zeit an ihr und bildete sich im wesentlichen als Autodidakt aus. Am meisten leistete er in seinen mit Aquarellfarben ausgeführten Porträts, in denen er einen an das Oelbild erinnernden Effect erzielte. Seit dem Jahre 1837 lebte er in Prag und dann in Dresden, bis er im J. 1842 zum Professor an der Kunstschule zu Weimar und zum großherzoglichen Hofmaler ernannt wurde. Als solcher schuf er eine lange Reihe Porträts von fürstlichen Persönlichkeiten, z. B. das von Schwerdtgeburth gestochene Bildniß des Großherzogs Karl Friedrich von

Weimar. Zu Anfang des Jahres 1865 reiste S. nach Wien, wo er am 7. März starb.

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. XXXI, 257—58. Wien 1876.

H. A. Lier.

Schramm: Karl S. wurde am 11. März 1810 zu Hückeswagen in der Rheinprovinz im Hause seines Großvaters geboren, der daselbst als Hofkammerrath und Richter lebte. Der Vater war damals Wundarzt und ließ sich nach seiner Rückkehr aus dem Freiheitskriege in Münster in Westfalen nieder. Hier absolvirte der Sohn das Gymnasium und ging im Herbst 1828 nach Halle, um Theologie und Philosophie zu studiren, welches Studium er seit dem Herbst 1829 in Jena fortsetzte, wo er zu dem Professor Fries in besonders nahe Beziehungen trat. An beiden Orten war S. ein eifriges Mitglied der allgemeinen Burschenschaft. Vom Herbste 1830 bis Ostern 1831 weilte er im Hause seiner Eltern in Schlesien, setzte dann ein Jahr lang seine Studien in Breslau, besonders unter David Schulz und Wachler, fort und ging dann noch einmal nach Jena, wo er als Mitglied der Burschenschaft „Germania“ bis Ostern 1833 weilte und seine Studien zum Abschluß brachte. Heimgekehrt, trat er sogleich ins geistliche Amt ein und fungirte als Pfarrvicar in Gleiwitz, aber schon im October d. J. wurde er als „Demagoge“ verhaftet, nach Berlin in Untersuchungshaft abgeführt und 1834 nach der Festung Graudenz geschafft, wo ihm später das Urtheil verkündet wurde, das wegen Hochverraths auf Tod durchs Beil lautete, welche Strafe indeß im Gnadenwege in 30 Jahre Einsperrung umgewandelt wurde. Der Umstand, daß der Commandant der Festung Graudenz dem Vater Schramm's in der Schlacht bei Waterloo seine Lebensrettung zu danken hatte, trug dem Gefangenen manche Erleichterung und Bevorzugung ein; ja S. verlobte sich hier mit der Tochter eines Bäckermeisters und durfte öfter den Besuch seiner Braut empfangen. Dies erregte den Neid einiger seiner Festungsgenossen, zu denen auch der bekannte plattdeutsche Dichter Fritz Reuter gehörte, und dieser hat in seinem Buche „Ut mine Festungstid“ ein Bild von S. gezeichnet, das der Wahrheit sehr wenig entspricht. Mögen auch einige Charakterzüge, die Reuter an S. beobachtet haben will, zutreffend sein, so ist doch sein Vorwurf, daß S. sich während seiner Untersuchungshaft zum Denuncianten seiner Leidensgenossen herabgewürdigt habe, durchaus ungerecht. S. konnte dies selbst in glaubwürdigster Weise nachweisen, und auch verschiedene alte Burschenschafter und Leidensgenossen Schramm's haben gegen Reuter's Vorwurf ganz entschieden Front gemacht. Ein Versuch des Verleumdeten, bei seiner Anwesenheit in Europa 1867 Reuter zur Rede zu stellen, scheiterte, da dieser sich weigerte, S. zu empfangen. Soviel zur Ehrenrettung des letzteren. Nachdem S. 1838 Graudenz mit der Festung Silberberg in Schlesien vertauscht, 1840 aber seine Freiheit wieder erlangt hatte, war er bestrebt, im Schuldienst eine sichere Lebensstellung zu suchen. Er hospitirte am Lehrerseminar zu Erfurt, legte sein Rector-Examen ab, wirkte dann einige Jahre als Hauslehrer und erhielt 1845 die Stelle eines Conrectors an der Stadtschule zu Langensalza, die es ihm möglich machte, seine Graudenzer „Festungsbraut“ als Gattin heimführen zu können. Inzwischen hatte er auch zwei größere epische Dichtungen veröffentlicht, die auf der Festung entstanden waren, „Paulus“ (1842) und „Hermann“ (1842), denen er später „Mauerschwalben“ (Gesänge aus der Festung, 1849) folgen ließ. Der politischen Bewegung des Jahres 1848 schloß sich S. als alter Burschenschafter mit ganzer Seele an. Er wurde als Abgeordneter für den Wahlkreis Langensalza-Erfurt zur preußischen Nationalversammlung und 1849 zur zweiten preußischen Kammer gewählt, als Mitglied der äußersten Linken auch in den bekannten Steuerverweigerungsproceß verwickelt,

aber freigesprochen. Bei dem Ausbruch der Revolution in Baden und der Pfalz ging er nach Kaiserslautern, wo er der provisorischen Regierung diente, und begab sich nach Niederwerfung des Aufstandes durch preußische Truppen in die Schweiz und, da er sich hier eine feste Lebensstellung nicht zu gründen vermochte, 1852 nach Nordamerika, wo er während 27 Jahre theils in Newyork, theils in St. Louis Prediger freier protestantischer Gemeinden und nur für kurze Zeit in Sedalia Mo., in Lavenporth, Ks., und in Kansas City Redacteur republikanischer Zeitungen war. Der Tod seiner zweiten Gattin bewog ihn, 1879 nach Europa zurückzukehren. Er wandte sich nach Breslau, wo er als Privatmann und Schriftsteller lebte, sich auch dem Verein „Breslauer Dichterschule" anschloß, durch dessen Organ „Monatsblätter" er noch manches Lied hinausflattern ließ. Als besonderes Heft erschienen hier noch von ihm „XVII Lieder als Anhang zu allen Commersbüchern" (1880). Indessen wurde es ihm schwer, sich in die europäischen Verhältnisse wieder einzuleben. Er fühlte sich „entfremdet, veraltet, überflügelt" und zog sich deshalb je länger je mehr von der Oeffentlichkeit zurück. Im J. 1882 folgte er einem Rufe als Prediger der freireligiösen Gemeinde in Nordhausen, wo bis dahin sein Freund und Gesinnungsgenosse Ed. Baltzer gewirkt hatte, und hier ist er am 17. October 1888 gestorben.

Nach handschriftlichen Mittheilungen. Franz Brümmer.

Schramm: Melchior S., ein Meister des 16. Jahrhunderts, aus Schlesien gebürtig, wie er sich selbst bezeichnet. Walther in seinem Lexikon sagt: in Münsterberg geboren, die späteren Lexika machen daraus einen Organisten in Münsterberg. Er diente seit 1574, wie er in der Dedication zu den „sacrae Cantiones" von 1576 sagt, dem Grafen Karl von Hohenzollern, der seinen Sitz in Sigmaringen hatte und scheint dort bis 1595 geblieben zu sein, in welchem Jahre er sich in Offenburg ansiedelte, das Bürgerrecht erwarb urd Organist wie Musikus war. Er nennt sich in den 1606 erschienenen Cantiones „Melchior Schramm, Silesius, civitatis imperialis Offenburgi organicus et musicus". Das Offenburg liegt in Baden. Von seinen Compositionen sind uns die oben bereits bezeichneten zwei Motettensammlungen von 1576, welche er sein erstes Werk nennt, und von 1606 auf öffentlichen Bibliotheken in mehreren completten Exemplaren erhalten (Bibl. in Berlin, Augsburg, München, Lüneburg, Kassel, Nürnberg, germanisches Museum) und eine Sammlung deutscher Lieder „auff ein besondere art vnd manier mit vier Stimmen componiret", die 1579 in Frankfurt a/M. erschien (Bibl. Berlin). Sämmtliche Musiklexika verzeichnen noch eine Motettensammlung von 1572, doch ist dies ein Irrthum, der sich auch in den geschriebenen und gedruckten Katalog der Kasseler Landesbibliothek, herausgegeben von Israel, eingeschlichen hat. Da er die Sammlung von 1576 selbst als sein erstes Werk bezeichnet, so fällt jede Muthmaßung eines früheren Werkes hinweg. Die Hofbibliothek in Wien besitzt aber noch handschriftlich von 1579 ein Officium nuptiale Octavio II, Fuggero, in dem sich je ein Gesang von Lassus und Kerle befindet. Wenn S. würdig befunden wurde, mit den berühmten Meistern Lassus und Jakob Kerle in die Schranken zu treten, so können wir wohl annehmen, daß er ein tüchtiger Componist gewesen ist. Die Neuzeit hat von ihm noch keine Kenntniß genommen und es muß einer künftigen Zeit vorbehalten bleiben, seine Compositionen durch Neudrucke in Partituren allgemein zugänglich zu machen.

Rob. Eitner.

Schramm: Rudolph S., k. preußischer Generalconsul a. D., geboren am 8. Januar 1813 zu Elberfeld, † am 5. October 1882 zu Baden-Baden, Publicist. S. stammte ab von dem alten niederrheinischen Rittergeschlecht Schramm v. Horrem (auch v. Hornum benannt), dessen Mitglieder zu Anfang des 17. Jahr-

hunderts zur Reformation übertraten und deren Nachkommen infolge ihres unerschrockenen Eintretens für ihren Glauben bei dessen Unterdrückung in der Rheinprovinz durch die Spanier viele Verfolgung erlitten. Sein Vater, Johann Wilhelm S., gehörte zu denjenigen Rheinländern, welche unter dem französischen Regimente ihre deutsche Gesinnung bewährt und vor der Schlacht von Belle-Alliance entschlossen um die preußische Regierung sich geschart hatten.

Rudolph S. studirte Philosophie und Jura in Bonn und Berlin, an letzterer Universität gleichzeitig mit dem späteren Reichskanzler Fürsten Bismarck, mit welchem er bekannt wurde. Er trat dann als Auscultator bei dem Landgericht in Saarbrücken ein und ging als Referendar nach Köln, wo er zur Regierung übertrat. Hier gehörte er zu denjenigen Männern, von welchen die Idee des Kölner Dombauvereins ausging. Er lehnte als Protestant im Interesse der Sache die Secretärstelle ab, wurde aber thätiges Mitglied des ersten Central-Dombauvorstandes. Als anfangs der 40er Jahre die Kölner Bürgerschaft eine Petition um Preßfreiheit an den rheinischen Landtag beschloß, beauftragte sie S. mit deren Abfassung. Der spätere Ministerpräsident Ludolf Camphausen und der spätere Regierungspräsident v. Wittgenstein waren die ersten Unterzeichner. Auch an dem im Entstehen begriffenen Eisenbahnwesen nahm S. lebhaften Antheil, er veröffentlichte zwei Schriften über damalige Fragen und trat in die Direction der Bonn-Kölner Eisenbahngesellschaft ein. Um sein Assessorexamen zu machen, begab er sich 1845 nach Berlin und wurde, als die Agitation für Einführung einer constitutionellen Regierungsform begann, bald in den Strom des politischen Lebens hineingezogen. Er wurde zum Präsidenten des demokratischen Clubs in Berlin erwählt und dann 1848 als Vertreter des Kreises Striegau-Schweidnitz-Neumarkt in die constituirende preußische Nationalversammlung gesandt. Seinen damaligen politischen Standpunkt kennzeichnet die Aeußerung: „Es müssen jetzt bei Beginn der neuen Staatsbildung das im Läuterungsfeuer der Zeit, im Glanze der Idee gereinigte und erhobene Königthum und das allgemeine Staatsbürgerthum unerschütterlich zusammenstehen“. (Der Standpunkt der Demokratie in und zur octroyirten zweiten Kammer, Berlin 1849). Sein stürmisches Wesen, das Energische in seiner Ausdrucksweise, machte ihn zu einer der charakteristischsten Gestalten jener parlamentarischen Lehrjahre des preußischen Volks, gab leider aber auch seinen Feinden Gelegenheit, ihn republikanischer Tendenzen zu verdächtigen, welche er in Wirklichkeit nicht nur nicht gehabt, sondern sogar bekämpft hat (Offene Correspondenz zwischen Herrn Franz Duncker und Herrn R. S. Berlin 1863, Die Internationale vor dem Reichstag und die Sociale Frage. Mailand 1878). 1849 wurde er auf die falsche Anschuldigung hin, in seinem Wahlkreise die Ausführung des Steuerverweigerungsbeschlusses der Nationalversammlung angeregt zu haben, in contumaciam zu 6 Monat Festung verurtheilt. Er wartete im Ausland den Sturz des Reactions-Ministeriums Manteuffel ab und stellte sich dann zur contradictorischen Verhandlung, worauf er am 8. März 1859 von der Criminal-Deputation des Berliner Stadtgerichts freigesprochen wurde. Zehn Jahre hatte sein Exil gedauert und enttäuscht durch die engherzigen politischen Anschauungen, welche er in der Heimath vorfand, kehrte er zunächst wieder nach England zurück, wo sein eigener Gesichtskreis in der politisch reiferen Umgebung sich so bedeutend erweitert hatte. Bereits 1855, als König Friedrich Wilhelm IV. zu einem neuen, preußischen Anfange der deutschen Kriegsflotte und deutscher Küstenwerke sich entschlossen, hatte S. in London eine Broschüre „Der Norddeutsche Staat“ gegen die hannöverschen Intriguen gegen Preußens Kriegshafen am Jadebusen geschrieben. In dieser Schrift ist nicht nur das Ziel, sondern auch der Weg der preußischen Politik von 1866 mit größter Bestimmtheit vorgezeichnet. Die Unerläßlichkeit des Kampfes

mit Oesterreich wird hervorgehoben, indem die Scheidung des neuen von dem alten Staate nicht zwischen Preußen und Hannover, sondern zwischen Preußen und Oesterreich zu geschehen habe, damit das reformirte national-deutsche Kaiserthum unter erblicher brandenburgischer Kaiserdynastie, wonach Deutschlands ganze Entwickelung dränge, siegreich geboren werden könne. Als 1861 König Wilhelm seinem Bruder auf dem Throne folgte, ernannte er den bisherigen Gesandten in London, Grafen v. Bernstorff zum Minister des Auswärtigen. Derselbe befand sich in genanntem Jahre im Gefolge des Königs in Ostende. Der Graf, welcher Schramm's Schrift „Der Norddeutsche Staat" gelesen hatte, wünschte den ihm bisher persönlich unbekannten Verfasser kennen zu lernen, und da er erfuhr, daß derselbe sich in diesem Jahre, wie in manchem früheren, der Seebäder halber ebenfalls in Ostende aufhalte, ließ er ihn am 10. September 1861 um eine Unterredung bitten. In derselben theilte er ihm dann mit, daß Tags zuvor Seine Majestät in Ostende eine Conferenz mit seinen Ministern abgehalten habe, welcher auch der Großherzog von Baden und dessen Minister Freiherr v. Roggenbach beigewohnt hatten, und in welcher der König nicht nur seinen Entschluß die deutsche Reform in Angriff zu nehmen, sondern auch seinen Plan zur Reichsschöpfung mitgetheilt habe (Glossen, Heft I, Mailand 1876). Graf Bernstorff's Aufforderung, für des Königs Plan, dessen Einzelheiten er ihm mitgetheilt hatte, zu wirken, kam S. nach, indem er sich nach Deutschland begab und die liberalen Parteiführer, namentlich des Nationalvereins, für denselben zu gewinnen suchte. In der Festschrift „Zur Krönung" Berlin 1861 gab er der Begeisterung, welche des Königs persönliche Initiative in ihm wachgerufen, Ausdruck. Nur zu bald mußte er sich aber überzeugen, daß die in der Heimath gebliebenen liberalen Politiker noch zu sehr in den alten Gegensätzen gegen die Regierung feststeckten, um des neuen Königs Losung „Erst die Einheit, dann die Freiheit" anzunehmen. S. selbst ließ sich dadurch aber nicht irre machen und trat unbekümmert um Anfeindung auf das nachdrücklichste für die Durchführung der Heeresorganisation ein in der Ueberzeugung, daß die große liberale Partei der Conflictszeit, im besonderen der ausschlagende Theil, die damalige Fortschrittspartei, einen großen politischen Fehler machte, indem sie die Heeresorganisation, dieselbe blos vom Standpunkte des inneren Staatsrechts aus betrachtend und die unbedingte Nothwendigkeit derselben zur Lösung der deutschen Frage verkennend, rücksichtslos ablehnte (Die Fortschrittsprogrammisten und die Ideen der Demokratie und des deutschen Volksthums. Berlin 1861). S. hoffte auf die Bildung einer neuen nationalen Partei, in welcher er neben früheren Gegnern auch mehr als einen alten politischen Freund finden werde. In dieser Gesinnung hat er sich Herrn v. Bismarck angeschlossen, welcher dem Grafen Bernstorff im Amte gefolgt war, als sich dieser der ihm gestellten Aufgabe nicht gewachsen gezeigt hatte. Bei der Beurtheilung dieses Schrittes, wegen dessen er auf das heftigste angegriffen worden ist, darf man nicht vergessen, daß S. die Reactionsperiode von 1849 bis 1860 nicht mitdurchlebt hatte, sondern während derselben sich in England befand und äußerlich, wie innerlich von ihr ganz unberührt geblieben war. Er erkannte in dem neuen Minister nicht einen principiellen Gegner liberaler Bestrebungen, sondern nur den energischen und resoluten Staatsmann, welcher die Kraft besaß, des Königs Pläne zu verwirklichen. Herr v. Bismarck erinnerte sich Schramm's von der Universität her, sie hatten auf derselben beide einem „Englischen Kränzchen" angehört. Welchen Werth der Ministerpräsident auf Schramm's politische Anschauungen legte, läßt sich daraus ermessen, daß er ihn persönlich auch mit dem Kriegsminister v. Roon in Verbindung setzte, zu dem dann S. bis zu dessen Tode in freundschaftlichem Verkehr geblieben ist. Diese persönlichen Beziehungen machten es S. damals auch möglich, seinem Freunde Lothar Bucher, welcher

seitdem eine so verdienstvolle Thätigkeit im Auswärtigen Amte ausgeübt hat, den Wiedereintritt in den Staatsdienst zu vermitteln. Als dann die schleswig-holstein'sche Frage zum Austrag kam und der Krieg mit Dänemark die Reihe jener glorreichen Feldzüge eröffnete, deren endlicher Erfolg die Wiedergeburt des Deutschen Reiches gewesen ist, machte S. rechtzeitig aufmerksam auf die Ungedecktheit der deutschen Nordgrenze und auf die Unentbehrlichkeit des Hafens von Kiel für Preußen. Er reiste selbst nach dem Kriegsschauplatz und veröffentlichte nacheinander vier Broschüren, in welchen er unter Hervorhebung der preußischen Erbansprüche auf die Herzogthümer das nationale Interesse gegen die Prätensionen des Kieler akademischen Senats und des Herzogs von Augustenburg vertrat. Den Segen, welchen die preußische Verwaltung seiner eigenen engeren Heimath gebracht hatte, beschrieb er in der Festschrift: „Zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Einverleibung der Rheinprovinz von einem Rheinpreußen“, Berlin 1865. Endlich nahte die von ihm lange vorhergesagte Stunde der Entscheidung zwischen Oesterreich und Preußen heran und da Preußen infolge des Umzuges der Gesandtschaft von Turin nach Florenz in Oberitalien keinen zuverlässigen Vertreter hatte, nahm S. das als politischer Vorposten wichtige Consulat in Mailand an, welches für die Dauer seiner Amtsführung zu einem Generalconsulat erhoben wurde, aber unbesoldet blieb. Die Alliance-Verhandlungen zwischen Italien und Preußen schritten nur langsam voran. Am 22. März 1866 berichtete der italienische Unterhändler in Berlin, General Govone, an seine Regierung, daß nunmehr jede Hoffnung, Preußen werde sich zum Kriege bereit erklären, geschwunden sei und sein eigenes weiteres Verbleiben in Berlin keinen Zweck mehr habe. Merkwürdigerweise hat der Zufall es gewollt, daß S. gerade an demselben Tage die Gelegenheit zu einem Hervortreten benutzte, welches Klarheit in die Situation brachte und auf die öffentliche Meinung und Presse in Italien großen Eindruck gemacht hat (s. S. 36 „Custoza e Lissa“ da Felice Venosta, Milano 1868). Auf seine persönliche Verantwortung und indem er Gefahr lief abgesetzt zu werden, falls es nicht zum Krieg kam, wohnte er dem Todtenamte bei, welches die Stadtgemeinde Mailand alljährlich den 1848 in dem Kampfe gegen die Oesterreicher gefallenen Patrioten feiern läßt und welches keineswegs eine blos städtische, sondern eine nationale Feierlichkeit ist, welcher die Civil- und Militärbehörden des Staats beiwohnen. Schramm's Auftreten erregte in Wien und in Paris großes Aufsehen; in Mailand erhielt er Danksagungskarten von den höheren Officieren der Nationalgarde und die italienische Presse schlug von Stund an einen kriegerischen für Preußen vertrauensvollen Ton an. Nach dem Prager Frieden bat S. um seine Entlassung, da sein Amt nunmehr jede politische Bedeutung verloren hatte. Sie wurde ihm unter Verdankung der geleisteten Dienste gewährt, da er auf ihr bestand, um sich wieder seiner unabhängigen publicistischen Thätigkeit zuwenden zu können. Die ihm durch seine Amtsführung für Bureaukosten u. s. w. entstandenen baaren Auslagen hat er sich nicht zurückzahlen lassen, wie er denn auch überhaupt für patriotische Zwecke stets freigebig gewesen ist.

Gleich anderen sah S. die „kirchlichen Wirren“ voraus und hoffte, daß dieselben verhindert werden würden. Leider entfremdete er sich durch seine Ansichten auf diesem Gebiete den Fürsten Reichskanzler. S. wünschte die Wahl des Erzbischofs Melchers zu verhindern und den Cardinal Hohenlohe zum Fürsten-Primas von Deutschland ernannt zu sehen (Kirchenpolitische Verantwortlichkeiten, Mailand 1875). Die Mailänder Aristokratie hatte vor und nach dem deutsch-französischen Kriege jede Gelegenheit benutzt, um ihrer Servilität gegen die Napoleoniden Ausdruck zu geben, sie hatten ihnen Standbilder und Reiterstatuen

errichtet und auf einem Triumphbogen ihre ephemeren Erfolge über Deutschland in Inschriften verherrlicht. Auf solchen Hohn antwortete S., indem er 1868 in das Wettbuch des Clubs dell' Unione, dessen langjähriges Mitglied er war, die prophetischen Worte einschrieb: „Ich wette, daß drei Monate nach dem Ausbruch eines Krieges Deutschlands mit Frankreich Napoleon III. aufgehört haben wird zu regieren". Um diese Zeit veröffentlichte er auch ein Gedicht, welches er „Dem kommenden Kaiser und Reiche deutscher Nation" widmete. Während des Krieges mit Frankreich 1870 ließ er in einer in Leipzig erschienenen „Kriegsbrochüre" die Warnung erschallen „Keinen Frieden, der die Keime neuer Kriege in sich führt", indem er voraussah, daß andernfalls angesichts der stets drohenden Gefahr, die wirthschaftliche Lage des deutschen Volkes sich ungeachtet aller Opfer nicht verbessern könne. Im neuen Reiche bekämpfte S. das Vorwiegen der Ministerialgewalt und drang darauf, daß in einem Staate von der inneren nnd äußeren Entwickelung Deutschlands, alle den Staat betreffenden Dinge öffentlich behandelt werden müssen (Verfassungswahrheit, Mailand 1879). Gegenüber den utopischen Träumen von allgemeinem Weltfrieden und allgemeiner Entwaffnung hob er hervor, daß in dem herrlichen Worte des Kaisers Wilhelm I. und Alexander II.: „Zu unseren Lebzeiten wollen wir keinen Krieg gegen einander führen" bereits der Grundsatz des Verzichtes der Kriegserklärung auf bestimmte Zeit ausgesprochen sei, welchem auf dem Wege der Verträge zunächst zwischen den innereuropäischen Großstaaten eine allgemeine Geltung verschafft werden müsse, um so zu einem Bunde des innereuropäischen Friedens zu gelangen, welcher eine Aera niegeahnten Aufschwunges einleiten werde. Er hob die gemeinsamen Interessen Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Oesterreichs gegenüber den besonderen Interessen und Zielen der Weltmächte Großbritannien, Rußland und der nordamerikanischen Vereinigten Staaten hervor. Die Beseitigung der Gefahr eines Krieges unter sich auf längere Jahre, unter gegenseitiger Garantie ihres Länderbesitzstandes, würde den vier innereuropäischen Großstaaten gestatten, ihre Heere bedeutend abzurüsten und dennoch mit ihren vereinten Truppen jeder der drei Weltmächte stets gewachsen zu bleiben (Kaiser Wilhelm I. und das Programm der europäischen Freiheit und des europäischen Friedens, Rede zur Feier des Kaiserbesuches, Mailand 1875). S. hat mit Wort und That den Grundsatz vertreten, daß es nicht nur Recht, sondern auch Pflicht eines jeden Bürgers sei, an dem politischen Leben der Nation unmittelbar theilzunehmen und, daß die Abwälzung dieser persönlichen Verantwortlichkeit auf ein jede Initiative absorbirendes, geschäftsführendes Beamtenthum dem Geiste der germanischen Ordnung widerspreche, deren Grundprincip das Princip der freien Persönlichkeit sei, und somit die glückliche Weiterentwickelung des Reiches in Frage stelle. Unbekümmert um Anfeindung, selbstlos nie den eignen Vortheil, sondern nur das allgemeine Wohl verfolgend, hat er stets furchtlos sein Zeugniß abgelegt, sobald er erkannte, daß die für die Zukunft des Vaterlandes entscheidenden Stunden herannahten. Sein einziger Lohn hat darin bestanden, seinen Lebenswunsch, daß Deutschland einig und stark dastehen möge, in Erfüllung gehen zu sehen.

Gedenkblatt an Rudolph Schramm, Mailand 1883. — Rheinische Wochenschrift, Mainz und Wiesbaden 13. und 20. October 1876. — Berliner Tageblatt, 6. und 11. October 1882. — Allgemeine Zeitung, München 15. Oct. 1882 u. s. w.

Rud. Schramm.

Schrank: Franz v. Paula v. S., Naturforscher, geboren zu Varnbach bei Schärding a/Inn am 21. August 1747, † zu München am 22. December 1835. Mit dem neunten Lebensjahre trat S. in die Jesuitenschule zu Passau ein, woselbst er ausgezeichneten Unterricht genoß, so daß er später ein überzeugtes

und eifriges Mitglied des Ordens wurde. Das erste Jahr seines Noviziats verlebte er in Wien, im zweiten ging er, einem alten Herkommen gemäß, für einige Zeit in ein entfernteres Collegium, nach Oedenburg in Ungarn. Hier lernte er den früher in Brasilien als Missionär thätig gewesenen Pater Sluha kennen, der zuerst die Neigung für die Naturwissenschaften in dem lebhaften und begabten Jüngling weckte. In Raab, Tyrnau und Wien setzte er seine Studien fort, die theologischen, philosophischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Disciplinen mit gleichem Eifer treibend. Als jedoch infolge seiner botanischen Excursionen Anfälle von Blutspeien eintraten, die seinen ohnehin schwächlichen Körper zu untergraben drohten, versagte ihm der für seine Gesundheit besorgte Ordensgeneral Laurentius Ricci die gewünschte Stelle eines Missionärs in Indien oder Amerika und versetzte ihn 1769 als Lehrer an die Jesuitenschule nach Linz. Hier blieb S. 4 Jahre, bis die Auflösung des Ordens ihn veranlaßte, nach Wien zurückzukehren, wo er die höheren Weihen der Kirche empfing und im December 1774 Priester wurde. Nachdem er 1776 die theologische Doctorwürde erlangt, kehrte er in das väterliche Haus zurück und beschäftigte sich vorzugsweise mit naturhistorischen Arbeiten, von denen er einen Theil unter dem Titel: „Beiträge zur Naturgeschichte" 1776 erscheinen ließ. Noch in demselben Jahre erhielt S. die Professur für Mathematik und Physik am Lyceum zu Amberg, dann jene der Rhetorik zu Burghausen. Hier wurde ihm auch die Gelegenheit zu landwirthschaftlichen Studien geboten, für welche er Zeitlebens eine gewisse Vorliebe behielt und die er auch in seinen amtlichen Wirkungskreis aufnahm, als er 1784 nach der Universität Ingolstadt als Professor der Landwirthschaft versetzt wurde, als welcher er zugleich Berg- und Forstwissenschaft, Botanik und Zoologie zu lehren hatte. Von Ingolstadt siedelte er mit der Universität nach Landshut über, bis das Jahr 1809 seine akademische Lehrthätigkeit beendete, insofern er am 12. October dieses Jahres Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München wurde mit der besonderen Bestimmung, den neu angelegten botanischen Garten zu leiten. Vor dem Eintritt in diese Stellung unternahm S. noch eine Reise nach der Lombardei und Venedig, welche, außer der erwähnten Reise nach Ungarn, die einzige war, die er außerhalb Baierns gemacht. Seine Stellung als Akademiker füllte seine übrige Lebenszeit aus und gewährte ihm noch eine lange Muße litterarischen Schaffens, da es ihm gegönnt war, bis an die äußerste Grenze menschlichen Lebens noch thätig wirken zu können. Im 89. Lebensjahre beschloß ein sanfter Tod sein in ruhigem Gleichmaß dahingeflossenes Leben. Von umfassender Gelehrsamkeit, scharfem Urtheile und unbestechlicher Wahrheitsliebe, erfreute sich S. eines hohen Ansehens unter seinen Zeitgenossen und erwarb sich ruhmvolle Anerkennung seitens seines Fürstenhauses, der Regierung und der gelehrten Welt. Allerdings gab diese Anerkennung dem von dem Bewußtsein seiner Verdienste voll durchdrungenen Manne eine gewisse kühle Gemessenheit und Förmlichkeit im Verkehr mit gleich oder niedriger gestellten Personen. Wiederholt zum Rector gewählt während seiner Amtsthätigkeit in Ingolstadt und Landshut, fand er mehrfach Veranlassung gelegentlich der Anwesenheit der französischen und österreichischen Heere, die Energie seines Charakters zum Vortheile der Universität zu bethätigen. Die schriftstellerischen Leistungen Schrank's auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten waren geradezu erstaunlich. Mehr als 40 selbständige Werke und über 200 Abhandlungen und kleinere Aufsätze entstammen seiner Feder. In der Botanik wird sein Name als tüchtiger Florist stets mit Ehren genannt werden. Dem Einfluß der von Linné ausgegangenen systematischen Richtung, die zur Veröffentlichung einer ungemessenen Zahl von Specialfaunen und -Floren führte, konnte sich auch S. nicht entziehen; doch zeigen seine descriptiven Arbeiten eine große Selbstän-

digkeit des Urtheils neben klarer Darstellung und consequenter Anordnung der Einzelheiten. In dieser Beziehung sind zu rühmen seine 1789 in 2 Bänden erschienene „Bairische Flora“, ferner seine „Primitiae Florae Salisburgensis“ vom Jahre 1792; vor allem aber seine „Flora Monacensis“, zu welcher Joh. Nepomuk Mayrhofer die 400 colorirten Tafeln lieferte und die in 4 Bänden in Großfolio von 1811—1818 herauskam. Nicht minder werthvoll waren die Resultate seiner wissenschaftlichen Reisen, die er zum Theil auf Veranlassung und Kosten der Münchener Akad. d. Wissensch. unternahm. Dahin gehören seine gemeinsam mit Karl Ehrenbert v. Moll verfaßten „Naturhistorischen Briefe über Oesterreich, Salzburg, Passau und Berchtesgaden“, deren 2 Bände 1785 erschienen; ferner die „Akademische Reise nach den südlichen Gebirgen von Baiern im J. 1788“, veröffentlicht 1793. S. nahm sich hierbei Linné's naturhistorische Reisen in die schwedischen Provinzen zum Vorbild und lieferte Seitenstücke zu diesen, gleich reich an mannichfachen werthvollen Beobachtungen, wie an praktisch wichtigen Bemerkungen. Besonders verdankt ihm die Landwirthschaft Baierns vielfache Bereicherung. Von geringerem Erfolge waren Schrank's physiologische Arbeiten. In ihnen konnte er sich über den teleologischen Standpunkt seiner Zeit nicht erheben und „Alles ist sich gegenseitig Zweck und Mittel“ war sein Grundsatz. In die Reihe derselben gehören: „Von den Nebengefäßen der Pflanzen und ihrem Nutzen“, 1794, worin er den Pflanzenhaaren die Rolle einsaugender Organe zuschrieb und einige Abhandlungen in den Münchener Denkschriften der Jahre 1809 und 1810, welche die Bewegung der Aufgußthierchen, die Priestley'sche grüne Materie u. s. w. besprechen. Als Director des Münchener botanischen Gartens war S. außerordentlich thätig und verwerthete seine über ganz Europa, Ost- und Westindien ausgebreitete Correspondenz im Interesse dieses Institutes, das sich unter seiner Leitung zu einem der reichsten dieser Art in Deutschland entwickelte. Eine litterarische Frucht dieser Thätigkeit war das in 2 Foliobänden mit 100 colorirten Tafeln erschienene Werk: „Plantae rariores horti academici Monacensis descriptae et iconibus illustratae“ 1819. Seine zahlreichen Einzelaufsätze über naturwissenschaftliche Fragen finden sich zerstreut in den Münchener Denkschriften, der Zeitschrift der Regensburger botanischen Gesellschaft, in der Flora, den Berichten der Wetterau-Gesellschaft und in Hoppe's botanischem Taschenbuch, woselbst die Jahrgänge aus den ersten 20 Jahren unseres Jahrhunderts fast in jedem Bande Schrank's Namen aufweisen (vgl. Catalogue of scient. pap. Vol. V, 1871). Die letzten Lebensjahre des Greises waren wiederum seiner eigentlichen Berufswissenschaft gewidmet, der Theologie, und die 3 Schriften: „Das Hexaëmeron, oder die Erklärung der 6 Schöpfungstage“, „Abhandlung über die Geschichte des Christenthums in China“ und endlich ein voluminöser „Commentarius literalis in genesin“, waren die letzten, die seiner Feder entflossen.

v. Martius, Akad. Denkreden 1866. — Pritzel, thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Schraud: Franz v. S., Arzt, geboren zu Pest am 14. Mai 1761, erhielt nach dem frühen Tod seiner Eltern die erste Erziehung in einem Kloster unter Leitung des Piaristenpriesters Norbert Konradi, studirte dann in Debreczin, Klausenburg und Waitzen und erlangte bereits im Alter von 19 Jahren zu Pest die philosophische Doctorwürde, begleitete darauf seinen Landsmann Paul v. Czindery auf einer wissenschaftlichen Reise durch Südungarn und Italien, widmete sich zurückgekehrt in Wien speciell auf van Swieten's Veranlassung dem medicinischen Studium, beendigte es 1786 in Lemberg und ging dann wiederum nach Wien, wo er sich speciell unter Quarin's und Stoll's Leitung noch vervollkommnete. Nachdem er hierselbst auch die med. Doctorwürde erlangt hatte, ließ

er sich in Szegedin als Arzt nieder, wurde 1790 zum Physicus in der Csongrader und Csanader Gespanschaft ernannt, folgte aber schon 1794 einem ehrenvollen Rufe als Professor der Medicin an die Universität seiner Vaterstadt. Hier hielt er Vorlesungen über med. Polizei, war zugleich praktisch ärztlich thätig und erlangte durch seine Tüchtigkeit bald einen großen Ruf. Als 1794 in Syrmien die orientalische Pest ausbrach, war es S. besonders, der durch seine entschiedenen und vortrefflichen Maßregeln zur Bekämpfung der furchtbaren Seuche wesentlich beitrug. Infolgedessen wurde er in den Adelstand erhoben und mit einem besonderen, für damalige Verhältnisse nicht unbedeutenden Jahresgehalt bedacht. Auch bei dem späteren Wiederauftreten der Pestepidemie in der Bukowina erwarb er sich gleichfalls um die Unterdrückung derselben ein großes Verdienst, wofür er zum kaiserl. Rath und 1802 zum Protomedicus des Königreichs Ungarn ernannt wurde. 1803 während der heftigen Scorbuterkrankung, welche schnell hinter einander 72 Ortschaften im Temeser, Arader und Bekeser Comitat ergriffen hatte, fand S. abermals Gelegenheit, sich als tüchtiger Arzt zu bewähren, ebenso später (1806) während kleinerer Epidemieen von Gelbfieber und Typhus. Doch erkrankte er bei Ausübung seines Berufes selbst am Typhus und starb am 18. März 1806 zu Eisenstadt (nach Angabe von Fejér zu Kis-Marton). Seine zahlreichen Schriften beanspruchen in epidemiologischer Beziehung einen hohen litterarischen Werth. Wir nennen die bei Gelegenheit seiner Ernennung zum Protomedicus bezw. bei seinem Dienstantritt dem Erzherzog Palatin von Ungarn überreichte Schrift „De eo quod est in morbis epidemicum, dum protomedici Hungarici munus capesseret, disserit etc.“ (Pest 1802), ferner: „Abhandlung von der Verbindung der Lustseuche mit dem Scharbock und dessen Heilungsart“ (Wien 1791); „Beobachtungen aus der Arzneykunde“ (Wien 1792); „De febribus periodum habentibus observationes novae“ (Ebd. 1797); „Geschichte der Pest in Syrmien in den Jahren 1795 und 1796“ (2 Thle., Pest und Wien 1802; auch lat. Ofen 1802); „Nachrichten vom Scharbock in Ungarn im J. 1802 nebst Vorschriften der med. Polizei für nicht ansteckende Volkskrankheiten“ (Wien 1805); „Vorschriften der inländischen Polizei gegen die Pest und das gelbe Fieber rc.“ (Ebd. 1805). In med.-forensischer Beziehung sind werthvoll: „Aphorismi de politia medica auditorum commodo concinnati“ (Pest 1795) und „Elementa medicinae forensis“ (Ebd. 1802). Uebrigens hat S. in seiner Eigenschaft als Protomedicus von Ungarn insofern auch eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet, als er energisch die Einführung der Kuhpockenimpfung durchsetzte, das Chirurgenwesen organisirte und namentlich Curpfuscherthum und Quacksalberei mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfte.

Vgl. Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte rc., herausgegeb. von A. Hirsch, V, p. 278. Pagel.

Schraudolph: Johann v. S., Historienmaler, gehört zu denjenigen Künstlern, welche in der Aera König Ludwig's I. und durch die Huld dieses Maecen groß und berühmt und in der folgenden Epigonenzeit wie W. v. Kaulbach, Karl v. Piloty u. a. ebenso ungerecht beurtheilt, wie früher über ihren wahren Werth erhoben wurden. Unter den originalen Bahnbrechern steht S. wol nicht in erster Reihe, obwohl die Kraft und Ausdauer seiner Fähigkeiten höchst achtenswerthe Anerkennung verdient. Seinen Meister und Lehrer Heinrich v. Heß hat er niemals erreicht oder übertroffen, ebenso steht er an Feinheit und Frische der Erfindung unter seinen gleichzeitigen Genossen Joseph Anton Fischer und Joseph Scherer, welche, obgleich mehr begabte Naturen, nie in die gleiche Sonnenhöhe der königlichen Gnade gelangten. Dagegen gelang es ihm, eine Schule zu gründen, in welcher, nur mit geringer Ausnahme, die Scholaren in die breiten Fußtapfen des Meisters treten mußten. Johann S. wurde am 13. Juni 1808 zu

Oberstdorf im Allgäu geboren, welcher Landstrich überhaupt eine überraschende Zahl von Künstlern nach München lieferte; von seinem Vater lernte er das Tischlerhandwerk, gleichzeitig aber auch schon wacker Zeichnen und Oelmalen, da derselbe mit der, den Allgäuern überhaupt eigenen, vielseitigen Geschicklichkeit, einer von ihm gegründeten Feiertagsschule vorstand. So brachte unser Johannes, als er 1825 versuchsweise nach München zog, schon allerlei Kenntnisse mit. Eine wissenschaftliche Ausbildung wurde ihm indessen nicht; den Mangel derselben mußte er später durch das ganze Leben genug empfinden. Denn wenn man auch seinen eigenen Ausspruch: er habe nie etwas anderes, als die Bibel und die Legende der Heiligen gelesen, nicht wörtlich nehmen will, so steht doch so viel fest, daß er sich in das Studium der Kunsthistorie und der Geschichte nie absonderlich vertiefte, mit den Dichtern auf einem etwas gespannten Fuße blieb und von den übrigen Wissenschaften, selbst mit Einschluß der Theologie, sehr naive Anschauungen hegte. In den Mappen der Autographen-Sammler dürften Briefe von seiner Hand zu den größten Seltenheiten zählen, da eine Correspondenz zu erledigen ihm mehr Unbehagen und Mühe verursachte, als die Composition eines Bildes.

Völlig arm und mittellos, wie ehedem Pietro Vanucci nach Florenz, kam S. nach München; es schien unmöglich festen Fuß zu fassen. Schon gedachte er blutenden Herzens, in die Heimath zurückkehren zu müssen, als er dem guten Schlotthauer gerade noch rechtzeitig in die Hände fiel. Dieser echte Menschenfreund und immerdar hülfbereite Künstler nahm ihn an seinen Tisch und in sein Haus, sorgte für Arbeit, wies dem strebsamen Jüngling die Bahn, schuf ihm Gelegenheit zur Entfaltung und Verwerthung seiner rasch hervortretenden Fähigkeiten. S. arbeitete mit eisernem Fleiße, componirte und lithographirte einen Bildercyclus zu einer „Biblischen Geschichte für Kinder“ (München 1832 im Schulbücher-Verlag), welcher ohne den Namen des Zeichners erschien, längst vergriffen und vergessen wurde, aber doch beachtenswerth bleibt, weil darin das ganze Programm jener Münchener Kunstrichtung und der ganze S. mit allen seinen in der Folge großartig entwickelten Licht- und Schattenseiten deutlich ausgesprochen ist. Auch für die Reproduction des Holbein'schen „Todtentanzes“, welchen Schlotthauer durch Carl Högerl begonnen hatte, zeichnete S. ein Blatt, empfahl aber nach Högerl's Ableben seinen jüngeren Bruder Claudius S. (geboren 1813) zur Vollendung des Unternehmens. Im brennendsten Eifer nach Ausbildung seiner Fähigkeiten modellirte S. sogar ein Relief, malte Bildchen aller Art und zeichnete einen Carton für das erste in den Regensburger Dom bestimmte Glasfenster. (Vgl. Stuttgarter Kunstblatt 1828, S. 156.) Dann kam S. als Schlotthauer's Gehülfe in die Glyptothek und fand daselbst Gelegenheit, die technische Seite der Frescomalerei gründlich kennen zu lernen. Damit war der erste Schritt gethan in einer Kunstübung, worin S. später so große Erfolge errang. Seine Handfestigkeit und sein Farbensinn, dazu das leichtfließende Componirtalent empfahlen ihn an Heinrich Heß, als dieser jüngere Gehülfen für den großen Bildercyclus in der Allerheiligen-Hofkirche suchte. So war der junge Mann nicht allein alsbald geborgen, sondern auch schon im Stande, mit seinen Ersparnissen das väterliche Heim von drückenden Sorgen zu entlasten. Ebenso war es ein schöner, überaus anerkennenswerther Zug des treuen Herzens, daß S. baldmöglichst seine jüngeren Brüder, den trefflichen vorgenannten Claudius und den freilich minder begabten Matthias, nach München kommen ließ, ihre Ausbildung überwachte und sie zu tüchtigen Künstlern und Gehülfen an seinen Werken heranzog. Mit einer Begeisterung und einem Fleiße, der überhaupt durchs ganze Leben ihm zur Seite stand, schloß sich S., getragen von der freudigen Zuversicht des Gelingens, an Heinrich Heß. S. wäre vielleicht

mit gleichem Erfolge unter Cornelius, Peter Heß oder Rottmann vorwärts gegangen, hätte sogar als Verwaltungsbeamter oder Finanzmann eben so sicher sich ausgezeichnet, möglicherweise auch mit seiner metallreichen glockenreinen Stimme eine noch glänzendere Rolle als Heldentenor gespielt. Heinrich Heß erkannte diese gefüge Kraft und gewaltige Arbeitsfähigkeit und zog ihn (um 1832) zur Ausschmückung der Allerheiligen Hofkirche, wo S. bald selbständige Arbeiten unter den Augen des Meisters entwarf und zur Ausführung brachte; dazu gehören die Scenen aus der Geschichte des Moses: die Gesetzgebung am Sinai und der Mannaregen und das Schlagen des Wassers aus dem Felsen; auch die Gestalten des David und Saul, Samuel und Josua, die Evangelisten Marcus und Lucas sind von S., während zu den von Joh. Bapt. Müller gemalten „sieben Gaben des heiligen Geistes“ S. nur die Cartons zeichnete. Aber gerade diese Leistung reichte hin, ihm unter seinen Mitstrebenden, wie F. Binder, Max Seitz, C. Koch und Ludwig Moralt (geboren 1815 zu München, † am 24. Februar 1888 zu Reichenhall), einen entschiedenen Vorrang einzuräumen. (Vgl. Nr. 18 Stuttgarter Kunstblatt 1836, S. 75.)

Inzwischen war mit dem sanften und immer liebenswürdigen Claudius S. auch der geniale Joseph Anton Fischer (1814—1859) nach München gekommen. Beiden blühte das Glück alsbald Italien betreten und unter Ernst Förster's Leitung nach alten Meistern in Padua, Florenz und Mailand zeichnen zu können. Nach Fischer's Rückkehr wurden ihm, gemeinsam mit Johannes S., einige Cartons zu den Fensterbildern der Auerkirche übertragen — ein seltsames Experiment, zwei verschieden geartete Naturen an eine und dieselbe Aufgabe zu spannen. So entstanden gemeinsam die Bilder „Mariens Besuch bei Elisabeth“, der „Tod der Gottesmutter“ (mit dem von Fischer componirten „Grabzug der Madonna“) und die „Kreuzschleppung und Grablegung Christi“. Natürlich gab es alsbald mannichfachen Anstoß, wobei ihre Anschauungen und Gefühle weit auseinander gingen, zumal Fischer von einem größeren Schönheitssinn und einer ursprünglicheren Frische getragen und geleitet wurde; es kam zu scharf differirenden Erörterungen und S. behielt leider immerdar eine gewisse eifersüchtelnde Animosität gegen den geistig weit überlegenen jüngeren Collegen, dessen reine Seele kein Arg kannte. Man trennte also die Beiden und ihre Aufgaben. S. übernahm allein noch zwei Cartons („Christus als Knabe unter den Schriftgelehrten“ und „die Aufnahme Mariens in den Tempel“), um dann ganz zu den Arbeiten in der Basilika überzugehen, während Fischer neun weitere Fensterbilder (die übrigen hatten Röckel und Ruben übernommen) vollendete und dann die Compositionen zu den von König Ludwig in den Kölner Dom gestifteten Glasgemälden begann.

In der Basilika räumte Heinrich Heß seinem Schüler einen noch größeren Spielraum ein, indem er ihm nicht nur zwei kleinere Episoden und zwei Figuren von den die Apsis schmückenden Glaubensboten, sondern von dem großen, an den Wänden des Hauptschiffes hinlaufenden Freskencyclus aus dem Leben des Bonifacius fünf Bilder übertrug — eine auszeichnende Aufgabe, welche S. auch in glücklicher Weise löste. Hier schuf er (eine ausführliche Schilderung dieser Bilder findet sich in B. Stubenvoll: „Beschreibung der Basilika“, 1875, S. 61 ff.) wie Bonifacius den heidnischen Friesen predigt, die Bischofsweihe desselben, die Fällung der Donar-Eiche bei Geismar, die Salbung Pipin's zum König der Franken und das Begräbniß des Bonifacius. S. stand mit diesen Arbeiten ebenbürtig neben seinem Meister und bewährte „stellenweise, z. B. in den Köpfen der Bischofsweihe oder bei dem Bilde des Begräbnisses, eine bis dahin in München noch nicht erreichte Höhe technischer Vollendung in Verbindung mit edler Charakteristik und feingefühlter Zeichnung“ (E. Förster, Gesch. der deutschen Kunst, 1860, V, 121). Es gereicht dem edlen Heinrich Heß zur Ehre, daß, nachdem er abgelehnt hatte

den Dom in Speyer auszumalen, er für diese Arbeit seinen zum anerkannten Meister durchgebildeten, geliebten und ausgezeichneten Schüler in Vorschlag brachte. Während S. später zu Speyer malte, kam Erzbischof Sibour und verlangte die Ausschmückung einer Pariser Kirche; ebenso bot ihm Bischof Räß von Straßburg seinen Münster an — S. lehnte jedesmal für sich ab, ohne einen Anderen zu nennen oder zu empfehlen. Schon 1831 hatte S. sein erstes Bild, eine Madonna, in den Kunstverein gebracht; 1839 erwarb Prinz Karl von Baiern ein religiöses Bild Schraudolph's, dann kaufte König Ludwig 1840 die „heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde" (gestochen von J. M. Enzing-Müller als Kunstvereinsprämie für 1841) und 1843 die „heilige Agnes" (gestochen von August Volckert), welche später der Neuen Pinakothek einverleibt wurden; sie erreichten eine unglaubliche Popularität, wurden unzählige Male copirt und in allen Arten der damaligen Technik reproducirt; 1853 mußte sogar der leider früh verstorbene Andreas Lochner, einer von Schraudolph's besten Schülern, ein Gegenstück (der heilige Joseph mit dem Jesuskinde, gestochen von Fleischmann u. W. Baumann) malen, welches eine gleich volksthümliche Aufnahme erfuhr. Wir staunen heutzutage, daß dergleichen Sächelchen damals solches Aufsehen zu machen im Stande waren; da sich die Welt dreht, liegt eine Nutzanwendung für viele unserer neuesten, vielgepriesensten Erzeugnisse nahe. Im Kunstverein erschienen damals (1842) zwei sorgfältigst durchgeführte Skizzen, ob deren subtiler Ausführung bis ins kleinste Detail unsere heutigen Kunstjünger erstaunt erbeben würden; damals nannte man noch bescheiden eine „Skizze", was nun ob der minutiösen Durchbildung als unerreichbare Vollendung bewundert würde. Es waren, je 35 Centimeter breit und 17 Centimeter hoch, die „Weihe des Bonifacius zum Bischof" und die „Predigt desselben vor den Friesen", beide, wie auch die spätere Folge, im Besitze des allmächtigen Kunstbeschützers Leo v. Klenze. Darauf folgte (1843) die in ein stark verwaschenes Gewand (oben erwähnte) costümirte „heilige Agnes" und „Ruth und Nemi auf der Reise nach Bethlehem" (im Besitze des Grafen Belvèse in Paris, lithographirt von P. Herwegen als Nietenblatt des Salzburger Kunstvereins für 1863). Das nächste Jahr brachte einige Engel, eine Madonna, einen Christus als Kinderfreund und ein Abendmahl, ziemlich große Zeichnungen, welche in der griechischen Kirche zu Serjeßki im Auftrag des Herzogs von Leuchtenberg zur Ausführung kamen.

Als Vorbereitung auf die große Aufgabe in Speyer, womit König Ludwig ihn betraut hatte, unternahm S. im December 1844 eine achtmonatliche Studienfahrt nach Rom, wo ihn ein Empfehlungsschreiben des Heinrich v. Heß bei Overbeck einführte. Daß trotz der kindlichsten Pietät vor dem damals höchst gefeierten Meister das „anch' io sono pittore" in S. wiederklang, ist bei seiner auf Massenproduction angelegten Natur leicht erklärlich, ebenso aber auch daß selbe weder erweitert, noch vertieft werden konnte. Dann ging S. mit dem glücklichen Bewußtsein, völlig auf dem richtigen Wege zu sein, mit gesammelter Kraft an die Ausführung seines größten Werkes im Dom zu Speyer.

Die ersten Entwürfe dazu reiften schon während des römischen Aufenthalts. Abweichend von der Praxis vieler Zeitgenossen, welche ihren Gehülfen einen größeren Spielraum überließen, schuf S. die Compositionen zu sämmtlichen Bildern in der Kuppel und den drei Chören, ebenso entwarf er den größten Theil der Bilder im Langhause (Mittelschiff), nur einzelne übertrug er den unmittelbar unter seinen Augen und streng nach seinen Intentionen schaffenden Schülern. Die Cartons zu den wichtigsten Gemälden zeichnete er selbst. Auch behielt er nicht nur die Ausführung der schwierigsten Bilder für den eigenen Pinsel, sondern überwachte selbstverständlich alle Arbeiten seiner Gehülfen tagtäglich mit Rath und That.

Nach den nöthigen Vorarbeiten begann S. am 8. Juni 1846 mit seinem Bruder Claudius S. und Joseph Mesl (dieser Künstler unrichtiger Weise auch „Mösl“ geschrieben, wurde zu Köstendorf bei Salzburg geboren, starb schon 1851 und blieb mit nicht ungewöhnlicher Einmüthigkeit von der ganzen neueren Kunstgeschichte völlig ignorirt) seine große Aufgabe. Eine Geschichte des ganzen Werkes ist hier eben so wenig unsere Aufgabe, wie eine Beschreibung des mächtigen, in seinem Zusammenhang so tiefsinnigen Bildercyclus, wozu der gelehrte, fromme und liebenswürdige Bischof Dr. Nikolaus v. Weis in geistreicher, historisch und dogmatisch richtiger Weise die bis ins einzelnste reichende Grundidee gab. (Vgl. außerdem auch E. Förster's eingehenden Bericht in Nr. 15 Deut. Kunstblatt 1850.) Nur einige äußere Zwischenfälle zu erwähnen ist an dieser Stelle gestattet. Noch im Laufe des Sommers war des Malers Leben plötzlich gefährdet: unbedacht zurücktretend zum Beschauen seiner Arbeit gerieth S. auf ein nicht gehörig befestigtes Brett, es wich und der Künstler stürzte in die Tiefe, fing aber im Fallen, glücklicher Weise schnell besonnen, einen vorstehenden Balken des Gerüstes, an welchem er sich starken Armes wieder emporarbeitete. Der Lärm des Jahres 1848 drang nicht in die heiligen Hallen; daß König Ludwig dem Throne entsagte, änderte nichts an dieser künstlerischen Aufgabe, da König Maximilian II. mit gleichem Interesse dieselbe zu fördern beschloß. Schlimmer drohte das nächste Jahr: Der Brand von Ludwigshafen leuchtete herauf zum Kaiserdome, der Kanonendonner von Waghäusel und Ubstadt widerhallte an seinen Mauern; eines Tages brach gar ein buntes Freischarengewimmel in Blousen mit Sensen und Spießen in den Dom. Aber die wilden Gesellen wurden still, schauten fast andächtig zu den ruhigen Malern hinauf und zerstoben dann lautlos, wie von scheuer Ehrfurcht ergriffen! Dazwischen gab es auch Ausflüge in der Nachbarschaft, z. B. nach dem schönen Stifte Neuburg bei Heidelberg, wo Frau Rath Schlosser die bekannte Gastlichkeit ihres Gatten fortsetzte und für Künstler, Gelehrte und Dichter ihr stilles Heim offen hielt. — In Speier bot das Haus des leutseligen Bischofs Nikolaus Weis immer Gelegenheit zu neuen Bekanntschaften, hier gastete der feinfühlige edle E. v. Steinle, Overbeck, Ph. Veit, der damals als Dichter der „Amaranth“ so viel gefeierte, an toller Jugendlust überschäumende Oskar v. Redwitz, der Dramatiker G. W. Molitor u. s. w. — Im Winter wurden zu München regelmäßig die neuen Zeichnungen und Cartons gemacht und die Entwürfe dem Könige Ludwig vorgelegt, welcher bisweilen einen oder den anderen Wunsch aussprach, auch eine kleine Aenderung wünschte, immer aber in eigenen Handschreiben den Meister seiner vollsten Hochachtung versicherte. Die Familie bewahrt noch vierzehn solcher Briefe, in welchen der König immer mit vollstem Lobe seine Freude über das fortschreitende Gelingen des Werkes ausspricht und meistentheils mit Grüßen an den Bischof, einmal sogar an alle Gehülfen Schraudolph's schließt. Merkwürdig ist auch die Vorsorge des Königs, daß S. inzwischen als Oelmaler ja nicht aus der Uebung komme. Jeden Sommer zog dann der Meister wieder nach Speier, meist mit anderen Gehülfen, bis er endlich am 10. September 1853 an dem großen Schlußbilde, welches er ganz im Sinne eines mittelalterlichen Meisters ex voto schuf, den letzten Strich that. — Mit freundlichstem Entgegenkommen hatte S. gleich zu Beginn seines Werkes seine früheren Collegen als Beiständer und Mithelfer eingeladen. Aber es gab manchen Korb und Stoß und Puff. Denn da der Meister drängte und trieb und selbst, mit dem besten Beispiele vorangehend, die gleiche aufreibende Thätigkeit von seinen Genossen verlangte und forderte, stand Mancher gelassen ab oder ging auf eigenen Pfaden weiter. In erster Reihe half ihm sein treuer Bruder Claudius S., welcher inzwischen auch im griechischen Königsschlosse zu Athen als tüchtiger Freskotier sich erprobt hatte;

dann der wackere Tiroler Franz Hellweger (1812—1880), der rastlose Franz Wurm (geboren 1816 zu Stiefenhofen im Allgäu), welcher gleichfalls in Athen einige Wandbilder geschaffen hatte, aber zu viel eigenen Geist und unruhige Wanderlust hegte, alsbald von S. weg nach Frankreich pilgerte, wo er als Glasmaler an der Kathedrale zu Nantes und bald darauf mit Fresken in England (in Stonyhorst bei Preston) sich glänzend bethätigte, bis dieser vielerfahrene Odysseus wandermüde am 11. Juli 1865 zu Gutenberg in der Heimath endete. Da war ferner der liebenswürdige Andreas Mayer aus Unter-Thingau (zum Unterschiede von Anderen seines Namens, ob seines blonden Bartes der „rothe Mayer" benannt), der vorerwähnte Joseph Mesl, Johann Karl Koch aus Hamburg, der fleißige Alois Süßmayr (geboren am 15. Januar 1825 zu Landsberg am Lech, † als Zeichnenlehrer zu Eichstätt am 9. December 1885), der bildschöne Jacob Speth († 1855 zu Dietenheim in Württemberg), der hochbegabte Johann Kaspar (geboren am 20. Januar 1822 und † am 23. October 1885 zu Obergünzburg), der unermüdliche Max Bentele (geb. am 20. Juli 1825 zu Lindenberg), ferner Georg Mader (geboren am 9. September 1824 zu Steinach in Tirol, † am 31. Mai 1881 zu Gastein), welcher durch seine Fresken in der Kirche zu Brunecken (Pusterthal) einen bleibenden Namen errang, dazu noch der kleine, leider mißwachsene, aber reich begabte Adolf Baumann (geboren am 12. December 1829, † am 5. Februar 1865 zu München): Das waren die Männer, mit deren wechselnder Beihülfe S. das große Werk begann, durchführte und glücklich vollendete, wobei auch der biedere Decorationsmaler Josef Schwarzmann (1806—1890) nicht vergessen werden darf, welcher die schwere Verpflichtung, den Dom mit passender Ornamentik zu umkleiden, in wirklich künstlerischer Weise löste.

Natürlich erfuhr das Ganze die verschiedenartigste Beurtheilung. Die gelehrte Archäologie konnte den Schreck nicht verwinden, daß ein romanischer Bau mit Schöpfungen im modernen Stile „geschändet" und nicht mit kauzend verzwickten Krüppelgestalten und gleichzeitigem ornamentalen Schnickschnack ausgemustert ward. Das archaistische Lamento wurde vom Fortissimo der unbedingten Bewunderer übertönt, welche die vom wissenschaftlichen Standpunkte leise auftauchenden Einwürfe als flagrante Ketzerei verdammten; sie brachten in Prosa und gebundener Rede ihre Gefühle zum Ausdruck. Dagegen fehlte es auch nicht an näselnden Kritikern, welche in verstockter Böswilligkeit des Herzens einzelne Bilder mit Lob erhoben, von denen sie zu wissen wähnten, daß dieselben nicht aus des Meisters eigenen Händen kamen! S. machte kein Hehl daraus, sondern gab Jedem die Ehre, wobei er freilich ganz im volksthümlichen Stile niemals beizufügen vergaß: die Sachen seien nur deshalb so gut geworden, weil er beständig dahinter war, sonst hätten, wie er sattsam zu verstehen gab, wohl arge Dinge passiren können. Als im J. 1850 eine Serie von 15 Zeichnungen im Münchener Kunstverein erschien, stand unter jedem Bilde auch der Name des betreffenden Künstlers, z. B. die Himmelfahrt Mariens von Claudius Schraudolph; Kaiser Konrad III. empfängt den hl. Bernhard, von Andreas Mayer; Abzug des hl. Bernhard aus Speier und wie derselbe einen lahmen Knaben heilt, von J. C. Koch; die Weihe des hl. Stephanus von J. Mesl; der hl. Stephan vor dem hohen Rathe, von Claudius Schraudolph; auf Gebot des Papstes Stephan stürzt ein Götterbild, von J. Mesl; Enthauptung des Papstes Stephan, von Andreas Mayer u. s. w. Bei einer zweiten Serie im J. 1851 gab S. nur Werke von seiner eigenen Hand. — Anerkennung und Ehren häuften sich. Zu Neujahr 1848 erhielt S. den Verdienstorden vom hl. Michael. Am 1. October 1849 wurde S. Professor an der Akademie, wozu ihn König Ludwig schon im März 1849 durch ein eigenes an Minister v. Ringel-

mann gerichtetes Handschreiben dringend empfohlen hatte. Bei Gründung des Maximilian-Ordens für Kunst und Wissenschaft befand sich S. unter den Ersten, welche damit ausgezeichnet wurden. König Ludwig I. hielt den Maler immerdar in Ehren, besuchte häufig sein Atelier, wo er beinahe jedes Mal neue Gemälde vorbereitet fand, von denen der großmüthige Maecen manches für die Neue Pinakothek erwarb. Mit der daselbst befindlichen Reihe von Oelbildern bewies S., daß er, so viel es eben an ihm lag, den Wettkampf mit seinen jüngeren Zeitgenossen nicht scheute, daß er „in die Farbe ging" und ohne dem auftauchenden Realismus zu verfallen, doch der Naturwahrheit huldigen könne. Wir nennen (vielleicht nicht ganz in der Zeitfolge ihrer Entstehung) die großen Bilder „Himmelfahrt des Herrn", „Christus heilt die Kranken", und die kleineren „Maria und Magdalena in Begleitung des Jünger Johannes auf Golgatha sehen Christum an das Kreuz schlagen" (1863), eine ernste würdige Composition, welche mit dem wahren Ausdruck des Schmerzes erst recht zur Geltung gelangt, wenn man den Opernspektakel eines Paul Delaroche, welcher dasselbe Thema behandelte, sich in Erinnerung ruft. Eine „Madonna mit dem himmlischen Kinde und dem kleinen Johannes" kaufte der König 1864, ebenso zwei kleine schwebende „Engel" und 1865 den „reichen Fischzug", dem man jedoch die Angst anmerkt, jede Erinnerung an seine großen Vorgänger vermeiden zu wollen. Im Auftrage Königs Max II. fertigte S. für die weltgeschichtliche Galerie im „Maximilianeum" eine große „Geburt Christi und Anbetung der hl. drei Könige" (photographirt von Hanfstängl), wobei der Künstler in wolthuender Weise einen kühnen Griff in die neueste Assyrologie wagte, welcher ihm aber bei einer „Esther vor König Ahasver" (1867) in Alma-Tadema's Manier weniger glückte. Sein aushaltender Fleiß wußte allen Ansprüchen zu genügen; er malte Engel für Fräulein Emilie Linder (im Museum zu Basel), zeichnete unzählige Cartons für englische, russische und deutsche Kirchenfenster, darunter auch etliche für die Landshuter Martinskirche. Weiter entstanden noch zahlreiche Fresken, z. B. „Jairi Töchterlein" am südlichen Camposanto in München (gemalt von Adolf Baumann; ein Holzschnitt in Nr. 770 „Illustr. Ztg.", S. 224, Lpz. 1858). Er arbeitete, insbesondere durch seinen Bruder Claudius S. unterstützt, rüstig weiter, freilich nicht mehr so wohlgemuth, da das Alter mit gichtischen Schmerzen fühlbar wurde. Immer seltener erklangen seine Lieder. Unser Maler gebot über eine prachtvolle, metallreiche Stimme, welche ihn auch auf der Bühne zu großartigen Erfolgen und einem Heldentenor ersten Ranges befähigt hätte. Es war eine Alle überraschende Lust ihn singen zu hören, wenn er, begleitet von seinem „Bruder Claudi", den Xylographen Joseph Blanz (1816 bis 1881) und Franz Kreuzer (1817—1872) die echten Almenlieder seiner Heimath erklingen ließ und plötzlich ins Falset überschlagend, die bergfrischen Jodler mit einer Breite und Bravour und einem Metall jubelnd hinaussang, die jeden Zuhörer zu staunender Fröhlichkeit hinrissen. Bei solchen festlichen Abenden holte dann auch der Bruder Claudius seine Zither hervor und spielte in seelenvollen Klängen, daß selbst der unvergleichliche Petzmayer verwundert lauschte.

Wie sein Leben sich zu neigen begann, gab es mannigfach Trübes und Helles. Der Vater hatte der Mehrzahl seiner Kinder ins Grab zu schauen. Doch erblühte auch eine Reihe von Enkeln. Im J. 1866 und 1870 zogen zwei Söhne in den Krieg und hatten das Glück wieder in das väterliche Haus zurück zu kehren: Der älteste Johann S., vielfach ausgezeichnet, schied als Major 1883 wegen Krankheit aus dem Militärdienst; der andere, nach seinem Oheim benannte, jüngere Claudius S. wurde in Frankreich verwundet und vertauschte das Portepée wieder mit der Palette. Da dieser frühzeitig seine eigenen Wege ging und der religiösen Kunst sich nicht zuwendete, so mag seine Stellung im elterlichen

Hause eine Zeitlang keine erfreuliche gewesen sein, bis der Vater, versöhnt durch die eminent coloristische Begabung und deren Erfolge, wieder die alte Liebe gewährte; er bekleidet seit Jahren die Stelle eines Directors an der Kunstschule zu Stuttgart. — Im J. 1875 starb seine Gattin, mit welcher S. seit 1833 in zweiundvierzigjähriger glücklicher Ehe gelebt hatte. Drei Jahre darauf verließ er die Akademie und den unterdessen doch verringerten Kreis der Schüler und trat in den erbetenen, wohlverdienten Ruhestand. Der folgende Winter brachte allerlei Leiden, die der immer noch rüstige Mann glücklich bestand, bis eine plötzliche Lungenentzündung am 31. Mai 1879 sein Leben abschloß.

S. war eine offene, echte und wahre Natur, ein ganzer Sohn seiner Berge; er blieb demüthig und bescheiden über sein eigenes Schaffen, aber stolz auf die heilige Kunst, welcher er diente. Das Wort des afrikanischen Kirchenvaters: „Euere Weisheit sei ohne Hochmuth, aber euere Demuth sei nicht ohne Weisheit“ schien unserem Maler ganz auf den Leib geschrieben. Ein böswilliger, neidischer Epigrammatiker warf ihm das geflügelte Wort nach, als habe er in seiner Kunst beides zu vereinen gewußt und in ihr nicht allein die hohe, himmlische Göttin, sondern auch die tüchtig mit Butter versorgende Kuh verehrt.

Seine Schüler, welche er gerade nicht verzog oder verhätschelte, hielten ihn hoch und werth und bewiesen dieses bei jeder Gelegenheit; sie inscenirten das Fest zur silbernen Hochzeit (1857) und überbrachten ihm als im October 1874 das erste säculare Viertel seiner akademischen Lehrthätigkeit abgerundet war, ihren Dank in Form einer pompösen Adresse und eines prachtvollen Albums. Sie gliedern sich in eine ältere und eine jüngere Generation. Zu den ersteren zählen außer den Vorgenannten: Julius Frank, Hugo Barthelme, Andreas Lochner, der auch bisweilen ins Genrehafte überspielende Max Zimmer und der arme Adam Huber, welcher ebenso wie Mintrop, vom Pflug und dem Soldatenstand zum Künstler sich durchschlug, über dem schweren Ringkampf um das Dasein aber erschöpft am 25. Februar 1863 erlag, gerade als das Leben mit schöneren Aufträgen eine günstige Wendung zu nehmen beliebte. Zu den jüngeren gehören Max Fürst, der auch als Sänger gerühmte Ludwig Glötzle, Joseph Zink und A. v. Felsburg. Auch der in der Specialität von Hochzeits- und Kindtaufbildern in Rokoko-Costümen excellirende K. Herpfer zählte ehedem zu Schraudolph's Schülern, ebenso wie ursprünglich Matthias Schmid, welcher mit einer „Grablegung Christi“ (photographirt 1864 von Albert, Holzschnitt in Nr. 1137 der „Illustrirten Zeitung“, Lpz. 15. April 1865) und einer „Verleihung der Schlüsselgewalt an Petrus“ (1866 photographirt von Albert) seinem Meister das „Wie er sich räuspert und wie er spuckt“ wacker abgesehen hatte, bis er plötzlich zu Piloty überging, wunderbar schnell das Mysterium seiner Palette erfaßte und, freilich auf einem ganz anderen Wege, durch seine „Pfaffenbilder“ eines vielangefeindeten Namens sich erfreute. — Uebrigens hielt S. seine ächten Schüler in scharfer Unterwürfigkeit; jeder Versuch einer selbständigen Regung, der leiseste Hang nach Originalität wurde mit dem stereotypen „Das hab' ich noch nirgends gesehen, das darf man nicht machen“, kategorisch beseitigt. Dieses Wort, ebenso der immer wiederkehrende Rath „Alles schön zusammen zu arbeiten“, war für S. sehr charakteristisch. Es ging ihm wie dem Peruginer Pietro Vanucci: Anfänglich durch die Innigkeit seiner Empfindung und das Streben nach fortschreitender Formgebung überraschend und alsbald seine Höhe erringend, hielt er sich lange Zeit auf der schnell erreichten Bahn, strebte in seiner Weise nach weiterer Vollendung, wiederholte sich aber in sichtbarer Ermüdung, ebenso ungemüthlich und unerfreulich wie W. v. Kaulbach. Auch er liebte den phraseologisch-aufgeputzten „historischen“ Kothurn, dasselbe Einwickeln seiner Figuren in unmöglichen Drapirungen, welche seine Schüler bis zur Unerträglichkeit nachmachen

mußten. Das anfänglich etwas sentimentale Colorit wurde dann in der Folge „schön“ und die guten Apostel mit ihren glatten Modellköpfen gingen in ladenneuen, schneiderfrischen Gewändern und glattfrisirten Toiletten als himmlische Stutzer par excellence. Der Rückschlag blieb nicht aus; was unsere Impressionisten und Taglichtmaler im Straßen-Jargon des gemeinsten Lebens dagegen leisten, ist abermals eine nur ungleich widerwärtigere Versündigung an der objectiven Wahrheit und dem unerschütterlichen Kanon der ewigen Schönheit.

Ein dritter Bruder, Matthias S. (geb. 1817), widmete sich gleichfalls der religiösen Kunst, ohne seine Vorbilder zu erreichen. In tiefer Frömmigkeit einem mehr beschaulichen Leben zugethan, trat derselbe als demüthiger „Frater Lucas“ in das Benedictinerstift Metten bei Deggendorf, wo er in stiller Weltabgeschiedenheit für arme Landkirchen viele fromme Altarbilder malte, von welchen eine Anzahl auch durch G. J. Manz in Regensburg durch Stahlstich vervielfältigt wurden. Er starb zu Metten am 6. Februar 1863.

Vgl. Raczynski, II, 328—33 ff. — E. Förster, Geschichte der deutschen Kunst, 1860, V, 120 ff. — Beilage 163 „Allgemeine Zeitung“ vom 12. Juni 1879 und Max Fürst in Nr. 79 und 80 des Augsburger „Sammler“ vom 5. und 8. Juli 1879. — Regnet in Lützow's Zeitschrift, 1879, XIV, 616 ff. — Fr. Pecht, Geschichte der Münchener Kunst, 1888, S. 120. — Carriere in Westermann's Ill. Monatsheften, October 1888, S. 63.

Hyac. Holland.

Schrautenbach: Ludwig Karl Freiherr v. S., hervorragendes Mitglied der Brüdergemeine und Biograph Zinzendorf's, geboren am 18. Februar 1724, † am 12. August 1783. S. wurde zu Darmstadt als Sohn des hessendarmstädtischen Regierungsrathes Karl Ernst v. S. (geboren 1691 zu Darmstadt) und seiner Gemahlin Rebecca Theodore Freiin v. Oeynhausen geboren, welche ihrem Manne das Gut Lindheim in der Wetterau, unweit Hanau, als Heirathsgut mit in die Ehe gebracht hatte. Vater und Mutter hielten sich zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse zu den Erweckten, welche seit dem Jahre 1733 in der Wetterau immer mehr Boden gewannen. Durch einen Freund ihres Hauses, einen Herrn v. Stein, auf Zinzendorf und seine Gemeindegründung in Herrnhut aufmerksam gemacht, boten sie Zinzendorf, als er im Frühjahr 1736 nach seiner Vertreibung aus Sachsen in der Wetterau Zuflucht suchte, ihr Schloß zu Lindheim als Wohnungsstätte an. Die persönliche Bekanntschaft mit Zinzendorf bestimmte sie, der Brüdergemeine beizutreten und ihren Sohn Ludwig der Obhut Johann Nitschmann's des Mähren anzuvertrauen, welcher ihn und den Sohn des Grafen, Christian Renatus v. Zinzendorf, sowie den gleichaltrigen Karl v. Schachmann aus Königshain in der Oberlausitz († 1789 zu Herrnhut. Vgl. den „Brüderboten“, 13. Jahrg., 1875, S. 131) als Mentor nach Jena begleitete, wo die drei Jünglinge von erweckten Studenten unterrichtet wurden. Im J. 1738 kehrten die Genannten gemeinschaftlich nach der Wetterau zurück, wo ihre Erziehung unter der ferneren Leitung Nitschmann's in dem Seminar der Brüdergemeine zu Marienborn vollendet wurde. S. trat hierauf in den Dienst der Gemeine und war seit dem Jahre 1747 Mitarbeiter im Chor der Jünglinge zu Herrenhaag. Im J. 1748 begleitete er Zinzendorf nach Herrnhut und vermählte sich dann am 16. August desselben Jahres mit Sophie Auguste, Gräfin Reuß-Ebersdorf, einer Tochter des regierenden Grafen Heinrich XXIX. von Reuß-Ebersdorf, dessen Schwester Erdmuth Dorothea die Gemahlin des Grafen Zinzendorf war. So durch nahe Familienbande an die Person des Grafen gefesselt, folgte er Zinzendorf im J. 1749 nach England, um als Deputirter der Brüdergemeine den Parlamentsverhandlungen über ihre Anerkennung im britischen Reiche beizuwohnen. Von England nach Herrnhut zurückgekehrt, zog er sich nach

dem Tode seines Vaters (Karl Ernst v. S. ist auch als Liederdichter der Brüdergemeine aufgetreten. Von ihm rührt das Lied: „Der arme Sünderstand ist Jesu nach verwandt“ [Nr. 849 des alten Brüdergesangbuches, in das neue nicht aufgenommen] her), welcher am 19. Februar 1750 zu Herrnhut erfolgte, auf sein Gut Lindheim zurück, wohin ihn die Nothwendigkeit, seine Vermögensverhältnisse zu ordnen, rief. Auf diese Weise wurde er Augenzeuge der Auflösung des Herrenhaag und der Ueberſiedelung der Brüderanstalten aus der Wetterau nach Herrnhut. Zinzendorf wollte auch jetzt noch seiner Mitwirkung nicht entbehren und übertrug S. die Vertretung der schlesischen Gemeinen bei der Provinzialregierung und beim Ministerium in Berlin. S. zeigte jedoch keine Neigung, auf den Antrag des Grafen einzugehen, und hielt sich namentlich seit dem Tode seiner Gemahlin im J. 1753 äußerlich und innerlich von der Brüdergemeine fern, ohne jedoch jemals die Verbindung mit ihr ganz abzubrechen oder gar aus ihrer Gemeinschaft auszutreten. Im J. 1758 fand noch einmal in Barby eine Begegnung Zinzendorf's und Schrautenbach's statt. Doch scheint es nicht, als ob sie eine Erneuerung des gegenseitigen Vertrauens unter den beiden Freunden wieder herbeigeführt hätte. Im J. 1765 finden wir S., der wiederholt seine Ueberſiedelung nach Herrnhut in Aussicht gestellt hatte, zum letzten Male daselbst zu Besuch, wo er am 12. (oder 13. ?) Februar dem Heimgang seiner Mutter beiwohnte und noch im Juli anwesend war. Als das Unitäts-Directorium mit dem Grafen v. Büdingen im J. 1768 um Wiederherstellung des Herrenhaags unterhandelte, bot S. ihm sein Gut Lindheim für eine neue Gemeinegründung an, hatte aber nicht die Genugthuung, daß sein Plan zur Ausführung kam. Da er ein Darlehn von den Brüdern erhalten hatte, das er nicht zurückzahlen konnte, blieb er mit ihren Leitern fortwährend in Correspondenz. Besonders lebhaft entwickelte sich sein Briefwechsel mit seiner Schwägerin Charlotte Luise Gräfin Reuß in Herrnhut, welcher jedoch nur bis zum Jahre 1772 auf uns gekommen und im Tone inniger Liebe und Freundschaft gehalten ist. Im übrigen wandten sich in den späteren Lebensjahren Schrautenbach's Interessen auch noch anderen Personen und Dingen zu. Seit seiner Rückkehr in die Heimath verkehrte er viel in Darmstadt, wo ein Onkel von ihm lebte, mit dem Kriegsrath Joh. Heinrich Merck und am Hofe der großen Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, in deren Gefolge er im Frühjahr 1773 nach Petersburg reiste, wo er von der Kaiserin Katharina II. durch mancherlei Beweise der Hochachtung ausgezeichnet wurde. Auch bei anderen Fürsten und Staatsmännern stand S. in hohem Ansehen, z. B. beim König Friedrich II. von Preußen und Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, dem er durch seinen Freund Merck bekannt geworden war. Ebenso hielt Goethe große Stücke auf S. Er stand mit ihm im Briefwechsel, wie wir aus einem Brief an Merck vom 7. April 1780 ersehen, und beklagte Merck wegen des Verlustes eines der „besten Menschen“. Am wohlsten aber scheint S. sich in stiller Einsamkeit befunden zu haben, die ihm sein Gut Lindheim bot. Deshalb hat ihm auch Joh. Georg Zimmermann in seinem Buche über die „Einsamkeit“ (IV, Frankf. u. Leipz. 1785, S. 221) ein schönes Denkmal gesetzt. Zimmermann nennt S. einen „politischen Karthäuser“ und bemerkt dann weiter: „Ein größerer Kopf lebte damals vielleicht an keinem Hofe in Deutschland. Nirgends fand ich einen scharfsinnigeren Beobachter der Menschen und ihrer Thaten, einen genaueren und billigeren Prüfer der Welt und aller Menschen, die in der Welt eine große Rolle gespielt haben. Er kannte einige der größten Personen auf den Thronen von Europa aus persönlichem Umgang. Nirgends fand ich eine freiere, offenere, redlichere, stärkere und sanftere Seele, nirgends ein Auge, das wahrer und richtiger in allem durchsah, wohin Menschenaugen reichen, und nirgends einen Mann, an dessen Brust ich lieber

hätte mögen leben und sterben. Einfach und bescheiden war sein Landhaus und kunstlos sein Garten und ländlich sein Mahl. Ein wahrer Himmel war mir die Einsamkeit in der Wetterau, wo er, der Freiherr v. S., dem Himmel lebte." Der Zurückgezogenheit Schrautenbach's in Lindheim verdanken wir zwei Werke, deren eines wenigstens ihm für alle Zeiten das Andenken der Brüdergemeine und ihrer Freunde erhalten wird. Wir meinen sein Werk: „Der Graf v. Zinzendorf und die Brüdergemeine seiner Zeit", herausgegeben von F. W. Kölbing. Gnadau 1851; 2. Aufl. 1871. Die Lectüre von Spangenberg's Lebensbeschreibung des Grafen Zinzendorf veranlaßte S., seine Erinnerungen an den Grafen niederzuschreiben, zunächst nur, um sich die Gestalt seines Freundes noch einmal recht lebhaft zu vergegenwärtigen, keineswegs aber, um sie durch den Druck zu veröffentlichen. Vielmehr sollte das Werk, das S. im J. 1782 der damals in Berthelsdorf versammelten Synode der Brüdergemeine vorlegte, nach seiner Bestimmung stets Manuscript bleiben. Daraus erklärt sich seine späte Veröffentlichung, welche übrigens ohne Beigabe der von S. gesammelten „Originalstücke" veranstaltet wurde. S. sagt von seiner Arbeit ausdrücklich, daß sie „keine Brüderschrift" sei. In der That nimmt er in ihr einen viel freieren Standpunkt ein als Spangenberg und die übrigen zeitgenössischen Biographen Zinzendorf's, und gestattet sich, bei aller Bewunderung für seinen Helden einzelne seiner Schritte ungünstig zu beurtheilen. Auch heute, nachdem die Forschung über Zinzendorf erhebliche Fortschritte gemacht hat, bleibt das Urtheil Tholuck's zu Recht bestehen, daß „die Charakteristik Schrautenbach's das Merkwürdigste sei, was bis jetzt über Zinzendorf erschienen ist". — In dem gleichen Jahre, in dem S. seine Biographie Zinzendorf's aus der Hand legte, im J. 1782, vollendete er auch seine „Religionsideen eines Ungelehrten" (mit einer biographischen Einleitung im Auszug herausgegeben von Hermann Plitt, Gotha 1876). Auch zu Abfassung dieser Schrift wurde er durch die Lectüre einer Aufsehen erregenden litterarischen Erscheinung veranlaßt. Er hatte die von Lessing herausgegebenen „Wolfenbüttler Fragmente" gelesen und fühlte sich gedrungen, seine starken Bedenken gegen diese rationalistische Gottesbetrachtung in einer fortlaufenden Reihe von religionsphilosophischen Erwägungen mit apologetischer Tendenz, aber ohne streng logische Ordnungen, für sich und ohne die Bestimmung für die Oeffentlichkeit niederzuschreiben. Offenbar müssen die Freunde Schrautenbach's von der Existenz dieser Schrift, sowie von der seiner Arbeit über Zinzendorf Kenntniß gehabt haben, da der Herzog Karl August nach Schrautenbach's Tod Merck beauftragte, sich nach ihnen umzusehen, damit sie nicht verloren gingen. Durch testamentarische Verfügungen Schrautenbach's kamen die Manuscripte jedoch in das Brüderarchiv nach Herrnhut, während Schrautenbach's Verwalter Rösch alle übrigen Papiere und Privatbriefe ungelesen auf den Wunsch seines Herrn verbrennen mußte. Seine Bibliothek hatte S. testamentarisch für die Bibliothek der Brüdergemeine zu Barby bestimmt. Er starb zu Stade bei Lindheim im Hause seines Freundes, des Herrn v. Löw, am 12. August 1783 im Alter von 59 Jahren.

Vgl. Erinnerungen an den Grafen Zinzendorf. Berlin 1828. S. 29—41. — Hermann Plitt in seiner Ausgabe von Schrautenbach's Religionsideen. Gotha 1876. S. 1—28. — Der Brüderbote. 1875. 13. Jahrgang. Herrnhut o. J. S. 123. 130. 191 ff. 273—283. 306—318. — Briefe an Joh. Heinr. Merck. Hrsg. von Karl Wagner. Darmstadt 1835—1838 und Leipzig 1847. I, 212. 230. 248. 338 ff. 345. 395—397. II, 219. 226. III, 87 ff. — Georg Zimmermann, Joh. Heinr. Merck. Frankfurt a. M. 1871. S. 31 ff. 38. — Goethe's Werke (Ausgabe der Großherzogin v. Sachsen). Abth. Briefe. III, 214, 21. IV, 204, 21. VI, 35, 4. 192, 12. — Ph. A. F. Walther, Die „große Landgräfin" Caroline von Hessen. Darmstadt 1873. S. 37. 42.

76. — Briefwechsel der „Großen Landgräfin“ Caroline von Hessen. Hrgg. von Ph. A. F. Walther. Wien 1877. Bd. I. 124. 126. 339. 340. 390. 392. 393. 402. 416. 420. 431. 438. 467. 469. Bd. II. 271. — Im neuen Reich. Jahrg. 1877, I. S. 902.

H. A. Lier.

Schreber: Daniel Gottlieb Moritz S., Arzt und Pädagog, wurde am 15. October 1808 zu Leipzig als der Sohn eines Advocaten geboren, erhielt daselbst seine Schulbildung und studirte seit 1826 an der dortigen Universität Medicin. Nachdem er 1833 die Doctorwürde erlangt hatte, begab er sich auf Reisen; als ärztlicher Begleiter eines russischen Edelmanns besuchte er mehrere Mineralbäder Deutschlands, hielt sich längere Zeit im mittleren und südlichen Rußland auf, besuchte auf der Heimkehr Wien, Prag und Berlin und wußte einen längeren Aufenthalt an diesen Orten für seine Fortbildung nutzbar zu machen. Später machte er in gleichem Interesse eine Reise nach Belgien, England und Frankreich. Im J. 1836 ließ er sich als praktischer Arzt in Leipzig nieder und übernahm hier 1844 die orthopädische Heilanstalt des nach Dorpat berufenen Prof. Dr. Carus, der er bald nachher in einem eigens dazu errichteten Gebäude eine zeitgemäße Erweiterung und innere Umgestaltung gab. Er leitete diese Anstalt bis zum Jahre 1859 und starb am 10. November 1861. — Als Schriftsteller bearbeitete S. besonders das Gebiet der ärztlichen Pädagogik. Er hatte, wie er selbst sagt, das Hauptziel seiner Lebensaufgabe darin erblickt, „den Aufbau einer rationellen Erziehungswissenschaft nach Kräften anzuregen und anzustreben, d. h. einer solchen, wobei nicht nur der physische, sondern auch der disciplinäre, doctrinelle und moralische Theil auf den richtig erkannten physischen Grundbedingungen fußt, von einer Entwicklungsstufe zur andern denselben sich naturgemäß anschließend, und wobei überhaupt die sich entwickelnde Menschennatur als Ganzes, also in harmonischer Vereinigung der leiblichen und geistigen Seite aufgefaßt wird.“ S. schreibt die noch vorhandenen Mängel einer gediegenen naturgemäßen Erziehungswissenschaft „jener Halbirung der Menschennatur zu, infolge deren die ärztlichen Pädagogen, hauptsächlich nur die physische Seite als ihr Object betrachtend, die Psychologie des Kindes außer Acht ließen, die Pädagogen im eigentlichen Sinne dagegen, die moralische Seite bearbeitend, den dieser zu Grunde liegenden physischen Verhältnissen und Gesetzen viel zu fremd blieben. Jene wollen Stamm und Wurzel cultiviren, ohne sich um Blüthe und Frucht zu kümmern, diese wollen die letzteren bilden, ohne die Lebensgesetze der ersteren gründlich zu kennen. Das Object der Erziehungswissenschaft ist aber das Ganze der Menschennatur. Die Erziehungskunst kann daher nur dann eine wahrhaft gedeihliche und die Menschheit von Generation zu Generation veredelnde werden, nur dann im Gleichgewichtsverhältnisse mit den verschiedenartig sich gestaltenden und sich erhöhenden Lebensanforderungen bleiben, wenn sie jene harmonische wissenschaftliche Grundlage hat.“ Von diesem Grundgedanken beseelt, hat S. denselben auch in seinen Schriften zu verwirklichen gestrebt, als deren vorzüglichste die „Kallipädie oder die Erziehung zur Schönheit durch naturgetreue und gleichmäßige Förderung normaler Körperbildung, lebenstüchtiger Gesundheit und geistiger Veredelung“ (1858) anzusehen ist. Von seinen übrigen Schriften seien erwähnt: „Das Buch der Gesundheit“ (1839); „Das Turnen vom ärztlichen Standpunkte aus“ (1843); „Die Verhütungen der Rückgratsverkrümmungen oder des Schiefwuchses“ (1846); „Die Eigenthümlichkeiten des kindlichen Organismus im gesunden und kranken Zustande“ (1852); „Kinesiatrik oder die gymnastische Heilmethode“ (1852); „Die schädlichen Körperhaltungen und Gewohnheiten der Kinder“ (1853); „Aerztliche Zimmergymnastik“ (1857); „Streitfragen der deutschen und schwedischen Heilgymnastik“ (1858); „Anthropos. Der

Wunderbau des menschlichen Organismus" (1859); „Der Hausfreund als Erzieher und Führer zum Familienglück" (1861); „Pangymnastikon" (1862).

J. B. Heindl, Gallerie berühmter Pädagogen ꝛc. II, 396 ff. — Pierer's Jahrbücher III, 480.

Franz Brümmer.

Schreber: Joh. Christian Daniel (v.) S., Naturforscher, geboren zu Weißensee in Thüringen am 17. Januar 1739; † zu Erlangen am 10. December 1810. Durch häuslichen Unterricht und späteren Besuch des Waisenhausgymnasiums in Halle wohl vorbereitet, bezog S., 19 Jahre alt, die Universität daselbst, warf sich in erster Linie auf das Studium der Medicin und Naturwissenschaften, trieb aber auch daneben ebenso eifrig Theologie und legte hier bereits den Grund zu der ihm später nachgerühmten vielseitigen Gelehrsamkeit. Schon als Student schriftstellerisch thätig, veröffentlichte er 1758 eine „Lithographia Halensis", die ein Jahr darauf in verbesserter und vermehrter Auflage unter dem erweiterten Titel: „Lithographia Halensis, exhibens lapides circa Halam Saxonum reperiundos systematice digestos, secundum classes et ordines, genera et species" im Druck erschien, gab noch in demselben Jahre eine Abhandlung: „Novae species insectorum" heraus und betheiligte sich auch an einem, von seinem Vater, dem Professor der Landwirthschaft und Cameralistik Daniel Gottfried S. herausgegebenen Sammelwerke ökonomischer Schriften durch mehrere Beiträge. Seine Vorliebe für die Botanik trieb ihn 1760 nach Upsala, um den Großmeister Linné selbst zu hören. Unter dessen und Burmann's Leitung vollendete S. seine Studien, errang hier die medicinische Doctorwürde auf Grund seiner Dissertation: „Theses medicae" (abgedr. in Linné's: Amoenitates academicae. 1763) und wurde, nach dem Vaterlande zurückgekehrt, bald einer der bedeutendsten Anhänger und Vertreter der Linnéischen Botanik in Deutschland. 1761 übernahm S. eine Stelle als ordentlicher Arzt an dem Pädagogium in Bützow, mit der Befugniß, an der dort neu gegründeten Universität öffentliche Vorlesungen halten zu dürfen und erhielt gleichzeitig durch die Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm die erste öffentliche Anerkennung der gelehrten Welt für seine litterarischen Publicationen. 1764 nach Leipzig berufen als Secretär der ökonomischen Gesellschaft daselbst, entfaltete er hier und in Berlin, wo er behufs Kenntnißnahme der medicinischen Institute einige Zeit zubrachte, eine ungemein reiche schriftstellerische Thätigkeit, die ihm nicht nur die Mitgliedschaft einer ganzen Reihe wissenschaftlicher Körperschaften einbrachte, sondern auch seine Berufung nach Erlangen zur Folge hatte als dritter ordentlicher Professor der Arzneikunde, wobei er nebenher Botanik, Naturgeschichte, Oekonomie und Cameralwissenschaft zu lehren hatte. Am 25. August 1770 hielt S. seine Antrittsrede: „de nexu scientiarum medicarum cum oeconomicis" und blieb von nun an Erlangen treu, unter Ablehnung wiederholt an ihn ergangener anderweitiger Berufungen, in einer vierzigjährigen Lehrthätigkeit allmählich zu den höchsten Würden eines akademischen Gelehrten emporsteigend. 1773 erhielt er das Directorat über den neu angelegten botan. Garten, 1776 neben der Professur der Naturgeschichte auch die Oberaufsicht über das mit der Universität verbundene naturhistorische Museum, 1791 rückte er in die zweite, 1793 in die erste ordentliche Professur der Arzneikunde ein, nachdem ihm schon vorher, infolge seiner Wahl zum Präsidenten der Carolinisch-Leopoldinischen Akademie der Naturforscher, der Charakter eines kaiserl. Rathes, Pfalzgrafen und Leibarztes, zugleich unter Erhebung in den Adelstand verliehen worden war. Vier Mal bekleidete er das Amt eines Prorectors, einundzwanzig Mal das eines Decans der medicin. Facultät. Die meisten Aka-

demien und gelehrten Körperschaften des In- und Auslandes zählten ihn zu ihrem Mitgliede oder Ehrenmitgliede. Seine ausgebreitete wissenschaftliche Correspondenz verschaffte ihm die Mittel zu großartigen Erwerbungen für die ihm unterstellten Institute, sowie für sein eigenes Herbarium. S. lehrte in der medicin. Facultät Botanik, Physiologie, Diätetik und Materia alimentaria, in der philosophischen mehrere cameralistische Fächer, Landwirthschaft und Technologie. Er besaß auch gute astronomische Kenntnisse. Der griechischen und hebräischen Sprache war er mächtig und schrieb ein classisches Latein. Seine Lehrmethode aber war trocken und wenig anregend, sowie er überhaupt, mit dem Nimbus eines unnahbaren Gelehrten umgeben, nur einen kleinen Kreis von vertrauten Freunden an sich zu fesseln wußte. Ein genaues Verzeichniß von Schreber's Publicationen findet sich in dem bibliographischen Werke von G. W. A. Fikenscher: „Vollständige akademische Gelehrtengeschichte der Universität Erlangen“, Sect. II. 1806. Unter seinen botanischen Schriften zeichneten sich seiner Zeit aus einige Monographien über die Gräser: „Beschreibung der Gräser nebst ihren Abbildungen nach der Natur“, 3 Bände mit 54 colorirten Tafeln, 1769—1810. — „Beschreibung der Quecke, mit Abbild.“ 1772, sowie über die Moosgattung Phascum: „De Phasco observationes“, mit 2 Tafeln, 1770, worin er den Nachweis führte, daß die Mooskapsel ein Fruchtgehäuse sei und nicht, wie man damals glaubte, der gemeinschaftliche Behälter des Pollens und Samens. Ferner rühren von ihm her: „Spicilegium Florae Lipsicae“, 1771 und Beschreibungen nebst 10 Tafeln Abbildungen von Pflanzen, die der deutsche Arzt Andreas Gundelsheimer, als Begleiter Tournefort's auf dessen Reise nach Griechenland und Kleinasien 1700 gesammelt hatte, unter dem Titel: „Icones et descriptiones plantarum minus cognitarum“, Decas I. 1766. Von kleineren phytographischen Arbeiten sind zu erwähnen: „Plantarum verticillatarum unilabiatarum genera et species“ 1774 und eine Abhandlung in Folio über eine Lauraceen-Gattung: „De Persea Aegyptiorum commentationes I—IV“, 1790—92. Seiner Verehrung für seinen großen Lehrer Linné gab S. Ausdruck durch die Neubearbeitung der 8. Auflage der „Genera plantarum“ 1789—91 und der „Amoenitates academicae“.

Vita Schreberi in Nova Acta Nat. Cur. 1838. — Fikenscher, Gelehrtengeschichte. — Meusel, Gelehrtes Teutschland. — Martius, Erinnerungen. 1847. — Pritzel, thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Schreck: Valentin S., Poet und Schulmann des 16. Jahrhunderts. Er wurde 1527 in Altenberg in Meißen geboren; im übrigen ist über seine Jugendzeit nur bekannt, daß er in Königsberg studirt hat. Am 3. October 1566 wurde er daselbst Magister und 1567 Professor der Poesie; 1568 war er Decan der philosophischen Facultät. Im J. 1569 folgte er einer Berufung als Rector an das Mariengymnasium in Danzig; dieses Amt hat er bis an seinen Tod geführt. Er starb im September 1602 und wurde in der Marienkirche (22. September) bestattet. Von seinen Gedichten — Epithalamien, Parentalien u. dgl. —, deren Titel Praetorius aufführt, hat keines dauernde Bedeutung, auch seine übrigen Schriften, unter denen sich ein seiner Zeit oft aufgelegtes Spruchbuch „Liber gnomarum biblicarum“ befindet, sind jetzt vergessen; die interessanteste Schrift ist das „Votum Scholae Marianae, quod complectitur praecipuas horum temporum historias“ 1573.

Ephr. Praetorius, Athenae Gedanenses, S. 173 u. f., wo sich ein Schriftenverzeichniß befindet. — D. H. Arnoldt, Historie der Königsberger Universität II, 400. — Jöcher, IV, 348.

R. Hoche.

Schreckenberger: Johannes S. aus Herrspruck, „teutscher Schul- und Rechenmeister“ zu Weißenburg am Rhein, veröffentlichte 1589 (Straßburg, Bertram) eine gereimte Uebertragung der lateinischen Moralität Hekastus des Niederländers Macropedius (vgl. A. D. B. XX, 24), die er am 26. Sept. 1588 mit der Bürgerschaft aufgeführt hatte. Obwohl er nicht nach dem Originale, sondern nach einer (prosaischen?) Verdeutschung eines G. S. arbeitete, zeichnet sich sein Stück durch eine sehr bemerkenswerthe Gewandtheit im breiten Ausdruck der gesteigerten Empfindung aus, namentlich wenn man es mit der kürzenden Hekastusübersetzung des Hans Sachs (1549) vergleicht. Dem Monologe des Helden (II, 10), den Drohungen des Todes, der Leichenklage der Gattin verleiht er durch die Anaphora ein wirksames Pathos. Häufig ist die Bühnenanweisung pausando. In der metrischen Form folgte er seinem Amtsvorfahren Zyrl, der 1572 einen Joseph und eine Rebekka in Weißenburg gedichtet hatte, und baut außer den gewöhnlichen vierfüßigen Reimpaaren auch Verse zu zwei, drei und fünf Hebungen: die erste Art dient zur Charakteristik lebhafter Erregung, die zweite kommt den Teufeln zu, die dritte braucht der den Sterbenden tröstende Priester. Die Chöre am Actschlusse streicht S. und läßt dafür die Engel, welche die Seele des Hekastus in den Himmel führen, zwei Lieder singen, zu denen „der ehrsame Jüngling“ Martinus Schnabel von Nabpurg, der Darsteller des Helden, — S. selbst spielte den Boten Gottes Nomodidaskalus — eine drei- und vierstimmige Composition lieferte.

Goedeke, Everyman 1865, S. 217. — Bolte in der Einleitung zu Stricker's Düdeschem Schlömer 1889, S. 24. — Ueber Zyrl vgl. A. v. Weilen, Der ägyptische Joseph 1887, S. 103 f.

J. Bolte.

Schreckenfuchs: Erasmus Oswald S., Astronom, geboren im J. 1511 zu Merckenstein (Oesterreich), † im J. 1579 zu Freiburg i. B. Von der Jugendzeit des Mannes wissen wir nichts näheres; wir wissen nur, daß er in Wien, Ingolstadt und Tübingen studirte und frühzeitig an dieser letzteren Universität mit dem Lehramte der hebräischen Sprache betraut wurde. Von hier scheint er in gleicher Eigenschaft nach Basel übergesiedelt zu sein, wo er sich aufs engste an Sebastian Münster (s. d. Art.) anschloß und neben dem Hebräischen auch Mathematik, Astronomie und Rhetorik lehrte. Unter seinen Schülern befand sich u. a. der später als Botaniker berühmt gewordene Kaspar Bauhin. Nicht ganz klargestellt ist das Verhältniß, in welchem S. zur benachbarten Hochschule Freiburg i. B. stand; er scheint nämlich an dieser zum öfteren akademische Gastrollen gegeben, seinen Wohnsitz in Basel jedoch beibehalten zu haben, bis er später, vielleicht infolge der religiösen Wirren, welche auch Glarean's Wegzug veranlaßt hatten, sich dauernd in Freiburg niederließ. Um die Astronomie hat sich S. dadurch verdient gemacht, daß er von sämmtlichen Werken des Ptolemaeus, die einzige Geographie ausgenommen, brauchbare Ausgaben veranstaltete; ebenso ließ er 1556 die Planetentheorik Peurbach's, in Verbindung mit einem Commentar, erscheinen. Viel selbständiges enthält der 1569 veröffentlichte Commentar zur „Sphaera materialis“ des Sacrobosco, worin insbesondere eine ganz praktische Abänderung des damals beliebtesten Meßinstrumentes, des Jakobsstabes, unsere Aufmerksamkeit erregt. Eine für ihre Zeit sehr achtungswerthe Leistung stellt ferner das „Primum mobile“ (Basel 1567) dar, welches man heutzutage, da jene Bezeichnung der Fixsternkugel entspricht, ein Lehrbuch der sphärischen Astronomie, die geographische Ortsbestimmung mit eingeschlossen, nennen würde. Auch mit Chronologie hat sich S. eingehend beschäftigt, doch ist sein großes derselben gewidmetes Werk („De ratione annorum antiquarum gentium“), in welchem er die Zeitrechnung sämmtlicher alter Culturvölker behandelte, erst von seinem Sohne Lorenz S. herausgegeben worden. Endlich hat S. auch seine Kenntnisse in den

orientalischen Sprachen zu Gunsten seiner Hauptwissenschaft zu verwerthen gesucht; unter der Leitung seines Freundes Münster bearbeitete er hebräische mathematische Texte (Sphaera mundi autore Rabbi Abrahamo Hispano filio R. Haijae. Arithmetica secundum omnes species suas autore Rabbi Elija Orientali. Quos libros Oswaldus Schreckenfuchsius vertit in linguam latinam, Sebastianus vero Munsterus illustravit annotationibus. Basel 1546), und auch vom Hohenliede hat er (Basel 1553) eine lateinische Auflage veranstaltet. Als Münster am 23. Mai 1552 das Zeitliche gesegnet hatte, wurde ihm von S., als von seinem vertrautesten Freunde, eine hebräische Gedächtnißrede gehalten.

M. Adam, Vitae philosophorum Germanorum. Frankfurt a. M. 1615, S. 299. — Weidler, Historia astronomiae. Wittenberg 1741, S. 366. — R. Wolf, Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz. Zürich 1858—62, 2. Cyclus, S. 5, 11, 18, 26.

Günther.

Schreger: Bernhard Nathanael Gottlob S., Chirurg, war am 6. Juni 1766 zu Zeitz geboren, woselbst sein Vater M. Nathanael Glaubrecht S. Conrector der Stiftsschule war, auf welcher der Sohn seine erste Erziehung erhielt. 1784 ging er zum Studium der Medicin nach Leipzig, wurde 1786 Baccalaureus der Medicin, vertheidigte 1787 D. Fischer's Habilitationsschrift „De oestro ovino atque bovino“, hielt 1790 zum Andenken Bestucheff's, dessen Stipendium er genoß, die Rede „De non temere divulganda arte medica“, wurde in demselben Jahre noch Magister, 1791 aber, nachdem er pro licentia seine Vorlesung gehalten, auch für die Erlaubniß zu lesen disputirt hatte, mittelst seiner Inauguralschrift „Fragmenta anat. et physiol. Fasc. 1“ Magister legens. Schon früher hatte er einige geschätzte Arbeiten verfaßt, wie die „Epist. gratul. ad D. Christ. Frid. Ludwig, Pelvis animantium brutorum cum humana comparatio.“ Spec. I. Lips. 1787 und „Diss. de irritabilitate vasorum lymphaticorum“. Ibid. 1789 (abgedruckt in Jo. Petr. Frank, Delectus opusc. med. antehac in Germaniae diversis academiis editorum. Vol. X). Seine Vorlesungen betrafen das Gebiet der Physiologie und der gerichtlichen Medicin; auch las er für junge Theologen über biblische Krankheiten und wurde noch in demselben Jahre, nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation „De corticis Fraxini excelsioris natura et viribus medicis“. Lips. 1791, zum Dr. med. et. chir. promovirt. Im J. 1793 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe an die Universität Altdorf, wo er sich nicht nur als akademischer Lehrer, sondern auch als Arzt einen Namen machte. In derselben Zeit erschienen von ihm: „Theoretische und praktische Beiträge zur Kultur der Saugaderlehre“. Bd. 1 m. Kpf. Leipz. 1793. „Der in allen Seuchen und Krankheiten des Haus- und Hofviehes unterrichtende und selbstheilende Thierarzt“. Bd. 1. 1793, 94. „Will. Cullen's klinische Vorlesungen über die Nervenkrankheiten“. Aus dem Engl. 1794. „Kritisches Dispensatorium der geheimen, specifischen und universellen Heilmittel u. s. w.“ 1795. 1797 ging er als fünfter ordentlicher Professor der Medicin, namentlich der Chirurgie, nach Erlangen, woselbst sich ihm ein weiterer Wirkungskreis sowohl im Lehrfache als in seinem ärztlichen und chirurgischen Berufe eröffnete. Auch in dieser und der folgenden Zeit war er litterarisch auf verschiedenen Gebieten thätig und verfaßte: „Handbuch der populären Thierheilkunde für aufgeklärte Oekonomen. Theil I. Die Krankheiten des Hornviehs und der Pferde“. 1797. „Programma de fasciis capitis“. 1798. „Epist. ad Sam. Thom. Soemerring, De functione placentae uterinae“. 1799. „Die Werkzeuge der älteren und neueren Entbindungskunst“. Heft 1 m. 3 Kpft. 1799, auch mit dem lateinischen Titel: „Tabulae ferramentorum ad rem obstetriciam pertinentium“. Von 1799 an begann er zu-

sammen mit Christ. Friedr. Harleß herauszugeben: „Annalen der neuesten englischen und französischen Chirurgie und Geburtshülfe“ (bis 1800 erschienen) und von 1802 an, zusammen mit Christ. Wilh. Hufeland und J. Christ. Friedr. Harleß, „Neues Journal der ausländischen medicinisch-chirurgischen Literatur“ (erschienen unter Schreger's Mitwirkung bis 1805). Weiter erschien: „Auswahl zerstreuter kleiner Schriften medicinischen und chirurgischen Inhalts, aus dem Lateinischen übersetzt, mit einigen Beobachtungen versehen“. 1801 m. 2 Kpft. „Grundriß der chirurgischen Technik“. 1803, ferner Uebersetzungen aus dem Französischen von: „Juville, Abhandlung über die Bruchbänder“. 1800 und „J. F. L. Deschamps, Beobachtungen und Bemerkungen über die Unterbindung der Hauptschlagadern“. 1803. Nachdem er 1804 eine bedeutende auswärtige Berufung ausgeschlagen hatte, erhielt er Sitz und Stimme in der Facultät und wurde ihm der Charakter als Hofrath verliehen. Nach dieser Zeit erschienen von ihm: „Grundriß der chirurgischen Operationen“. 1806, 3. Ausg. 1825. „Uebersicht der geburtshülflichen Werkzeuge und Apparate“. 1810. „Plan einer chirurgischen Verbandlehre“. 1810. „Ueber den Verband der Schädelwunden“ 1810. „Versuch eines Streckapparates zum nächtlichen Gebrauch für Rückgratsverkrümmte“. 1810. „Chirurgische Versuche“. 2 Bde. 1811, 1818. In das Jahr 1815 fällt die durch ihn bewirkte Errichtung, und dies ist sein Hauptverdienst um die Universität Erlangen, eines chirurgisch-klinischen Instituts, in welchem mit sehr geringen Mitteln, anfänglich 200, später 500 fl. jährlich, in 8½ Jahren 2250 größtentheils unbemittelte Kranke behandelt wurden. Im J. 1825 wurde dieses Institut mit dem neuen allgemeinen Krankenhause vereinigt. In den letzten zehn Jahren seines Lebens veröffentlichte S. noch folgende Schriften: „Beobachtungen und Bemerkungen über die beweglichen Concremente in den Gelenken und ihre Exstirpation“. 1816. „Gimbernat, Neue Methode der Operation des Schenkelbruchs, mit einem Nachtrage über die Operation des Schenkelbruchs“, aus dem Spanischen übersetzt. 1817 (S. hatte dazu eigens die spanische Sprache erlernt). „Annalen des chirurgischen Klinikums auf der Universität zu Erlangen“. 1817. „Handbuch der chirurgischen Verbandlehre“. 3 Thle. 1820—23. „De bursis mucosis subcutaneis“. 1825. Sein Tod erfolgte am 8. October 1825. — Obgleich sich S. eines sehr guten Rufes als Chirurg und Geburtshelfer, sowie als Schriftsteller seines Faches erfreute, gehört er doch keineswegs zu den Ersten desselben. Es mag dies theils an den Verhältnissen der kleinen Universität und Stadt, an und in der er wirkte, gelegen haben, theils aber auch wohl an seiner Körperconstitution. Sein schlaffer, schwammiger, zur Fettsucht geneigter Körper hinderte ihn an körperlichen Leibesübungen; er war daher bequem und schwer auch nur zu einem kurzen Spaziergange zu bewegen. Dabei erfreute er sich aber bei seinen Collegen und Schülern und bei dem Publicum aller Classen großer Liebe und Achtung, wie sein Leichenbegängniß deutlich bewies. Noch am Abend des Begräbnißtages wurde von seinen Verehrern bei Fackelschein auf dem Kirchhofe eine feierliche Musik zu seinem Gedächtniß veranstaltet. S. besaß gründliche wissenschaftliche Kenntnisse; daneben war er ein feingebildeter Aesthetiker, der sich auch auf dem Gebiete der Dichtkunst vielfach versucht hat. Er war aber auch ein edler Mensch, frei von allem Eigennutz, gefühlvoll und wohlwollend, ein redlicher, thätiger, theilnehmender Freund, ein liebenswürdiger Gesellschafter. Mehrere an ihn unter sehr vortheilhaften Bedingungen ergangene Berufungen an andere Universitäten hatte er abgelehnt; der gemüthliche Mann zog es vor, in der Mitte seiner alten Freunde zu bleiben.

G. W. A. Fikenscher, Gelehrten-Geschichte der Universität zu Erlangen. Abth. 2. Nürnberg 1806. S. 123. — Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 3, 1825. II. S. 1540.

E. Gurlt.

Schreger: Christian Heinrich Theodor S., jüngerer Bruder des Vorigen, war am 20. Januar 1768 zu Zeitz, als dritter Sohn des dortigen Conrectors N. G. S., geboren, erhielt seine Bildung sowohl durch den öffentlichen Schul- als durch Privatunterricht, und ging, mit einer vorzüglichen classischen Bildung ausgestattet, bereits 1785 zum Studium der Rechtswissenschaften nach Leipzig. Dasselbe wurde jedoch nicht bis zu Ende geführt, vielmehr mußte S. vor Vollendung desselben aus Gesundheitsrücksichten, auf ärztlichen Rath, dasselbe aufgeben und einen ihm mehr zusagenden Beruf, nämlich den der Landwirthschaft, erwählen. Nach beendigter Lehrzeit, die seinen Gesundheitszustand sehr erheblich verbessert hatte, erhielt er eine Hauslehrerstelle, zugleich mit Beaufsichtigung einer Feldwirthschaft und nahm später als Oekonomieverwalter an der Bewirthschaftung des Rittergutes Pratau bei Wittenberg theil. Die Nähe dieser Universitätsstadt, in welcher er mehrere alte Gönner und Freunde wiederfand, führte ihn von neuem den Wissenschaften zu und er entschloß sich, ermuntert von seinem Bruder, 1794 zum Studium der Medicin daselbst und setzte dasselbe unter Leitung seines Bruders zuerst in Altdorf und dann in Erlangen fort. Er wurde daselbst im J. 1800 mit der Inauguraldissertation „Fluidorum corporis animalis chemiae nosologicae specimen“ zum Dr. med. promovirt, prakticirte als Arzt daselbst und wurde 1810 als dritter ordentlicher Professor, namentlich der Chemie und Arzneimittellehre nach Wittenberg berufen. Seine bis dahin verfaßten Schriften waren folgende: „Versuch einer neuen Nomenclatur der Muskeln des menschlichen Körpers“. 1794. „Handbuch zur Heilkunde der vorzüglichsten und gefährlichsten Pflanzenkrankheiten in der Landwirthschaft“. 1796. „De senum diaeta“. 1798. „Kurze Beschreibung der chemischen Geräthschaften älterer und neuerer Zeit“. 3 Thle. 1802. „Balneotechnik, oder Anleitung, Kunstbäder zu bereiten und anzuwenden“. 2 Thle. 1803. „Operationslehre für Thierärzte“. 1803. „Synonymia anatomica, oder Synonymik der anatomischen Nomenclatur“. 1803. „Tabellarische Charakteristik der echten und unechten Arzneikörper“. 1804. „Handbuch zur Selbstprüfung unserer Speisen und Getränke“. 1810. „Versuch einer vergleichenden Anatomie des Auges und der Thränenorgane des Menschen“. 1810. Außerdem die Uebersetzungen aus dem Lateinischen von „S. Th. Soemmerring, De corporis humani fabrica“. T. 5, 6. 1800, 1801. „Ant. Scarpa, Anat. Untersuchungen des Gehörs und Geruchs“. 1800. „Paul Scheel, Ueber Fruchtwasser in der Luftröhre der menschlichen Früchte“. 1800. Als infolge der Kriegsunruhen die Universität Wittenberg nach Schmiedeberg flüchtete, übernahm S. daselbst das Decanat der medicinischen Facultät und als 1816 die Universität Wittenberg mit der von Halle vereinigt wurde, trat er an letztere über, nachdem er, außer mehreren lateinischen Programmen (1811), verfaßt hatte: „Kosmetisches Taschenbuch für Damen“, 1812, ins Dänische übersetzt von R. Frankenau, 1813. In späterer Zeit erschienen noch von ihm: „Handbuch der Pastoralmedicin für christliche Seelsorger“. 1824. „Reisediätetik. Prakt. Gesundheits- und andere Lebensregeln für Reisende“. 1827. Außerdem hatte er Antheil an verschiedenen Wittenberger Inauguraldissertationen, verfaßte eine Reihe von Aufsätzen in Zeitschriften und war ein Mitarbeiter für den chemischen Theil an Ersch und Gruber's Allgem. Encyclopädie. Sein Tod erfolgte am 29. December 1833. — Ein fruchtbarer Schriftsteller auf verschiedenen Gebieten, wie der Anatomie, Chemie, Pharmakologie, Diätetik, Landwirthschaft und Thierheilkunde, war er von großer Einfachheit und Anspruchslosigkeit des Charakters, von freundlicher Milde und Dienstfertigkeit und hat mit Wissen und Willen Niemanden verletzt. Auch zeigte er in collegialischen Verhältnissen, selbst bei der größten Verschiedenheit der Charaktere, eine musterhafte Zuvorkommenheit und Verträglichkeit.

Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrgang 11, 1833. II. S. 847. — Callisen, Med. Schriftsteller-Lexikon XVII, 321; XXXII, 207.

E. Gurlt.

Schreger: Odilo S., Prior der Benedictinerabtei Ensdorf in der Oberpfalz, geboren zu Schwandorf am 2. November 1697, studirte zu München und Ingolstadt, legte am 10. November 1720 die Ordensgelübde ab und wurde späterhin Pfarrer und Lector der Theologie in seinem Stifte. S. war ein Typus jener in weiten Kreisen beliebten Klostergeistlichen, welche den Ernst des Lebens im Umgange wie in Schriften durch harmlosen Scherz zu würzen verstanden. Sein „Studiosus jovialis, seu auxilia ad jocose et honeste discurrendum“, Monachii et Pedeponti (1749) ist übrigens nur zum kleineren Theile unterhaltenden, zum größeren belehrenden Inhalts. Das Buch erlebte, wie auch sein „Lustig und nützlicher Zeitvertreiber“, sein „Vorsichtiger Speismeister“ und sein originelles „Reisebüchlein“ zahlreiche Auflagen. Letzteres wurde noch in unserem Jahrhundert öfters nachgedruckt. Auch auf ascetischem Gebiete hat sich S. durch mehrere Schriften bekannt gemacht. Weite Verbreitung fand das Werklein: „Eine gute Nacht, das ist, nützliche Gedanken, vor dem Schlafengehen wohl zu überlegen“. Ursprünglich in München 1772 herausgegeben, erschien es in 7. Auflage ebendaselbst im J. 1870. S. starb als Jubilar in seinem Kloster am 21. September 1774.

A. Lindner, Schriftsteller des Benedictinerordens I, 282. — Baader, Lexikon bair. Schriftsteller I, 2, S. 224.

G. Westermayer.

Schreiber: Alois Wilhelm S., Geschichtschreiber, geb. zu Kappel bei Windeck in Baden am 12. October 1763, † zu Baden-Baden am 21. October 1841. Nach Vollendung seiner Studien an der Universität Freiburg und kurzer Wirksamkeit am Gymnasium in Baden-Baden und als Hauslehrer in der Familie des Grafen v. Westphalen siedelte S. während des Rastatter Congresses nach Rastatt über und gab im Verein mit dem hannoverschen Ministerresidenten v. Schwarzkopf das Congreßhandbuch heraus (1798). Nach abermaliger Lehrthätigkeit am Lyceum zu Baden-Baden (1800—1802) wurde S. Professor der Aesthetik an der Universität Heidelberg, wo er einige Zeit hindurch auch über Naturrecht und natürliches Staatsrecht las und einen lebhaften Verkehr mit dem Vossischen Hause unterhielt. Von 1813—1826 wirkte S., zum Hofhistoriographen ernannt, in Karlsruhe, wo seine Vorlesungen über Geschichte, Aesthetik und Kunstgeschichte von den gebildeten Kreisen der Einwohnerschaft eifrig besucht wurden. Nach seiner Pensionirung (1826) zog S. wieder nach Baden-Baden, wo er fortan bis zu seinem Tode wohnte. S. entfaltete eine ebenso umfangreiche als vielseitige litterarische Thätigkeit. Sein „Handbuch für Reisende am Rhein“, dessen Anhang eine werthvolle Sammlung rheinischer Volkssagen enthält, war lange der beliebteste Führer auf Rheinreisen. Außer einer Reihe historischer und topographischer Schriften, welche das Großherzogthum Baden betreffen, darunter eine kurze „Badische Geschichte“, sowie Schriften über Baden-Baden, Heidelberg und den Badeort Griesbach im Schwarzwalde machte S. sich besonders durch das vielgelesene Taschenbuch für deutsche Frauen „Cornelia“ bekannt, das von 1816 bis 1840 erschien. — Die große Zahl seiner meist belletristischen Veröffentlichungen ist in Bd. 33 des „Neuen Nekrologes der Deutschen“ 19. Jahrgang 1841 S. 1294—97 verzeichnet.

v. Weech.

Schreiber: Christian S., ein Dichter aus der späteren Weimar'schen Blüthezeit, wurde am 15. April 1781 zu Eisenach geboren, studirte Theologie und ward Oberpfarrer und Superintendent in Langsfeld. Der Großherzog von

Weimar ernannte ihn zum Kirchenrath. Nach seiner Emeritirung lebte er in Ostheim, wo er am 15. August 1857 starb. S. hat geistliche und weltliche Gedichte drucken lassen (vgl. Goedeke), außerdem Predigten; er gab eine Bearbeitung von Racine's Alexander von Indien (1808) heraus, sowie eine allgemeine Chronik der dritten Jubelfeier der Reformation.

Das Biographische nur nach Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter u. s. f. bis zum 18. Jahrhundert, Ausgabe Reclam, S. 474, da anderweitige Angaben nicht zu Gebote standen. Im übrigen vgl. Goedeke III, 179, 218 u. 1261. — Nach Kayser's Bücherlexikon V, 154, heißt er eigentlich Christian Johann Christoph (?). — Ein Pfingstlied von ihm steht in Ammon's Magazin V, 2, S. 217. l. u.

Schreiber: Georg Heinrich S., deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. Die näheren Umstände seines Lebens sind nicht bekannt. Nach einzelnen Andeutungen in seinen Gedichten darf man annehmen, daß er in Hamburg und dann wohl auch in Bremen gelebt habe. Auch einzelne Reime in seinen Liedern sprechen für seine niedersächsische Herkunft. Schreiber's Sammlungen lyrischer Dichtungen „Neu außgeschlagene Liebes- und Frühlings-Knospen das ist Keuscher Ehren- und Liebes-Lieder Erstlinge“ und „Neu außgeschlagener Liebes- und Frühlings-Knospen Nachschößlinge“, die beide in Frankfurt a. M. 1664 erschienen sind, enthalten zusammen 50 Lieder, die zum großen Theile mit Melodien versehen und ihrer Form nach auch recht singbar sind. S., der sich „der Hoch-Edlen Teutschen Dicht-Kunst Liebhaber“ nennt, besingt als „Silvander“ in akrostichisch gebauten Liedern eine Maria Katharina. Aber auch die typischen Frauennamen der damaligen Lyrik, Florabella, Roselle, Rubella u. a. kommen vor. Schreiber's Dichtungen sind zumeist pastorale Liebeslieder, ohne jede charakteristische oder individuelle Färbung. Hier und da bekundet er nur durch ein Spielen mit den Anfangsbuchstaben seines Namens seine Autorschaft. S. wirthschaftet mit dem bekannten Apparate der Renaissancelyrik in seinen poetischen Erzeugnissen. Von dem frischen Tone und der freieren Lebensauffassung, durch die sich gerade die Hamburger Dichter um die Mitte des 17. Jahrhunderts auszeichnen, ist bei ihm selten etwas zu merken. Es waltet vielmehr eine nüchterne Trockenheit in seinen Liedern, die ihn nicht über die untergeordnete Bedeutung der zahllosen zeitgenössischen poetischen Dilettanten erheben können, vor.

Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., III, 65. v. Waldberg.

Schreiber: Georg Christoph S., ein Hamburger Litterat aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, der, abgesehen von einigen kleineren lyrischen Dichtungen, die ganz unter dem Einflusse von Richey und Brockes stehen, nur noch durch die Herausgabe einer „Probe der Niedersächsischen Poesie“ betitelten Anthologie bekannt ist. Diese Sammlung, 1730 in Jena erschienen, hat nur dadurch litterarhistorisches Interesse, weil sie charakteristische Proben der damaligen von Brockes beeinflußten Lyrik gibt, und weil vom Herausgeber in der Vorrede „von den nöthigen Eigenschafften einer vernünftigen und reinen Schreibart gehandelt und Herr L(icentiat) Brockes wider die Tadlerin vertheidigt wird“. Dieser letztere Theil der Vorrede richtet sich besonders gegen die von Gottsched in seinen „Vernünftigen Tadlerinnen“ 1725 ausgesprochenen Bedenken gegen Kühnheiten und gewagte Wendungen in den Brockes'schen Dichtungen und in S. 11 der Vorrede wird das vielbestrittene Oxymoron „erbärmlich schön“ durch Hinweis auf antike Vorbilder, mit mehr Eifer als Geschick vertheidigt. Die von Vielen S. zugeschriebene Sammlung „Poesie der Franken“, Frankfurt und Leipzig 1730, hat nicht ihn, sondern Georg Ludwig Oeder zum Herausgeber.

v. Waldberg.

Schreiber: Johann Heinrich S., Geschichtsforscher, geb. zu Freiburg am 14. Juli 1793, † daselbst am 29. November 1872. Nach Beendigung seiner Studien am Gymnasium und an der Universität zu Freiburg empfing S. 1815 die Priesterweihe, widmete sich jedoch nicht der Seelsorge, sondern dem Lehrfach, zunächst als Professor an dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dessen Direction ihm 1822 übertragen wurde, nachdem er inzwischen auch die Stelle eines Bibliothekars an der Universitätsbibliothek bekleidet und sich 1821 als Privatdocent in der philosophischen Facultät habilitirt hatte. 1826 vertauschte er die Stelle des Gymnasialdirectors mit der Professur der Moraltheologie an der Freiburger Hochschule. In dieser Stellung brachte ihn seine freisinnige Haltung und die Abweichung von den Kirchengesetzen (Opposition gegen den Cölibat, gegen lebenslänglich bindende Gelübde u. a.) in Conflict mit dem Erzbischof, auf dessen Beschwerde die Regierung S. 1836 aus der theologischen in die philosophische Facultät versetzte. In dieser hielt er unter großem Zulaufe der Studentenschaft Vorlesungen über deutsche Litteratur und Ethik. 1845 schloß sich S. der Ronge'schen Bewegung an, schrieb eine Broschüre über „Das Princip der deutschkatholischen Kirche“ und trat förmlich dem „Deutschkatholicismus“ bei. Als er selbst hiervon dem Erzbischof Anzeige erstattete, wurde er excommunicirt. Daraufhin verbot die Regierung die Abhaltung seiner schon angekündigten Vorlesungen, sogar in seiner Privatwohnung, und versetzte ihn im Januar 1846 in den Ruhestand. Bald darauf verheirathete sich S. und zog sich völlig vom öffentlichen Leben zurück, indem er sich fortan nur noch geschichtlichen Studien, insbesondere der Erforschung und Darstellung der Geschichte der Stadt und Universität Freiburg widmete. Diese Thätigkeit führte zu Ergebnissen von bleibendem Werthe. Während seine theologischen Arbeiten nur insofern von Bedeutung sind, als sie für eine Zeitströmung charakteristisches Zeugniß ablegen, die es einem katholischen Priester und Theologieprofessor zulässig scheinen ließ, im offenen Widerspruch mit den Lehren der Kirche zu dociren und zu schreiben, während seine ästhetischen und litterarischen Schriften weder nach Form noch nach Inhalt sich über das Maaß der Mittelmäßigkeit erheben, zeichnen sich seine historischen Publicationen, die alle auf die Geschichte seines heimathlichen Bodens Bezug haben, durch die Zuverlässigkeit in der Behandlung des urkundlichen Materials, durch die Schärfe der Kritik und die sorgfältige Darstellung vortheilhaft vor der Mehrzahl der vor 30 Jahren erschienenen localgeschichtlichen Arbeiten aus. Seine Geschichte der Stadt und Universität Freiburg ist eine musterhafte Arbeit von bleibendem Werthe. Aus seiner an interessanten Mittheilungen reichen Selbstbiographie ist ein Theil als „Denkblätter aus dem Tagebuche eines Hochschullehrers“ Frankfurt, Heyer 1849 und ein Auszug in der Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichte u. s. w. von Freiburg 1873 Bd. 3, S. 209 ff. veröffentlicht worden.

Hauptwerke: Urkundenbuch der Stadt Freiburg. 2 Bde. Freiburg, Herder 1828/29. — Geschichte der Stadt Freiburg 4 Bde. Freiburg, Wangler 1857/58. — Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg, 3 Bde. Freiburg, Wangler 1857—60. — Der deutsche Bauernkrieg. Gleichzeitige Urkunden, 3 Bde. Freiburg, Wangler 1863—66. — Außerdem eine große Menge von Abhandlungen in der oben angeführten Zeitschrift, dem Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland, und in dem Adreßkalender der Stadt Freiburg, akademische Programme und polemische Schriften. Deren vollständiges Verzeichniß in der angeführten Freiburger Zeitschrift 1873, Bd. 3, S. 258—265.

v. Weech.

Schreiber: Johann Friedrich S. wurde am 25. Mai 1705 zu Königsberg i. Pr. geboren, woselbst sein Vater Michael S. Professor der Theologie war.

Im J. 1721 bezog der junge S. die Universität seiner Vaterstadt und widmete sich dem Studium der Medicin, hörte jedoch anfangs philosophische und mathematische Vorlesungen. 1726 begab sich S. nach Frankfurt a. O., dann weiter über Leipzig und Hannover nach Leyden, um hier seine medicinischen Studien fortzusetzen. Hier in Leyden beschäftigte er sich mit Botanik und Medicin unter Anleitung des großen H. Boerhave und mit Anatomie bei dem damals noch jugendlichen Professor Albin. Gleichzeitig mit S. studirten in Leyden der spätere Königsberger Professor Bohlius und der damals 18jährige Albrecht Haller. Mit Haller schloß S. ein inniges Freundschaftsbündniß, das durch regen Briefwechsel genährt, erst durch den 1760 erfolgten Tod Schreiber's gelöst wurde. Die Briefe Schreiber's an Haller sind 1773 gedruckt worden (Epistolarum ab erud. viris ad Hallerum scriptarum Pars I. Bernae 1773). Wiederholt besuchte S. von Leyden aus den berühmten hochbetagten Anatomen Ruysch in Amsterdam, um dessen anatomische Sammlungen kennen zu lernen. Am 19. Januar 1728 wurde S. nach stattgehabtem Examen zum Doctor der Medicin promovirt; seine Doctordissertation führt den Titel: „Meditationes philosophico-medicae de fletu“. Unmittelbar nach der Promotion ließ sich S. als praktischer Arzt in dem kleinen Städtchen Zaandam bei Amsterdam nieder. Allein der Beruf eines Arztes sagte ihm nicht zu, er sehnte sich nach wissenschaftlichen Arbeiten. So verließ er nach schon zwei Monaten Zaandam, kehrte nach Leyden zurück und wandte sich nach flüchtigem Aufenthalt in Münster, Paderborn und Kassel nach Leipzig, um sich hier dem akademischen Beruf zu widmen. In Kassel verweilte S. zwei Wochen, um die Bekanntschaft des berühmten Philosophen Wolff zu machen, dessen philosophische Ideen er für die Medicin, insonderheit für die Physiologie zu verwerthen beabsichtigte.

In Leipzig erlangte S. das Recht Vorlesungen zu halten; und las seit 1729 mit Erfolg Philosophie, Mathematik, Medicin, daneben trieb er etwas Botanik. S. hatte bereits in Leyden eine kleine Abhandlung drucken lassen und hatte außerdem des englischen Arztes Douglas Beschreibung der Muskeln ins Lateinische übersetzt. In Leipzig verfaßte er die „Elementa medicinae physico-mathematica“ (1. Bd. Frankfurt und Leipzig 1731). Durch wissenschaftliche Arbeiten, durch Vorlesungen hatte S. sich schon so bekannt gemacht, daß man ihn nach Halle zu berufen gesonnen war. Allein es wurde nichts aus diesem Plan; S., statt im akademischen Berufe auszuharren, verließ seine bisherige Laufbahn und wurde Militärarzt. Die russische Regierung brauchte Aerzte für ihre Armee; sie hatte sich an Prof. Hofmann in Halle und Prof. H. Boerhave in Leyden gewandt mit der Bitte, je drei tüchtige Aerzte anzuwerben. Infolge dieser Aufforderung entschloß sich S., dem Rufe Folge zu leisten. Im Mai des Jahres 1731 trat er in den russischen Dienst, zunächst nur auf fünf Jahre; doch es sollte anders werden. Aus dem ruhigen akademischen Dasein gelangte S. in das unruhige Leben und Treiben eines Militärarztes in Kriegszeiten. — Erst mit dem Beginn des Jahres 1739 endigte die militärische achtjährige Wanderperiode, nun erst wurde S. wieder seßhaft. Im Sommer 1731 verließ S. seine Heimath und begab sich nach Moskau, um seinen Dienst anzutreten. Er erhielt die Weisung, sich sofort in Riga bei General Lascy, dem Oberbefehlshaber des in Livland stehenden russischen Armeecorps, zu melden, um daselbst als Militärarzt Verwendung zu finden. In Riga konnte S. ruhig leben und sich sogar wissenschaftlich beschäftigen. Er verfaßte hier seine bekannte biographische Abhandlung über Fr. Ruysch, der unterdeß am 22. Februar 1731 hochbetagt gestorben war („Historia vitae et meritorum Frederici Ruysch“, Amstelodami 1732). Auch faßte S. den Plan, wie er seinem Freunde Haller mittheilte, ein Specimen historiae naturalis, de aere, aquis et locis Livonicis zu schreiben. Doch dazu kommt es nicht, denn mit dem

Anfang September 1733 zieht S. mit der russischen Armee in den Krieg und erst 1739 kommt er in Moskau zur Ruhe. Versuchen wir uns in Kürze die Kriegszüge Schreiber's zu vergegenwärtigen. S. zieht als Feldarzt der russischen Armee unter Lascy im Herbst 1733 durch Littauen nach Warschau, dann zu Anfang 1734 nach Danzig; betheiligt sich bei der Belagerung und der Einnahme von Danzig und marschirt mit Lascy dann nach Schlesien und im Frühjahr 1735 durch Böhmen und die Oberpfalz an den Rhein, um daselbst zu überwintern. Als Lascy auf Befehl der russischen Regierung seine Truppenabtheilung verlassen muß, um auf den russisch-türkischen Kriegsschauplatz zu gehen, schließt sich S. ihm an; sie reisen über Wien, Kiew und sind im Mai 1736 vor Asow; die schon seit März belagerte Stadt muß sich am 4. Juli den Russen übergeben. Im nächsten Jahr 1737 zieht S., nun zum Generalstabsmedicus ernannt, abermals unter Lascy's Führung in die Krim und nimmt theil an der Eroberung und Verwüstung der Stadt Kara Basar. Doch nun scheint S. das unruhige Hin- und Herziehen überdrüssig geworden zu sein — sein Contract mit der russischen Regierung war abgelaufen — er bittet um Entlassung und um eine ruhige Stellung. Er wird zu Beginn des Jahres 1738 zum Stadtphysikus von Moskau ernannt, muß aber dennoch an dem Sommerfeldzug in die Krim theilnehmen und dann, weil unterdeß an der damals russisch-türkischen Grenze die Pest ausgebrochen ist, als Pestarzt bei der Armee bleiben. Erst im März 1739 kann er seine Stellung in Moskau als Stadtarzt mit einem Gehalt von 700 Rubel antreten. Im Februar 1740 verheirathet er sich und beginnt aufs neue sich wissenschaftlich zu beschäftigen, indem er seine Erfahrungen über die Pest zusammenfaßt: „Observationes et cogitata de pestilentia, quae annis 1738 et 1739 in Ucrainia grassata est". Petropoli 1739. S. ließ später die Abhandlung noch einmal drucken (Berolin. 1744) und dann eine deutsche Uebersetzung anfertigen (St. Petersburg 1752). Doch auch in Moskau blieb S. nicht lange: man war an maßgebender Stelle auf den strebsamen jungen Mann aufmerksam geworden. S. wurde mit dem Titel eines Professors zum Lehrer der Anatomie und Chirurgie an der Hospitalschule zu St. Petersburg ernannt. Seit Anfang 1742 ist S. in Petersburg als Lehrer ununterbrochen thätig gewesen bis zu seinem Tode 1760. So hatte er das Ziel, nach dem er einst gestrebt, erreicht: er war Lehrer geworden. Freilich nicht an einer Universität, sondern an einer sogenannten Chirurgenschule. Rußland besaß damals noch keine Universität; doch waren zuerst in Moskau, dann später auch in St. Petersburg chirurgische Schulen gegründet worden, um den Bedarf an Militärärzten durch Einheimische decken zu können. Hier in St. Petersburg entwickelte S. eine rege Thätigkeit als Lehrer, als Arzt, als Schriftsteller. Tschistowitsch, der Verfasser einer Geschichte der ersten medicinischen Schulen in Rußland (St. Petersburg 1883), lobt den Eifer und den Fleiß Schreiber's außerordentlich und erkennt die großen Verdienste Schreiber's um die medicinische Bildung in Rußland bereitwillig an. S. lehrte Anatomie, Chirurgie, las über Männerkrankheiten, machte Sectionen und versuchte, seine medicinischen Erfahrungen auch wissenschaftlich zu verwerthen. Er veröffentlichte eine Reihe kleiner Aufsätze in den Commentarien der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften (Tom. VII, 1740, Nov. Comment. Tom. III, 1753), schrieb einen „Kurzen Unterricht, wie man bei vorfallendem Viehsterben zu verfahren habe" (1750), ferner eine „Anweisung zur Erkenntniß und Cur der vornehmsten Krankheiten des menschlichen Leibes" (Leipzig 1756) und verfaßte das „Almagestum medicum. Introductio et physiologiae medicae Pars I." Viennae 1757. In den letzten Jahren seines Lebens fing er an zu kränkeln; es spricht in seinen Briefen an Haller sich hier und da die Sehnsucht nach der deutschen Heimath aus; er wünscht an einer deutschen Universität als Lehrer wirken zu können. Doch dieser Wunsch sollte nicht erfüllt

werden; er verließ St. Petersburg nicht mehr — am 28. Januar 1760 starb er. — S. hat außer den bereits angeführten Abhandlungen noch eine Reihe anderer verfaßt, die hier nicht alle aufgezählt werden können. Ein Verzeichniß findet sich bei Recke-Napiersky (IV, 120—122). Er erfreute sich unter seinen Zeitgenossen des Ruhmes eines fleißigen Schriftstellers und eines vielseitig gebildeten Gelehrten. Er hat nicht allein medicinische, sondern auch anatomische, nicht allein philosophische, sondern auch botanische Abhandlungen verfaßt. Als Mediciner gehörte S. mit Boerhave und Wolff der durch Wolff besonders vertretenen iatromathematischen Richtung an. Seine bezüglichen Schriften haben heute nur einen historischen Werth.

Vgl. Büsching's Gelehrte Abhandlungen aus Rußland, Leipzig, 1. Bd., 179—186; die hier abgedruckte Lebensbeschreibung ist aber nicht von Büsching, sondern vermuthlich von Müller verfaßt. — Ferner vgl. v. Richter's Geschichte der Medicin. 1817. 3. Bd., S. 251 und Tschistowitsch, Geschichte der ersten medicinischen Schulen in Rußland. St. Petersburg 1883 (Russisch).

L. Stieda.

Schreiber: Jonas S., Meistersänger: bekannt ist von ihm nur ein 1603 verfaßtes Morgenlied, das in der zu Jena befindlichen Handschrift des Schusters Hans Birner steht.

Wiedeburg, Ausführl. Nachricht von einigen alten teutschen poet. Manuscripten (Jena 1754) S. 152.

R.

Schreiber: Michael S., Königsberger Theologe, † 1717, wurde am 25. September 1662 zu Königsberg geboren. Im J. 1690 erhielt er hier seine Ernennung zum ordentlichen Professor der Beredsamkeit, trat diese Stelle aber erst an, nachdem er zuvor am 18. November 1690 zu Jena Magister geworden war. 1694 übernahm er dazu im Nebenamt die Verwaltung der noch jetzt in Königsberg bestehenden v. Wallenrodt'schen Bibliothek als deren „Bibliothekar". Als darauf im J. 1701 in Königsberg die Erhebung des Herzogthums Preußen zum Königreiche stattfand, indem sich am 18. Januar der brandenburgische Kurfürst Friedrich III. in der dortigen Schloßkirche die preußische Königskrone aufs Haupt setzte und nunmehr als Friedrich I. seine königliche Regierung begann, fand in der Reihe der Königsberger Festlichkeiten auch an der Hochschule daselbst ein feierlicher Act statt, wobei diese als „Königliche" Universität eingeweiht wurde. Den Professor S. traf in seiner amtlichen Stellung das Glück, an diesem Festtage in Gegenwart des Königs die feierliche Rede halten zu dürfen. Dieselbe muß bei Hofe einen so guten Eindruck gemacht haben, daß der Redner dafür ein jährliches Gnadengehalt von hundert Thalern und zu seiner Professur der Eloquenz noch die ordentliche Professur der Geschichte erhielt, die von da an mit jener auch noch weiter verbunden blieb. 1709 wurde er Consistorialrath und Pfarrer im Kneiphof zu Königsberg und vertauschte 1710, nachdem er am 27. Februar dieses Jahres dort Doctor der Theologie geworden war, die bis dahin von ihm innegehabte Doppelprofessur mit einer ordentlichen theologischen Professur daselbst. In dieser Stellung wirkte er bis zu seinem Tode am 9. October 1717. — S. hat mehr als als zweihundert deutsche Lob-, Trauer- und Trostreden drucken lassen und viele lateinische Disputationen gehalten. Die Titel von vielen derselben, sowie vielerlei Nachrichten über ihn selbst siehe in „Nova Literaria Maris Balthici", 1698—1706 in 4°; sodann Arnoldt (Dan. Heinr.), Historie der Königsbergischen Universität (Königsberg 1746), II. Theil, S. 184; 188; 214; 410; 467. (Derselbe citirt auch Sammlung vom Alten und Neuen, 1733, S. 226 ff., die mir aber unzugänglich war.)

P. Tschackert.

Schreiber: Karl Franz Anton Ritter v. S. wurde am 15. August 1775 in Preßburg geboren, wo sein Vater, der aus einer angesehenen Familie Westfalens stammte, Feldkriegsarchivar war. Schon im 9. Lebensjahre verließ er das Vaterhaus, um seine Ausbildung in dem Löwenburg'schen Convict zu empfangen. Nachdem jedoch sein Vater als Secretär beim Hofkriegsrath nach Wien versetzt war, nahm er ihn wieder zu sich und ließ ihn das Gymnasium in Wien besuchen. Der tägliche Umgang mit bedeutenden Naturforschern wie Jacquin, Ingenhous, Fichtel und andern entfachte bei dem Jüngling die Liebe zu den Naturwissenschaften, und als er die Schule absolvirt hatte, entschloß er sich, Naturwissenschaften und Medicin zu studiren. Kaum 17 Jahre alt veröffentlichte er sein erstes Werk: „Versuch einer vollständigen Conchylienkenntniß nach Linné's System", 2 Bde., Wien 1793. Während seiner Studienzeit bot er sich Gall, angeregt von dessen neuen Ideen über die Schädellehre, als Gehülfen an und leistete ihm wesentliche Dienste. Nachdem er 1798 das Doctordiplom erworben hatte, widmete er sich zunächst eine kurze Zeit unter Anleitung seines Onkels, des damals berühmten Arztes Johann Ludwig v. S., welcher der österreichische Boerhave genannt wurde, der ärztlichen Praxis. Darauf unternahm er eine wissenschaftliche Reise durch ganz Deutschland, die Schweiz, Frankreich, England und Schottland. Während derselben erhielt er die Nachricht, daß er zum Assistenten seines früheren Lehrers Jordan für die specielle Naturgeschichte mit dem Titel eines adjungirten Professors und der Zusicherung der Nachfolge in der ordentlichen Professur ernannt sei. Nach seiner Rückkehr hielt er die naturgeschichtlichen, namentlich zoologischen Vorlesungen und widmete sich zugleich der ärztlichen Praxis. Im J. 1801 veröffentlichte er eine vortreffliche Arbeit über den damals noch fast ganz unbekannten Proteus aus der Adelsberger Grotte in Philosophical Transactions Vol. 91, pag. 241—264 und bald darauf eine Beschreibung neuholländischer Käfer in Linnean Transactions Vol. VI, Nr. 19, 20, 21. Im J. 1806 wurde durch Pensionirung des Propstes Eberl das Directorat des zoologischen Museums und durch den Tod des Abbé Stütz dasjenige des mineralogischen Museums frei. Man beschloß beide zu vereinigen und bot sie S. an. Obwohl zu derselben Zeit durch die Berufung des Professors Jordan als Director des landwirthschaftlichen Instituts zu Vösendorf der Lehrstuhl für Naturgeschichte, für welchen S. designirt war, frei geworden, entschloß er sich doch, die erstere Stelle anzunehmen. Bis zur definitiven Besetzung des Lehrstuhls für Naturgeschichte setzte S. noch seine Vorlesungen fort, dann widmete er sich völlig den ihm unterstellten Museen und bekleidete dieses Amt 46 Jahre lang bis kurz vor seinem Tode. Er brachte es durch eisernen Fleiß und unermüdliche Ausdauer dahin, daß diese Anstalten, welche durchaus nicht den Anforderungen der Zeit entsprachen, allen größeren Museen ebenbürtig zur Seite gestellt werden konnten. Im J. 1808 unternahm S. eine Reise nach Stannern, wo Meteorsteine niedergefallen waren, und lieferte ein mustergültiges Referat. Als 1809 das Heer Napoleon's Oesterreich zu überfluthen drohte, erhielt er den gefährlichen und verantwortlichen Auftrag, die wichtigsten Schätze der öffentlichen Museen und Bibliotheken, sowie der Schatzkammer zu retten. Im J. 1815 wurde er nach Paris gesandt, um die aus Oesterreich fortgeführten und nach den Friedensbedingungen zurückzuerstattenden Kunstschätze und Bücher wieder in Empfang zu nehmen. Ein besonderes Verdienst erwarb sich S. noch dadurch, daß er die erste österreichische Expedition nach Brasilien in Anregung brachte und von 1817—22 das Referat über dieselbe führte: „Nachrichten von den kaiserl. österreichischen Naturforschern in Brasilien und den Resultaten ihrer Betriebsamkeit"", 2 Hefte, Brünn 1820, 21. Von den mitgebrachten Thieren beschrieb S. die Colibri: „Collectanea ad Ornithologiam Brasiliae, Neue Arten

von Blumenspechten, Colibri“, Wien 1833. Außer mit den Spinnenthieren, von denen er zuerst die österreichischen Arten sammelte und wissenschaftlich bearbeitete, beschäftigte er sich hauptsächlich mit den Reptilien, zu denen ihn seine Beobachtungen über den Proteus geführt hatten, und er veröffentlichte zwei interessante Abhandlungen über die Salamander: „Ueber Entwickelung der beiden Arten der Erdsalamander“ in Meißner's naturwissenschaftlichem Anzeiger der allgemeinen Schweizer Gesellschaft, Jahrgang 1819 und „Ueber die spezifische Verschiedenheit der Salamandra atra und maculata“ in Isis 1833. Im J. 1833 wurde ihm der Titel eines Hofraths verliehen, nachdem er schon 1823 zum Regierungsrath ernannt war. In seinem Alter traf ihn das harte Mißgeschick, daß seine Sammlungen, seine Bibliothek und seine Aufzeichnungen ein Raub der Flammen wurden. S. starb am 21. Mai 1852 an Altersschwäche.

Marschall's Nekrolog in Verhandlungen des zoologisch-botanischen Vereins in Wien. Bd. 2, 1852.

W. Heß.

Schreibershofen: Maximilian v. S., königlich sächsischer Generallieutenant, am 7. August 1785 als der Sohn eines kursächsischen Hauptmanns zu Neustadt an der Orla geboren und seit dem 1. Juni 1797 im Cadettencorps zu Dresden erzogen, ward am 1. Februar 1803 zum Fähnrich in einem Infanterieregimente ernannt, focht als solcher bei Jena, wo er in französische Gefangenschaft gerieth, und nahm als Brigadeadjutant des Generals v. Hartitzsch am Feldzuge des Jahres 1809 gegen Oesterreich theil. Nach der Schlacht bei Wagram ward er mit dem Flügeladjutanten v. Langenau nach Schönbrunn in das kaiserliche Hauptquartier gesandt, um den Verkehr zwischen letzterem und dem sächsischen Obercommando zu vermitteln, hatte dann einen ähnlichen Auftrag bei Davout zu erfüllen und blieb, als die fremden Truppen Oesterreich verließen, noch einige Zeit in Wien, um die schwebenden Geschäfte abzuwickeln. Bei der Neugestaltung des sächsischen Heeres im J. 1810 ward er zum Hauptmann im Generalstabe ernannt und 1812 als Adjutant des General v. Watzdorf wiederum in das Hauptquartier des Kaisers Napoleon entsandt, demnächst aber in Wilna zurückgelassen, von wo er über die Verhältnisse beim Heere nach Dresden zu berichten hatte, und am 5. December 1812 zum Major und Chef des Stabs des Generallieutenants v. Zeschau ernannt. In dieser Eigenschaft ging er, als die Schlacht bei Lützen geschlagen war, nach Prag, um den König zum Beitritt zu der Sache der Verbündeten zu bestimmen. Da sein Auftrag keinen Erfolg hatte, nahm er, jetzt als Adjutant des Generals Graf Reynier, von neuem mit den französischen Truppen an den nachfolgenden Kämpfen teil. Seine Dienste wurden durch die Verleihung des Ritterkreuzes des Heinrichsordens und der Ehrenlegion anerkannt. Nach der Schlacht bei Leipzig wurde er Souschef des Generalstabes der Landesbewaffnung und unter dem General v. Vieth mit der Formirung der Landwehr beauftragt und befehligte 1814 bei der Blokade von Mainz das Banner der freiwilligen Sachsen. 1815 war er als Bataillonscommandeur bei der Blokade und der Einnahme von Schlettstadt thätig. Als darauf Sachsen einen Officier als Adjutanten zu dem als Oberbefehlshaber der in Frankreich zurückbleibenden Besatzungstruppen bestellten Herzog von Wellington zu geben hatte, fiel die Wahl auf S., welcher während der dreijährigen Dauer dieses Verhältnisses in sehr nahe, bis an des Herzogs Tod dauernde und durch einen Briefwechsel bethätigte Beziehungen trat. Nach der Rückkehr aus Frankreich ward S. zum Bevollmächtigten bei der Bundes-Militärcommission zu Frankfurt a. M. und 1823 daneben zum Chargé d'Affaires an mehreren der nordwestdeutschen Höfe ernannt, 1824 aber als diensttuender Generaladjutant in die Umgebung des Königs Friedrich August berufen und nach dem Tode des

Königs am 1. November 1829 unter gleichzeitiger Beförderung zum Generalmajor zum Commandeur des Cadettencorps ernannt, eine Stellung, in welcher er bis zu seiner am 2. December 1850 auf den von ihm aus Gesundheitsrücksichten gestellten Antrag erfolgten Verabschiedung mit großem und anerkanntem Erfolge gewirkt hat. In diese Zeit fällt auch eine Reihe von Verwendungen zu anderen Zwecken, so im J. 1846 als Mitglied einer Bundesmilitär-Inspectionscommission, an deren Spitze der nachmalige Kaiser Wilhelm I. stand. Mehr als dreißig Jahre war ihm noch vergönnt im Ruhestande zu leben. Er starb am 24. December 1881 zu Dresden.

Militär-Wochenblatt Nr. 88, Berlin, 29. October 1879.

B. Poten.

Schreiner: Gustav Franz Ritter v. S., Statistiker, geboren am 6. August 1793 zu Preßburg in Ungarn, wo sein Vater Bürger, Mitglied des äußeren Rathes und Vertreter der Bürgerschaft im inneren Rathe war, obwol die Familie, eine deutsche, erst eine Generation vorher von Brünn in Mähren nach Ungarn übergesiedelt war. S. besuchte die Gymnasien zu Preßburg und Trentschin; dem Wunsche seiner Mutter folgend schlug er die geistliche Laufbahn ein und studirte an den Seminarien zu Preßburg und Wien. November 1812 verließ er die theologischen Studien und trat an die juristische Facultät der Universität Wien über, welche er August 1816 absolvirte. Hierauf unternahm er in Gesellschaft von drei jungen Malern eine Reise durch ganz Italien; dadurch mag der Grund gelegt worden sein zu seiner Liebe für die bildenden Künste, besonders für die Malerei, die ihn durch sein ganzes Leben begleitete, ihn veranlaßte, werthvolle Gemälde zu sammeln und Studien auf diesem ihm sonst fern liegenden Gebiete zu unternehmen, welche ihn zu einem tüchtigen Bilderkenner machten. — Diese Reise, durch welche er seine Studien und Kenntnisse über Land und Leute, namentlich auf dem alten Culturboden Italiens ausbreiten und vermehren, fremder Herren Länder kennen lernen konnte, sowie die unmittelbar vorhergegangenen gewaltigen Ereignisse der Jahre 1812 bis 1815 mögen auf S., an den eben die Frage der Berufswahl herantrat, bestimmend eingewirkt haben, das Studium der Staatswissenschaften zu seinem Lebensberufe zu wählen. Schon als Student hatte er sich in den Fächern der Politik und Statistik derart ausgezeichnet, daß er die Aufmerksamkeit der Professoren Zizius und Wateroth — dieser ein Schüler Schlözer's und seiner Zeit Liebling Kaiser Josef's II., der ihn von Göttingen nach Wien berufen — auf sich lenkte. Diese beiden waren es, welche S. aufforderten, sich dem Lehramte zu widmen und ihn zu ihrem Supplenten für die politischen Doctrinen, Wateroth an der Universität, Zizius am Theresianum, bestimmten. An beiden Anstalten wirkte S. gleichzeitig durch zwei Jahre. Am 29. December 1819 wurde er zum Professor der Statistik, der Politik, des österreichischen Staatsrechtes und der Verwaltungsgesetzeskunde am Lyceum zu Olmütz ernannt. Diese Professur versah er bis 1828; während dieser Zeit erwarb er (1824) das Doctorat der Rechte an der Universität Wien und machte Reisen durch Ungarn, Böhmen, Deutschland, Frankreich und Oberitalien. Am 19. Juli 1828 wurde er zum ord. öff. Professor der Statistik und der politischen Wissenschaften an der Universität Graz ernannt; von da bis zu seiner Ostern 1871 erfolgten Versetzung in den Ruhestand, also durch 43 Jahre bekleidete S. dieses Lehramt in ausgezeichneter Weise. — In Graz entfaltete sich Schreiner's litterarische Thätigkeit, welche schon in Olmütz begonnen, in umfangreicher Weise; Zeugniß hiervon geben zahlreiche Arbeiten historischen, politischen, statistischen, topographischen und geographischen Inhalts, welche von da an bis an sein Lebensende in verschiedenen Zeitschriften und Sammelwerken erschienen. Diese umfassenden litterarischen Arbeiten brachten ihn

mit vielen Gelehrten Deutschlands auf dem Gebiete der Staats- und Rechtswissenschaften, so mit Rotteck, Welcker, Rau, Mittermaier, Berghaus, Wessenberg, Schubert, Karl Ritter u. m. a. in briefliche, persönliche und freundschaftliche Verbindung. Friedrich Wilhelm Schubert widmete einen von den sieben Bänden seines „Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa" (Königsberg 1849—1853) S., „dem gründlichen und wohlverdienten Arbeiter auf dem Felde der Staatskunde als ein Zeichen aufrichtiger Hochachtung", und als 1843 bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung Karl Ritter, der große Geograph, Graz besuchte, wurde ihm von Erzherzog Johann speciell S. zugewiesen, um ihm namentlich über die Industrie der Steiermark eingehende Aufschlüsse zu geben; Ritter gedenkt auch dankbar Schreiner's in einem Briefe (Kramer, Karl Ritter II, 319, Halle 1870).

Auch auf dem Felde öffentlicher praktischer Wirksamkeit war S., so weit es die damaligen politischen Verhältnisse gestatteten, rastlos thätig. Die Regierung ernannte ihn 1832 zum Mitgliede der Provinzialcommerzcommission und betraute ihn mit mehrfachen, Steiermark betreffenden, statistischen Arbeiten; als Erzherzog Johann 1837 an die Gründung des steiermärkischen Gewerbevereines schritt, da wurde S. zum Geschäftsleiter und Secretär desselben berufen und wirkte bei der Gründung desselben und später durch eine Reihe von Jahren, als dieser Verein eine Zeichenschule, ein Müsterwaarencabinet, eine Bibliothek und das steierm. Industrie- und Gewerbeblatt ins Leben rief, so eingreifend, daß man ihn neben dem Erzherzog als zweiten Gründer dieses jetzt noch blühenden und wohlthätig wirkenden Vereins bezeichnen kann. — Bald aber eröffnete sich ihm durch die politischen Bewegungen des Jahres 1848 ein neues Gebiet der Thätigkeit. Die Universität Graz wählte ihn zu ihrem Vertreter im verstärkten steiermärkischen Landtage, dessen Sitzungen er aber nur kurze Zeit beiwohnen konnte, da er von drei Wahlbezirken, Weiz, Feldbach und Cilli zum Abgeordneten in das Frankfurter Parlament gewählt worden war. Von Mai 1848 bis April 1849 weilte S. in Frankfurt; im Parlamente saß er im linken Centrum und gehörte jener Fraction an, welche von ihrem Versammlungsorte den Namen „Württemberger Hof" führte; er war Mitglied des wichtigsten Ausschusses der deutschen Nationalversammlung, des Verfassungsausschusses, an dessen Arbeiten und Sitzungen, sowie an allen Verhandlungen des Parlaments er den regsten Antheil nahm und er war, wenn er auch auf der Rednerbühne selten erschien, im Club und in den Ausschüssen um so thätiger.

Als nach der Wahl des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser durch die Nationalversammlung Oesterreich seine Abgeordneten zurückrief, verließ S. Frankfurt, nahm seine Lehrthätigkeit in Graz wieder auf und konnte diese jetzt erst recht entfalten, denn als eine der wenigen, und da auch nur theilweise erhaltenen Errungenschaften der Märztage waltete in den Räumen der Hochschule belebend auf Lehrer und Hörer der Geist der Lehr- und Lernfreiheit. Die Vorlesungen, welche S. von da an alljährlich über Volkswirthschaftslehre, Finanzwissenschaft, Verfassungs- und Verwaltungspolitik hielt, gehörten zu den anregendsten, belehrendsten und bestbesuchten der Universität; der größte Hörsaal der juristischen Facultät war bei jedem dieser Vorträge bis auf den letzten Platz besetzt und in der Thüre und entlang den Wänden standen noch viele Hörer, welche alle mit gespannter Aufmerksamkeit dem freien Vortrage ihres Lehrers folgten. 1854/55 und 1863/64 war S. Decan der juristischen Facultät und 1852/53 Rector der Universität.

Die Zeit der Reaction von 1850 bis 1860 und die daraus sich ergebenden Zustände lasteten schwer auf S. und erfüllten ihn mit patriotischem Schmerze; Trost und Erhebung fand er in dieser Periode in den Vorarbeiten zu einem

großen Werke, denen er die letzten zwanzig Jahre seines Lebens widmete. Er machte die eingehendsten Studien über die topographischen, statistischen und wirthschaftlichen Verhältnisse, über die Geschichte und Kunstgeschichte von Venedig; alljährlich weilte er zwei Monate in der Lagunenstadt und sammelte ein wahrhaft riesiges Material als Grundlage des beabsichtigten Werkes. Zur Ausarbeitung desselben gelangte er aber nicht; nur zwei Bruchstücke: „Venedigs Begräbnißstätten“ (in dem Album „Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Graz“, Braunschweig 1857, S. 595—666), und „Gradisca, die gefürstete Grafschaft“ (Geschichte derselben. In Ersch u. Gruber's Encyclopädie, I. Section, 77. Band, S. 332—480) erschienen im Drucke.

Als Oesterreich seit 1860 wieder in die Bahnen des constitutionellen Lebens einlenkte, eröffnete sich für S. neuerdings das Feld der parlamentarischen Thätigkeit; von 1861 bis 1870 gehörte er dem steiermärkischen Landtage als Vertreter des Wahlbezirkes der Märkte Frohnleiten, Gratwein, Deutsch-Feistritz, Uebelbach und Passail an, war Mitglied und Obmann des Finanzausschusses, des wichtigsten der Landesvertretung, und arbeitete in demselben mit rastlosem Eifer und glänzendem Erfolge. Gleiche Thätigkeit entfaltete er in wissenschaftlichen und gemeinnützigen Vereinen, so im historischen Vereine, dessen Ausschußmitglied seit 1862 und Vorstand von 1869—1870 er war, im Kunstvereine und im Kunstindustrievereine. Auch die Regierung, welche ihn bisher, offenbar infolge der noch immer fortwirkenden Reminiscenzen seiner Frankfurter Parlamentsthätigkeit und seiner liberalen Gesinnung, der er oftmals auf dem Katheder und im Leben Ausdruck gab, noch kein Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste gegeben, begann seiner endlich in anderer Weise zu gedenken. 1866 wurde er den Verhandlungen des Unterrichtsrathes beigezogen, 1867 wurde ihm der Orden der eisernen Krone dritter Classe verliehen und 1868 wurde er in den Ritterstand erhoben. Nahe dem achtzigsten Lebensjahre und nachdem er am 29. December 1869 sein fünfzigjähriges Professorenjubiläum gefeiert, trat er September 1870 in den Ruhestand. Noch eine Auszeichnung war dem würdigen Greise beschieden, welche ihm durch ein seltenes Zusammentreffen der dabei obwaltenden Umstände hohe Freude bereitete. Der Gemeinderath der Landeshauptstadt Graz beschloß am 11. April 1871 einstimmig, ihm die höchste Auszeichnung, über welche die Gemeindevertretung verfügen kann, die Würde eines Ehrenbürgers zu verleihen; die Deputation, welche ihm hiervon Mittheilung machte, bestand aus seinem eigenen Sohne, Dr. Moriz R. v. S., damals Bürgermeister von Graz, und drei Gemeinderäthen, alle Schreiner's einstige Schüler. Nicht lange erfreute er sich des wohlverdienten Ruhestandes, denn schon am 1. April 1872 führte ein Herzleiden seinen Tod herbei.

Schreiner's litterarische Arbeiten bestehen außer den schon erwähnten über Venedig und Gradiska aus einem großen Werke über Graz: „Grätz. Ein naturhistorisch-statistisch-topographisches Gemälde dieser Stadt und ihrer Umgebungen“ (Grätz 1843) und aus einer großen Zahl von Aufsätzen statistischen, geographischen, topographischen und staatswissenschaftlichen Inhalts in „Hormayr's Archiv“, in „Brockhaus' Conversationslexikon“, in der „Steiermärkischen Zeitschrift“, der er von 1833 bis 1848 als Redactionsmitglied angehörte, in „Berghaus' Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde“, in Rotteck u. Welcker's „Staatslexikon“, in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, in der „Oesterreichischen Zeitschrift für Staats- und Rechtswissenschaft“, in Wagener's „Neuem Conversationslexikon“ und in einer fast unabsehbaren Zahl von Artikeln in „Ersch und Gruber's allgemeiner Encyclopädie der Wissenschaften und Künste“. Endlich ist noch der Abschnitt „Die Bewohner des Landes“ in Hlubek's „Treues Bild der

Steiermark" (Graz 1860) zu nennen. Alle Arbeiten Schreiner's zeichnen sich durch den außerordentlichen Fleiß in Aufbringung des Materials, durch Gründlichkeit und vollständige Erschöpfung des Stoffes aus.

Siehe Gustav Franz Ritter v. Schreiner. Sein Leben und Wirken dargestellt von Dr. Franz Ilwof (im Gedenkbuche des historischen Vereins für Steiermark, im 21. Hefte der Mittheilungen dieses Vereins, 1873, S. 1 bis 30). — Wurzbach's Biographisches Lexikon, XXXI, 287—291. — „Ein Mann der Wissenschaft" in der Grazer Tagespost, 1871, Nr. 88—90. — Neue Freie Presse Nr. 2782 vom 2. April 1872. — Illustrirte Zeitung, Leipzig, XII, 25 — Biographie Schreiner's von Pauler in Jogtudományi Közlönyi, 1868, Nr. 5.

Franz Ilwof.

Schreiter: Christoph S., Jurist, ist geboren am 19. April 1662 zu Wurzen; sein Vater (Christoph Daniel S.) und Großvater (Johann S.) haben dort als Pastoren gelebt; bei seiner Taufe wurde der Wurzensche Rechtsrath Johann Martin Luther, ein Urenkel des Reformators, zum Zeugen erbeten; unseres Christoph Frömmigkeit wird dem entsprechend als eine bis zu seinem Ende besonders lautere und sichere gepriesen. Er besuchte die Schule zuerst zu Hause, sodann in Leipzig, endlich die Fürstenschule zu Meißen; von dieser bezog er 1679 die Universität Leipzig, wo er außer juristischen philosophische Vorträge hörte, auch schon anfing, sich in Disputationen und dergleichen zu üben; in den Jahren 1684 und 1685 studirte er in Frankfurt a. O. unter Stryck und in Wittenberg, wo er zugleich in die Praxis eingeführt wurde. Im J. 1686 nach Leipzig zurückgekehrt, hielt er dort vielbesuchte juristische Vorlesungen und übernahm junge Leute zur Privatinformation; 1688 ward er Doctor der Rechte, bald darauf außerordentlicher Advocat im Consistorium, 1702 Syndicus der Akademie, 1708 Assessor der juristischen Facultät, 1710 ordentlicher Professor der Titel de V. S. et R. I., 1719 ordentlicher Advocat in jenem Consistorium und 1720 ordentlicher Professor der Pandekten, als welcher er zugleich ein Naumburger Kanonikat erhielt; am 21. September desselben Jahres ist er gestorben. — Den Hauptnachdruck scheint er, wie es seinen Neigungen und den Bedürfnissen der Leipziger Universität entsprach, mehr auf die juristische Praxis als auf die litterarische Thätigkeit gelegt zu haben, so daß die Anzahl seiner Dissertationen relativ gering ist; schematische Aufrisse und Grundzüge der Rechtsregeln hat er, offenbar im Anschlusse an seine Professur, zusammengestellt. Sein Gerechtigkeitseifer wird gerühmt und soll sich namentlich in der hochgradigen Entrüstung gezeigt haben, in welcher er entbrannte, wenn ihm beim Durchlesen eingesandter Acten Ungehörigkeiten auffielen; das ihm gleichfalls gespendete Lob der Unbestechlichkeit ist für seine Zeit keineswegs selbstverständlich.

Lebenslauf, anonym, „aufgerichtet von seinen vornehmen Gönnern und Freunden", Leipzig bei J. A. Zschau gedruckt.

Ernst Landsberg.

Schreiter: Johann Christoph S., gelehrter Theolog. Er war geboren am 26. Juni 1770 zu Mauersberg im sächsischen Erzgebirge als Sohn eines Bauern, studirte seit 1792 auf der Universität in Leipzig, wo er 1802 den Magistergrad erwarb. Darauf ward er 1805 Diaconus in Schleusingen. Er fand hier hinreichende Muße seine gelehrten Studien fortzusetzen und beschäftigte sich vorzugsweise mit den Schriften Philo's, die ihre Früchte trugen. So erschien von ihm: „Wer sind die Gegner, die Philo in seinen Schriften bestreitet?" in Keil u. Tzschirner's Analecten 1812, I, 1; „Philo's Ideen über Unsterblichkeit, Auferstehung und Vergeltung", das. Stück 2; „Wer waren die Nichtjuden, deren spottenden Indifferentismus und frivole Irreligiösität Philo rügt und bekämpft",

das. II, 2; „Philo's Vorstellung von den Gattungsbegriffen und dem Wesen der Tugend", das. III, 2. Diese Arbeiten hatten auf den Verfasser aufmerksam gemacht und es erfolgte daher seine Berufung an die Kieler Universität 1814 als ordentlicher Professor der Theologie. 1815 ward er hier hon. causa zum Dr. theol. creirt. 1816 ward er zugleich Director des homiletischen Seminars. Seine akademische Thätigkeit eröffnete er mit dem Programm „De modo oratori sacro in movendis animis servando", Kil. 1815. Der Verfasser entwickelt hier die Grundsätze, nach welchen der christliche Prediger den Stoff für seine Vorträge zu wählen habe und zeigt dann, daß das Bestreben des Predigers, das Herz seiner Zuhörer zu rühren, von der Sorge für die Aufklärung des Verstandes unzertrennlich sein müsse und warnt namentlich vor einem antiprotestantischen Mysticismus. Das homiletische Seminar an der Universität wurde von ihm zunächst neu organisirt, wie er das beschrieben: „Einrichtung des homilet. Seminars auf der Univ. Kiel", Kl. 1816. 1818 erschien von ihm: „Quaestiones quid de peccato ejusque ad Judam Cariotenium ratione et mente Daubii sit statuendum?" Aus dem Englischen übersetzte er Herbert Marsh's vergleichende Darstellung der protestantisch-englischen und der römisch-katholischen Kirche oder Prüfung des Protestantismus und Katholicismus nach dem gegenseitigen Gewicht der Grundsätze und Lehren dieser beiden Systeme, 1821, begleitet mit vielen gelehrten Excursen. S., der entschieden dem damals herrschenden Rationalismus huldigte, betheiligte sich auch an dem damaligen Thesenstreit als Gegner von Claus Harms. Er veröffentlichte: „Unpartheiische Kritik der auffallenden Behauptungen des Herrn Pastor Harms, vorzüglich die Vernunft, das Gewissen und ihr Verhältniß zur Offenbarung betreffend", Eisenach 1821, 187 S. Er kämpft hier gegen die Ueberschätzung der Phantasie und gegen die unbedingt in Mysticismus ausartende Erhebung des Gefühls, sowie gegen die, seiner Meinung nach stattfindende Herabsetzung des Verstandes und der Vernunft. Es heißt, daß dieser Streit ihm sein Lebensende sehr verbittert habe. Er starb schon am 10. August 1821.

Sein Sohn Theodor Hilmar S., geboren am 24. October 1807 zu Schleußingen, 1834 Dr. philos. und Privatdocent in Kiel, ward 1837 Gymnasiallehrer in Rendsburg, 1844 Conrector in Husum, 1851 Pastor an der Kirche Friedrichsberg in Schleswig, † am 30. April 1868. Von ihm „Doctrina Plutarchi et theologica et moralis", Lp. 1836; „Uebersicht der Reformationsgeschichte der Herzogth. Schleswig u. Holstein", Husum 1850, rc.

Lübker-Schröder, S.-H. Schriftstellerlex. II, 533. — Köster, Geschichte des Studiums der prot. Theologie auf der Univ. Kiel, S. 23, Alt. 1825. — S.-H. Prov.-Ber. 1822, I, 38. — Carstens, Geschichte der theol. Facultät zu Kiel, S. 71, Kl. 1875.

Ueber den Sohn: Alberti, S.-H. Schriftstellerlex. II, 538, u. Forts. II, 241. Carstens.

Schrems: Joseph S. wurde geboren zu Warmensteinach (Diöcese Regensburg) am 5. October 1815. Kaum hatte er das Alter von sechs Jahren erreicht, so machte seine Anlage für Musik sich schon bemerkbar, und sein Vater, ein Schullehrer, verwandte ihn zum Chordienst. Später schickte er ihn zur weiteren Ausbildung in das königliche Studienseminar nach Amberg und dann in das Lyceum in Regensburg, wo er sich für den Priesterstand vorbereitete. Am 5. October 1838 zum Priester geweiht, war er ein Jahr zu Hahnbach in der praktischen Seelsorge thätig und trat dann am 24. December 1839 die durch den Tod seines Lehrers J. Ev. Deischer erledigte Domcapellmeisterstelle an, welche er bis zum 1. October 1871 bekleidete. Er starb am 25. October 1872 am Herzschlage. S. hat während seines Lebens nie einen Tact componirt, aber er

war ein „Meister des Dirigirens“. „Größer als alle seine Vorgänger, von denen die Geschichte seit drei Jahrhunderten berichtet, hob er seinen Chor vom Jahre 1839 bis 1852 aus ziemlich tiefer Stufe zu einer Höhe empor, daß er die schwierigsten Werke Haydn's, Mozart's, Beethoven's und Cherubini's vollendet darstellte“, sagt Dr. F. Witt in der Leichenrede. Nachdem S. 30 Jahre lang mit großem Diensteifer für die damals übliche Kirchenmusik, welche die eben genannten Componisten vertreten, thätig gewesen war, setzte er später seine ganze Kraft ein für die Reform derselben und wandte sich mit aller Energie dem Stile zu, der repräsentirt wird durch Palestrina, seine Zeitgenossen und Nachfolger. In dieser Hinsicht darf sein Name neben Dr. Proske und Johann Georg Mettenleiter mit Ehren genannt werden. Diese drei haben Regensburg zur ersten Pflegstätte wahrhaft kirchlicher Musik in Deutschland erhoben. — An der Herausgabe des großartigen Werkes Proske's „Musica divina“ war S. insofern betheiligt, als er die Fortsetzung besorgte. Annus II. tomus I, Fasciculus 1—4; Tom. II, Fasciculus 1; Tom. III, Fasciculus 1; Tomus IV, Fasciculus 1. Das Musikalienarchiv des Domes in Regensburg verdankt auch ihm den großen Reichthum an vorzüglichen Compositionen für alle Feste und Zeiten des Kirchenjahres. Wilh. Bäumker.

Schrenck: Albert Philibert Freiherr v. S., Geodät, geboren am 22. November 1800 zu Aurich in Ostfriesland, † am 1. August 1877 zu Oldenburg. S. stammte aus der bekannten altbaierischen Adelsfamilie, von der ein Glied, sein Vater, sich als Gutsbesitzer an der Nordsee niedergelassen hatte. Der Sohn absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt, genoß in den Jahren 1816—17 zu Emden den Privatunterricht des bekannten Astronomen Jabbo Oltmanns, der ihn bald nachher an dem unter seiner Leitung stattfindenden Werke der Emsregulirung theil nehmen ließ, und studirte sodann in Göttingen unter Gauß die mathematischen Wissenschaften. Hierauf legte S. die preußische Staatsprüfung ab und erhielt bald nachher eine Anstellung als Katastergeometer, und als solcher leistete er bei der Vermessung der westlichen Provinzen Preußens sehr ersprießliche Dienste. 1834 trat er als Director der zum Zwecke einer besseren Besteuerung geplanten Katastrirung in oldenburgische Dienste, und ihnen ist er, hochgeehrt von Fürst und Volk, bis zu seinem — infolge eines langjährigen schweren Krebsleidens eingetretenen — Tode treu geblieben. S., den u. a. die preußische Regierung durch die Verleihung der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft auszeichnete, war auch für sein Großherzogthum als Commissär der europäischen Gradmessung thätig; sein Hauptverdienst aber sind die im Interesse seines Adoptivvaterlandes ausgeführten Mappirungen: eine dreiblättrige Fluß- und Wegkarte im Maßstabe 1 : 100 000, eine Generalkarte im Maßstabe 1 : 200 000 und endlich die Oldenburger topographische Specialkarte (14 Blätter) im Maßstabe 1 : 50 000.

Vierteljahrsschrift der deutschen astronomischen Gesellschaft, 13. Jahrg. S. 1 ff. Günther.

Schrenck: Alexander v. S., geboren im Gouvernement Tula (Rußland) von livländischen Eltern am 4. Februar 1816, studirte in Dorpat 1834—37 Mineralogie, war 1837—44 Beamter am botanischen Garten zu St. Petersburg, unternahm Reisen in die Tundren der Samojeden, nach Lappland, an den Ural, in die Kirgisensteppe und lebte seit 1846 in Dorpat, wo er 1849—52 als Docent für Mineralogie an der Universität thätig war. In den Jahren 1858—68 hielt er sich meist auf seinem Gute Heiligensee in Livland auf, dann 1868—76 wieder in Dorpat, wo er am 25. Juni 1876 starb. Er ist Mitbegründer der Dorpater Naturforschergesellschaft. Schrieb: „Reise nach dem

Nordosten des europäischen Rußlands, durch die Tundren der Samojeden, zum arktischen Uralgebirge", 2 Bde., Dorpat 1848; „Fabelbuch" 1868; „Romanzen und Balladen" 1870 (die beiden letzteren unter dem zusammenfassenden Titel „Von der Nordmark").

L. v. Schröder.

Schrenck: Karl Freiherr v. S., bairischer Staatsmann, aus einem alten Münchener Patriciergeschlecht, dem einzigen neben den Barth v. Harmating, das sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Die von Bucelinus behauptete Abstammung aus Meißen ist unsicher, ebenso die Ueberlieferung, daß die S. mit den Ridler und Ligsalz eines Ursprunges seien. Urkundlich erscheint zum ersten Mal Heinrich S. 1279 als Mitglied des inneren Raths zu München. 1308 war den Trächsel und S. der Zoll am oberen und unteren Thor zu München zu Pfand verschrieben. Lorenz S., ein „in Scherz und Ernst gar retlicher" Ritter, war Feldhauptmann im Treffen bei Alling; bei einem Turnier zu München stach er den streitbaren Herzog Ernst so kräftig nieder, daß ihn die anwesende Herzogin zur Strafe ziehen wollte, „doch hat ihm der Herzog in kein Ungnad genommen". Sein Sohn Lorenz war Feldhauptmann der Polen bei der Erstürmung der Veste Marienburg 1457; da er während der Belagerung mit einem polnischen Herrn Nikolaus Zarnotzky in Streit gerieth und dieser den Zweikampf weigerte, weil er nicht wisse, ob S. von edler Abkunft sei, wurde von Herzog Albrecht III. durch Brief und Insiegel bestätigt, daß der bairische Ritter Wappengenoß sei und von vier ehrbaren guten Leuten abstamme. Durch Dr. Johann S., den die Herzoge Albrecht und Ernst von Sachsen in Innsbruck kennen lernten und zu ihrem Rath ernannten, wurde die Familie nach Sachsen verzweigt. Die bairische Sippe brachte durch Verheirathung die Güter Notzing und Ermating an sich. In hohen Ehren stand Jakob S., Rath und Geheimschreiber des Erzherzogs Ferdinand in Innsbruck; durch ihn ließ der Erzherzog das bekannte „Kriegsheldenbuch", „Imperatorum, regum, archiducum verissimae imagines et rerum ab ipsis domi forisque gestarum succinctae descriptiones" (Oeniponti 1601), anlegen, ein in seiner Art einziges Werk, das die in der berühmten Ambraser Sammlung verwahrten Rüstungen und Waffen zahlreicher Fürsten in trefflichen Stichen zur Anschauung bringt. Johann Jakob v. S. auf Notzing und Ermating wurde (22. September 1719) von Kurfürst Max Emanuel in den kurbairischen Freiherrnstand erhoben. Das Stammwappen der S. war ein schwarzer, gefiederter Pfeil auf weißem Schrägbalken in rothem Feld, wozu sie später noch das Wappen der Wilprecht fügten, drei rothe Löwenköpfe, zwei über eins gestellt, in weißem Feld. Die Familie verzweigte sich in mehrere Linien; eine blieb in Baiern, eine zweite blüht noch heute in Hannover und Oldenburg, eine dritte siedelte nach Böhmen über. Aus der letztgenannten Linie stammte der wohlthätige, volksfreundliche Fürstbischof Alois Joseph von Prag, geboren 1802, † 1849.

Wig. Hundt, Bairisches Stammenbuch, III. Th., bei Freyberg, Hist. Schr., III, 632. — Geiß, Beiträge z. Gesch. des Patriciergeschlechtes Schrenck in München, im Oberbair. Arch. XXVII, 271 (nach einer im Besitz der Familie befindlichen, 1494 von Hans S., Domherrn zu Freising, angelegten handschriftlichen Genealogie). — Muffat, Jörg Kazmair's Denkschrift, in Chroniken der deutschen Städte, XV, 457 ff. — Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, XXXI, 299.

Karl Freiherr v. S. auf Notzing, geboren am 17. August 1806 zu Wetterfeld bei Cham, war der Sohn des k. Landrichters Sebastian Freih. v. S. (später Justizminister, s. S. 488). S. studirte die Rechte auf der Hochschule zu Landshut und trat 1828 in bairischen Staatsdienst. Etappen seiner Beamtenlaufbahn sind die Ernennungen zum Landgerichtsassessor in Landshut 1834, zum

Regierungsrath im Ministerium des Innern 1838, zum Regierungspräsidenten der Pfalz 1845, endlich an Stelle des verstorbenen Vaters zum Justizminister 1846. Ein Beweis des besonderen Vertrauens König Ludwig's I. wurde ihm dadurch zu theil, daß dieser, gegen Abel (vgl. A. D. B. I, 14) mißtrauisch geworden, am 15. December 1846 die Absonderung eines eigenen Ministeriums für Cultus und Unterricht vom Ressort des Ministers vom Innern verfügte und das neue Portefeuille dem Justizminister S. übertrug. Doch auch S. vereinigte sich mit den übrigen Ministern am 11. Februar 1847 zur Ueberreichung des bekannten Memorandum, das die Aufregung des Landes über die Standeserhöhung der Sennora Lola Montez mit grellen Farben schilderte und als unausbleibliche Folge die Gefährdung des Königthums in Aussicht stellte; darauf wurde er (24. Febr.) entlassen, wenige Tage später zum Regierungspräsidenten der Oberpfalz ernannt, sechs Wochen später aber in den Ruhestand versetzt. 1848 wurde er von einem oberpfälzischen Wahlkreis ins Frankfurter Parlament gewählt; ohne als Redner in den Vordergrund zu treten, hielt er sich bei den Abstimmungen zur katholisch-oberdeutschen Partei. Nach der Heimkehr wurde er von König Maximilian II. in den Staatsdienst zurückberufen; 1849 wurde er zum Präsidenten der Regierung von Niederbaiern, 1850 zum Gesandten am reactivirten Bundestag ernannt. In dieser Stellung hatte er natürlich nur die Politik des Ministeriums v. d. Pfordten zu vertreten, weshalb auf Bd. XXV, 697 verwiesen sei. Die von Poschinger veröffentlichten Berichte des k. preußischen Bundestagsgesandten v. Bismarck gewähren auch über das Verhalten des bairischen Collegen manche Aufschlüsse. Im allgemeinen, behauptet Bismarck, strebe auch S. gleich allen seinen mittelstaatlichen Collegen allzu ängstlich darnach, vor der öffentlichen Meinung sein säuberlich dazustehen und den Kammern gegenüber das Odium aller unpopulären Beschlüsse den beiden deutschen Großmächten zuzuschieben; den persönlichen Vorzügen Schrenck's läßt jedoch Bismarck alle Gerechtigkeit widerfahren. „Den bairischen Gesandten Herrn v. S. rechne ich zu den besten Elementen der Versammlung, sowohl seiner Befähigung, als seinem Charakter nach; er ist ein gründlicher und fleißiger Arbeiter, dabei praktisch in seinen Auffassungen und Urtheilen, wenn auch seine mehr juristische Bildung und Denkungsweise ihn mitunter rechthaberisch macht und einem leichteren Fortgang der Geschäfte hemmend entgegentreten. Im amtlichen Verkehr ist er offen und gefällig, so lange sein in der That hochgesteigertes und sehr reizbares Nationalgefühl geschont wird, welchem Rechnung zu tragen ich mir besonders angelegen sein lasse“ (30. Mai 1853). Sogar in den Tagen des mittelstaatlichen Congresses zu Bamberg unterhielt der preußische Bundestagsgesandte mit S. vertraulichen Verkehr. Schon damals lag eine Berufung Schrenck's zur Leitung der bairischen Politik sozusagen in der Luft. Bismarck schreibt darüber (5. Mai 1855): „Sollte es in München zu einem Wechsel kommen, der meinen Collegen S. ans Ruder brächte, so halte ich dadurch für den Augenblick nichts verschlimmert. S. ist von der Fehlerhaftigkeit der dermaligen Politik Oesterreichs (in der orientalischen Frage) durchdrungen und wird ihr entgegenwirken, so lange er Hoffnung hat, Oesterreich vom Bruch (mit Rußland) abzuhalten; fängt Oesterreich aber doch Krieg an, so glaubt er, daß man es nicht stecken lassen dürfe. Es fragt sich aber, ob der König Max mit einer für Bayern kostspieligen und unfruchtbaren Hülfsleistung dann einverstanden sein würde“. Daß sich S. um die von Baiern durchgesetzte allgemeine deutsche Handelsgesetzgebung persönliches Verdienst erworben habe, wird von Bismarck rühmend anerkannt, dagegen glaubt er mit Bedauern feststellen zu müssen, daß S. immer entschiedener zu Oesterreich hinneige und davon nicht einmal durch die Besorgniß, daß Baiern in neue und unberechenbar weittragende Verpflichtungen verstrickt werden könnte, zurückzuhalten sei. „Der bairische Bundestagsgesandte“,

schreibt Bismarck 1858 in seiner Denkschrift über Inaugurirung einer selbständigen preußisch-deutschen Politik, „ist ein gewissenhafter Charakter, aber auch ihn bewegen seine österreichischen Familienverbindungen und sein auf die Politik übertragener Katholicismus in der Richtung, daß er unwillkürlich österreichischen Sympathien folgt". Noch ehe der Streit zwischen Oesterreich und Frankreich zum Krieg führte, mußte v. d. Pfordten dem Unwillen der zweiten Kammer über die Staatsstreichgelüste des Ministers, sowie über dessen angebliche Hinneigung zu Frankreich weichen, und König Max betraute (9. April 1859) den bisherigen Bundestagsgesandten mit der Leitung der bairischen Politik: S. sollte dem Monarchen „Frieden mit seinem Volk" vermitteln. S. übernahm neben dem Portefeuille des Auswärtigen auch dasjenige des Handels. Im Innern ist seiner Verwaltung viel Gutes nachzurühmen; weniger glücklich erwies sich seine auswärtige Politik. Nicht bloß vertrat er bei Ausbruch des Kriegs in Italien offen den Standpunkt, daß es Pflicht der deutschen Fürsten sei, der deutschen Präsidialmacht zu Hülfe zu kommen — diese Anschauung wurde ja von der überwiegenden Mehrheit des bairischen Volkes getheilt —; auch nach dem Frieden von Villafranca trat er, als sich der Gegensatz zwischen den deutschen Großmächten immer feindseliger zuspitzte, ganz offen und bestimmt auf Oesterreichs Seite. Diese Parteinahme erklärt sich theilweise auch daraus, daß Oesterreich, wie sich 1860 bei den Berathungen über die Bundeskriegsverfassung zeigte, dem Lieblingswunsche des bairischen Monarchen und seines Ministers, der Triasidee, wohlwollend gegenüberstand, während Preußen alle Staaten mit Ausnahme der beiden Großmächte von der Führung des Bundesheeres ein für allemal ausgeschlossen wissen wollte. Als Preußen die Erklärung gab, es werde nur mit denjenigen Staaten, welche dem französischen Handelsvertrag beiträten, den demnächst ablaufenden Zollverein erneuern, stellte sich S. entschlossen auf die Seite der schutzzöllnerischen Gegner der preußischen Forderung. Angeblich um der Bevölkerung zur Kundgebung ihrer Meinung in einer so wichtigen Frage Gelegenheit zu geben, in Wahrheit, um die Abstimmung darüber nicht einer unsicheren Zukunft zu überlassen, sondern die augenblicklich günstige Volksstimmung auszunützen, wurde im Februar 1863 der Landtag aufgelöst. Die Berechnung war richtig gewesen, die neue Kammer billigte mit großer Stimmenmehrheit die Zollpolitik des Ministeriums, und S. glaubte nun um so entschiedener vorgehen zu dürfen. Auf dem Frankfurter Fürstentag von 1863, wohin er seinen Monarchen begleitete, unterhielt er mit Rechberg demonstrativ freundschaftlichen Verkehr. Auch in der schleswig-holsteinischen Frage bewegte er sich in schroffem Gegensatz zur preußischen Politik; die Einsetzung des Herzogs von Augustenburg wurde von keinem deutschen Cabinete mit so viel Wärme und Entschlossenheit betrieben, wie vom bairischen. Wie in den Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Coburg versichert wird, war S. sogar über v. d. Pfordten höchst ungehalten, weil ihm dieser im Bundestag zu lau und langsam vorzugehen schien. Natürlich war auch hierbei die Hoffnung maßgebend, daß sich die Vertretung einer so populären Sache als Hebel benützen lasse, um die ersehnte Führung der „dritten Großmacht", der vereinigten Mittel- und Kleinstaaten, in die Hand zu bekommen. Die energische Initiative Baierns würde wohl auch eine entscheidende Wendung herbeigeführt haben, wenn nicht Herzog Friedrich selbst, um bei den Großmächten nicht anzustoßen, sich gegen ein zu rasches Vorgehen in der Successionsfrage verwahrt und damit die Münchener Politik lahmgelegt hätte; der bairische Antrag auf sofortige Anerkennung des Augustenburgers mußte auf der Würzburger Conferenz (Februar 1864) bis auf weiteres zurückgezogen werden. Als Baiern am 12. März im Bundestag den Antrag einbrachte, war der günstige Augenblick schon verpaßt. Das Ableben König Maximilian's II. und der Regierungsantritt Ludwig's II. hatten zunächst

Aenderung der bairischen Bundes- und Handelspolitik nicht zur Folge; S. blieb an der Spitze des Ministeriums. Die Berliner Zollconferenz (Mai 1864) wurde von Baiern nicht beschickt, dagegen wurde in Wien die Gründung eines süddeutschen Zollvereins mit Einschluß Oesterreichs angeregt. Als aber die Commission zur Fortsetzung der Verhandlungen nach München übersiedelte, protestirte das eigene Land gegen das ministerielle Programm, das zur Sprengung des alten Zollvereins führen müsse; sämmtliche Fabrik- und Handelsräthe des Königreichs sprachen sich gegen die bisher gefaßten Beschlüsse der Zollconferenz aus, und auch einer der verbündeten Staaten nach dem andern fiel von dem Sonderbundsplane ab. Als im September 1864 das preußische Ultimatum erschien, erklärte der letzte Bundesgenosse, Württemberg, es sei ihm unmöglich, sich von dem unter Preußens Führung begründeten neuen Zollverein auszuschließen; nun trat auch der bairische Gesandte in die Berliner Zollconferenz ein, und am 12. October wurden die neuen Zollvereinsverträge unterzeichnet. Damit war die Stellung Schrenck's unhaltbar geworden; er erbat und erhielt am 21. September 1864 seine Entlassung. Zum zweiten Male erfolgte ein Tausch der Rollen Schrenck's und v. d. Pfordten's; der letztere wurde am 4. December zum Minister des Auswärtigen, S. am 8. December zum Bundestagsgesandten ernannt. In dieser Eigenschaft mußte er im Juli 1866 den durch preußische Truppen von Frankfurt verscheuchten Bundestag nach Augsburg begleiten; nach der Abreise des österreichischen Gesandten oblag ihm die traurige Pflicht, als letzter Präsident das Ende des deutschen Bundestags zu proclamiren. Nach der Heimkehr wurde er zum ordentlichen Staatsrath und lebenslänglichen Mitglied des Reichsraths ernannt. In der Kammer entfaltete er bis an sein Lebensende rege Thätigkeit; er war nicht bloß regelmäßig Commissär bei Controle des Staatsschuldenwesens, sondern griff auch häufig mit glanzloser, aber wirksamer, rein sachlicher Rede im Sinne der Rechten in kirchenpolitischen und verfassungsrechtlichen Fragen in die Debatte ein. 1868 war er als Abgeordneter eines oberpfälzischen Wahlkreises Mitglied des Zollparlaments. Als im März 1870 der bairische Gesandte in Wien, Graf Bray, an Stelle Hohenlohe's den Vorsitz im Staatsministerium übernahm, erhielt S. den erledigten Wiener Posten. In Berlin wurde dankbar anerkannt, daß S., vermöge der hohen Achtung, die der seiner österreichischen Sympathien wegen seinerzeit gestürzte Staatsmann am Wiener Hofe genoß, bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges treffliche Dienste zu leisten im Stande war. Im September 1871 wurde er durch Graf Bray abgelöst und trat in Ruhestand. Am 10. September 1884 starb er auf seinem Gute Wetterfeld bei Cham und wurde an der Seite seiner Gemahlin, einer geb. Freiin v. Franckenstein, in Ullstadt, dem Stammsitz der Franckenstein, bestattet.

Gallerie denkwürdiger Persönlichkeiten der Gegenwart, 130. — Poschinger, Preußen im Bundestag von 1851—1859, I, 68, 72, 76, 90, 256 ff. — Ernst II., Aus meinem Leben, I, 140, III, 259 ff. — Personalact im Kreisarchiv München.

Heigel.

Schrenck: Sebastian Freiherr v. S., bairischer Beamter, geboren am 28. September 1774 auf dem Landgut seines Vaters zu Hillstädt bei Neunburg vor dem Wald in der oberen Pfalz, genoß den ersten Unterricht in den Schulen zu Amberg und im Kadettencorps zu München, bezog sodann die Universität Ingolstadt und trat 1796 als Praktikant am Landgerichte Neunburg v. W. in bairischen Staatsdienst. Nach bestandener Staatsprüfung wurde er am 29. September 1796 zum Rath an der Regierung zu Straubing ernannt, 1798 als Landrichter nach Wetterfeld, 1807 in gleicher Stellung nach Kemnath versetzt, 1808 zum Hofgerichtsrath in Straubing, noch im nämlichen Jahre zum Rath

am Appellationsgericht in München, 1810 zum Rath am Oberappellationsgericht befördert. Zu öffentlicher Wirksamkeit gelangte er, als er 1819 zum Abgeordneten aus der Classe der adeligen Gutsbesitzer für den Unterdonaukreis in die erste Versammlung der Stände des Königreichs Baiern gewählt und vom König zum ersten Präsidenten ernannt wurde. Die Berufung Schrenck's wurde auf liberaler Seite mit Mißbehagen aufgenommen, weil er Altbaier und Beamter war; bald entspann sich auch ein heftiger Kampf zwischen ihm und Behr, Hornthal und anderen Vertretern der Opposition. Nach den „Baiernbriefen" Bentzel-Sternau's, in welchen die Verhandlungen der vier ersten baierischen Ständetage einer satyrischen Besprechung in Sterne's Manier unterzogen sind, waren die liberalen Abgeordneten der Ansicht, daß sich der Präsident gegenüber der Kammer vielfach einer Ueberschreitung seiner Competenz schuldig mache, die Verhandlungen „nicht leite, sondern beherrschen, ja wohl gar vereiteln und unterdrücken" wolle, bei jeder Gelegenheit für die Regierung und die Adelskammer parteilich auftrete u. s. w. Daß S. jedoch das Vertrauen der Landtagsmehrheit besaß, zeigte sich 1822 bei Eröffnung der zweiten Sitzungsperiode; der inzwischen (8. März 1820) zum Rath im Justizministerium beförderte S. wurde abermals zum Präsidenten gewählt. Bald wurden in der oppositionellen Presse die alten Klagen laut über den „Warwick" der bairischen Volksvertretung, den „Oberpapa", der sein väterliches Regiment auf Kosten der Redefreiheit der Abgeordneten handhabe, der „gerade so verfahre, als ob er noch Landrichter unter gehorsamen Bauern wäre" u. s. w. Doch auch 1825 und 1828 wurde S. durch das Vertrauen der Kammermehrheit auf den Präsidentenstuhl erhoben, was von seinen Gegnern mit der höhnischen Klage: „Wie mächtig wirkt die Gewohnheit auf den Menschen!" erklärt wurde. Auch darüber wurde gespottet, daß der regierungsfreundliche Präsident nach jedem Landtag eine Art Belohnung erhielt; 1827 wurde er Präsident des Appellationsgerichts in Amberg, 1829 wurde ihm das Justizministerium angeboten, von ihm jedoch abgelehnt. Doch der Landtag von 1831 bekam infolge des strengen Vorgehens der Regierung gegen die Theilnehmer an den Münchener Unruhen in der Christnacht 1830 und die angeblich revolutionären Gesellschaften in Würzburg und Rheinbaiern eine ausgesprochen oppositionelle Färbung, und diesmal wurde gemäß der von der Linken ausgegebenen Parole: Keine Staatsbeamten in die Präsidialbewerbung! von einer Wiederwahl des früheren Präsidenten Umgang genommen. Dagegen bot ihm König Ludwig wiederholt das Portefeuille des Justizministers an, und S. leistete jetzt auch Folge; am 12. December 1832 wurde er zum Staatsrath im ordentlichen Dienst (mit einem Gehalt von 5800 Gulden in Geld, 3 Schäffel Waizen, 7 Schäffel Roggen und 24 Schäffel Haber) und zugleich zum Staatsminister der Justiz (mit 500 Gulden Standesgehalt, 2500 Gulden Dienstgehalt und 3000 Gulden Tafelgeld) ernannt. Für die drakonische Bestrafung, welche in den nächsten Jahren wegen wirklicher oder angeblicher Theilnahme an demokratischen Umtrieben über viele Hundert Staatsbürger verhängt wurde, ist S. nur insofern verantwortlich, als er dem Willen des Monarchen, der die strengste Verfolgung aller Schuldigen und Verdächtigen zur Rettung des Staates für nothwendig erachtete, nicht entgegentrat. Am 27. Mai 1846 wurde S. „nach einer mehr denn halbhundertjährigen ehrenvollen Geschäftsführung" mit vollem Gehalt in den Ruhestand versetzt; im Staatsrath behielt er Sitz und Stimme bis zu seinem Ableben (16. Mai 1848).

Bentzel-Sternau, Baiernbriefe I, 58, 72 ff.; II, 142; III, 102; IVa, 7; IVc, 296 ff. — Conversationslexikon der neuesten Zeit und Litteratur (1834), IV, 206. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 26. Jahrg. (1848), 392. — Personalact im Kreisarchiv München.

Heigel.

Schrepfer: Johann Georg S., geboren 1730 (?) in Nürnberg, † am 8. October 1774 in Leipzig. Schrepfer's Leben wirft ein helles Licht in die dumpfen trüben Tiefen des Mysticismus, der, in grellem Gegensatze zu den Fortschritten der Aufklärung, im 18. Jahrhundert aus dem Zusammenwirken von Aberglauben, sittlichem Drang und religiöser Empfindung entstand. In einer Zeit des Ueberganges, wo man sich über den Zusammenfall des Alten klar war, ohne doch die neuen Bahnen, die Philosophie und Litteratur einschlugen, deutlich zu erkennen, geschweige denn sie zuversichtlich zu betreten, suchten Geist und Gemüth theils auf philosophischer Grundlage, theils aus pietistisch-mystischen Anschauungen heraus die Läuterung der Menschenseele und womöglich die Anbahnung einer unmittelbaren oder durch die Geisterwelt vermittelten Gemeinschaft mit Gott zu erreichen. In engem Zusammenhang mit diesem Streben steht die Entwicklung und Verbreitung der beiden wichtigsten Logenrichtungen, von denen die schottische Loge (die „stricte Observanz“, auch Tempelherrenloge genannt) sich auf die Erforschung der Mittel zur Erlangung der „höchsten Erkenntniß“ beschränkte, während die Rosenkreuzerei mit Magie und Geisterspuk zu dem bezeichneten Ziele zu gelangen suchte. Für diese Richtung, die weniger verbreitete, war S. thätig, im Dienste der Jesuiten — wie wahrscheinlich gemacht worden ist —, ihnen mußte ja diese Beförderung der Verdummung und Knechtschaft der Geister erwünscht sein. Schon in seiner bewegten Jugend war S. vermuthlich in die Geheimnisse der Maurerei eingeweiht worden. Aber erst als er in Leipzig (wo er im August 1761 als „Weinschenk“ Bürger wurde, im September 1761 sich mit einer Schneiderstochter Johanna Katharina Herr verheirathete und seitdem einen Weinschank auf dem Böttchergäßchen betrieb) 1769 die beliebte Weißleder'sche Kaffeewirthschaft an der Ecke der Klostergasse und des Barfußgäßchens übernommen hatte, trat er selbständig im Gegensatze zu dem damaligen Leipziger Maurerthum auf und warb für seine Richtung Anhänger, die sich an regelmäßigen Abenden zu magischen Unterhaltungen in Schrepfer's Kaffeewirthschaft zusammenfanden. Durch seine Redegewandtheit, sein kühnes, oft anmaßendes Auftreten, das keinen Widerspruch aufkommen ließ, durch ungewöhnliche und desto eindrucksvollere Geisterbeschwörungen, durch allerhand Neuerungen, die er einführte — so gestattete er auch Frauen die Theilnahme an seiner Loge — wußte er sich nicht nur die einmal Geworbenen treu zu erhalten, sondern vermehrte auch die Zahl seiner Anhänger, ja es gelang ihm sogar, Mitglieder der alten Leipziger Loge auf seine Seite herüberzuziehen. Der Streit, in den er dadurch mit dieser Loge gerieth, die Unannehmlichkeiten, die er vor Gericht deswegen zu erdulden hatte, schwächten sein Ansehen nicht, infolge einer Bestrafung durch den Herzog von Curland kam er vielmehr mit diesem und einer Reihe hochgestellter Beamten des Dresdner Hofes in Berührung, die er mit ungewöhnlichem Geschick für seine Sache zu interessiren verstand. So war er in geheimem Einverständniß mit dem Grafen Brühl und dem berüchtigten Hofprediger Stark, einem Jesuitenzögling, und der Minister v. Wurmb ließ sich dazu herbei, einen geheimen Vertrag mit ihm einzugehen, dessen Ziel offenbar war, die Protection des Kurfürsten und der hohen Staatsbeamten für Schrepfer's Maurerei, also für die Beförderung des Jesuitismus zu erkaufen. Dieser Plan war zu kühn, als daß er hätte gelingen können. Die Gesellschaft Jesu zog die Hand von ihrem Schützling ab, der sächsische Hof löste jede Verbindung mit ihm, und S., der bei seiner andauernden auswärtigen Thätigkeit auch das volle Vertrauen der alten Leipziger Anhänger verloren hatte, gab sich, von allen Seiten in die Enge getrieben, selbst den Tod, um sich von der Unruhe des Zweifels und von der Gefahr zu befreien, in die ihn die bevorstehende Aufdeckung seines Treibens bringen

mußte; er erschoß sich am Morgen des 8. October 1774 im Leipziger Rosenthale.

Eugen Sierke, Schwärmer und Schwindler des 18. Jahrhunderts, S. 288 bis 332, Leipzig 1874.

G. Wustmann.

Schretter: Karl S., geboren am 14. Februar 1644 zu Kremnitz, † zu Raab am 20. Juli 1718. Er trat 18 Jahre alt in den Jesuitenorden, war Professor der Theologie und des kanonischen Rechts an den Collegien zu Tyrnau und Wien, auch Rector verschiedener Collegien seines Ordens. Schrift: „Concordia iuris hungarici cum iure civili et ecclesiastico in causis de testamentis et immunitate, desumta ex libro III. decretalium tit. 25, 26 et 49.“ Tyrnav. 1698, 1700.

de Backer, Bibl. VI, 624.

v. Schulte.

Schrettinger: Martin Wilibald S., geboren am 17. Juni 1772 zu Neumarkt im Oberdonaukreis, machte seine Studien zu Burghausen, Amberg und im Benedictinerkloster Weißenohe bei Nürnberg, wo er am 24. Juni 1793 Profeß ablegte. Zwei Jahre später zum Priester geweiht, erhielt er am 15. März 1800 den Posten als Klosterbibliothekar. Nach Aufhebung der Klöster wurde er auf seinen Wunsch hin an der königl. Hofbibliothek in München beschäftigt. Am 8. April 1806 erfolgte seine Ernennung als Custos und am 3. Juli 1823 als Unterbibliothekar an derselben Bibliothek. Am 2. Februar 1839 trat er unter Beibehaltung seiner Bibliothekarstelle in die Reihe der Kanonici am Collegiatstift St. Kajetan ein. In den letzten Jahren seines Lebens zog er sich vom Bibliothekdienste zurück und starb am 12. April 1851. Um die Münchener Hofbibliothek hat S. sich verdient gemacht durch die Anfertigung eines handschriftlichen Realkatalogs. Er ist der Verfasser folgender Schriften: 1) „Die Kunst, unter Menschen glücklich zu leben, von H. Graf von Chesterfield. Aus dem Französischen übersetzt.“ Sulzbach 1801; 2) „Uebersicht der verschiedenen Meinungen über den Ursprung der Buchdruckerkunst von Bürger Daunon. Aus dem Französischen übersetzt und berichtigt“. (In Aretin's Beiträgen zur Geschichte der Literatur 1805, Bd. V, S. 161—237); 3) „Das Wiederaufleben des baierischen Nationalgeistes. Ein historisches Gedicht.“ München 1806; 4) „Versuch eines vollständigen Lehrbuches der Bibliothekwissenschaft.“ München, Heft I u. II 1808, Heft III u. IV 1829; 5) „Handbuch der Bibliothekwissenschaft besonders zum Gebrauch für Nichtbibliothekare.“ Wien 1834. Außerdem finden sich poetische und prosaische Beiträge in folgenden Zeitschriften und Zeitungen: Hübners bayr. Wochenblatt 1800, Nr. 33. Eos 1820, Nr. 94. Inland 1830, Nr. 10, 11, 12. Aurora von Auerweck 1830, Nr. 37 und 39. Bayrische National-Zeitung 1835, Nr. 20, 65, 66, 95; 1838 Nr. 52, sodann Recensionen in der Oberdeutschen Lit.-Ztg. und in der Allgem. Jenaer Lit.-Zeitung. Andere Arbeiten sind nur im Manuscript vorhanden, darunter ein Tagebuch vom Jahre 1793—1850, eine Autobiographie und ein Aufsatz über Volksdialekte (Hofbibliothek in München, Cod. germ. Schrettingeriana).

A. Lindner, Die Schriftsteller und die um Wissenschaft und Kunst verdienten Mitglieder des Benediktiner-Ordens im heutigen Königreich Bayern vom Jahre 1750 bis zur Gegenwart I, 214, 215, Regensburg 1880 und Nachträge zum I. und II. Bde., S. 25, daselbst 1884.

Wilh. Bäumker.

Schrevel: Kornelis S. (auch Screvel), namhafter niederländischer Philologe und Schulmann des 17. Jahrhunderts. Er wurde um 1615 in Haarlem geboren, erhielt dort seine Schulbildung unter seinem Vater, siedelte

später mit diesem nach Leyden über, studirte hier und erlangte die medicinische Doctorwürde. 1642 wurde er des Vaters Nachfolger als Rector des Leydener Gymnasiums. Er starb in diesem Amte am 11. September 1661 (Eckstein nomencl. 1667). — S. hat sich durch überaus zahlreiche commentirte Ausgaben lateinischer und griechischer Schriftsteller (Virgil, Horaz, Homer mit Scholien, Juvenal u. a.) einen Namen gemacht; dieselben sind zum Theil auch nach seinem Tode noch mehrfach aufgelegt, haben aber dauernden Werth nicht. Verdienstlich war sein „Lexicon manuale graeco-latinum et latino-graecum", welches zuerst 1661—70 erschien und dann wiederholt (zuletzt 1822) neu herausgegeben wurde. Auch die nach seinem Tode 1668 erschienene Ausgabe des Hesychius verdient Erwähnung.

Jöcher IV, 351. — Zedler, Univ.-Lex. XXXV, Sp. 1177 f. — Schriftenverzeichniß bei Pökel, Phil. Schriftst.-Lex. S. 250.

R. Hoche.

Schreyer: Balthasar (oder Balzer) S., Meistersinger des ausgehenden 16. Jahrhunderts, aus Elbing gebürtig, später in Breslau ansässig, dichtete dort Mai bis Juli 1596 mehrere geistliche und weltliche Meisterlieder, z. B. über den Ehestand, die in der zu Jena befindlichen Meisterliederhs. auf uns gekommen sind. Einen selbsterfundenen Meisterton taufte er „Lindenblühweis".

Roethe.

Schreyer: Sebald S., geboren am 8. Juni 1446 zu Nürnberg, † daselbst am 22. Mai 1520 als der letzte seines Geschlechts, verbrachte einen Theil seiner Jugendzeit am Hofe Kaiser Friedrich's III., an dessen Römerzug er theil nahm. Späterhin trat er in den Dienst seiner Vaterstadt. So finden wir ihn 1479 in der Commission, welche berufen war, die Revision des Nürnberger Civilgesetzbuches, der sogenannten Nürnberger Reformation, vorzunehmen, 1482 wurde er Kirchenmeister bei St. Sebald, ein Amt, das er bis zum Jahre 1503 auf das gewissenhafteste verwaltete. Er erwarb sich um den Ausbau der Thürme und die Restauration der Kirche hervorragende Verdienste. Bei der Stiftung der nach ihm benannten, von Adam Kraft ausgeführten und zu dessen bedeutendsten Bildwerken zählenden sogenannten Grablegung Christi außen am Ostchore von St. Sebald war er in besonderem Maaße betheiligt. Die Beiträge flossen reichlich. Sebald S. und seine Gesellschaft gaben an erster Stelle 117 fl. 12 Heller, Hans Stark 100 fl., Imhoff und seine Gesellschaft 60 fl., Sigmund Fürer und seine Gesellschaft 80 fl. Weiterhin nahm er zugleich mit dem Kirchenpfleger Anton Tucher, dann Peter Imhoff und Sigmund Fürer im J. 1507 den schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts von Ruprecht Haller und Paul Volkamer ins Auge gefaßten Plan der Herstellung eines künstlerisch vollendeten Grabdenkmals des h. Sebald wieder auf. Im Mai des genannten Jahres faßten sie den Beschluß, des heiligen Himmelsfürsten St. Sebald Sarg mit Gottes Hülfe und frommer Menschen Almosen durch Meister Peter Vischer anfertigen zu lassen. Diese seine Thätigkeit hing, wie schon bemerkt, zum Theil wenigstens mit seiner Stellung als Kirchenmeister bei St. Sebald zusammen, sie läßt übrigens erkennen, mit welch' einem Eifer und Ernst und mit wie hohem Verständniß er seinen Beruf auffaßte, um die bedeutenden Ziele, die er sich gesteckt, zu erreichen. In der gleichen Stellung als Kirchenmeister bekundete er seinen wissenschaftlichen Sinn dadurch, daß er die sehr bedeutende Kirchenbibliothek durch den bekannten Chronisten Sigmund Meisterlin katalogisiren ließ. Zusammen mit seiner Gemahlin Margaretha, einer Tochter des Heinrich Kammermeister, stiftete er eine Capelle im Karthäuserkloster. Das von Jörg Keyper gestiftete große Almosen ins Abwesen gerathener Bürger setzte er 1485 als Pfleger zugleich mit Hans Gartner und Hans Ingram ins Werk und vermehrte es durch

eine ansehnliche Schenkung. Ungleich bedeutender noch war die Wirksamkeit, die er entfaltete, um die von Sigmund Toppler letztwillig gemachte Schenkung dem geeignetsten Zwecke zuzuführen. Als Mitvormünder dieser Stiftung waren Sigmund Besler und Konrad und Lienhard Marstaller aufgestellt. Aber von S. ging doch allem Anschein nach der Gedanke aus, das Toppler'sche Vermächtniß zum Bau und zur Unterhaltung eines Spitals für Pestkranke außerhalb der Stadt zu verwenden, und er war dann bei der Ausführung dieses Unternehmens die eigentlich leitende und treibende Kraft. So entstand denn nach mannichfachen Hindernissen in den Jahren 1504—15 das St. Sebastiansspital unterhalb der Weidenmühle, bei dessen Bau S. die Rechnungsführung und Oberaufsicht als Pfleger oblag. Er war der „Baumeister", wie man es damals nannte.

S. ist ferner für Nürnberg als eifriger Förderer der humanistischen Wissenschaften bemerkenswerth. Mit Celtis unterhielt er einen regen und innigen Verkehr. Johann Werner verehrte in ihm, wie Celtis, seinen Gönner. In einem Briefe an ihn vergleicht er ihn mit Cato von Utica und hebt besonders hervor, daß S. noch in vorgerückteren Jahren die griechische Sprache erlernt habe, aus keinem anderen Grunde, als um jede Lücke in seiner Bildung auszufüllen. Seine lateinischen Briefe bezeugen eine nicht geringe humanistische Bildung, wenn er auch selbst einmal in seiner Bescheidenheit an Celtis schreibt, er selbst sei ungebildet, die Form seines Ausdrucks aber noch weniger gebildet und geglättet. In einer Ode, die er seinem Freunde „Clamosus" widmete, rühmt ihn Celtis, daß er die Reliquien der Wissenschaft vor dem Untergange bewahre und einem edlen Herzenszuge folgend die Jünger der Musen unablässig ansporne, „den künftigen Jahrhunderten die Denkmale ihres geistigen Schaffens zu vererben".

S. regte wissenschaftliche und künstlerische Unternehmungen nicht bloß an, er unterstützte sie auch und führte sie aus eigenen Mitteln zum guten Ende. An erster Stelle ist hier die Schedel'sche Weltchronik zu nennen, zu diesem für seine Zeit hervorragenden Werk, das heute noch durch die Eigenart seiner Ausstattung anmuthet, lieferten Michel Wolgemut und sein Stiefsohn Wilhelm Pleydenwurf die 2000 Holzschnitte, die es schmücken. S. hatte nicht allein den ersten Anstoß zu dem Werk gegeben, sondern er trug auch mit seinem Schwager Sebastian Kammermeister die gesammten Kosten und das Risiko, während der Drucker Anton Koburger den commissionellen Vertrieb übernommen hatte. Ein weiteres Unternehmen, dessen Ausführung S. ermöglichte, war der „Archetypus triumphantis Romae" von Peter Danhauser, eine Chrestomathie römischer Dichter, Redner und Geschichtschreiber. Die Abbildungen lieferte Sebald Gallenstorfer auf Schreyer's Kosten, der auch dem Verfasser das Honorar zahlte. Die Gesammtkosten, die sich für S. ergaben, betrugen hier 334 fl. 2 Pfennig.

So sehen wir ihn ebenso gewissenhaft und opferwillig in seiner amtlichen Stellung, als freigebig, wenn es gilt, wissenschaftliche und künstlerische Interessen zu fördern. Den ausgebildeten Geschmack eines feinfühligen und reichen Humanisten zeigt am besten die Ausstattung seines Wohnhauses (Burgstraße Nr. 7). Bilder des Amphion, Orpheus und Apollo, sowie der sieben Weltweisen schmückten die Wände des einen Zimmers, während in dem gegenüberliegenden die Bilder der neun Musen angebracht waren. Unter jedem Bilde waren Epigramme von Celtis zu lesen, die dieser dem Freunde von Ingolstadt aus 1495 übersandt hatte. In den Nischen aber hingen die Porträts von Celtis und Danhauser, unter denen gleichfalls kurze Verse von Celtis standen.

Will u. Nopitsch, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon. — Baader, Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs. — Hartmann, Konrad Celtis in Nürnberg,

in Heft 8 der Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg. — Urkunden im städtischen Archiv zu Nürnberg.

Mummenhoff.

Schrick: Albert v. S., geboren am 16. August 1532 zu Aachen, † daselbst am 21. September 1598, gehörte einer Familie an, welche im 15. Jahrhundert in Aachen das Bürgerrecht erlangte, dann aber vom 16. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu denjenigen zählte, deren Angehörige Mitglieder der Sternzunft oder der tribus nobilium und Schöffen des königlichen Stuhles waren. Unter mehreren für die Geschichte Aachens verdienten Männern dieser Familie tritt besonders Albert v. S. hervor, dessen Werk es hauptsächlich war, daß Aachen in dem langen und erbitterten confessionellen Kampfe im 16. Jahrh. bei seinem alten Glauben blieb. Im April 1561 begleitete er den Coadjutor (von 1563—1580 Bischof) von Lüttich, Georg Groisbroek auf einer Reise nach Rom und Wien. Am 19. Juni 1564 wurde er zum Schöffen des königlichen Stuhls gewählt. Trotz wiederholter Verordnungen des Raths gegen Verbreitung akatholischer Lehren und Niederlassung akatholischer Bewohner in der Stadt hatten sich manche angesehene Bürger der Lehre der Reformatoren zugewandt, unter anderen 1559 der Bürgermeister Adam v. Zevel (vgl. d. Artikel), der Werkmeister Johann v. S.; junge Aachener, welche in den Niederlanden ein Handwerk oder die Kaufmannschaft erlernt hatten, Niederländer, welche nach Aachen nützliche Gewerbe verpflanzten, endlich solche, welche vor den Maßregeln Herzog Alba's fliehend, in Aachen eine Zuflucht gefunden, waren Anhänger derselben. Am 23. Juli 1574 gelang es den Anhängern der neuen Lehre, beim Rath durchzusetzen, daß neben den Katholiken auch Anhänger der Augsburgischen Confession in den Rath gewählt werden durften, unter dem Vorbehalte, daß in Angelegenheiten der Religion nichts geändert werden solle. Es strömten nun Anhänger der verschiedensten religiösen Richtungen nach Aachen und gelangten zum Besitze des Bürgerrechts. Im Frühjahr 1580 reichen diese dem Rath eine Bittschrift ein, in welchem sie kategorisch freie Ausübung ihres Glaubens verlangen. Wiederholte Abmahnungen Kaiser Rudolf's II. bleiben erfolglos. Der zum Cardinal ernannte Gerard Groisbroek, der Herzog Alexander von Parma, Statthalter der benachbarten Niederlande, der Herzog Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg, Besitzer der Reichsvogtei über Aachen, rathen den der katholischen Lehre treugebliebenen Bürgern, die Bitte abzulehnen, was diese auch thun. Nach ferneren fruchtlosen Ermahnungen des Kaisers und vergeblichen Unterhandlungen der Abgeordneten der vorbenannten Fürsten mit den Protestanten schließen diese die Stadtthore, bemächtigen sich des Rathhauses und der Stadtkasse und durchziehen lärmend die Straßen, wobei einige Katholiken erschlagen, andere verwundet werden. Vor dem herkömmlichen Termine wählen die Protestanten im Mai 1581 zwei Bürgermeister aus den Ihrigen, denen die Katholiken den Albert S. und den Johann Fibus (auch Fibis genannt), gegenüber stellen. Als die Aufregung mit jedem Tag stieg, wanderten die angeseheneren Katholiken aus. Die Protestanten, erkennend, daß sie zu weit gegangen, hoben die Bürgermeisterwahl auf und erwählten am 5. Juni aus ihrer Mitte den Johann Contzen und aus den Katholiken den Johann Fibus zu Bürgermeistern. Auf den Bericht der Commissarien des Fürsten schrieb der Kaiser einen Brief strengen Inhalts, versprach aber Nachsicht, wenn die Neuerer den eingedrungenen Magistrat entfernten, alle Neuerungen abschafften, die Vertriebenen und aus Furcht Ausgewichenen zurückriefen und die aus andern Orten wegen Verbrechen Verjagten nebst den Verkündern der neuen Lehren verwiesen. Sei dies geschehen, dann sollten sie eine Gesandtschaft an ihn abordnen, welche die in anderthalbem Monat erfolgte Unterwerfung melde. Erfolge diese, dann würde er gnädig sein, im anderen

Falle drohte er mit Entziehung der Privilegien und mit der Acht. Die Protestanten wandten sich nun an den Kaiser, an Straßburg, Ulm und Frankfurt, an Sachsen und Brandenburg; an die beiden letzteren und an die Städte um Vermittelung. Da der Kaiser auf Wiederherstellung der Dinge in den alten Stand verharrte, schickten die Protestanten den Bonifaz Colin nebst zwei andern aus den Ihrigen an denselben, die Katholiken ihrerseits im December 1581 den Dechanten des Marienstiftes Franz Foß, den Bürgermeister und Schöffen Albert S. und den Stadtschreiber Johann v. Thenen. Nach den wiederholten erfolglosen Abmahnungen hatte der Kaiser gegen Ende Decembers 1581 die Stadt durch königlich spanische Truppen einschließen lassen. Am 15. März 1582 sagen die Protestanten in einem Schreiben an den Kaiser, die Stadt werde von Burgundern, Lüttichern und Jülichern so eng eingeschlossen, daß ihre Unterhändler sich zu Besprechungen nicht verfügen könnten. Inbetreff der Rückkehr der Ausgewiesenen erklären sie, es sei für dieselben nicht rathsam, in die Stadt zurückzukommen, da sie als Urheber alles Elends, das die Bürger während einer engen Einschließung von sechs Monaten betroffen, ihres Lebens nicht sicher sein würden, weil der Magistrat sie nicht gegen die Wuth des Volkes werde schützen können. Der Kaiser, welcher einen letzten Versöhnungsversuch machen wollte, lud Abgeordnete von beiden Parteien auf den 12. December nach Wien ein. Die Katholiken gehorchten und es erschien ihrerseits der Bürgermeister Albert v. S., Jacob Pasteir und Johann v. Thenen. Protestantischerseits erschien Niemand. Als nach einem vom Kaiser auf drei Monate verlängerten Termin die Protestanten den Matthias Düppengießer und einen Nürnberger Rechtsgelehrten abgeschickt hatten, verließen diese Wien, ohne den Spruch des Kaisers abzuwarten. Während der Kaiser von Zeit zu Zeit Mandate erließ, unterhandelten die Commissarien von Jülich mit den Machthabern in Aachen, die noch viele Jahre im Besitz der Regierung der Stadt blieben. Im J. 1590 veranlaßte ein Streit des seiner Mehrzahl nach protestantischen Raths mit dem Sendgericht, einem geistlichen Gericht, welches aus dem Erzpriester oder Stadtpfarrer, vier andern Pfarrern, den beiden Bürgermeistern und fünf andern angesehenen Laien bestand, die ewige Verbannung der beiden Bürgermeister Albert S., Johann Ellerborn und der fünf andern weltlichen Sendschöffen aus Stadt und Reich. S. verlegte seinen Wohnsitz nach Jülich. Erst am 27. Aug. 1593 erfolgte auf dem Schlosse zu Prag der schon 1591 angekündigte kaiserliche Urtheilsspruch. Der Hauptinhalt desselben geht dahin, die Akatholiken hätten kein Recht gehabt, in der kaiserlichen Stadt Neuerungen in der Religion zu machen und sich in den Besitz des Stadtregiments zu setzen und seien verpflichtet, für alle Kosten und für den Schaden aufzukommen, Alles sollte auf den Stand vom Jahre 1560 zurückgeführt werden. Als das Urtheil am 30. November in der Stadt verkündigt wurde, veranlaßte dasselbe eine Verwahrung des Raths von dem schlecht unterrichteten Kaiser an den besser zu unterrichtenden und eine Berufung an die Fürsten und Stände des Reichs. Bei der Schlaffheit des Reichsregiments unter Rudolf II. und der Zerfahrenheit der Zustände des Reichs wäre die Sache der Katholiken in Aachen eine verlorene gewesen, wenn nicht die Verbannten vom Jahre 1591, namentlich Albert S. die Rechte derselben vertheidigt hätten. Mit Zurücklassung seiner Gattin, seiner Kinder und seines Besitzes lebte er auf eigene Kosten am kaiserlichen Hofe und an andern Höfen, um für Aufrechterhaltung des alten Glaubens in seiner Vaterstadt zu wirken, die er erst 1598 bei der Ausführung der Reichsacht wieder betrat, um kurz darauf das Zeitliche zu segnen. Joachim v. Holtz, Agent des Raths, theilte diesem in einem Briefe vom 30. Juni 1598 aus Prag mit, daß der kaiserliche Herold Pierenpaumer von dort an demselben Tage nach Aachen abgereist sei, um die Acht zu

verkünden. Der Brief langte am 12. Juli in Aachen an und wurde am 13. Juli schon Morgens 7 Uhr vor dem versammelten Rath verlesen. Es erfolgten zahlreiche Berathungen. Am 29. Juli wurde auf Befehl des Herzogs von Jülich und unter dessen Siegel die Achtserklärung gegen mehr als hundert angesehene Personen an die Kirche von St. Foilan geheftet und durch Druckschriften verbreitet. Unter den Geächteten hatten sich vier Bürgermeister befunden, vier Schöffen, drei Werkmeister, zwei Baumeister und zwei Weinmeister, die übrigen gehörten den verschiedenen Zünften an, auch Matthias S., ein Verwandter Albert Schrick's, zählte zu ihnen. Am 20. Juli wurden die Thore der Stadt geschlossen. Jülichsche Truppen verübten im Aachener Gebiete Gewaltthaten, was der Kaiser später in einem Erlaß vom 30. December mißbilligte, „da durch das Urtheil nur etliche Ungehorsame und nicht die ganze Stadt oder Gemeinde in die Acht erklärt worden". Am 13. August kam von Speier ein Kammerbote in Aachen an und schlug die Achtserklärung an das Rathhaus, das Jakobsthor, das Gras oder ältere Rathhaus und in dem Aachen benachbarten Burtscheid an. In der am 15. August stattfindenden Sitzung des Raths wurden die ausgewichenen Bürger als die Ursache der Gewaltthätigkeiten bezeichnet. Am 27. August kamen die Subdelegirten der kaiserlichen Commission mit dem kaiserlichen Herold Pierenpaumer von Aldenhofen nach Aachen und eilten durch die Stadt nach Burtscheid. Am Grashaus hielten sie. Wilhelm von Waldenburg, der jülichsche Commissar, faßte im Beisein eines herbeigerufenen Notars und zweier Zeugen den Ring der Pforte und erklärte im Namen des Herzogs von Jülich, seines Herrn, daß bis zu diesem Hause seine Macht gelte, das Geleite zu geben. Der Herold ritt am andern Morgen um acht Uhr in seiner Amtstracht, von drei Trompetern begleitet, von Burtscheid nach Aachen vor das Rathhaus und las mit lauter Stimme von der Ballustrade herab die nachfolgende Achtserklärung: „Nachdem die zur Zeit in dem königlichen Sitze Aachen faktisch regierenden Bürgermeister und Rath in ihrer fortwährenden Widersetzlichkeit den Befehlen, welche ihnen auf Bitten und Verwenden der Bürgermeister, Schöffen und des Raths der Bürger katholischen Glaubens und des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich von Seiten des Kaisers zugekommen sind, den Gehorsam verweigert haben, so sind sie durch Richterspruch in den Bann des Kaisers und des Reichs erklärt worden, so daß sie von dem Frieden des Reichs ausgeschlossen sind und sie daher in ihrer Person und in ihrem Eigenthum von jedem ungestraft angegriffen werden können." Zur selben Zeit hatte auch der große Rath seine Sitzung. Viele Mitglieder, welche geflohen waren, mußten herbeigeholt werden. In dieser Sitzung erschienen als kurfürstliche Räthe der Graf von der Mark zu Manderscheid, der kurkölnische Amtmann Adolf v. Frantz, Adam v. Effern zu Sichen, Amtmann zu Brühl, der Kanzler Dietrich zu Biesterfeld. Der Amtmann Wilhelm von Waldenburg stand mit einigen hundert Mann bei Burtscheid. In der Nähe von Aachen lagen einige tausend Mann spanischer Truppen. Der protestantische Rath wurde seines Eides entbunden und gab die Schlüssel des Zeughauses und der Stadtthore ab. Die alten Stadttruppen dankten ab und drei- bis vierhundert neu ausgehobene traten an ihre Stelle. Während am 29. August der kaiserliche Herold auch im Aachener Reich die Achtserklärung verkündigte, begaben sich die kaiserlichen Commissarien mit fünfzig bewaffneten katholischen Bürgern zum Rathhause. An verschiedenen Punkten der Stadt ließen sie bekannt machen, daß innerhalb 24 Stunden ein Jeder, welcher noch keiner Zunft angehöre, sich in eine solche einschreiben solle. Den am 30. August versammelten Zünften verlasen sie das kaiserliche Urtheil vom 27. August 1593. Jede Zunft solle 16 katholische Bürger wählen, womöglich aus der Zahl derjenigen, welche im J. 1581 zum Rath gehört hatten.

Aus den 16 Erwählten nahmen die Commissarien acht nach Gutdünken heraus und bildeten aus ihnen den neuen Rath. Am 1. September 1598 holten alle katholischen Bürger der Stadt und des Reichs Aachen zwischen 7 und 8 Uhr Morgens die Mitglieder der alten vertriebenen Regierung von Burtscheid nach Aachen ab. Der Aachener Geschichtschreiber Johann Noppius (s. A. D. B. XXIV, 4) erzählt als Augenzeuge, daß um die angegebene Zeit die katholischen Bürger und Reichsunterthanen der 21 Dorfschaften bewaffnet zur Wohnung der katholischen Herrn nach Burtscheid im Fuchs zogen. Die geschwornen Schützen, die Reichsunterthanen, die Bürger, die Karlsschützen sind hier gesondert aufgestellt. Die Jülicher brachen zuerst auf und besetzten das Burtscheider Thor, hielten in der Nähe desselben bei der St. Bernardskirche so lange, bis sie erfuhren, daß in der Stadt alles geordnet war, worauf sie diese wieder verließen, sich in Burtscheid auf dem großen Band aufstellten und eine Salve gaben. Darauf setzten die Aachener sich in Bewegung, an ihrer Spitze der kaiserliche Herold, dann der Bürgermeister Albert S., Wilhelm v. Wylen, beide Schöffenmeister, Gregor v. Wylen, Johann Ellerborn, Franz Widerrath, Johann Moll und andere ausgewichene Bürger. Der Zug bewegte sich zur Liebfrauenkirche und trat über den Pervisch zur Wolfsthüre hinein. Vor dem Liebfrauenaltar dankten sie unter Thränen für ihre Rückkehr und die Wiederherstellung des katholischen Magistrats. Während des Te Deum blieb der Zug vor der Kirche stehen und bewegte sich dann bis zum Markte. Die Karlsschützen besetzten das Haus zum Stern, in welchem die Herrn vom königlichen Schöffenstuhl sich zu versammeln pflegten, die Uhrglocke und das Rathhaus, die geschworenen Schützen die Wälle. 300 Soldaten, welche von den katholischen Herren unter Hauptmann Kroch mitgebracht worden waren, nahmen die Stadtthore in Besitz. Als der Bürgermeister Albert S. wieder das Rathhaus betrat, dessen Schelle den Rath zur Sitzung einlud, sprach er dankbar tief ergriffen die Worte Simeon's: Nunc dimitte, Domine, servum tuum. Schon an demselben Tage wurde der neue Rath durch die Commissarien vereidet: darauf wählte man zu Bürgermeistern Albert S. und Jakob Moll. Einzelne protestantische Regierungsmitglieder baten um Gnade, gelobten dem kaiserlichen Urtheilsspruche nicht entgegen zu handeln, versprachen den Katholiken Entschädigung und wurden von der Acht befreit. Die Häupter der entsetzten Regierung waren geflohen. Nach langen peinlichen Verhandlungen wurde erst am 18. April 1602 durch die kurfürstlich kölnische Commission die Entschädigungs- und Strafsumme festgestellt. Albert v. S., welcher mit Ausdauer und Hingebung endlich den Sieg der von ihm vertretenen Sache erwirkt hatte, starb drei Wochen nach der Restitution am 21. September, zur größten Trauer seiner Mitbürger 1598 einen Tag vor seiner Gattin an einer damals in Aachen herrschenden Seuche.

Vgl. Haagen, Geschichte Achens II. und v. Fürth, Beiträge und Material zur Geschichte der Aachener Patrizier-Familien II, 37 ff., wo auch im 1. Anhang S. 3 ff. Schrick's Tagebuch abgedruckt ist.

Haagen.

Schrick: Michael Puff v. S., Arzt, † 1472, wird in Joh. Aschbach's Geschichte der Wiener Universität ꝛc. (Wien 1865) erwähnt. Er war seiner Zeit einer der renommirtesten Aerzte von Wien, 40 Jahre lang Mitglied der Facultät und zergliederte als solches 1452 die erste weibliche Leiche unter Ausschluß anderer als ärztlicher Zuschauer. Bis zu diesem Jahre war nur die Section männlicher Leichen gestattet. S., der übrigens auch behandelnder Arzt bei der letzten Krankheit des Erzherzogs Albrecht's VI. war, verfaßte nach Haller's biblioth. med. pract. I, 521 ein im 16. und 17. Jahrhundert mehrfach ausge-

legtes „Nützlich Büchlein von Kunst und Tugend der gebrannten Wassern“ (Nürnberg 1529), ferner „Apothek für den gemeinen Mann“ ꝛc. (Wittenberg 1529).
Pagel.

Schrieck: Otto Marcelis oder Marseus van S. Sein eigentlicher Name war Marcelis, den er in Italien in Marseo und dann in Marseus veränderte und stammte aus Schrieck, wo man ihn um 1613 geboren werden läßt. Als Maler hat er sich einen besonderen Ruf dadurch erworben, daß er neben Pflanzen gerne Schlangen, Kröten, Frösche u. dergl. in vorzüglicher Art darstellte. Seine Bilder wurden sehr geschätzt, so in Frankreich, wohin er sich begab, von der Königin-Mutter, für die er arbeitete. Er ging dann nach Italien, hielt sich in Florenz und insbesondere in Rom längere Zeit auf. In letzterer Stadt erhielt er den Bentnamen „Snuffelaar“, weil er nach besonderen Thieren, wie Schlangen, Kröten, Insecten und fremden Gewächsen herumschnüffelte, um sie in seinen Bildern zu verwenden. In sein Vaterland zurückgekehrt, dürfte er Amsterdam zu seinem Wohnorte erwählt haben, da seine Wittwe zu erzählen wußte, der Maler hätte in der Nähe der Stadt zwischen Planken solche Thiere — seine Modelle — gehalten und selbst gefüttert. Im J. 1673 starb der Künstler. In öffentlichen Sammlungen kommen seine Bilder noch öfters vor. In Berlin war ein solches, doch ist es im neuen Katalog nicht mehr verzeichnet. Braunschweig besitzt ein treffliches Bild von seiner Hand, Dresden zwei und Schwerin gar acht. Die Thiere, Pilze und großblättrigen Pflanzen sind naturgetreu geschildert, wobei sich auch Farbensinn und gediegene Ausführung offenbaren.

Houbraken. — Immerzeel (Art. Marcelis). — Museumskataloge.
Wessely.

Schröckh: Johann Matthias S., Professor der Geschichte zu Wittenberg, ist geboren am 26. Juli 1733 in Wien und, weil den Protestanten das Exercitium religionis nicht gestattet war, nach katholischem Ritus im Stephansdome getauft. Sein Vater Johann Wolfgang S., k. k. Niederlagsverwandter (d. h. dem Verbande Wiener Kaufleute angehörig, welche das Recht hatten, große Niederlagen oder Waarenlager zu halten) und noch mehr seine Mutter, Euphrosina, Tochter des lutherischen Seniors Matthias Bel in Preßburg, flößten ihm frühzeitig ihren Eifer für Religion und Gottseligkeit ein und damit den heißen Trieb, dereinst Prediger unter seinen (auch in Ungarn, wo sie doch freien Gottesdienst hatten, bedrängten) Glaubensgenossen zu werden. Dem ungenügenden Unterricht durch Hauslehrer sollte das lutherische Lyceum in Preßburg abhelfen. Nach dem (1749 erfolgten) Tode seines Großvaters Bel, dessen historisch-geographisches Werk über Ungarn ihm die erste Neigung zur Geschichte brachte, ward er der Lehranstalt in Klosterbergen übergeben, wo er zuerst einen tüchtigen und methodischen Unterricht kennen lernte. Im J. 1751 bezog er die Universität Göttingen um Christian Kortholt’s (früheren dänischen Legationspredigers in Wien und seinem Vater befreundet) willen, der aber kurz vor seiner Ankunft starb. Von den akademischen Lehrern elektrisirten ihn Mosheim, dem er die Liebe zur Kirchengeschichte, und Michaelis, dem er die Liebe zu den morgenländischen Sprachen verdankte. Obwol er in Göttingen an den Predigtübungen mit Vergnügen theilnahm, so bewirkte doch seine geringe Neigung zum Katechisiren und die Ueberlegung, er werde auch andere pflichtmäßige Geschäfte des geistlichen Amtes nicht so neigungsvoll und froh, wie es sich gebührt, ausüben können, daß er die akademische Laufbahn zu wählen beschloß. Zu Michaelis 1754 berief ihn seiner Mutter Bruder Karl Andreas Bel (s. A. D. B. II, 303), Professor der Dichtkunst und Universitätsbibliothekar in Leipzig, zum Mitarbeiter an den „Acta eruditorum“ und den „Leipziger gelehrten Zeitungen“. In Leipzig ließ er sich durch die Vorlesungen und Schriften von J. F. Christ

(s. A. D. B. IV, 140) und Ernesti, zu welchem er in der Folge in ein Verhältniß der Freundschaft trat, in das classische Alterthum einführen. Nachdem er 1755 Magister geworden und im folgenden Jahre pro venia docendi disputirt hatte, begann er selbst Vorlesungen über Kirchengeschichte, morgenländische Sprachen, Geschichte der Theologie und Gelehrtengeschichte, wurde auf Betrieb seines Oheims Custos an der Universitätsbibliothek und 1762 außerordentlicher Professor der Philosophie. Obwol Zweifel setzend in sein Talent, fand er sich doch bald, von Buchhändlern animirt und als Erwerbsquelle, in die Schriftstellerei hinein, zunächst durch Herausgabe von Wochenschriften und Uebersetzungen. Sein erstes eigenes größeres Werk waren seine „Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten" (1764; 2. Aufl. 1790), denen die „Allgemeine Biographie" (7 Thle. 1767—1789) folgte. Da nach zehnjähriger Lehrthätigkeit in Leipzig die Aussicht auf eine besoldete Professur sich ihm noch nicht aufthun wollte, war er froh, 1767 die Professur der Dichtkunst in Wittenberg zu erhalten, die ihn alljährlich zur Abfassung von vier lateinischen Festgedichten verpflichtete. Aber 1775 bekam er nach Johann Daniel Ritter's Tod die ihm homogenere Professur der Geschichte und las nun außer der Kirchen- und Gelehrtengeschichte sächsische Geschichte, deutsche Reichshistorie, europäische Staatengeschichte und Diplomatik. In Wittenberg hat S. ein zurückgezogenes, äußerst fleißiges Gelehrtenleben geführt. Außer den von ihm herausgegebenen weltgeschichtlichen Schriften (wie z. B. die 4. Aufl. von „Offerhausii Compendium historiae universalis" 1778 und seines Amtsvorgängers Ritter „Aelteste Meißnische Geschichte" 1780) verfaßte er ein „Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte zum Gebrauch beim ersten Unterricht der Jugend" (1774, 6. Auflage von Pölitz 1816), eine Neubearbeitung von Hilmar Curas' Einleitung zur Universalgeschichte, sodann, veranlaßt von Weiße dem Kinderfreund, eine „Allgemeine Weltgeschichte für Kinder" (4 Thle. 1779—1784), endlich den 8., 10., 11. und 13. Theil von Guthrie's und Gray's Allgemeiner Weltgeschichte (1770 bis 1774), behandelnd die Geschichte von Italien, Frankreich, den Niederlanden und England. Aber Schröckh's Ruhm und bleibendes Verdienst liegt auf dem Gebiete der Kirchengeschichte. Nachdem er bereits in Leipzig den vierten Theil der 1735 von J. G. Heinsius begonnenen „Unpartheyischen Kirchenhistorie alten und neuen Testaments", die Jahre 1751—1765 umfassend (Jena 1766), hinzugefügt hatte, schrieb er sein weitverbreitetes Compendium „Historia religionis et ecclesiae christianae" (Berol. 1777, 7. Aufl. 1828, besorgt von Ph. Marheineke), welches ins Deutsche (1792 von seinem Bruder Sam. Jak. S.) und ins Schwedische (1791 von S. Oedmann) übersetzt, commentirt (1792 von J. G. F. Papst) und für katholische Theologen (1788 von G. Lumper) adaptirt wurde. Dasselbe ward unter Kaiser Josef II. auf den erbländischen Universitäten als Lehrbuch eingeführt (1786), und zwar mit der Weisung, daß der Lehrer der Kirchengeschichte „die in dem Schröckhischen Werke vorkommenden von der katholischen Lehre abweichenden Sätze durch überzeugende Beweise zu widerlegen habe". Als man dem Kaiser wegen der Einführung dieser protestantischen Kirchengeschichte an katholischen Lehranstalten Vorstellungen machte, setzte er einen Preis von 100 Dukaten „für denjenigen Katholiken aus, der eine bessere und wahrhaftere Kirchengeschichte schreiben wird". Den Preis erhielt Dannenmayr (s. A. D. B. IV, 745), dessen Institutiones historiae ecclesiasticae N. T. mit Hofdecret vom 24. August 1788 eingeführt wurden, „und Schröckh's Lehrbuch ist nicht mehr zu gebrauchen". Nachmals wurde dasselbe officiell rehabilitirt für die evangelisch-theologische Facultät in Wien. Wenn aber dieses Compendium längst außer Gebrauch gekommen ist, so kann das nicht behauptet werden von seiner großen „Christlichen Kirchengeschichte" in 45 Bän-

den (1768—1812; die ersten dreizehn Theile in 2. Auflage 1772—1802; die zehn letzten Theile unter dem Titel: „Christliche Kirchengeschichte seit der Reformation", davon die beiden letzten Theile hinzugefügt von Tzschirner), zu deren Inangriffnahme ihn wie eigene Neigung, so die Aufmunterung des Herrn v. Hagedorn in Dresden (s. A. D. B. X, 325) bestimmte. Diese Kirchengeschichte, ursprünglich nach einem beschränkteren Plane angelegt, aber vom vierten Jahrhundert an sich erweiternd, hat zuerst die Centurieneintheilung verlassen und an deren Stelle größere, durch epochale Ereignisse bestimmte Perioden gesetzt. Der Charakter ihrer Entstehungszeit zeigt sich in der Betonung des Nutzens der Kirchengeschichte — selbst in dem kleinen Compendium werden drei Paragraphen verbraucht, darzuthun, wie nützlich die Kirchengeschichte christianis omnibus, viris item doctis omnis generis, maxime autem theologis sei — und darin, daß das Subjective in der Form des Biographischen überwiegend hervortritt. Unbestechliche Unparteilichkeit, weise Ueberlegung, ausgebreitete Kenntniß der Quellen und Hülfsmittel, bedachtsame Prüfung der Berichte und Zeugnisse, weitumschauender Ueberblick, verständige Toleranz, gesetzter Ernst und kaltes Blut sind die Vorzüge, welche schon alte Recensenten an dem Verfasser entdeckt haben. Seine Unparteilichkeit zeigt sich in dem Bestreben, die rechte Mitte zu finden (er will die Anzahl der Märtyrer weder mit Dodwell zu klein, noch mit andern zu groß machen), und in Zurückhaltung des Urtheils. So läßt er es unentschieden, ob Augustin oder Pelagius, beide wegen ihrer guten Absicht schätzbar, der geschicktere Schriftausleger und bewährtere Kenner des Menschen ist. Ein ideenreiches, geniales Geschichtswerk ist seine Kirchengeschichte nicht, wol aber ein verläßliches Repertorium. S. war ein historischer, kein speculativer Kopf, ihm war mehr an den Facten, als an den Gedanken gelegen. Er hielt es mit dem sprachgelehrten Ernesti gegen den logikalisch-apokalyptischen Crusius (siehe A. D. B. IV, 630); er hat die kritische Philosophie, besonders wo sie der Geschichte sich nähern wollte, verspottet, ohne sie zu verstehen. Ihm war des Welträthsels Lösung gegeben in der geschichtlich fundamentirten Offenbarung. Dem 35. Theile seiner Kirchengeschichte hat er einen „Historischen Begriff der Religion Jesu", aus den Evangelien und Briefen musivisch zusammengestellt, vorausgeschickt. Während die Altgläubigen über diesen kurzen Entwurf der christlichen Lehre, gleichsam Schröckh's Glaubensbekenntniß, hocherfreut waren, als über einen heilsamen Balsam für die Wunden, geschlagen von denjenigen, die es gewagt haben, unter dem Schilde der neuen Aufklärung die eigenthümlichen Lehren des Christenthums auf die Seite zu schaffen, gaben die Neologen zwar zu, daß der würdige S. den historischen Begriff der Religion Jesu, wie er im N. T. vorliegt, richtig aufgefaßt und dargestellt habe, aber die Zeitform vom Wesentlichen und Unwandelbaren der Lehre zu scheiden, habe er verabsäumt; Weissagungen, Wunder, Genugthuung, Auferstehung ꝛc. mögen in den ersten Zeiten des Christenthums als unveräußerliche Theile der Religion Jesu betrachtet und festgehalten worden sein, im Lichte der sich fühlenden Vernunft zerfließen diese nur für gewisse Perioden bestimmten Zeitgebilde in Nichts. Wie S. zur herrschenden Theologie seiner Zeit stand, erhellt aus seinen Worten (1795): „Wenn eine so ausgeartete Religion, als die christliche im Mittelalter war, so wohlthätige und dauerhafte Wirkungen, auch durch sehr unvollkommene Begriffe von ihren eigenthümlichen Lehren, hervorbringen konnte, so müßte sie in einem Jahrhundert, da man glaubet, daß sie mehr als jemals gereiniget, vereinfacht und verfeinert sei, die herrlichsten erzeugen, wenn ihr allgemein anerkannter sittlicher Werth nicht unmerklich in ein Gewebe von unendlichen Speculationen aufgelöset wäre."

Rufe nach Frankfurt a. O. und Riga hatte S. abgelehnt. Die im Jahre 1780 erledigte Professur der Geschichte in Leipzig zu erhalten, mißglückte. Eine

Berufung in seine österreichische Heimath, den protestantischen Studiosis Theologiae den Unterricht im eigenen Lande zu verschaffen, kam im Staatsrathe nur vorübergehend zur Sprache. Er mußte in seinem „Erdäpfellande" verbleiben. Er starb an den Folgen eines Sturzes von der Bücherleiter am 2. Aug. 1808.

Außer seiner Selbstbiographie in J. R. G. Beyer's Allgem. Magazin für Prediger Bd. V, St. 2, S. 209 sind zu nennen: K. H. L. Pölitz, Schröckh's Nekrolog. Witt. 1808. — C. L. Nitzsch, Schröckh's Studienweise und Maximen. Weimar 1809. — Tzschirner, Ueber Schröckh's Leben, Charakter und Schriften. Leipzig 1812 und vor dem 10. Band der Schröckhischen Kirchengeschichte seit der Reformation. — G. H. Klippel und Wagenmann in Herzog's R.-E., 2. Aufl., XIII, 698. — C. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XXXI, 309, woselbst auch Alles, was in Oesterreich über S. geschrieben worden, verzeichnet ist.

G. Frank.

Schroeck: Lucas S., Arzt und Naturforscher, ist als Sohn des gleichnamigen Arztes zu Augsburg am 20. September 1646 geboren. Er studirte Medicin in Jena, wurde hier 1669 Licentiat der Medicin, machte dann eine längere wissenschaftliche Reise durch Deutschland und Italien und erlangte nach seiner Rückkehr 1671 die Doctorwürde in Jena. Er ließ sich hierauf in seiner Vaterstadt nieder, wurde daselbst Hospitalarzt, 1676 Mitglied der k. k. Leopold.-Karolinischen Akademie der Naturforscher, 1681 Adjunct, 1685 Director der von dieser Körperschaft herausgegebenen Zeitschrift, der „Ephemeriden", und 1693 Präsident der Akademie. 1712 wurde er zum ersten Stadtphysicus in Augsburg ernannt. Auch bekleidete S. sieben Mal das Amt eines Decans des Collegium medicum seiner Vaterstadt. Wegen seiner zahlreichen wissenschaftlichen und praktischen Verdienste wurde S. 1687 zum kaiserl. Leibmedicus ernannt und in den Adelstand erhoben. Er starb im hohen Alter von 84 Jahren am 3. Januar 1730 tiefbetrauert von seiner Vaterstadt, der er seine große Bibliothek hinterließ, und von der ganzen damaligen gelehrten Welt. Außer einer großen Reihe kleinerer meist in den Ephemeriden der k. k. Akademie der Naturforscher publicirter, zum Theil rein naturhistorischer Aufsätze, verfaßte er noch einige größere Schriften, darunter die verdienstvolle „Pharmacopoeia Augustana restituta, sive examen animadversionum in Dispensatorium Augustanum ejusdemque mantissam hermeticam etc." (Augsburg 1673; 1684; 1694; 1710). Es war ein Hauptverdienst von S., daß er eine wesentliche Reinigung und Vereinfachung der Pharmacopoe seiner Vaterstadt durchführte. Ferner schrieb S.: „Memoria Welschiana, sive vita G. H. Welschii" (ebenda 1678); „Historia moschi ad normam academiae curiosorum conscripta" (ebenda 1682); „Hygea Augustana, seu memoriae saeculares collegii medici Augustani" (ebenda 1682); „Continuatio progressus academiae naturae curiosorum" (ebenda 1689).

Eloy, Dict. historique de la méd. etc. IV, 224. — Biogr. méd. VII, 178. — Dict. hist. von Dezeimeris IV, 119. — Biogr. Lexikon 2c. von Hirsch V, 284. — Poggendorff, Biogr.-litterar. Handwörterbuch 2c. II, 843.

Pagel.

Schröckinger: Karl Joh. N. S., österreichischer Dichter, geboren am 16. November 1798 zu Graz, wurde im Gymnasium seiner Vaterstadt ausgebildet und betrieb sodann die philosophischen Studien unter verschiedenen tüchtigen Lehrern, von denen insbesondere die Professoren Ulrich Speckmoser und Julius Franz Schneller genannt seien, welche die schon frühzeitig hervortretende Liebe des Jünglings zur Poesie und seine Studien der Litteratur und der Sprachen förderten. Frühzeitig dichtete S. mehrere Dramen, widmete sich 1817 dem Studium der Rechte zuerst in Graz, sodann aber, von 1819 an, in Wien, wo

er mit den hervorragendsten Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Litteratur, so mit Castelli, Kuffner, Joh. Schickh, Adolf Bäuerle u. A. schon von Steiermark aus Verbindungen angeknüpft und auch bereits in der „Wiener Zeitschrift“, in der „Theaterzeitung“ und in Hormayr's „Archiv“ Gedichte, Erzählungen und andere Aufsätze zum Abdrucke gebracht hatte, die von einem nicht geringen Talente Zeugniß ablegten. Aber dem vielversprechenden Jünglinge war es nicht beschieden weiter zu streben, denn er erkrankte in Wien an einem Brustleiden, welches ihn schon am 23. December 1819 dahinraffte. Freunde und Collegen des jungen begabten Dichters errichteten demselben in seiner Vaterstadt ein bescheidenes Denkmal an der uralten Leechkirche daselbst, angeregt von Professor Jul. Schneller, welcher den so früh Dahingeschiedenen in einer pietätvollen Gedenkrede feierte.

Schröckinger's Name verdient der Vergessenheit wieder entrissen zu werden. Schon 1816 wurde von ihm ein großes Trauerspiel: „Alix, Gräfin von Toulouse“ in Graz aufgeführt, welches genial abgefaßt von der Kritik im „Aufmerksamen“ eingehend und unter Hervorhebung der großen Begabung des Verfassers besprochen wurde. Bald darauf folgten die Tragödien „Gilles, Prinz von Bretagne“ und „Der Fluch“, beide reich an poetischen Schönheiten und an dramatischer Kraft, sowie ein Drama „Der Hirtenknabe“, welche Stücke alle zur Darstellung gelangten. In dem Nachlasse fanden sich noch die Dramen: „Propertia Rossi“, „Der Liebe Kampf und Opfer“, „Der Fall von Hohenstaufen“ und zahlreiche Gedichte. Auf dem Gebiete lyrischer Poesie hat S. in den oben erwähnten Zeitschriften sowie auch im Prager „Hesperus“ und in der Zeitschrift „Der Aufmerksame“ nicht minder bemerkenswerthe Leistungen, insbesondere Balladen, welche heimische Sagenstoffe behandeln, veröffentlicht. In Einzelausgaben ist von Schröckinger's Werken keines gedruckt worden. Der 1890 verstorbene Dichter Karl Gottfr. R. v. Leitner beabsichtigte eine Sammlung der Poesieen Schröckinger's herauszugeben und in dessen Nachlasse findet sich jedenfalls das gesammte Material hierzu; heute noch hätte die Ausgabe litterarhistorischen und poetischen Werth, wie dies auch Goedeke betont.

Karl Goedeke, Grundriß zur Gesch. d. deutsch. Dichtung, III, 859. — Wurzbach, Biogr. Lex. XXXI.

A. Schlossar.

Schroeder: Aemil Ludwig Philipp S., Pfarrer und Jugendschriftsteller, geboren am 30. Juli 1764, † am 1. Januar 1835. S. wurde zu Göttingen als Sohn des Professors der Arzneikunde und hannöverschen Leibarztes Georg Philipp S. geboren. Durch Privatlehrer und seit dem Jahre 1776 auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, bezog er schon mit vierzehn Jahren (1778) die Göttinger Universität, um Theologie zu studiren. Zur Fortsetzung seiner Studien wandte er sich zu Ostern 1784 auf die Universität Herborn und im Herbste desselben Jahres nach Utrecht. Nachdem er im J. 1787 in Kassel das theologische Examen bestanden hatte, erhielt er die Stelle eines zweiten reformirten Predigers zu Neuwied a. Rh., wo er nebenbei als Erzieher der drei jüngeren Prinzen des Fürsten von Wied thätig war. Fortwährend von der Gunst des Fürsten getragen, sollte er die erste Predigerstelle in Neuwied erhalten, zog es aber vor in die Dienste des Fürsten von Weilburg zu treten, in denen er bis zum Decan des Decanates Hachenburg und bis zum Kirchenrath aufrückte. Er starb zu Hachenburg am 1. Januar 1835. — Neben seinem geistlichen Beruf ließ sich S. mit besonderer Vorliebe die Jugenderziehung angelegen sein. Für die Jugend schrieb er: „Die indianische Strohhütte, aus dem Französischen des St. Pierre“. 2. Aufl. Ehrenbreitstein 1804. Ferner: Auszug aus Barthelemy, Voyage du jeune Anacharsis. 3 Bde. Essen 1792 und „Kleine

Schauspiele für die Jugend". Gotha 1804. Pädagogische Aufsätze aus seiner Feder brachte namentlich „Guts-Muths' Journal für Pädagogik, Erziehungs- und Schulwesen". Eine andere pädagogische Schrift Schroeder's führt den Titel: „Ueber den Einfluß des Schauspiels auf die Bildung der Jugend".

Allgemeine Kirchenzeitung, 14. Jahrg., Darmstadt 1835. Nr. 86, Sp. 694—696, wieder abgedruckt im Neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrgang XIII. 1835. 1. Theil. Weimar 1837. S. 33—36. — Goedeke, Grundriß Bd. III, 1, S. 155.

H. A. Lier.

Schröder: Christian David S., Dr. iur., Advocat in Güstrow, war seit 1715 als Hofrath im Dienste des mecklenburgischen Herzogs Karl Leopold, dem er auf dessen Flucht nach Danzig folgte und dort mit dem Consistorialrath Dr. Carmon aus Rostock (A. D. B. VI, 3 und V, 795) am 29. Mai 1722 das Todesurtheil in dem berüchtigten Dömitzer Processe über den unschuldigen Minister v. Wolfrath sprach. Am 1. Mai 1723 ernannte der Herzog dies brauchbare Werkzeug zu seinem „wirklichen Canzleyrath in der Regierung" (Minister) und ließ durch ihn die auswärtige, namentlich die Wiener Correspondenz führen. 1723 ließ S. in Dömitz die Hinrichtung des Ministers v. Wolfrath vollstrecken. Vom März 1726 bis Juli 1727 war er als Gesandter in Wien, wo er nichts „anderes gethan als gefressen, medicinirt ꝛc.", wie Paulßen (A. D. B. XXV, 283) berichtete. Auch eine „Hofmeisterin" hielt er sich dort, die er lutherisch machen wollte, während der Herzog wegen seines Uebertritts zur katholischen Kirche verhandeln ließ. Karl Leopold ließ Paulßen durch ihn, ihn dagegen durch Paulßen überwachen. 1727 nach Danzig zurückgerufen blieb er doch in des Herzogs Dienste, kehrte mit ihm 1730 nach Mecklenburg zurück und besorgte noch in demselben Jahre die Gesandtschaft des François d'Antragues duc de Falari an den Papst wegen des geplanten herzoglichen Uebertritts, aus dem freilich nichts wurde. Der Papst ernannte indessen S. am 8. März 1731 zum „päpstlichen Grafen und Ritter vom goldenen Sporn". Im Herbst desselben Jahres aber prügelte Karl Leopold ihn eigenhändig im Schlosse zu Schwerin fast zu Tode, befahl ihm aber dann am selben Nachmittage mit zur Jagd im Schelfwerder zu reiten, von wo er als Leiche zurückgebracht wurde. Die Einen sagten, er sei vom Pferde gestürzt und habe den Hals gebrochen, andere, er sei erschossen. Nachher wollte man noch „unter seinen Schriften verfängliche Papiere gefunden haben". — Schröder's Bruder war Rittergutsbesitzer auf Selpin.

Lisch, Mecklenb. Jahrbücher XVI, 144—146. — Boll, Gesch. Mecklenburgs II, 281. — Vehse, Geschichte der kleinen deutschen Höfe I (der S. irrig aus Gnesen kommen läßt, 303).

Krause.

Schröder: Christian Friedrich S., geb. am 10. Nov. 1750 zu Wernigerode, starb daselbst am 21. Febr. 1800, Brockenschriftsteller. Die Familie stammte aus Westfalen und Christian Friedrich's Vater, Johann Georg, der als gräflicher Rath und Oberamtmann verstarb, war der Sohn des Dr. jur. und Bürgermeisters Georg Wilh. S. in Bielefeld, der nach Wernigerode gezogen war und dort 1730 eine Tochter des gräfl. Bergraths Dr. med. Joh. Jak. Bierbrauer und einer geb. Gräfin v. Sayn-Wittgenstein geheirathet hatte. Christian Friedrich besuchte die Lateinschule seiner Vaterstadt, dann von 1768 bis Michaelis 1771 die Universität Halle, wo er sich dem Studium der Rechte widmete. In Gesinnung und Wandel kehrte er sich mit Entschiedenheit von dem in Wernigerode herrschenden Pietismus ab. Zahlreiche Zeugnisse hierfür enthält ein Stammbuch aus der Jugendzeit, besonders aber ein mit Papier durchschossenes Exemplar der „Jahrbücher des Brockens", in welchem eine Fülle zeitgeschichtlich bemerkenswerther Urtheile über

Persönlichkeiten aus dem reichen damaligen Besucherkreise des Brockens niedergelegt ist. Sein Streben und Wesen, bei welchem ein hochgradiges Selbstbewußtsein stark hervortritt, waren für ihn in Wernigerode wenig empfehlend, und als der Vater, dem er, ohne bei der Regierung verpflichtet zu sein, bei seinen vielen Amtsgeschäften half, im J. 1783 darum bat, seinem Sohne die Eigenschaft als Justizcommissar zu ertheilen, wurde demselben nur die eines Amtscommissars beigelegt; in Wirklichkeit war er nur Amtscopist, als welcher er am 2. April 1784 vereidigt wurde. Seine geschickte treue Arbeit wurde anerkannt; aber nach drei Jahren gab er die ihm unleidliche untergeordnete Stellung auf und lebte zumeist seinen wissenschaftlichen Neigungen. Gegenstand derselben war mit einer ganz eigenartigen Beschränkung der merkwürdige Berg seiner engeren Heimath „der Brocken oder das Brockengebirge", wie er am liebsten sagte. Auf ihn war sein Thun und Sinnen so sehr gerichtet, daß schon der 34jährige den Berg dreißig Mal bestiegen, mehr denn hundert Ausflüge in das engere oder weitere Brockengebiet unternommen hatte, und daß er gelegentlich von sich sagt: „Mein ganzes Leben ist Brockenreise" (zum 1. Juli 1782, Jahrbb. des Brockens). Jene Neigung war vom Vater auf ihn übergegangen, den er schon in früher Jugend auf Wanderungen begleitet hatte, welche dieser im gräflichen Auftrage unternahm, um Brockenpflanzen für einen von Gleditsch in Berlin anzulegenden Versuchsgarten von Gebirgskräutern zu sammeln. Im Zusammenhange mit diesen Streifereien erwarb er viele natur-, besonders pflanzenkundliche Kenntnisse und als Hauptfrucht dieses Lernens und Bestrebens erschien im Jahre 1785 seine „Abhandlung vom Brocken und dem übrigen alpinischen Gebirge des Harzes". Mit Kupfern und einer Karte. 1. Theil. 296 S. 8°. Dessau u. Leipzig. Die „zweite Auflage" (Leipzig 1794) ist bis auf das Titelblatt lediglich die unveränderte ursprüngliche. Obwol dieses Buch, auf welches als 2. und 3. Theil eine die „Natur- und bürgerliche" und das „Pflanzen- und Thierleben des Brockengebirges" behandelnde Abhandlung folgen sollte, manche gute, besonders originale, Bemerkungen enthält, so leidet es doch entschieden an Weitschweifigkeit und handelt gar zu viel von des Verfassers eigenen Schicksalen und Empfindungen. Wie beliebt aber zu ihrer Zeit Schröder's Schriften waren, von denen noch ein Sendschreiben an Lasius über verschiedene Höhenmessungen, zwei entdeckte große Magnetfelsen und andere merkwürdige Gegenstände des „Brockengebirges" (Leipzig 1790), seine „Naturgeschichte und Beschreibung" der von Goethe so genau untersuchten Baumanns- und besonders der Bielshöhle (1789. 1796), zwei Reisen nach „dem Roßtrapp" und Brocken (1782. 1785) zu erwähnen sind, geht daraus hervor, daß beispielsweise die Schrift über die Baumanns- und Bielshöhe nicht nur in wenigen Jahren verkauft war, sondern daß mehrfach von ihren 64 Druckseiten Abschriften genommen wurden. Eine Urheberschaft bei den ihm zugeschriebenen 1791 in zwei Theilen bei Creutz in Magdeburg erschienenen „Jahrbüchern des Brockens" hat S. selbst entschieden in Abrede gestellt.

Außer Schröder's eigenen Schriften handschriftl. Quellen im fürstl. Archiv und Bibliothek zu Wernigerode.

Ed. Jacobs.

Schröder: M. Dieterich S., geboren am 16. September 1670 in Wismar, hat sich um die Geschichte seiner Vaterstadt und Mecklenburgs sehr verdient gemacht. Seine erste Bildung bis zum 20. Jahre erhielt er in Wismar, dann zwei Jahre in Danzig, darauf in Königsberg und Wittenberg. 1695 ging er nach Wismar zurück, dann bald nach Rostock, wo er 1698 promovirte. 1700 wurde er Prediger am h. Geist und am schwarzen (Dominikaner-) Kloster in seiner Vaterstadt, dann 1703 Diakonus und 1713 Archidiakonus zu St. Marien

daselbst. 1741 erblindete er und mußte sein Amt niederlegen; er starb am 22. Mai 1753 und wurde am 29. Mai begraben. Er beschäftigte sich zunächst eifrig mit der Geschichte Wismars durch Sammeln urkundlicher Nachrichten, dann auch ganz Mecklenburgs und ist so in seinen Werken zu einer vortrefflichen Quelle geworden, wenn man natürlich die Kritik und die Auffassungsweise jener Zeit in Betracht zieht. Eine Reihe der von ihm gebrachten Nachrichten und Materialien sind theils schwer zugänglich, theils jetzt verschollen. Der Landrath v. Negendank auf Zirow, selbst ein eifriger Sammler, hatte ihm als Gönner manche Quellen eröffnet und ihn auf jede Weise unterstützt. 1732—1734 erschienen von S. „Wismarische Erstlinge oder einige zur Erläuterung der mecklenburgischen Kirchenhistorie dienenden Urkunden und Nachrichten“ in 7 Stücken. 408 S. 4°. Wismar; dann 1734 gemeinsam von Daniel Springinsguth und ihm „Wismarische Prediger-Historien“. 1741 folgte das umfangreiche Sammelwerk der bis 1517 reichenden „Mecklenburgischen Kirchenhistorie des Papistischen Mecklenburgs“ 1739—1741, 18 Alphabete, 3172 S., in 4°. Während seiner Erblindung erschien noch 1743 „Kurze Beschreibung der Stadt und Herrschaft Wismar“ ꝛc. Er hinterließ ferner die namentlich für die Reformationszeit wichtige „Kirchenhistorie des evangelischen Meklenburgs vom Jahre 1518—1742“, deren Handschrift in das ritterschaftliche Archiv zu Rostock kam. Daraus hat der Bibliothekar Ch. H. Lange die Zeit von 1518 bis 1581 in Rostock 1788 bis 1789 in drei Bänden herausgegeben. Die Beschreibung von Wismar erlebte noch 1860 eine freilich schlechte zweite Auflage, zu welcher der tüchtige Rector der Großen Stadtschule, Prof. Dr. Karl Ferdinand Crain als Anhang „Beiträge zur Geschichte der Seestadt Wismar“ (schon 1859) erscheinen ließ.

Krey, Beiträge zur meckl. Kirchen- und Gelehrtenschichte I, 94 f.; II, 122.

Krause.

Schröder: Franz Wilhelm Ferdinand S., Theologe und Schulmann, geboren am 20. October 1812 zu Wismar, † am 20. December 1884 zu Schwerin. Vorgebildet auf den Gymnasien zu Wismar, Güstrow und Rostock, studirte er seit 1830 in Rostock, seit 1831 in Berlin, wo besonders Schleiermacher und Henrich Steffens Einfluß auf ihn gewannen. Kaum einundzwanzigjährig wurde S. 1833 Lehrer am Gymnasium zu Parchim, wo er die Schrift „Ueber den Religionsunterricht in den höheren Classen gelehrter Schulen“ (Parchim 1835) erscheinen ließ. 1843 als Pastor an der Nicolaikirche nach Schwerin berufen, gab er 1848—1854 mit Karsten, Kliefoth, Krabbe und Delitzsch das „Zeitblatt für die evangelisch-lutherische Kirche Mecklenburgs“ heraus. Inzwischen war S. 1851 zum Referenten im mecklenburgischen Unterrichtsministerium mit dem Titel Schulrath, später Oberschulrath, ernannt worden. Obwol ihn die mannichfaltigen mit dieser Stellung verbundenen Berufsarbeiten stark in Anspruch nahmen, unter denen die festere Ordnung des Verhältnisses zwischen Kirche und Schule, die Verbesserung des Schulwesens im ritterschaftlichen Landestheile, die Regelung der Sommerschule auf dem Lande, die Verlegung des Lehrerseminars von Ludwigslust nach Neukloster und die damit verbundene Erweiterung und Umgestaltung desselben, endlich die Gründung der Blindenanstalt in Neukloster besonders hervorzuheben sind, so wandte er daneben doch auch der Entwicklung der administrativen und politischen Verhältnisse Mecklenburgs ein lebhaftes Interesse zu und bethätigte dasselbe durch mehrere Schriften, ohne indessen mit seinem Namen hervorzutreten: auf die Gestaltung der damals vorbereiteten Gemeindeordnung suchte er einzuwirken durch „Politische Sätze über Gemeindebildung mit besonderer Rücksicht auf Mecklenburg“ (als Manuscript gedruckt) und begleitete die 1865 erlassene Verordnung mit „Betrachtungen über die Mecklenburg-Schwerinsche Gemeinde-Ordnung für Do-

manial-Ortschaften" (Rostock 1866; beide Schriften wurden auf Wunsch und auf Kosten des Großherzogs gedruckt und verbreitet); auf die Rückwirkung der Ereignisse von 1866 auf Mecklenburg bezieht sich das Schriftchen „Der Norddeutsche Bund und Mecklenburg" (Schwerin 1867). Von Schröder's um diese Zeit gehaltenen Vorträgen erschien im Druck „Ueber die moderne Bildung in ihrer geschichtlichen Entwicklung" (Rostock 1862). 1868 glaubte S. seine Versetzung in den Ruhestand beantragen zu sollen, welchem Antrage „obwohl mit Bedauern" entsprochen wurde. Er nahm nun 1869 seinen Wohnsitz in Rudolstadt und wurde hier bald ein Mittelpunkt der geistig angeregten Kreise, namentlich im Verkehre mit der Landesgeistlichkeit als Berather und Förderer eine noch heute unvergessene Wirksamkeit entfaltend. Daneben war er ein eifriger Correspondent conservativer Blätter, ein gern gehörter Vortragender auf kirchlichen Conferenzen. Vorzugsweise beschäftigte ihn die preußische Kirchenpolitik der siebziger Jahre, der er als Gegner gegenüberstand und die er in mehreren Schriften und Vorträgen behandelte: „Vom Gehorsam gegen die Obrigkeit" (Leipzig 1875; anonym); „Vier Jahre Kulturkampf" (in den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" Bd. I Heft 5, Frankfurt a. M. 1876; 2. Aufl. Heilbronn 1881); „Was muß geschehen, den Einfluß der Kirche auf die Schule zu retten und zu sichern?" (1879; statt Manuscript gedruckt); „Die Beendigung des Culturkampfes und die evangelische Kirche" (Gotha 1879). Der Aufforderung des ihm befreundeten Herausgebers des „Neuen Pitaval" folgend, schilderte er für dieses Werk (Bd. 14 der neuen Serie) den Proceß des Oldenbarneveldt. Endlich nahmen auch die Angelegenheiten seines Heimathlandes S. wieder in Anspruch. Neue Berathungen über die Reform der mecklenburgischen Verfassung standen für 1875 bevor und der Freiherr J. v. Maltzan hatte in der Schrift „Die ständische Basis" (Rostock 1874) den „altmecklenburgischen" Standpunkt der „Junker" gewandt vertheidigt. S. gehörte zu denen, die eine Reform wünschten, die er sich allerdings „ebenso weit entfernt von dem Princip der Volkssouveränetät wie von dem patrimonial-ständischen Princip" dachte, und antwortete mit dem Büchlein: „Die ständische Basis der mecklenburgischen Verfassung und ihre Erhaltung" (Leipzig 1874). Eine andere Streitschrift verfaßte S. auf ausdrücklichen Wunsch seines Landesherrn, welchen F. W. Rogge unter dem Pseudonym Paul Welf in seinem Buche „Ein seltenes Leben" (Zürich 1877) verunglimpft hatte; diese zur Abwehr dienende Schrift führt den Titel: „Der Dichter F. W. Rogge und seine Beziehungen zu dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin" (Leipzig 1877). — Beschlossen hat S. sein Leben in Schwerin, wohin er 1880 zurückgekehrt war.

K. Schröder.

Schröder: Friedrich Ulrich Ludewig S., der berühmteste Schauspieler und Schauspielunternehmer des 18. Jahrhunderts. Sein Vater war der Berliner Organist an St. Georgen Johann Diedrich S. (aus Blankenfelde geb. nach 1700, † nach 1744), seine Mutter Sophie Charlotte Biereichel, die Tochter eines Berliner Goldstickers (geb. am 11. Mai 1714, † am 14. Oct. 1793 in Hamburg). Die 1734 geschlossene Ehe war höchst unglücklich infolge der Energielosigkeit und Liederlichkeit des Mannes. 1738 schon trennte sich die Frau von ihm und ging nachdem sie vergeblich in Schwerin und Hamburg sich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren versucht, Ekhofs Zureden folgend 1740 zur Bühne. Als Mitglied der Schönemann'schen Truppe machte sie entschiedenes Glück. Dagegen endigte eine selbständige, 1742 übernommene, Direction im Sommer 1744 mit einem völligen Mißerfolg. In den ersten Monaten des letztgenannten Jahres hatte eine vorübergehende Wiedervereinigung der beiden Ehegatten stattgefunden und diesem Beisammensein dankte das einzige Kind, der in der Nacht vom 2. zum 3.

November (als Geburtstag ward stets der 3. November gefeiert) 1744 in Schwerin geborene Friedrich Ulrich Ludewig, seine Entstehung. Noch nicht drei Jahre alt war er, als seine Mutter, die seit dem Zusammenbruch ihrer Unternehmung sich in Schwerin durch eine Stickschule ernährt hatte, wieder zur Bühne zurückkehrte und damit auch über die Gestaltung seines künftigen Lebens entschied. Mit ihr, die im Jahre 1749 zum zweitenmal sich mit dem Schauspieler Konrad Ernst Ackermann vermählte, machte er in den nächsten Jahren die Wanderzüge der Hilverdingschen Truppe in Rußland mit, die bis nach Moskau führten. Wenig über drei Jahre war er alt, als er in Petersburg zuerst in der Rolle der Unschuld die Bühne betrat. Auch in der Folgezeit wurden ihm bald die seinem Alter und seiner Erscheinung entsprechenden Rollen zugetheilt, seine schauspielerische Begabung erregte schon jetzt Aufsehen. Trotzdem ward seine Schulbildung nicht vernachlässigt. 1753 legte Ackermann die in Rußland gesammelten Ersparnisse in einer selbständigen Theaterunternehmung an und faßte den Plan, in Königsberg ein eigenes Theater zu erbauen. Ehe letzteres aber ins Werk gesetzt werden konnte, besuchte die Gesellschaft außer Danzig und Königsberg im Frühling 1754 Warschau und vom Juli 1754 bis zum August 1755 Breslau, Glogau, Halle, Magdeburg, Berlin und Frankfurt a/O. Auch an diesen Fahrten nahm S. theil, trat jedoch in Warschau nicht auf, um den Unterricht der Jesuiten zu genießen, denen es fast gelungen wäre, die junge arglose, und durch unnatürlich strenge Behandlung im Elternhause verschüchterte Seele einzufangen, und dauernd seinen Eltern und seinem künftigen Berufe zu entfremden. Wol durch diese Erfahrungen gewitzigt nahm Ackermann zur Beaufsichtigung und Unterweisung des Stiefsohns während der großen Reise 1754/55 einen besonderen Lehrer in der Person Johann Christian Ast's ins Haus. Dadurch wurde es auch möglich gemacht den Knaben diesmal seinem Talent entsprechend auf der Bühne zu beschäftigen. Und so stammen denn aus dieser Zeit die ersten öffentlichen Kritiken über Schröder's schauspielerische Leistungen: „Kritik über die von der Ackermann'schen Gesellschaft im Monate October und November 1754 zu Glogau aufgeführten Schauspiele“ im 26. Stücke der „Neuen Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens“ und „Abschilderung der Ackermann'schen Schauspieler in einem Schreiben an einen Freund in Berlin“, Frankfurt und Leipzig 1755. Bald nach der Rückkehr nach Königsberg im Frühjahr 1756 ward dagegen S. vorläufig ganz dem Theater entzogen und dem Collegium Fridericianum anfangs als Extraneer, später als Pensionär zur Erziehung anvertraut. Da Dank einer unglücklichen Verkettung von Verhältnissen, vor allem aber Dank einer bösartigen Zwischenträgerin, die das ganze Vertrauen seiner Mutter besaß, Schröder's Verhältniß zu seinen Eltern in den letzten Jahren immer unerträglicher, und dadurch sein Elternhaus ihm gradezu zur Hölle geworden, ward diese Verpflanzung zunächst als Wohlthat empfunden. Aber je länger er in der nach starren pietistischen Principien geleiteten Anstalt verweilte, desto schwerer empfand seine früh zur Selbständigkeit entwickelte Natur den eisernen Zwang. Ende 1756 scheuchte die Furcht vor den nahenden Russen Ackermanns aus Königsberg. S. allein ward zurückgelassen, vorderhand im Fridericianum; als aber im Sommer 1757 die Zahlung der für seinen Unterhalt bestimmten Mittel ins Stocken gerieth, mußte er die Anstalt räumen. So gänzlich schutz- und hülflos sich allein und seiner dreizehnjährigen Vernunft überlassen, war der Knabe auf bestem Wege körperlich und geistig zu Grunde zu gehen, als ihm im September 1758 die Bekanntschaft mit dem englischen Equilibristen Michael Stuart gränzenlosem Elend entriß. Ihm und mehr noch seiner feingebildeten Frau, an der S. in schwärmerischer Verehrung als der Neuschöpferin seiner geistigen Existenz hing, hatte S. es zu danken, daß er für die großen Aufgaben, die seiner harrten,

erhalten blieb. Im Frühling 1759 trennte er sich schweren Herzens von den Freunden.

Ackermann, der inzwischen mit seiner Truppe vor den Kriegsstürmen in die Schweiz geflüchtet war, hatte es nun endlich an der Zeit gehalten, auch seinen Stiefsohn von dem verlorenen Königsberger Posten abzulösen. Nach mancherlei Abenteuern und Fährlichkeiten traf S. mit den Seinigen im April 1759 in Solothurn wieder zusammen. Die folgenden Jahre, in denen er an den Wanderzügen der Ackermannschen Truppe in der Schweiz, im Elsaß und schließlich wieder in Deutschland schrittweis nach Norden vorrückend, theilnahm, waren nicht minder stürmisch. Das Verhältniß zu Eltern und Geschwistern verschlechterte sich von Tag zu Tage und mehr als einmal drohte völliger Bruch; dabei ziemlich sich selbst überlassen gerieth er in üble Hände. Spielwuth und Genußsucht schienen vor der Zeit eine hoffnungsreiche Künstlerlaufbahn zerstören zu sollen. Den Gipfelpunkt erreichten diese unerquicklichen Verhältnisse 1761 in Straßburg, wo S. in rasender Verblendung sich am Eigenthum seiner Eltern vergriff.

Diese Katastrophe öffnete endlich allen Betheiligten die Augen über den fürchterlichen Abgrund, an dem sie standen. Von Stund besserte sich jedenfalls das Verhältniß zwischen S. und seiner Mutter, sie nahm sich seiner allgemeinen künstlerischen Ausbildung gewissenhaft an und fand an ihm einen ebenso gelehrigen wie dankbaren Schüler. Diese heilsame Wandlung einer Vertiefung seiner künstlerischen Bestrebungen erhielt eine weitere Verstärkung durch das Beispiel Konrad Ekhof's (s. d.), der 1764 Mitglied der Ackermann'schen Truppe ward. Die Art wie dieser große Künstler mit den ungünstigsten äußern Mitteln der Natur gewissermaßen zum Trotz durch eiserne Willenskraft sich zum Meister durchgearbeitet hatte, machte auf S. den tiefsten Eindruck. Ekhof's Nähe wirkte auf ihn wie der Stahl auf den Stein; in der Berührung mit ihm blitzte der schöpferische Funke auf. Und wenn es auch noch Jahre währte, ehe er sich von allen Schlacken unberechtigter Anmaßung und unreifer Vorurtheile gereinigt, seit er Ekhof gesehen, konnte er über den Weg den er zu gehen habe, nicht wieder in Zweifel gerathen. So durfte er auch, als 1767 bei dem Uebergang der Ackermann'schen Truppe an die Unternehmer der Hamburgischen Entreprise, für ihn in dem Rahmen des neuen „Nationaltheaters“ zunächst kein Platz war, es wagen sich eine Zeitlang der Truppe des Joseph v. Kurz (s. d.) anzuschließen, deren künstlerisches Programm sonst zu den im Ackermann'schen Kreise gehegten Bestrebungen in schroffem Widerspruch stand. Nach seiner Rückkehr von dort (Frühjahr 1768) entwickelte sich seine künstlerische Individualität überraschend schnell und erfreulich. Während er bisher immer das Schwergewicht seiner Thätigkeit im Ballet gesucht, und die komischen Bedientenrollen allerdings mit einem sich steigernden Pflichtgefühl, nebenher behandelt hatte, wuchs er sich jetzt zu einem vor keiner Aufgabe zurückschreckenden, großes wie kleines mit gleichem Ernst und gleicher Tiefe auffassenden, Künstler aus. Das Verdienst ihn in dieser Richtung bestärkt, ihn durch verständnißvolle Theilnahme und Kritik immer zu neuen Anstrengungen gespornt zu haben, gebürt Susanna Mecour, zu der er seit 1768 in nahe Beziehungen trat, die bis zum Sommer 1771 währten. „Durch sie ebneten und verschliffen sich die scharfen Ecken seiner Eigenthümlichkeit, ward aus dem anspruchsvollen, unbeugsamen Jünglinge der Mann, der mit Festigkeit Milde, mit Ehrgefühl Versöhnlichkeit verband. Nur die Hand der Liebe, die ihn am Scheidewege ergriff, vermochte diesen Zögling zu diesem Ziele zu leiten“ (Meyer). Vor allem aber dankte S. es ihr, daß als nach Ackermann's Tode (1771) die bereits seit 1769 ihm theilweise zugefallene Verantwortung der Directionsführung auf seine Schultern allein gewälzt wurde, er der zu lösenden Aufgabe auch als Charakter gewachsen war. Die makellose Idealgestalt freilich, an die pietätsvolle Freundschaft des ersten Biographen uns

hat glauben machen wollen, war er damals ebenso wenig wie später. Auch sein Charakter zeigt Schwächen und Flecken und zwar bis ins Alter. Aber die Willensenergie, mit der der noch nicht dreißigjährige Director sein ungestümes Ich in Zucht nahm, und der vornehme Geist, in dem er seine künstlerische Aufgabe faßte, sind bewundernswerth. Letzteres um so mehr, als S. als Theaterkind, früh verlernt hatte sich Illusionen hinzugeben, die es dem Bühnendilettanten so leicht machen, mit großartigen weitaussehenden Reformideen die Praktiker zu übertrumpfen. Daß er allem Bühnenschlendrian und allen Kniffen theatralischer Routine zum Trotz sich die Idee von der Größe seiner Aufgabe rein zu wahren gewußt und mit zäher Energie von Enttäuschung zu Enttäuschung an ihr festgehalten hat, darin beruht vor allem die Bedeutung Schröder's.

Die beiden Hauptziele, auf deren Erreichung er vom ersten Augenblick seiner Directionsführung hin arbeitete, lassen sich kurz zusammenfassen: Erziehung des Publicums vom Standpunkt der blos müßigen Schaugelüsten fröhnenden, kritiklosen Menge zu höherer, Dichtung und Darstellung gleich verständnißvoll auffassenden, Einsicht, und zweitens die moralische und sociale Hebung seines Standes.

Die Glanzperiode Schröder's als Bühnenleiter war die seiner ersten Hamburger Direction 1771—1780. In dem Junggesellenquartier des jungen Directors im „Opernhof" entwickelte sich zu Anfang der siebziger Jahre ein reichgeselliges Leben. Hier versammelten sich neben den jungen Schauspielern die Freunde des Theaters und der Kunst überhaupt. Eine Zeitlang wußte S. sogar diesen Vereinigungen durch ein bestimmtes Programm den Charakter einer Theaterakademie im kleinen zu geben. Hier streckte er für künftige Pläne die Fühler aus, indem er den Freunden Wieland's Shakespeareübersetzung, die schon auf ihn als Jüngling beim ersten Erscheinen gewaltigen Eindruck gemacht, und Sophokles in Steinbrüchel's Uebertragung nahe brachte. So prüfte er nicht nur den Eindruck, den diese ganz aus dem Rahmen des üblichen Theaterrepertoires heraustretenden Dichtungen auf diese urtheilsfähige kleine Gemeinde machten, sondern gewöhnte auch einen kleinen aber gehaltvollen Theil seines Publicums an die neuen Aufgaben, die er seinen Schauspielern und seinem Publicum zu stellen gesonnen war.

Vor allem aber verfolgte er mit scharfem Auge die Erscheinungen auf dem Gebiete des deutschen Dramas. Hierbei hatte er das Glück, an J. J. Bode einen ebenso kenntnißreichen wie anregenden Berather und Freund zu finden. Letzteres Anregung war auch die im Frühling 1775 erlassene sog. Hamburger Preisausschreibung zu danken, in der S. nicht nur seine Bühne allen wirklich guten Bestrebungen zur Verfügung stellte, sondern auch den bis dahin der Willkür der Nachdrucker und Directoren ziemlich schutzlos preisgegebenen Autoren eine angemessene materielle Entschädigung in Aussicht stellte. Neben der Rücksicht auf letztere war dabei maßgebend das praktische Bedürfniß des Theaterdirectors einem altmodigen, von den Größen vergangener Litteraturepochen zehrenden Repertoire durch Stücke modernen Gepräges, neues Leben und neue Anziehungskraft zu verleihen. Hatte man es hierbei vorwiegend auf Mittelgut zur Deckung des täglichen Bedarfs abgesehen, so ward darüber die Sorge um das große Drama nicht außer Augen gesetzt. Goethe's Götz, Clavigo, Dramen von Klinger und Lenz wurden sorgfältig einstudirt und auch wenn wie bei Lenz das Publicum sich dagegen sträubte, wiederholt. Weitaus das größte Verdienst aber erwarb er sich durch die Einführung Shakespeare's ins Repertoire, die geradezu dem großen nationalen Drama den Weg bereitete. Am 20. September 1776 ward mit Hamlet der Reigen eröffnet und dieser Abend entschied über das Schicksal Shakespeare's auf der deutschen Bühne. Alle Versuche Shakespeare auf die Bretter zu bringen waren bisher an der Ungeschicklichkeit der Bearbeiter und der Unzulänglichkeit der Darsteller gescheitert. Ließ nun auch Schröder's Bearbeitung

ebenfalls noch mancherlei zu wünschen übrig, so hob sie die Darstellung auf ein höheres Niveau. Nun war die Bahn gebrochen. In den folgenden 3 Monaten ward Hamlet allein in Hamburg dreizehnmal gegeben, von hier aus machte das Drama mit Blitzesschnelle den Siegeszug durch ganz Deutschland. Am 26. October 1776 ließ S. bereits den Othello folgen, am 7. November 1777 den Kaufmann von Venedig, am 15. December Maaß für Maaß, am 17. Juli 1778 König Lear, am 17. November Richard II., am 2. December Heinrich IV., am 21. Juni 1779 Macbeth. (Vgl. Merschberger, Die Anfänge Shakespeares auf der Hamburger Bühne. [Progr. des Realgymnas. des Johanneums.] Hamburg 1890.) In einem Zeitraum von noch nicht drei Jahren war also das tragische Repertoire um acht große Dramen bereichert, von denen sechs sich dauernd gehalten haben. Leider erfuhr diese kräftige und erfolgreiche auf das Große gerichtete Initiative durch den 1780 erfolgten Rücktritt Schröder's von der Direction eine Unterbrechung, was um so mehr zu beklagen, als S., als er 5 Jahre später aufs neue die Leitung der Hamburger Bühne übernahm, hier nicht wieder anknüpfte.

Schon in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre hatte er erst die Rolle des Regisseurs mit der des Dramaturgen, dann die des letzteren mit der des dramatischen Schriftstellers zu vertauschen begonnen. Ungewöhnliche Erfolge auch auf diesem Gebiet spornten ihn zu gesteigerter Thätigkeit und vor allem fand er in Wien, wo er vom Frühling 1781 bis zum Herbst 1785 als Mitglied des Kais. Nationaltheaters von Directionssorgen nicht belastet, neue Lorbern erntete, eine für seine Weiterentwicklung fast verhängnißvolle Muße, eine rege schriftstellerische Thätigkeit zu entfalten. Von unbedeutenderen Bearbeitungen abgesehen lieferte er in diesen Jahren fast 20 größere und kleinere dramatische Arbeiten zum größtentheil allerdings nach fremden, meist englischen Originalen. Bleibenden poetischen Werth kann keines seiner Bühnenerzeugnisse weder aus dieser Periode noch aus der Folgezeit beanspruchen. Aber man begreift, daß sie, als Werke eines der erfolgreichsten Schauspieler, eines der geschmackvollsten Bühnenleiter und vor allem eines der intimsten Kenner des Theaters, von Schröder's Collegen mit großem Eifer gefördert wurden und bei dem Publicum jener Tage lebhaften Anklang fanden. Es soll einigen von ihnen, so namentlich dem „Testament“ (1781), dem „Fähndrich“ (1782), dem „Ring“ (1783), „Stille Wasser sind tief“ (1784), der „Unglücklichen Ehe durch Delikatesse“ (1788) auch keineswegs jedes litterarische Verdienst abgesprochen werden, wenn sie auch mit den sie auf der Bühne ablösenden Arbeiten Iffland's sich nicht messen können. Aber es darf nicht verschwiegen werden, daß durch diese dramatische Vielgeschäftigkeit der in den ersten Jahren seiner Directionsthätigkeit so rein auf das größte und höchste gerichtete Blick etwas getrübt wurde. Das Repertoire der zweiten Hamburger Direction Schröder's von 1785—1797 steht nicht ganz auf der Höhe der ersten. Allerdings muß dabei berücksichtigt werden, daß die allgemeinen litterarischen Verhältnisse in diesem Jahrzehnt nicht mehr so günstig lagen, wie in den ersten siebziger Jahren. Von Schiller's ersten Dramen abgesehen, von denen auch nur die Räuber und Kabale und Liebe wirklich durchschlugen, macht sich grade in dieser Periode auf dem Gebiete der dramatischen Litteratur die Mittelmäßigkeit ungebührlich breit. Als Schiller in den Xenien gegen die Mißwirthschaft zu Felde zog, als er mit dem Wallenstein eine neue Aera des großen deutschen Dramas einleitete, hatte S. schon theatermüde den Entschluß zum endgültigen Rücktritt von der Bühne gefaßt. Am 30. März 1798 trat er zum letzten Male auf und an dem gleichen Tage endete auch seine zweite Direction.

Die deutsche Schauspielkunst verlor damit für immer ein unnachahmliches Muster, einen Meister von gewaltiger Kraft der natürlichen Begabung, von bewundernswerther Vielseitigkeit und einen Künstler von einer ungewöhnlich harmonischen Durchbildung. Vom Tänzer und vielbelachten Darsteller komischer Bedienten-

rollen ausgehend hatte er im Laufe der Jahre seinen Darstellungskreis immer mehr erweitert; und er, den man anfangs sich nicht anders als lustigen Kapriolenmacher hatte vorstellen können, hatte nach und nach durch Rollen „gemischter Empfindung“ sich zu einem Darsteller des Tragischen durchgearbeitet, der seines gleichen in Deutschland nicht hatte. In seiner Verkörperung humoristischer und komischer Rollen folgte er den Lehren und dem Beispiele seines Stiefvaters Ackermann, der ihm stets als unerreichtes Muster vorschwebte. Als Tragöde aber hatte er kein Vorbild, da stand er ganz auf eigenen Füßen. Für das Drama Shakespeare's genügten die Kunstgriffe der alten Schule, die Vorbilder der älteren Meister, auch Ekhof's nicht. Da mußte ein neuer Stil erfunden, geschaffen werden. Und der Schöpfer und bis zur Stunde nicht übertroffene Meister dieses Stils war und ist Schröder.

Seit 1797 lebte S. auf seinem Landsitz in Rellingen bei Pinneberg. Ein durch sehr sorgsame Finanzwirthschaft im Laufe der Jahre erworbener Wohlstand gestattete ihm sorgenfrei in behaglichsten Verhältnissen seinen litterarischen, wissenschaftlichen und freimaurerischen Interessen zu leben. Mit ihm theilte die ehrenvolle Ruhe wie früher den Ruhm und die Arbeit seine Gattin Anna Christine, geb. Hart aus Petersburg, mit der er seit dem 26. Juni 1773 in beglückendster Ehe lebte, auf die nur leider in den letzten Jahren ein düsteres Verhängniß einen Schatten warf. Auch mancherlei andere Sorgen ließen ihn seiner Muße nicht froh werden und in einer unglücklichen Stunde entschloß er sich gar noch einmal wieder, zum dritten Mal, die Leitung der Hamburgischen Bühne selbst zu übernehmen. An den Schluß seiner Aufzeichnungen über diese letzte vom 1. April 1811 bis zum 31. März 1812 dauernde Unternehmung, hat er selbst die Worte gesetzt: „Ende der infamen Entreprise“. Es war ein totaler Mißerfolg, den nicht nur die unglücklichen politischen Verhältnisse, die französische Occupation Hamburgs mit allen daran sich schließenden Drangsalirungen verschuldet hatten. Die Hauptursache lag an S. selbst, der in der Rellinger Einsamkeit die Fühlung mit den geistigen Strömungen verloren hatte und nun in seltsamer Befangenheit dem Publikum ein Repertoire aufdrängen wollte, das dem Geschmack ausgangs der 90er Jahre entsprach. Das war ein harter Schlag für den alten Meister; den, nicht unbeträchtlichen, materiellen Schaden konnte er wohl verwinden, aber nicht so leicht den zehrenden Schmerz über diesen kläglichen Abschluß seiner ruhmreichen Laufbahn. Für ihn war es ein Glück, daß die politischen Ereignisse der nächsten Zeit die Aufmerksamkeit von ihm ablenkten und daß auch er durch die Noth und dann durch die glorreiche Erhebung des Vaterlandes aus dieser Atmosphäre der Verstimmung herausgerissen wurde. Ein glühender Patriot verfolgte er den Gang der Ereignisse mit steigender Freude; seine musterhaft geführten Ausgabebücher verrathen, welche selbst für seine Vermögensverhältnisse, ungewöhnlich bedeutenden Opfer dieser alte Komödiant der nationalen Sache brachte. Er überlebte die Erhebung nicht lange. Am 3. September 1816 starb er, an der Schwelle des dreiundsiebenzigsten Jahres nach kurzem Leiden. Am 7. September ward die Leiche von Rellingen nach Hamburg überführt. Die Freimaurer ehrten ihren berühmten Großmeister durch eine glänzende Todtenfeier, die Theilnahme und Trauer war allgemein. Einen großen Künstler, einen edlen ernststrebenden Menschen, einen Wohlthäter der Armen hatte man zu beklagen. Die Summe seines Lebens und seiner Persönlichkeit faßten schön zusammen die Worte, welche die Wittwe ihm auf den Denkstein, der Schröder's Ruhestätte auf dem Petrikirchhof deckt, setzte:

„Dem Freunde der Wahrheit und des Rechts
Dem Förderer menschlichen Glückes,
Dem unerreichten Künstler
Dem liebevollen Gatten.“

Die Wittwe überlebte ihn 13 Jahre, sie starb am 25. Juni 1829 zu Rellingen und ward an seiner Seite bestattet.

Aus der sehr umfangreichen, zum Theil in Zeitungen und Zeitschriften verstreuten Litteratur über S. sei nur hervorgehoben: J. F. Schink, Fr. L. Schröder's Charakteristik als Bühnenführer, mimischer Künstler, dramatischer Dichter und Mensch, i. d. Zeitgenossen, 3. Bd. 1818 S. 35—82. — C. A. Böttiger, Fr. L. Schröder in Hamburg im Sommer 1795 i. d. Minerva, Taschenbuch für das Jahr 1818, S. 271—312. — F. L. W. Meyer, F. L. Schröder, Beitrag zur Kunde des Menschen und des Künstlers, II, Hamburg 1819. — (E. Campe), Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, den Biographen Schröder's, II, Braunschweig 1847. — H. Uhde, Denkwürdigkeiten des Schauspielers Fr. L. Schmidt (1772—1841) II, Hamburg 1875. — H. Uhde, Fr. L. Schröder in seinen Briefen an K. A. Böttiger 1791—1816, in Raumer's hist. Taschenbuch, 5. Folge, 5. Jahrgang 1875, S. 245—320. — Ders., Flugschriften über F. L. Schröder und seine Familie im Archiv für Litteraturgeschichte, VIII, S. 201—22. — O. Devrient, Briefe von A. W. Iffland und F. L. Schröder an den Schauspieler Werdy, Frankfurt 1881. — B. Litzmann, Schröder und Gotter. Eine Episode aus der deutschen Theatergeschichte. Briefe F. L. Schröder's an Fr. W. Gotter 1777 und 1778, Hamburg und Leipzig 1887. — B. Litzmann, Fr. L. Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Litteratur- und Theatergeschichte, I, Hamburg und Leipzig 1890 (der zweite Band erscheint im Herbst 1891). — Eine (unvollständige) Sammlung der „dramatischen Werke F. L. Schröder's“ gab E. v. Bülow in 4 Bänden Berlin 1834 heraus.

Berthold Litzmann.

Schröder: Friedrich S., Kaufmann, geb. zu Bremen am 29. März 1775, † ebendas. am 3. October 1835, ein Mann von vielseitiger, durch ausgedehnte Reisen erweiterter Bildung, für welche die lebenslängliche Freundschaft Zeugniß ablegt, die Wilh. v. Humboldt ihm bewahrte, nachdem er in Spanien Schröder's Bekanntschaft gemacht hatte. Als Mann von rastlosem Unternehmungsgeiste und treuer Hingabe an die Interessen der Vaterstadt hat er sich die Hochachtung seiner Zeitgenossen erworben, im Gedächtnisse der Nachwelt ist sein Name dadurch bekannt geblieben, daß er zuerst in Deutschland eine regelmäßige Dampfschiffahrt, und zwar auf der Weser zwischen Bremen und Brake, eingerichtet hat. Der Plan ist freilich nicht zuerst von ihm gefaßt worden, sondern von Justus Erich Bollmann (s. Fr. Kapp, Bollmann S. 386 ff.), aber erst Schröder's Thatkraft und Opferwilligkeit gelang die Ausführung. Am 20. Mai 1817 machte das auf Joh. Lange's Schiffswerft in Vegesack erbaute und mit einer Maschine von Bolton, Watt & Co. in Soho bei Birmingham ausgerüstete Schiff „Die Weser“ seine erste Fahrt, mit der eine neue Epoche der deutschen Schiffahrt begann. Trotz widriger Umstände, der schlechten Beschaffenheit des Fahrwassers und der Feindseligkeit der zäh am Alten hangenden Schiffer- und Kaufmannsbevölkerung, setzte S. die Fahrten mit der „Weser“, der er von 1819—1830 noch ein zweites Dampfschiff „Herzog von Cambridge“, hinzufügte, bis zum Herbste 1833 fort. Erst da mußte er der Concurrenz eines Unternehmens weichen, dem die großen Fortschritte der auch an den Erfahrungen der „Weser“ gereiften Technik zustatten gekommen waren.

Kindt, Die erste Dampfschiffahrt auf der Weser und ihr Begründer Fr. Schröder, in Abhandlungen des naturw. Vereins zu Bremen, Bd. 1 S. 329 ff.

v. Bippen.

Schröder: Gerhard S., Dr. der Rechte und Bürgermeister, geb. am 12. August 1659 in Hamburg, als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, Bürger-Capitäns und Botenmeisters. Auf den Schulen seiner Vaterstadt gebildet, be-

suchte er seit 1679 verschiedene Universitäten. Er ist einer der mehreren Hamburger und hanseatischen Bürgermeister, welche ihre akadem. Studien als Theologen begonnen haben. In Wittenberg und anfangs in Rostock war er stud. theol. Hier aber sattelte er um und widmete sich auch in Leipzig der Rechtswissenschaft, worauf er 1685 in Altorf Doctor der Rechte wurde, und sodann zu weiterer Ausbildung mehrjährige Reisen durch Deutschland, Italien, Frankreich, Holland und England unternahm. In der Nähe Mailands traf ihn eines Italieners meuchelmörderisch gemeinter Schuß, dessen Kugel jedoch durch den Anprall gegen seine zum Glück wohlgefüllte Geldbörse wirkungslos blieb. Nach Hamburg heimgekehrt erwarb er sich in seinem advocatorischen Beruf bald allgemeine Anerkennung seiner Kenntnisse, Geschicklichkeit und Ehrenhaftigkeit. Den bürgerlichen Unruhen seiner Zeit persönlich fern geblieben, mag doch sein Ansehen als tüchtiger Geschäfts- und Ehrenmann, die tumultuarische Bürgerschaft veranlaßt haben, bei einer der damals rechtswidrig sich zugeeigneten Rathswahlen (1698) Schröder zum Senatsmitgliede zu wählen, welche ungesetzliche Wahl anzunehmen, er sich beharrlich weigerte, bis der Senat selbst sich einverstanden erklärt hatte. In diesem Amte zeichnete er sich so rühmlich aus, daß er schon nach wenigen Jahren vom Senate zum Bürgermeister erwählt wurde und später auch als Generalissimus fungirte. Er starb am 28. Januar 1723. Die zu seinen Ehren geprägte Denkmünze ist in Langermann's Hamburger Münzen- und Medaillenwerk beschrieben und abgebildet, S. 593. Als Früchte seiner Kenntnisse und wissenschaftlichen Forschungen sind zu nennen: Abhandlungen über das Hamburger Statut, in Westphalen's Monum. inedit. IV, 2081 und die in 3 Auflagen 1709—1721 in Fol. erschienenen „Fasti Proconsulares et Consulares Hamb. Außer diesen der vaterstädtischen Geschichte dienenden Werken, hinterließ er noch viele demselben Zweck gewidmete Manuscripte, Materialien u. dergl., z. B. eine zum Theil nach Urkunden verfaßte Sammlung der Genealogie älterer Hamburger Geschlechter, sodann topographisch-historische Nachrichten über die 4 Kirchspiele der Altstadt (nebst deren Grundrissen in Kupfer gestochen), über das allmähliche Anwachsen der Stadt 2c. Auch excerpirte er die ältesten Hypothekenbücher, um Serien der Grundeigenthümer zu formiren u. s. w. Viele seiner schätzbaren Manuscript-Sammlungen sind nach seinem Tode auf das Stadt- und Staatsarchiv gekommen, einige derselben aber leider beim großen Brande 1842 verbrannt.

Edzardi, Programm in Fabricii Memor. Hamb. V, 371. — Langermann Hamburger Münzen und Medaillen, S. 599. 603. — Buek, die Hamburger Bürgermeister, S. 159. — Hamburg. Schriftstellerlexikon VII, 31.

Beneke.

Schröder: Hans S. Er war geboren am 25. Mai 1796 zu Krempdorf in der holsteinischen Marsch, als Sohn eines wohlhabenden Hofbesitzers. 1811 kam er auf die Gelehrtenschule in Glückstadt, deren Rector Jungclaussen war. Zu seinen Mitschülern gehörten hier Justus Olshausen und Busch, die später bekannten Professoren, mit denen er befreundet geblieben. Neben seinen Schularbeiten, die er nicht versäumte, verfaßte er lyrische und kleine dramatische Arbeiten. Eine Ode zum Reformationsjubelfest 1817 ward im Hamburg. Correspondenten d. J. Nr. 175 gedruckt. 1818 ging er auf die Universität Jena, Jura zu studiren und 1819 nach Kiel. Er beschränkte sich indessen nicht auf juristische Vorlesungen, sondern hörte auch philosophische, historische, letztere in Jena bei Luden, in Kiel bei Dahlmann, A. Niemann und Nasser. Er beschäftigte sich auch hier mit der Poesie und ließ unter dem Pseudonym H. Dörscher manches drucken (in Nordalbingischen Blättern, Nordischem Musenalmanach). 1823, Ostern ging er wieder zurück ins Elternhaus, um sich auf das

juristische Amtsexamen vorzubereiten, das er um Michaelis dieses Jahres bestand. 1831 erwarb er in Kiel den Dr. philos. S. war in der glücklichen Lage einer amtlichen Anstellung nicht zu bedürfen und hat denn auch frei den Wissenschaften, nach seiner Neigung, sich widmen können. Er hat dies aber mit besonders regem Fleiße gethan. Zunächst lieferte er eine Reihe Aufsätze zur Provinzialgeschichte und zum einheimischen Recht, die in den schleswig-holsteinischen Provinzialberichten und Falck's staatsbürgerlichem Magazin erschienen. Von 1826 wandte er sich besonders dem Studium der Litteraturgeschichte zu. Als Joh. Gottw. Müller, der bekannte Verfasser des Romans Siegfried von Lindenberg 1828 gestorben war, erhielt S. den Auftrag, seine aus 10,000 Bänden bestehende Bibliothek zu katalogisiren. Dies veranlaßte ihn nach Itzehoe überzusiedeln. Zu gleicher Zeit gab er hier seine Epigrammenlese oder Rückblick auf weniger bekannte, verstorbene deutsche Dichter. Itzehoe 1828 und Joachim Rachels deutsche satyrische Gedichte. Neue verbesserte, und mit dem Leben des Dichters, erklärenden Anmerkungen und einem kleinen Glossar vermehrte Ausgabe, Altona 1828 heraus. Desgleichen hatte er ein schlesw.-holst.-lauenburg. Schriftstellerlexikon vorbereitet. Da Pastor Lübker in Husum gleichzeitig ein solches angekündigt, verbanden sich diese beiden und erschien dasselbe Altona 1829/30, 2 Bde., den Zeitraum von 1796—1828 umfassend, wozu S. allein noch 1831 einen Nachtrag lieferte. Auch war er ein fleißiger Mitarbeiter an dem neuen Nekrolog der Deutschen, wozu er solange derselbe bestand fast alle Artikel aus der heimathlichen Provinz lieferte. Für die Schriftstellerkunde Schleswig-Holsteins existirt das ausgezeichnete Werk von J. Moller, Cimbria litterata 3 Bde. fol., das indeß nur bis 1730 geht. Das darauf folgende S.-H. Schriftstellerlexikon von Kordes 1797 erschienen, behandelt nur die damals lebenden Schriftsteller. Es war also eine Lücke. Auch diese hat S. ausgefüllt, aber leider ist diese Arbeit nicht zum Druck gelangt, sie ruht als Manuscript in dem Archiv der Gesellschaft für Hamburgische Geschichte. Zu dem Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein lieferte er Beiträge. Aus demselben ist seine „Geschichte des Münsterdorfischen Consistoriums“ Altona 1834 auch separat gedruckt, sowie zu den Nordalbingischen Studien und den S.-H. Landesberichten von Biernatzki. Die zuerst in den Provinzialberichten 1830 erschienene Biographie Joh. Gottwerth Müller's ist später selbständig erschienen: „J. G. M. — nach seinem Leben und seinen Werken“, Itzehoe 1843. — Nach dem Tode seines Vaters mußte er als einziger Erbe dessen Hof beziehen und bewirthschaften. Er verheirathete sich darauf und nahm mehr Antheil am Leben. 1843 verkaufte er indeß seinen Hof und zog nach Altona, wo er sich ein eigenes Haus nach seinen Wünschen und Bedürfnissen gebaut hat und einen angenehmen geselligen Kreis um sich sammelte. Er trat nun auch dem Verein für Hamburgische Geschichte bei und hielt Vorträge in dessen Sectionssitzungen. Dies ward Veranlassung, daß er die Herausgabe eines Hamburger Schriftstellerlexikons übernahm, wozu er besonders befähigt und das er auch auszuführen begonnen bis ihn der Tod abrief. Er hat das in der Weise ausgeführt, daß dieses sein Werk als Musterarbeit in dieser Branche anerkannt worden ist. Auch für die Fortsetzung hatte er schon ein ansehnliches Material zusammengebracht. Der Druck desselben begann mit 1849 in Heften. Der 1. Band ward 1851 vollendet. Er starb am 19. August 1855. In seinem Testament bestimmte er, daß aus seiner Bibliothek, die reichlich 8000 Bände enthielt, an die Hamburger Stadtbibliothek alle die Bücher kommen sollten, welche derselben fehlten, 4000 Bände sind dahin gekommen. Der Rest war den Bibliotheken des Altonaer Christianeums und des Glückstädter Gymnasiums vermacht. Aus den Nordalbingischen Studien ist auch noch seine „Geschichte der Familie v. Qualen“

besonders gedruckt, Kiel 1846, sowie die oben erwähnte Geschichte des Münsterdorfischen Consistoriums, Altona 1843. Handschriftlich hat er noch hinterlassen: Eine Textesrecension von Reineke Voß mit Varianten und eine Bibliographie über Reineke Voß mit kritischen Anmerkungen, sowie eine Textesrecension des macaronischen Gedichts Folia, auf der Hamburger Stadtbibliothek.

Lübker-Schröder, S.-H.-L. Schriftstellerlex. II, 534. — Alberti, Forts. II, 361. — Dr. Chr. Petersen vor dem Hamburger Schriftstellerlexikon Bd. III.

Carstens.

Schröder: Joachim S., † am 19. März 1564 in hohem Greisenalter, nachdem er 42 Jahre, also seit 1522, der Schule und der Kirche gedient, war der 2. Reformationsprediger Rostocks. Kenntniß von seinem Leben gibt das Begräbnißprogramm des Rectors Lucas Bacmeister und die Acten des Rostocker geistlichen Ministerii. Seit 1522 war er Schulmeister an der Petrikirche, nachher nahm der Reformator Slüter (s. d.) ihn zum Prediger an, ja scheint ihn eigenmächtig ordinirt zu haben. Bacmeister sagt nämlich: ascivit eum in collegam ex schola — vocatum ad ministerium; präsentirt und bestätigt war er nie, obwohl spätere Register ihn 1533 „erwählt" sein lassen. Nach Slüter's Tode 1532 war er eine ganze Zeit einziger Prediger zu St. Petri, obgleich jene Register den ersten Warnemünder Reformationsprediger Paschen Gruwel († 1562) seit 1528 dort Diakonus sein lassen. Er war ein eifriger Anhänger der lutherischen Reformation und hatte bis zu deren endlichem Siege in der Stadt viele Kämpfe zu bestehen. Nachher gehört er in dem erbitterten Predigerstreite gegen das Stadtregiment, in den Kämpfen gegen den vom Rathe eingesetzten Superintendenten Draconites (s. A. D. B. V, 371) und in den meuterischen Versuchen, die Rückberufung des Tileman Heßhusius (s. A. D. B. XII, 314) und des Peter Eggerdes (s. A. D. B. V, 668) zu erzwingen, 1557—1561 zu den zähesten Führern der Pastoren, obwohl die laudatorischen geistlichen Darstellungen seine Friedensliebe rühmen. So ist er durchaus nicht ohne Schuld an den bürgerlichen Unruhen, welche bis 1579 hin die Blüthe der Stadt brachen. Sein Begräbniß fand am 21. März 1564 statt; er hinterließ eine Wittwe und viele Kinder, von denen zwei schon im geistlichen Amte waren. Sieben Söhne nennt er selbst 1556 in der Widmung seines „Aver dat Evangelium Luce, Cap. II." Laudatorisch haben ihn Chyträus (Saxon. 553), Gryse, Hist. ad a. und Grapius S. 61 und 533 geschildert. Bacmeister sagt, er habe viele Bücher geschrieben, vier von 1555 (Bedeböcklin) bis 1563 gedruckte sind bei Wiechmann-Hofmeister, Mecklenburgs altniedersächs. Litt. II und III aufgezählt. Ein Enkel von ihm ist der Rostocker Prediger und Docent Joachim Schröder, † 1677 (s. d.), dem Krabbe des Großvaters oben genannte Schrift über das 2. Cap. Lucä zuschrieb.

Diedr. Schröder, Evangel. Mecklenburg II, 453 und 456 f., wo Bacmeister's Programm. — Lisch, Meckl. Jahrbb. 19, 80—134, auch 5, 223. — Krabbe, A. d. kirchl. und wiss. Leben Rostocks, S. 369.

Krause.

Schröder: M. Joachim S., geboren am 9. März 1613 zu Freudenberg bei Ribnitz in Mecklenburg, studirte in Rostock und wurde 1637 daselbst Prediger am St. Georgstift, dessen Kirche bei der Wallenstein'schen Eroberung zerstört und daher nach St. Johannis verlegt war, welche bis dahin kaum mehr als Kirche gegolten und zu akademischen Vorlesungen, auch zu Theateraufführungen von Schülern und Studenten benutzt wurde. Diesen Brauch setzte der 1639 berufene neue Rector der Stadtschule zu St. Johannis, Jeremias Nigrinus (Schwarz) trotz des wieder eröffneten Gottesdienstes mit Komödien des Plautus und Terenz fort und rief dadurch 1642 einen Protest des Predigers von der Kanzel hervor, der zu einer weit ausgesponnenen geistlichen Broschürenfehde führte und die geist-

lichen Ministerien von Rostock, Hamburg und Lübeck in Bewegung setzte, auch D. Johann Quistorp den Jüngeren (s. A. D. B. XXVII, 53) 1651 zu seiner Inauguralrede das Thema „an illaesa conscientia scriptores et comici gentilium elegantiores et jam dudum in scholis christianorum recepti christianae juventuti proponi et exhiberi possint“ veranlaßte. Man sieht, daß S. sich allmählich im Streite hatte immer weiter drängen lassen. Zunächst kann man ihm gegen die Aufführung in gottesdienstlich noch gebrauchten Kirchen nicht Unrecht geben. Dadurch aber, daß er im geistlichen Eifer fortgerissen nachher auch gegen das Lesen einschritt und nur etwa purgirte und castrirte Texte dulden wollte, brachte er auf die Dauer trotz zeitweiligen Sieges seine Sache selbst zu Fall. Der Streit, der für die Geschichte der Aufführungen nicht ganz unwichtig ist, dauerte auch nach Nigrinus' Tode fort bis 1652. 1643 schrieb S. seinen „Hoffahrts-Spiegel“ gegen die damaligen Moden, auch besonders unter den Studenten; 1644: „Friedens-Räthe Ehren-Kron“, eine Mahnung zur guten Durchführung der Friedensverhandlungen an die Gesandtschaften in Osnabrück und Münster, aber zugleich auch zur Reform der Universitäten durch Ausrotten des Pennalismus, den er seltsamer Weise erst seit 30 Jahren im Gange sein läßt. Seine eifrige Reformthätigkeit auf den verschiedensten Gebieten, z. B. auch im Handwerk, seine unablässigen Mahnungen und Predigten zu Buße und Kirchenzucht, auch gegen die Juden, sind von Krabbe sehr hoch geschätzt; die Titel seiner zahlreichen Schriften, die z. Th. im Ausdruck an die holländischen Schwärmer erinnern, sind bei ihm zu finden; es sind noch die „Himmlischen Bußruthen“ von 1654 hinzuzufügen, die — eine Mahnung gelegentlich einer Kometenerscheinung — sich an seine „Bußposaune“ anschließen. Seit 1645 war er auch Mitglied der philosophischen Facultät und las homiletische Collegia. 1658 mußte er wegen Krankheit einen Adjuncten annehmen, seinen späteren Schwiegersohn D. Johann Moritz Polz (Polcius, † am 21. November 1708), starb aber erst am 1. Juni 1677. Sein Vater war als Rathsherr von Ribnitz verstorben. Sein Sohn Joachim, geboren am 22. October 1638, seit 1671 Präpositus zu Neukalden und Dargun, wurde 1680 Hofprediger des Herzogs Gustav Adolf von Meckl.-Güstrow, 1706 Superintendent und 1707 Consistorialrath in Güstrow, † am 29. December 1712. Schröder's Gegner Nigrinus war am 2. Februar 1596 in Schlawe in Hinterpommern geboren, wurde 1619 in Rostock promovirt und Conrector am kneiphöfischen, dann am altstädtischen Gymnasium in Königsberg, 1623 Rector der Großen Stadtschule zu Wismar, von wo er 1639 nach Rostock berufen, dort auch sofort in die philosophische Facultät aufgenommen wurde. Er starb am 6. Juli 1646.

Krey, Andenken an die Rostock. Gelehrten III, 44 ff. und Anhang S. 19. — O. Krabbe, Aus dem kirchlichen und wissenschaftlichen Leben Rostocks (Berlin 1863). Vergl. Reg. unter Nigrinus und Schröder. — K. Th. Gaedertz, Archival. Nachw. über die Theaterzustände von Hildesheim, Lübeck und Lüneburg (1888), S. 38—43, wo aber das Material nicht vollständig. Ueber Schriften von S. vgl. noch Krey, Beiträge II, 78 und 89 f. — Neue wöchentliche Rostockische Nachrichten, 1839, S. 382. Krause.

Schröder: Johann S., † 1621, lutherischer Nürnberger Prediger, wurde am 6. Januar 1572 in der Nähe von Fulda („Siliciae“ sagt sein erster, lateinischer Biograph) geboren und seit dem Jahre 1583 auf dem Gymnasium der Abtei Hersfeld unterrichtet. Michaelis 1589 bezog er die Universität Marburg, wurde hier 1590 gegen Pfingsten von der philosophischen Facultät als Baccalaureus und zwei Jahre später als Magister promovirt. Darauf wandte er sich dem Studium der Theologie unter der Leitung von Aegidius Hunnius zu, welcher ihm solches Vertrauen schenkte, daß er ihn zum Lehrer seiner Kinder annahm und bei seiner damals erfolgten Uebersiedelung nach Wittenberg auch auf

diese Hochschule mitnahm (1592). Hier blieb S. bis 1599, hat also im ganzen zehn Jahre den akademischen Studien obgelegen. Während seiner Wittenberger Zeit, wo er seit 1593 in Abhaltung von Disputationen und seit 1594 auch schriftstellerisch thätig war, zeichnete er sich durch wissenschaftliche Leistungen in so hervorragendem Maaße aus, daß die theologische Facultät ihm 1599 die Würde eines Doctors der Theologie freiwillig anbot. Aber aus Bescheidenheit und, weil er die praktisch-kirchliche Thätigkeit der theoretisch-theologischen vorzog, lehnte S. die Annahme dieses Geschenkes ab und wurde noch in demselben Jahre Pastor zu Lauterbach in Hessen. 1604 folgte er einem Rufe als Superintendent nach Schweinfurt, 1611 als Pfarrer an die St. Lorenzkirche nach Nürnberg, wo er am 23. Juni dieses Jahres seine Antrittspredigt hielt. Hier wachte er sorgsam über der Aufrechterhaltung des lutherischen Geistes und wirkte auch auf die Haltung der Altdorf'schen Theologenfacultät in gleichem Sinne ein. Ein charakteristischer Vorgang aus dieser seiner Amtszeit möge zur Erläuterung seiner Geistesrichtung hier eine Stelle finden. Der Rath der Stadt Nürnberg hatte einst an die lutherischen Prediger daselbst das Ansinnen gestellt, „den Gebetgesang „Erhalt' uns, Herr, bei Deinem Wort" um der Romanisten willen eine Zeit lang einzustellen". Im Namen „des geistlichen Ministeriums" von Nürnberg lehnte S. aber ab, dem Rathe Folge zu leisten, weil eine solche Aenderung zugleich das Bekenntniß betreffe, welches, wie der Glaube selbst, lauter und ungefärbt sein solle. Auf dieses Bedenken hin wurde das Lied weiter gesungen. (Einen dogmatischen Streit, den S. in Nürnberg inbetreff des nach dem Sündenfall übrig gebliebenen Ebenbildes Gottes mit Jacob Martini und andern gehabt hat, erwähnt Gottfr. Arnold in seiner „Unpartheiischen Kirchen- und Ketzerhistorie" Th. II, Bd. XVII, Cap. VI, § 18. Frankf. a. M. 1729. 4°, S. 952.) Gerade zehn Jahre nach seiner Antrittspredigt, am 23. Juni 1621, starb S. zu Nürnberg und wurde am 26. Juni feierlich beigesetzt. Am 30. August 1622 hielt ihm zu Ehren der Professor Christian Matthias an der Universität Altdorf eine Gedächtnißrede, welcher wir vorstehende Nachrichten über sein Leben verdanken. — S. war verheirathet und hatte vier Töchter. — In seinen zahlreichen Schriften, die er in lateinischer und deutscher Sprache hinterließ, zeigte er sich lebhaft interessirt für dogmatische Theologie und für praktisch-kirchliche Angelegenheiten. Seine dogmatischen Werke beschäftigen sich wesentlich mit den zwischen Lutheranern und Calvinisten damals schwebenden Streitfragen über die Person Christi, die Gnadenwahl, die Sacramente; daneben behandelte S. mit Kraft und Geschick den Gegensatz des Lutherthums und des Papstthums. Eine reife Frucht seiner dogmatischen Arbeiten ist sein „Enchiridion theologicum, in quo controversiae, quae hoc seculo in ecclesia agitantur, propositae." Editio secunda. 1620 (8°); daneben ist zu nennen sein „Unterricht von den streitigen Haupt-Articuln christlicher Religion zwischen den Lutheranern und Calvinisten". Gießen 1612 (4°). Seine Art erbaulicher Betrachtung der Bibel zeigte er in seiner „Meditatio Mortis, tröstliche Erklärung auserlesener Sprüche H. Schrift." Gießen 1609 (4°).

Vgl. Witte(n) (Henning), Memoriae theologorum nostri seculi clarissimorum renovatae centuria (1785, 8°), woselbst S. 853 bis 882 die Gedächtnißrede des Prof. Matthias abgedruckt ist. Daselbst S. 883 bis 885 die Titel aller Werke Schröder's. — Des geistlichen Ministerii zu Nürnberg Bedenken wegen des Liedes „Erhalt' uns, Herr, bei Deinem Wort" in „Unschuldige Nachrichten", Jahrg. 1714, S. 913—919. — Koenigii (Georg. Matthiae) Bibliotheca vetus et nova (Altorfi 1678, folio) p. 739 enthält nur einige dürftige Nachrichten, citirt aber noch „Micraelius p. 411."

P. Tschackert.

Schröder: Johann S., Arzt, geboren im J. 1600 zu Salzuffeln in Westfalen, studirte Medicin an verschiedenen deutschen, dänischen, französischen und italienischen Universitäten und nahm nach Erlangung der Doctorwürde eine Stellung als Militärarzt bei dem schwedischen Heere an. Später legte er dieselbe nieder, wählte Frankfurt a. Main zu seinem ständigen Wohnorte, wurde hier Stadtphysicus und war als solcher bis zu seinem am 30. Juni 1664 erfolgten Tode thätig. S. ist Verfasser eines seiner Zeit sehr beliebten, von Boerhaave namentlich geschätzten, in zahlreichen Auflagen und Abdrücken erschienenen Lehrbuchs der Pharmacie u. d. T.: „Pharmacopoeia medico-chymica, sive thesaurus pharmacologicus“ (Ulm 1641, 1649, 1655, 1662, 1705; Lyon 1649, 1665; Frankfurt 1669 ꝛc., nach dem Tode des Verfassers vermehrt und verbessert von Johann Ludwig Witzel, Leyden 1672; Nürnberg 1746; deutsch: Nürnberg 1685). Ferner schrieb S.: „Quercetanus redivivus, hoc est ars medico-dogmatico-hermetica, tribus tomis digesta“ (Frankfurt 1648, 1667, 1679).

Vgl. Biogr. Lexikon ꝛc., herausgegeben von A. Hirsch V, 284. — Éloy, Dict. hist. IV, 225. — Poggendorff, Biogr.-litterar. Handwörterb. II, 843.

Pagel.

Schröder: Johann Heinrich S., irrthümlich auch mitunter Schröter genannt, ein begabter und inniger Dichter geistlicher Lieder aus der älteren Pietistenzeit, aus dessen Leben nur weniges bekannt ist. Er wurde am 4. October 1666 (nicht 1667) zu Hallerspringe (jetzt einfach Springe genannt) im Calenbergischen geboren. Er war Schüler des nur drei Jahre älteren A. H. Francke während dessen Aufenthalts in Leipzig (1684 bis 1687); das Collegium philobiblicum desselben (begonnen Ende Juli 1686) scheint ihn für den später sog. Pietismus gewonnen zu haben. Bis zum Jahre 1696 hören wir dann nichts von ihm; in diesem Jahre hielt er am 2. Juli seine Probepredigt in Meseberg (auch, aber wohl versehentlich, Möseburg genannt) bei Wolmirstedt im Magdeburgischen, machte am 9. Juli sein Examen bei dem Consistorialrath Johann Christian Olearii in Halle a. S. und ward am 4. October (1696) in Meseberg eingeführt. Im Juli desselben Jahres hatte er sich mit Tranquilla Sophie, Tochter des Consistorialrathes Joachim Wolf in Halle, verheirathet, die ihm am 28. April 1697 eine Tochter schenkte und bald darauf starb. Er überlebte sie nur zwei Jahre; am 30. Juni 1699 starb auch er schon, nachdem er nicht einmal drei Jahre in seinem Amte gewesen war. Von seinen Liedern hat Freylinghausen wenigstens vier in den ersten Theil seines Gesangbuches (1704) aufgenommen, die schon vorher im Hallischen geistreichen Gesangbuch von 1697 standen; unter ihnen ist das bekannteste das Lied: „Eins ist noth, ach Herr, dies Eine lehre meine Seele doch“, das wegen seines Versmaßes (es hat im Abgesange Daktylen) vielfach Anstoß erregt hat; das aber, sei es in seiner ursprünglichen Fassung, sei es in einer Ueberarbeitung, welche das Versmaß änderte, noch mit Recht allgemein verbreitet ist. Ein anderes seiner Lieder: „Jesu, hilf siegen, du Fürste des Lebens“, wurde von der Wittenberger Facultät wegen Neigung zum Chiliasmus verworfen. Auch von seiner Frau befinden sich in den genannten Gesangbüchern Lieder, bei Freylinghausen zwei.

Die Daten nach gefälliger schriftlicher Mittheilung von Pastor Zippel in Meseberg. Die Angabe, die sich mitunter findet, daß er 1667 geboren sei, gründet sich auf der höchst wahrscheinlich ungenauen Notiz von ihm, daß er „mit dem Antritte“ seines 30. Jahres sein Amt angetreten habe. Hingegen ist unklar, woher die Angabe stammt, daß er im J. 1728 gestorben sei; sie findet sich, wie es scheint, zuerst in der Allgemeinen Kirchenzeitung 1829, Nr. 74, Sp. 605, in einer Mittheilung von F. W. Borchers ohne Quellenangabe. — Vgl. Kirchner, Kurzgefaßte Nachricht u. s. f., S. 44 und 54

(Anm.) — Wetzel, Hymnopoeographia III, 125 f. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., IV, 381 ff. — Bode, Quellennachweis, S. 148. — Blätter für Hymnologie 1883, S. 192.

l. u.

Schröder: Johann Joachim S., geboren am 6. Juli 1680 zu Neukirchen in Hessen, studirte zu Marburg, verweilte dann längere Zeit in Holland, wo er von dem damals dort sich aufhaltenden armenischen Erzbischofe in das Studium des Armenischen eingeführt wurde. 1706 begann er eine Reise in den Orient, gelangte aber infolge von allerlei Hindernissen nur bis Moskau, wo er indessen durch dort befindliche gelehrte Perser und Armenier in derartigen Studien sich tüchtig gefördert fand. 1709 kehrte er nach Hessen zurück, um bald eine neue Reise nach Holland und England zu unternehmen. 1711 ward er als Professor der morgenländischen Sprachen an seiner heimathlichen Universität Marburg angestellt. 1737 ward er zum außerordentlichen Professor der Theologie ebendaselbst ernannt und starb am 19. Juli 1756 (Winer, Hdb. der theol. Litt. II, 766; Meyer, Gesch. der Schrifterklärung IV, 18; Neubauer, Nachricht von jetztlebenden evangelisch-lutherischen u. ref. Theol. 1743, IV, 336 f.).

Sein Hauptwerk ist der „Thesaurus linguae Armenicae antiquae et hodiernae“, Amsterdam 1711, in welchem er über Alter, Geschichte und Grammatik der armenischen Sprache handelt und auch Proben armenischer Litteratur mittheilt (vgl. Meyer a. a. O. IV, 30 f., 45). Ueber Schröder's Bemerkungen zu den Marginalien der armenischen Bibel vgl. Eichhorn, Einl. in das A. T. II, 342. — Bei Winer a. a. O. Bd. 1 sind von ihm noch folgende Schriften angeführt: S. 644: „Dissertatio de haeresi Apollinaristica“ 1717, Marburg; S. 143: „Diss. de veterum Hebraeorum primogenitis et eorum praerogativis, maxime sacerdotio“ 1741, ebd.

C. Siegfried.

Schröder: Johann Christian S., geboren in Rostock am 8. März 1760, wurde 1783 Dr. jur. und war bei den oberen Gerichten in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt (Procurator) beschäftigt, bis er am 24. Februar 1801 in deren Rath gekoren wurde, in dessen verschiedenen Aemtern er bis zu seinem Tode, am 19. Juni 1809, thätig war. Er erwarb sich um Rostock und um ganz Mecklenburg das große Verdienst, die erste geregelte Armenanstalt geschaffen zu haben, nachdem frühere Versuche gescheitert waren. Sie trat 1803 ins Leben, S. verwaltete sie mit regstem und uneigennützigstem Eifer bis ans Ende seines Lebens; ja er wollte auch im Tode nicht von seinen Armen getrennt werden und ordnete seine Bestattung mitten unter ihnen auf dem St. Gertrud-Friedhofe an. Dort steht sein Denkmal noch im Garten des Stadtkrankenhauses. Er gab außer dem Entwurf zur Armenordnung ein Repertorium des Rostock'schen Rechtes (1784, Nachtrag 1804) heraus.

Krey, Andenken an die Rostock'schen Gelehrten VII, 54 ff.

Krause.

Schröder: Johannes v. S. Er war geboren am 13. Mai 1793 zu Präſtoe auf der dänischen Insel Seeland, die Eltern lebten indeß nachher in Kiel und war er seit 1808 Cadett auf der Militärschule in Rendsburg, 1810 Secondlieutenant im Schleswig'schen Infanterieregiment. 1813 ward dies Regiment zu dem Hülfscorps beordert, welches Dänemark zur Verfügung Napoleon's stellte, und S. fungirte als Adjutant beim Generalcommando der 4. Armeedivision unter General v. Kardorf. 1814 avancirte er zum Premierlieutenant. Das Regiment lag seit 1815 in der Stadt Schleswig und S. hatte also hier seinen Aufenthalt. 1827 ward er Capitän (Hauptmann) und Chef der Jägercompagnie. 1830 commandirte er den Cholera-Cordon nördlich Flensburgs.

1840 Ritter vom Danebrog, 1842, nach Auflösung des Regiments, ward er Major des 15. Bataillons in Rendsburg. 1843 erhielt er die sächsisch-weimarische Verdienstmedaille. Bei der Erhebung der Herzogthümer Schleswig-Holstein 1848 trat er sofort zur provisorischen Regierung über, fungirte eine Zeit lang als Commandant von Flensburg und dann von Altona und avancirte zum Oberstlieutenant. Natürlich wurde er dann 1852 von der Amnestie ausgeschlossen. Er ging nun nach Hamburg und fand hier eine Anstellung als Buchhalter der Gas-Compagnie. 1856 ward ihm jedoch die Rückkehr in die Herzogthümer gestattet. Er hat davon indeß keinen Gebrauch gemacht, sondern verblieb in seiner Stellung in Hamburg, wo er am 8. Januar 1862 gestorben ist. Er hat sich mit geographischen und historischen Studien sehr viel beschäftigt und bedeutende Beiträge zur speciellen Landeskunde geliefert. 1823 erschien von ihm „Grundriß der Stadt Schleswig mit nächster Umgebung“; 1827 „Geschichte und Beschreibung der Stadt Schleswig“; 1837 „Topographie des Herzogthums Schleswig“, 2. Aufl. Oldenburg 1854. Ins Dänische übersetzt von Chr. Wallersee das. „Topographie des Herzogthums Holstein, des Fürstenthums Lübeck und der freien Städte Hamburg und Lübeck“. Oldenburg 1841, 2 Bde., 2. Aufl., vermehrt durch die Topographie von Lauenburg in Verbindung mit H. Biernatzki. Oldenburg 1855, 2 Bde. Diese Arbeiten sind mit großem Fleiß von ihm beschafft. Ferner „Der Brüggmann'sche Altar in der Domkirche zu Schleswig“ 1855 und „Darstellungen von Schlössern und Herrenhäusern der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, vorzugsweise aus dem 15. und 16. Jahrhundert.“ Hamburg 1862. Außerdem lieferte er eine große Reihe historischer Beiträge zu den einheimischen Zeitschriften: Provinzialberichten, Staatsbürgerl. Magazin, Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichte rc.

Erslev, Forfatterlex. III, 109; Supplem. III, 108. — Lübker-Schröder, S.-H. Schriftstellerlex. II, 541 und Alberti II, 364. — Jahrb. f. d. Landeskunde (Kiel) V, 358. Carstens.

Schröder: Joh. Heinr. Freiherr v. S., Kaufmann in Hamburg. Geboren in Hamburg am 8. December 1784, ein Sohn des aus Quakenbrück gebürtigen Hamb. Kaufmanns und nachmaligen Bürgermeisters Christian Matth. S., etablirte sich als Kaufmann in London unter der Firma John Henry S., gleichzeitig auch in Hamburg (S., Mahs & Co.). Durch Geschick und Glück begünstigt, erwarb er Reichthum und Ansehen in hohem Grade. Später verlegte er seinen Wohnsitz definitiv wieder nach Hamburg. Niemals in vaterstädtischen Verwaltungen und Ehrenämtern thätig gewesen, war seine Privatwohlthätigkeit eine desto umfassendere und verdienstvollere. 1852 trat seine 2 Jahre zuvor gegründete und mit 1 Million M. Bco. = $1^1/_2$ Mill. ℳ fundirte wahrhaft großartige Stiftung, das sog. Schröderstift, ins Leben. Nach einigen Vergrößerungen der Gebäude an der vormaligen Sternschanze enthalten dieselben ca. 200 Freiwohnungen für Hülfsbedürftige aus besseren Ständen, nebst 120 M. jährlich für jede aufgenommene Person. — Gelegentlich der Feier seiner goldenen Hochzeit mit Henriette geb. v. Schwartz, am 20. Januar 1869, wurde eine, die Porträts des Ehepaars zeigende Medaille in Gold geprägt, auch demselben von allen Seiten Beweise der Verehrung dargebracht. Während Hamburgs Senat ihm die höchste vaterstädtische Ehrenauszeichnung, die große goldene Verdienstmedaille mit der Inschrift „Dem hochherzigen Bürger und Menschenfreunde Johann Heinrich Schröder“ durch eins seiner Mitglieder überweisen ließ, collidirte gewissermaßen diese Würdigung mit der Auszeichnung, welche Se. Maj. der König von Preußen ihm zu theil werden ließ, indem er ihm den Freiherrentitel verlieh. — Er starb hochbejahrt in Hamburg am 28. Juni 1883, beerdigt in der ihm und seiner Familie gehörigen Grabcapelle auf dem Beerdigungsplatz der St. Petrikirche.

Beneke.

Schröder: Julius v. S., verdienter baltischer Schulmann, wurde im J. 1808 am 6. Februar zu Lemsal bei Riga geboren, woselbst sein Vater Prediger war. Nach Absolvirung des Gymnasiums in Riga bezog er (im J. 1827) die Universität Dorpat, um Theologie zu studiren, wurde sodann Lehrer und Inspector der Ritter- und Domschule zu Reval, gab diese Stellung jedoch nach einigen Jahren (1833) wieder auf, um zum zweiten Male in Dorpat zu studiren, und zwar jetzt hauptsächlich Mathematik und Naturwissenschaften. Nachdem er dann einige Zeit im Hause des Fürsten Uchtimski bei Kasan als Erzieher thätig gewesen, wurde er in Moskau Rector der Petri-Pauli-Kirchenschule und gleichzeitig Lehrer an der Commerzakademie daselbst, welche Stellungen er von 1836—1841 bekleidete. Während dieser Zeit (im J. 1838) begründete er im Verein mit dem wohlhabenden Bäckermeister Meyer die Evangelische Armen- und Waisenschule zu Moskau, welche noch gegenwärtig in Blüthe steht. Von dem Drange beseelt, seine Kinder in deutschen Verhältnissen aufwachsen zu lassen, siedelte S. im J. 1841 nach Dorpat über, wurde bald darauf Inspector und im J. 1849 Director des Gymnasiums zu Dorpat und Gouvernements-Schulendirector, in welcher Eigenschaft er 21 Jahre (1849—1870) thätig gewesen ist. Es darf diese Zeit wohl als die Blüthezeit des Dorpater Gymnasiums bezeichnet werden. Unter Schröder's Leitung wurde das Gymnasium aus einem 5 classigen in ein 7 classiges umgewandelt, er begründete die Vorbereitungsschule zum Gymnasium, sowie die sogen. Parallelclassen, welche eigentlich ein zweites Gymnasium bildeten. Als im J. 1870 die Regierung von den Directoren der Gymnasien Einführung der russischen Sprache in der gesammten Geschäftsführung verlangte, glaubte S. dies nicht mit seinem Gewissen vereinigen zu können und quittirte den Dienst, obgleich er dadurch mit seiner zahlreichen Familie in materiell sehr bedrängte Umstände gerieth. Als aber bald darauf die Veränderungen im baltischen Schulwesen bei vielen Eltern den Wunsch nach Begründung einer Privatlehranstalt wachriefen, betheiligte sich S. bei diesem Unternehmen und 1875 trat die Schule — ein Privatgymnasium — mit S. als Director ins Leben. Mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit widmete sich der bereits bejahrte S. diesem patriotischen Werke, unterstützt von einer Reihe tüchtiger jüngerer Lehrkräfte, die um ihn als ihren Mittelpunkt sich schaarend mit seltener Einmüthigkeit und idealer Begeisterung an der Schule arbeiteten, welche rasch aufblühte und das Vertrauen des Landes gewann. Leider mußte der Greis im J. 1881 auch diese Thätigkeit aufgeben; still und zurückgezogen verbrachte er seinen Lebensabend in Dorpat, woselbst er am 9. August 1888 nach längerer Krankheit sanft entschlief. — Schröder's Bedeutung lag vornehmlich in dem machtvollen Idealismus, der sein ganzes Wesen durchdrang und auch Andre unwiderstehlich mit fortzureißen wußte. Er war von seltener Uneigennützigkeit und Reinheit des Charakters, schlicht und bescheiden in seiner Lebensführung, dem pädagogischen Berufe mit ganzer Seele ergeben. Sehr vielseitig gebildet, lebhaften und feurigen Geistes, verstand er es in hohem Grade, geistig anregend und belebend zu wirken. Seiner Gesinnung nach war er durch und durch deutsch, ein glühender Patriot, ein mannhafter Kämpfer für die Sache deutscher Cultur und Bildung in den deutsch-russischen Ostseeprovinzen. Er ruht in seinem Sarg auf deutscher Erde, die er sich selbst zu diesem Zwecke 12 Jahre vor seinem Tode aus Deutschland mitgebracht.

Vgl. über ihn Georg Rathlef in der Balt. Monatsschr. Bd. XXXVI, Heft 3: Julius von Schröder, Zur Erinnerung an das Leben und Wirken eines baltischen Schulmanns. L. S.

Schröder: Karl S., Zeichner, Kupferstecher und Radirer, geboren in Braunschweig am 18. October 1760 als Sohn eines herzogl. Hoftapezierers,

der jedoch späterhin Hausverwalter des fürstlichen Lustschlosses Salzdahlum wurde und als solcher im J. 1807 starb. Der Aufenthalt in Salzdahlum mit seinen reichen Kunstsammlungen, insbesondere der berühmten Gemäldegalerie — deren Perlen sich bekanntlich jetzt im Museum zu Braunschweig befinden — weckten schon früh den Kunstsinn des jungen S. Die Anfänge seiner Kunst erlernte er dann auf dem im J. 1745 gegründeten Collegium Carolinum in Braunschweig, wo er den Zeichenunterricht des auch als Maler angesehenen Professors Ph. Wilh. Oeding genoß. Zum Kupferstecher bildete er sich dann weiter auf der Akademie in Augsburg aus, deren Mitglied er später wurde. Von hier ging S. nach Paris, um sich unter J. G. Wille's Leitung weiter zu vervollkommnen, von dessen eigenthümlich glänzender Stechweise er sich freilich nur wenig aneignete. Mit Aufenthalt über Düsseldorf kehrte S. dann nach Braunschweig zurück, wo er bald eine herzogl. Pension erhielt. Er zeichnete und stach hier sehr fleißig nach Gemälden der Salzdahlumer Galerie, ferner Bildnisse, besonders von Mitgliedern des fürstlichen Hauses, dem er sehr ergeben war, Ansichten aus der Umgebung Braunschweigs u. a. Im J. 1806 errichtete er in Braunschweig eine „Zeichnungsakademie“, die jedoch infolge der kriegerischen Zeiten sehr schlechten Fortgang nahm; da jetzt auch die Zahlung der Pension unterbrochen wurde (sie wurde ihm erst nach Herstellung der legitimen Regierung im December 1814 wieder zu theil), so gerieth S. in Noth. Bei der Reorganisation des Collegium Carolinum, 1814, wurde ihm der Zeichenunterricht an dieser Anstalt, zuerst als Vertreter des Obercommissars Rammelsberg, dann seit 1830 allein übertragen; auch erhielt er den Titel „Hofkupferstecher“. Aus dieser Stellung trat S. 1835 in Pension; er starb in Braunschweig am 6. April 1844.

S. war ein fruchtbarer und vielseitiger Künstler, der in mancherlei Manieren, z. B. der Punctirmanier, der Schwarzkunst, der reinen Radirarbeit, und in gemischter Manier thätig war, Auch Farbendrucke kennt man von ihm, so z. B. eine sehr anmuthige Wiedergabe eines Pastellbildnisses der Prinzessin Karoline Amalie Elisabeth von Braunschweig (der jüngsten Tochter des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, der nachmaligen unglücklichen Königin Karoline von England), vom Hofmaler J. H. Schröder. Ein besonders hervorragender Künstler war S. zwar nicht; Härten und auch Ungenauigkeiten treffen wir auf seinen Arbeiten nicht gerade selten an. Dagegen aber finden sich unter seinen Blättern auch manche von sehr guter Wirkung. Unter den in Schwarzkunst gearbeiteten wären u. a. hervorzuheben die Bildnisse des Schauspielers Colin von der französischen Gesellschaft in Braunschweig, der Schauspielerin Serigny von derselben Truppe, des Malers und Professors Pascha Joh. Fr. Weitsch (nach einem Bilde von Fr. G. Weitsch in der Salzdahlumer Galerie), der verwittweten Herzogin Philippine Charlotte von Braunschweig (nach Schwartz), der Herzogin Marie von Braunschweig (nach J. H. Schröder), der Erbprinzessin Friederike Luise Wilhelmine von Braunschweig (nach J. H. Schröder), das Opfer Abraham's, nach Lievens (aus der Salzdahlumer Galerie), die Baderstube der Affen, nach D. Teniers d. J. (ebenda). Von sonstigen Blättern verdienen Erwähnung: das Bildniß des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, in Radirung, ein kleines Bildniß in gemischter Manier der Herzogin Auguste von Braunschweig, ein desgl. des Herzogs Ferdinand von Braunschweig (nach Schwartz), die Eheverschreibung, nach J. Steen (aus der Salzdahlumer Galerie), eine kleinere Darstellung von Lievens' Opfer Abraham's, ebenfalls in gemischter Manier.

Vgl. W. Müller, Zur Erinnerung an den Hofkupferstecher und Zeichenlehrer C. Schröder. Braunschw. Magazin Nr. 20 v. J. 1868.

Steinacker.

Schroeder: Karl Ludwig Ernst S., geboren zu Neustrelitz am 11. September 1838, † am 7. Februar 1887. Als Sohn des Rectors der dortigen Mädchenschule, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt bis zum Herbst 1858, ging dann auf die Universität Würzburg und von da nach Rostock, wo er am 15. Januar 1864 auf Grund seiner Dissertation, welche sich auf Untersuchungen über den Gehalt der exspirirten Luft an Kohlensäure bei Tuberculose und Emphysem bezog, nach bestandenem Staatsexamen promovirt wurde. Er war dann Assistent des inneren Klinikers Theodor Thierfelder, bis er einer Aufforderung des damals nach Bonn übersiedelnden Gynaekologen Gustav Veit folgend, mit diesem Ende März 1864 als Assistenzarzt nach Bonn ging. Bis dahin der Geburtshülfe und den Frauenkrankheiten durchaus nicht näher getreten, widmete er sich nun mit Feuereifer diesen neuen Fächern, schrieb schon nach kurzer Zeit über die Temperaturverhältnisse der Wöchnerinnen, besonders aber die Aufsehen erregenden kritischen Untersuchungen über die Diagnose der Haematocele retrouterina, dann Beiträge zur Beckenmessung an der Lebenden, zur Behandlung der Inversio uteri und eine kleine Monographie, „Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett" betitelt. Im Sommersemester 1866 habilitirte er sich für Gynaekologie in Bonn. 1868 wurde er als außerordentlicher Professor zur Unterstützung Roßhirt's nach Erlangen berufen, und schon ein Jahr später Ordinarius daselbst und Director der Universitätsfrauenklinik. 1870 erschien sein „Lehrbuch der Geburtshülfe", welchem er schon 1874 — in dem großen Handbuch der Pathologie und Therapie von Ziemssen — ein „Lehrbuch der Frauenkrankheiten" folgen ließ. Beide Werke haben sowohl wegen ihrer knappen, fließenden, klaren Darstellung, als wegen der gründlichen Verwerthung der Physiologie und pathologischen Anatomie, und der gewissenhaften Berücksichtigung der Geschichte und Litteratur dieser Fächer ganz außerordentlichen Erfolg bei Studirenden und Aerzten gefunden und sind bis zu seinem Tode in 8 und 9 Auflagen erschienen. Als daher am 5. December 1875 der Leiter der Berliner Universitäts-Frauenklinik, Eduard Martin, gestorben war, folgte Karl S., damals mit Recht schon als der erste Gynaekologe Deutschlands anerkannt, ihm auf diesem Lehrstuhl im Frühjahr 1876. Er kam nach Berlin als eben die von Lister begründeten Lehren über Wundbehandlung überall in Deutschland siegreich durchgedrungen waren. Und S., der ein eminent operatives Talent hatte, hat die Verwerthung jener Lehren bei der Exstirpation des carcinomatösen Uterus, ferner großer Geschwülste der Eierstöcke und Gebärmutter sich in jeder Beziehung zu Nutzen gemacht, so daß er bald die besten englischen Operateure durch seine Erfolge in operativer Beziehung weit überflügelte. Zur Entwicklung und Förderung der Gynaekologie begründete er ferner mit Faßbender, Louis Mayer u. A. die bei F. Enke (Stuttgart) herausgegebene Zeitschrift für Gynaekologie, von welcher bis zu seinem Tode noch 13 Bände erschienen sind und in welcher die meisten seiner weiteren Arbeiten erschienen. S. hat eine Reihe von Operationen, so die supravaginale amputatio uteri, namentlich aber die Myomotomie mit intraperitonaealer Stielbehandlung, ferner die Enucleation der Myome in die operative Gynaekologie dauernd eingebürgert und durch Vereinfachung des Instrumentariums und der Assistenz wohlthätig gewirkt. Eine seiner Hauptaufgaben, die Erbauung einer neuen, allen hygienischen und sanitären Anforderungen entsprechenden Frauenklinik in Berlin hat er endlich in so glänzender Weise gelöst, daß ihm von der Hygiene-Ausstellungs-Jury in Berlin im Jahre 1883 ein Ehrendiplom deshalb ertheilt wurde. Leider sollte er sich dieser großartigen neuen Klinik, welche 1881 eingeweiht wurde, nicht mehr lange erfreuen. Schon im J. 1881 hatte er eine schwere Pneumonie zu überstehen, von der er sich nur langsam erholte; 1885 im Sommer traten Anfälle

von Herzschwäche ein, welche sich Februar und März 1886 wiederholten und endlich am 7. Februar 1887 unterlag er, nach nur 16tägigem Krankenlager einem schon längere Zeit bestandenen Gehirnabsceß, der in den rechten Seitenventrikel durchgebrochen war und dessen Entstehung räthselhaft geblieben ist. Als Mensch und Arzt, als Lehrer und Gelehrter, als Vater und Freund allseitig geliebt und verehrt, erregte sein so jäher Tod überall die tiefste Trauer. Seit 1866 mit Fräulein Anna Busch verheirathet, hinterließ er sechs Mädchen und drei Knaben. Die Zahl seiner Schüler und Assistenten ist eine sehr große; unter letzteren sind besonders R. Frommel, M. Hofmeier, H. Löhlein, C. Ruge, J. Veit als die hervorragendsten zu nennen.

F. Winckel.

Schroeder: Nicolaus Wilhelm S., geboren am 22. August 1721 zu Marburg, ward 1744 außerordentlicher Professor der orientalischen Sprachen an der Universität seiner Vaterstadt; 1748 wurde er als ordentlicher Professor und Bibliothekar nach Gröningen berufen, woselbst er am 30. Mai 1798 gestorben ist. (Winer, Handb. der theol. Lit. II, 766.)

S. war ein Gelehrter von außerordentlichem Fleiß, welcher sich auf mehreren Gebieten der alttestamentlichen Wissenschaft Verdienste erwarb. Besonders hatten seine Arbeiten auf dem der Grammatik sich ihrer Zeit einer außerordentlich günstigen Aufnahme zu erfreuen. Seine „Institutiones ad fundamenta linguae hebr.“ 1766 erschienen, erlebten zahlreiche neue Auflagen 1775, 1778, 1785, 1792 (Ulm). Allgemein ward die ebenso gründliche als klare Darstellung der sprachlichen Bildungen und ihrer Gesetze anerkannt. Er bemühte sich mit den Mitteln seiner Zeit, nach der Methode von Albert Schultens, durch die Zusammenstellung des Analogen unter Vergleichung auch anderer Dialecte die hebräische Sprache verständlich zu machen, gab übersichtliche Tabellen der anomalen Formen und fügte, was damals ein Novum war, eine sorgfältig ausgearbeitete Syntax hinzu. Daß diese Arbeit dem jetzigen Stande der Spracherkenntniß nicht entspricht, versteht sich von selbst und kann ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden. (Sonst vgl. Ernesti, neue theol. Bibl. VII, 441 ff. — Hetzel, Gesch. der hebr. Sprache 1776 S. 323. — Eichhorn, allg. Bibliothek der bibl. Litt. VIII, 655 f. — Meyer, Gesch. der Schrifterklärung V, 129—131. — Gesenius, Gesch. der hebr. Sprache 1815 S. 129. — Diestel, Gesch. des A. T.'s S. 563—565, wo gut ausgewählte Beispiele für Schroeder's Behandlung der Formenlehre. — Bleek-Kamphausen, Einl. in das A. T. S. 140.) Als ein Nachtrag zu diesem Werke erschien 1787 ein „Appendix institutionum ad fundamenta linguae hebraicae . . . Chaldaismi biblici praecepta exhibens“ 54 S. (s. darüber Eichhorn a. a. O. VIII, 693 f. — Meyer a. a. O. V, 70). Seine lexikalischen Beobachtungen legte er in seinen „Observationes selectae ad origines hebr.“ 1762 nieder. Auch sie gingen aus der Schule von Albert Schultens' hervor, wußten aber die Mängel dieser Methode, die einseitige und falsche Benutzung des Arabischen für hebräische Worterklärung, glücklich zu vermeiden (vgl. Gesenius a. a. O. S. 129). Auf die Textkritik wandte S. die Schultens'sche Methode an in seiner Schrift „De causis criticae, quae in s. V. T[i] codice exercetur etc.“ (s. den vollst. Titel bei Winer a. a. O. I, 95) 1787. Er gehört durch diese Arbeit in die Reihe derer, welche mit der veralteten Form der Critica sacra brachen und die Textkritik des A. T.'s auf die Höhe einer philologischen Disciplin erhoben (vgl. Diestel a. a. O. S. 351). Schroeder's Hauptarbeit, welche, obwohl der Zeit nach die früheste doch diejenige geblieben ist, welche noch bis auf den heutigen Tag benutzt, beziehungsweise ausgeplündert wird, ist sein philologisch-kritischer Commentar zu Jes. 3, 16—24 „De vestitu mulierum hebraearum“ (s. den vollst. Titel bei Winer a. a. O. I, 145), welcher 1745 mit einer Vorrede seines Lehrers Schultens

erschienen ist. Die Arbeit steht auf der Höhe der damaligen semitischen Sprachwissenschaft, der Verfasser beherrscht insonderheit, soweit das damals möglich war, das Arabische und Hebräische vollständig, zeigt eine ausgebreitete Kenntniß der Litteraturen, auch vieles Handschriftlichen selbst aus der persischen Litteratur, hat namentlich die alten Lexikographen und Scholiasten, auch die alten Uebersetzungen, sowie auch die rabbinischen Erklärer in staunenswerther Ausdehnung bisweilen bis zum Erschöpfenden durchgearbeitet, so daß besonders in den letzteren Beziehungen es selbst jetzt kaum möglich sein wird, noch etwas Neues von Belang hinzuzufügen. Das Einzige, was noch mangelte, war die Benutzung der Nachrichten neuerer Reisenden zur orientalischen Costümkunde. Darauf bezügliche Nachträge hat Jahn's Archäologie I, § 143—159 gebracht. Das spätere Werk von A. Th. Hartmann, die Hebräerin am Putztische, 3 Thle. 1809 steht wesentlich auf den Schultern Schroeder's (vgl. besonders Gesenius, der Prophet Jesaia II, 1 S. 204). Sonst wären von Schriften Schroeder's noch zu nennen, erstens, als theilweise ihm angehörig, die „Sylloge dissertationum“ 2 Thle. 1772, 1775 (s. den vollst. Titel bei Winer a. a. O. I, 192): Doctorschriften, welche unter dem Präsidium der beiden Schultens (A. und J. J. S.) und Schroeder's veröffentlicht wurden, wobei zu berücksichtigen, daß nach damaliger Sitte die Dissertationen von den Universitätslehrern im Grunde gemacht wurden. Zweitens wäre noch zu nennen die „Dissertatio philologica in cantum Chabacuci“ 1781, das 3. Capitel des Propheten Habakuk betreffend (vgl. Bleek-Kamphausen a. a. O. S. 160).

C. Siegfried.

Schröder: Antoinette Sophie S. wurde am 1. März 1781 in Paderborn geboren und starb am 25. Februar 1868 zu München. König Ludwig I. von Baiern pflegte sie mündlich und in zahlreichen kleinen Handschreiben als „Deutschlands größte Tragödin“ anzureden; Hunderte von Urtheilsfähigen haben diesen Ehrentitel gutgeheißen. Sophie S. gehörte von 1793 bis 1839 der Bühne an. Sie war ein Schauspielerkind; aber beide Eltern stammten aus guter Familie. Erst der Zwang des Lebens und ihrer Liebe führte beide zum Theater. Der Vater, Gottfried Bürger, war Candidat der Theologie gewesen und hatte, wie Sophie selbst erzählt, bei seiner Probepredigt das Herz eines Edelfräuleins gewonnen, der Tochter des preußischen Hauptmanns v. Lütkens. Die Liebenden vermählten sich ohne väterlichen Segen und suchten nun beim Theater Lebensunterhalt. Von ihren beiden Töchtern wurde die jüngere, Henriette Brose, die 1857 in Dürftigkeit starb, eine unbedeutende, die ältere, unsere Sophie, eine große Künstlerin. Während das Elternpaar seinem Berufe nachwanderte, hatten die kleinen Mädchen bei einer alten Tante, Frau Schuler, geb. v. Lütkens, in Wetzlar treue Pflege gefunden. Als diese 1790 starb, kamen die Kinder zur eigenen Mutter, die inzwischen ihren ersten Gatten verloren und den Schauspieler Keilholz geheirathet hatte. Sie starb etwa 1814, in dritter Ehe mit einem Musikus Zeibig in Petersburg verheirathet. Seit 1791 trat Sophie Bürger in Kinderrollen auf. Mit der Tilly'schen Truppe zog die Familie 1793 nach Rußland, und als dann die jugendliche Liebhaberin Frau Stollmers plötzlich starb, mußte Sophie Knall und Fall in Dittersdorf's Oper „Das rothe Käppchen“ eine größere Rolle übernehmen. Es war ihr erstes Debut und ihr erster Erfolg. Auch für ihre persönlichen Verhältnisse wurde dieser Abend entscheidend; denn der unter dem Namen Stollmers schauspielerisch thätige, frühere Criminalrichter Joh. Nicolaus Smets bot ihr seine verwittwete Hand an. Kurz vorher hatte derselbe die Leitung des deutschen Theaters in Reval übernommen und hier gebar ihm die 15jährige Frau Directorin einen Sohn, Wilhelm Smets. Durch Vermittelung Kotzebue's kam das Ehepaar 1798 in das Wiener Burgtheater, wo

Sophie Stollmers am 8. August als Naive in Iffland's Hagestolzen noch wenig Eindruck machte. Dann in Breslau fand Sophie vornehmlich in der Oper (Hulda im Donauweibchen) Beifall. Hier wurde ihre Ehe 1799 geschieden. Während Smets zugleich die Bühne verließ und als Rechtsconsulent in den Plettenberg-Ratibor'schen Hofdienst trat (er starb 1812 als Friedensrichter in Aachen), ging Sophie ihrem Glück und ihrem Ruhm entgegen nach Hamburg, wo unter den Auspicien des großen Friedrich Ludwig Schröder (s. S. 506) der Director Herzfeld damals das Stadttheater leitete. 1801 debütirte sie als „Mädchen von Marienburg" noch immer im naiven Fach und erst 1803 gab sie als Kotzebue's Johanna von Montfaucon ihre erste tragische Gestalt. Eine überaus vielseitige Beschäftigung übte ihr Genie nach allen Richtungen; bald spielte sie die Heldin, bald die Salondame, bald „hebt sie", wie F. L. Schröder anmerkt, „das Strudelköpfchen sehr", bald singt sie die erste Dame in der Zauberflöte, bald das Blondchen in der Entführung aus dem Serail. 1804 heirathete sie ihren schönen Collegen Friedrich Schröder aus Hannover, den ersten deutschen Don Juan. Seitdem lebt der Name Sophie S. in der Kunstgeschichte. Zu Hamburg gebar sie diesem Gatten die drei Töchter Wilhelmine, Elisabeth und Auguste, die mit ungleichem Talent später sämmtlich zur Bühne gingen, und den Sohn Alexander. Das Kriegsjahr 1813 gab ihrem Leben eine Wendung. Am 18. März erwies sie, die F. L. Schmidt eine Patriotin vom reinsten Wasser nennt, den in Hamburg einquartirten kosackischen Verbündeten die Ehre, auf offener Scene in Kotzebue's Schauspiel „Der Russe in Deutschland" mit der russischen Cocarde am Busen zu erscheinen. Als einige Wochen später die Stadt Hamburg im Besitze Davoust's war, zwang dieser die berühmt gewordene Schauspielerin zur Vergeltung nun auch mit der französischen Cocarde die Bühne zu betreten. Sophie, durch solche Zumuthung innerlich empört, wählte eine fast stumme Rolle und erschien am 3. Juni mit einer Cocarde, groß wie ein Teller. Unter tosendem Wuth- und Hohngeschrei verließ Sophie die eigentliche Wiege ihrer Kunst. Während dieser Hamburger Jahre war sie die Schillerdarstellerin par excellence geworden. Ohne Vorbild hat sie hier Amalia, Elisabeth und Maria Stuart, die Valois und die von F. L. Schröder ganz besonders belobte Eboli, Agnes Sorel und Johanna, Luise Millerin und Lady Milford, Gräfin Terzki, Armgard, Turandot, Leonore Fiesco und die Braut von Messina geschaffen. Durch F. L. Schröder war Shakespeare in das Hamburger Repertoire vorsichtig eingeführt worden, und Sophie gab neben Ophelia auch Porzia und Beatrice. Lessing bot ihr die Minna, die Orsina und Sittah; von Goethe fiel damals nur ihre Namensschwester in den „Mitschuldigen" an Sophie. Sonst beherrschte Kotzebue den Plan.

War Hamburg und das F. L. Schröder'sche Theater Sophiens erste künstlerische Heimath gewesen, so wurden Wien und das Burgtheater die zweite. Nach einem Uebergangsaufenthalte in Prag, wo sie unter Liebich's Direction in gute Kunstverhältnisse kam, erschien sie in Wien und hat hier von 1815 bis 1829 in erster Größe geleuchtet. Wien sah die Zeit ihres Glanzes. Hatte in Hamburg vor allem Schiller ihr den tragischen Stoff gleichsam unverbraucht dargeboten, so war sie auch in Wien glücklich genug, mit einem neu aufkommenden, rasch gedeihenden großen Dramatiker Schritt zu halten. Es war Grillparzer, dem sie seine Heldinnen nachschuf. Sophie S. war am 31. Jan. 1817 im Theater an der Wien die erste Bertha Borotin, am 21. April 1818 die erste Sappho, am 26. u. 27. März 1821 die erste Medea, am 19. Febr. 1825 in König Ottokar die erste Margarethe, die Costenoble freilich ein Klageweib nennt; am 28. Febr. 1828 war sie die erste Königin Gertrude im „treuen Diener seines Herrn". Unter diesen Grillparzer'schen Gestalten stand ihre Medea am höchsten, und da die kolchische

Zauberin schon vorher in Gotter'scher Bearbeitung des Racine eine Hauptrolle von ihr gewesen ist, so hält es Fäulhammer in seiner Grillparzerbiographie nicht für ausgeschlossen, daß die geniale Frau den Dichter auf diese tragische Figur geradezu aufmerksam gemacht habe. Daß sie ihre unvergleichliche Stellung in Wien aufgab, dazu wirkten mehrere Gründe zusammen. Neben ihr war das feine Talent Sophie Müller's zart aufgeblüht und entzog der alternden Heroine allmählich die Gunst der von Jugend und Anmuth leicht erregten Wiener, die sich im Theater zunächst vergnügen wollen und denen Sophiens Tragik leicht zu herb und rauh wurde. Am 28. December 1828 standen sich in Raupach's Nibelungenhort die beiden Sophien als feindliche Königinnen gegenüber, und die holde Kriemhild siegte über die barsche Brunhild; als dann Sophie Müller bald darauf starb, war schon die jugendliche Julie Rettich in Sicht. Einen anderen Grund ihrer Entfernung aus Wien erblickt ihr großer Partner Anschütz in dem Durst nach Golde. Das Beispiel italienischer Sängerinnen verführte sie zum Gastreisen. Auch auf unerquickliche Privatverhältnisse deutet Anschütz hin. War in der Kunst ihr eigentliches Element die große Leidenschaft, so wurde dieser unvergleichliche künstlerische Vorzug zugleich ihre menschliche Schwäche. Ihr liebevoller Gatte war am 18. Juli 1818 nach langem Siechthum in Karlsbad gestorben, und seitdem lebte sie überaus ungebunden. Vornehm von Gesinnung, zart von Gefühl und rein an Charakter, konnte ihr heißes Blut die Neigung für männliche Jugendkraft und Schönheit bis ins höhere Alter nicht unterdrücken, und die Gegenstände ihrer Leidenschaft wechselten beständig. Ihr treuer Freund und College, der ehrbare Costenoble, weiß halb belächelnd, halb beklagend manches Späßchen über die „Tolle" in seinen Tagebüchern anzumerken. „Gute Sophie", ruft er einmal aus, „du gibst immer Gelegenheit zu Witzeleien, und dein Herz ist doch eines der allerbesten". Immer wieder trat sie mit neuen Heirathsgedanken vor die Freunde. Bald war es der Komiker und Theatergründer Carl, bald ihr nachmaliger Schwiegersohn Philipp Schmidt in Hamburg, bald ein Jüngling Namens Deblanc; und immer waren die Auserkorenen jünger als ihr ältester Sohn. Auch im Urtheil über schauspielerische Kunstleistungen machte Verliebtheit sie blind. Während sie bei Anschützens Debut ausrief: „Nä Kinder, dat war nischt!" verzieh sie dem stattlichen Moritz Rott seine Gespreiztheit, und einen indianischen Gaukler betrachtete sie, wie Costenoble übel vermerkt, „mit Augenlust". Noch 1831 klagt Costenoble über ihre „Rasereien" und das unverwüstliche Vertrauen auf ihre Schönheitsreste, und Immermann erfährt 1831 in München, daß die 50jährige Sappho noch immer ihren jugendschönen Phaon verlange. Unter diesen Liebhabern verleitete sie einmal der schöne verwahrloste Heldenspieler Wilhelm Kunst (s. A. D. B. XVII, 389) sogar zur Heirath, die am 22. December 1825 stattfand. Die losen Mäuler des Burgtheaters vermutheten, sie hätte den kürzesten Tag wegen der längsten Nacht gewählt. Sie lebte mit dem um 18 Jahre jüngeren Mann nur kurze Zeit zusammen, und im Herbst 1830 wurde diese unglückliche Ehe förmlich getrennt.

Solche inneren Wirren machten Sophie, die ihren Wandel nicht zu bemänteln wußte und offen zugab, was andere heimlich thaten, unstet und weckten den Trieb in die Ferne, nach Abwechselung. Als ihr ein Entlassungsgesuch abgeschlagen wurde, erreichte sie Paßbewilligung zum Gastspiele nach Rußland, und als sie über den Urlaub hinaus fortblieb, wurde sie auf Veranlassung der Wiener Behörde aus Rußland verwiesen und galt für contractbrüchig. „Warum blieb die Thörin nicht in Wien?" fragt Costenoble, als er von ihren Irrfahrten hörte. Und er hätte sein früheres Wort hinzufügen können: „In idealen Welten weiß Sophie sich so gut zurecht zu finden, aber im wirklichen Leben stolpert sie ohne Unterlaß." Ein Versuch, in Berlin anzukommen, scheiterte zunächst an der

bureaukratischen Abneigung des Intendanten Grafen Redern. Dann setzte sie 1831 fünf Gastabende durch und erhielt, wie Costenoble erzählt, für jede Rolle, die man ihr aus Gnade zukommen ließ, 40 Thaler, während sie ehedem ebenso viel Ducaten für jede Partie erhalten hatte. Ein Engagement für 1500 Thaler würde ihr, die in Wien 5000 fl. bezogen hatte, genügt haben. Aber Friedrich Wilhelm III. lehnte mit Rücksicht auf den Wiener Hof ihr Anerbieten ab; überdies stand Auguste Crelinger, die einst in Wien neben Sophie S. abgefallen war, im Wege. So wandte sich „Deutschlands größte Tragödin“ nach München. König Ludwig nahm die Geächtete auf und engagirte sie zur Freude ihrer Wiener Freunde für 4000 fl.

In München wirkte Sophie von 1830—35. Ihre Glanzleistung war jetzt die fürstliche Mutter in der Braut von Messina. 1833 hatten sich, nach der Entlassung Schreyvogel's, ihre Beziehungen zu Wien so weit geglättet, daß ein Gastspiel von 21 Abenden möglich wurde; Kaiser Franz willigte ein, „weils die Schröder ist“. Am tiefsten wirkte neben ihrer Isabella noch immer Medea. Im März 1836 setzte sie noch einmal eine feste Anstellung beim Burgtheater durch, aber ihre Zeit war um. Schon beim Debut lehnte man ihre Königin Elisabeth, die den Wienern bereits 1819 nicht schön genug war, ab, während neben ihr Julie Rettich als Maria Stuart demonstrativ zum Dableiben ermahnt wurde. Und wenn Sophie auch noch u. a. als Armgard im Tell das Entzücken der Kenner blieb, so ließ das Publicum die Altgewordene fallen. Sie zog sich 1839 ins Privatleben zurück. Ihr Hang zur Verschwendung und Freigebigkeit hatte sie mittellos gemacht, aber ein österreichischer und bairischer Ruhegehalt, im ganzen 2000 fl., versorgten bescheiden ihre Greisenjahre, die sich noch ein volles Menschenalter hinzogen.

Vor die Oeffentlichkeit trat sie nur noch bei einigen besonderen Gelegenheiten als Recitatorin, und wie stets auf der Bühne ihr höchster Zauber in der seelenvollen Wiedergabe des dichterischen Wortes gelegen hatte, so entzückte sie, auch als längst ihre körperlichen Reize geschwunden waren, noch immer den Hörer. Sie trug u. a. in München bei der Feier von Schiller's 100jährigem Geburtstage das Lied von der Glocke vor; auch in Wien im April 1854 hatte „die greise Titanin“, wie Anschütz sie nennt, ihre alten Verehrer noch einmal beim Vortrag der Glocke und der Klopstock'schen Frühlingsode um sich versammelt. Im königl. Schauspielhause zu Berlin las sie gleichfalls 1857 diese Gedichte. Wie Laube und andere bezeugen, war sie von je die beste Sprecherin gewesen, und wenn sie in früheren Jahren nach dem Beispiel der Schütz-Hendel und des Freiherrn v. Seckendorf sich auch in stummer Plastik zeigte, so gab sie später diese Schaustellungen auf und wandte sich vornehmlich an den Hörer. Mit Recht ist wohl bedauert worden, daß Sophie S. bei völliger Geistesfrische 30 Jahre lang ihrer Kunst entfremdet lebte. Nach dem Beispiel der alten Neuberin hätte auch sie vielleicht einer großen Bühne als Directorin oder mindestens als dramatische Lehrerin nützen können. Erst im letzten Jahrzehnte ihres Lebens versagten ihre Sinne den Dienst; sie wurde schwerhörig und eine gänzliche Erblindung konnte nur durch die Staaroperation verhindert werden. Sie lebte als Pensionärin mit ihrem Sohne Alexander, der bairischer Officier gewesen war, zuerst in Augsburg, später in München. Mit ihrer ältesten Tochter, die zugleich ihre größte Schülerin war, mit Wilhelmine Schröder-Devrient (s. S. 534 ff.) stand sie nicht immer gleichmäßig gut. Die beiden congenialen Naturen verwirrten einander gerade durch ihre Gleichartigkeit und in den Lebensanschauungen trat ebenfalls mancher Gegensatz hervor. Sogar in der Politik standen sich die royalistische Mutter und die demokratische Tochter gegenüber. Ihr dichterisch begabter Sohn erster Ehe, jener Wilhelm Smets, war ihr, der eifrigen Protestantin, religiös entfremdet;

kurze Zeit Schauspieler, dann Theolog war er zur katholischen Kirche übergetreten und 1822 Priester geworden. Außer ihrem Liebling Alexander standen ihr die Familien ihrer beiden jüngeren Töchter zärtlich nahe. Elisabeth hatte sich mit dem Arzte Philipp Schmidt in Hamburg, dem Sohne F. L. Schmidt's, Auguste mit dem Schriftsteller Arnold Schlönbach in Coburg verheirathet. Beide Schwiegersöhne waren ihr treue Freunde und Schmidt hat ihr noch nach dem Tode durch ein pietätvolles Gedenkbüchlein seine Verehrung erwiesen, die neben der herzensguten Frau vor allem der großen Künstlerin galt.

Durch äußere Erscheinung konnte Sophie S. nie bestechen. Der Körperbau war eher klein als groß und von gedrungener Fülle. Das Antlitz ließ starke Knochen vortreten, die Nase war weder römisch noch griechisch, der breite Mund zog sich beim deutlichen Sprechen mehr als ziemlich auseinander; dagegen erblickt König Ludwig die Grazie in ihrem classischen Oberarm. Vor allem aber beherrschte ihr schönes, tiefes und beredtes Auge so sehr die übrigen Mängel, daß der Eindruck der ganzen Persönlichkeit ein majestätischer war, und sie auch neben Mitspielern, die sie um Haupteslänge überragten, zur ersten Geltung kam. Wenn Zelter von ihrer Sappho in Frankfurt a. M. den Eindruck gewann, Sophie sei eine hübsche Frau, aber keine geborene Schauspielerin, so stimmen alle anderen Beurtheiler im genauen Gegentheil überein, und Costenoble, ihr schärfster und treuester Beobachter, wird wohl recht haben, wenn er sie eine Künstlerin von Natur aus nennt, die noch im reiferen Alter ihrer Größe ganz unbewußt war und sich von ihrem Gegenstande fortreißen ließ, wodurch sie die Zuhörer zu den Höhen der Kunst zog.

Ihre theatergeschichtliche Bedeutung faßt Eduard Devrient in das Schlagwort zusammen, daß „sie auf dem Wege der hamburgischen Schule das Ziel der weimarischen erreichte“. Hatte man in Hamburg unter Schröder Natürlichkeit und Lebenswahrheit erstrebt, so erstrebte man in Weimar unter Goethe Idealität und schöne Form. Ihr war nun durch eine glückliche Veranlagung die ideale Form, wie sie Goethe seiner Iphigenie, Schiller seiner Isabella gewünscht hatten, zur anderen Natur geworden, und ihr leidenschaftliches, lebensprühendes Temperament verhütete, daß diese Form wie bei anderen kalt und steif erschien. Eine geborene Naturalistin, wurde sie durch den Stil ihrer Dichter selber zum künstlerischen Stil geführt, ohne die Fühlung mit dem Lebendigen zu verlieren. Aber während sie ideale Welten realisirte, war es ihr versagt, eine wirkliche Welt naturgemäß darzustellen. Für die prosaische Conversation eignete sie sich gar nicht. „Für feine Weltfrauen“, sagt Costenoble, „mangelte ihr von jeher Ton und Benehmen.“ Selbst ihre Orsina, ihre Milford, ihre Julia Imperiali konnten ihm nur im einzelnen gefallen. Sie, die im antiken Kostüm das höchste Ideal vergegenwärtigte, drückte realere Gestalten durch ihr starkes Naturell auf ein Niveau herab, das wenigstens der damaligen Kunstanschauung zu niedrig schien. Ueberhaupt dürfte ein bestimmtes historisches Kostüm sie beengt und unfrei gemacht haben. Ihre weit ausgreifenden Bewegungen forderten eine Freiheit, wie sie nur das classische Gewand erlaubt. Diese weit ausgreifenden Bewegungen deuten auf die Weimarische Schule, und es scheint, als ob sie mehr und mehr, je älter sie wurde, in diese Manier hineintrieb, und selbige auch im Burgtheater, das streng realistisch gewesen war, durch ihr großes zwingendes Vorbild einbürgerte. Entsprechend ihrer Mimik scheint auch ihre Rhetorik diese Entwickelung genommen zu haben. Schon 1833 spricht Costenoble von ihrer Prachtrednerei und nennt ihr Pathos zwar hinreißend, aber doch übel angewendet. Eduard Devrient wirft ihr vor, daß sie, nachdem sie in ihrer Prager Zeit den Höhepunkt tragischer Meisterschaft erlangt hatte, nach dem Beispiel Iffland's zu

den Declamationseffecten eines „gedehnten Crescendo“ sich verstieg, welches vielmehr auf unmittelbare Wirkung beim Publicum, als auf die Wiedergabe menschlich natürlicher Empfindung rechnete. Wie weit sich Sophie Schröder's reine Künstlerschaft eines solchen Virtuosenfehlers bewußt wurde, ist schwer zu entscheiden. Daß er vorhanden war, bestätigt ihr größter und verhaßtester Gegner, Ludwig Tieck. Diese Wendung dürfte sich daraus erklären, daß Sophie immer nur dann schaffen konnte, wenn ihre leicht erregbare Phantasie aufgerüttelt war. Wie ihr nie besonders daran gelegen war, ihre Bildungslücken zu ergänzen, wie sie durch Verwechseln von Fremdwörtern vielfach zu Spötteleien Anlaß gab, so hat sie auch in der Kunst viel weniger mit Verstand und Geist, als mit ihren mächtigen Instincten gearbeitet, und als mit den Kräften und Reizen der Jugend auch ihre Natur sich schwächte, suchte sie vielleicht in einer gewaltsameren Uebertreibung zu erlangen, was ihr früher spielend von der Hand und vom Herzen ging. So entsteht auch bei einem großen Künstler eine bestimmte Manier, die aber erst dadurch schädlich wirkt, daß sie von unselbständigeren Nachahmern übermanierirt wird. Das unvergleichliche Bild, das von Sophie Schröder's Schauspielkunst in der Vorstellung ihrer Zeitgenossen lebte, kann dadurch bei den späteren, die ihr nur auf litterarischem Wege nachzugehen vermögen, nicht getrübt werden. Sie war und wird bleiben ein Stolz und ein Schmuck der deutschen Kunst.

Aus dem Burgtheater. Tagebuchblätter des Karl Ludwig Costenoble. Wien 1889. — Heinrich Anschütz, Erinnerungen aus dessen Leben und Wirken. Wien 1866. — Das Burgtheater von Heinrich Laube. Leipzig 1869. — (Philipp Schmidt,) Sophie Schröder wie sie lebt im Gedächtnis ihrer Zeitgenossen und Kinder. Wien 1869. — Eduard Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Bd. 2—5. — Chronik des k. k. Hofburgtheaters von Eduard Wlassack. Wien 1876.

Paul Schlenther.

Schroeder: Wilhelm Freiherr v. S. (in den Quellen meist Schroeter), Cameralist. Die biographischen Daten über S. sind spärlich und unzuverlässig, hauptsächlich deshalb, weil in den Quellen S. Vater und Sohn häufig verwechselt sind. Das „große Universallexikon“ bei Zedler (Bd. 35) sowie Jöcher welcher aus ersterem geschöpft, machen sich dieser Verwechslung schuldig; sie geben eine Biographie von S. sen. und fügen daran ein Schriftenverzeichniß, in welchem auch die Publicationen unseres S. enthalten sind. S. sen. war in Salzburg geboren, Salzburgischer und später Gothascher Hofrath, vertrat Gotha auf dem Osnabrücker Friedenscongreß, nahm 1654 an dem Augsburger Reichstage hervorragenden Antheil, wurde Kanzler und Geheimrath und starb 1663 (nach Witte's diarium bibliographicum am 8. November). — Die Lebensschicksale unseres S. werden erst bekannter von dem Zeitpunkte an, in welchem er in österreichische Dienste trat; aus der früheren Zeit ist uns nur bekannt, daß er spätestens 1673, wahrscheinlich aber schon 1663, Mitglied der englischen Akademie der Naturwissenschaften geworden war, wie er überhaupt mit England in ziemlich lebhaften Beziehungen stand. — In der (nicht datirten) Widmung seiner „fürstl. Schatz- und Rentkammer“ an Kaiser Leopold I. erklärt er, daß er 12 Jahre vor der Publication des Buches in kaiserliche Dienste getreten; setzen wir die erste Ausgabe desselben in das Jahr 1686, so fällt Schroeder's Eintritt in die österr. Dienste auf das Jahr 1674, was auch Roscher annimmt. Schroeder's Hauptaufgabe als österr. Angestellter war, das in Wien „auf dem Tabor“ bestehende Manufacturhaus nach J. J. Becher zu leiten. Seine Berufung erfolgte allem Anscheine nach aus der eigenen Initiative des Kaisers. Man war mit Becher, vielleicht wegen seines heftigen und hochfahrenden Wesens, vielleicht

auch weil man bemerkte, daß er beim Betriebe des Manufacturhauses auf seinen persönlichen Vortheil zu sehr bedacht war, unzufrieden geworden; S. hatte schon mindestens zwei Jahre, bevor Becher seiner Stellung enthoben, dem Kaiser in Oedenburg ein Gutachten „über den damaligen Zustand der Manufacturen“ in Oesterreich abzugeben gehabt, sowie Vorschläge gemacht, „wie die Commercien befestigt, ersprießlich erweitert, perpetuiret und in specie zu Dero kaiserlichen Cameralnutzen eingerichtet werden möchten“. Da war es denn begreiflich, daß man, wie uns Hatschek erzählt, Becher in den letzten Jahren seiner Wirksamkeit am Manufacturhause große Schwierigkeiten bereitete und war dessen Hoffnung auf Besserung, die ihn antrieb, den für ihn sehr ungünstigen neuen Vertrag noch im October 1676 zu unterschreiben, eine trügerische; Becher wollte offenbar die lucrative Stellung beim Manufacturhause nicht leichten Kaufes aufgeben. — S. übernahm die Leitung des Manufacturhauses 1677, hatte aber trotz oder vielleicht wegen der kaiserlichen Initiativberufung mit dem Hofkammerpräsidenten Grafen Sinzendorf, der schon Becher große Schwierigkeiten bereitet hatte, sowie mit dessen Nachfolger Freiherrn v. Abele zu kämpfen. S. leitete das Manufacturhaus bis 1683, in welchem Jahre es anläßlich der Belagerung Wiens durch die Türken bis auf den Grund niederbrannte. S. betrieb den Aufbau desselben ziemlich lässig und beabsichtigte offenbar nicht, dasselbe persönlich zu betreiben; verkaufte er doch sogar das Grundstück, auf welchem das Manufacturhaus gestanden war und wieder zu stehen kommen sollte. Vermuthlich wollte er das Unternehmen nur in Gang setzen und durch Verpachtung desselben sich eine Rente schaffen und so die beim Betriebe desselben erlittenen großen Verluste wenigstens theilweise wieder hereinbringen. In demselben Jahre, in welchem er dieses Grundstück veräußerte, wurde er „Hofkammerrath im Königreich Hungarn“, wahrscheinlich an der Zipser Kammer, in welcher Stellung er 1689 „in extrema egestate“ starb. Weshalb er nach Ungarn kam, ist unaufgeklärt, vielleicht wegen seiner chemisch-metallurgischen Kenntnisse, welche ihn seiner Meinung nach auch zum „Goldmachen“ befähigten; es kann sein, daß der ungarisch-siebenbürgische Goldbergbau die Veranlassung war, daß S. nach Ungarn übersetzt wurde, dann würde auch der Umstand, daß er das Manufacturhaus im Stiche ließ und das Grundstück desselben verkaufte, in anderem Lichte erscheinen.

Schroeder's Hauptwerk: „Fürstliche Schatz- und Rentkammer“ ist sehr bekannt. Nach Zedler's Universallexikon wäre dasselbe zuerst 1680 erschienen. Das ist aber nach der „Vorrede“ nicht möglich, weil S. in derselben erklärt, daß er das Buch nach dem Brande des Manufacturhauses geschrieben habe, um das Einzige, was ihm noch geblieben „die dabei eroberte Erfahrung“ zu verwerthen; das Buch dürfte 1686 herausgegeben worden sein. Roscher gibt an, daß dasselbe noch in 8 Auflagen erschienen sei; Referent konnte sich deren nur 5 verschaffen: 1704, 1718, 1737, 1744, 1752. In die letztere fügte der Herausgeber Karl Ferd. Pescherin „Politische Gedanken über die Generalzehenden“ ein und schmückte die Ausgabe mit zwei Holzschnitten. Das eine Bild zeigt eine Schafheerde und die Ueberschrift „Tonderi vult“, das andere ebenfalls eine Schafheerde und zwei Männer, welche zwei Schafe abhäuten, während rückwärts ein Wolf ein Stück aus der Heerde holt; die Ueberschrift lautet: „non deglubi“. Dazu fügt Pescherin ein Gedicht, nach welchem der Fürst zwar von seinen Unterthanen Abgaben verlangen kann und soll, „doch wer sogleich das Fell abzieht, bringt sich um künfftigen Profit“ — Ansichten, welche vollkommen im Geiste Schroeder's liegen. — S. publicirte ferner eine Abhandlung „de ministrissimo“, 1663 und 1671 lateinisch; im J. 1672 wurde sie durch Scriverius, Prior des Lieb-Frauenklosters in Magdeburg, ins Deutsche übersetzt, 1673 in Leipzig herausgegeben und mit einer Widmung, einer Vor- und einer „Nachrede“ versehen.

Der Uebersetzer schrieb die Uebersetzung in Frankfurt a. M., wo er auf einer Reise nach Speier „wegen einer sehr beschwährlichen Leibesunpäßlichkeit“ liegen bleiben mußte; die Reise sowohl als seine Krankheit waren verursacht durch „recht barbarische, über lange Zeit fürgenommenen gantz ungerechte Procediren“, welche ungerechte Beamte gegen ihn vollführten. Scriverius will nun aller Welt Klarheit verschaffen über die „an allen durchtriebenen bösen Staats-Practiken Meister“, die Beamten, denn diese seien wie die Taschenspieler, die sich auch nicht gerne auf die Finger sehen lassen. — 1684 erschien „Nothwendiger Unterricht vom Goldmachen, denen Buccinatoribus oder so sich selbst nennenden foederatis hermeticis auf ihre drey Episteln zur freundlichen Nachricht“ und zwar zunächst selbständig, dann 1727 in Friedr. Roth-Scholtzens „Deutschlands theatrum chemicum“ (I. Thl. pag. 219—288). In dieser Abhandlung bekämpft er zwar den „Stein der Weisen“, ist aber „was die Wahrheit und Realität des Goldmachens durch Kunst betrifft, deren ganz versichert“ und erklärt sich bereit, das Goldmachen experimentell zu erweisen, während diese Sache bisher „geheim hermetisch philosophisch“ behandelt wurde. Alles offenbar in gutem Glauben an die Richtigkeit dessen, was er schreibt. — Als Supplement zur „Schatz- und Rentcammer“, dann aber auch selbständig erschien eine „Disquisitio politica vom absoluten Fürstenrecht“. Die drei letztgenannten Abhandlungen finden sich in den späteren Ausgaben der „Schatz- und Rentcammer“. — Im „Universallexikon“, sowie bei Jöcher wird noch ein „Informatorium universi juris“ und ein „Tractatus de ratione status et de nobilitate“ citirt; beide Abhandlungen stammen aber offenbar von S. senior her, sicher aber die erstgenannte. Der Gegenstand derselben ist unserem S. fremd, sie enthält einen Leitfaden für studirende Juristen, rein schematisch abgefaßt, und hat mit der Denk- und Schreibweise unseres S. nichts gemein. Ferner ist zu beachten, daß in Witte's Diarium bibliographicum und in G. M. König's Bibliotheca vetus et nova, welche blos Schroeder Vater behandeln, einzig und allein das „Informatorium juris“ citirt ist (ex 1652). Den obcitirten „Tractatus“ konnten wir uns nicht verschaffen, glauben aber, daß wenn er unseren S. zum Verfasser hätte, derselbe sicherlich so wie dessen anderen Abhandlungen in den späteren Auflagen der „Fürstl. Schatz- und Rentcammer“ enthalten wären; in den uns zugänglich gewesenen findet sich der „Tractatus“ nicht.

S. bildet mit J. J. Becher und P. W. v. Hornick das Dreigestirn von Männern, welche hauptsächlich vom 7.—9. Decennium des 17. Jahrhunderts in Deutschland, besonders aber in Oesterreich an dem wirthschaftlichen Aufschwunge dieser Länder arbeiteten. Die von ihnen — wir würden die Reihenfolge Hornick, Becher, Schröder aufstellen — angewendeten Mittel waren ziemlich die gleichen: Bekämpfung der zünftlerischen Mißbräuche, Bekämpfung des Zunftmonopoles durch „Befreiungen“ und ein Manufacturhaus, hohe Zölle auf ausländische Industrieproducte, insbesondere französische Waaren, Gewinnung der activen Handelsbilanz u. s. w. Hornick ging am rascheſten vorwärts und ohne an sein Interesse zu denken, Becher und S. bedächtig und mit starker Rücksichtnahme auf persönlichen Vortheil. Das Mittel zur Erreichung dieser Zwecke war allen Dreien der absolute Fürst. S. stand hier in allererster Linie und schwankt zwischen dem Interesse des Fürsten und jenem des Volkes haltlos hin und her, obwol er immer behauptet, daß der Fürst nur glücklich und wohlhabend sein könne, wenn die Unterthanen selbst wohlständig sind. Sowohl in der „Schatz- und Rentcammer“ sowie in der disquisitio politica leitet er das Fürstenrecht unmittelbar von Gott ab; der Prophet David sagt, Gott habe dem Fürsten die Heiden zu Erbe gegeben, so daß das privilegium regium ein jus hereditarium, „ein völliges und eigenthümliches Recht“ bedeute und nicht „wie es die Crombellisten in Engelland genannt, ein officium regium“ und könne daher ein Fürst, selbst wenn er auf

seine Würde sogar eidlich verzichtet habe, sich „sobald er Gelegenheit hat, wieder in die Possession seines fürstlichen Rechtes setzen“ und „wenn es nicht anders geschehen kann seiner Person eigene Conservation der Unterthanen Wohlstand vorziehen“. Ebenfalls um die absolute Fürstenmacht zu fördern, bekämpft er in der dissertatio de ministrissimo die Bestellung eines Kanzlers, wie Mazarin es gewesen, „bei den Türcken nennt man es großen Vezier“; nur wenn ein Fürst ungeheuer fromm ist oder schwach im Verstande oder sehr jung oder faul, ernennt er einen solchen Stellvertreter. Mit dieser Auffassung der Fürstenallmacht stellt sich S. weit hinter Seckendorff und auf den Standpunkt Horn's. — S. muß aber trotz seiner Fürstendienerei, als eine jener Persönlichkeiten bezeichnet werden, welche daran mitgearbeitet haben, Deutschland aus jener wirthschaftlichen Versunkenheit und nationalen Zerfahrenheit emporzuziehen, in welche der 30jährige Krieg und die Uebermacht der Territorialherren es gestürzt hatten.

Werthvolle Angaben, auf Archivstudien gestützt, in Hatschek „Das Manufacturhaus auf dem Tabor in Wien“, staats- und socialwissenschaftliche Forschungen herausgegeben von Schmoller VI, 1 S. 50 ff.; — Allgemeines in Marchet, Studien über die Entwicklungsgeschichte der Verwaltungslehre in Deutschland von der 2. Hälfte des 17. bis Ende des 18. Jahrhunderts S. 76 ff., besonders 115 ff. und Roscher, Geschichte der Nationalökonomie Bd. I, S. 294.

Marchet.

Schröder: Dr. Wilhelm S. verdankt die Bekanntheit seines Namens dem Märchen vom „Wettlopen twischen den Haasen und den Swinegel up de lütje Heide bi Buxtehude“. Er ist weniger der Dichter als der ausgezeichnete Wiedergeber dieses seit alten Zeiten im Volke lebenden Stoffes, den er nur im drollig klingenden Platt des Bremischen von der Stader „Geest“ in Buxtehude, dem die unterelbischen Schildastreiche nachgesagt werden, eine Heimath anwies. Ueber das Alter, ja die Weltverbreitung des Märchenstoffes, der im 15. Jahrhundert dem Igel bald den Bären, bald den Eber vergesellschaftete, sind Wilhelm Grimm's kleine Schriften Band 4, Krause in Wolf's Zeitschr. für Mythologie 2 (1855), S. 296, und namentlich Rich. Andree in den Verhandl. der Gesellsch. für Anthropologie XIX, S. 340 f. und 674 f. zu vergleichen. Die durch die „Hausmärchen“ der Gebrüder Grimm (Große Ausgabe) Nr. 87 allgemein bekannt gewordene Fassung sollte nach den Anmerkungen dazu (3. Aufl. Göttingen 1856, III, 255) „nach mündlicher Ueberlieferung aus der Gegend von Osnabrück“ stammen, obwohl die Mundart nicht westfälisch ist. Da bekannte sich S. in Kühne's Europa 1857 Nr. 35 Sp. 1126 selbst als den „Verfasser“, er habe das „Wettlopen“ zuerst in seiner Zeitschrift, dem „Hannoverschen Volksblatt“, Jahrg. I, 1840 gebracht; danach nahm es Theodor v. Kobbe (A. D. B. XVI, 344) in die „Humoristischen Blätter“ und die „Pandora“, dann Herloßsohn (A. D. B. XII, 118) in den „Komet“ hinüber. Firmenich nahm es als „erzählt von W. Schröder“ in „German. Völkerstimmen“ I, S. 210 auf, so kam es in die „Hausmärchen“ und ist in das Holländische, Schwedische, Dänische, Französische und Russische übersetzt. S. war als Sohn eines Schullehrers im Dorfe Oldendorf bei Stade geboren am 23. Juli 1808, besuchte das Gymnasium in Stade und studirte in Leipzig Philologie mit den Mitteln, die er durch litterarische Arbeiten, Correcturen und Privatunterricht verdiente; damals war er befreundet mit Marbach, Otto Wigand, angeblich auch mit Richard Wagner. 1837 ging er nach Hannover und gründete 1840 das „Hannoversche Volksblatt“, das die Hannoverschen Philister ansprach und ihm daher ein behagliches Leben gab. Er unterzeichnete nachher gern als „Schriftsteller und Hausbesitzer in der Vorstadt Glocksee“. Da er in seinem Blatt 1866 für Preußen eintrat, verlor

dieses seine Leser und ging 1868 ein. S. verkaufte nun sein Haus und seine Bibliothek und zog nach Leipzig, wo er am 4. Oct. 1878 starb. Er ist der Verfasser einer Reihe kleinerer plattdeutscher Stücke (unter denen noch ein „Haas und Swinegel“ vorkommt), die gesammelt 1871 bei Lipperheide in Berlin in 5 Bändchen erschienen und deren einzelne eine zweite Auflage erlebten. Die „Snaken und Snurren“ (Berlin 1872) haben ihre Stoffe meist älteren Vorlagen entlehnt. Sein „Plattdeutschec Sprüchwörterschatz“ erschien 1874 in Leipzig. S. ist auch der Verfasser des früher unter der Jugend vielbeliebten kleinen Schauspiels „Studenten und Lützower“ mit Theodor Körner als Zugrolle, ferner von „Eine Tochter Hamburgs“, deren Stoff 1830 spielt. Unfraglich von ihm stammt auch „De plattdütsche Bismarck — vertellt van'n ohlen Jäger in'n Lüneborger Haidbuuren-Klubb. Ruutgeewen van Willem Schröder“ (Berlin und Leipzig, Spamer).

Gartenlaube 1878 Nr. 42, S. 703 (wo Friedr. Hofmann einiges, z. B. vom „westfälischen Landsturm“, entschieden irrig angiebt). — Jenaer Litt.-Zeitung 1878 Nr. 43. — Schröder's Bild: Illustr. Zeitung 1876, 5. Febr.

Krause.

Schröder-Devrient: Wilhelmine S., geboren am 6. December 1804 in Hamburg, † am 26. Januar 1860 in Coburg. Die Mutter, Sophie S., geb. Bürger, 1781 zu Paderborn geboren (s. o.), war zu ihrer Zeit unbestritten die größte Tragödin der deutschen Bühne, die Gründerin der modernen, romantischen Schule des deutschen Schauspiels, ihre Tochter die hervorragendste dramatische Sängerin ihrer Periode. Wilhelmine war die älteste von vier Geschwistern: Elisabeth, bedeutende Soubrette, an Dr. Schmidt, Arzt in Hamburg, verheirathet; Auguste, Gattin des Dr. Schlönbach in Coburg, für das Fach der Anstandsdamen am Hoftheater engagirt, und Alexander, Officier in bairischen Diensten. Wie das bei Komödiantenkindern gewöhnlich so geht, wurde auch Wilhelmine schon in jugendlichstem Alter auf die weltbedeutenden Bretter gestellt. In ihrem 9. Jahre trat sie (eine Schülerin des Tanzlehrers Lindau) zunächst in Hamburg als Solotänzerin und in Kinderrollen auf, erstmalig in einem Pas de châle und in einem Matrosentanz. Als während der kriegerischen Unruhen 1813 die Theaterzustände dort unhaltbar wurden, und überdies die Mama durch einen schlechten, unvorsichtigen Witz sich unmöglich gemacht hatte, mußten die Eltern flüchten und es begann nun für die arme Familie ein ungewisses, sorgenvolles Wanderleben, zuerst durch Norddeutschland, an den Rhein und bis Frankfurt, dann durch Baiern nach Böhmen, wo endlich in Prag 1814 wieder feste Stellung gewonnen wurde. Wilhelmine und ihre beiden Schwestern wirkten hier in verschiedenen Tanzdivertissements mit, die vom Kinderballet der Frau Horschelt gegeben wurden, und folgten dann 1815 ihrer Mutter, die seit einiger Zeit in Wien am Burgtheater Engagement gefunden hatte. Auch hier wurden die Schwestern wieder dem Balletmeister Horschelt, dem Sohne der obigen, übergeben. Das Wiener Kinderballet, damals weltberühmt, war in Wahrheit das denkbar Feenhafteste und Reizendste, was man sehen konnte. Die äußerst anstellige Wilhelmine avancirte bald zum ersten Liebhaber der Gesellschaft und ihre mit Grazie und Gewandtheit ausgeführten Darstellungen gewannen sich stets rauschenden Beifall, obgleich sie, was anmuthige Laune und Lieblichkeit der Erscheinung anlangt, von ihrer jüngsten Schwester noch übertroffen wurde. Aber ebenso, wie sie klug und intelligent war, zeigte sie sich auch wild, trotzig und unbändig, ja man mußte sie, die flink und geschmeidig wie eine Katze die höchsten Bäume erkletterte und der kein Graben zu breit schien, deren Neigungen und Manieren stets jungenhaft blieben, in Knabenkleider stecken, um sie bändigen und besser züchtigen zu können. Für das

in seiner Jugend magere, lang aufgeschossene, etwas eckige, ungraziöse Kind war diese Balletzeit, die übrigens endete, sobald es jungfräulicher Entwicklung mehr entgegenreiste, eine vortreffliche Schule und ihre späteren großen Erfolge auf dem Gebiete edler Plastik und Geberdensprache hatte sie jedenfalls großentheils derselben zu danken. Ihr Körper gewann dadurch jene Anmuth und Biegsamkeit, deren eine dramatische Künstlerin für den Ausdruck zarter Uebergänge der Empfindung, wie für idealisirte Wiedergabe stürmischer Leidenschaften nicht entbehren kann. Aber wie theuer wurden diese Vorzüge erkauft! Spät noch schrieb sie über diese Tage: „Die Rückerinnerung krampft mir heute noch das Herz zusammen. Wir waren der rohesten Behandlung ausgesetzt, von den schlechtesten Beispielen umgeben und lernten nichts als Tanzen und dumme Streiche machen.“ In sittlicher Beziehung war das berühmte, äußerlich so glänzende Kinderballet eine tief verderbte Anstalt. Nicht nur ging den Kindern, denen nur Künste äußeren Gefallens gelehrt wurden, der Jugend heilige Unbefangenheit verloren; die frühe Gemeinschaft mit schlecht erzogenen Genossen, eine zu zeitig erregte Sinnlichkeit und bei den Aelteren äußerste Sittenverderbniß hinterließen untilgbare Eindrücke. Mit dem Tode des in Karlsbald langem Siechthum erliegenden Vaters, eines sehr braven und rechtlichen, seine Kinder zärtlich liebenden Mannes, vermochte niemand mehr das excentrische Temperament und zügellose Wesen Wilhelminens zu bändigen und zu schöner, milder Sitte zu erziehen. Der Verstorbene hatte nichts versäumt, überall, in Hamburg, Prag und Wien, wo die Familie längeren Aufenthalt nahm, seinen Kindern zuverlässige Aufsicht und nöthigen Unterricht zu geben. Jahre lang war Mad. Joyeux, aus der französischen Schweiz stammend, eine Frau trefflichen Charakters, tadelloser Sitten und wahrhaft mütterlicher Hingabe, ihre Gouvernante. Von einem vorzüglichen Lehrer erhielten sie in Wien noch besonderen französischen Unterricht. — Von der genialen Mutter sorgfältig vorbereitet, machte Wilhelmine am 13. October 1819, 15 Jahre alt, ihr Debut im Hofburgtheater als „Aricia“ in Schiller's Phädra. Einnehmende körperliche Bildung, für ihr Alter bewundernswerthe Besonnenheit im Spiel, reine und verständige Declamation, wurden diesem sehr beifällig aufgenommenen ersten Auftreten bereits nachgerühmt. Sie spielte noch „Louise“, „Beatrice“, „Ophelia“ u. s. w., ging aber, da es weder ihr noch ihrer Schwester Betty gelingen wollte, nur die bescheidenste Stellung an der Burg zu gewinnen, ab, sich nun ganz der Oper zuwendend. Die Mutter hatte sie, sobald sie sich überzeugt, daß das Mädchen Stimme und Gehör besaß, heimlich zur Sängerin bilden lassen und ihr in Joseph Mozatti und Giulio Radichi vorzügliche Lehrer gegeben, aber leider nur eine zu kurze Unterrichtszeit gewährt. Sie war ja einst selbst eine gute Sängerin. Nebenbei studirte sie ihrer Tochter schauspielerisch alle Rollen ein und ertheilte ihr über jedes Wort, jede Bewegung, jeden Schritt einsichtsvollen Rath. Da diese Umwandlung zur Sängerin so zu sagen geheim betrieben wurde, überraschte ihr Debut, am 20. Januar 1821, als „Pamina“ ungemein. Die, gute Schule verrathende, ziemlich ausgebildete Stimme, eine glockenreine Intonation und ein einfach-inniger, angenehmer Vortrag, entzückten die Hörer so, daß das Haus von Beifall widerhallte. Nun sang sie auch vielfach in Concerten und trat dann zum zweiten Male in der damals so sehr beliebten Schweizerfamilie, in der zu dieser Zeit alle jugendlichen Sängerinnen ihre Feuerprobe zu bestehen pflegten, (wer denkt da nicht an die Schechner, Unger, Rähle u. a.) als „Emmeline“ mit gleichem Erfolge auf. Es folgten Gretry's Blaubart, Herold's Zauberglöckchen, Weigl's Edmund und Caroline. Die Rollen in der Schweizerfamilie und im Blaubart zählten für lange Jahre hinaus zu ihren Glanzrollen. Sieghaften Erfolg aber errang sie dann im Freischütz als „Agathe“, am 3. November 1821, am Vorabend des k. Namensfestes gegeben,

die zuletzt, am 7. März 1822, der ihr von Prag her wohlbekannte Componist, von jetzt ab ihr väterlicher Freund, persönlich dirigirte. Weniger gefiel sie als „Zemire“ in Spohr's Zemire und Azor, welche Rolle eine große, kunstfertige Sängerin erforderte und wo frische Stimme und angemessenes Spiel allein nicht ausreichten. Einsichtige Gesangskenner konnten sich damals schon dem Eindrucke nicht verschließen, daß, was Declamation und Action anlangte, Wilhelmine allerdings infolge des mütterlichen Unterrichtes bereits wahrhafte künstlerische Entwicklung gefunden hatte, daß sie aber im Gesange noch durchaus Anfängerin war — es war ihr Verhängniß, darüber eigentlich niemals hinauskommen zu können. Den ersten Ausflug machte die Mutter mit ihren Töchtern im Sommer 1822 nach Dresden. Wilhelmine, „die singende Schauspielerin“, wie man sie nannte, erregte als „Emmeline“ geradezu Sensation. Costüm, Spiel und Vortrag erschienen gleicherweise entzückend. Wenn sie im dritten Acte am Fenster erschien, um mit gefalteten Händen und freudig zum Himmel gerichtetem Blick in das Terzett: „Ach, wie herrlich“ einzustimmen, pflegte die Bewunderung ihrer reizenden Erscheinung solchen Höhegrad allgemeiner Extase zu erreichen, daß der Dirigent nothgedrungen mit Intonirung des Musikstückes anhalten mußte, bis sich das Publicum an der himmlischen Gestalt der Beterin satt gesehen und ihr sein Entzücken zugejauchzt hatte. Am 23. Juni sang sie die „Agathe“, 26. Juli beschloß sie als „Pamina“ ihr Gastspiel, um nun in Leipzig und darauf in Kassel neue Triumphe zu feiern. Den eigentlichen Grundstein unverwelklichen Ruhmes aber legte sie nach ihrer Rückkehr, als sie in Wien am 9. November 1822, allerdings noch immer unter Leitung ihrer Mutter stehend, mit überströmendem Gefühle und überwältigendem Ausdruck erstmalig den „Fidelio“ sang und jetzt diese Rolle eigentlich erst creirte; denn die berühmte, aber etwas phlegmatische Anna Milder-Hauptmann, die sie bereits 1805 und 1806 gesungen, konnte damit keine erhoffte Wirkung machen und der herrlichen Musik, an der man seiner Zeit, allerdings nicht ohne Berechtigung, mannichfache Ausstellungen erhob, keine Lebensdauer verleihen. Ihrem hinreißenden, durch den Gluthstrom poetischer Begeisterung alles mit sich emporhebenden, wohldurchdachten Spiel, ihrer unerreichten dramatischen Gewalt gelang das Wunder, daß nun das unsterbliche Werk sieghaft die Welt durchflog, zahllose Augen netzte und die Herzen für ewig sich gewann. Hätte sie in ihrem thatenreichen Leben nur dies Eine vollbracht, ihr Ruhm würde unvergänglich sein. Die Oper war lange zurückgelegt, fast vergessen, weil die Hauptrolle nicht entsprechend besetzt werden konnte. Nun wurde diese, da sie als Festoper zum Namenstag der Kaiserin gegeben werden sollte, der 17jährigen Wilhelmine anvertraut. Beethoven sträubte sich energisch dagegen, daß ein Kind den „Fidelio“ singen solle. Er hatte selbst dirigiren wollen, aber seine Taubheit dies unmöglich gemacht. Er saß bei der Aufführung, tief in seinen Mantel gehüllt, grollend hinter dem Capellmeister, die glühenden Augen starr auf die Bühne gerichtet. Der Künstlerin, sich vor diesen Augen und ihrer Aufgabe fürchtend, war unaussprechlich bang zu Muthe. Aber schon nach den ersten Worten durchströmte sie wunderbare Kraft. Das Publicum, Beethoven, alles schwand vor ihren Blicken, alles Einstudirte fiel von ihr ab, sie war Leonore, sie durchlebte, durchlitt ihre Rolle. Aber in der Kerkerscene fühlte sie ihre Energie wiederum erlahmen. Die Größe ihrer Aufgabe, die sie jetzt erst ganz erkannte, machte sie erbeben. Da, als sie sich aufraffend, mit dem Muthe der Verzweiflung dem Mörder sich entgegenwirft und mehr schreiend als singend die Worte herausstößt: „Töd' erst sein Weib!“ und sie nun, durch das Trompetensignal aus Todesangst erlöst, Pizarro mit vorgehaltenem Terzerol dem Ausgange entgegentreibt, fühlte sie sich todesmatt von ungeheurer Anstrengung, ihre Kniee wankten, krampfhaft griffen die Hände nach dem Haupt und ihren Lippen

entrang sich unwillkürlich jener berühmte unmusikalische, unnachahmliche Schrei des aus Todesnoth erlösten Weibes, der erschütternd Mark und Bein der Hörer durchdrang. Erst als sie halb weinend, halb jubelnd in des Gatten Arme fiel, wich der alle Herzen fesselnde Zauberbann und ein nicht enden wollender Beifallssturm brach los. Beethoven, der die Stimme der Sängerin nicht mehr hören konnte, aber jede Miene des von Geist durchleuchteten Gesichtes mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt hatte, kam nach der Vorstellung zu ihr; seine sonst so finsteren Augen lächelten ihr zu, und, ihr freundlich dankend auf die Wange klopfend, versprach er, eine neue Oper für sie zu componiren, eine Zusage, die ihr seiner Zeit auch Weber gegeben, die aber ebensowenig wie diese gehalten wurde. Ziemlich gleichzeitig mit ihr brachte die berühmte Schechner in dieser Oper eine in den Annalen der Theatergeschichte unerhörte Wirkung hervor, aber bei ihr lag der Schwerpunkt in einem hinreißend mächtigen, durch ernste Schulung trefflich gebildeten Organe; ihre Darstellung folgte strenge dem Gang der Musik. Die höchsten Gipfel ihrer Rolle erreichte sie daher im ersten Acte und in den Schlußscenen, während Wilhelmine auch die schwächern Verbindungsmomente der Dichtung hebend und tragend, das Kunstwerk in eine ideale Gedankensphäre emporhob und den Hauptaccent auf die Höhepunkte der dramatischen Situation verlegte. Ihre Rolle fing nicht erst an, wo sie zu sprechen und zu singen hatte, ihr stummes Spiel schon bot eine Kette feiner Züge. Jede Mittheilung über das Schicksal der Gefangenen und das Loos des von ihr Gesuchten, jede unschuldige Aeußerung Marzellinens weckte ein Echo auf ihren Zügen. Mit wenigen von anderen Darstellerinnen unbeachtet gelassenen Worten erreichte sie hinreißende Wirkungen. — Wilhelmine sang in Wien am 6. März 1823 noch eine andere angreifende und schwierige Rolle in C. Kreutzer's Cordelia. Dann trat sie zu Ostern ihr bis zum 1. April 1825 abgeschlossenes Engagement an (2000 Thaler Gehalt, dreimonatlicher Urlaub). Mit seltenem Erfolge absolvirte sie am 24. April als „Fidelio", 8. Mai als „Donna Anna" und 29. Mai als „Cordelia" ihre Debutrollen. Einmal in diesen Hafen eingelaufen, blieb sie, kleinere Unterbrechungen abgerechnet, der Dresdner Bühne bis zu ihrem Rücktritte vom Theater, 1847, treu. (Seit 1832 bezog sie 4000 Thaler Gehalt.) Geradezu glänzende Aufnahme fand sie später auch gelegentlich ihrer Gastspiele in Berlin, Hamburg, Frankfurt, Königsberg, Weimar, Darmstadt, Stuttgart, München, Paris, London u. s. w. Mit ihr gleichzeitig gastirte in ersterer Stadt der als Held und erster Liebhaber ausgezeichnete, berühmte Schauspieler Karl August Devrient (geboren am 5. April 1797 in Berlin, † am 3. August 1872 in Lauterberg im Harz, siehe A. D. B. V, 99), ein durch männliche Schönheit hervorragender Künstler. Sie hatte ihn schon in Dresden kennen gelernt und liebgewonnen. Mit ihm wurde sie denn auch, noch bevor sie Berlin verließ, in der Jerusalemerkirche getraut. Leider war ihr Gatte nicht diejenige energische Persönlicheit, die, obwol allgemeine Achtung genießend, trotz ernstgesetzten Wesens einer Frau von ihrem Temperament zu imponiren, ihre zweite Erziehung zu leiten, ihre zügellose Leidenschaftlichkeit zu mildern, ihr ganzes Wesen zu beherrschen und zu läutern vermochte. Der so glücklich begonnene Ehebund konnte kein dauernder sein. Wie ihrer Mutter, waren auch ihr wechselvollste Schicksale in ihrem Liebesleben vorbehalten. Die Flitterwochen waren bald verrauscht; Mißhelligkeiten schlimmster Art untergruben den häuslichen Frieden, gänzlicher Bruch wurde unvermeidlich. Für sie wurde diese harte Erfahrung Ursache zu frühzeitiger Entwicklung jener dämonischen Züge ihres Wesens, ohne die sie nie die so vielseitig großartige Künstlerin hätte werden können; aber ihr innerstes Lebensglück fiel zum Opfer. weil sie selbst nie die sittliche Kraft gewann, ihre schlimmsten Feinde, Leidenschaft und Sinnlichkeit zu besiegen,

die schwersten Prüfungen konnten sie nicht bewegen, ihre in jeder Hinsicht excentrische Lebensweise zu ändern. Perioden bedenklichster Ausschweifungen und wildester Seelenstürme blieben ihr daher nicht erspart. Aber klaren Verstand und volle Selbsterkenntniß wußte sie sich stets zu wahren. Fanny Lewald, die sie um diese Zeit in Königsberg sah, sagte von ihr, daß Jugend, Reiz und Lieblichkeit ihres Wesens ganz dem idyllischen Charakter der Emmeline entsprachen, deren sanfte Klagen, ihr Heimweh und ihre unschuldige Liebessehnsucht von ihr so ergreifend dargestellt wurden, daß das Publicum sich nie der Thränen erwehren konnte. Dem Scherze dagegen und bezaubernder Heiterkeit wußte sie in allerzierlichster Weise als „Frau von Schlingen“ (Wiener in Berlin) zu huldigen. Sie muß damals berückend schön gewesen sein. Die Gewalt ihres Spiels übte nicht nur auf die Zuschauer, auch auf die Mitspielenden einen förmlich überrumpelnden Eindruck aus. In Königsberg trat sie auch noch einmal als Schauspielerin auf, indem sie neben ihrem Gatten, der den „Ferdinand“ spielte, in Kabale und Liebe die „Louise“ gab. Aus ihrer Ehe, 1828 wieder getrennt, hatte sie vier Kinder: zwei Söhne und zwei Töchter; die jüngste Louise, ließ, während die Mutter im Theater war, die unachtsame Wärterin vom Arme fallen; ein Verlust, über den sie sich lange nicht zu trösten vermochte. December 1828 gastirte Wilhelmine zum zweiten Male in Berlin. Daselbst waren angestellt Anna Milder-Hauptmann, Jos. Schulz geb. Killitschgy, Car. Seidler geb. Wranitzky u. a. Kurz vorher hatten die durch wunderbare Pracht ihres Organs bestechende N. Schechner und H. Sontag, durch vollendete Technik glänzend, beide zugleich für dramatische Darstellung hochgradig begabt und besondere Lieblinge des Publicums, dort gesungen; ihrem Auftreten fast unmittelbar vorausgehend, waren Ang. Catalani, Sab. Heinefetter und die großartige Contraaltistin C. Tibaldi bewundert worden. Sie hatte also, da sie erstmalig die „Euryanthe“ sang, einen schweren Stand; aber ihre Darstellung war so außerordentlich, zeugte von so hohem Standpunkte künstlerischen Bewußtseins, die Kunst declamatorischen Gesangs, in Verbindung mit bedeutungsvollem Spiel, hatte sie zu so seltenem Grade der Vollendung gebracht, daß sie, trotzdem ihre äußere Erscheinung, die mehr heroischen Adel und Fülle besaß als Zartheit und Lieblichkeit, wie sie gerade die Rolle der „Euryanthe“ bedingen, dennoch im Verlaufe des Abends die Hörer aufs tiefste zu ergreifen vermochte, und, was noch nie vorgekommen war, sie wurde schon nach dem ersten Acte unter rauschendem Beifall gerufen. Sie sang dann noch die „Rezia“, in der ihre große Arie einen Sturm von Applaus entfesselte, die „Emmeline“, den „Sargines“ und die „Anna“ (weiße Dame). Nach Dresden heimgekehrt trat sie am 4. Januar 1829 als „Libella“ (Reißiger), 5. März als „Julia“ (Vestalin), 7. Mai als „Marie“ (v. Herold), 8. November als „Iphigenia in Tauris“ (Gluck) mit großem Erfolge auf; weniger gelangen ihr „Rosine“ (Barbier) und „Constanze“ (Wasserträger). Die rastlos weiterstrebende Künstlerin, in sich Kraft und Beruf fühlend, deutscher Kunst auch im fremden Lande Boden und Gunst zu gewinnen, nahm 1830 einen Engagementsantrag nach Paris an. Sie sang unterwegs in Weimar dreimal, sich da die ganz besondere Theilnahme Goethe's, der sie wiederholt durch freundliche Verse ehrte, gewinnend und debutirte darauf, und zwar mit glänzendem Erfolge in Paris am 6. Mai als „Agathe“. Der Enthusiasmus steigerte sich, da sie am 8. Mai den „Fidelio“ sang. Sie triumphirte. Ihr erschütterndes Spiel, der Zauber ihrer Stimme, ihre Feuerseele entfaltete ihre ganze Magie. Das zweite Finale mußte da capo gesungen werden, ebenso als sie die Oper zu ihrem Benefice wiederholt sang. Dann folgte noch eine Reihe ihrer bekannten Rollen. Wilhelminens Erscheinen in Paris war ein geradezu epochemachendes. Sie war

die erste Sängerin, der man Blumen zuwarf, eine Sitte oder Unsitte, die von daher datirt. Mit bedeutender Urlaubsüberschreitung kehrte sie erst Ende 1830 nach Dresden zurück. Sie verfiel in eine Conventionalstrafe von 4000 Thalern, wovon ihr aber des Königs Gnade 2416 Thaler 16 Groschen erließ. — Januar bis März 1831 gastirte sie wieder in Berlin, in neunzehn Rollen auftretend, darunter neu „Laura" (Räuberbraut von Ries). Dann reiste sie über Hamburg nochmals nach Paris, hier wieder am 17. Mai die Reihe früherer Siege mit „Fidelio" eröffnend. Die allzugroße Hitze dieses Sommers machte die Weiterführung der deutschen Oper unmöglich. Wie schon in Berlin für die königliche, wollte man sie nun auch für die Pariser Große Oper gewinnen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich jedoch; dafür ward sie aber für die Wintersaison 1831/32 bei der in der Salle Favart spielenden italienischen Oper engagirt. Neben ihr sangen die Sopranistinnen Pasta, Malibran (von den Parisern vergöttert), Caradori, Tadolini, Métas, Casimir, Raimbeaux; die Tenöre Rubini, Nicolini, Bordogni; die Bässe: Lablache, Santini, Graziani. Welche Namen! welche Kräfte! welches Ensemble! Wird die Welt je dergleichen wieder erleben? — Wilhelmine sang im Don Juan mit Rubini (Ottavio), der Tadolini (Elvira), Caradori (Zerline), Lablache (Don Juan), Graziani (Leporello). Gleichzeitig wurde in der Großen Oper zum ersten Male Robert der Teufel von Meyerbeer aufgeführt, mit der Cinti-Damoreau (Isabella), Dorus-Gras (Alice), Nourrit (Robert), Levasseur (Bertram) und Lafont (Raimbaud). — Wilhelmine trat in Paris, überhaupt in Frankreich zuletzt, Februar und März 1832, als „Imogena" (Pirat) und als „Adelaide" (Gli amori di Comingio e d'Adelaide) auf. Mit Lablache wurde sie gleichzeitig nach London engagirt und zwar sie für die deutsche, er für die italienische Oper, an der außer ihm noch Giuditta Grisi, Malibran, Donzelli, Tamburini und Galli sangen, während die Cinti-Damoreau und Nourrit in der französischen Oper auftraten. Alle drei Operngesellschaften hatte ein Mr. Moncks-Mason zusammengebracht. Sie debutirte auch hier als „Fidelio", den sie dann noch zehnmal wiederholte, stets größte Wirkung damit erzielend. Man gab ihr infolge dessen den Beinamen „Thränenkönigin". Neben ihr wirkten Maschinka Schneider-Schubert (Marzelline), Giulio Pellegrini (Pizarro), Frz. Hauser (Rocco), A. Haizinger (Florestan). Chelard dirigirte. Dessen Oper Macbeth bot am 2. Juli ihre zweite Rolle, ihre dritte war die der „Donna Anna". Sie verließ London Ende Juli und sang am 11. September den „Fidelio" wieder in Dresden. Nachdem sie ihrem Repertoire die „Marie" in Wolfram's: Schloß Candra (1. December) und die „Johanne" in Marschner's: Des Falkners Braut (24. Februar 1833) hinzugefügt, reiste sie im April über Hamburg, wo sie wieder fünfmal sang, aufs neue nach London. Mit „Fidelio" begannen am 6. Mai ihre Triumphe. Am 15. Mai folgte „Agathe", 27. Mai „Pamina", 29. Juni „Euryanthe", jetzt in England überhaupt erstmalig gegeben. In die Heimath zurückgekehrt, erfreute sie die Dresdener am 20. Juli als „Fidelio"; dann in den neuen Partieen: „Rosa" (Adlers Horst von Gläser 21. September), „Romeo", später eine ihrer Glanzrollen, — wol schwerlich hat je ein Mann eine Heldenrolle imponirender und prächtiger gespielt! — (1. October), „Rebekka" (Templer, 31. October), „Amazily" (Cortez, 7. December), „Alice" (Robert, 25. Januar 1834), „Anna Bolena" (5. März), „Amina" (Sonnambula, 27. September). April bis Juni gastirte sie wieder in Berlin, durch ihre Leistungen stets gewohnten Enthusiasmus hervorrufend. Am 22. Januar des nächsten Jahres sang sie in Dresden „Turandot" (Reissiger), am 20. Februar und „Norma". Bald darauf trat sie einen großen, diesmal ebenfalls überschrittenen Urlaub vom 1. April 1835 bis Mitte September 1836 an. Alle Theaterstädte Deutschlands suchten sie zu gewinnen. Ueberall hatte sie

phänomenale Erfolge, ward ihr frenetischer Applaus. Sie sang zuerst, wahre Begeisterung erregend, in Leipzig, dann in Braunschweig, in Hannover (sich durch ein einziges Auftreten als „Romeo“ dort ein unzerstörbares Denkmal setzend), in Breslau, wo man sie mit fieberhafter Ungeduld erwartet hatte, in Nürnberg, Pest, Brünn, Wien, München, Augsburg, Prag. Erst am 21. September sah man sie in Dresden wieder („Romeo“). Ihrem Repertoire fügte sie am 21. December die „Semiramis“ (Rossini) hinzu. Nur kurze Zeit sollte sich die sächsische Residenz ihrer Primadonna erfreuen. Schon im März 1837 machte sie wiederholt eine (letzte) Reise nach London, das sie über Leipzig, Braunschweig und Hamburg erreichte, und wo sie schon am 15 Mai den „Fidelio“, diesmal in englischer Sprache, sang. Der Beifall, den sie in dieser Rolle bei jeder Wiederholung erntete, blieb ihr leider in ihren beiden anderen Rollen, „Amina“ und „Norma“, versagt, weil den Engländern, die darin die größten italienischen Sängerinnen gehört und denen namentlich die am 23. September 1836 gestorbene Malibran unvergeßlich blieb, ihre Coloratur nicht ausreichend genug erschien. Uebergroße, ihr hier zugemuthete Anstrengungen hatten sie krank gemacht; ein rüpelhafter Theaterunternehmer, Mr. Bunn, betrog sie, indem er sich nach ihrer Abschiedsvorstellung bankerott erklärte, um ihre sauer erworbene Gage. Ueber Hamburg kehrte sie zurück, wurde aber dort nach ihrer vierten Rolle aufs neue von schwerem Unwohlsein heimgesucht. Dennoch sang sie bereits am 25. October in Dresden wieder die „Norma“, bald darauf „Elvira“ (Puritaner), am 23. März 1838 „Valentine“ (Hugenotten), 11. September „Melanie“ (Maskenball von Auber), 10. März 1839 „Armand“ (die Neuvermählten von Rastrelli), 10. Januar 1840 „Lady Macbeth“, 22. März „Ginevra“ (Guido und Ginevra von Halévy), 21. November 1841 „Adele von Foix“ (von Reissiger). Dazwischen hatte sie wiederholt in Leipzig, Hamburg, Braunschweig, Breslau gastirt. — Schon in den letzten Jahren mußten die ergebensten ihrer Bewunderer zugeben, daß ihre Stimmmittel in unaufhaltsamem Niedergang begriffen waren. Mit krankhafter Hast rang sie fortan nach neuen Lorbeeren und statt ihr Organ zu schonen, stellte sie an dasselbe immer größere Zumuthungen. Sie gastirte nun ab und zu, auch kleinere Bühnen nicht mehr verschmähend, in Altenburg, Leipzig, Dessau, Weimar, Berlin, Breslau, wol mit der Selbsterkenntniß, daß das Ende ihrer künstlerischen Laufbahn bevorstand. Nochmals flackerte ihre alte Leistungsfähigkeit hell auf in den Dresdner Aufführungen des Rienzi (20. Januar 1842), Fliegenden Holländer (2. Januar 1843) und Tannhäuser („Venus“; 19. October 1845). Daneben studirte sie die „Armide“, „Alceste“, „Iphigenia in Aulis“, am 1. April 1843 lief ihr Dresdner Contract ab; erst 1. April 1844 ward er zunächst auf zwei, dann nochmals auf drei Jahre unter sehr günstigen Bedingungen erneuert. Von April 1843 bis zum April 1844 sang sie in Berlin, Danzig (hier auch die „Fenella“ in der Stummen spielend), Königsberg —, in beiden letzten Städten mit ausschweifendem Enthusiasmus empfangen und durch ausgesuchteste Huldigungen und Ehren ausgezeichnet, — in Hannover und Weimar („Sextus“ im Titus). In Dresden hörte man sie später als „Bianca“ (Bianca und Gualtiero von Lwoff) und „Lucrezia Borgia“. März 1845 ist sie schon wieder unterwegs, in Posen, Danzig, Stettin, Görlitz, Neustrelitz, Detmold, Coburg, Gotha, Nürnberg, Augsburg auftretend. Dann zog sie es nochmals (1849) nach dem Norden, nach Königsberg, wo sie im vorhergehenden Jahre alle denkbaren Erfolge gehabt. Plötzlich schied sie, noch ehe ihr Contract abgelaufen war, mit „Iphigenia in Aulis“ am 16. Mai für immer von der Stätte größter Triumphe, Anerkennung und Nachsicht. Sie wurde am 1. Juni als k. sächs. Kammersängerin entlassen. Seit einer Reihe von Jahren schon kettete sie ein unseliges Liebesverhältniß an einen sächsischen Officier, einen Herrn v. Dö-

ring, einen von Allen mißachteten ehr- und schamlosen Gesellen, an dem sie wie im Fieberrausch des Wahnsinns hing und der solche Gewalt über sie gewann, daß sie, von Leidenschaft verzehrt, jedes klaren Urtheils unfähig, ihm in blindestem Selbstbewußtsein alles opferte, Vermögen, Gesundheit, Stellung, künstlerischen Ruf und der nun, zum Scandal Deutschlands, ihr steter Begleiter und Ausbeuter auf ihren Kunstreisen war. Kaum hatte sie sich in Dresden frei gemacht, als sie, zum Entsetzen all ihrer Freunde, sich diesem verächtlichsten Menschen, der nur darauf ausging, sie auszunützen, am 29. August 1847 zu Kleinzschocher bei Leipzig antrauen ließ. Nachdem sie den von demselben entworfenen Ehecontract ohne ihn durchgelesen und geprüft zu haben unterschrieben und ihm so unvorsichtiger Weise alles, was sie besaß, ausgeliefert hatte, warf er plötzlich die Maske ab, ihr sich nun „als vollkommener Teufel“ darstellend. Noch begleitete sie derselbe nach Kopenhagen und Riga. Hier trat sie am 29. December als „Romeo“ zum letzten Male auf. Im Februar 1848 erfolgte ihr vollständiger Bruch mit dem infolge seines Benehmens gegen sie ewig an den Pranger gestellten Herrn v. Döring. Sie war vernichtet, zertreten, eine Bettlerin, an Leib und Seele todkrank. Er eilte schnellstens nach Dresden zurück, sich ihres Vermögens versichernd. Den Gnadenstoß versetzte ihr in diesem Zustande beginnender Auflösung der Tod ihrer einzigen Tochter Sophie, die am 22. Mai in Hannover in ihren Armen starb. Es dauerte lange, bis sie sich einigermaßen erholen konnte. Nun begann sie ein unstätes Wanderleben, nicht immer frei von Nahrungssorgen und vielfach von der Bewegung der Revolutionszeit weiter getrieben. Sie war wieder in Paris, dann während des Maiaufstandes, für den sie, wie Wagner, sehr unvorsichtige Sympathien äußerte, in Dresden; hierauf in Berlin und Heidelberg. In der großartigen Natur des Brienzersees fand sie endlich geistige und leibliche Genesung. Voll neuer Hoffnungen kehrte sie nach Paris zurück, verlobte sich hier mit einem edlen, hochgebildeten livländischen Edelmann, Herrn v. Bock, dem sie dann am 14. März 1850 in Gotha ihre Hand reichte. Es hatte anfangs den Anschein, als sollte diese Ehe, die ihr Ruhe, Behagen und Frieden versprach, nach denen sie lange gerungen, segensreichen Einfluß auf sie üben; aber als sie im Herbste ihren Gatten, der stets voll zarter Liebe und Sorgfalt gegen sie war, nach Trikaten, einem von ihm gepachteten Ritterschaftsgute begleitete, um an seiner Seite als tüchtige Hausfrau ein zurückgezogenes stilles Dasein zu führen, vermochte sie die Monotonie des Landlebens, den Kampf mit Trägheit, Roheit, Sklavensinn, mit Dummheit, Böswilligkeit und Unsauberkeit doch auf die Dauer nicht zu ertragen. Sommer 1851 reiste sie nach Ems, ihr Gatte nach Ostende. Unvorsichtig begaben sich beide dann nach Dresden, wo sie, ihrer Betheiligung am Maiaufstande wegen, verhaftet wurde. Mit Mühe nur erreichte es Herr v. Bock, daß man gegen Caution seiner Gemahlin gestattete, sich nach Berlin zurückzuziehen. Erst am Jahresschluß wurde durch des Königs Gnade die eingeleitete Untersuchung niedergeschlagen; aber die niederschmetterndste Folge dieser fatalen Angelegenheit war für sie doch die, daß sie, aus Rußland ausgewiesen, getrennt von ihrem Manne, fern in Deutschland leben mußte. Erst Ende 1853 ward, nachdem Herr v. Bock große Opfer deswegen gebracht, dieses Verbannungsdecret zurückgenommen. In den ersten Frühlingstagen des Jahres 1854 konnte sie wieder nach Trikaten heimkehren. Ersehnte Ruhe fand sie aber auch jetzt nicht. Aufs neue begann sie ein unstetes Wanderleben. Unwiderstehlich trieb sie es nach dem milderen Deutschland; war sie dann dort, machte sie sich Vorwürfe, ihr Heim und ihren Gatten verlassen zu haben. Da gab der Gedanke Trost, als Liedersängerin die Künstlerlaufbahn wieder betreten zu können. Am 27. Januar 1856 sang sie in einem zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Mozart's gegebenen Concerte in Berlin, und bald

darauf vermochte die jetzt ganz stimmlose Frau durch hinreißenden Vortrag der Lieder von Beethoven, Weber, Mendelssohn, Schubert und Schumann wieder außerordentliche Wirkungen hervorzurufen. Schon träumte sie davon in Dresden und Weimar aufs neue die Bühne zu betreten, dann eine große Concert- und Theatertour durch Amerika zu unternehmen, als März 1859 plötzlich ein furchtbares, seit lange schon unheimlich heranschleichendes Leiden, 2. April von den Aerzten für tödtlich erklärt, allen hochfliegenden Plänen ein Ende machte. Unsägliche Leiden, gräßliche Schmerzen hatte sie zu erdulden. Ihrem sehnenden Verlangen entsprechend, wurde sie fünf Monate vor ihrem Tode nach Coburg transportirt, wo sie in ihrer Schwester, Frau Auguste Schlönbach, eine treue, aufopfernde Pflegerin fand. In den Armen einer Freundin Augustens, die gerade in dieser Zeit ihre Dienstpflicht nach Gotha rief, ist sie nach schrecklichen Qualen endlich sanft entschlafen. Am 3. Februar wurde sie in Coburg beerdigt. Ihr Gatte aber, einem in ihrem schriftlichen Nachlasse ausgesprochenen Wunsche entsprechend, ließ einige Wochen später den Sarg wieder heben. Auf dem Trinitatiskirchhofe zu Dresden fand sie nach so vielen wechselvollen Schicksalen, nach so vielen Mühen und Kämpfen, Stürmen und Schmerzen endlich ihre letzte Ruhestätte. — W. Schröder's Leben bestand von je aus scheinbar unvermittelten Contrasten. Frühe schon stürzte sie sich mit einer Art bacchantischer Lust in die Gesellschaft. Huldigungen, womit sie infolge eminenter Leistungen stets überschüttet wurde, wurden ihr mit der Zeit zum Bedürfniß. Es erfüllte sie mit Verzweiflung, als sie eine Abnahme derselben bemerkte und der Gedanke, die Welt könne sie und ihre künstlerische Thätigkeit einst vergessen, war für sie entsetzlich. Dann hatte sie wieder Stunden, in denen sie die hohle Nichtigkeit aller dieser momentanen, rauschenden Ovationen anekelte, in denen sie, von ungesättigtem Schaffensdrang gefoltert, in Melancholie verfiel und unendliche Sehnsucht nach Ruhe und Sammlung des Gemüths sich ihrer bemeisterte. Trotz aller Extravaganzen beseelte sie stets der Geist solidester Ordnungsliebe, der sich schon in ihren großen, festen Schriftzügen aussprach. In ihrem Haushalt war sie ein Muster von Umsicht, Sorgfalt und peinlicher Genauigkeit. Wo sie auch nur kurze Zeit weilte, bewährte sich ihr von höchstem Schönheitssinn getragenes Einrichtungstalent. Sie arbeitete mit rastlosem Fleiße und nie befriedigtem Bestreben an ihrer künstlerischen Vervollkommnung. Alle ihre Unregelmäßigkeiten vermochten ihren stets regen und ernsten Kunstgeist nicht zu beschränken. Und weil in diesem Vorwärtsringen nichts Erkünsteltes und Erheucheltes lag, sie jede Aufgabe sehr schwer und gewissenhaft nahm, fehlte ihr auch jene echte Bescheidenheit nicht, die große Künstler stets ziert. Jedem Lobe begegnete sie mit den Worten: „Ich habe ja nichts gelernt, es zu nichts gebracht!" Was sie ergriff, nicht bloß Spiel und Gesang, glückte wunderbar. Sie besaß großes Talent zum Zeichnen, zu allen weiblichen Handarbeiten, vermochte einst nach zweistündigem Unterricht den Fuß einer Venus geschickt zu modelliren, componirte empfindungs- und stimmungsvolle Lieder u. s. w. Was sie interessirte, riß sie mit vollem Ungestüm genialer Begabung an sich. Bis in die geringsten Einzelnheiten studirte sie Musik, Handlung, Mitwirkende bis in die leisesten Stimmungsnüancen ihrer dramatischen Aufgabe. Sie lernte fechten, forschte nach Landessitten und gesellschaftlichen Formen aller Perioden, paßte bis auf Schmuck, Gürtel, Stoff und Farbe ihre Costüme stets den betreffenden Rollen aufs genaueste an. In Dresden begann sie nochmals eifrige Gesangstudien bei dem berühmten J. Mikscḥ und nahm jede ihrer Partieen sorgfältig mit ihm durch. Von den großen Sängerinnen, die sie in Paris und London hörte, suchte sie immer zu lernen. Dennoch blieb ihre Gesangsbildung stets mangelhaft. Zur Erlernung des eigentlichen Gesang-ABC hatte man ihr keine Muße gelassen, das Versäumte

ließ sich nicht mehr nachholen. Nie wurde sie daher eine wirklich vollendete Sängerin. Beherrscht eine solche ihr Instrument nicht vollkommen, ehe es zur dramatischen Production verwendet wird, ist eine höchste Leistung undenkbar. Der Schwerpunkt ihrer Kunst lag daher weniger in ihrem Gesange als in ihrem dramatischen Spiel. Die Deutschen, vorzugsweise stimmbegabt und musikalisch, besitzen bekanntlich nur wenig natürliches Geschick zum Singen, selten den richtigen Gesangsinstinct, nicht die Delicatesse des Gefühls. Die Stimme Wilhelminens hatte den Umfang eines kräftigen Soprans von c′ bis c″, der Qualität anderer deutscher Organe vielleicht nicht ganz ebenbürtig, aber von einer natürlichen Energie, die ihre Anziehungskraft nicht verfehlte. Hohe Partieen sagten ihr nie ganz zu. Frei und erfolgreich verfügte sie eigentlich nur über die Octave g′ bis g″, später, wo ihr Organ seine Dienste zu versagen begann, nur noch über die Quinte g′ bis d″, diese Lage behielt aber stets eine ausnehmend sympathische. zum Herzen sprechende Klangfarbe. Sonst konnte sie eines Gutturalansatzes nie los werden, auch nie das R sprechen lernen; ihre Coloratur war nicht zur Meisterschaft entwickelt. Aufsteigende Scalen sang sie gut und sicher, absteigende stockend und holperich. Der Triller gelang ihr auf der Bühne nur auf einigen ihr bequem liegenden Stufen. Es war daher ein großer Fehler von ihr und zeugt von eigenem völligem Verkennen ihrer Leistungsfähigkeit, sich seit ihrer Rückkehr aus Paris und London zu capriciren, in italienischen Bravourpartieen glänzen und mit einer Pasta, Grisi, Malibran u. a. rivalisiren zu wollen. Es fehlte ihr dazu ganz die entsprechende Vorbildung. Sehr schön und von natürlich seelenvollem Timbre, rund und anmuthig klang ihr mezza voce. In jeder Rolle hochgradig aufgeregt, gab sie auch mit jeder ein Stück ihres Lebens dahin. Obwol namentlich anfangs bewundernswürdig in innig-naiven Partieen, riß sie doch die mit ihrem Temperamente nicht ganz conforme Natur ihres Organs, ihre innerliche Bewegung und Leidenschaftlichkeit, unwiderstehlich zur Darstellung hochgradig erregter Affecte hin. Ueber eine alles überwältigende Intensität des dramatischen Ausdruckes verfügend, lernte sie doch nie ihre Stimmmittel mit ihren Aufgaben in entsprechendes Verhältniß zu setzen. In früheren Jahren vermochte sie ihre Kräfte zu potenziren, dann als diese schwanden, fiel sie in Manierirtheit, zuletzt sang sie in den leidenschaftlichsten Momenten nicht mehr, sie sprach nur noch. Fremde Kritiker, Franzosen und Engländer, darunter Berlioz und H. Chorley, durch die Aufführungen in Paris und London und die dort gebotenen außerordentlichsten Musterleistungen verwöhnt, beurtheilten sie daher auch in vernichtender Weise. Namentlich Ersterer nennt ihre Methode zu singen die unmusikalischste und gemeinste und fährt dann fort: „Ihre Stimme ist in den hohen Lagen abgenützt und wenig biegsam, jedoch glänzend und dramatisch; aber der Sängerin mangelt es an Reinheit und Geschmack; ihre Fermaten und sonstige Verzierungen sind an und für sich schon schlecht erfunden und werden von ihr ungeschickt angebracht; sie nimmt alle Töne, die sie nicht gewaltsam herausstoßen kann, stets zu tief, wie sie denn auch alle Ausrufe nie singt, sondern nur spricht und aus vollem Halse schreit.“ Rücksichtsvoller drückt sich zwar Chorley aus, im Grunde aber sagt er dasselbe. Beide hörten leider unsere Künstlerin erst in der Periode ihres Niederganges, wo manche ihrer Unarten schon auffällig hervortraten. Letzterer urtheilt: „Wilhelmine S. konnte nie eine große vollendete Sängerin werden, da sie ganz falsche Schulung genossen hatte. Allerdings war sie fähig jeden Ausdruck, den leidenschaftlichen wie zarten, zu geben, aber ihre Stimme klang rauh und zerrissen, weniger unbiegsam als incorrect. Indem sie mit Ernst und Willenskraft von allen Rollen Besitz nimmt, ist auch all ihr Bemühen nur darauf gerichtet, selbst auf Kosten aller Mitwirkenden, die Auf-

merksamkeit ausschließlich auf sich zu lenken. Es wäre keine Opernaufführung denkbar, erfüllte alle Betheiligten gleiches Bestreben. Als sie die Valentine in den Hugenotten (neben Tichatscheck als Raoul) sang und so großen Erfolg darin hatte, daß man eine Wiederkehr ihrer Triumphzeit erhoffte, stellte sie dieselbe wie ein Mannweib dar, keine Spur von der Tochter eines vornehmen französischen Edelmannes, von einer schüchternen, hochherzigen, zurückhaltenden jungen Frau. Man sah nur eine ungestüme, zum Zorne gereizte Megäre, für die die Stunde jungfräulicher Grazie und Zurückhaltung längst vorüber war. Eine specifisch deutsche Sängerin, versäumte sie im Verlaufe ihrer Wirksamkeit immer mehr, mit Anmuth, Geschmack und Beherrschung der Stimmmittel zu singen; die charakteristischen Eigenschaften der italienischen Schule verschmähend erreichte sie es nur, eine bedeutende Schauspielerin zu sein, die in Opernpartieen auftrat. Nie darf der dramatische Ausdruck auf Kosten der Tonschönheit erreicht, der Schwerpunkt von der Musik auf das Textwort d. h. von der Hauptsache aufs Nebensächliche verlegt werden. Die musikalische Betonung ist das Wichtigste im Operngesange, in ihr muß auch der dramatische Accent enthalten sein. Mit den Jahren übertrieb sie jede ihrer Eigenthümlichkeiten durch zu starkes Auftragen und fieberhafte Unruhe, bis zur Marter für das Publicum." Dennoch darf man nicht vergessen, daß bei ihrer so genialen Erscheinung, manches entschuldbar erschien, was bei anderen verurtheilt werden müßte, daß sie ihren Gesang den dramatischen Zwecken immer wunderbar dienstbar zu machen und, mit nie gekannter Schärfe des künstlerischen Blickes, alle Rollen zu durchdringen und stets den Moment, wo dieselben den Gipfel der Wirkung, den Wendepunkt des Sieges gewinnen sollten, mit unfehlbarer Sicherheit zu erspähen wußte. Die größten Erfolge suchte sie nie, wo sie von anderen erstrebt wurden, ja nicht einmal immer da, wo sie zu singen hatte; sie erreichte sie vielfach durch ihr stummes Spiel, die edle Plastik ihrer Geberden und Gesticulationen, die beredte Sprache ihrer Augen und Hände. Während einsichtsvolle Kenner längst bemerkten, daß die Einbuße ihrer Stimme sich kaum mehr verbergen ließ, bezeichnete sie dahin gehende Aeußerungen stets als Verleumdungen. Doch die wohlwollendsten Besprechungen ihrer Leistungen vermochten zuletzt nicht mehr zu vertuschen, daß es mit ihr, die so lange das Entzücken ihrer Freunde war, unaufhaltsam bergab ginge. Die erst 34jährige Frau stand leider allzubald vor der Wahl, entweder mit vollen Segeln zu schwimmen oder unterzugehen. Das rapide Sinken ihres Gestirns wurde durch das zu Viel in der Anwendung mancher Mittel, die dasselbe verbergen sollten, nur um so bemerkbarer. Daher pflegte sie, nur um Contraste zu erzielen, Lichter zu grell, Schatten zu dunkel aufzusetzen, um so zu erreichen, was sonst die milde anmuthsvolle Verschmelzung, der leichtgeführte Zügel des Maaßes selbst da gewann, wo sie mit stürmischen Schwingen glänzenden Zielen zustrebte. Immerhin aber behielten alle ihre Darstellungen stets Gipfelpunkte ihrer wunderbaren Darstellungsgabe, die das Publicum immer aufs neue verführten und fesselten. Sie hatte nicht selten Tage, wo sie mit all der Macht und dem Pathos spielte wie einst und die schwierigsten Gesangstücke mit einer Kraft bewältigte, daß man wähnen konnte, ein Wunder habe ihr Jugend und Stimme wiedergegeben. Sie blieb auch im Verfalle noch groß und bedeutend bis ans Ende. Nachhaltigen üblen und schädigenden Einfluß äußerte sie auf unser ganzes Opernwesen dadurch, daß sie das Fach der sogenannten dramatischen Sängerin schuf. Eine Primadonna der früheren Zeit mußte in jeder Richtung, im Spiel und Gesang, in der Cantilene wie in der Coloratur allen Forderungen gerecht zu werden suchen. Seither ist die italienische Schule in Mißcredit gekommen. Unsere Componisten können keine colorirte Arie mehr schreiben und schämen sich thörichter Weise, es zu thun. Unsere Operisten,

die specifischen Heldentenore, eine Abart der dramatischen Sängerinnen, mit eingerechnet, könnten sie auch nicht mehr singen. Alle sind nur bestrebt zu declamiren, leidenschaftlich in krassen Contrasten mit großem (?) Ton zu singen, ein Beweis dafür, daß ihnen das Bewußtsein schönen Tones, das Bedürfniß gründlicher Schulung, die Werthschätzung wirklichen Kunstgesanges verloren ging. — Zahllose Nachrufe und biographische Skizzen brachten nach Wilhelminens Tode alle Blätter, namentlich die illustrirten. Eingehende Arbeiten über sie sind: Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient von Claire v. Glümer; Leipzig 1862 (mit Porträt) und Wilhelmine Schröder-Devrient; ein Beitrag zur Geschichte des mus. Dramas von Alfr. Freih. v. Wolzogen; Leipzig 1863, welches Werk auch vorstehender Skizze zu Grunde liegt.

H. M. Schletterer.

Schrodt: Johann Franz Lothar v. S., Kanonist und Publicist, geb. zu Würzburg am 30. Juni 1727, † zu Prag am 23. December 1777. Er machte sämmtliche Studien in seiner Vaterstadt, erlangte daselbst im J. 1751 die juristische Doctorwürde, erhielt einen Ruf als Professor des Staats- und Lehnrechts an die juristische Facultät in Prag, wo er am 7. November 1754 installirt und am 30. November nochmals zum Dr. juris creirt wurde. Er bekleidete 1760 das Decanat der Facultät und war zugleich Assessor der Landes-Grenz-Commission. Schriften: „De subordinatione jurisdictionis episcopalis et superioritatis territorialis“. Würzb. 1751. „De jure successionis femineae in inclyto regno Bohemiae“. Prag 1756. 4. „Diss. polemica ad illustrandum art. V. Instrum. Pacis Westphal.“ 1762. 4. „Systema juris publici universi.“ Prag 1763, (Bamb. 1780) 4. „Systema juris gentium“ Prag 1768 (Bamb. 1780) 4. „Institutiones juris canonici ad ordinem decretalium Greg. IX. P. M.“ 1771, 72, 74. 3 P. 4. „De origine et finibus juris de non vocando et privilegii de non appellando in Imperio R. G.“ 1772. 4. „Diss. de jure supremi in civitate imperantis circa sacra.“ Opus posthum. in Biblioth. dissertatt. selectarum etc. Sectio prima. Prag u. Wien 1783.

Ignaz v. Luca, Gel. Oesterr. I, 108. — Schnabel, Gesch. der jurid. Fac. in Prag I. 96. 108. II. 70. — v. Wurzbach, Lex. XXXI, 307. — Meine Gesch. III. 1. S. 235, besonders über seinen kirchlichen (episkopalistischen) Standpunkt.

v. Schulte.

Schrödter: Adolph S., Maler im humoristischen Genre, geboren zu Schwedt in der Ukermark am 28. Juni 1805 als Sohn eines Kupferstechers, † am 9. December 1875. Er verlor früh seinen Vater und mußte schon als Knabe mit kleinen Grabstichelarbeiten sein Brot verdienen. Trotzdem genoß er, Dank der Fürsorge seiner Mutter, eine vortreffliche wissenschaftliche Bildung. Mit besonderer Vorliebe studirte er die alte und neue Litteratur, die Meisterwerke des Auslandes und die deutsche Geschichte und Dichtung. Auf autodidaktischem Wege erlernte er die altdeutsche Sprache, so daß er sie fließend las, das Mittelhochdeutsche konnte er so gut, daß er den Chronikenstyl trefflich nachzuahmen verstand. Mit großer Geduld und großer Ausdauer hatte er die schwierige Kupferstecherei erlernt. Etwa sechs Jahre lang hielt er bei derselben aus, dann aber trieb es ihn von den Nachbildungen zu selbständigen Schöpfungen. Dabei erkannte er die Lücken seiner künstlerischen Bildung, und um dieselben auszufüllen, begab er sich nach Berlin. Die Mittel für den Besuch der Akademie mußte er sich bei einem Lithographen verdienen.

In dieser Zeit war er mit Lessing befreundet worden, und durch denselben wurde er veranlaßt, im J. 1827 nach Düsseldorf überzusiedeln, wo Schadow kurz

vorher begonnen hatte, die Kunstschule zu reorganisiren. In dem regen Düsseldorfer Geistesleben fand er auch für seine poetischen Neigungen Anknüpfung mit Karl Immermann und Friedrich v. Uechtritz, Felix Mendelssohn war damals städtischer Capellmeister und übernahm mit Immermann zusammen die Leitung des Theaters. Derzeit waren in Düsseldorf die „trauernden Juden, die trauernden Räuber, trauernde Könige, trauernde Mädchen und Burschen“ in der Malerei Mode. Diese Richtung erweckte sofort das satirische Element Schrödter's, und er debütirte mit den „trauernden Lohgerbern“. Zwei Lohgerber sind im Begriff gewesen, Felle im Bach zu waschen und schauen mit wahrhaft historischer Wehmuth einer entschwimmenden Kuhhaut nach.

Von der Poesie des Rheins wurde er wie seine Zeitgenossen ergriffen und widmete eine große Anzahl seiner Bilder dem Thema „Wein, Weib und Gesang“. Besonderes Aufsehen machte sein „Rheinisches Wirthshaus“ (1833). Auf dem Hofe hinter dem Wirthshause eines alten rheinischen Städtchens entwickelt sich ein fröhliches Treiben, in humoristischen flotten Scenen wird dasselbe vorgeführt, es ist eine reiche, frohe Behaglichkeit, eine Fülle von Lust und Leben. Ein anderes im Vorjahre entstandenes Bild stellt eine „Weinprobe“ dar. Beide Bilder, ehemals in der Wagner'schen Sammlung, befinden sich jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin, jenes lithographirt von Jentzen, dieses von Fischer und Tempeltey. Am ergiebigsten aber zeigte sich sein Talent in humoristisch-satirischen Vorwürfen. Wo er seine Gegenstände aus der Poesie nahm, berücksichtigte er namentlich die humoristischen Dichter. Die humorvollen Gestalten des Cervantes, Shakespeare's und den deutschen Schalksnarren hat er zu Ehren gebracht, Don Quixote, Falstaff, Till Eulenspiegel und Münchhausen waren seine Lieblingsgestalten. Sein erstes Don Quixotebild, welches den Ritter darstellt, den Amadis von Gallien lesend, fand in allen Ländern Verbreitung und wurde namentlich im Heimathland des Helden, in Spanien, geschätzt. In einem düstern, verkommenen Gemach sitzt der künftige irrende Ritter zwischen dicken Folianten, auf einem Sessel, dessen eines Bein durch übereinander geschichtete Bücher ersetzt wird. Er selbst wie das Gespenst jener Zeit, welche er wieder herauf führen will. Angeregt durch den Erfolg dieses Bildes gab S. einen Cyklus von Originalradirungen aus der Geschichte des Don Quixote heraus. Aus den Falstaffdramen hat er die lustige Gesellschaft der Schenke zu Eastcheap gemalt, die Rekruten und den Friedensrichter. Aber es ist ihm bei den einzelnen Figuren nicht gänzlich gelungen die Reihenfolge des Witzes, welche der Poet nach und nach entwickelt, in einer Gestalt vereinigt darzustellen. Er hat die Gesellschaft mehr gemalt, wie sie Prinz Heinz in seiner fröhlichen Komik darstellt; dadurch sind sie zu sehr Caricaturen geworden. Auch in Auerbach's Keller nach Goethe's Faust hat er den Mephisto nicht gänzlich getroffen, für diesen reichen diabolischen Geist, der stets verneint, war er zu gutmüthig. Vortrefflich ist dagegen sein Münchhausen, der seine Jagdgeschichten auftischt. Diese schlanke, sehnige, nervige Gestalt ist in allen Jägertugenden zu Hause, in der Erfindung von Jagdgeschichten aber ist er König. Seine Hörer sind in höchst geistreicher Auffassung von der gläubigsten Bewunderung bis zum schärfsten Zweifel dargestellt. Aus dem Till Eulenspiegel hat er die Scene gemalt, wie der schalkhafte Till als Bäcker fungirt, die Weisung seines Meisters zu backen, was zum Thor hinaus und herein geht, wörtlich genommen und aus dem Teige allerlei Thiere und Männchen geknetet hat.

Eine sehr interessante decorative Arbeit hat S. in einem Arabeskenfries geliefert zur Ausführung in einem Eßsaal bestimmt. Auf Goldgrund, in Arabesken verschlungen, wird die fröhliche Seite des Bauernlebens dargestellt. Das Werk gewann den Preis des rheinischen Kunstvereins und ist von dem Künstler lithographirt und von dem Verein herausgegeben worden. Singen, trinken, tanzen

und küssen auf einer Kirchweih, das ist der Inhalt dieses lustigen Frieses. Nicht minder bedeutend und zahlreich sind des Künstlers Originalradirungen. Er hat es verstanden, die Stoffe sehr glücklich zu wählen, schön zu componiren und geistreich darzustellen. Nicht nur als Humorist zeigt er sich da, sondern auch glücklich in sentimentalen, wie in großartigen Darstellungen. Zu R. Reinick's „Frühlingsglocken" hat er die Geburt, die Hochzeit und den Abzug des Lenzes radirt. Großartig und historisch hat sich sein Talent gezeigt in einem nur gezeichneten Titelblatt zum Oratorium „Paulus" von Felix Mendelssohn, aber auch der Scherz hat auf demselben Platz gefunden. In seinen humoristischen Radirungen tummeln sich „Gesellen von allen Façons, lustige und traurige, tapfere und feige, dicke und dünne, schmierige und zierliche, Mädchen von jeder Sorte, schön und häßlich". Da ist „der Kampf um den Becher" zwischen einem Kriegsmann und einem Mönch, den Hanswurst beschützt, das „Ständchen" eines schäbigen Musikanten, der „neue Simson" nach Reinick, abermals der fabelhafte Lügner Münchhausen, der edle Ritter Don Quixote, ein Trinklied vom Jahre 1500, Wolfgang Müller's Lied vom Maiwein. Zwei Blätter sind namentlich charakteristisch für den Künstler. Das eine ist seine Verlobungskarte, er selbst sitzt vor der Staffelei, die Braut mit der Guitarre vor einem vollendeten Brief. Die Gestalten seiner Bilder aber, allen voran Falstaff und Don Quixote müssen Blumengewinde und die Gegenstände für den künftigen Haushalt herbei schaffen. Vielleicht die geistreichste Arbeit Schrödter's ist die Allegorie seines Monogramms, des Pfropfenziehers (Weinschröters) oder die Flasche, wie das Blatt gewöhnlich genannt wird. Alle Wirkungen des Weines sind durch geisterhafte Gestalten innerhalb der Flasche dargestellt.

Zwanzig Jahre hatte der Künstler in Düsseldorf gelebt und seinen Wohnsitz inmitten eines großen der Blumencultur gewidmeten Gartens liebgewonnen, als ihn die Ereignisse des Jahres 1848 nach Frankfurt a. M. riefen. Der witzige Verfasser der „Randzeichnungen", der Advocat Detmold in Hannover, war bei dem Frankfurter Parlament Volksvertreter und engagirte S. zur Mitarbeiterschaft an einem Werk „Thaten und Meinungen des Abgeordneten Piepmeyer, Mitglieds der deutschen Nationalversammlung", in welchem der deutsche Philister nach allen Richtungen scharf gegeißelt wurde. Leider ist dieses auf Stein gezeichnete Werk von einigen dreißig Blättern längst eine Seltenheit geworden. In Frankfurt malte er auch ein Friesbild voller Laune und Lust, den Zug des Königs Rheinwein, das 1867 in Farbendruck bei Albert in München erschien. Seinen Sinn für Ornamentik bekundete er durch ein Musterbuch für Schnurstickerei, welches häufig benutzt wird. Als Schriftsteller ist er mit einem Heft über „Das Zeichnen als ästhetisches Bildungsmittel, vorzugsweise für die Erziehung des weiblichen Geschlechts" (Frankfurt 1853) aufgetreten. 1852 entstanden vier Aquarellbilder, welche den Rheinwein, den Maitrank, den Punsch und den Champagner illustriren. 1854 kehrte er wieder nach Düsseldorf zurück. Dort war unterdessen durch Lenze der „Malkasten" gegründet worden. Neben der Porträtgalerie der Mitglieder sollte eine Chronik verfaßt werden. Dazu war S. vortrefflich geeignet, im Styl der alten Urkunden schrieb er die Geschichte des ersten Lustrums, welche später von Camphausen fortgeführt wurde und im Druck herausgegeben ist. In seiner artistischen Thätigkeit kamen zunächst wieder Illustrationen an die Reihe; zu den älteren Werken dieser Art, zu Chamisso's Schlemihl, Musäus' Volksmärchen, Heine's humoristischen Liedern, kamen nun Bilder und Randzeichnungen zu Uhland, Beiträge zum Düsseldorfer Künstleralbum und anderes. Ein reizender Aquarellfries stellte eine Allegorie der vier Jahreszeiten dar, repräsentirt in den Beschäftigungen der Menschen und umgeben von den Blumen und Vögeln der jeweiligen Monate. Diese Bilder befinden sich

in der Galerie zu Karlsruhe. Im J. 1859 berief ihn der Großherzog von Baden als Lehrer des Freihandzeichnens und der Aquarellmalerei an die Polytechnische Hochschule zu Karlsruhe. Dort hat er in zwölfjähriger Wirksamkeit eine große Zahl schöner Dessins und Muster als Vorlagen für die Industrie geschaffen. In seine letzten Jahre gehören die Bilder „Zwei Mönche im Klosterkeller“ (1863) „Hans Sachs“, „Falstaff mit seinem Pagen“ (1867). Der Lebensabend des liebenswürdigen Meisters war durch eine lange und harte Krankheit getrübt. Schon drei Jahre vor seinem Tode mußte er, häufiger rheumatischer Schmerzen wegen, seine Lehrstelle niederlegen, und als die Karlsruher Kunstgenossenschaft im Juni 1875 seinen siebzigjährigen Geburtstag festlich beging, da konnte er das Krankenzimmer nicht verlassen, er starb am 9. December desselben Jahres. M. G. Zimmermann.

Schrödter: Friedrich Georg Leonhard S., Dr. phil. h. c., Forstmann, geboren am 20. Mai 1786 zu Gotha, † am 29. Januar 1862 zu Georgenthal (im Herzogthum Sachsen-Gotha). Sohn eines Wildmeisters, absolvirte er das Gymnasium zu Gotha und bezog hierauf die Universität Jena, um — nach einer Bestimmung seines Vaters — Jurisprudenz zu studiren. Da aber sein Herz am Walde hing, ließen ihm die Seinigen auf Zuspruch des Herzogs Ernst II. von Gotha-Altenburg in der Wahl des Berufes freien Willen. Durch diese Entscheidung beglückt, wendete er sich daher von 1805 ab dem Studium der Forstwissenschaft auf der damals emporblühenden Forstakademie Dreißigacker (Meiningen) zu, welche er 1806 absolvirte. Dem talentvollen und strebsamen Manne war bereits am 8. Juli 1805, während er seinen Studien noch oblag, das Prädicat „Forstconducteur“ zu theil geworden, eine gute Vorbedeutung für seine spätere dienstliche Laufbahn, welche sich zwar in einem kleinen Staate abspielte, aber schließlich zu einer höchst ehrenvollen und einflußreichen gestaltete.

Am 11. Juni 1807 erfolgte seine Zulassung zum Accesse bei dem herzogl. Forstamte Tenneberg, zunächst ohne Gehalt, und seine Verpflichtung. Schon am 16. Juni 1809 wurde er aber (mit 150 Thlr. Gehalt) zum Forstsubstituten des Oberförsters Baur in Georgenthal cum spe succedendi ernannt, und war ihm das seltene Glück beschieden, in diesem idyllisch gelegenen thüringischen Waldorte in den verschiedensten Dienstgraden bis zu seinem Tode, also über ein halbes Jahrhundert, zu wirken. Nach Baur's Ableben wurde er durch höchstes Rescript vom 28. August 1812 zum Förster (Revierförster) der Forstei Georgenthal ernannt; am 20. Februar 1829 erhielt er das Patent als Oberförster und — wegen seiner hervorragenden Leistungen — zugleich die Functionen als Assistent des der Forstmeisterei Georgenthal vorstehenden Oberforstmeisters und Kammerherrn v. Trott. Unter dem 26. September 1836 wurde ihm, unter Ertheilung von Sitz und Stimme bei dem Forstamte zu Georgenthal das Prädicat als „Wildmeister“ verliehen, und nachdem v. Trott am 2. Januar 1848 auf dem Hammerteiche (bei Georgenthal) verunglückt war, wurde ihm zunächst das Vicariat der Forstmeisterei und durch Patent vom 20. März 1848 vom 1. April ab die definitive Stelle als Forstmeister übertragen. Gleichzeitig betraute man ihn mit der Vertretung der benachbarten, durch die Ereignisse der Revolution plötzlich verwaisten Forstmeisterei Tenneberg, von welchem Nebenamte er erst am 6. Januar 1849 wieder entbunden wurde. Nur einem Manne von Schrödter's Geist und Kraft konnte die gleichzeitige Verwaltung von zwei so ausgedehnten und in Bezug auf Bewirthschaftung so schwierigen Inspectionsbezirken — noch dazu in einer täglich mit neuen Aufregungen verknüpften und tumultuarischen Zeit — gelingen. Am 2. Januar 1853 wurde ihm das Dienstprädicat als „Oberforstmeister“ verliehen. Eine noch größere und bis daher keinem im äußeren Dienste stehenden Forstbeamten zu theil gewordene Auszeichnung lag aber in

seiner am 14. März 1856 erfolgten Ernennung zum forsttechnischen Beirathe des herzogl. Staatsministeriums neben seiner hierdurch unberührt bleibenden Stellung als Dirigent der Forstmeisterei Georgenthal. Am 11. Juni 1857 feierte er, unter großer Betheiligung der ihm vorgesetzten Behörden, sowie zahlreicher Fachgenossen, Gönner und Freunde, sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum, bei welchem ihm großartige Beweise der landesväterlichen Huld, sowie der Verehrung und Liebe von allen Seiten dargebracht wurden. Schon 1851 mit dem dem herzogl. Sachs.-Ernestinischen Hausorden affiliirten Verdienstkreuze und 1855 mit dem belgischen Officierkreuze des Königl. Leopoldordens bedacht, rückte er — bei Gelegenheit dieses Jubiläums — zum Comthur II. Classe des Ernestinischen Hausordens auf. Auch die Wissenschaft wurde seinen Leistungen dadurch gerecht, daß ihm bei diesem Anlasse von Seiten der philosophischen Facultät der Universität Jena das Doctordiplom h. c. überreicht wurde. Sein nur wenige Jahre später eingereichtes Gesuch um Versetzung in den Ruhestand vom 1. Juni 1860 ab (nach fünfundfünfzigjähriger Dienstzeit) wurde wegen seiner Unentbehrlichkeit höchsten Ortes huldvoll abgelehnt. Er erhielt jedoch behufs seiner Erleichterung durch Beigabe eines benachbarten Oberförsters eine entsprechende Vertretung, welche es ihm ermöglichte, nur diejenigen Geschäfte noch in der Hand zu behalten, welche er selbst besorgen wollte. Factisch hat er aber in allen wichtigeren Dingen bis zum letzten Athemzuge für das Wohl der ihm anvertrauten Forste gewirkt.

S. war eine genial angelegte, schöpferische Natur von durchdringendem Verstande, großer Schärfe des Blickes und unbeugsamer Energie in Bezug auf die Durchführung der von ihm als richtig erkannten Maßregeln. Wissen und Können vereinigten sich bei ihm in seltenem Maße. Waren die Verhältnisse eines seiner Beurtheilung unterliegenden Falles auch noch so verwickelt, so verstand er es doch meisterhaft, sofort den Kern der Sache richtig zu erfassen und die besten Wege zur Lösung einer Frage, bezw. Schlichtung einer Streitsache ausfindig zu machen. Hierzu gesellten sich andere Eigenschaften, welche ihn zum Muster eines Beamten stempelten: Diensteifer, rastlose Thätigkeit, Ordnung, peinliche Pünktlichkeit im Dienste, strenge Wahrung seiner und Anderer Competenzen und große Uneigennützigkeit. Manche Einrichtungen, welche ihm Vortheil brachten, wie z. B. die Schaftriften, entfernte er aus dem Walde, wenn ihm deren Fortbestehen mit dem Interesse des Dienstes nicht vereinbar schien. S. und Salzmann (s. A. D. B. XXX, 297) sind ohne Zweifel die beiden glänzendsten Namen in der Geschichte der gothaischen Wälder und Forstwirthschaft. Unter ihrem zielbewußten Regimente erlangte das dortige Forstwesen eine Blüthe, welche es leider nicht mehr aufzuweisen hat. Man hätte die von diesen beiden Männern, welchen die tiefste Kenntniß aller einschlagenden Verhältnisse durch den Dienst von unten auf eigen war, mit Geschick und entschiedenem Erfolg betretenen Bahnen nur verfolgen und weiter ausbilden, nicht aber in ganz neuen Richtungen sich bewegen sollen, welchen der Prüfstein der Erfahrung noch fehlt. Schrödter's Wesen war ernst und wortkarg, konnte mitunter sogar rauh erscheinen, aber unter der harten Schaale schlummerte ein edler Kern, weshalb er sich — weit über die forstlichen Kreise hinaus — namentlich auch bei den Bewohnern der zahlreichen umliegenden Dorfschaften der größten Verehrung erfreute. Er hörte Jeden an, wurde Hohen und Niedrigen gerecht, vertrat seine Untergebenen stets energisch und fand, selbst wenn er nicht zu Gunsten eines Gesuchstellers entscheiden konnte, doch stets williges Gehör und Anerkennung seiner strengen Gerechtigkeitsliebe und Objectivität im Urtheile.

Es dürfte noch am Platze sein, Schrödter's Hauptleistungen als Wirthschafter, Inspections- und Directionsbeamter kurz hervorzuheben, wenigstens die

Richtungen anzudeuten, nach welchen sich seine segensreiche Wirksamkeit hauptsächlich verbreitete. Als er seine dienstliche Stellung auf dem Georgenthaler Reviere als dessen Verwalter antrat, zeigte dasselbe nach fast allen Richtungen hin unerfreuliche Verhältnisse. Es galt, die vielfach in verkehrter Richtung angelegten Schläge in eine planmäßige Folge zu bringen, zahlreiche Blößen zu cultiviren, dem starken Holzdiebstahle aus den benachbarten volkreichen Orten zu begegnen, Mißbräuche aller Art, welche sich inzwischen eingeschlichen hatten, abzustellen und die forstliche Einrichtung, bezw. Waldstandsrevision auf vier mit Gerechtigkeiten aller Art stark belasteten und auch sonst ziemlich complicirte Verhältnisse bietenden Gebirgsrevieren durchzuführen. Mit welchem Geschicke und welcher Energie er hier — unter Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten — eingriff, um nach allen bezeichneten Richtungen hin verbessernd und neue Verhältnisse anbahnend zu wirken, beweist die Thatsache, daß der Georgenthaler Forst noch zu seinen Lebzeiten nach dem Urtheile wohl sämmtlicher mit den Umständen bekannter Fachgenossen zu dem bestgeordneten sich erhob. Insbesondere muß die Aufforstung des etwa 300 ha umfassenden Forstortes Ziegelberg mit Nadelholz als eine seiner rühmlichsten Leistungen hervorgehoben werden. Seine Wirksamkeit erstreckte sich aber auch schon vor seiner Ernennung zum technischen Beirathe der höchsten Behörde auf Hebung des Forstbetriebes im ganzen Lande. Bei der Forstorganisation von 1829 wirkte er wesentlich mit, insbesondere was den mercantilen Theil betraf; so bearbeitete er z. B. mit Salzmann die Holztaxen in erschöpfender Weise. Die Revenüen der Forste hob S. durch sorgfältige Nutzholzausbeute und geschickte Verwerthung (eine Verbindung des auctionsmäßigen mit dem accordweisen Verkaufe) auf eine bedeutende Höhe, während er grundsätzlich die Taxen der zum Bedarf der meist armen Waldbevölkerung dienenden Brennhölzer in mäßigen Grenzen zu erhalten trachtete, schon um dem Holzdiebstahle vorzubeugen. Ferner verdankt eine ganze Reihe forstlicher Reglements, in welchen sich gründliche Einsicht in das Wesen des Forsthaushaltes offenbarte, seiner schöpferischen Feder ihre Entstehung. Ein weiteres Verdienst hat er sich durch das in Gemeinschaft mit Salzmann bis ins kleinste Detail ausgebildete Forsttaxationsverfahren (ein combinirtes Flächenfachwerk) erworben (s. meine Darstellung dieser Methode in den Supplementen zur Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung, IV, 1863, S. 91—120).

Leider blieb ihm bei dem enormen Umfange der ihn belastenden vielseitigen Dienstgeschäfte keine Zeit zur Schriftstellerei, gegen welche er überdies eine gewisse Abneigung an den Tag legte. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als er ein ideenreicher und speculativer Kopf war, aus dessen knappen Sätzen schon bei einer gewöhnlichen forstlichen Unterhaltung, wie ich durch jahrelangen Umgang mit ihm hinreichend in Erfahrung gebracht habe, eine unglaubliche Fülle von Anregungen — gleich Gedankenblitzen — hervorleuchtete. Voll und ganz konnte ihn freilich nicht Jeder verstehen, noch würdigen. Er verfaßte nur ein (in 1. Aufl. lithographirtes) Taschenbuch für die Forstbeamten des Herzogthums Gotha, welches — nach Art eines Kalenders — Angaben über die wichtigsten Höhenpunkte, Forstflächenverhältnisse, Reductionstafeln, Holztaxen, Haulohntarife, Kreisflächentafeln, Kubiktabellen etc. und eine Menge der werthvollsten, zum größten Theile auf eigenen Untersuchungen beruhende Notizen über statische und statistische Verhältnisse, zumal Kosten verschiedener Waldarbeiten, enthielt. Die 2. Aufl. dieses vortrefflichen und handlichen Compendiums erschien (im Drucke) erst nach seinem Tode. Außerdem bildete er — nach Analogie des König'schen Verfahrens — eine besondere Methode der Holzzuwachsermittelung aus und entwarf zugehörige Zuwachstafeln, welche sich auf den Durchmesser beziehen und von der Voraussetzung ausgehen, daß das ständige Zuwachsmaß von 0,5 Zoll

ganz innerhalb des Umfangs liege (s. König's Forstmathematik, 5. Aufl., 1864, S. 354).

Allgemeine Forst- und Jagdzeitung 1857, S. 481 (Dienstjubiläum). — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums zc. III, S. 95, Bemerkung 136. — Acten des herzogl. Staatsministeriums und der vormaligen Kammer zu Gotha. — Familiennachrichten. — Eigene Kenntniß. R. Heß.

Schröer: Georg Friedrich S., † 1739. S., ein verdienter Wittenberger Theologe, stammte aus Jauer in Schlesien, wo sein Vater Henning S. Prediger war. Hier wurde er 1663 geboren, erhielt seine Vorbildung in Liegnitz und bezog 1685 die Universität Wittenberg. Auf dieser Hochschule erwarb er sich bei guter Begabung eine so tüchtige wissenschaftliche Bildung, daß er die akademische Laufbahn ins Auge fassen konnte. 1689 promovirte er als Magister, begann 1690 als „Adjunct“ philosophische Vorlesungen zu halten und erreichte durch sie so gute Erfolge, daß man ihm 1694 das öffentliche Amt eines Lehrers der Logik und Metaphysik anvertraute. Doch ging seine eigentliche Neigung auf die Theologie; daher er 1710 als D. theol. promovirte und 1712, als gerade eine ordentliche Professur der Theologie vacant geworden war, diese übernahm. In dieser Stellung verblieb er bis an seinen am 5. April 1739 erfolgten Tod. Er hat also während seiner gesammten Studienzeit und Lehrthätigkeit ganz der Universität Wittenberg angehört. Seiner dogmatischen Richtung nach, gleich seinen theologischen Collegen, streng lutherisch, vermied er, als ein freundlicher, friedfertiger und allezeit dienstfertiger Mann, mit Absicht in öffentlichen Schriften allen Streit. Er war zweimal verheirathet und hinterließ viel Kinder, Söhne und Töchter. Da er in dem Jahre, als er starb, gerade das Rectorat der Universität bekleidete, wurde er dem Ceremoniell entsprechend am 12. April in der Schloßkirche zu Wittenberg mit fürstlichen Ehren bestattet. Größere Schriften hat er nicht hinterlassen, wohl aber existiren von ihm über 30 wissenschaftliche Disputationen und 9 Programme in lateinischer Sprache aus dem Gebiete der Philosophie und der Theologie, in denen originale Gedanken freilich schwerlich zu finden sein dürften.

Sein Leben ist beschrieben 1) in „Gelehrte Neuigkeiten Schlesiens“ (Liegnitz 1739) S. 472 ff., woselbst S. 479 ff. eine Beschreibung seiner Leichenfeier gegeben wird; 2) ausführlicher von M. Michael Ranfft, Leben und Schriften aller Kursächsischen Gottesgelehrten u. s. w. (Leipzig 1742), Theil II, Nr. 58. (Daselbst befindet sich S. 1115 ff. ebenfalls die Beschreibung der Feierlichkeiten bei dem Begräbniß Schröer's; S. 1114 ferner die Namen der sieben vorangehenden Professoren Wittenbergs, die auch als Rectoren gestorben sind; zu den dort S. 1118 ff. aufgeführten lateinischen Dissertationen und Programmen Schröer's füge ich noch folgende hinzu: „De natura divini decreti — [pro loco]“, Wittenb. 1693, die früheste uns erhaltene Disputation Schröer's; „De permissione Dei“ 1702; „De privatione gratiae divinae“ 1705; alle drei sind in der Universitätsbibliothek zu Göttingen vorhanden.

P. Tschackert.

Schröer: Tobias Gottfried S., ein hochverdienter Schulmann und schönwissenschaftlicher Schriftsteller, als letzterer besonders unter dem Pseudonym Chr. Oeser bekannt, wurde am 14. Juni 1791 zu Preßburg von protestantischen Eltern geboren, bildete sich auf deutschen Universitäten und kehrte dann in seine Vaterstadt zurück, wo er eine Lehrerstelle an dem dortigen evangelischen Lyceum übernahm, an dem er zuletzt die Professur für Geschichte, Archäologie und Aesthetik bekleidete. Im März d. J. 1850 wurde er k. k. Schulrath und Schulinspector für den Preßburger District, starb aber bereits am 2. Mai 1850. Wir müssen uns mit dieser kurzen Darstellung seines äußeren Lebensganges begnügen, da die

eigenen Aufzeichnungen Schröer's, „50 Jahre aus dem Leben eines Deutschen in Ungarn", von seinem Sohne, dem Dichter und Goetheforscher, Professor Karl S. in Wien redigirt, noch der Veröffentlichung harren. Nach diesen Aufzeichnungen, die sich „wie ein Roman" lesen sollen, war das innere, geistige Leben des Verstorbenen ein um so reicheres, aber auch bewegteres. Schon frühe trat S. als Vorkämpfer für deutsche Bildung und freie protestantische Geistesrichtung in Ungarn auf; aber nur zu bald mußte er die Fesseln fühlen, welche die traurigen Censurverhältnisse unter Metternich's Regiment seiner Feder anlegten, und als mehrere seiner Schriften, die er unter seinem wahren Namen in Ungarn herausgegeben hatte, von der Censur arg verstümmelt wurden, mußte er für seine Geisteserzeugnisse außerhalb Oesterreich-Ungarns (in Leipzig) eine Stätte suchen. Aber alles, was hier von ihm unter fremdem Namen erschien, durfte in der Heimath vom Autor nicht als sein Eigenthum anerkannt werden und mußte den Spürnasen der Polizei verborgen bleiben. So wurde er des Beifalls, den viele seiner Schriften fanden, niemals von Herzen froh. S. hatte eine entschiedene Begabung für das charakteristische Lustspiel, das besonders die Zustände der Zeit, die Mißstände auf politischem und kirchlichem Gebiete behandelt. Sein humoristischer Schwank „Der alte Herr", in welchem Metternich mit den kühnsten Strichen als Hausverwalter geschildert wird, ging leider auf dem Wege zu einem Hamburger Buchhändler verloren. Für einen andern, in kirchlicher Hinsicht ebenso verwegenen Schwank, „Die Krebse", wollte sich kein Buchdrucker finden; er erschien endlich in unkenntlich verstümmelter Gestalt als „Krebse und derartiges Ungeziefer. Ein Fastnachtsspiel von Theodoricus Schernberk d. j. (1845)." Von seinen Lustspielen „Rein gefegt" (im Almanach dram. Spiele f. 1828) und „Der Bär" (im Jahrb. deutsch. Bühnenspiele f. 1830), die S. später in seine „Theestunden in Lindenhain" (II, 1846) wieder aufnahm, erhielt das erstere nur deshalb den von Lebrun ausgesetzten Preis nicht, weil es zu spät zur Preisbewerbung eintraf. Großes Aufsehen erregte sein historisches Drama „Leben und Thaten Emerich Tököly's und seiner Streitgenossen von A. Z." (1839), in welchem er den Kampf Ungarns für den Protestantismus und die Ränke der clericalen Hofpartei lebendig und wahr schilderte. Es wurden nach dem Manuscript die weitgehendsten Haussuchungen angestellt, selbst bei der Mutter des Dichters, und das Buch in Oesterreich streng verboten, obwohl sein Inhalt auch vom ästhetischen Standpunkt aus die günstigste Beurtheilung erfuhr. Zwei frühere Schriften ähnlicher Tendenz, „Ueber Erziehung und Unterricht in Ungarn in Briefen an den Grafen St. Szechenyi von Pius Desiderius" (1839), worin er den Unterricht der katholischen Geistlichkeit geißelt, und „Die Religionsbeschwerden der Protestanten in Ungarn, wie sie auf dem Reichstage im J. 1833 verhandelt wurden. Herausg. von Elias Tibiscanus" (1838) hatten bereits die Aufmerksamkeit der spähenden Polizei auf S. gerichtet, und dieser mußte daher in steter Furcht schweben, durch einen Zufall verrathen und nach der Festung Munkacs abgeführt zu werden. Dagegen ließ man seine anonym erschienene Novelle „Die heilige Dorothea. Dichtung und Wahrheit aus dem Kirchenleben in Ungarn" (1839), die man wegen ihres Titels für unverfänglich hielt, ungehindert verbreiten, und erst, als sie ihre Wirkung gethan, wurde sie confiscirt. Man wird nach diesen Mittheilungen verstehen, was Schröer's Sohn über das Leben und die Thätigkeit seines Vaters sagt: „Es liegt ein Stück bürgerlicher Tragödie in dem Leben des armen, so wenig gekannten und so viel geplagten Mannes. Wenn das triste lateinische Sprichwort: Quem Dii odere paedagogum fecere je auf jemanden Anwendung gefunden, so war dies bei S. der Fall. Ein Professor der deutschen Litteratur, der deutschen Rhetorik und Poesie in Ungarn, in Preßburg in der vormärzlichen Zeit! Jeder Csikos hatte eine beneidenswerthere Stel-

lung gegen ihn .... Und in diesem närrischen Lande, unter einer gedankenlos absoluten Regierung, in einer indifferenten, farb- und willenlosen Stadt mußte Oeser, dessen ganzes tiefinnerliches Wesen von deutscher Bildung und Gesinnung getragen war, ein deutscher Schriftsteller sein, der seine litterarische Beschäftigung verschlossen, heimlich, wie ein — Verbrechen übte." Unter den zahlreichen Schul- und Jugendschriften müssen wir schließlich noch folgende hervorheben: „Weihgeschenk für Frauen und Jungfrauen. Briefe über die Hauptgegenstände der Aesthetik" (1838), ein Buch, das nach des Verfassers Tode von A. W. Grube unter etwas verändertem Titel herausgegeben wurde und noch heute (in 20. Aufl.) in gebildeten Familien heimisch ist; — „Weltgeschichte für Töchterschulen" (III, 1841—43; neu bearb. von Chr. Gotth. Neudecker); — „Geschichte der deutschen Poesie in leicht faßlichen Umrissen" (II, 1844); — „Der Vogelherd. Dram. Gemälde aus Luther's häuslichem Leben" (1845); — „Geschichte der Deutschen, dem Volke erzählt" (1847); — „Weihgeschenk für Jünglinge. Eine Vorschule zur ästhetischen Bildung" (1849). — Auch Schröer's Gattin, Therese, geborne Langwieser, geboren am 9. Mai 1804, die er im J. 1823 heimführte, hat sich als Schriftstellerin bethätigt und damit als eine geistreiche, ästhetisch fein gebildete Frau bekannt gemacht. Ihre „Briefe und Blätter von Frau Therese. Herausg. von Karl v. Holtei" (1864) und „Für Euch, Ihr jungen Frauen und Mütter. Briefe an eine Freundin von Therese Oeser" (1866), sowie „Im Brautkranz. Briefe an eine junge Verlobte ꝛc." (1870) sind eine wahre Fundgrube von Innigkeit und Empfindungstiefe. Durch diese Schriften wurde denn auch die Deutsche Schillerstiftung auf die bereits vergessene Wittwe eines bedeutenden deutschen Schriftstellers aufmerksam, und sie hielt es für Pflicht, die Schriftstellerin unter ihre Pensionärinnen aufzunehmen. In den letzten Jahren ihres Lebens wohnte die Wittwe in der Nähe ihres Sohnes in Wien, und hier ist sie am 27. Januar 1885 gestorben.

Enthüllungen über Christian Oeser (von Prof. K. J. Schröer in der Wiener „Neuen Freien Presse" 1869 v. 2. April). — Karl Goedeke's Grundriß III, 860. — Wurzbach's Lexikon XXXI, 18. — K. J. Schröer, Die deutsche Dichtung des 19. Jahrh., 1875, S. 191 ff.

Franz Brümmer.

Schröer: Thomas S., Jurist und Dichter des beginnenden 17. Jahrhunderts, ward als Sohn des Bäckers Martin S. am 14. December 1588 zu Neustadt in Oberschlesien geboren, besuchte, als sein Vater October 1596 bald nach dem Tode der Mutter nach Breslau übergesiedelt war, dort das Gymnasium zu St. Elisabeth, das damals unter Steinberger's Leitung stand, bezog 1608 mit einem Stipendium der Bäckerzunft die Universität Wittenberg, wo ihn seine erwachenden poetischen Neigungen zum Anschluß an Friedrich Taubmann veranlaßten, und setzte seit 1609 in Leipzig seine juristischen Studien fort, die freilich durch für damalige Verhältnisse nicht unerhebliche Reisen in Deutschland und Holland oft unterbrochen wurden. 1613 kehrte er nach Breslau zurück, wo er am 10. October 1614 Advocatus Juris ordinarius, 1622 Unterschöppenschreiber, 1637 Oberschöppensecretär des Rathes wurde. Seine juristische Tüchtigkeit, die öfters auch von Fürsten zur Entscheidung schwieriger Rechtshändel angerufen wurde, trug ihm vom Kaiser den Adelstand ein. Er starb am 6. Januar 1641 und wurde in der Elisabethkirche zu Breslau begraben.

Seine Zeit schätzte in S. wesentlich den trefflichen Rechtsgelehrten, und Gelegenheitsgedichte, wie sie in Schlesien besonders im Schwange waren, feiern ihn wohl als den schlesischen Zasius. Sein bedeutendstes juristisches Werk war ein höchst voluminöser Quartband in deutscher Sprache: „Institutiones Tutorum

et Curatorum Germanicae“, der erst lange nach seinem Tode 1666 von dem bekannten Breslauer Verleger Es. Fellgibel veröffentlicht wurde: ein mehr gelehrtes als praktisches Buch, in dem S. „als eine embsige Honigsammlerin“ aus alten und neuen Rechtsbüchern, sowie aus der eigenen Erfahrung eine erstaunliche Fülle Stoffs mehr zusammen getragen als verarbeitet hat. Ueber dasselbe Thema aber hatte S. schon bei Lebzeiten in seinem „Summarischen Deutschen Vaterrecht vom Ampt der Vormünder und Pflegeväter“ (Leipz. 1635) gehandelt: in ernsten Kriegs- und Sterbensläuften an der Vollendung des größeren Werkes verzweifelnd, hatte er einen auf das Bedürfniß der Laien berechneten ungelehrten Auszug verfaßt, dem eine einfache verständliche Sprache, die unnöthige Fremdwörter verhältnißmäßig meidet, nachgerühmt werden darf. S. glaubt sich in der Vorrede geradezu entschuldigen zu müssen wegen seiner deutschen Sprache: er beruft sich auf Werndte's gleichfalls deutschen Pupillenschild und auf das starke Bedürfniß, das gerade jetzt, da Krieg und Pest so viel Waisen schaffe, nach einem volksthümlichen Buche dieses Themas vorhanden sei Und selbst hier, in der streng juristischen Arbeit, regt sich des Verfassers poetisches Aederchen: in ein paar Knittelversen verzeichnet er die Gründe, aus denen Jemand Vormundschaft ablehnen darf, und den Schluß bildet eine zusammenfassende kurze Inhaltsangabe des ganzen Werkchens in deutschen sehr trocknen und langweilig steifen Alexandrinern.

Der Dichter S. ist eine Uebergangsgestalt. Der Schüler Taubmann's begann und glänzte als lateinischer Poet: im elegischen Maße behandelte er das Jus Feudale, zugleich ein Sänger und Jurist (1621); Virgil's Eklogen ahmte er christlich umdichtend nach (1623); ein lateinisches Drama handelte „De electione Sauli regia“, und an lateinischen Gelegenheitsgedichten werden schlesische Bibliotheken wahrscheinlich noch manches bergen, was mir unbekannt ist. Aber der Mann, der selbst seine Wissenschaft in der Muttersprache zu behandeln nicht verschmähte, dichtete auch deutsch, wenn auch unleugbar ungeschickter. Als am 23. Februar 1620 Friedrich V. von der Pfalz, der unglückliche König von Böhmen, von stolzen Hoffnungen begrüßt in Breslau einzog, ward ihm eine mit einer Ueberfülle allegorischer Embleme geschmückte Ehrenpforte errichtet, die S. zunächst in einem lateinischen „Carmen elegiacum“ beschrieb und deutete: aber noch im selben Jahre übertrug und erweiterte er dies Gedicht als „Fried-Ehren-Thron“ zu einer breiten Allegorie in vierhebigen deutschen Versen mit gekreuztem Reim, aus deren steifen zusammenhangslosen Erklärungen als einheitliche Grundstimmung eine tiefe Friedenssehnsucht zuversichtlich hervorbricht; S. ahnt nicht, daß er und sein Vaterland eben erst am Anfange decennienlanger Kriegsgräuel stand. Die Verse sind silbenzählend gebaut, das Ganze athmet noch den Geist des 16. Jahrhunderts. Auch ein Gelegenheitsgedicht von 1628, ein Trauerlied für den Breslauer Pfarrer Kurzmann, der sein sechstes Kind verloren hat und dem S., selbst ein halb Jahr vorher dreier lieber Kinder beraubt, schlicht warmherzige Tröstung spendet, auch dieses Lied zählt noch Silben. Dagegen sind die Alexandriner, in denen S. seinen „summarischen Unterricht“ 1635 recapitulirt, ebenso wie die übrigen Verse dieses Buchs, ersichtlich durch des schlesischen Landsmanns Opitz Verstechnik beeinflußt. Wenn bei S. dieser Umschwung in der Form eintrat, ließe sich an der Hand deutscher Gelegenheitsgedichte Schröer's, wie sie auf schlesischen Bibliotheken gleichfalls noch mehrfach liegen werden, wahrscheinlich genauer feststellen.

Kundmanni Silesii in Nummis (Breslau u. Leipzig 1738), S. 373 ff. — Kahlert, Schlesiens Antheil an deutscher Poesie (Breslau 1835), S. 44. — Weim. Jahrb. 4, 146.

Roethe.

Schrön: Heinrich Ludwig Friedrich S., Astronom, geboren am 17. Februar 1799 zu Weimar, † am 18. Mai 1875 zu Jena. Ueber Schrön's Jugend waltete kein günstiger Stern; schon mit dem zweiten Lebensjahre verlor er den Vater, einen Unterbeamten, als Gymnasiast auch die Mutter, und so stand er als Doppelwaise mittellos da. Nur mühsam und durch Privatunterricht gelang es ihm, die Schule zu durchlaufen, worauf er glücklicherweise, da er sich gute mathematische Kenntnisse erworben hatte, bei der damals gerade im Gange befindlichen Weimarischen Landesvermessung Verwendung fand. Er brachte es bis zum Conducteur und begab sich als solcher nach Jena, um sich dort unter Posselt in den mathematischen Wissenschaften weiter auszubilden. Dies geschah 1819; zwei Jahre später wurde er Posselt's Assistent an der Sternwarte, und als dieser 1823 starb, erhielt S. die einstweilige Leitung der Anstalt, welche allerdings ihrer Einrichtung nach viel zu wünschen übrig ließ. S. beschäftigte sich deshalb, einer Anregung seines damals viel in Jena verkehrenden Gönners Goethe folgend, mehr mit Meteorologie, und der große Dichter rühmte mehrmals die ungemeine Schärfe der Wolkenbeobachtung des jungen Gelehrten. Dieser promovirte 1824 als Doctor der Philosophie und wurde hierauf mit einem Stipendium der großherzoglichen Regierung auf den Seeberg bei Gotha zu v. Zach gesendet, wo er fünf Jahre verblieb und sich, freilich weniger zum Beobachter, als zum geschickten und ausdauernden astronomischen Rechner ausbildete. Im J. 1829 wurde er wirklicher Director der Jenaer Sternwarte, 1834 auch Professor, und beide Stellungen hat er bis zu seinem Tode bekleidet, der ihn, nachdem er noch 1874 sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum hatte feiern dürfen, infolge einer Lungenlähmung ereilte. Seine Gattin war ihm längst im Tode vorausgegangen; sein einziger Sohn lebt als Augenarzt in Jena.

Für Astronomie hat S., wie schon bemerkt, aus Mangel an Mitteln praktisch wenig leisten können, doch behandelte er alle Theile derselben, und zwar in mathematischer sowohl, wie auch in populärer Weise, in seinen Vorlesungen. Außerdem las er elementare Mathematik, Differential- und Integralrechnung u. dgl., daneben im agronomischen Institute Feldmeßkunst und im pharmaceutischen Institute Stöchiometrie. Diese letztere Disciplin, der mathematische Theil der Chemie, regte ihn zu litterarischer Thätigkeit an, wie ein akademisches Programm von 1845 und die zu Hannover 1846 herausgekommenen „Stöchiometr. Hilfstafeln" beweisen. Die älteren Jahrgänge seiner mit höchstem Fleiße angestellten Witterungsbeobachtungen vermochte S. dadurch zu publiciren, daß die Regierung, auf Goethe's Andringen, die Druckkosten übernahm, allein als letzterem Herr v. Schweizer als Cabinetsminister folgte, hörte diese Unterstützung auf, und auch die leopoldinisch-carolinische Akademie der Naturforscher, welche S. 1824 in ihre Reihen aufgenommen hatte, vermochte für die bedeutenden Mittel, welche die Herausgabe jener Annalen erforderten, nicht auf die Dauer aufzukommen. So sind denn diese großentheils Manuscript geblieben. S. wendete seine Thätigkeit nunmehr vorwiegend einem Gegenstande zu, mit welchem er anläßlich der großen numerischen Rechnungen, die er auf der Seeberger Sternwarte auszuführen hatte, vertraut geworden war: der Verbesserung der Zahlentafeln. 1835 erschienen seine 3- und 5stelligen Logarithmen, 1845 seine „Mathem. Hilfstafeln", und alsdann trat er an die Aufgabe heran, deren glückliche Lösung seinen Namen der Nachwelt erhalten wird. Unbekümmert darum, daß Bremiker soeben mit seinem eine neue Richtung inaugurirenden Tabellenwerke hervorgetreten war, verabredete er mit der bekannten Verlagsbuchhandlung Vieweg in Braunschweig die Herausgabe einer großen, nach ganz neuen Principien eingerichteten Logarithmentafel zu 7 Stellen; allerdings währte es noch längere Zeit, bis dieselbe ans Licht kam, da S. mit dem Verleger in einen unangenehmen Proceß

darüber gerieth, ob das Werk stereotypirt werden solle oder nicht. Nach dessen Beendigung, die freilich für S. die Verzichtleistung auf jedes Honorar mit sich brachte, erfolgte endlich die Ausgabe im J. 1863, und das Publicum erhielt ein typographisches Meisterwerk, welches sich durch eine Menge kleiner, aber dem Rechner wichtiger, Neuerungen in seiner Einrichtung auszeichnet, daneben aber noch, wie eine von Gernerth in Wien vorgenommene Revision ergab, von sämmtlichen Concurrenzwerken das genaueste und fehlerloseste ist. Selbst in Frankreich wurde, wie General Morin dem Autor mittheilte, diese neue Logarithmentafel derjenigen von Callet vorgezogen, welche dort bis dahin nahezu souverän das Feld behauptet hatte.

Leopoldina, 1875, S. 100 ff. (Nekrolog von Schrön's langjährigem Collegen H. Schaeffer). — Bratranek, Goethe's naturwissenschaftliche Correspondenz II, 232 ff. Leipzig 1874. Günther.

Schrot: Martin S., protestantischer Tendenzdichter des 16. Jahrhunderts, stammte aus Augsburg und scheint dort sein Leben lang seinen festen Wohnsitz gehabt zu haben. Von Beruf war er wahrscheinlich Goldschmidt; daß er ein, vielleicht sogar zwei, politische Lieder mit der Aufschrift versieht „Hat ein gemainer Lantzknecht gemacht", berechtigt noch nicht zu dem Schluß, daß er selbst wirklich jemals Landsknecht war: das kann poetische Fiction sein. Er stand Zwingli's Lehre wahrscheinlich näher als Luther's, dessen Name nie bei ihm begegnet; demgemäß citirt er weit überwiegend die Züricher Bibel und copirt sogar ein paar mal deren Holzschnitte. Seine schriftstellerische Thätigkeit concentrirt sich auf die ernsten Jahre 1545—52, auf das Decennium des Schmalkaldischen Krieges; später ermattet in ihm die confessionelle Leidenschaft und mit ihr der Productionstrieb. Nach der vom 21. Juli 1576 datirten Vorrede, mit der Schrot's Verleger Adam Berg aus München sein „Wappenbuch" einleitet, muß der Dichter nicht lange vor jenem Zeitpunkt gestorben sein, und daran wird man festhalten müssen, obgleich noch in den neunziger Jahren Bücher unter Schrot's Namen erschienen sind; es handelt sich da wol nur um moderne Bearbeitungen älterer Sachen Schrot's. S. war, wie das bei einem Augsburger Dichter, der nicht Geschlechter und nicht Gelehrter ist, damals nahezu sich von selbst verstand, Mitglied der Meistersängerschule und zählte sogar zu der auserlesenen Zwölfzahl der Augsburger Meister. Er erfand eine 20reimige Schrotweis und eine 24reimige Narrenweis; in beiden hat auch Hans Sachs gedichtet. Die erhaltenen Meisterlieder Schrot's selbst sind historischen und didaktischen Inhalts, behandeln z. B. ein moralisches Beispiel Petrarca's, einen allegorischen Traum, die That des Zopyrus u. Aehnl., in nüchternster reizlosester Thatsächlichkeit: auffällig ist auch für einen Meistersänger immerhin, daß S. den Satzübergang aus einer Strophe in die andere nicht für verboten hält.

Minder auffällig und ein Beweis von sicherm Stilgefühl, freilich auch von der geringen Popularität des Meistergesangs, daß S., wo er Wirkung auf weitere Kreise erstrebte, nicht nur Meistertöne, sondern sogar die meisterliche Silbenzählung verschmähte: seine politisch-religiösen Lieder im Tolner Ton, im Bruder Veit, im Ton „Ich weiß nit, was der Gilgen bricht" u. s. w., in lauter kurzen, durch ihre sangliche Melodie beliebten Strophenformen, sie alle lassen doppelte Senkung zu, meiden aber jenes Strophenenjambement der Schrot'schen Meisterlieder. S. ist ein überzeugter, gottvertrauender und höchst bibelkundiger Protestant. In seinen Liedern kommt mehr die zuversichtliche oder kampfesmuthige Stimmung der Partei zum Ausdruck, als daß Thatsächliches erzählt würde, so daß die Datirung dieser Lieder, die meist o. J. gedruckt sind, vielfach unsicher bleibt. Vom Titel bis zum Schluß sind Schrot's Dichtungen von einem wahren Arsenal von Bibelsprüchen und Bibelcitaten umschanzt. Wol das

älteste ist sein „Schöns News Christlichs Liede, Vonn der ietzt schwebenden gefärligkeyt“, das gequält und ungeschickt den Kaiser und die Seinen vor dem Kampfe gegen die Getreuen Gottes warnt; er wird die Tyrannen stürzen, die wider ihn rumoren. Dies, wie das erheblich bessere „newe Lied ganntz wol betracht, Hat ain gmainer Lantzknecht gemacht, Von diser noth, in Teütschem Lannt“, das dieselbe zuversichtliche Stimmung athmet, wird in die Zeit gehören, als der Krieg näher rückte, ohne doch zum Ausbruch gekommen zu sein, in die ersten vierziger Jahre. Aber charakteristischer für Schrot's Art sind die erhitzteren Lieder des entbrennenden und des durch Moritz von Sachsen unerwartet günstig entschiedenen Krieges. Da, zumal in den Jahren 1546 und 1552, wird S. ein gewaltiger Apokalyptikus, der nirgends besser zu Hause ist, als in der Offenbarung Johannis und den Propheten; er erhebt etwa auf eine Siegeshoffnung hin „ain Freüdengeschrey über das gefallen Bapstumb“, das er in ausführlicher Deutung auf das siebenköpfige Thier und die babylonische Hure zugleich bezieht; er betitelt im Liede vom „Ursprung und ursach diser Aufrur Teütscher Nation“, bestimmt die im Unglück Schwankenden bei der guten Sache zu erhalten, den Papst Antichrist, blutgierigen Hund, Mordfuchs; seine Anhänger in Deutschland, das der Papst als milchende Kuh betrachtet, sind ihm ein ehrlos Nattergezücht, das das eigene Nest beschmutzt; und der Triumphgesang „von dem Adler und seinem vndergang In Germania“ (1552), der, wie S. das liebt, auch an eine Prophezeihung (4. Buch Esdre, Cap. 11) anknüpft, findet gegen das römische Teufelsgeschmeiß, gegen den Kaiseradler, der aus Spanien Nachtraben, Eulen und Hetzen gegen sein Volk aufbietet, grimmige Töne, die von weitem an den maßlosesten Spruch Walther's v. d. Vogelweide erinnern. Der Gegensatz welsch und deutsch ist in S. sehr lebendig, entschieden lebendiger als das eigentlich Religiöse; Freiheit und Vaterland sind ihm weit mehr als politische Stichworte; und die ehrliche Leidenschaft mildert den peinlichen Eindruck der zuweilen widerwärtig rohen, schimpfenden Reime, deren Wirkung noch obendrein unter den unvermeidlichen Bibelstellen leidet, mit denen sie gestopft sind. Auch die Prosa stellt S. in den Dienst der protestantischen Polemik: sein „neüwer Römischer Pasquillus“ (1546) enthält zwar nur Bibelsprüche mit tendenziösen Ueberschriften; aber auch andere in Othmar's Verlage zu Augsburg erschienene Flugschriften desselben Jahres, namentlich ein „kurtzer bericht des Pfaffen-Kriegs, Den kaiser Carl der fünft wider Teütsche Nation vnd das Vaterland gefürt hat“, mögen aus Schrot's fehdelustiger Feder stammen.

Schrot's protestantische Kampflieder bezeichnen den Höhepunkt seines Schaffens. Nach 1552 fehlen Zeugnisse für seine weitere Betheiligung an den religiösen Streitigkeiten. In einem undatirten, aber wol jüngeren prosaischen „Dialogus. Vom Gellt vnd der Armut“ hallt die alte Kampfesstimmung nur noch sehr abgeschwächt nach, wenn die Armuth die Schädlichkeit des Geldes an dem Reichthum des Papstes, an der Kriegslust des Kaisers demonstrirt, der mit dem verhaßten protestantischen Scheltnamen „Carl von Gent“ benannt wird, und wenn anderseits das Geld die faule Armuth der Mönche und Nonnen verwirft. Diese beiläufigen polemischen Bemerkungen des knappen Prosagesprächs sind in einer 1596 in München erschienenen Bearbeitung des Dialogs in Reimpaaren sorgfältig getilgt, Grund genug, um nicht im Dichter selbst den Reimer zu suchen. Daß Schrot's im selben Münchner Verlage herausgekommenes „Wappenbuch“, eine Wappensammlung ohne erwähnenswerthen Text, mit dem päpstlichen und den geistlichen Wappen anfängt und nur sie einigermaßen vollständig enthält, ist nicht auffallend bei einer bestellten Lohnarbeit, die Schrot's Tod abschnitt. Merkwürdiger ist Schrot's confessionelle Gleichgültigkeit in der Prosaschrift „Kurtze Beschreibung Wie mächtig, weit und breit, sich das H. Röm. Reich er-

streckt hat“ (Frankfurt a. M. 1595). Aber die Tendenz dieser Arbeit, die außer einem Abriß der türkischen Geschichte namentlich eine fingirte Correspondenz zwischen Kaiser und Fürsten enthält, richtet sich gegen die Türken, und schon darin lag Grund genug, mehr das der Christenheit Gemeinsame zu betonen, als die Gegensätze der Bekenntnisse. Ferner unterliegt es keinem Zweifel, daß diese Schrift, wenn ihr Autor Martin Schrott nicht ein ganz anderer ist — und dagegen spricht z. B. der S. so geläufige Vergleich des Kaisers mit dem Adler — uns nur überarbeitet vorliegt: S. starb spätestens Anfang 1576 und kann also wol noch den Regierungsantritt Murad's III., aber nicht einmal mehr den Kaiser Rudolf's erlebt haben; und jene Schrift erwähnt noch Ereignisse der achtziger Jahre, ja anhangsweise sogar den Tod Murad's 1595. Es wurde also wol eine ältere Türkenschrift Schrot's bei besonders hochgehender Türkengefahr zeitgemäß umgestaltet und publicirt. Auch diese Prosa erscheint in einem Wittenberger Druck von 1595, betitelt „Wecker oder Auffmunterung der Edlen Deutschen“, größtentheils in Reimpaare umgegossen, an denen S. gewiß unschuldig war. Er selbst hat Reimpaare nur in den kurzen Einleitungen einiger seiner Werkchen verwandt; die einzige Ausnahme scheint das Büchlein „Die X Alter der welt mit irem lauf vnd aygenschafften . . . in Reymen verfaßt“ (Augsburg 1574) zu bilden, wol seine letzte poetische Arbeit, die mir aber unbekannt geblieben ist.

Lieder Schrot's sind gedruckt in Liliencron's Historischen Volksliedern der Deutschen, Bd. 4, Nr. 470 und 598; in Wackernagel's Deutschem Kirchenlied III, 970 fgg.

Roethe.

Schröter: Christoph Gottlieb S., ein achtbarer Organist und halb und halb Miterfinder des Pianoforte, der Hammermechanik. Er war nach seiner Selbstbiographie am 10. August 1699 zu Hohenstein in Sachsen geboren († im November 1782 zu Nordhausen). Mit acht Jahren kam er als Chorknabe an die Hofcapelle in Dresden und wurde ein Schüler Schmidt's. Nachdem er mutirt hatte, trat er als Alumnus in die Kreuzschule, ging 1717 nach Leipzig, um Theologie zu studiren, und brachte es bis zu einer „Kirmespredigt“, da aber seine Mutter zu der Zeit starb, hing er die Theologie an den Nagel und kehrte nach Dresden zum Capellmeister Schmidt zurück, um Musik zu studiren, und wurde dem damals in Dresden sich aufhaltenden Antonio Lotti als Copist empfohlen, welches er sich nicht nur als große Ehre anrechnete, sondern sehr ersprießlich für seine Musikstudien hielt. Bald darauf wurde er von einem vornehmen Herrn als Secretär und musikalischer Gesellschafter angenommen und begleitete ihn auf seinen Reisen durch Deutschland, Holland und England. Im J. 1724 ließ er sich dann in Jena nieder und hielt an der Universität öffentliche Vorträge über Musik. 1726 erhielt er den Ruf als Organist an die Hauptkirche in Minden und 1732 den nach Nordhausen, wo er bis an sein Lebensende blieb. Gerber rechnet ihn unter die „bravsten Organisten unserer Zeit“, fügt aber hinzu, daß er mit Seb. Bach als Orgelspieler gar nicht in Vergleich komme, da er die Manier hatte, stets staccato (gestoßen) zu spielen, während Bach dem gebundenen Spiele den Vorzug gab. Ueber seine Person äußert er, daß er ein ganz kleines Männchen war, welches sich aber dabei ein sehr gravitätisches Ansehen zu geben wußte. Sein Bildniß befindet sich im 4. Bande der Mitzlerischen Bibliothek. Diese kleinen Notizen haben besonderen Werth, da wir bald sehen werden, wie dies ganz kleine Männchen es verstanden hat, die Welt auf sich aufmerksam zu machen. Von seinen Compositionen scheint sich nur ein Choralbuch nebst Vorspiel und Fugen handschriftlich auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin (Ms. 20190) erhalten zu haben, während Gerber Oratorien, Cantaten,

Concerte, Sonaten und vieles andere summarisch anführt, dagegen hat sich von seinen Schriften vieles erhalten, theils im Einzeldruck, theils in Zeitschriften (siehe darüber Genaueres in Gerber's altem Musiklexikon). Sie behandeln zum Theil theoretische Tagesfragen, die er in breiter selbstgefälliger Art bespricht. Die Schriften aber, die uns am meisten interessiren, sind die Streitfragen über die Erfindung des Hammerclaviers, Pianoforte genannt, welche er sich ganz allein zuschreibt. Mit dieser Erklärung rückte er aber so spät heraus, daß ihm die Erfindung nichts mehr genützt, sondern nur viel Streiterei zugezogen hat. Um ein übersichtliches Bild von der Angelegenheit zu geben, müssen wir etwas weiter ausholen, da der Streit bis in unsere neueste Zeit noch seine Schatten geworfen hat und manchen Historiker irre führte, der nicht von Grund aus die Sache untersuchte. Voranschicken will ich nur, daß Schröter's Aussage keinenfalls als ein Betrug aufzufassen ist, sondern daß sich wohl alles so zugetragen haben kann, wie er behauptet, nur hat er seine einstige Erfindung vernachlässigt und deren Bedeutung erst erkannt, als dieselbe Erfindung, durch einen anderen gemacht, zu immer größerer Vollkommenheit gedieh und dem Clavierbau einen mächtigen Aufschwung zu geben begann. — Im J. 1711 veröffentlichte die venetianische Zeitschrift: Giornale de' letterati d'Italia auf S. 144 einen Artikel: Nuova invenzione d'un Gravecembalo col piano e forte; aggiunte alcune considerazioni sopra gli strumenti musicali, abgefaßt von Mattei. Der Instrumentenmacher wird Cristofali und Cristofari genannt, heißt aber nach den neuesten in Florenz entdeckten Documenten: Bartolomeo Cristofori; 1876 wurde ihm von der Stadt eine Gedenktafel gesetzt (M. f. M. X, 48). Diesen Artikel des venetianischen Journals brachte Mattheson 1725 in seiner Critica musica (II, 335) in deutscher Uebersetzung, nebst einer Abbildung der Mechanik. Adlung, in seiner Musica mechanica von 1768 (I, 212) berichtet, daß Gottfried Silbermann in Freiberg sich einst ein Pianoforte von Cristofori aus Florenz habe kommen lassen und die Erfindung mit vielen Verbesserungen in Deutschland einführte. Friedrich der Große unterstützte Silbermann wesentlich und kaufte ihm mehrere seiner Pianoforte ab. Dieselben befinden sich noch heute im Stadtschlosse zu Potsdam und in Sanssouci (M. f. M. V, 17). Auch im germanischen Museum in Nürnberg befindet sich ein Silbermann'sches Pianoforte. S. erfuhr von dem sich immer weiter ausbreitenden Pianoforte erst im J. 1763 und glaubte steif und fest, daß man ihm seine einstige Erfindung, die fast auf demselben Mechanismus beruhe, gestohlen habe. (Siehe die Abbildungen der verschiedenen Mechaniken in Monatsh. f. Musikg., Bd. 5 zu Nr. 2 u. 3.) Er ließ nun in Marpurg's kritischen Briefen, Bd. 2, 139. Brief, Berlin, den 20. August 1763, einen geharnischten Artikel gegen die Räuber seiner Erfindung los und erzählt, daß er im J. 1717 eine Hammermechanik für das Clavier erfunden, 1721 ein Modell dem Dresdener Hofe überreicht habe, von dem er dann nie mehr etwas gesehen und gehört habe, das ihm also gestohlen sei und nach dem die jetzigen Pianoforte gebaut sein müßten. Hauptsächlich wirft er seinen Groll auf Silbermann, den er aber nie anders als den „sinnreichen Mann zu Dresden" nennt. Silbermann siedelte nämlich in den letzten Jahren seines Lebens von Freiberg nach Dresden über. Dieser öffentliche Schrei der Entrüstung drang in weitere Kreise und es ward hin- und hergestritten, ohne daß es Jemandem eingefallen wäre, den Originalartikel von 1711 nachzuschlagen. Die Deutschen waren der festen Meinung, daß S. der Erfinder und um seinen wohlverdienten Ruhm und Nutzen gebracht sei. Man schlage bis zu Oskar Paul's Geschichte des Claviers (Leipzig 1868) alle einschlägigen Werke nach und der Wiederhall obiger Entrüstung wird uns überall entgegenklingen, bis endlich durch

Auffindung obiger italienischer Zeitschrift, der Documente über Cristofori und der Pianoforte von Silbermann in den M. f. M. V die Sache klar gelegt wurde.

Rob. Eitner.

Schröter: Johann Friedrich Karl Constantin S., Genremaler, ist am 21. März 1795 zu Schkeuditz bei Leipzig geboren und am 18. October 1835 zu Berlin gestorben. S. war anfänglich in der Lehre eines Tischlers thätig und nahm später am Zeichenunterricht in der Akademie zu Leipzig und Dresden Theil, bis ihn hier Professor Pochmann in sein Atelier aufnahm und zu Compositionsversuchen anregte. Gegen Ende 1819 ging er nach Leipzig zurück, übernahm Aufträge für Porträts und schuf darnach auf Hans Veit Schnorr's Rath eine Reihe von Genrebildern, z. B. „Mutter und Tochter spinnend und klöppelnd“ (1819) und „Die Muthwillige“ (1824). — Seit 1826 in Berlin ansässig malte S. 1828 „Die Geigenstunde“ (Nationalgalerie), „Die Versteigerung eines Künstlernachlasses“ (1832), „Der Possenreißer zu Salzbrunn“ (1833), „Die Judenfamilie“ (1834), „Die Dorfschule“ (1835) und ähnliche Darstellungen mit volksthümlichen Motiven, meist gefällige Cabinetsstücke von glatter und befangener Ausführung. Die Mehrzahl seiner Bilder ist durch Lithographieen von Werner, Fischer, Oldermann und Anderen vervielfältigt. — S. gehört zu den Künstlern, welche vor dem Auftreten der Düsseldorfer die Pflege des Sittenbildes im nördlichen Deutschland von neuem belebt haben.

Vgl. Deutsches Kunstblatt 1835, Nr. 104. — G. K. Nagler's Neues allgemeines Künstler-Lexikon 1846, XVI, 30—32.

v. Donop.

Schröter: Corona Elise Wilhelmine S., geboren am 14. Januar 1751 in Guben, † am 23. August 1802 in Ilmenau. — Glücklich, wer mit auserlesenen Geistern und Personen in nähere Verbindung und intimen Verkehr treten kann, beneidenswerth, wen Unsterbliche ihrer Liebe, Freundschaft und Anerkennung würdigen! Ein Strahl der Unvergänglichkeit, welche segenspendende Götter jenen verliehen, umschimmert auch ihr Haupt und von dieser höheren Berührung getragen, wird auch ihr Name von ewiger Glorie umleuchtet. Zu solchen Glücklichen zählt Corona S., die, eine selten schöne und edle Frau und vielseitige Künstlerin, dennoch, wie viele andere gottbegnadete ihres Geschlechts, die bleibender Erinnerung würdig, heute vielleicht vergessen wäre, hätten ihr nicht Goethe's huldigende Verse und die ihr in denselben ausgesprochene Bewunderung das schönste, bleibendste Denkmal errichtet, das ihr Verehrung und Liebe setzen konnte und ihr ein verdientes ewiges Gedächtniß für alle Zeiten gesichert. In dem Gedichte „Auf Mieding's Tod“ (Maschinist des Weimarschen Theaters, starb am 27. Januar 1782. Man hat sich die Bühnenmitglieder am Grabe versammelt zu denken, zu denen, einen Kranz spendend, Corona tritt), widmet er ihr in einem wunderbaren im leichtesten Alltagstone tiefste Empfindung athmenden Gedichte, folgende ergreifend schöne Zeilen:

Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt.
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt!
Sie ist es selbst; die Gute fehlt uns nie;
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl; sie ists, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ists und stellt es vor.
Es gönnen ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Corona, dich.

Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und, hocherstaunt, seht ihr in ihr vereint,
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

— — — — —

Es schweigt das Volk. Mit Augen voller Glanz,
Wirft sie ins Grab den wohlverdienten Kranz.
Sie öffnet ihren Mund, und lieblich fließt
Der weiche Ton, der sich ins Herz ergießt.

Selten hat selbst der große Dichter, der so manche holde Frau besang, edlere Gedanken, innigere Worte, herzlicheren Ausdruck gefunden. — Corona S. entstammte einer zwar sehr begabten, aber in dürftigen Verhältnissen lebenden Musikerfamilie, die mit vier Kindern gesegnet war, die sich in der Folge alle als bedeutende Künstler bethätigten. Der Vater, J. F. S., Sohn eines Zinngießers in Eilenburg, bestallter Hautboist im Graf Brühl'schen Regimente, hatte sich am 29. März 1748 mit M. R. Hester, einziger Tochter eines Schuhmachers und Lohgerbermeisters in Guben verehelicht. Kaum war Corona dreijährig, als er einem Ruf nach Warschau folgte; von dort siedelte er 1763 nach Leipzig über und starb, alle seine Kinder überlebend, 1811, 87 Jahre alt, in dürftigen Umständen als pensionirter Hofmusikus in Kassel. — Er unterrichtete in den ersten Jahren alle seine Kinder selbst: Corona entwickelte schon frühe die schöne Gestalt und angeborene Grazie, die sie nachmals so sehr auszeichneten. Der Vater, der das Gesangstalent seiner Tochter bald entdeckte, aber leider nicht der geeignete Gesangslehrer für sie war, schädigte dadurch ihre Stimme, daß er sie, um möglichsten Umfang zu gewinnen, zu sehr in die Höhe trieb. Infolge solcher Ueberanstrengung blieb das Organ Corona's immer etwas empfindlich und bedeckt. Aber emsiges Selbststudium entwickelte ihren Ton dennoch, bei reiner, weicher Stimme und innig-seelenvollem Vortrag, zu seltener Schönheit. Corona war 12 Jahre alt, als der Umzug nach Leipzig erfolgte. Dort wirkte der durch seine Compositionen und schriftstellerischen Arbeiten bekannte J. A. Hiller. Seine Frau, auch aus Guben stammend, war die Pathin Corona's. Der wackere, herzensgute Mann nahm die Angekommenen freundlich und freundschaftlichst auf und war sofort bereit, die talentvollen Kinder künstlerisch nach jeder Richtung zu fördern. Er dirigirte, damals noch unentgeltlich, die 1743 von Cantor Doles ins Leben gerufenen großen Concerte, die zwar infolge des siebenjährigen Krieges zunächst eine Unterbrechung erfahren hatten, aber 1765 wieder aufgenommen, seit 1775 als Concerts spirituels weitergeführt wurden und, nach ihrer Uebersiedlung 1781 in den Gewandhaussaal, als Gewandhausconcerte bis heute fortbestehen. Damals, als S. mit seiner Familie in Leipzig eintraf, hatte der nie rastende Hiller, damit doch der musikalische Sinn nicht ganz einschliefe, ein Privatunternehmen (1762—1765), die öffentlichen Concerte, begründet. Der einsichtsvolle Meister erkannte bald, welchen Kräftezuwachs sein Institut durch die Schröter'schen, wenn er sie unterrichtete und festhielt, gewinnen konnte. Unermüdlicher Fleiß und nach dem Höchsten gerichtetes Streben beseelte sie, namentlich Corona, und ließ sie überraschende Fortschritte machen. Schon 1765 sang die jetzt vierzehnjährige in einem der großen Concerte. Ihr Gesang, ihre Schönheit und Anmuth gewannen ihr allgemeinen Beifall. Kaum aber hatte sie sich in der Gunst des Publicums festgesetzt, als sie in Gert. Elis. Schmeling aus Kassel, nachmaligen Mara, in der Folge die gefeiertste Sängerin ihrer Zeit, eine nicht zu unterschätzende Rivalin erhielt. Man rühmte jetzt schon an letzterer den besten Vortrag, namentlich im Allegro, die Reinheit, Gleichheit, Stärke und Fülle, den großen Umfang und die Biegsamkeit ihres Organs und ihre unübertreffliche

Fertigkeit und Gewandtheit, vermöge deren sie wie spielend die schwierigsten Passagen, unfehlbar und vollendet, prima vista singen konnte. Das musikalische Leipzig theilte sich alsbald in zwei große Parteien, die eine huldigte der Virtuosin Schmeling, die andere gab dem gemüth- und geistvollen Vortrage der Corona den Vorzug. Das dauerte bis 1771, wo erstere mit einem für die damalige Zeit glänzenden Gehalt als Hofsängerin Friedrich's II. nach Berlin übersiedelte. Es kann nicht verwundern, daß die in seltenem Liebreiz und großer Schönheit erblühende Corona leidenschaftliche Neigungen erweckte. Der Kriegsrath Dr. K. W. Müller trug ihr seine Hand an und der sechzehnjährige Goethe, der 1765 die Universität Leipzig bezog, war von ihrer schönen Gestalt, ihrem vollkommen sittlichen Betragen und ernst anmuthigen Vortrag hochentzückt und widmete ihr manche begeisterte Verse; so nach der Aufführung des Hasse'schen Oratoriums: Santa Elena al Calvario:

Unwiderstehlich muß die Schöne uns entzücken,
Die frommer Andacht Reize schmücken.
Wenn Jemand diesen Satz durch Zweifeln noch entehrt,
So hat er dich niemals als Helena gehört.

Als er September 1768 von Leipzig schweren Herzens schied, sollte mit seinem Weggange Verehrung und Neigung für die holde Sängerin, die flecken- und makellose Reinheit sich in allen Verhältnissen zu bewahren wußte, nicht erlöschen, vielmehr nach sieben Jahren in innigerer Weise neu aufleben. Im J. 1771 wurde der nachmalige Capellmeister Friedrich's II., J. F. Reichardt, Student in Leipzig. Er sah die schöne, herrliche Künstlerin und ward zum ersten Male von heißer, tief begeisterter Liebe ganz durchdrungen. Ihm verdanken wir denn auch in seiner Selbstbiographie (Schletterer: J. F. R. Augsb. 1865) einen ersten, eingehenden, mit Begeisterung und Feuer geschriebenen Bericht über sie. Corona war die Sonne, die ihm Tag und Nacht, Freud und Leid bestimmte, alles erhellte oder verdunkelte. Er lebte nur für sie. Jeden Morgen und Nachmittag verbrachte er ganz mit ihr am Flügel. Sie sang, wenn gleich mit bedeckter Stimme, mit voller Seele und großem Ausdruck. Besonders musterhaft declamirte sie das Recitativ. Ihre bewundernswürdige Gestalt und edle, hohe Haltung, ihre bewegliche, ausdrucksvolle Physiognomie, gaben diesen Vorträgen einen von ihm nie geahnten und empfundenen Zauber. Namentlich trug sie eine Arie aus Hasse's Artemisia: „Rendetemi“ unübertrefflich vor. Er bat sie täglich darum und konnte ihr nie ohne tiefste Herzensbewegung lauschen. „Dieser hohe Genuß, sagt er, hat mich vielleicht allein zu dem Künstler gemacht, der ich geworden bin.“ Corona wohnte damals im Richter'schen (später im Reichenbach-schen) Garten, bei dem Kunstgärtner Probst, dessen Tochter, Wilhelmine, ihre treueste und unzertrennlichste Freundin wurde und in deren Armen sie einst auch ihre schöne Seele aushauchte. Mit beiden Mädchen machte er häufige vergnügliche Spaziergänge in Leipzigs Umgebung. Aber auch in diesem so intimen Verhältnisse wußte das hohe edle Wesen Ernst und Würde zu wahren. Nur einmal, nach einem Concerte, in dem Reichardt's Violinspiel sie wie es schien sehr erfreut und gerührt hatte, wagte er es, ihr bei einem einsamen Spaziergange durch den Garten einen Kuß zu geben, der aber durch die spröde und wegwerfende Art, mit der sie diese Frechheit zurückwies, der einzige blieb. Ein leiser Händedruck, ja eher Fingerdruck blieb höchste Belohnung für sein treues Dienen und seine grenzenlose Verehrung und Liebe. Die unglückliche Eifersucht eines Mannes, der auf ihre Hand Anspruch zu haben glaubte, störte endlich das reine ideale Seelenbündniß, das zwischen Beiden bestand und der schwärmerisch liebende Studiosus sah sich zuletzt in die traurige Nothwendigkeit versetzt, sie zu meiden. — Nach dem Weggange der Schmeling errichtete Hiller, um sich gegen Sängerinnenmangel zu sichern, eine Singschule

für Damen. Neben Corona sangen 1776 die Saporiti und Almerigi; später die Schwestern Podleska aus Böhmen; aber jene blieb stets die Gefeierte, allgemeinste Achtung genießend und in den angesehensten Familien verkehrend. Dabei war sie stets bestrebt, ihre geistige Bildung zu steigern, ihre künstlerischen Anlagen zu entwickeln, ihre reichen Sprachkenntnisse und ihre Fertigkeit im Zeichnen und Malen (unter Oeser) zu vervollkommnen. Für ihre Werthschätzung in Leipzig spricht, daß Chr. H. Schmid und J. G. Dyck, 1774, ihr, die doch mit dem Theater noch in keinerlei Verbindung stand, ihre werthvolle „Chronologie des deutschen Theaters" dedicirten. — Am 7. November 1775 war Goethe, damals 26 Jahre alt, dringender Einladung des jungen Herzogs Karl August folgend, in Weimar eingetroffen, die kleine Residenz fortan im Vereine mit anderen bedeutenden Männern zum geistigen Mittelpunkte Deutschlands machend. Schon Ende dieses Jahres begann das für den Dichter so verhängnißvoll werdende Freundschafts- und bald Liebesverhältniß mit der um sieben Jahre älteren, höchst intriguanten Frau v. Stein, das ihn fortan für viele Jahre beherrschen sollte. — Die Herzogin-Mutter, Anna Amalie, der junge Fürst und nun noch der geniale hinzutretende Poet wußten die schon immer am herzoglichen Hofe vorhandene Neigung für das Theater zu heller Flamme zu entfachen. Aber noch fehlte es an einer wahrhaft großen künstlerischen Kraft zu schöner Darstellung weiblicher Rollen, an einer vorzüglichen Sängerin für die Musikaufführungen. Da erinnerte sich Goethe der edlen, von ihm einst schwärmerisch verehrten Künstlerin in Leipzig. Sein Vorschlag die Herrliche für Weimar zu gewinnen fand Beifall, und März 1776 reiste er dahin, um Coronen als herzogliche Kammersängerin zu engagiren. Die im siebzehnten Jahre schon so zart und lieblich erblühte Schönheit, war jetzt mit 25 Jahren „eine allgefeierte Künstlerin, eine vollentfaltete, mit jedem Reiz geschmückte prangende Centifolie" geworden. Von hohem junonischem Wuchse und edelstem Ebenmaaß, mit fast südländisch dunkelm, aber außerordentlich frischem Teint, seelenvoll leuchtenden braunen Augen, von seltener Tiefe und wunderbarer Klarheit, dunkelbraunem Haar, eigenthümlichem Adel der Haltung und natürlicher Grazie in jeder Bewegung, erschien sie in ihrem geschmackvoll einfachen Kleid ihm als ein herrlich ideales Weib. Eine kräftig, aber fein geschnittene Nase, ein ungemein lieblicher Mund, ein festgerundetes Kinn charakterisirten ihr Antlitz; sie besaß ungemein wohlgebildete Hände. Aber nicht allein hellenisch schön war sie, sie war auch eine groß angelegte Natur, eine geistvolle, reich entwickelte, tiefempfindende Künstlerin. Schönheit des Körpers und der Seele einten sich in ihr in seltener Harmonie". Darf es überraschen, wenn der entzündbare Dichter, der sie noch am Abend seiner Ankunft besucht hatte, noch spät ganz entzückt über sie an Fr. v. Stein schrieb: „Die Schröter ist ein Engel, — wenn mir doch Gott so ein Weib, solch ein edel Geschöpf in seiner Art bescheeren wollte, daß ich Euch könnt in Frieden lassen!" Noch im Herbst siedelte Corona nach Weimar über, am 23. November sang sie dort zum ersten Male. Ihre Erscheinung in dem geistig so lebhaft bewegten Hofkreis gewann ihr sofort alle Herzen. Bald wurde sie der Abgott des Hofes wie des Publicums. Sie bezauberte durch ihre Anmuth, Schönheit und Kunstleistung Männer und Frauen, aber — sie blieb, stets Ehre und Tugend auch jetzt wahrend, unnahbar, selbst dem leidenschaftlich-feurigen Herzog, der sie zwar marmorschön, aber auch marmorkalt nannte. Der Einzige, der vielleicht ihre Gegenliebe zu gewinnen vermocht hätte und wol auch gewonnen hat, war Goethe. Aber er wurde in unwürdigen und unlöslichen Banden festgehalten und schwankend, wie ein schwaches Rohr in seiner Neigung zwischen ihr und Frau v. Stein, hatte er seine Seele getheilt. Dennoch darf man wol sagen, daß sich zwischen ihm, dessen Herz von diesem überaus reizenden Wesen tief ergriffen und gewonnen war, und Corona ein

inniges, fast leidenschaftliches Liebesverhältniß gestaltete, das bis 1781 fortdauerte, wo dann Frau v. Stein, die ihn mit fortwährender Eifersucht unausstehlich quälte und andererseits stets sinnlich wieder zu reizen und zu fesseln wußte, das entschiedene Uebergewicht über ihre Rivalin gewann. Einstweilen war er häufig der Gast Coronens oder sie kam mit ihrer Freundin zu Tische und zu fröhlichen, langen Unterhaltungen, ja auf ganze Tage zu ihm ins Gartenhaus. Sie betheiligte sich von jetzt ab in hervorragender Weise namentlich am Liebhabertheater, in dem sie alle tragischen oder Charakterrollen meisterhaft spielte, gewöhnlich als Partnerin Goethe's oder als Primadonna in den Singspielen. Schon vor Jahren hatte Corona den Dichter zu manchem Werk begeistert, jetzt schrieb er für sie, nachdem sie mit großem Erfolge in den „Mitschuldigen", in „Lila" und in „Erwin und Elmire" gespielt hatte, die nachmals in die „Empfindsamen" oder „Die geflickte Braut" (freventlich) eingefügte Proserpina und die vom 14. Februar bis 28. März 1779 gedichtete (prosaische) „Iphigenia", die schon am darauffolgenden 6. April, dem Osterdienstag, mit einer alle Herzen reiner Menschen tief ergreifenden Wirkung aufgeführt wurde. Ein Anwesender schrieb über diese Aufführung: „Nie werde ich den Eindruck vergessen, den Goethe als Orest in griechischem Costüm machte. Man glaubte einen Apoll zu sehen. Nie erblickte ich wieder solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit, als damals an ihm." Und neben ihm Corona als Iphigenia in all ihrer Schönheit und Anmuth, mit ihrem poetisch-seelenvollen Spiel, ihrer ganzen hohen, plastisch schönen, glänzenden Erscheinung! „Zum Muster war das schöne Bild herangewachsen, vollendet nun". Als Dianens Priesterin, sittsam auf reinlichem Altar ihr Opfer darbringend, entwickelte sie ihre ganze Meisterschaft. Ihre ideal hellenische Schönheit, in ergreifender Darstellung ganz die hohe Seele, die dem Dichter vorgeschwebt, erfassend, erschien sie als die tiefsinnige Repräsentantin sittlicher Wahrheit, weiblicher Größe und edelster Jungfräulichkeit. Sie stellte Iphigenien nicht dar, sie war Iphigenie! — „Goethe und Corona — waren die edelsten, schönsten Gestalten, die je zusammen auf den Brettern in einer so ganz dem Ideale angehörenden poetischen Schöpfung zur Verkörperung dieser Gestalten gewirkt. Wenn es ein für einander geschaffenes Menschenpaar je gegeben, dies war es. Es gehört zu dem tragischen Geschick in Goethe's Leben, daß er an der Verbindung mit diesem, in jeder Beziehung zu ihm passenden und seiner würdigen, von ihm als Künstlerin und Frau so hoch verehrten und geliebten Wesen durch Einflüsse verhindert und so von der Ausfüllung seiner Existenz durch eine seiner würdige Ehe und von der Begründung eines sittlichen Familienlebens abgehalten wurde, das er in den ersten Jahren seines Weimarer Aufenthaltes ebenso ersehnte, als er, wie Wenige, für ein solches geschaffen war" (A. Stahr). Seit Aufführung der Iphigenia war Corona die Allgefeierte. Noch im gleichen Jahre, am 20. Mai, trat sie in Goethe's Schäferspiel: „Die Laune des Verliebten" auf. Nach der Rückkehr des Dichters aus der Schweiz fand er wiederholt Gelegenheit sie im Concerte (Elena von Hasse; Messias von Händel) zu bewundern und als im Mai 1780 das neue Theater in Weimar eröffnet wurde, sang sie in „Jery und Bätely". Am 18. August wirkte sie dann bei der Aufführung der „Vögel" in Ettersburg mit, im October in Wolf's: „Robert und Kalliste"; im folgenden Jahre im Epiphaniasfestlied (erster König), in der großen Redoute (Komödie), in Pergolese's: „Salve regina", in „Minerva's Geburt, Leben und Thaten" u. s. s. Das (Liebes-) Verhältniß mit Corona hatte in stetem Schwanken von höchster Innigkeit und zärtlichster Leidenschaft bis zu kühleren Momenten dabei ununterbrochen fortgedauert. Aber mit jenem feinen Ahnungsgefühl, das alle liebenden Frauen besitzen, mußte sie dennoch allmählich erkennen, daß ihre Nebenbuhlerin die erste Stelle im Herzen des Geliebten gewann. Was

sie dabei empfunden, gelitten haben mag? Die alte Innigkeit schwand, sein Verkehr mit der einst so leidenschaftlich Geliebten beschränkte sich zuletzt nur noch auf das Nothwendigste — „sein Glück“ war fortan nur Frau v. Stein. Doch wand der Dichter gerade in dieser Zeit, unwiderstehlichem Drange folgend, der künstlerischen Trägerin aller Weimarischen musikalischen Theaterunternehmungen und vollendeten Kunstleistungen, ihrer natürlichen Schönheit und Kunstbegeisterung einen unverwelklichen Lorbeerkranz um die Stirne und verlieh der ehemals seinem Herzen so nahe gestandenen, hochverehrten, durch seine herrlichen unvergänglichen Worte in dem Gedichte auf Mieding's Tod die Unsterblichkeit. Corona begegnen wir 1782 wieder in dem Redoutenaufzug „der weiblichen Tugenden“ (Bescheidenheit), im „Comédie-Ballet“, in „Die schöne Fischerin“ (wozu sie auch die Musik componirt hatte), in Seckendorf's „Urtheil des Paris“, in Einsiedel's „Räubern“ und dessen Zigeuneroperette: „Adolar und Hilaria“. Im folgenden Jahre, 1783, vollzog sich dann eine wichtige Umgestaltung im Weimarer Kunstleben. Goethe, der nochmals mit Corona in der letztgenannten Operette in Ettersburg zusammen gespielt hatte, wurde ernster und zudem jetzt von Geschäften mehr beansprucht. Es wurde stiller an den gewohnten Kunststätten. Das Liebhabertheater hörte auf. Corona, in letzter Zeit schon kränkelnd, zog sich ganz von der Stätte schönster Triumphe zurück. Sie blieb, die Bühne aber nie mehr betretend, noch ferner als Kammersängerin in Weimar, der Musik und Malerei und ihren Schülerinnen (Christiane; Aur. Louise Neumann, nachherige Becker; Minna Burgdorf u. a.) lebend und in edler Kunstpflege Beruhigung und Trost für schmerzliche Täuschungen und Leiden suchend, die ihr Herz betroffen hatten. Seit 1787 war sie auch Schiller und seiner Gattin näher getreten. Goethe hatte mittlerweile seine italienische Reise gemacht und war mit edlerer, reiner Welt- und Kunstanschauung und besonnener und vernünftig geworden, im Sommer 1788 nach Weimar zurückgekehrt und nun nahte auch Frau v. Stein das Verhängniß. Bald nach seiner Ankunft lernte er Christiane Vulpius kennen. Seine so lange nachher (19. October 1806) erfolgte Trauung mit ihr hat Corona nicht mehr erlebt. Als 1788 die Herzogin, ihre mütterliche Gönnerin, auch nach Italien reiste, zog sie sich aus den Hofkreisen gänzlich in die Stille des Privatlebens zurück. Sie blieb aber immer noch die Seele heiterer Familiengesellschaften, wo musicirt, Sprüchwörter und dergl. dargestellt wurden und sie ihr Geschick, Maskenscherze auszudenken, bethätigen konnte. Um 1790 war ihr der Kammerherr v. Einsiedel näher getreten. Verheirathet war sie, wie man behauptete, gewiß nicht mit ihm. Die Oelbilder, die sie in dieser Zeit malte, wurden sehr anerkennend beurtheilt, auch veröffentlichte sie zwei Liederhefte: 1786 (25 Lieder) und 1794. Ihre wankende Gesundheit ließ sie schon 1788 den leider nicht ausgeführten Plan fassen, Carlsbad zu besuchen; nun Ende der neunziger Jahre ergriff sie ernstliche Erkrankung. Die frische Gebirgsluft des Thüringer Waldes sollte ihrer kranken Brust Stärkung und Genesung zurückgeben. Sie siedelte daher nach dem Bergstädtchen Ilmenau über. Ihre Hoffnungen erfüllten sich nicht. Von ihrer treuen Freundin Minna gepflegt, lebte sie hier still und zurückgezogen, bis sie ganz vereinsamt und vergessen, 51 Jahre alt, in deren Armen sanft entschlief. Die Welt gedachte der herrlichen, einst so geehrten und gefeierten, nicht mehr. Ein kleiner stiller Zug, darunter Knebel, altbewährte Freundschaft bethätigend, bewegte sich hinter dem Sarge, als er in die kühle Erde gesenkt wurde. Goethe fühlte sich nicht in der Verfassung, der von ihm ehemals so sehr Geliebten ein Wort der Erinnerung, ein wohlverdientes Denkmal zu widmen.

Mit Corona beschäftigen sich mehr oder minder eingehend alle die zahlreichen Arbeiten, welche die Glanzzeit Weimars, seine Musik- und Theaterverhältnisse und Goethe's persönliche Beziehungen zum Gegenstande haben. Eine sehr sorgfältige,

liebenswürdig und anziehend abgefaßte Schrift (die auch die Grundlage vorstehender Biographie bildet) liegt in: R. Keil's „Corona Schröter. Eine Lebensskizze mit Beiträgen zur Geschichte der Genieperiode", L. 1875, vor. Kein Leser wird dieses schöne, mit einem Porträt Corona's geschmückte Buch ohne Befriedigung und Bewegung aus der Hand legen. Corona war die zweitälteste unter vier Geschwistern, die, wie schon gesagt, alle musikalisch bedeutend waren. Ihr älterer Bruder, J. Samuel S., geboren 1750 in Guben, † am 2. November 1788 auf seinem kleinen Landgute bei London, kam, nachdem er als Sopransolist bis 1765 im großen Leipziger Concert gewirkt und dann mit seinem Vater eine Reise durch Holland gemacht hatte, um 1780 nach London, wo es ihm, anfangs allerdings nur unter großen Mühen, gelang, sich zu Ansehen emporzuarbeiten. Seine Kunst blieb zuerst unbemerkt, und so geschah es, daß er, dessen Hauptinstrument das Clavier, aber nie die Orgel war, aus Noth die Organistenstelle an einer deutschen Capelle übernehmen mußte. Nun schrieb er einige Claviersonaten, die auf J. Chr. Bach's Empfehlung endlich der Verleger Napier edirte. Dadurch erwarb er sich ebenso ein gutes Honorar, als viele Schüler, denn seine Compositionen waren sehr gefällig und ansprechend und gewannen sich insbesondere den Beifall der Damenwelt. Nach Bach's Tode, 1782, betraute man ihn mit der Direction der Privatconcerte des Adels und er wurde Solocembalist der Königin. Ein unkluger Schritt, zu dem er sich hinreißen ließ, verdarb ihm leider seine Stellung. Er heirathete heimlich eine seiner Schülerinnen, ein Mädchen aus angesehenem Hause und mit großem Vermögen, welches Vorkommniß die Verwandten desselben so wüthend machte, daß sie ihn vor den Kanzleihof stellen wollten. Um dem zu entgehen, willigte er ein seiner Frau zu entsagen und nie mehr in London öffentlich zu spielen. Allerdings erhielt er ein jährliches Schmerzensgeld von 500 Pfund. Er zog sich nun aufs Land zurück, wo er aber das Glück hatte, vom Prinzen von Wales gehört und bewundert zu werden. Er wurde mit reichem Gehalt in den Hofstaat desselben aufgenommen. Zum Dank dafür widmete er seinem Gönner seine letzte Sonatensammlung mit Violin- und Violincellobegleitung. Im Begriffe einen Operntext von Metastasio zu componiren, starb er nach dreijährigem Lungenleiden, das er sich durch heftige Erkältung zugezogen. Er war ein ebenso guter Violin- als Clavierspieler. Seit 1776 erschienen von ihm, meist in Amsterdam gedruckt: 6 Sonaten, Op. 1; 3 Clavierquintette (mit Pugnani) 1780; 6 Claviertrio, Op. 2; 6 und zweimal 3 und nochmals 6 Clavierconcerte, Op. 3 (London), Op. 4 und 5 (Berlin) und Op. 6 (Paris); 6 Duos für Violine und Violincello, Op. 3 (6?) und 2 Claviertrio, Op. 9. — Ein jüngerer Bruder Corona's, J. Heinrich S., geboren 1762 in Warschau, war Violinvirtuose. Er ließ sich schon im siebenten Jahre in einem Leipziger Concerte mit einem Dittersdorf'schen Violinconcert hören. Um 1782 unternahm er eine Kunstreise durch Deutschland, Holland und Frankreich und erntete auch großen Beifall durch seine Vorträge auf der Harmonica à cloux de fer (mit Eisennägeln?). Nachdem sein Bruder sich in England eine feste Stellung gegründet hatte, begab er sich ebenfalls dahin, erregte auch dort durch sein Spiel Aufsehen und veröffentlichte mehrere gelungene Violinduette. Plötzlich verschwand er und blieb für immer verschollen. Noch 1805, in seinem einundachtzigsten Jahre, schrieb Papa Schröter, der alle seine Kinder vor sich ins Grab sinken sah, tiefgebeugt aus Kassel an seine Tochter nach Darmstadt: „Mit mir sieht's schlecht aus, ich habe diesen Winter sehr viel ausgestanden. Ich glaube, es wird mir auch nicht besser werden; ich fühle, daß meine Lebenszeit vorbei ist. Nun sitze ich da auf meine alten Tage, kein Mensch fragt, Vater habt Ihr zu leben oder gebricht Euch etwas? Wenn ich mein Leben betrachte, bedauere ich die viele

Arbeit, die ich gethan habe. Der Gram, den ich in meinem Herzen trage um meinen Heinrich, ist gar nicht zu beschreiben; daß ich auch gar nicht erfahren kann, ob er lebt oder todt ist! Denke ich daran, kommt ein Jammer mir ins Herz und ich sehe die Vergänglichkeit und wie alles nur ein Traum ist" u. s. w. — Das jüngste Kind des alten Hofmusicus, der bald nach dessen Geburt seine Frau verlor, war die 1766 in Leipzig geborene Marie, die in den achtziger Jahren als Kammersängerin Anstellung in der Privatcapelle des Erbprinzen von Darmstadt, nachmaligen Großherzogs Ludwig fand. Sie vermählte sich am 28. Juli 1788 mit dem fürstlichen Bauschreiber G. Rühl; in schwesterlicher Liebe mit Corona stets innig verbunden, starb sie mit Hinterlassung dreier Söhne.

Schletterer.

Schroeter: Ernst Friedrich S., Jurist, väterlicherseits hervorgegangen aus einem alten Jenenser Professorengeschlecht, während seine Mutter eine Enkelin des Marburgers N. Vigelius war, ist geboren zu Jena am 17. Januar 1621. Er zeichnete sich schon als tüchtiger Schüler aus, studirte mit besonderem Beifall seiner Lehrer in Marburg und Gießen und durcheilte mit raschem Erfolge die akademische Laufbahn zu Jena. Er ward dort am 26. August 1645 Doctor der Rechte, bald darauf ordentlicher Advocat des Landgerichts, 1652 Professor, Beisitzer des Landgerichts und Schöppenstuhls und sächsischer Rath. Er hat das Amt des Decans zehn Mal, das des Rectors drei Mal verwaltet, war auch drei Mal verheirathet, darunter zwei Mal mit Töchtern bekannter Juristen, Ungepauer's und Fomann's, und ist gestorben am 3. Mai 1676. Größere Arbeiten hat er nicht hinterlassen, dagegen zahlreiche Dissertationen, hauptsächlich aus den Gebieten des Römischen und Feudalrechts; die mir bekannten, unter welchen eine gute völkerrechtliche, bieten einen anerkennenswerth wenig durch Citate zerrissenen Text.

Zeuner, Vitae Professor. Jenensium, II, Nr. 49, S. 166 fg.

Ernst Landsberg.

Schröter: Hans Rudolf S., Alterthumsforscher, geboren am 16 Februar 1798 zu Hannover, † am 24. August 1842 zu Rostock. S. war der älteste Sohn des dänischen Kriegsrathes Christ. Heinr. (v.) S. (seit 1799 zu Rendsburg, seit 1805 Rittergutsbesitzer auf Langensee bei Bützow, ein eifriges Mitglied des mecklenburgischen patriotischen Vereins, † am 14. October 1829). Er besuchte das Gymnasium zu Hildesheim und studirte in Göttingen und Jena Mathematik, Geschichte und neuere Litteratur. Hierauf war er bis 1818 als Lehrer an dem Hundeicker'schen Erziehungsinstitute zu Schloß Vechelde bei Braunschweig thätig und bereiste dann Skandinavien (Stockholm, Upsala) und Dänemark (Kopenhagen). Nach Deutschland zurückgekehrt, habilitirte er sich Michaelis 1820 als Privatdocent für neuere Litteratur und Geschichte an der Universität zu Rostock. Hier wurde ihm schon im Sommer des folgenden Jahres die räthliche Professur der niederen Mathematik (Arithmetik und Geometrie) und im März 1824 auch das Amt eines dritten akademischen Bibliothekars verliehen. Bald nach seiner Anstellung übertrug ihm der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin die Aufsicht über die Ludwigsluster Alterthumssammlung, welche nun von ihm geordnet und durch manche einzelne Stücke, die er aus eigenen Nachgrabungen gewonnen, vergrößert wurde. Nachdem der Katalog im August 1822 vollendet und die Anzahl der Antiquitäten auf 63 Gattungen mit 142 Arten und 1751 Individuen festgestellt war, faßte S. den Plan zu einer bildlichen Darstellung und Beschreibung der Hauptgegenstände dieser Sammlung nebst einer umfassenden Alterthumskunde. Durch Unterstützung von Seiten des Landesfürsten wurde er in den Stand gesetzt, schon im Juli 1823 die Ankündigung des Werkes, welches den Titel „Friderico-Francisceum oder Großherzogl.

Alterthümersammlung aus der altgermanischen und slavischen Zeit Mecklenburgs zu Ludwigslust" erhielt, und die Einladung zur Subscription zu erlassen. Die ersten drei Hefte der Abbildungen waren bereits ausgegeben und von den letzten drei waren zwei im Abdruck vollendet, als den Begründer des Werkes am 4. December 1825 ein Nervenschlag traf. (Den Professor Grautoff zu Lübeck, der zur Fortsetzung des Werkes 1830 gewonnen wurde, raffte im Sommer 1832 der Tod hinweg. Erst dem Archivar Friedr. Lisch zu Schwerin, dem Nachfolger Schröter's in der Aufsicht über die Alterthumssammlung, war die Vollendung 1837 vorbehalten.) In den nächsten Jahren kehrten die schlagartigen Anfälle immer stärker wieder und versetzten S. schließlich in einen unheilbaren Zustand der Geisteslähmung, welcher seine Pensionirung zu Johannis 1836 nothwendig machte. S. besaß in seinen gesunden Tagen eine ungemeine Rührigkeit und Schärfe des Geistes und war, bei mannichfaltigen Kenntnissen, von einem Feuereifer für das Fach der Alterthumskunde beseelt. — Weitere Schriften von ihm sind: „Finnische Runen, finnisch und deutsch, mit einer Musikbeilage", Upsala 1819, 2. Aufl., besorgt von (des Verfassers jüngstem Bruder) Gottlieb Heinrich v. S., 1834 (37 Lieder). — „Dissertatio critico-historica de Ragnaro Lodbrokio", 1820. (Hierin wird ausgeführt, daß der in den alten skandinavischen Liedern gefeierte Ragnar kein König von Dänemark oder Norwegen, sondern nur ein Anführer von Seeräubern gewesen und um 865 in England ermordet sei.) — „Grundriß zu meinen Vorlesungen über die deutsche Geschichte" 1820. — „Methodus inveniendae areae absolutae triangulorum polygonorumque sphaericorum", 1821. — „Beiträge zur Mecklenburgischen Geschichtskunde", 1826. (Inhalt: 1) Rostockische Plattdeutsche Chronik von 1310—1314, mit Einleit. und Anmerk.; 2) Specimen diplomatarii Rostochiensis 1268 bis 1322.) — „Lebens- und Regentengeschichte Sr. königl. Hoheit Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin", 1827. Ferner veröffentlichte er einige Aufsätze über mecklenburgische Alterthümer im Schweriner Freimüthigen Abendblatt 1821 Nr. 139. 151 und 1822 Nr. 164 und 1823 Nr. 231, sowie in den Rostocker Nachrichten 1824 St. 50. 51. 1825 St. 1—12. 46. 1826 St. 19—24. — S. hat sich ebensowenig wie sein Vater des Adelsprädicates bedient, welches doch dem Letzteren sicher zustand; dagegen hat es der jüngere Sohn Wilhelm immer geführt.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. XX, S. 612 ff. — Schweriner Freimüth. Abendblatt 1843, Nr. 1269, Beilage. — Lisch's Vorrede zum Friderico-Francisceum, 1837. — Türk, Forschungen, Heft 2, 1829, S. 94.

Heinrich Klenz.

Schroeter: Johannes v. S., Arzt, geboren 1513 in Weimar, erhielt seine erste Erziehung in Naumburg und zeigte schon früh Sinn für Wissenschaften, besonders für die litterarischen und philosophischen Studien. Er bezog 1533 zum Studium der Humaniora die Universität Wittenberg und übernahm nach Beendigung desselben eine Stellung als Schulrector zu Stams im Innthale, gab diese aber auf, um 1542 nach Wittenberg zurückzukehren, woselbst er sich fortab dem Studium der Medicin widmete, das er nur kurze Zeit, während er als Rector der Landschule in Wien thätig war, unterbrach. 1549 ging er zur Fortsetzung seiner Studien nach Padua, kehrte 1551 nach Wien zurück, erlangte hier am 2. Januar 1552 die Doctorwürde und bald darauf einen Lehrstuhl der Medicin an der dortigen Facultät. Als er 1554 einem Rufe als consultirender Arzt an das Krankenbett Johann Friedrich's II., Kurfürsten von Sachsen, gefolgt und dieser Fürst noch vor seiner Ankunft gestorben war, übertrug ihm der Herzog von Sachsen-Weimar eine Professur der Medicin an der

Universität Jena und ernannte ihn zu seinem Leibarzte. In dieser Stellung erwarb er sich große Verdienste, speciell um die Universität, deren erster Rector er war, erhielt vom Kaiser Ferdinand I. den Adelsbrief, sowie 1579 in Padua die Würde eines Comes palatinus. S., der im Alter von 80 Jahren am 31. März 1593 starb, galt für einen der scharfsinnigsten Diagnostiker. Von seinen Schriften, deren Verzeichniß die unten genannten Quellen bringen, führen wir an: „Themata de thermis“ (Jena 1558); „Themata de peste“ (Jena 1562); „Gründlicher Bericht und Rathschlag, wie man sich in der Pestilenz hüten und bewahren, auch wenn jemand damit befleckt“ u. s. w. (Leipzig 1566; 1583).

Vergl. noch Eloy, Dictionn. histor. IV, p. 226. — Biogr. Lexikon ꝛc., herausgegeben von A. Hirsch, V, 287. — Poggendorff, Biogr.-litterar. Handwörterbuch II, 846.

Pagel.

Schroeter: Johann Christian S., Jurist, Sohn des oben (S. 567) besprochenen Ernst Friedrich S., ist geboren am 28. Januar 1659 zu Jena, erhielt seine Erziehung zuerst durch Hauslehrer, sodann in Gotha, studirte in Jena, Leipzig und Frankfurt a. O., so daß er bei den bedeutendsten Rechtslehrern seiner Zeit, u. a. bei Carpzow, Stryck, Struv, Schilter hörte, wurde in Jena zum Doctor promovirt 1682, erhielt darauf eine ordentliche Advocatur in der Kanzlei sowohl wie im Hofgericht dortselbst, und am 30. Mai 1701 eine außerordentliche Professur an der Universität. Nach und nach wurde er dann ordentlicher Professor des Kanonischen Rechts, Assessor des Hofgerichts und Präses des Schöppenstuhls, auch sächsischer Hofrath. Er ist gestorben am 14. Juni 1731. Er sowol wie sein Vater scheinen ein Gut Wickerstädt besessen zu haben. als dessen Erbherren sie bezeichnet werden. Seine unzähligen Dissertationen verbreiten sich über alle Gebiete des Rechts.

Zeumer, Vitae Prof. Jen. S. 267 fg. — Neue Zeitungen von gelehrten Sachen, Jahrg. 1731, S. 859.

Ernst Landsberg.

Schröter: Johann Samuel S. wurde am 25. Februar 1735 in Rastenburg in Thüringen geboren. Seinen ersten Unterricht empfing er von seinem Vater, welcher Rector der dortigen Schule war. Später studirte er in Jena Theologie, betrieb daneben jedoch sehr eifrig das Studium der Naturwissenschaften, zu denen er sich schon seit früher Jugend hingezogen fühlte. Nach Beendigung seiner Studien wurde er 1756 Rector der Schule zu Dornburg, 1763 Pastor in Tangelstädt und bald darauf Stiftsprediger in Weimar, wo ihm, seinen Neigungen entsprechend, zugleich die Verwaltung des Naturaliencabinets übertragen wurde. Er starb als Superintendent und erster Prediger zu Buttstädt am 24. März 1808.

Von den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft bevorzugte S. hauptsächlich die Conchyliologie, Mineralogie und Paläontologie und hat sich um die Fortschritte derselben durch seine zahlreichen Arbeiten große Verdienste erworben, indem er namentlich die Kenntnisse zahlreicher Conchylienarten durch sorgfältige Schilderung erweiterte und besonders auch die damals noch wenig beachtete Versteinerungskunde förderte. Seine wichtigsten Schriften sind: „Lithologisches Real- und Verballexikon“, Berlin 1772; „Journal für Liebhaber des Steinreichs und der Conchyliologie“, 6 Bde., Weimar 1774—80; „Vollständige Einleitung in die Kenntniß und Geschichte der Steine und Versteinerungen“, Altenburg 1774—84; „Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Naturgeschichte“, 2 Thle., Halle 1776—77; „Einleitung in die Conchylienkenntniß nach Linné“, 3 Bde., 1783—86; „Neue Literatur und Beiträge zur Kenntniß der Naturgeschichte, vorzüglich der Conchylien und Fossilien“, 4 Bde., Leipzig

1784—87. Außerdem schrieb S. noch ein Generalregister zu Martini's Conchyliencabinet, sowie verschiedene kleinere Abhandlungen.

W. Heß.

Schroeter: Johann Hieronymus S., Astronom, geboren zu Erfurt am 30. August 1745, † ebenda am 29. August 1816. Auf den Wunsch seiner Eltern widmete sich S. ohne besondere innere Neigung nach absolvirten Gymnasialstudien der Rechtswissenschaft und bezog die Universität Göttingen, wo er mit Eifer neben den Berufscollegien auch Vorlesungen über Mathematik, Physik und Astronomie hörte. Zumal die letztere zog ihn so an, daß er ihr dauernd seine Kräfte zu widmen beschloß. Sobald er daher seine Thätigkeit als Referendar im königlichen Kammercollegium zu Hannover beendet und, gegen Ende der siebziger Jahre, die ebensowohl einträgliche als auch mit Geschäften nicht allzu sehr belastete Stelle eines Oberamtmanns in Lilienthal bei Bremen erhalten hatte, begann er seine Pläne zu verwirklichen. Er erbaute sich eine Sternwarte, welche, anfänglich ziemlich einfach ausgestattet, nach und nach einen Weltruf erlangte und höchstens von dem berühmten Observatorium William Herschel's übertroffen wurde. Wie dort, so wirkte auch in diesem Falle die Munificenz des Königs von England mit, denn dieser, der ja zugleich auch Kurfürst von Hannover war, kaufte Schroeter's gesammten Apparat mit der Bestimmung an, daß derselbe in den Händen des augenblicklichen Besitzers verbleiben und erst nach dessen Tode in den Besitz der Göttinger Sternwarte übergehen solle. Nicht minder war es dieser Fürst, welcher die Mittel zur Anstellung eines Assistenten (oder „Inspectors") als Gehülfen Schroeter's gewährte, und in Harding und Bessel — siehe diese Artikel — wurden denn auch hervorragende Kräfte zu diesem Zwecke gewonnen. Die Lilienthaler Sternwarte bestand in drei isolirt stehenden Gebäuden, deren eines ausschließlich zur Aufnahme des 27 füßigen Teleskopes diente; die Reflectoren, deren sich S., ebenso wie Herschel, fast allein bediente, waren theils von dem damals berühmten Künstler Schrader, großentheils aber von S. selbst gefertigt, der es im Gusse großer und homogener Metallspiegel zur Meisterschaft gebracht hatte. So konnte durch mehr denn drei Jahrzehnte die Lilienthaler Sternwarte ein Centralpunkt der damaligen Forschung genannt werden; fast immer waren fremde Astronomen anwesend, um zu sehen und zu lernen, und S., der insonderheit mit Olbers (in Bremen) und v. Zach (auf dem Seeberg) die freundschaftlichsten Beziehungen unterhielt, wurde allgemein als liebenswürdiger Gastfreund gepriesen. Am 21. September 1800 trat hier der Congreß zusammen, welcher zur Durchmusterung der planetarischen Lücke zwischen Mars und Jupiter gegründet worden war, und S. ward zum Präsidenten dieser Vereinigung erwählt. Das Kriegsjahr 1813 beendete in schrecklicher Weise Schroeter's Lebensglück. In dem kleinen Kriege nämlich, welchen die Franzosen unter Davoust von Hamburg aus gegen die belagernden russisch-deutschen Bundestruppen führten, wurde Lilienthal von einer Streifschar der Ersteren überfallen, geplündert und größtentheils zerstört; von den Instrumenten wurde zwar das Meiste gerettet, dafür aber verlor S. alle noch vorhandenen Exemplare seiner eigenen Werke, welche er sämmtlich auf eigene Kosten hatte drucken lassen, und welche nun mit dem Hause, worin er sie verwahrte, in Flammen aufgingen. Von diesem schweren Schlage vermochte sich der betagte Mann nicht mehr zu erholen; er verließ die verödete Stätte seines langjährigen Wirkens und zog sich nach seiner Vaterstadt zurück, in welcher ihm nur kurze Zeit noch zu leben vergönnt war. — Schroeter's zahlreiche litterarische Arbeiten betreffen fast ausschließend denjenigen Zweig seiner Wissenschaft, welchen man heutzutage als topographische Astronomie bezeichnet. Er wollte die Oberflächengestalt und Oberflächenbeschaffenheit der Mitglieder unseres Sonnensystemes stu-

diren, deren Rotationselemente bestimmen u. s. w. Die Fixsterne, denen gegenüber selbst seine gigantischen Fernröhre den Dienst versagten, interessirten ihn weniger, und auch mit der messenden und rechnenden Astronomie beschäftigte er sich nur gelegentlich; es gehören dahin außer Beschreibungen von Instrumenten namentlich seine Abhandlungen über die Breite und Länge seines Observatoriums, welch letztere er durch ein Dreiecksnetz, bei dessen Festlegung ihm der Landmesser Findorf behülflich war, mit dem genau fixirten Ansgari-Kirchthurme zu Bremen verknüpft hatte. Im übrigen haben seine Arbeiten, die er in den Denkschriften der Mainzer, Göttinger und Kopenhagener Akademie, in den Philosophical Transactions, in Bode's Astronomischem Jahrbuche und in v. Zach's Monatl. Correspondenz publicirte, durchweg einen gemeinsamen Charakter; bald beschreibt er „Berge" der Venus, des Mondes, des Saturnringes, bald schildert er auffallende Erscheinungen in der Sichelgestalt der unteren Planeten; über Fixsterne (α Orionis) macht er nur ein einziges Mal eine Mittheilung. Von selbständig im Drucke ausgegebenen Schriften Schroeter's sind die folgenden bekannt: „Beiträge zu den neuesten astronomischen Entdeckungen" (Berlin 1788); „Beobachtungen über die Sonnenflecke und Sonnenfackeln" (Erfurt 1789); „Selenotopographische Fragmente" (1. Theil, Helmstedt 1791; 2. Theil, Göttingen 1802); „Cythereographische Fragmente" (Erfurt 1793); „Aphroditographische Fragmente" (Helmstedt 1796); „Neue Beiträge zur Erweiterung der Sternkunde"; „Neueste Beiträge u. s. w." (Göttingen 1798 und 1800); „Kronographische Fragmente" (Göttingen 1808); „Beobachtungen über die Kometen von 1807 und 1811" (Göttingen 1811 und 1815); „Hermographische Fragmente" (Göttingen 1815). Die für die Oberflächenkunde des Mars gewiß nicht unwichtigen „Areographischen Fragmente" sind Manuscript geblieben und erst später durch Terby (1873) näher bekannt geworden. Auch besorgte S. eine deutsche Uebersetzung von Herschel's berühmter Studie „On the fixed stars" (Berlin 1788).

Von den zahlreichen und von seiner Zeit meist mit großem Enthusiasmus aufgenommenen Entdeckungen, mit denen S. seine Wissenschaft bereicherte, hat sich nun freilich nur das Wenigste als bleibendes Besitzthum erwiesen, doch trifft in den meisten Fällen nicht ihn und seine Methode, sondern die Unzulänglichkeit seiner Hülfsmittel die Schuld. Bei aller äußeren Großartigkeit waren seine Spiegeltelescope nicht zum Aushalten einer Concurrenz mit den Refractoren befähigt, für welche eben in Schroeter's späteren Lebensjahren eine neue Epoche durch Fraunhofer begründet worden ist. Am meisten Werth dürften heutigen Tages noch die Beobachtungen über das Streifen- und Trabantensystem des Jupiter besitzen. Dagegen beging er directe Irrthümer, indem er die Eigenrotation des Saturnringes, Olbers' wohlwollenden Einwendungen zum Trotze, leugnete und der von diesem entdeckten Pallas eine gewaltige Nebelhülle zuschrieb, welche sich mit der planetarischen Natur des neuen Sternes nicht vertragen wollte, thatsächlich aber auch nicht vorhanden ist. Bis in unsere Tage galten die von S. für Venus und Mercur ermittelten Rotationszeiten für gesichert und wurden so in sehr vielen Lehrbüchern der Sternkunde aufgeführt, allein Schiaparelli wies in den bezüglichen Beobachtungen und Rechnungen Fehler nach, welche jene Ergebnisse vollkommen illusorisch machen, und dehnte das am Monde längst erkannte Gesetz von der Gleichheit zwischen Rotations- und Revolutionsdauer auf jene beiden Wandelsterne aus. Wol den meisten Fleiß wandte S. an unseren Begleiter, den Erdmond, den er landschaftlich genau kennen zu lernen sich als höchstes Ziel vorgesetzt hatte. Freilich haben seine an sich nichts weniger denn werthlosen Landschaftszeichnungen, durch welche S. die alte Streitfrage zu lösen gedachte, ob physische Veränderungen auf dem Monde vorkommen oder nicht, den Nachtheil, daß sie sich nicht auf eine genaue

Generalkarte gründen, ohne welche die Vergleichungen, welche er machte, nicht mit Sicherheit vorgenommen werden können. Jedenfalls hat Maedler die lunaren Studien seines verdienten Vorgängers in viel zu wenig günstigem Lichte dargestellt, und es ist ungerecht von ihm gewesen, S. aus dessen Identificirung der „Rillen“ mit Bergketten einen Vorwurf zu machen, da man heute noch über das wahre Wesen dieser Gebilde sehr im unklaren ist. Im Vereine mit Hevel und Tob. Mayer wird S. stets mit Ehren unter den Begründern der wissenschaftlichen Selenographie genannt werden.

Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde, III, 476 ff. — Bode's Astronomisches Jahrbuch, 1788, S. 220 ff. — R. Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877, S. 667 ff.; S. 671 ff.; S. 683. — Maedler, Geschichte der Himmelskunde von der ältesten bis auf die neueste Zeit, I, 294; 352; 492; II, 32 ff.; 53 ff.; 115; 284 ff.; 440; 512 ff., Braunschweig 1873. — Maedler, Biographie von J. H. Schroeter in den Monatsheften von Westermann, Jahrgang 1867.

Günther.

Schröter: Leonhart S., ein berühmter Componist, aus Torgau gebürtig und als Cantor in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an der altstädtischen Schule in Magdeburg angestellt, wo er zugleich auch Schulcollege war und den Unterricht im Lateinischen zu ertheilen hatte. Er muß nach einer Aeußerung Friedrich Weißensee's in dem Vorworte zu seinem „Opus melicum“ von 1602 nicht lange vorher gestorben sein, da er dessen als sein Nachfolger mit warmen Worten gedenkt, indem er sagt: „Wie Großes aber der überaus gelehrte Schröter, der nicht vor gar langer Zeit erst aus diesem Leben abgerufen wurde, geleistet hat, in der Kunst des Gesanges wie des Metrums (in utraque et metrica et melica arte), davon wird unsere berühmte und hochgeachtete Stadt, ja, ganz Sachsen und selbst der Ruf durch das gesammte Deutschland zeugen, besser als ich.“ Da aber Weißensee nach einem anderen Drucke schon um 1600 obige Stellung einnahm, so wird S. schon Ende des 16. Jahrhunderts gestorben sein. Wir besitzen von ihm auf deutschen öffentlichen Bibliotheken eine Anzahl Musikdrucke und Manuscripte aus den Jahren 1571 bis 1587, die in Weihnachtsliedern, Hymnen, Motetten, Psalmen, einer Passion und einem Te Deum zu vier und mehr Stimmen im reinen Chorgesange bestehen. Seine Stimmenführung ist einfach und erhaben; obgleich er den harmonischen Wohlklang der Italiener nicht kennt, ist seine Harmonie doch bei aller Würde und tiefem Ernste weich und voll. Es liegt ein eigener Reiz in der innigen Verschmelzung der Stimmen, in denen sich keine Stimme als Hauptstimme heraushebt, sondern jede gleichen Theil an dem Fortgange der Composition nimmt. Sein Choralsatz ist mustergültig und vereint mit der größten Einfachheit die höchste Erhabenheit. In neueren Sammlungen ist er vielfach vertreten und die Auswahl ist geeignet ihn ganz kennen und schätzen zu lernen. (Siehe mein Verzeichniß neuer Ausgaben alter Musikwerke u. Nachträge in Monatsh. f. Musikg. IX, mit besonderem Register.)

Rob. Eitner.

Schroeter: Ludwig Philipp S., Arzt, geboren am 17. Juni 1746 zu Rinteln a. W., studirte seit 1763 in seiner Vaterstadt, seit 1767 in Göttingen Medicin, erlangte am erstgenannten Orte 1769 die Doctorwürde mit der Inauguralabhandlung: „De phthisi ejusque differentiis“ und ließ sich darauf in Bassum bei Bremen als Arzt nieder. 1774 folgte er einem Rufe als zweiter ordentlicher Professor der Medicin nach Rinteln, bekleidete seit 1787 auch die Stellung als Brunnenarzt in Rodenberg und Landphysicus der Grafschaft Schaumburg und wurde 1789 zum Hofrath und Brunnenmedicus zu Groß-Nenndorf ernannt. Nachdem er 1790 Prof. primarius geworden war, verstarb

er am 17. April 1800. Außer zahlreichen kleineren akademischen Programmen, Dissertationen und sonstigen Gelegenheitsschriften, sowie verschiedenen Journal- und Zeitungsabhandlungen in Baldinger's Magazin (IX—XIX), im Rintelnschen Intelligenzblatt u. s. w. schrieb er noch: „Kurzer Unterricht von der gegenwärtigen ungekünstelten Methode, die Blattern einzupfropfen" (Bremen 1773); „Anweisung, wie sich der Landmann nicht nur gegen die hin und wider grassirenden faulichten Gallenfieber präserviren, sondern auch in den mehreresten Fällen glücklich und mit wenigen Kosten selbst kuriren könne"; „Beschreibung der kalten asphaltischen Schwefelquellen zu Großen Nendorf in der Grafschaft Schaumburg" (Rinteln 1788); „Bemerkungen über das Mutterkorn und was dabei in Absicht der Gesundheit zu beobachten" (ebenda 1792) und noch mehrere die Nenndorfer Heilquellen betreffende Schriften.

Vergl. Biogr. Lexikon &c., herausgegeben von A. Hirsch, V, 288.

Pagel.

Schröter: Peter Elias S., deutscher Dramatiker des 17. Jahrhunderts. Er war geboren als Sohn des Jenaischen Professors der Medicin Johann Friedrich S., der später als Physicus nach Bautzen übersiedelte: als „Lusatus" wurde er 1612 in Marburg immatriculirt und „Budissinus" heißt er im gleichen Jahre als Respondent bei einer juristischen Disputation des Professors Christoph Deichmann. In Marburg erwarb er auch spätestens 1615 den juristischen Doctorhut. In den Jahren 1615 bis 1622 kamen von ihm in Jena mehrere juristische Abhandlungen heraus, 1616 in Frankfurt a. M. eine „Arbor feudalis frugifera", die Bearbeitung eines älteren Werkes (von Hier. Setzer in Jena) für Marburger Vorlesungszwecke. Später hat er als Kanzler in Lauenburgischen Diensten gestanden, ohne daß ich darüber wie über sein Lebensende Näheres beizubringen wüßte.

Am 27. August 1616 ließ S. in Marburg bei festlichem Anlaß durch Studenten, wahrscheinlich Zöglinge des Pädagogiums, eine deutsche Comödie aufführen, die sich in dem Widmungsexemplar für den jugendlichen Landgrafen Otto, den postulirten Administrator des Stiftes Hersfeld, erhalten hat: „Constantis Vices Amoris, id est Comoedia de Latino et Hadriana." Es ist eine rechte Dilettantenarbeit, ohne Bühnentechnik und ohne dramatisches Talent. Die Personen reden fast durchgehends in einem weitschweifigen und mit Bildern und Redeblumen überladenen Kanzleistil. Der Dialog ist unbeholfen und wird durch die umständlichen Anreden, die selten umgangen sind, noch schwerfälliger. Die Scenenfolge ist lahm und ohne jede Spannung, die Vertheilung der Handlung auf die vier Acte überaus ungeschickt. Zur Charakteristik ist einmal ein glücklicher Ansatz bei einer Nebenfigur, der Kammerfrau Merga gemacht, während die mit Absicht weitschweifigen Reden des liebedienerischen Oberhofmeisters Celsus die Langeweile noch verstärken, die sich über das Ganze verbreitet. Man möchte gern zu Gunsten der hessischen Hofgesellschaft annehmen, daß dem Autor von der Veröffentlichung dieser dramatischen Mißgeburt durch den Druck abgerathen worden sei.

Und doch hängt allerlei culturgeschichtliches Interesse an dem Werkchen. Zunächst nur der Umgebung willen, in der es entstanden ist. Prinz Otto war der begabte älteste Sohn des Landgrafen Moriz und mag bei seinem längeren Aufenthalt in England das englische Theater recht wohl aus eigener Anschauung kennen gelernt haben: ihm zu Ehren nannte der kunstliebende Vater sein Kasseler Schauspielhaus Ottoneum. In der Prosaform von Schröter's Drama, die (namentlich in den Reden des Kanzlers Papinianus) hier und da durch Verse unterbrochen wird, tritt der Einfluß des Herzogs Heinrich Julius wie besonders der englischen Komödianten zu Tage: eben die Abwechselung zwischen Vers und Prosa hatte

wenige Jahre vorher, freilich nicht ganz im gleichen Sinne, der Kasseler Arzt Johannes Rhenanus vertreten. Stofflich weist Schröter's Komödie vielleicht die älteste Berührung des deutschen Schauspiels mit dem italienischen Litteraturdrama auf: die Fabel unseres Stückes ist der phrasenreichen Tragödie „La Hadriana“ des Luigi Groto (Cieco d'Adria) vom Jahre 1578 entnommen, aber freilich so grob umgestaltet, daß von der Aehnlichkeit mit der Geschichte von Romeo und Julia nur wenig übrig blieb. Die Liebenden erwachen in der Studirstube des Hofpredigers Magus vom Scheintode: es war ein Schlaftrunk, kein Gift, was ihnen der treue Magus verschafft hatte, und nun segnet Vater Hadrius den Bund der Untrennbaren. Durch diese Quellenbeziehungen gehört das Stück in den Zusammenhang jener Interessen, welche in Kassel und Marburg besonders durch den Professor Catharinus Dulcis gefördert wurden und die in den italienischen Gedichten der Prinzessin Elisabeth von Hessen ihren bezeichnendsten Ausdruck, in den Uebersetzungen des Diedrich von dem Werder ihre vornehmste litterarische Repräsentation gefunden haben.

Schröter's Schauspiel im Kasseler Mscr. theatr. in 4⁰ Nr. 3. — Strieder III, 5, Anm. — Rommel VI, 528.

Edward Schröder.

Schröter: August Wilhelm Ferdinand v. S., Jurist und mecklenburgischer Minister, geboren am 13. Juni 1799 zu Rendsburg (nicht 1800 zu Langensee), † am 14. August 1865 zu Schwerin. S. war ein jüngerer Bruder von Hans Rudolf S. (s. S. 567). Er studirte von Ostern 1816 bis Michaelis 1819 Jurisprudenz in Göttingen und in Jena, wo er 1820 die juristische Doctorwürde erwarb und sich ein Jahr darauf habilitirte. Nachdem er 1822 zum außerordentlichen Professor und 1823 zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt worden war, erhielt er 1825 ein juristisches Ordinariat und 1827 auch Sitz und Stimme im Oberappellationsgerichte zu Jena. Johannis 1836 wurde er als Oberappellationsgerichtsrath nach Parchim in Mecklenburg berufen, von wo er 1840 mit der Behörde nach Rostock übersiedelte. Als 1850 in Mecklenburg-Schwerin die kurze Zeit aufgehoben gewesene landständische Verfassung wieder eingeführt wurde und das liberale Ministerium seinen Abschied nahm, berief der Großherzog S. an die Spitze des Justizministeriums (mit dem dort die geistlichen, die Unterrichts- und die Medicinalangelegenheiten verbunden sind). Diesem hohen Amte stand S. anfangs als Staatsrath, seit 1858 als wirklicher Staatsminister mit dem größten Eifer vor. Wie er als akademischer Lehrer und als Richter unausgesetzt darauf bedacht gewesen war, seine juristischen Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen, so war er als Minister unermüdlich für des mecklenburgischen Volkes Wohl thätig, das er vor allem in einer Rückkehr zum kirchlichen Leben erblickte. Aus innerster Ueberzeugung strengconservativ suchte er alle liberalen Einflüsse von Kirche und Schule fern zu halten. Seinen Untergebenen war er ein milder Vorgesetzter und sorgte für sie in Fällen der Noth mit fast väterlicher Liebe. — Außer einigen Aufsätzen in der von ihm seit 1837 mit herausgegebenen Zeitschrift für Civilrecht und -Proceß veröffentlichte v. S. folgende Schriften: „De nexu tutelae et juris succedendi ab intestato in bona defunctorum“, 1820; „De sponsoribus, fidepromissoribus et fidejussoribus“, 1822; „Observationes juris civilis“, 1826; „De temporis vi in actionibus atque interdictis tollendis“, 1827; „De temporibus in integrum restitutionum“, 1834; „Bemerkungen über die beabsichtigte neue Ordnung der Rechtspflege in Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz“, 1850; „Die katholische Religionsübung in Mecklenburg-Schwerin“, 1852.

Eichstadii Annales academiae Jenensis, vol. I, 1823, p. 59. — Günther's Lebensskizzen der Prof. der Univ. Jena, 1858. — Archiv für Landeskunde i. d. Großherzogthümern Mecklenburg, Jahrg. 1866, S. 412.

Heinrich Klenz.

Schrötter: Anton S., Ritter v. Kristelli, wurde am 26. November 1802 in Olmütz als Sohn eines Apothekers geboren. Die Beschäftigung mit chemischen Experimenten, welche er als Knabe in einem kleinen Laboratorium unter dem elterlichen Dache ausführte und das Beobachten der Natur war ihm bereits zum Bedürfniß geworden, als er in seinem 15. Jahre den Vater verlor. Das Studium der Natur schloß sich damals eng an die Heilwissenschaft an, so widmete er sich, als er in seiner Heimath das Gymnasium und die vier vorgeschriebenen philosophischen Semester absolvirt hatte, 20 Jahre alt, dem Studium der Medicin an der Wiener Hochschule. Zu seiner Freude trifft er hier wieder mit seinem Olmützer Lehrer der Physik Baumgartner zusammen, welcher ebenso wie der Mathematiker v. Ettingshausen damals nach Wien berufen worden war. Diese Wissenschaften üben eine mächtige Anziehung auf ihn aus und auch die Vorträge, welche er bei dem Astronomen v. Littrow und bei Friedrich Mohr, dem Mineralogen hört, bestimmen ihn (1824), seinem alten Wunsche und dem Rathe Ettingshausen's zu folgen, sich ganz der Mathematik und den Naturwissenschaften hinzugeben. Auf chemischem Gebiete wurde damals dem Lernenden allerdings wenig oder garnichts geboten. Die schwedische Sonne und die glänzenden Dioskuren, welche eben am deutschen Himmel emporstiegen, leuchteten Oesterreich noch nicht. Die chemischen Vorlesungen waren in Wien dem Botaniker Baron Jacquin übertragen; ein wissenschaftliches Laboratorium war weder an der Universität noch im Polytechnicum zu finden. Um so dankbarer war S. dem damaligen Docenten der Chemie, nachmaligen General der Artillerie Baron J. Smola, für die Erlaubniß in der Schule der Bombardiers die Mineralanalysen ausführen zu können, welche er 1830 veröffentlichte. Für seinen Forschergeist sind aber die vier Wände zu eng; er ist seit 1827 Assistent von Baumgartner und Ettingshausen und berichtet in deren Zeitschrift für Physik und Mathematik über seine physikalischen und geognostischen Beobachtungen, welche ihn auf die höchsten Spitzen der Alpen locken. Hier entscheidet sich seine Zukunft. Der Erzherzog Johann ist im Begriff das Grazer Provinzial-Museum in eine technische Hochschule zu verwandeln und erkennt in S., mit dem er im Hochgebirge zusammentrifft, sogleich eine kräftige Stütze für das neue „Joanneum". 1830 folgt dieser dem Rufe als Professor der Physik und Chemie dahin.

Der ersten Lehrzeit entstammen einige mineralogisch-chemische Untersuchungen: über das Branderz von Idria, über das Erdwachs, den sog. Ozokerit, über den später von Glocker „Schrötterit" genannten „untheilbaren Opalin-Allophan". Soweit es die damalige Zeit erforderte, beschaffte er sich die Lehrmittel für seine beiden Lehrstühle unter bereitwilliger Beihülfe der steiermärkischen Stände, aber gleichwol machte sich der Unterschied von Jahr zu Jahr fühlbarer, welcher in der Anlage und der Ausstattung, namentlich der chemischen Laboratorien zwischen dem Inlande und dem Auslande bestand. Eine halbjährige Reise (1838) durch Deutschland und Frankreich überzeugte S., welcher bis dahin die Grenzen seines Vaterlandes noch nicht überschritten hatte, vollends von diesem Mißverhältnisse. In Gießen, Göttingen, Frankfurt, Heidelberg, in Paris etc. fand er die freundlichste Aufnahme. Ja, das Liebig'sche Laboratorium übte einen so fesselnden Einfluß auf ihn aus, daß er sich die Zeit nahm, die organische Elementaranalyse zu erlernen und unter des Meisters Leitung die Zusammensetzung der eben von Merck entdeckten Veratrumsäure festzustellen. Die völlige Umgestaltung und neue Ausstattung, sowie eine Reihe von sorgfältigen Untersuchungen, wovon hier nur derjenigen über die Einwirkung des Ammoniaks auf Metalle und Metallverbindungen, über die grüne und violette Modi-

fication der Chromsalze und der Entdeckung des Ammonium- und des Natrium-alauns gedacht werden soll, sind das Resultat dieser Anregung.

Als im Jahre 1843 der Lehrstuhl für die technische Chemie am Polytechnicum in Wien frei wurde, ward S. dahin berufen. Zwei Jahre später übernahm er dann an dieser Hochschule die Professur für allgemeine Chemie, welche bis dahin Meißner inne gehabt hatte. Hier eröffnete sich ihm ein neuer ausgedehnter Wirkungskreis, in welchem er seine Talente als Gelehrter, wie als Mensch in rastloser Thätigkeit entfalten konnte. Für die Entwicklung der Chemie in der Reichs-hauptstadt bedeutet der Eintritt Schrötter's in diesen Kreis einen Wendepunkt und mit Recht nennt ihn sein Biograph Lieben den ersten wahren Chemiker in Wien. Während eines Vierteljahrhunderts widmet er sich hier einer ebenso erfolg-reichen Thätigkeit als Lehrer wie als Forscher. Seine Arbeiten, welche in diesen Zeitraum von 1843 bis 1868 fallen, geben davon ein beredtes Zeugniß. Von seinen zahlreichen Untersuchungen sollen hier nur diejenigen erwähnt werden, welche Schrötter's Namen alsbald in der wissenschaftlichen Welt bekannt machten. Ueber die Eigenschaft des Phosphors, sich am Lichte roth zu färben, bestanden unter den Gelehrten die seltsamsten Anschauungen: einige betrachteten die rothe Substanz als eine Oxydationsstufe des Phosphors, andere als eine Verbindung des Phosphors mit dem Lichtstoffe, Berzelius hielt sie für eine allotropische Modification des Phosphors. Keine dieser Auffassungen erfreute sich jedoch einer allgemeinen Anerkennung, weil jede des Beweises entbehrte. Eine Reihe von sorgfältigen Untersuchungen führte S. zur Entscheidung dieser Frage und zu-gleich zur Kenntniß der noch jetzt gebräuchlichen Darstellung, sowie aller Eigen-schaften dieses rothen Körpers. Er zeigt, daß auch bei völligem Luftabschluß im zugeschmolzenen Rohr der gelbe Phosphor in rothen verwandelt werden kann und nicht nur durch das Licht, sondern auch durch eine Temperaturerhöhung auf 215 bis 250 ^{0}; er zeigt, daß der rothe Phosphor auch wieder in gelben übergeht, wenn man ihn bis nahe an den Siedepunkt erhitzt und kann so den Phosphor abwechselnd in rothen und gelben verwandeln, woraus hervorgeht, daß die Annahme von Berzelius, die beiden Substanzen beständen aus demselben Stoff, die richtige war. Er beschreibt die physikalischen und chemischen Eigen-schaften dieses amorphen, nicht giftigen, rothen Phosphors, welchen er durch seine Unlöslichkeit in Schwefelkohlenstoff, von dem gelben zu trennen und auf diese Weise zu reinigen lehrt, und weist schon auf die Vortheile hin, welche der rothe gegenüber dem giftigen gelben Phosphor in der Zündholzfabrikation bietet; er beobachtet, daß der Phosphor im Stande ist, bei 250 ^{0} das Wasser zu zersetzen, bestimmt sein Atomgewicht durch Verbrennen des rothen Phosphors und entdeckt eine Reihe von neuen Verbindungen des Phosphors mit den Metallen; er be-weist, daß das Leuchten des Phosphors nicht auf seiner Verdampfung, sondern auf einer langsamen Oxydation desselben beruht und zeigt, daß man dieselbe Erscheinung auch beim Schwefel, Arsen und Selen hervorrufen kann.

Die Wichtigkeit dieser Schrötter'schen Arbeiten, nicht nur in theoretischer, sondern auch in praktischer Beziehung, wurden überall anerkannt: Als der in Birmingham und Lyon nach seinem Verfahren hergestellte rothe Phosphor auf der Pariser Exposition 1855 ausgestellt wurde, erhielt er nicht nur die Medaille erster Classe und das Kreuz der Ehrenlegion, sondern es wurde ihm im folgenden Jahre von der französischen Akademie in Anerkennung der sanitären Bedeutung seiner Arbeiten auch der „Montyon-Preis“ ertheilt. Angesichts dieser auswär-tigen Erfolge aber wollten seine Verehrer und Schüler in der Heimath nicht zurückbleiben: sie machten ihm seine wohlgelungene, vom Bildhauer Gasser ge-fertigte Marmorbüste zum Geschenk. Seine Verdienste gehen aber über die

engere Wissenschaft weit hinaus: Bei den Weltausstellungen in London 1851 und 1862, in Paris 1867 und in Wien 1873 wirkt er als Comité- und Jurymitglied und bei den Naturforscherversammlungen in Graz 1843 und in Wien 1856 als Geschäftsführer. Mit ganzer Hingebung aber widmet er sich bis an sein Lebensende der Entwicklung und dem Gedeihen der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Kaum hatte er in Wien festen Fuß gefaßt, so begann er in Gemeinschaft mit Baumgartner, Ettingshausen und Haidinger für die Gründung einer Akademie zu wirken. Mannigfache Schwierigkeiten waren hier zu überwinden, bis dieses Ziel seiner Wünsche im J. 1847 erreicht war. Bei der Eröffnung durch den Kaiser Ferdinand befand sich S. unter den vierzig von diesem ernannten ordentlichen Mitgliedern der Akademie und bald darauf (1850) erwählte ihn diese zu ihrem Generalsecretär. Durch ein volles Vierteljahrhundert hat er dieses für das Gedeihen einer Akademie so wichtigen Amtes gewaltet.

Die Professur am Polytechnicum bekleidete er bis zum Jahre 1868, in welchem er zum Hofrath und Hauptmünzdirector ernannt wurde. Bis 1874 verblieb er in dieser Stellung, um nach einer vielseitigen und erfolgreichen Thätigkeit sich der wohlverdienten Ruhe hinzugeben. Zwar richtete er sich noch in seinem Hause ein Laboratorium ein, er sollte darin aber nicht mehr arbeiten: eine Lungenentzündung setzte seinem Leben am 15. April 1875 ein Ziel. Der erbliche Ritterstand war S. bereits im J. 1857 mit dem Orden der eisernen Krone verliehen worden, er führte seitdem zugleich den Namen seiner Mutter, v. Kristelli, deren Vater sich im siebenjährigen Kriege, während der preußischen Belagerung von Olmütz, als Bürgermeister dieser Stadt ausgezeichnet hatte und von Maria Theresia in den Adelstand erhoben worden war.

J. Lohschmidt, Almanach d. k. Ak. d. Wiss. Wien 1875, 25. Jahrg. S. 216 und A. Lieben, Ber. d. d. chem. Ges. Berlin 1876, 9. Jahrg. S. 90. B. Lepsius.

Schrötter: Franz Ferdinand E. v. S., geboren zu Wien am 13. Januar 1736, † ebenda am 3. Juni 1780, österreichischer Publicist, Rechtshistoriker und Geschichtschreiber. Ein Beamtenkind, mit achtzehn Jahren verwaist, Studirender der Wiener Hochschule an der juristischen Facultät, die, Dank der theresianischen Studienreform, neu erblühte und durch Persönlichkeiten wie den Kanonisten Riegger und den Civilisten Martini auf den jungen S. bleibenden Einfluß nahm. Dennoch zeigte sich bei dem 25jährigen Doctor der Rechte eine besondere Vorliebe für das Mußestudium der Geschichte und der historischen Hülfswissenschaften, nur verquickte sich bei ihm diese Lieblingsneigung mit dem Studium des öffentlichen Rechtes und lenkte den frühreifen, federgewandten Gelehrten, der schon mit 21 Jahren (1757) eine Dissertation über die Rechtsgelehrsamkeit der alten Perser, bald darauf eine solche über das Patronatsrecht und eine dritte über die Concilien der Kirche — sämmtlich in lateinischer Sprache — erscheinen ließ, auf die noch vereinsamte Bahn der staatsrechtlichen Geschichte Oesterreichs, welche kurz vor ihm August v. Beck mit seinen „Specimina iuris publici austriaci“ (1750) betreten hatte und darin von S. weit überflügelt wurde, so daß Letzterer der eigentliche Begründer der geschichtlichen Staatsrechtslehre Oesterreichs und der österreichischen Staatsgeschichte genannt werden darf. Das hierfür grundlegende Werk wurden 1762 bis 1765 die (fünf) „Abhandlungen aus dem österreichischen Staatsrechte“, deren erste von den österreichischen „Freiheitsbriefen“, die zweite von „Titeln und Reichserzämtern des Erzhauses Oesterreich“, die dritte von dessen „Erbhuldigungen und Kleinodien“, die vierte von den „Vorzüglichen Rechten der Erzherzoge mit und

neben der Landeshoheit" und die letzte, umfangreichste von der „Erbfolgeordnung, Minderjährigkeit und Vormundschaft" der österreichischen Erzherzöge handelt. In seinen historischen Anschauungen durchaus positiv erscheint S. auch als Vertheidiger der ursprünglichen Reichsunmittelbarkeit Oesterreichs und der Vorrechte seiner Regenten, was mit seiner anderweitigen Thätigkeit als Publicist der neu geschaffenen Hof- und Staatskanzlei, wie sie Kaunitz ausgestaltete, zusammenhängt. — Der scharfblickende Staatskanzler suchte nach jungen, strebsamen Talenten, und so kam bereits 1761 der junge S. als Hofsecretär dort unter und wurde viel verwendet, um seine Feder nach Bedarf für die Rechte und Ansprüche des Hauses Oesterreich zu verwerthen. So kreuzte denn auch bald unser S. mit dem bekannten deutschen Staatsrechtslehrer J. St. Pütter die Waffen in einem längeren Federkriege (1768—1770), der drei Schriften Schrötter's: über Pütter's „Patriotische Gedanken" in Hinsicht des Reichskammergerichtes (1768), über dessen weitere Ausführungen in gleicher Sache und endlich über Pütter's Definitionen des kaiserlichen Ratificationsrechtes reichsständigen Versammlungen gegenüber im Gefolge hatte. War es doch die Zeit der Versuche Kaiser Josef's II., des daheim wenig beschäftigten Mitregenten Maria Theresia's, als deutscher Kaiser seinen Drang nach Reformen zu bethätigen, mit manchen verrotteten Zuständen aufzuräumen, was unvermeidliche Einsprachen wachrief. Nebenher liefen zwei Abhandlungen Schrötter's „Ueber das Sitz- und Stimmrecht der Krone Böhmen bei den Reichsberathschlagungen und den dieser Krone gebührenden Rang" (Wien 1769) und „Patriotische Bemerkungen gegen die an das Licht getretene Churbayrische Schrift u. d. T. Rechtmäßigkeit derjenigen churbayerischen Landesordnungen, welche von einigen Comitial-Gesandtschaften zu Regensburg angefochten worden" (Wien 1770). Ueberhaupt wirkte der alte politische Hader zwischen Oesterreich und Kurbaiern, den das Jahr 1740, der Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges verstärkt wieder erweckt hatte, nicht nur publicistisch, sondern auch in Bezug auf die staatsrechtliche Geschichtschreibung nach, deren Chorführer S. geworden. Es war nicht allein wissenschaftliche Ueberzeugung, sondern auch der Ausfluß dieses Gegensatzes, wenn S. in seinem bahnbrechenden „Versuch einer österreichischen Staatsgeschichte von dem Ursprunge Oesterreichs bis nach dessen Erhebung zum Herzogthum" (Wien 1771) und ebenso in seinem für jene Zeit gehaltvollen „Grundriß des österreichischen Staatsrechts" (Wien 1775) für die volle Selbständigkeit der Ostmark (Oesterreichs) dem bairischen Herzogthum gegenüber eintrat. Auch war die Zeit noch fern, in welcher sich die historische Kritik gegen die Echtheit der sogenannten österreichischen Hausprivilegien mit Erfolg versuchte. — 1769 bereits Rath, 1774 Hofrath in der Staatskanzlei, erbländischer Ritter, Director und Präses der juristischen Facultät, als welcher S. (1775) die „Ratio studii juridici in Universitate Vindobonensi" veröffentlichte, viel beschäftigt im Dienste des Staates und der Wissenschaft, jedenfalls auf Kosten seines schwächlichen Körpers, unternahm es S., noch eine „Oesterreichische Geschichte von der Urzeit bis auf Maximilian I." zu schreiben. Doch gedieh das Werk unter seiner Feder nur bis zur Zeit des vorletzten Babenbergers, Leopold des Glorreichen (1198—1230); die Fortsetzung übernahm der Piarist, P. Adrian Rauch, der das, für die damalige Zeit gleichfalls maßgebende, Werk bis zur Belehnung Albrecht's I. mit Oesterreich und Steiermark (1283) weiterführte. Es blieb somit unvollendet. Die topographische Schilderung des Innviertels, der kargen Entschädigung Oesterreichs für den Aufwand des sogenannten bairischen Erfolgekrieges mit Preußen, war Schrötter's letzte zum Druck (1779) beförderte Arbeit; nicht lange darauf erlag er (1780), mit 45 Jahren, dem Uebermaaße geistiger und physischer Anstrengungen; — sein Hinscheiden wurde als „wahrer Verlust" von Maria Theresia bedauert. Die hochherzige

Kaiserin, die im gleichen Jahre das Zeitliche segnete, trug dem Staatskanzler auf, das Möglichste für die Witwe und die Waisen zu thun. S. hinterließ eine Reihe dem Staatsarchive einverleibter Abhandlungen. Die Handschrift „Ueber die deutschen Pfalzgrafen“ gab Franz Dischendorfer (Wien 1784) mit einer Lebensskizze Schrötter's heraus.

Dischendorfer a. a. O. S. 1—48. — de Luca, Das gelehrte Oesterreich, I, 2. St., S. 111 f., Wien 1778. — J. v. Hormayr, Oesterr. Plutarch (1807), XI, 227 f., „Franz Ferdinand E. v. Schrötter“. — Wurzbach, Biogr. Lex. XXXII (1876), 8—12 (verzeichnet die gedruckten Werke und den Nachlaß Schrötter's).

v. Krones.

Schroetter: Reichsfreiherr Friedrich Leopold v. S., preußischer Staatsminister, einer der hervorragendsten Mitarbeiter Stein's bei der Reformgesetzgebung der Jahre 1807 und 1808. Geboren am 1. Februar 1743 auf dem Gute Wohnsdorf zwischen Friedland und Allenburg in Ostpreußen, trat er, noch nicht vierzehn Jahre alt, in das Dragonerregiment von Schorlemmer und nahm an mehreren der blutigen Schlachten des siebenjährigen Krieges als Fähnrich und dann als Lieutenant theil. Die auf den Frieden folgende ruhigere Zeit gab ihm Muße, seiner Neigung gemäß sich wissenschaftlich zu beschäftigen und die Lücken, die ein mangelhafter Unterricht in der Jugend zurückgelassen, auszufüllen. Höchst fördernd war für ihn der Umstand, daß sein Garnisonsort Königsberg damals ein Brennpunkt deutscher Bildung war. Mit all den bedeutenden Männern, die den Ruhm der Pregelstadt weithin verbreiteten, trat er in lebhaften Verkehr, mit Scheffner und Hippel, vor allem aber mit Kant und Kraus. Ihnen hat er bis an sein Lebensende eine treue, liebevolle Erinnerung bewahrt. Solchem Umgange dankte er den weiten Gesichtskreis, seine Empfänglichkeit für das, was über das Alltägliche hinausgeht, oder, wie Schön sich ausdrückt, die Fähigkeit „einem höheren Gedanken zu folgen“. Im J. 1776 wurde er Stabscapitän, 1787 von Friedrich Wilhelm II. nach Berlin berufen, wurde er zum Major und zum Assessor bei dem Oberkriegscollegium ernannt. 1790 stieg er zum Oberstlieutenant empor und wurde vortragender Rath bei dem Generaldirectorium. Seine im J. 1791 erfolgende Ernennung zum Oberpräsidenten von Ost- und Westpreußen führte ihn nach Königsberg zurück. Als Besitzer bedeutender Güter mit den landwirthschaftlichen Verhältnissen dieser Provinz aufs genaueste vertraut, war er zugleich durch eifriges Studium in die eigentliche Wissenschaft der Nationalökonomie eingedrungen. An der Albertina las damals über Finanz-, Polizei- und Handelswissenschaft, Gewerbkunde und Landwirthschaft Christian Jacob Kraus, ein Mann von tiefer Gelehrsamkeit und großem Scharfsinn, der als einer der ersten in Deutschland die Lehren von Adam Smith verbreitete, jedoch nicht ein bloßer Nachtreter des Schotten war, sondern das System desselben selbständig erweiterte. Wie hoch Schrötter die von Kraus ausgehende Bildung schätzte, geht daraus hervor, daß er als Chef des ostpreußischen Finanzdepartements allen Studirenden, die in diesem Fache angestellt zu werden wünschten, zur Pflicht machte, sich durch Zeugnisse dieses Gelehrten zu legitimiren (Kraus, Staatswirthschaft I, S. IV). Fast alle anderen bedeutenderen ostpreußischen Staatsmänner jener Zeit, Karl Wilhelm v. Schrötter, Hans v. Auerswald, Theodor v. Schön u. a., stehen ebenfalls unter dem Einfluß der Lehren von Kraus. Uebrigens ist auch Stein von ihnen nicht unberührt geblieben. (Vgl. Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten des eignen Lebens. 3. Aufl. 3. Th. Leipzig 1871. S. 176—177.)

Im November 1795 wurde S. als Staats- und Finanzminister von Altpreußen und Neuostpreußen nach Berlin berufen. Von staunenswerther Arbeitskraft und tiefer Einsicht, von großer Sachkenntniß und zugleich den neuen freien

politischen und wirthschaftlichen Anschauungen zugewandt, hat er sich um die von ihm verwalteten Landschaften außerordentliche Verdienste erworben. Um fähige Gehülfen für seine Thätigkeit zu gewinnen, war er darauf bedacht, einen Stamm tüchtiger, intelligenter Beamten heranzuziehen. Bezeichnend ist in dieser Beziehung die Fürsorge, die er dem jungen Schön angedeihen ließ. Mit der größten Bereitwilligkeit ebnete er diesem die Wege zu der mehrjährigen Studienreise, die er als Assessor und als Kriegs- und Domänenrath in Deutschland und England machte; nur wurde Schön verpflichtet, über seine Erfahrungen und Beobachtungen regelmäßig Bericht zu erstatten. Nach beendeter Reise mußte Schön auf seinen Posten an der Kriegs- und Domänenkammer zu Bialystock und hatte hier Gelegenheit, die umfassende reformatorische Wirksamkeit Schrötter's in den neuerworbenen polnischen Besitzungen zu bewundern. Es wurden hier vielverheißende Keime einer höheren Cultur gelegt, die durch die zehn Jahre später erfolgende Lostrennung der Landschaften von Preußen zerstört worden sind. Große Landesmeliorationen wurden vorbereitet, im J. 1797 die bisherige Kammer-Justiz aufgehoben und den ordentlichen Gerichten übertragen, eine besondere Fürsorge aber wurde dem Unterrichtswesen zugewandt. Dem Minister verdankte Neuostpreußen seine ganze damalige Schuleinrichtung. Auch für Ostpreußen war seine Verwaltung von großem Segen; er suchte die wirthschaftlichen Kräfte der Provinz zur Entwicklung zu bringen, förderte die Begründung neuer Schulen, nahm sich der Reorganisation der Kunstschule zu Königsberg an u. s. w. Selbst Schön, dessen kritischer Verstand leicht die Mängel und Schwächen der Menschen herausfand, stellt der Person und dem Walten des Ministers ein höchst ehrendes Zeugniß aus: S. belohne Verdienst ohne Rücksicht des Standes, ehre die Offenheit freimüthiger Meinungsäußerung und trete, frei von Menschenfurcht, jeder Ungerechtigkeit entgegen. Nirgends in preußischen Staaten höre man freiere Meinungen über politische Gegenstände äußern, als in Preußen (s. Studienreisen eines jungen Staatswirths &c. Beiträge zu den Papieren &c. Schön's. S. 631—634).

S. gehörte zu den preußischen Staatsmännern, welche schon vor der Katastrophe von Jena von der Reformbedürftigkeit des Staates durchdrungen waren, und ist bereits mit Vorschlägen zur Verbesserung hervorgetreten. Im März 1806 legte er dem König Friedrich Wilhelm III. einen Plan vor zur Organisation des platten Landes in den vier altpreußischen Kammerdepartements, der die kgl. Genehmigung erhielt, dessen Ausführung aber durch den Ausbruch des Krieges mit Frankreich verhindert worden ist.

Als nach dem furchtbaren Tilsiter Frieden auf dem Boden Ostpreußens jene Reformthätigkeit sich entfaltete, infolge deren sich der preußische Staat verjüngte und neue sittliche Kräfte zu dem Kampfe gegen den Unterdrücker gewann, fand Stein in S. seinen vielleicht wirksamsten und leistungsfähigsten Mitarbeiter. Während Schön, ganz erfüllt von der Theorie des Freihandels und der Idee des Staates an sich, für die historische Auffassung Stein's kein rechtes Verständniß hatte, stand S. letzterem unendlich näher. Auch er entstammte einem edlen und vornehmen Hause und schätzte die Auszeichnung der Geburt als einen Antrieb zu vorzüglicher Tüchtigkeit, auch bei ihm fand die Energie des Willens bisweilen ihren Ausdruck in einer gewissen Schroffheit des Wesens, die jedoch nie sein reiches und tiefes Gemüth zu verdecken vermochte, auch er hat, so kühn er einer Neuordnung des Staates und der Gesellschaft zustrebte, dem historischen Rechte Rechnung getragen. Vielleicht aber hat er sich mehr als Stein innerhalb der Grenzen des praktisch Erreichbaren gehalten. Beinahe alle die grundstürzenden Gesetze der Jahre 1807 und 1808 haben in dem preußischen Provinzialdepartement, das unter Leitung Schroetter's stand, ihren Ursprung genommen, sollten sie doch fast sämmtlich nach dem anfänglichen Plane nur in der Provinz Preußen ins Leben

treten. Friese und Wilckens waren nächst S. die bedeutendsten Mitglieder dieses Departements. Zunächst seien die folgenreichen Verordnungen zum besten der bäuerlichen Bevölkerung erwähnt: Das Edict vom 9. October 1807, nach Schön's Ausdruck die Habeas Corpus-Acte Preußens, das durch Aufhebung der Gutsunterthänigkeit der größeren Hälfte der Bevölkerung die persönliche Freiheit schenkte und jedem Einwohner, ohne Unterschied des Standes, jede Art von Grundbesitz und Gewerbe zugänglich machte. Die Vorgeschichte dieses berühmten Edicts beweist, daß neben den Gutachten der Immediatcommission, deren treibende Kraft Schön war, die Vorschläge des Ministers S. und seines Bruders, des Kanzlers, seitens des Königs und Stein's eingehende Beachtung erfahren haben. Insbesondere ist der Paragraph 2 („Freie Wahl des Gewerbes"), durch den das Gesetz über den Rahmen einer bloß agrarischen Maßregel hinaus eine allgemeine gesellschaftliche Neuordnung anbahnte, auf die Anregung des Ministers S. zurückzuführen. Am 28. October folgte die Cabinetsordre über „die Aufhebung der Erbunterthänigkeit auf sämmtlichen Preußischen Domainen" und am 27. Juli 1808 die hochwichtige „Verordnung wegen Verleihung des Eigenthums von den Grundstücken der Immediat-Einsassen in den Domainen von Ostpreußen, Litthauen und Westpreußen", wodurch etwa 47 000 bäuerlichen Familien zu freiem Eigenthum verholfen wurde. Die Immediatcommission, von der Doctrin der Nationalökonomie ausgehend, daß die Landwirthschaft nur von bemittelten Besitzern mit Erfolg betrieben werden könne, wollte an die Erwerbung der Grundstücke Bedingungen knüpfen, denen nur Wohlhabende hätten genügen können. S. aber trat für die Rechte der ärmeren Bauern ein, und Stein stellte sich auf seine Seite. Den Bauern wurde das Einkaufsgeld erlassen; dafür sollten sie ihren Ansprüchen auf Remissionen, Freiholz und Waldweide entsagen. Um ihnen jedoch den Uebergang zu dem neuen Besitzverhältniß zu erleichtern, sollten ihnen auf Stein's Veranlassung diese Unterstützungen noch auf zwei Jahre als ein Gnadengeschenk gewährt werden. Durch Allerhöchsten Befehl vom 17. Juni 1808 erhielt S. den Auftrag, das bezügliche Gesetz zu entwerfen, und hatte die Genugthuung, die Anerkennung des Königs für seine „gründliche Bearbeitung dieser wichtigen, auf den Nationalwohlstand und Menschenglück einen so großen Einfluß habenden Angelegenheit" zu ernten.

Die gesetzgeberischen Arbeiten des Jahres 1808, welche eine Erweiterung der Gewerbefreiheit bezweckten, sind ebenfalls in dem Departement Schroetter's angefertigt worden: das Edict, betreffend die Mühlengerechtigkeit und die Aufhebung des Mühlenzwanges, die Verordnung wegen der Aufhebung des Zunftzwanges ꝛc. und die über den Auf- und Vorkauf. In wie hervorragender Weise aber S. an der Reorganisation der Verwaltung mitgewirkt hat, ist von Ernst Meier in seinem Werke „Die Reform der Verwaltungs-Organisation unter Stein und Hardenberg". (Leipzig 1881) ans Licht gestellt worden. Es heißt darin auf S. 154: (Schroetter's) „ganze Bedeutung läßt sich nur aus den Acten erkennen und ist deshalb bisher nicht genügend gewürdigt worden". Zunächst ist sein Antheil an der Abfassung der Städteordnung vom 19. November 1808 hervorzuheben. In Bezug auf den Umfang des staatlichen Aufsichtsrechtes waren Meinungsdifferenzen zwischen Stein und dem Generaldepartement einerseits und S. andererseits hervorgetreten. S. wollte im Gegensatz zu Stein der städtischen Autonomie in der Verwaltung des Communalvermögens einige Schranken gezogen wissen. In der Städteordnung von 1808 ist die Ansicht Stein's zum Ausdruck gelangt, jedoch hat sich dessen Meinung in dieser Beziehung später umgewandelt. Die Verordnung und die Instruction vom 26. December 1808, wodurch die Kammern eine verbesserte Einrichtung erhielten, sind auch im wesentlichen in Schroetter's Departement abgefaßt worden, wenn schon sie erst nach des Ministers Rücktritt die königliche Sanction

erhielten. Dem Vorschlage Stein's, daß zu den Arbeiten der Kammern ständische Repräsentanten zugezogen werden sollten, die als Mitglieder der Collegien ein vollständiges Votum zu erhalten hätten, war S. entgegengetreten. Wohl wollte er diesen Repräsentanten ein Recht der Controle und Revision einräumen und sie einen Einblick in das Getriebe der Amtsthätigkeit gewinnen lassen, damit sich das Vertrauen des Volkes zu den Regierungen befestige, aber von der eigentlich ausführenden Thätigkeit der Regierungen wollte er dieses Laienelement wegen des ihm nothwendig anhaftenden Mangels an Geschäftserfahrung fern gehalten wissen. Die Bedenken Schroetter's haben sich in der Folgezeit als gerechtfertigt erwiesen. Zuletzt seien noch die umfassenden, bedeutenden Pläne zur Umgestaltung der Verfassung des platten Landes erwähnt, die auf Anregung Stein's in dem ostpreußischen Departement entworfen worden, aber infolge des Rücktritts des großen Reformers nicht zur Vollendung gelangt sind.

Als in Gemäßheit des die obersten Staatsbehörden betreffenden Reorganisationsplanes alle Provinzialdepartements aufgelöst werden und an ihre Stelle Fachministerien treten sollten, — nach dem Publicandum vom 16. December 1808 zunächst das Ministerium des Innern und der Finanzen — verlor S. seine Stellung, in der er mit solchem Erfolge gewirkt hatte. Wie große Anerkennung er sich durch seine Amtsführung erworben, geht aus den warmen Worten hervor, mit denen der scheidende Stein ihn der Fürsorge des Königs empfohlen hatte, und aus der Antwort Friedrich Wilhelm's vom 2. December 1808. (Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. 2. Bd., S. 305—306.) Bei seiner Dienstentlassung am 8. December 1808 ward S. durch die Verleihung des schwarzen Adlerordens ausgezeichnet. Er verließ das Amt nicht ohne ein Gefühl der Wehmuth, da die Arbeit für das allgemeine Wohl die Lebensluft gewesen war, in welcher sein Wesen sich voll und freudig entfaltet hatte.

Im J. 1810 wurde er Mitglied des geheimen Staatsrathes, 1814 königl. Commissarius bei der interimistischen Landes-Repräsentation, die er am 21. Februar mit einer Rede eröffnete, von der sein Biograph v. Baczko sagt, sie habe „in eben so hohem Grade von Erhabenheit über das Vorurtheil und über die Stimmen zahlreicher Schreier gezeugt, als den denkenden Kopf charakterisirt, der, frei von Einseitigkeit, für die Heiligkeit des Gesetzes und die Pflichten des Staates gegen jeden seiner Bürger mit hoher Achtung belebt sei“. S. starb am 30. Juni 1815, nachdem er noch die völlige Befreiung des Vaterlandes erlebt hatte. Auf Anregung Scheffner's hatte er den Plan gefaßt, eine Geschichte seiner Dienstzeit gleich den Memoiren Sully's zu verfassen, und hatte dem Jugendfreunde bereits einige Bogen in der Handschrift mitgetheilt. Leider ist die Arbeit nicht weiter geführt worden.

L. v. Baczko, Denkschrift auf Friedrich Leopold Reichsfreiherrn v. Schroetter. Königsberg 1815. — Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein, besonders im 2. Bde. — Aus den Papieren des Ministers &c. Theodor v. Schön, besonders im 1. Theil, und Studienreisen eines jungen Staatswirths (Beiträge zu den Papieren Schön's). Leipzig 1879. — (Ewald), Zu Schutz und Trutz am Grabe Schön's. Berlin 1876. Abschnitt IV (Der Ursprung des Edicts vom 9. October 1807). — Seeley, Life and times of Stein. Vol. I. II. — E. Meier, Die Reform der Verwaltungs-Organisation unter Stein und Hardenberg. Leipzig 1881. — H. Ganz, Stein, Schön und die Entstehung des Edicts vom 9. October 1807. Mainz 1885. — G. F. Knapp, Die Bauern-Befreiung &c. in den älteren Theilen Preußens. 2 Thle. Leipzig 1887. — F. Rühl, Die Bauernbefreiung in Preußen. (In Nord und Süd, Bd. LIV, Heft 161.) — Schroetter's Porträt: in Neue Berlinische Monatsschrift, herausgegeben von Biester. 6. Band. 1801.

Gottlieb Krause.

Schroetter: Karl Wilhelm, Freiherr v. S., Chef-Präsident des Oberlandesgerichts von Ostpreußen, Kanzler des Königreichs Preußen, ein Bruder des Staatsministers v. S., wurde am 9. April 1748 zu Wohnsdorf, dem Gute seines Vaters, bei Friedland in Ostpreußen geboren. Nach vollendetem Studium auf der Universität zu Königsberg trat er am 17. März 1769 als Referendar bei dem Hofgericht daselbst in den Justizdienst. Im J. 1772 erhielt er eine Rathsstelle bei dem neu organisirten westpreußischen Landes-Justizcollegium, damals Regierung genannt, und wurde 1782 zum Vicepräsidenten, 1784 zum ersten Präsidenten desselben erhoben. Bis an sein Lebensende erinnerte sich S. der Worte, mit denen ihm Friedrich der Große dies letztere wichtige Amt übertrug: Er (der König) wäre in Absicht der Justizpflege eigentlich in seinen Staaten als Gottes Justitiarius anzusehen und würde dermaleinst von seiner Rechtsverwaltung Rechenschaft ablegen müssen, S. wäre aber wieder sein Justitiarius in Westpreußen und bliebe hier auf Erden Ihm, dermaleinst aber ebenmäßig dem höchsten Weltrichter wegen seiner Handlungen verantwortlich. S. hat sich des königlichen Vertrauens würdig gezeigt, auch in Zeiten harter Anfechtung ist er nie von dem Wege des Rechts und der Wahrheit abgewichen. Als er vom Könige Friedrich Wilhelm II. gegen Ende des Jahres 1789 an das Kammergericht zu Berlin als Präsident des Instructions-Senats berufen worden war, führte ihn sein unbeugsames Rechtsgefühl in Conflicte mit dem damals allmächtigen Minister v. Wöllner. Außer anderem war die Weigerung Schroetter's, ein bei dem Kammergericht niedergelegtes Testament an Wöllner auszuliefern, der Anlaß, daß dieser das Kammergericht mit seinem Hasse verfolgte und den König gegen dasselbe einzunehmen suchte. Als daher in dem damals großes Aufsehen erregenden Religionsproceß gegen den Prediger Schulz zu Gielsdorf, der der Irrlehre angeklagt war, das Kammergericht 1792 sich in seiner Mehrheit zu Gunsten des Angeklagten aussprach, erfolgte eine sehr ungnädige Cabinetsordre des Königs, wonach die Räthe mit Strafen bedroht wurden, welche in der Sache des Schulz ein freisprechendes Urtheil abgegeben. S. fühlte sich in seinem Gewissen gedrungen, für dieselben einzutreten, trotzdem er persönlich jenes Erkenntniß für irrig hielt. In einem Berichte an den König stellte er vor, daß nur bei ungekränkter Stimmfreiheit die Integrität des Richters gewahrt bleiben könnte. Im anderen Falle werde dieser „bei Abgebung seiner Stimme nicht mehr, so wie bisher, bloß auf Gott, Gesetz und Gewissen, sondern auf Klugheit, auf eigenen Vortheil und eigene Erhaltung Rücksicht nehmen“. Der König nahm zwar die in jener Cabinetsordre angedrohten Strafen zurück, S. aber wurde nach einiger Zeit, im J. 1794, von Berlin nach seinem früheren Wirkungskreis als Chef-Präsident der westpreußischen Regierung zu Marienwerder versetzt. Sein Beispiel und seine Belehrung wirkten anregend und erziehend auf das ihm unterstellte Justizpersonal. Auch über diesen Kreis hinaus äußerte sich sein Einfluß in wohlthätiger Weise. Schon damals, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, veranlaßte er die Deputirten der adeligen Gutsbesitzer Westpreußens zu einem Schreiben an den König, worin sie sich bereit erklärten, die Erbunterthänigkeit aufzuheben. (Christian Jacob Kraus, Vermischte Schriften II, 143.) Leider verlief diese Anregung zunächst ohne Erfolg. Ein Beweis des Vertrauens, das er bei den Ständen genoß, war seine Wahl zum Director der Generallandschaft und Feuersocietät. Durch königliche Bestallung vom 25. Juli 1803 wurde ihm die Kanzlerwürde des Königreichs Preußen (eins von den vier großen preußischen Hofämtern) verliehen. In der verhängnißvollen Zeit nach der Schlacht bei Jena folgte er seinem Könige nach Königsberg und dann auch nach Memel. Friedrich Wilhelm III. übertrug durch Cabinetsordre vom 14. November 1806 dem pflichttreuen und erprobten Manne als interimistischem Justizminister die Leitung der Rechtspflege in den nicht von dem Feinde besetzten Ländern und im

August des Jahres 1807 das Justiz-, Lehns- und geistliche Departement der ganzen Monarchie. Dieser hohen, wegen der außerordentlichen Zeitumstände besonders schwierigen Stellung hat er sich völlig gewachsen gezeigt. Von einem ähnlichen Geiste erfüllt, wie sein Bruder, der ausgezeichnete Staatsminister Friedrich Leopold v. S., hat auch er bei den tiefeinschneidenden Reformen der Jahre 1807 und 1808 mitgewirkt. So betheiligte er sich in Gemeinschaft mit seinem Bruder an den Arbeiten, die zu dem befreienden Edict vom 9. October 1807 führten. Dasselbe trägt neben der Unterschrift des älteren Schroetter's und Stein's auch die seine. Nachdem schon im J. 1806 von beiden Brüdern der Antrag auf Aufhebung des Mühlenzwanges gestellt war, erfolgte am 29. März 1808 das „Edict für Ostpreußen, Litthauen, Ermeland und den Marienwerderschen Landräthlichen Kreis, die Mühlen-Gerechtigkeit und die durchgängige Aufhebung des Mühlenzwanges betreffend", das ebenfalls von den Schroetter unterzeichnet ist. Auch an den letzten Verhandlungen, die der am 26. December erfolgenden Allerhöchsten Genehmigung der Verordnung und Dienstinstruction bezüglich der Kammern vorausgingen, hat er theilgenommen; er war nach dem Rücktritt seines Bruders für diesen eingetreten. (E. Meier, Die Reform der Verwaltungs-Organisation unter Stein und Hardenberg. S. 217.) Endlich sei hier noch angeführt, daß er in höchst bedeutsamer Weise bei den schwierigen Arbeiten hervorgetreten ist, welche die Veräußerlichkeit der königlichen Domänen betrafen. (Edict und Hausgesetz, vollzogen am 17. December 1808, publicirt am 6. November 1809.)

Im J. 1809 wurde er von der interimistischen Führung der Ministerialgeschäfte durch eine seine Leistungen höchst anerkennende Cabinetsordre entbunden. Zum Chef-Präsidenten des ostpreußischen Oberlandesgerichts ernannt, blieb er fortan in Königsberg.

Selbst von vornehmer Geburt und dazu mit einer der edelsten Familien der Provinz, den Dohna, verschwägert, war er gleichwohl erhaben über alle Standesvorurtheile, gern verkehrte er mit Männern der Wissenschaft. Sein Haus bildete den Sammelpunkt der im eigentlichen Sinne besten Gesellschaft Königsbergs. In seinen Erinnerungen aus dem äußeren Leben (S. 185—186) preist Arndt dieses Haus, in welchem sich „die Dohna sehr oft versammelten und was durch Würdigkeit, Gelehrsamkeit und Tapferkeit in Königsberg ausgezeichnet war". (Vgl. auch Meine Wanderungen &c. mit dem Reichsfreiherrn vom Stein. 2. Abdruck, S. 143.) Welche allgemeine Hochachtung und Verehrung S. genoß, zeigte sich in wahrhaft großartiger Weise bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums am 17. März 1819. Die Feier gestaltete sich zu einer Huldigung der ganzen Provinz. Zu Ehren des Jubilars war eine Medaille geschlagen und sein Bildniß in Kupfer gestochen worden. Das königliche Staatsarchiv zu Königsberg bewahrt zwei stattliche Bände „Acta die Feier des Dienst-Jubilaei des . . Kanzlers &c. Freyherrn von Schroetter Excellence betreffend", worin u. a. die dieses Fest betreffenden Berichte, Reden und Gedichte gesammelt sind. Der König hatte dem Gefeierten sein Brustbild mit einem huldvollen Handschreiben gesandt, auch von dem Berliner Kammergericht und dem Oberlandesgericht zu Marienwerder waren in warmem Tone gehaltene Gratulationen übersandt worden. — Die vielen guten Wünsche, welche der Erhaltung eines so reich gesegneten Lebens galten, sollten nicht in Erfüllung gehen. Schon am 2. December desselben Jahres starb S. im 71. Jahre seines Lebens. Von ihm konnte sein alter Freund Scheffner mit Recht sagen: „Unter drei Königen, wahrlich nicht Eines Sinnes und Geistes Kindern, wandelte Er, freilich nicht immer auf Rosen, doch aber ohne Absprung von der Straße, welche die richtige ist". (Scheffner, Nachlieferungen zu meinem Leben. Leipzig 1884. S. 74.)

Eine kurze Biographie des Kanzlers im Amtsblatt der königl. preußischen Regierung zu Königsberg unter dem 21. April 1819 (wohl von dem aus dem Freiheitskriege bekannten Oberstlieutenant Friccius, der als Oberlandesgerichtsrath in Königsberg unter S. arbeitete). Andere Beiträge finden sich in jenen beiden vorhin erwähnten Actenfascikeln des Staatsarchivs zu Königsberg, insbesondere im 2. Bd., wo u. a. die inhaltsreiche, Schroetter's Amtsthätigkeit in Berlin ausführlich behandelnde Rede aufbewahrt ist, die er selbst bei seinem Amtsjubiläum gehalten. — Königsberger Hartung'sche Zeitung vom Jahr 1819. — Pertz, Leben Stein's. 2. Bd. — Ganz, Stein, Schön u. d. Entstehung des Edicts vom 9. October 1807. Mainz 1885. — G. F. Knapp, Die Bauern-Befreiung 2c. in den älteren Theilen Preußens. Leipzig 1887. 2. Th., S. 156, 160, 162.

Gottlieb Krause.

Schuback: Arnold S., Privatgelehrter, geboren am 28. November 1762 zu Hamburg, ein Sohn des dortigen Kaufmanns Nik. S. und ein Enkel des Bürgermeisters N. S. Nachdem er in Göttingen 1780 ff. theologische und philosophische Wissenschaften studirt hatte, vorzüglich Litteraturgeschichte, verzichtete er, nach Hamburg heimgekehrt, sehr bald auf die anfangs von ihm betretene geistliche Candidaten- und Lehrer-Laufbahn. Im Besitz der Einkünfte einiger kleiner Dompräbenden und eines genügenden Vermögens, war er in der glücklichen Lage, sich seinen wissenschaftlichen Neigungen wie öffentlicher gemeinnütziger Thätigkeit völlig hingeben zu können. Als gründlicher Kenner der Geschichte, Verfassung und Verwaltung seiner Vaterstadt, wie als fleißiger Sammler von Hamburgensien aller Art anerkannt und geachtet, andererseits als Mitglied bürgerlicher Verwaltungen, z. B. als Vorsteher der allgemeinen Armenanstalt, der Gefängnisse und einiger milder Stiftungen, verdienstvoll thätig, fand er in solchen Wirkungskreisen seines Lebens Beruf. In litterarischer Hinsicht war er weniger selbstproductiv, obgleich er für gelehrte und politische Zeitschriften, z. B. für die Göttinger gelehrten Anzeigen, für die Hamb. Adreß-Comtoir-Nachrichten und für das historische Institut in Göttingen, dessen Mitglied er war, manche gediegene Artikel lieferte, desgleichen für den Hamb. Relations-Courier, dessen Privilegiat er war. Desto größere Verdienste erwarb er sich durch Anregung und Förderung wissenschaftlicher Arbeiten talentvoller jüngerer Schriftsteller, welchen er uneigennützig die Schätze seiner Sammlungen mittheilte. — Während der französischen Herrschaft in Hamburg war er vom Senat beauftragt, das Stadt- und Staatsarchiv in schützende Obhut zu nehmen, auch verwaltete er dasselbe bei zeitweiligen Vacanzen des Archivariats 1814 und 1819, wofür der Senat ihm durch ein werthvolles Ehrengeschenk seine Anerkennung bezeugte. Er starb am 17. April 1826. Seine besonders an Hamburgensien reiche Bibliothek vermachte er der Stadtbibliothek, jedoch unter Bedingungen, die damals unerfüllbar waren. Doch wurde ein bedeutender Theil in der im J. 1834 stattgehabten öffentlichen Versteigerung für die Stadtbibliothek erworben.

Hamburger Schriftstellerlexikon VII, 48 und die am Schluß des Artikels citirten Quellen. — Zeitschrift für Hamb. Geschichte III, 330. — Petersen, Geschichte der Hamb. Stadtbibliothek 101.

Beneke.

Schuback: Jacob S., Licentiat der Rechte und Staatsmann. Des Hamburger Bürgermeisters Nik. S. (s. u. S. 587) reich begabter Sohn, geboren zu Hamburg am 8. Februar 1728. Nachdem er die Rechtswissenschaft zu Göttingen studirt, 1750 daselbst Licentiat der Rechte geworden und heimgekehrt war, wurde er zwei Jahre später zum Archivarius adjunctus ernannt, in welcher Eigenschaft er sich große Verdienste erwarb durch Verbesserung der Ordnung und leich-

teren Benutzbarkeit dieses Staatsinstituts. In Anerkennung dessen, sowie um sein Talent und Wissen noch ersprießlicher für Hamburg zu machen, wurde er von der mit dem Archivariat verbundenen Verpflichtung zehnjähriger Dienstdauer entbunden und 1760 zum Syndicus erwählt. In diesem hochangesehenen Amte entfaltete er die ganze Fülle seiner staatsmännischen Begabung sowohl in inneren als in äußeren Angelegenheiten; durch die ihm übertragenen Gesandtschaften an fürstliche Höfe erwarb er sich, auch außerhalb Hamburgs, Hochachtung und Ansehen. Er war u. a. auch einer der diesseitigen Unterhändler des sogenannten Gottorper Vergleichs mit dem Gesammthause Holstein (1768), durch welchen Hamburg nicht nur seine Jahrhunderte lang behauptete, aber bestrittene Unabhängigkeit und Reichsstandschaft anerkannt sah, sondern auch andere Vortheile, z. B. bedeutsame Territorialvergrößerungen, namentlich am linken Elbufer, erwarb, welche 120 Jahre später die Anlage des gegenwärtigen Freihafens möglich gemacht haben. 1771 wurde er Hamb. Comitialgesandter am Reichstag zu Regensburg. — Er starb, aufrichtig betrauert von seinen Collegen und Mitbürgern, am 15. Mai 1784.

Zur Bezeichnung der Vielseitigkeit dieses trefflichen Mannes diene die Erwähnung seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Sein so gelehrtes wie praktisch nützliches Werk „De jure littoris“ wurde auf Kosten der Commerzbehörde in deutscher Uebersetzung neu herausgegeben. Auch ist er der Verfasser mehrerer geistlicher Schriften, sowie musikalischer Compositionen. Die Musik war überhaupt seine Lieblingsbeschäftigung in Mußestunden. Er förderte den Musikunterricht in den Schulen, schrieb auch eine Anleitung zur musikalischen Declamation, veranstaltete Privatconcerte in seinem Hause, welche er selbst dirigirte. Auch betrieb er eifrig den Bau eines öffentlichen Concertsaals u. s. w.

Hamb. Schriftstellerlexikon VII, 53—55. — Meusel, Lexikon XII, 476. — Buek, Die Hamburger Bürgermeister, S. 236. B e n e k e.

Schuback: J o h a n n e s S., Kaufmann, ein jüngerer Sohn des Hamburger Bürgermeisters Nik. S., geboren zu Hamburg am 16. September 1732, widmete sich dem Kaufmannsstande, und befand sich zu weiterer Ausbildung im J. 1755 grade zu Lissabon, als sich hier am 1. November das bekannte große Erdbeben ereignete, dem so viele Menschenleben zum Opfer fielen, während er die Gefahren dieser Katastrophe glücklich überstand. Nach Hamburg heimgekehrt, etablirte er hier ein rasch zu großartiger Blüthe gelangendes Handlungsgeschäft, welches keine Ungunst der Zeiten zu erschüttern vermochte, und welches unter der Leitung seiner Enkel und Urenkel aus der Familie Amsinck, noch gegenwärtig unter der alten Firma Johannes Schuback & Söhne hochangesehen im In- und Auslande blüht. Der treffliche Gründer dieses Hauses 1. Ranges war seiner Zeit in manchen bürgerlichen Verwaltungen und Ehrenämtern verdienstvoll thätig, „ein Stolz der Patrioten und der Kaufmannschaft Hamburgs“. Seit 1782 vom Könige von Portugal zum Generalconsul und 1790 zum Geschäftsträger ernannt, resignirte er in letzterer Eigenschaft 1808, und starb am 31. März 1817. Viel gelesen waren s. Z. zwei von ihm verfaßte Fachschriften „Ueber Geld und Banken“ 1787, und über „Das Hamburger Bancogeld“ 1791. — In seinem Privatleben ein stets gefälliger kluger Helfer in Bedrängnissen seiner Mitbürger, war er auch der Wittwe Eva König, der Braut Lessing's, zu Rath und That gern bereit. Zu Beider Hochzeit am 8. October 1776 stellte er das im Familienbesitz befindliche Geburtshaus seines Vaters in York im Altenlande, dem Paare zur Verfügung, das hier getraut wurde.

Hamburger Schriftsteller-Lexikon VII, 55. — Schöne, Briefwechsel zw. Lessing und seiner Frau, S. 144, 145, 454, 455 und 544.

B e n e k e.

Schuback: Nikolaus S., Doctor der Rechte und Hamburgischer Bürgermeister. — Die fruchtbare Elbmarsch zwischen Harburg und Stade, genannt das Alteland, darf sich rühmen, die Heimath dieses ausgezeichneten Mannes gewesen zu sein. Er war daselbst in der Gemeinde York unweit Buxtehude am 18. Februar 1700 geboren, als Sohn eines dort angesessenen Landmanns, der auch einige Kaufmannschaft betrieben haben soll. Der Vater schickte den begabten Knaben nach Hamburg, wo er die gelehrten Schulen besuchte und bei einem Oheim wohnte. 1720 ging er zur Universität zum Studium der Rechtswissenschaft nach Jena, später nach Leipzig, worauf er sich in Wetzlar praktisch weiter ausbildete und 1725 zu Gießen den juristischen Licentiatengrad erwarb. Nach Hamburg zurückgekehrt und als Advocat Bürger, wurde er 1730 Mitglied des Niedergerichts. Im J. 1737 zum Senator gewählt, zeichnete er sich in allen ihm übertragenen Staatsgeschäften rühmlichst aus. Auch schwierige diplomatische Aufträge erledigte er schnell und glücklich, z. B. auf einer Gesandtschaft nach Kopenhagen 1742 zur Ausführung des sog. Altonaischen Grenzvergleichs. Als Prätor fand er Gelegenheit, sich eine große Popularität zu erwerben, namentlich durch Beweise großen persönlichen Muthes. Die von ihm verfaßte schriftliche Instruction über das Verfahren bei den summarischen sogen. Dielenprocessen wurde von allen seinen Nachfolgern im Präturamte als Richtschnur benutzt. Eine seiner wichtigsten und segensreichsten Arbeiten war die mit zwei Collegen beschaffte Ausarbeitung der im J. 1753 publicirten „Falliten-Ordnung“, als deren intellectueller Urheber S. zu betrachten ist. Im folgenden Jahre 1754 zur Bürgermeisterwürde erhoben und seit 1774 als Generalissimus thätig, starb er 83 Jahre alt am 28. Juli 1783, nachdem er im J. 1782 auf das Präsidium im Senate verzichtet hatte. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm die wärmste Anerkennung abseiten des Senats und des ersten bürgerlichen Collegii der Oberalten zu Theil. Man rühmte ihm allgemein nach, daß er in allen Raths- und Staatsgeschäften ebenso redlich und klug im Rath, als kraftvoll in der That und allezeit „suaviter in modo“ sich bewiesen habe.

Als charakteristischen Beweis seiner Gesinnung erzählt man, daß er bei seiner Rathswahl, anläßlich des von ihm üblicherweise veranstalteten amtlichen Gastmahls, dem alle Magnificenzen, Hoch- und Wohlweisheiten in pontificalibus beiwohnten, seinen in der eigenartigen Altenlander Bauerntracht erscheinenden alten Vater zugezogen und ihm einen der Ehrenplätze eingeräumt habe. Ebenfalls aus Pietätsgründen conservirte er das väterliche Haus in York als Familienbesitz.

Pitiscus, Zum Gedächtniß an Nik. Schuback. — Buek, Die Hamburger Bürgermeister S. 235 ff.

Beneke.

Schubart: Adam S., Reimpaardidaktiker des 16. Jahrhunderts, war jedesfalls in Mitteldeutschland zu Hause; da es nicht feststeht, ob der undatirte Weißenfelser (Geo. Hantzsch) oder der Frankfurter Druck von 1565 der Originaldruck seines „Hausteuffels“ ist, so gestattet der Verlagsort ebensowenig einen Schluß auf seine engere Heimath, wie die leidlich saubern, dialektisch nicht charakteristischen Reime seiner selten durch Dreireim unterbrochenen Verspaare. S. bekennt sich zu Luther und flicht in sein Büchlein einen Excurs ein, in dem ihn ein weiser Mann über die sittliche Verwerflichkeit des Coelibats belehrt. Doch war er schwerlich Geistlicher, wenn es ihm auch an gelehrter Bildung nicht fehlt. Auch in der deutschen Litteratur seiner Zeit ist er einigermaßen belesen; er citirt in der Vorrede des „Hausteuffels“ u. a. Nic. Schmidt's zehn Teufel der bösen Weiber, die beiläufig gleichfalls bei Hantzsch erschienen waren, übrigens keinen erheblichen Einfluß auf sein Gedicht übten, und benutzt aus-

giebiger Andr. Musculus „Ehteuffel“ (1556), dem er z. B. die Deutung der Venus mit der Schildkröte und manches andere entlehnt hat. Doch versteht es S. recht gut, den polternden Predigtton Musculus fern zu halten und ohne Rohheiten eine Dichtung von behaglichem Humor zu schaffen, die bei allem Schelten nie die gute Laune verliert und verdirbt. Im Mittelpunkt steht zunächst der Tyrann Siemann, die Personification der Weiberherrschaft, eine Gestalt, die bei S. ungleich anschaulicher wird, als bei Musculus: ein weiser Mann schildert in Anecdoten und Sittenbildern die Macht jenes Tyrannen über alle Stände; ein groteskes Duell des Dichters mit dem Siemann, der als starkes Weib auftritt und gar nicht todt zu kriegen ist, entlehnt seine Farben ältern Dichtungen im Genre des Mährs vom übeln Weibe. Ein zweiter positiver Theil lehrt die Frauen ihre wahre Stärke kennen; der ungestüme Nordwind entreißt dem Manne den Mantel nicht, wol aber die freundliche Wärme der Sonne. Die rohe Vorstellung von der absoluten Unterordnung des Weibes, das es nächst Gott zumeist ihrem Manne danke, wenn es eine vernünftige Creatur geworden, wird freilich theoretisch auch von S. getheilt, aber in der Ausführung und praktischen Anwendung zeigt er sich weit gerechter und zartfühlender. Trotz manchen ermüdenden und werthlosen Partien, wie etwa den Registern der bösen und guten Weiber aus der Bibel, gehört Schubart's „Hausteuffel“ durch Darstellung, Stimmung und Mäßigung zu den erfreulichsten Erzeugnissen der ganzen Teufellitteratur.

Roethe.

Schubart: Christian Friedrich Daniel S., geboren in Obersontheim am 24. März 1739, † in Stuttgart am 10. October 1791, ist für die deutsche Litteraturgeschichte als einer der Hauptvertreter der Sturm- und Drangperiode, sowie insbesondere als Vorläufer Schiller's von Bedeutung. Nicht geringeres Interesse erregt er vom culturgeschichtlichen Standpunkt: sowohl wegen seiner wechselvollen Lebensschicksale, in denen sich die deutschen Zustände seiner Zeit mannigfach spiegeln, als auch wegen seiner journalistischen Wirksamkeit, durch welche er in weiten Kreisen Bildung verbreitete und zur Erweckung deutschnationaler Gesinnungen beitrug.

Der feurige Patriot, der alles Deutsche mit inniger Liebe umfaßte und das Wiedererstehen von Deutschlands Macht vorausahnte, gehörte durch seine Geburt der Grafschaft Limpurg an, einem jener Gebiete, in welchen sich die deutsche Kleinstaaterei des vorigen Jahrhunderts in ihrer ärgsten Verzerrung darstellte. Doch schon im J. 1740 wurde sein Vater Joh. Jac. S. (geb. am 13. Mai 1711 in Altdorf bei Nürnberg) von Obersontheim, wo er als Cantor angestellt gewesen, nach Aalen versetzt, um daselbst zunächst als Präceptor und Musikdirector, später als Diaconus zu wirken. Dort verbrachte Christian S. seine Jugend bis zum Jahre 1753. Die kleine schwäbische Reichsstadt, welcher er stets warme Anhänglichkeit bewahrte, kann als seine eigentliche Heimath gelten. Auf die urkräftige Eigenart ihrer Bewohner führte er seinen „derben deutschen Ton“ zurück. Auch im übrigen sind die ihm hier zu theil gewordenen Eindrücke für sein ganzes Leben von entscheidender Bedeutung geworden. Durch das Beispiel des Vaters, welcher der Poesie und Musik zugethan und durch Beredsamkeit, wie durch gesellige Gaben ausgezeichnet war, wurden ähnliche Neigungen und Fähigkeiten auch bei dem Sohne frühzeitig geweckt. Die Bewunderung seiner Umgebung erlangte dieser insbesondere durch seine ungewöhnliche musikalische Begabung, die freilich nie zu geregelter Ausbildung gelangen sollte. Auf seine dichterische Entwicklung übte es den nachhaltigsten Einfluß, daß er einen bei seinem Vater verkehrenden preußischen Werbeofficier eine Episode aus dem Messias vorlesen hörte. Seine Seele wurde dadurch aufs tiefste ergriffen und zu leb-

haftestem, bis in seine späteren Jahre fortglühendem Enthusiasmus für Klopstock entzündet. Auch die nicht minder feurige Verehrung, welche er Zeitlebens Friedrich dem Großen gewidmet, ist ebenfalls mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Eindrücke seiner Aalener Kindheit zurückzuführen. Bei so mannigfachen Anregungen für Geist und Gemüth des Knaben wurde jedoch die Festigung seines Charakters verabsäumt. Seine bewegliche und leicht bestimmbare Natur machte ihn für alles Große und Schöne empfänglich, aber auch dem Leichtsinn und der Verführung zugänglich. Scheint es, daß die Eltern sich dem vielversprechenden jungen Brausekopf gegenüber allzu nachsichtig verhalten, so entbehrte derselbe, nachdem er Aalen verlassen, vollends der erwünschten Aufsicht und Zügelung. Von 1753—1756 besuchte er das Lyceum in Nördlingen. Der vielseitigen Förderung, welche ihm hier unter der Leitung des verdienten, auch mit der deutschen Litteratur vertrauten Rector Thilo zu theil wurde, stand der sittenverderbliche Umgang mit rohen Handwerksburschen und liederlichen Musikanten gegenüber. Schubart's von Jugend auf bekundete Vorliebe für den Verkehr mit Leuten, welche der unteren Volksclasse angehörten, kam freilich auch der volksthümlichen Entwicklung seines poetischen Talents zu gute. Schon damals dichtete er Volkslieder, denen die Anerkennung zu theil ward, auf mancher Schneiderherberge gesungen zu werden, während die gleichzeitig entstandene, nicht mehr erhaltene, prosaisch-poetische Nänie auf das Erdbeben von Lissabon von ihm selbst als gräuliche Stelzenpoesie bezeichnet worden ist. Zwischen den Gegensätzen des derb Volksthümlichen einerseits und der Nachahmung des Klopstock'schen Odenschwunges andererseits hat seine Poesie zu allen Zeiten unsicher hin und her geschwankt; indessen unterliegt es keinem Zweifel, daß, wenn ihm auch später einzelne der höheren Lyrik zugehörige Dichtungen gelungen sind, doch die ersterwähnte Richtung die seiner Begabung entsprechendere war.

Im J. 1756 wurde er zu Nürnberg in die Schule zum heiligen Geist aufgenommen. Es war um die Zeit, da der siebenjährige Krieg ausbrach. Als im Frühjahr 1757 Oberst v. Mayr mit seinem Streifcorps wider die fränkische Reichsstadt heranzog, traten die Kriegsthaten des preußischen Heeres unmittelbar in den Gesichtskreis des jugendlichen Dichters und begeisterten ihn zu Liedern, welche damals weite Verbreitung fanden. Aus Verdruß über diese preußenfreundlichen Kundgebungen stieß ihn einst einer der Salzburger Soldaten, welche in Nürnberg als Besatzung lagen, mit seiner Muskete nieder und würde ihn zerstampft haben, wenn nicht dem Bedrängten schleunige Hülfe zu theil geworden wäre. Sympathieäußerungen für Preußen und seinen großen König ziehen sich seit dieser Zeit in bedeutsamer Weise durch Schubart's Leben. Als er während des weiteren Verlaufs des Krieges einmal zwischen Erlangen und Baireuth in einen Haufen preußischer Soldaten gerieth, verschaffte ihm seine Preußenbegeisterung und der Vortrag einiger von ihm componirter Gleim'scher Grenadierlieder freien Durchzug. Oft und gern verkehrte er auch später mit preußischen Officieren und erfreute sich der Theilnahme und Hochschätzung derselben.

Im October 1758 bezog er die Universität Erlangen, um sich für den geistlichen Beruf vorzubereiten. Er hörte zunächst Vorlesungen über verschiedene philosophische Disciplinen, über Naturrecht, Geschichte und schöne Wissenschaften, und später auch über alle Theile der Theologie, ohne es jedoch bei der tumultuarischen Art seines Studiums zu geordneten Kenntnissen auf irgend einem dieser Gebiete zu bringen. Poesie und Musik hoben ihn über die Masse seiner Gefährten empor, hinderten jedoch nicht, daß er von dem wüsten Treiben der damaligen Erlanger Studentenschaft fortgerissen ward. Leichtsinniges Schuldenmachen zog ihm eine mehrwöchentliche Gefangenschaft zu, welche ihn jedoch ebensowenig, wie eine lebensgefährliche Krankheit, in die er bald darauf verfiel, zu

mehr als flüchtigen Besserungsvorsätzen stimmte. Da die Eltern die Kosten eines solchen akademischen Aufenthalts nicht länger zu tragen vermochten, riefen sie den Sohn in die Heimath zurück.

Vom Frühjahr 1760 bis October 1763 verweilte S. meist in Aalen und dessen Umgebung, ohne zu größerer Stetigkeit zu gelangen. Er predigte, componirte, musicirte, organisirte die Aalener Stadtmusik, wirkte zeitweilig als Hauslehrer (in Königsbronn) und erweiterte auf mannigfachen Wanderfahrten seine Welt- und Menschenkenntniß. Damals begann auch seine Correspondenz mit seinem Schwager, dem Schulmann Gottfr. Böckh, und mit Balthasar Haug. Seine Briefe an diese bekunden den lebhaften Antheil, welchen er an der Entwicklung der deutschen Litteratur, und insbesondere an den Anfängen der litterarischen Bethätigung seiner schwäbischen Landsleute nahm. Von seinen eigenen Gedichten aus jener Zeit ist nur eines („Der gute Fürst“) dem Titel nach bekannt. Dieses überreichte er dem Fürst-Propst von Ellwangen, durch dessen Gunst er eine Pfarre zu erlangen hoffte. Da sich ihm jedoch zunächst keine sichere Aussicht auf eine solche darbot, bewarb er sich, obschon mit einigem Widerstreben, um ein Lehramt in dem damals zur Reichsstadt Ulm gehörigen Städtchen Geislingen. Gegen Ende October des Jahres 1763 wurde er hier als „Schuladjunct an der deutschen und lateinischen Schule“ und als Musikdirector angestellt und zugleich mit der Hälfte des Organistendienstes betraut. Die Mühseligkeiten des übernommenen Berufes, mit welchem höchst unerquickliche Nebenverrichtungen um die Weihnachtszeit, bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen verbunden waren, haben S. zu manchem Stoßseufzer über sein „algierisches“ Sclavengeschick veranlaßt. Im Januar 1764 vermählte er sich mit der Tochter des Geislinger Oberzollers Bühler, einer Frau, deren treffliche Charaktereigenschaften sich später aufs herrlichste bewähren sollten, die jedoch im Anfang ihrer Verbindung mit S. weder der geistigen Eigenart, noch dem leidenschaftlichen Temperament desselben gerecht zu werden vermochte. So wurde denn dem Dichter in seiner Häuslichkeit kein Ersatz für die Beschwerden seiner amtlichen Stellung geboten, umsoweniger als durch die Einmischung der Familie seiner Frau, insbesondere durch den derb und leidenschaftlich dreinfahrenden Schwiegervater der Unfriede zwischen den Ehegatten vermehrt ward. Auch mit seinen geistlichen Vorgesetzten stand S. fast immer auf gespanntem Fuß. Nicht ohne sein Verschulden; indeß scheint er sich in Geislingen von schlimmeren Vergehungen freigehalten zu haben. In dem ihm vor seinem Abgang von dort abseiten des Ulmer Magistrats ausgestellten Zeugniß heißt es, daß „an seinem Lebenswandel, da er die seiner Jugend zugeschriebenen menschlichen Fehler auf geschehene Ermahnungen gebessert, nichts Sonderliches auszusetzen sei“. Dem gleichen Document, sowie einem Attest der Geislinger Stadtbehörde, ist zu entnehmen, daß, abgesehen von seinen gelegentlich gehaltenen Predigten und seiner musikalischen Tüchtigkeit, auch die Erfolge seiner Schulthätigkeit Anerkennung gefunden. Durch sein lebhaftes Naturell und alle die reichen Vorzüge seines Geistes und Gemüths vermochte er in der That den Mangel einer methodischeren Lehrweise auszugleichen und sich die Liebe und Anhänglichkeit zahlreicher Schüler zu erwerben. Von der Art seines Unterrichts gewinnen wir eine ziemlich deutliche Vorstellung aus den noch vorhandenen Geislinger Schulheften, welche eine große Zahl von S. dictirter, vermuthlich zum guten Theil von ihm improvisirter Lieder, Erzählungen, Briefe erbaulichen, scherzhaft-belehrenden oder auch nur launigen Inhalts umfassen. Zugleich arbeitete er gerade damals emsig an seiner eigenen Fortbildung, indem er nicht nur die gleichzeitige schöne Litteratur, sondern auch die Fortschritte der verschiedenartigsten wissenschaftlichen Disciplinen verfolgte. Zu selbständiger Arbeit wurde er in dieser Zeit nicht zum wenigsten durch Wieland angeregt, welcher frühzeitig die dichterischen Gaben des

jüngeren Landsmannes erkannt hatte, und von diesem mit lebhafter — wenn auch schon damals keineswegs kritikloser — Bewunderung verehrt wurde. Durch Wieland wurde S. zur Betheiligung an der 1767 in Lindau begründeten Wochenschrift: „Der neue Rechtschaffene“ bewogen, für welche er eine nicht geringe Anzahl von Beiträgen lieferte. Schon diese seine ersten journalistischen Versuche sind durch ehrenwerthe Tendenz und gewandte Schreibweise ausgezeichnet. Als Dichter bethätigte er sich während seiner Geislinger Periode durch seine nur allzugespreizten Oden, von denen die auf den Tod des Kaisers Franz I. ihm die Würde eines kaiserlichen gekrönten Poeten eintrug, durch seine, wenigstens theilweise von echter Poesie erfüllten „Todesgesänge“ und durch seine „Zaubereien“, die, obwohl unter dem Einfluß von Ovid, Wieland und Gerstenberg („Tändeleien“) entworfen, zu seinen originellsten Erzeugnissen gehören und von seinem Talent zu drastischer Darstellung und Satire Zeugniß geben. Für seine Biographie sind namentlich diejenigen Abschnitte der letzterwähnten Publication von Interesse, welche — freilich in mythologischer Einkleidung und mit dichterischer Uebertreibung — seinem Ingrimm über die Qualen des Schulmeisterloses und die Unbildung seiner Geislinger Umgebung Ausdruck geben. Den hier gegeißelten Verhältnissen zu entrinnen, hatte er sich lange vergeblich bemüht; da bot sich ihm die Aussicht, eine Anstellung als Organist und Musikdirector in Ludwigsburg zu erhalten. Seine Angehörigen erhoben gegen die Uebersiedlung des heißblütigen Mannes in die üppige Residenzstadt begründete Bedenken. Ihn aber reizte die Hoffnung, in eine freiere, genußverheißende Lebensstellung zu gelangen und mannigfaltigere Gelegenheit zu finden, seine Talente zur Geltung zu bringen. In der That erregte er in Ludwigsburg, wo er sich im Herbst 1769 niederließ, namentlich durch seine musikalischen Leistungen Aufsehen. Er reorganisirte und leitete die Kirchenmusik, entzückte die Zuhörer durch sein Spiel auf der Orgel, wie auf dem Flügel und wurde zugleich in den vornehmsten Kreisen als Musiklehrer gesucht. Neben dieser mannigfachen künstlerischen Wirksamkeit ließ er es sich angelegen sein, in der vorzugsweise von französischem und italienischem Geschmack beherrschten Stadt, gemeinsam mit Balthasar Haug, das Interesse für deutsche Litteratur zu wecken. Einem Kreise von Officieren hielt er Vorlesungen über Geschichte und Aesthetik. Auch veröffentlichte er damals eine Ausgabe der „kleinen poetischen und prosaischen Werke“ Klopstock's, welche freilich von diesem verworfen wurde. Schubart's eigene litterarische Productivität während dieser Zeit war nicht sehr erheblich. Mehr als je pflegte er die Gelegenheitspoesie des Erwerbs wegen, da sein Verkehr in der höfischen Gesellschaft, sowie mit Künstlern und Virtuosen ihn zu einem seine regelmäßigen Einkünfte überschreitenden Aufwand verleitete. Jener Umgang hatte die weitere ungünstige Folge, daß sich dem leichtsinnigen Poeten Verlockungen boten, welchen er, des rechten sittlichen Halts entbehrend, auf die Dauer nicht zu widerstehen vermochte. Vorübergehende Aufwallungen der Reue verhinderten nicht, daß er immer tiefer sank. Seine Ludwigsburger Verirrungen trugen wesentlich dazu bei, den ihm schon zuvor abgeneigten Special Zilling, seinen dortigen geistlichen Vorgesetzten, noch mehr wider ihn aufzubringen. Doch haben ihm unter den damaligen Verhältnissen wahrscheinlich Unbesonnenheit und Muthwillen nicht weniger, als seine sittlichen Vergehen, Haß und Verfolgung eingetragen. Daß er in jener Zeit durch ein satirisches Lied auf einen angesehenen Hofmann und durch eine Parodie der Litanei Aergerniß erregt habe, wird von ihm selbst bezeugt. Nur Vermuthung ist es, daß er schon damals den persönlichen Groll des Herzogs auf sich gezogen. Freilich hatte er bereits in einem Brief vom Februar 1771 (mit unverkennbarer Beziehung auf Karl Eugen) seine Besorgnisse vor den „Donnerkeilen in der Hand Jupiters“ angedeutet und im Juli 1772 der Notiz, daß er der Frau (Franziska) v. Leutrum

Unterricht ertheile, die Worte hinzugefügt: „Es ist aber ein gar schlüpfriger Posten, weil der Herr oft selber dazukommt“. Näheres über die Beziehungen des Dichters zu der Geliebten Karl Eugen's wissen wir jedoch nicht. Am 21. Mai 1773 wurde S., nachdem er bereits zuvor einige Zeit im Gefängniß verbracht hatte, durch einen herzoglichen Erlaß „um des in dem Publico in so mancherlei Betracht gestifteten Aergernisses willen“ aus dem württembergischen Lande ausgewiesen. Während nunmehr seine Familie nach Geislingen zurückkehrte, wanderte er selbst als ein heimathloser Abenteurer von Stadt zu Stadt. Vor dem gänzlichen Verkommen schützten ihn jedoch auch jetzt seine mannichfachen Talente. Diese, sowie sein einnehmendes und übersprudelndes Wesen verschafften ihm überall leichten Zutritt. In Heilbronn, Mannheim, Heidelberg war er in den besten Kreisen wohlgelitten. Namentlich in Mannheim wurden litterarische Verbindungen angeknüpft, welche für ihn später von großer Wichtigkeit werden sollten. In Schwetzingen erweckte er durch seine musikalischen Leistungen die Theilnahme des kunstliebenden Kurfürsten Karl Theodor, und es eröffnete sich ihm die vorübergehende Aussicht, in der Pfalz versorgt zu werden, doch verscherzte er sie nur zu bald durch ein unbedachtes Urtheil über die Akademie in Mannheim, das „Herzblatt“ des Kurfürsten. Von Mitteln entblößt, gab S. nunmehr einer Aufforderung des bairischen Gesandten am pfälzischen Hofe Gehör, ihn nach München zu begleiten und dort sein Glück zu versuchen. Es galt damals in Baiern nach erfolgter Aufhebung des Jesuitenordens das Erziehungswesen zu reformiren, wofür die Heranziehung kenntnißreicher Männer von auswärts erwünscht schien, und S. durfte dort auf ein sicheres Fortkommen rechnen, wenn er sich entschloß, zum Katholicismus überzutreten. Obwohl in Schubart's religiösen Ansichten und Stimmungen mancherlei Schwankungen wahrzunehmen sind und er gelegentlich selbst mit freigeistigen Ideen renommirt haben mag, so kann doch kein Zweifel darüber bestehen, daß die Grundanschauungen des Protestantismus stets in seiner Seele hafteten, und daß daher der Uebertritt zum Katholicismus von ihm selbst als ein Abfall empfunden werden mußte. Trotzdem glaubte er zeitweilig auch einen solchen Entschluß über sich gewinnen zu können. In München fand er zunächst bei Adligen und Bürgerlichen, bei Künstlern und Gelehrten die wohlwollendste Aufnahme. Geheimrath v. Lori (s. diesen) räumte ihm ein Zimmer in seinem Hause ein, um ihn bei seinen Arbeiten zu Rathe zu ziehen, während Andere ihm vermuthlich vorzugsweise wegen seines musikalischen Talents Zutritt gewährten. Mehrfach wurde er veranlaßt, vor dem Kurfürsten Maximilian Joseph zu spielen. Aber alle diese Auszeichnungen und die abwechslungsreichen Anregungen, welche ihm Kunst und Geselligkeit in München gewährten, vermochten auch in dieser Zeit seiner „Sonnenferne“ die Stimme seines Gewissens nicht zu übertönen. Ein unbezwingbarer Widerwille ließ ihn jenen für seine Anstellung erforderlichen Schritt solange verzögern, bis er in einer für ihn freilich nicht sehr ehrenvollen Weise über den Conflict hinausgehoben wurde. Auf geschehene Anfrage traf aus dem Württembergischen die allerungünstigste Auskunft über ihn in München ein, und waren zufolge dessen auch an letzterem Ort plötzlich alle Aussichten für ihn geschwunden.

Durch den Ruhm des jugendlichen Schwedenkönigs Gustavs III. gelockt, faßte er jetzt den Plan, nach Stockholm zu reisen; doch er führte ihn nicht aus, da er in Augsburg durch den Auftrag des Buchhändlers Stage, etwas für seinen Verlag zu schreiben, gefesselt ward und sich alsbald zu seiner wichtigsten Publication, der „Deutschen Chronik“ entschloß, einer Zeitschrift, welche er seit dem 31. März 1774 zweimal wöchentlich herausgab. S. versuchte in diesem Blatte seine Leser über die wichtigsten Erscheinungen des gesammten staatlichen und Culturlebens seiner Zeit zu unterrichten, insbesondere aber ihre Aufmerksamkeit auf die politische

und litterarische Entwicklung Deutschlands zu lenken. Unzweifelhaft hat er mit diesem Beginnen einen sehr glücklichen Wurf gethan. Der seiner besseren Natur entsprechende und sich während seiner Laufbahn stets von neuem äußernde Trieb, auf seine Mitmenschen anregend, aufklärend und begeisternd zu wirken, gelangte zu angemessenster Bethätigung. Förderlich war ihm dabei seine vielseitige Belesenheit, die auf seinen Wanderungen gewonnene Kenntniß der Zustände des südwestlichen Deutschlands, seine litterarischen Beziehungen, sein Gedächtniß, sein Witz und vor allem sein stilistisches Talent, die Fähigkeit, abwechslungsreich, bald enthusiastisch, bald ruhig belehrend, bald mit harmlosem Humor, bald mit scharf-geißelnder Satire, immer aber fesselnd und gemeinverständlich zu schreiben. Es erklärt sich hieraus, daß das von ihm ins Leben gerufene Organ auf die politische und litterarische Bildung eines stets wachsenden Leserkreises den günstigsten Einfluß übte. Dem löblichen Unternehmen fehlte es jedoch von vornherein nicht an Anfechtungen. Zunächst regte sich der Brotneid der privilegirten Zeitungsverleger Augsburgs, zufolge dessen S. genöthigt war, vom Mai 1774 an seine Chronik in Ulm drucken zu lassen. Er selbst blieb noch bis Ende dieses Jahres in Augsburg. Es gelang ihm hier zu einer Anzahl der angesehensten Bürger in freundschaftliche Beziehung zu treten und auch abgesehen von seiner Chronik das litterarische und aesthetische Interesse anzuregen, indem er Vorlesungen über die schönen Wissenschaften und Künste hielt und einzelne Schöpfungen der neueren deutschen Poesie, namentlich Klopstock's Messias, mit der ihm eigenen declamatorischen Begabung vortrug. Ohne Rücksicht auf das Verdienstliche dieser Bestrebungen wurde jedoch bereits im October 1774 von der Augsburger Obrigkeit beschlossen, ihm den Aufenthalt in der Stadt nur bis zum Ablauf des Jahres zu gestatten. Es ist nicht unmöglich, daß schon diese Verfügung unter dem Einfluß der Mißstimmung erlassen wurde, welche S. durch die Haltung seiner Chronik und insbesondere durch seine Parteinahme gegen den von Clemens XIV. aufgehobenen Jesuitenorden hervorgerufen hatte. In Augsburg, wo die Bekanntmachung der Aufhebungsbulle vom Juli 1773 bisher nicht erfolgt war, übten die Jesuiten noch immer bedeutsamen Einfluß, und so geschah es, daß S. im November des Jahres 1774 wegen eines erneuten anstoßerregenden Artikels über den gefallenen Orden einen förmlichen obrigkeitlichen Verweis erhielt. Des weiteren reizte er den Zorn seiner Gegner, indem er wenige Wochen später seinen Spott über die Wunderkuren des von den Jesuiten begünstigten Pfarrer Gaßner ausließ. Seit dieser Zeit wurde er von den Anhängern des Ordens nicht nur zur Zielscheibe unablässiger litterarischer Angriffe gemacht, sondern auch in seiner persönlichen Sicherheit gefährdet. Fanatisirte Jesuitenschüler lauerten ihm zu nächtlicher Stunde auf und warfen Steine in die Fenster seiner Wohnung. Auf Befehl des Magistrats wurde ihm im eigenen Hause Arrest angekündigt, und obwohl er auf Verwendung der protestantischen Partei seine Freiheit alsbald wiedererhielt, so wurde er doch nunmehr angewiesen, die Stadt unverzüglich zu verlassen.

Anfang 1775 befand sich S. in Ulm. Die hier verbrachten Jahre bilden den segensreichsten Abschnitt seines Lebens. Nachdem er schon in Augsburg seinen Sohn (Ludwig) zu sich gerufen, erfreute er sich jetzt der völligen Wiederherstellung seiner Häuslichkeit und zugleich des vertrauten Verkehrs mit dem ihm in mancher Beziehung gesinnungs- und gemüthsverwandten Dichter Joh. Martin Miller. Manche Anregung gewährte ihm das zeitweilig reichbewegte Treiben der schwäbischen Kreishauptstadt, in welcher er seinerseits durch seine musikalischen Leistungen, durch seine Dichtungen fürs Theater, wie durch seine poetischen und prosaischen Beiträge zum „Intelligenzblatt“ einen bildenden und belebenden

Einfluß ausübte. Auch in weiteren Kreisen gelangte er zu immer größerem Ansehen. Obwohl er in seinen Briefen hin und wieder mit litterarischen Beziehungen grundlos geprahlt zu haben scheint, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß er namentlich mit der damals aufstrebenden kraftgenialischen Dichtergeneration nahe Fühlung hatte. Veranschaulicht ja auch seine „Deutsche Chronik“ durch Inhalt und Form, in ihren litterarischen Urtheilen, wie in ihren politischen Kundgebungen das Wesen der Sturm- und Drangperiode. In dem politischen Theil der „Chronik“ äußerte sich vor allem des Dichters Enthusiasmus für Freiheit und Menschenbeglückung: er verherrlichte die republikanische Schweiz und den Freiheitskampf der Amerikaner, kargte auch nicht mit Lobesworten für jene Fürsten, welche damals durch umfassende Reformbestrebungen das Loos ihrer Unterthanen zu verbessern bemüht waren, während er es andererseits nicht an sarkastischen Ausfällen auf die Laster und Launen unheilwirkender Willkürherrscher fehlen ließ. Zu den eigenartigsten publicistischen Organen des Zeitalters gehörig, übertraf die „Deutsche Chronik“ die meisten derselben durch das überall hervorleuchtende, alles durchdringende Nationalgefühl. Mit einem seiner feurigsten patriotischen Ergüsse, dem dichterisch-prosaischen Artikel „Teuts Halle“ eröffnete S. den Jahrgang 1777 und gab hier dem Wunsche Ausdruck, daß der Genius des neuen Jahres mit seinem Schild die Edlen decke, die „wandeln an der Donau Gestaden, am Elbstrom, am Main, an den Ufern des Rheins, versunken ins Gefühl der heiligen Freiheit“, „daß sie nicht treffen die Pfeile des Höflings, des Freiheithassers aus tückischen Büschen“. Drei Wochen später war er selbst einer tückischen Nachstellung zum Opfer geworden.

Die Ursachen der Gefangensetzung Schubart's wurden von ihm in dem 1790 erschienenen Fragment seiner Selbstbiographie ungefähr in folgender Weise dargestellt: Der kaiserliche Gesandte in Ulm, Freih. v. Ried, welcher vom Dichter durch eine Virtuosencaprice beleidigt und wider denselben durch die von jesuitischer Seite erfolgten Anschuldigungen zu noch größerer Feindschaft aufgereizt worden, habe ihn der Kaiserin Maria Theresia als einen frechen Religionsspötter dargestellt, worauf von dieser der Befehl ergangen sei, S. „heimlich aufzuheben, nach Ungarn zu führen und dort in einem unterirdischen Felsengeklüfte auf ewig zu verbergen“. Als jedoch Ried dem Herzog von Württemberg von diesem Vorhaben Anzeige gemacht, habe letzterer erklärt, die Sorge für Schubart's Verwahrung selbst übernehmen zu wollen, da auch er gar viel an ihm auszusetzen habe. — In der späteren Publication: „Schubart's Leben und Gesinnungen, von ihm selbst im Kerker aufgesetzt“ wird noch besonderes Gewicht auf einen Artikel der „Deutschen Chronik“ (vom 6. Januar 1777) gelegt, welcher die Nachricht enthielt, daß Maria Theresia plötzlich vom Schlage gerührt worden sei. In dieser irrthümlichen Meldung habe Ried einen hinreichenden Anlaß erblickt, um S. „aufheben und nach Ungarn in ewige Gefangenschaft führen lassen zu können“. Da Ried in der angedeuteten Weise offenbar nicht aus eigener Machtvollkommenheit hätte vorgehen dürfen, so wäre nach beiden Versionen der erste Anschlag auf Schubart's Freiheit von der österreichischen Regierung ausgegangen. Dies ist jedoch höchst unwahrscheinlich, sowohl aus inneren Gründen, wie wegen des Umstandes, daß bisher kein einziges officielles Document gefunden worden ist, das auf eine Betheiligung der österreichischen Regierung an dem Verfahren gegen S. hinwiese. Möglich ist dagegen, daß Ried, der sich in der zweiten Woche des Januars 1777 in Stuttgart aufhielt, von Karl Eugen über seine Absicht, sich Schubart's zu bemächtigen, verständigt worden, daß er die Ausführung des herzoglichen Vorhabens durch seine Connivenz begünstigte, und dadurch weitergehende Gerüchte über den Antheil Oesterreichs an der Vergewaltigung Schubart's hervorrief. Die Hauptursache der Gefangensetzung des Letzteren aber

dürfte in der persönlichen Gereiztheit des Herzogs von Württemberg zu erblicken sein. Wahrscheinlich waren demselben spöttische Auslassungen des Dichters über ihn, wie über Franziska v. Hohenheim hinterbracht worden. Auch finden sich in der „Deutschen Chronik" neben solchen Stellen, in welchen der Regierung Karl Eugen's mit Anerkennung gedacht wird, verschiedene Aeußerungen, welche von diesem als Beleidigungen aufgefaßt werden konnten. Ganz abgesehen hiervon mußte die Gesammthaltung der Chronik, namentlich die Schärfe, mit welcher in derselben Despotismus und Unterdrückung gegeißelt wurden, dem autokratischen Herzog mißfällig sein. Daß S. in den von ihm herausgegebenen Schriften die gekrönten Häupter „auf das freventlichste angetastet" habe, wurde in dem herzoglichen Erlaß vom 18. Januar 1777 als Hauptmotiv bezeichnet, um dessen willen seine Festsetzung beschlossen und der Klosteroberamtmann Scholl beauftragt ward, ihn auf württembergisches Gebiet zu locken.

Am 22. Januar d. J. entledigte der Letztere sich seines Auftrages, indem er den Dichter unter der Form einer freundschaftlichen Einladung veranlaßte, ihn am folgenden Morgen nach Blaubeuren zu begleiten. Ohne vorausgegangenes Rechtsverfahren und ohne Angabe des Grundes wurde S. dort seiner Freiheit beraubt und am 24. Januar in Gegenwart des Herzogs und seiner Gemahlin (Franziska) auf dem Hohenasperg in jenes dumpfe Thurmgemach geworfen, in welchem er mehr als ein Jahr, getrennt von allem menschlichen Verkehr, außer mit dem Festungscommandanten Rieger, unter körperlichen und noch schlimmeren seelischen Qualen verbringen sollte. Erst im 13. Monate seiner Gefangenschaft wurde ihm ein erträglicherer Aufenthaltsort angewiesen und überhaupt von da an sein Loos allmählich leidlicher gestaltet. Am 13. März 1778 wurde er nach längeren Verhandlungen zum Abendmahl, am 1. Februar 1779 zu dem auf dem Asperg stattfindenden öffentlichen Gottesdienst zugelassen. Um Ostern 1779 durfte er zum erstenmal wieder Orgel spielen und wurde ihm gestattet, sich in freier Luft zu bewegen. Im folgenden Jahre erhielt er Festungsfreiheit, sowie die Erlaubniß, unter Controlle des Festungscommandanten zu correspondiren und Besuche anzunehmen. Alte Bekannte, wie solche, die den durch seine Schicksale nicht weniger, als durch seine Schriften berühmt gewordenen Gefangenen persönlich kennen lernen wollten, kamen jetzt nach dem Asperg, unter ihnen Schiller (1781), auf dessen Jugenddichtungen S. einen überaus bedeutsamen Einfluß geübt hatte und noch ferner üben sollte. Erneute Erleichterungen erfuhr die Lage des Gefangenen, als Rieger gestorben und General v. Scheler, ein Mann von humanerer Denkungsart (1782—84) an seine Stelle trat; doch erst unter dessen Nachfolger, dem S. ebenfalls wohlgesinnten General v. Hügel wurde dem Dichter (im Juli 1785) die langentbehrte Freude zu theil, auch den Besuch seiner Frau und seiner Kinder empfangen zu dürfen. Den Werth der im Unglück treu und standhaft ausharrenden Gattin hatte S. erst auf dem Asperg völlig zu schätzen gelernt, wie er denn überhaupt in der Zeit der Trennung den Seinigen inniger, als zuvor, verbunden wurde. Auch in anderen Beziehungen hatte sein Wesen damals tiefgehende Wandlungen erfahren. Während der Einsamkeit in der ersten Periode seiner Gefangenschaft in martervolles Grübeln über sein vergangenes Leben versunken und durch die religiösen Mahnungen und Strafreden Rieger's vollends in dem Gefühl seiner Sündhaftigkeit bestärkt, war er zeitweilig der Verzweiflung nahe. Wohl förderten ihn die Schriften von pietistischen Theologen, wie Joh. Arndt und Bengel, doch vermochten sie, wie er selbst meldet, „mehr sein Herz aufzuthauen, als ihm seine quälenden Zweifel zu nehmen". Nur allmählich gelang es ihm, zu der tröstlichen Zuversicht hindurchzudringen, daß ihm der Weg zur Entsühnung und zum Heil nicht verschlossen sei. Von besonderem Werth für die Beruhigung seines Innern waren die Schriften und der persönliche

Zuspruch des Pfarrers Phil. Matth. Hahn, welcher ihn mehrfach besuchen durfte. Wie mächtig er von den mystisch-theosophischen Lehren sowohl des Letzteren, wie auch Oetinger's ergriffen war, davon legen verschiedene seiner auf dem Asperg entstandenen geistlichen Dichtungen Zeugniß ab. Zufolge solcher inneren Einkehr und Vertiefung in religiöse Fragen ward er zeitweilig mit seinem Schicksal ausgesöhnt. Er pries die Kerkerhaft, durch welche er vor dem Verderben behütet und zu früher nie geahnter Stille des Herzens gelangt war. Aber freilich war diese Stimmung nicht die ausschließlich herrschende. In zahlreichen Briefen, wie in einigen seiner schönsten Lieder hat er dem Gram des gefangenen Mannes rührenden Ausdruck gegeben. Auch die Regungen des Zorns und der Erbitterung waren nicht völlig gebändigt. Die „Fürstengruft“ schuf er, als er durch trügerische Freiheitsverheißungen des Herzogs getäuscht zu sein glaubte; und in seinem Lied an die „Deutsche Freiheit“ brach noch nach „neun schrecklichen Jahren“ der Ingrimm des ungerecht Gefesselten mit titanischem Ungestüm hervor. Neben derartigen, aus tiefbewegtem Innern hervorgequollenen Dichtungen, verfaßte S. auf dem Asperg auch solche, welche nur der Bestellung ihren Ursprung verdankten. Schon während der letzten Jahre Rieger's hatte er für dessen Soldatenbühne Singspiele und Komödien angefertigt. Später wurde er für verwandte Zwecke vom herzoglichen Theater zu Stuttgart in Anspruch genommen. Eine erfreulichere Anerkennung seines Talents bestand darin, daß es ihm gestattet wurde, in der Druckerei der herzoglichen Akademie eine Ausgabe seiner Gedichte herstellen zu lassen (1785 u. 86). Den Anstoß hierzu hatte gegeben, daß er kurz zuvor wegen der in Zürich von unberufener Seite (nach Schubart's eigener Angabe von dem ehemaligen Karlsschüler Armbruster, nach Anderen von dem Hofgerichtsadvocaten Kausler) veröffentlichten Sammlung seiner Gedichte einem Verhör unterworfen, diese ausdrücklich mißbilligt hatte. Die von ihm selbst veranstaltete Ausgabe, welcher eine in losen Blättern, aber auch durch Zeitschriften (wie der deutsche Mercur und die Rheinische Thalia) verbreitete „Nachricht ans Publicum“ vorausging, war offenbar dazu bestimmt, ein möglichst günstiges Bild seines poetischen Könnens darzubieten, weshalb er bei der Auswahl der aufzunehmenden Dichtungen und, soweit es seine Natur zuließ, auch bei der Anwendung der Feile mit Sorgfalt zu Werke ging. Nach dem Erscheinen dieser Sammlung entstanden noch auf dem Asperg die beiden, sowohl durch die Veranlassung, bei welcher sie gedichtet, wie durch ihren poetischen Werth und die hinzugefügte Composition berühmt gewordenen Caplieder („Abschiedslied“ und „Für den Trupp“). In prosaischer Form entwarf S. in der Zeit seiner Haft die bereits erwähnte, einem Mitgefangenen dictirte Selbstbiographie und die „Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst“. Nur ein Theil des von ihm auf dem Hohenasperg Producirten ist während seiner Gefangenschaft an die Oeffentlichkeit gelangt. Doch war das Bekanntgewordene ausreichend, um die Theilnahme für sein Geschick zu erhöhen, umsomehr als aus seinen Herzensergüssen nicht nur der Dichter, sondern auch der Patriot zur deutschen Nation gesprochen. In der Vorrede zum ersten Band der akademischen Ausgabe seiner Gedichte hatte er an das Mitgefühl seiner deutschen Brüder appellirt und zugleich von seiner, auch „auf dem Ziegelboden seines ehemaligen, engeren Kerkers“ in Gebet und Thränen bekundeten Liebe für's Vaterland Zeugniß gegeben. Im Vorwort zum 2. Bande stattete er denen, die ihm ihre Theilnahme durch Subscription bekundet hatten, in bewegter Weise seinen Dank ab und knüpfte daran das Lob der edlen Eigenschaften des deutschen Volks und die Ahnung von „Deutschlands ferneren und immer wachsenden Herrlichkeit“. Sein patriotischer Hymnus auf Friedrich den Großen, welcher dem zweiten Band seiner Gedichte eingefügt worden, sollte seine Befreiung entscheiden oder doch wenigstens zur Beschleunigung derselben beitragen. Jahre hindurch

waren alle Verwendungen zu Gunsten Schubart's vergeblich gewesen, gleichviel ob sie von seinen Angehörigen, oder vom Rath der Reichsstadt Aalen, von angesehenen Vertretern der deutschen Litteratur oder von Männern aus dem Fürstenstande ausgegangen waren. Allerdings hatte Herzog Karl bereits die Befreiung Schubart's wiederholt verheißen und im J. 1784 nicht nur diese, sondern auch die Anstellung des Dichters in Erwägung gezogen; doch war aus Gründen, bezüglich derer nur Vermuthungen gehegt werden können, die Ausführung dieses Vorhabens stets aufs neue verzögert worden. Auch die Fürsprache der gesammten Heidelberger Universität bei Gelegenheit der Jubiläumsfeier (1786), bei welcher Karl Eugen zugegen war, hatte keinen unmittelbaren Erfolg herbeigeführt. Kurz nach der Rückkehr des Herzogs aus Heidelberg begann die preußische Verwendung. Der Hymnus Schubart's auf Friedrich den Großen, der in Berlin während der letzten Krankheit und unmittelbar nach dem Tode desselben in tausenden von Exemplaren verbreitet worden, hatte dort tiefen Eindruck gemacht und auch am Hofe Friedrich Wilhelm's II. Interesse für den gefangenen Dichter wachgerufen. Insbesondere ließ Hertzberg es sich angelegen sein, zu seinen Gunsten zu wirken. Zufolge dessen wurde der preußische Gesandte in Stuttgart, v. Madeweiß, angewiesen, die baldige Befreiung Schubart's im Namen seines Hofes bei Karl Eugen zu befürworten. Bereits Ende 1786 ertheilte dieser mündlich und schriftlich die gewünschte Zusage. Doch erst am 11. Mai 1787 wurde dem Dichter das Ende seiner Gefangenschaft durch den Mund der Herzogin kundgethan.

Eine Woche später durfte S. den Hohenasperg verlassen, um, von nah und fern aufs lebhafteste beglückwünscht, nach Stuttgart überzusiedeln. Hier verbrachte er die nächsten Jahre im nunmehr ungetrübten Frieden seiner Häuslichkeit, kaum minder, als vor seiner Gefangenschaft, heiterem Lebensgenuß zugethan, doch im ganzen ernster gestimmt und fortdauernd unter dem Einfluß der religiösen Wandelung, welche er auf dem Asperg durchgemacht hatte. Da er vom Herzog zum Hofdichter, wie zum Director des Schauspiels und der deutschen Oper ernannt worden und überdies Censurfreiheit für die Fortsetzung seiner Chronik erhalten hatte, so war jede Regung persönlichen Grolls gegen seinen bisherigen Peiniger vollends in ihm getilgt. Man darf deswegen S. nicht schlechthin der Heuchelei bezichtigen, wenn er als Hofdichter seinem Landesherrn in verschiedenartigen Gelegenheitsgedichten, dem damals üblichen Stil gemäß, poetischen Weihrauch streute. Hin und wieder entschlüpfte ihm in seinen Briefen freilich auch jetzt noch ein tadelndes Wort über den Herzog. Namentlich bereitete es ihm Kummer, daß sein Bestreben, das Theater emporzubringen, bei Karl Eugen keine ausreichende Unterstützung fand. Umso eifriger widmete er seine Kraft der wieder aufgenommenen journalistischen Thätigkeit, welche auch während der letzten Zeit seines Lebens den Mittelpunkt seines schriftstellerischen Wirkens bildete. Mit derselben patriotischen Wärme, mit welcher er bis zum Januar 1777 seine „Deutsche Chronik“ geschrieben, beginnt er im Juli 1787 seine „Vaterlandschronik“. Mit heiterer Miene lächelt er seinen Landsleuten den Willkomm zu, hält Ueberschau über das, was Deutschland inzwischen Großes, Edles und Gutes geleistet hat und spricht das Gelübde aus, daß Religion und „heiße Glut fürs Vaterland und Eifer für seine Ehre“ seine Feder lenken solle. Anfänglich war es hauptsächlich der deutsche Fürstenbund, das unvollendet hinterlassene Werk Friedrich's des Großen, welchem er seine patriotischen Hoffnungen zuwandte, und von dem er die feste Begründung der deutschen Freiheit, wie überhaupt den Beginn einer neuen glänzenden Aera des Vaterlandes erwartete. Auch der hochfliegende Geist und Reformeifer Joseph's II. erweckte seinen Enthusiasmus, ohne daß er die Fehlgriffe und Uebereilungen desselben übersehen hätte. Neben den

deutschen Verhältnissen fesselten, namentlich seit dem Jahre 1789, die Vorgänge in Frankreich seine Aufmerksamkeit. Mit Entzücken erfüllte ihn das Erwachen des französischen Freiheitsgeistes, und obwohl ihm die Gefahren der Zügellosigkeit keineswegs entgingen, und die Bluthaten, durch welche die Umwälzung von Anfang an befleckt wurde, seinen Abscheu erregten, so widmete er doch den Hauptendenzen der französischen Revolution und den gesetzgeberischen Arbeiten derselben unausgesetzt bewundernde Theilnahme. Begreiflicherweise machten die der französischen Entwicklung gewidmeten Artikel allmählich den wichtigsten Bestandtheil seiner Zeitschrift aus; weshalb er seit dem Anfang des Jahres 1790 in dem Titel derselben die Beziehung auf das Vaterland wegließ und sie schlechthin „Chronik" nannte. Dabei verwahrte er sich jedoch gegen die Deutung, als ob er seine vaterländische Haut abstreifen wolle. In der That wurde er auch als Bewunderer der französischen Revolutionshelden seinen deutschen Gesinnungen nicht ungetreu. Die Franzosen, über deren Thorheiten und Modelaster er sonst den Stab gebrochen, stellte er nunmehr nicht zum wenigsten um ihrer Vaterlandsliebe willen den Deutschen als Muster hin. Er empfahl seinen Landsleuten, von den Franzosen zu lernen, ihre politischen Neuerungen zu studiren und Einzelnes nachzuahmen. Doch lag ihm nichts ferner, als eine Verpflanzung der revolutionären Bewegung nach Deutschland für wünschenswerth zu halten. Mit Besorgniß sah er andererseits der Eventualität einer deutschen Einmischung in Frankreich entgegen. Auch für die Freiheit Deutschlands schien ihm die im Sommer 1791 unter dem Einfluß der französischen Ereignisse erfolgte Annäherung zwischen Preußen und Oesterreich bedrohlich. Dies hinderte jedoch nicht, daß er mit patriotischer Phantasie sich ausmalte, wie durch das Einvernehmen der deutschen Großstaaten die Zwietracht im Deutschen Reiche gestillt und Deutschland, zu gebieterischer Machtstellung gelangend, „die Centralsonne, von der die Strahlen aller Politik ausgehen", „ein Damm gegen das Wogengedränge der russischen Größe" werden könne.

In stilistischer Beziehung stehen die nach der Gefangenschaft geschriebenen Jahrgänge der Chronik hinter den früheren zurück. Zu Schubart's Verdruß kritisirte bereits das im Anfang des Jahres 1789 erschienene „Sendschreiben an Herrn Schubart, seine Vaterlandschronik betreffend" in zum Theil kleinlich-pedantischer, zum Theil wohlbegründeter Weise die Mängel seiner damaligen Schreibweise und rügte zugleich gewisse Einseitigkeiten seines journalistischen Urtheils. Von größerem Belang aber waren die Anfechtungen, welche die Chronik wiederholt aus officiellen Kreisen wegen anstoßerregender Aeußerungen oder wegen Mittheilung unzureichend verbürgter Nachrichten erfuhr. Jemehr S. dem preußischen Hof zu Dank verpflichtet war, umso peinlicher mußte es für ihn sein, daß er am 1. März 1791 irrthümlich die Notiz in sein Blatt aufgenommen, der bekannte Günstling Friedrich Wilhelm's II., B.(ischoffwerder), sei als Verräther befunden und plötzlich gestürzt worden und auch W.(öllner)'s Stellung sei erschüttert. Freilich dürfte die Erregung, in welche ihn dieser Mißgriff, sowie die auf denselben folgenden Verweise und Drohungen versetzten, zum Theil auf seine schon damals erschütterte Gesundheit zurückzuführen sein. Obwohl oft von melancholischen Anwandlungen heimgesucht, hielt er sich noch während des Sommers 1791 aufrecht. Im Herbst aber wurde er von einem Schleimfieber ergriffen, dem er am 10. October d. J. erliegen sollte. Die Chronik, welcher er bis zu seiner letzten Krankheit seine besten Kräfte gewidmet, ist nach seinem Tode noch eine Zeitlang von seinem Sohne Ludwig S. und von Gotth. Stäudlin, im ganzen den Gesinnungen des Urhebers gemäß, doch nicht mit dem gleichen Erfolge fortgesetzt worden.

In Schubart's Persönlichkeit waren edle mit minder lauteren Eigenschaften

gemischt. Als Dichter und Schriftsteller durch geniale Ursprünglichkeit ausgezeichnet, vermochte er doch nur selten Vollendetes zu schaffen, weil ihm harmonische Geistesbildung und geläuterter Geschmack fehlten. Immerhin hat er vermöge seiner reichen Begabung, seines feurigen Temperaments, seiner trotz aller Schwankungen und Irrwege meist dem Großen und Guten zugewandten Geistesrichtung dauernde Spuren seines Wirkens hinterlassen, und dürften schon seine Verdienste um die Belebung des deutschen Nationalgefühls ausreichend sein, ihm ein dankbares Andenken zu sichern.

C. F. D. Schubart's, des Patrioten, ges. Schriften und Schicksale. 8 Bde. (Stuttgart 1839 und 40). — D. F. Strauß, Schubart's Leben in seinen Briefen 2 Bde. (Berlin 1849) und Nachlese dazu in Strauß' kleinen Schriften (Leipzig 1862); beides vereinigt in Strauß' ges. Schriften, herausgeg. von Zeller Bd. 8 und 9. — J. G. Fischer, Mittheilungen aus Schubart's Lehrerzeit im Morgenblatt von 1859, 3—4. — Fr. Pressel, Schubart in Ulm (Ulm 1861). — August Sauer im 81. Band von J. Kürschner's Deutscher Nationallitteratur. — Gust. Hauff, Schubart's Gedichte, histor.-krit. Ausgabe (Leipzig 1884) und Chr. F. D. Schubart in seinem Leben und Wirken (Stuttgart 1885). — K. Geiger, Zu Schubart's Leben und Schriften, in Bes. Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg, Nov. und Dec. 1885 und Juni 1888 (Kritik und Ergänzung des Buchs von Hauff, der im selben Blatt Juli 1888 replicirte. Vgl. auch Hauff's Aufsatz: Die Schubart-Biographie und Schubart-Kritik im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen Bd. 83). — Eugen Nägele, Aus Schubart's Leben und Wirken. (Stuttgart 1888). — Ad. Wohlwill, Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben (Hbg. 1875) und Beiträge zur Kenntniß Ch. F. D. Schubart's in (Schnorr v. Carolsfeld's) Archiv für Litteraturgeschichte Bd. 6 u. 15 und in (Herrig's) Archiv für neuere Sprachen und Litteraturen Bd. 87.

Adolf Wohlwill.

Schubart: Georg S., Polyhistor des 17. Jahrhunderts. Er wurde als der Sohn eines Weinhändlers am 21. Februar 1650 in Heldburg in Franken geboren und erhielt hier seine erste Schulbildung. Ungefähr 1662 kam er in das Haus eines Verwandten in Nürnberg und besuchte daselbst die Sebaldusschule, dann das Aegidiengymnasium, fand auch, als er durch den Tod seiner Eltern in pecuniäre Bedrängniß gerathen war, freundliche Gönner, die ihm den Abschluß seiner Schulstudien und den Besuch der Universität ermöglichten. Um 1668 ging er nach Jena, um Theologie zu studiren; sein Interesse wandte sich aber bald den verschiedensten Gegenständen zu: Sprachstudien, Geschichte und Alterthümer, Philosophie und Eloquenz beschäftigten ihn. Bestimmend wurde namentlich der Einfluß des bekannten Polyhistors Joh. Andr. Bosius, der ihm die Benutzung seiner reichen Bibliothek gestattete und ihn zu mancherlei Hilfsarbeit heranzog, besonders für eine geplante Ausgabe des Flavius Josephus. Durch Bosius' Verwendung kam S. als Erzieher in das Haus des herzoglich sachsen-gothaischen Consistorialpräsidenten Heidenreich und gewann hier vielfache Bekanntschaften und reiche Anregung, vornehmlich auch für juristische Fragen. Nach zweijähriger Lehrthätigkeit kehrte er nach Jena zurück, um sich für eine ihm in Aussicht gestellte Professur weiter vorzubereiten. Durch den Juristen Johann Schilter, dessen Hausgenosse er wurde, — Bosius war inzwischen 1674 gestorben — wurde er mehr und mehr für die Rechtsgelehrsamkeit gewonnen, ohne jedoch seiner Neigung für geschichtliche und antiquarische Studien zu entsagen. 1676 wurde er auf Grund einer Dissertation „De Gothorum ortu“ Magister; in den nächstfolgenden Jahren nahm ihn besonders die Herausgabe einer Anzahl von Bosius hinterlassener Schriften in Anspruch; der von ihm

1679 herausgegebenen Schrift des Thomas Reinesius (s. A. D. B. XXVIII, 29) „De palatio Lateranensi“ fügte er eine eigene Abhandlung „Exercitatio historica de comitibus palatinis caesareis“ bei. In Anerkennung seiner Leistungen schlug die philosophische Facultät ihn den Nutritoren für die Professur der praktischen Philosophie vor, mit welcher der Lehrstuhl der Poesie und Eloquenz verbunden war; die Uebernahme dieses Amtes wurde jedoch dadurch verzögert, daß S. die Begleitung eines jungen Adligen, Johann v. Stetten, auf einer längeren Reise übernahm. Erst 1681 trat er sein Lehramt an. Seine Lehrthätigkeit erstreckte sich vornehmlich auf Moralphilosophie und Politik; außer zahlreichen Schriften anderer Gelehrter, welche er damals erscheinen ließ (u. a. „Conradi Peutingeri sermones convivales“ 1683), veröffentlichte er eine Reihe eigener Arbeiten, von denen einige, wie „De ludis equestribus“ und „De moribus gentium circa foedera“ (beide 1689) in weiten Kreisen Anerkennung fanden und wiederholt aufgelegt wurden. Um auch juristische Vorlesungen halten zu können, erwarb er im J. 1685 die Würde eines Doctors der Rechte mit einer Disputatio „De fatis jurisprudentiae Romanae“, die er 1686 als Buch erscheinen ließ. Er las von jetzt an auch Institutionen und andere juristische Collegien, übernahm bald nachher auch noch die durch den Tod von Kaspar Sagittarius erledigten Vorlesungen über Universalgeschichte, während er nur die Vorlesungen über Poesie aufgab, im übrigen aber seine frühere Thätigkeit beibehielt. Schriftstellerisch war er seit 1690 fast ausschließlich auf juristischem und staatsrechtlichem Gebiete thätig: „De contractu simulato“ 1692; „De statu liberorum dubio et illegitimo“ 1693; „De administratione rerum ad civitates pertinentium“ 1694 u. a. Ein Theil seiner Schriften ist erst nach seinem Tode von B. G. Struvius, J. G. Graevius u. a. herausgegeben worden. — Trotz mehrfacher an ihn ergangener Berufungen, selbst nach Schweden und den Niederlanden, blieb S. Jena treu; er starb hier am 18. August 1701.

„Brevis de vita scriptisque Georgii Schubarti narratio auctore D. E. D.“ vor der Struve'schen Ausgabe der Schrift „De ludis equestribus“ p. 3—16, Halle 1725. Daselbst sind auch die Schriften Schubart's verzeichnet. — Jöcher IV, 364 f. — Zedler's Univ.-Lex. XXXV, Sp. 1293 f.

R. Hoche.

Schubart: Johann Heinrich Christian S., Philologe des 19. Jahrhunderts. Er wurde in Marburg in Hessen am 28. Februar 1800 als der Sohn des Universitätsmechanikers S. geboren; die Vornamen hatte er von seinem Taufpathen J. H. Jung-Stilling erhalten, der damals Professor in Marburg und ein Freund seines elterlichen Hauses war. Nachdem S. seine Schulstudien auf dem Pädagogium seiner Vaterstadt vollendet hatte, ging er bereits 1816 auf die dortige Universität über, um sich dem Studium der Alterthumskunde zu widmen. Von Ostern 1820 an setzte er seine Studien in Heidelberg fort und fand hier bei G. Fr. Creuzer und Schlosser wohlwollende Aufnahme und Förderung. Schon in diese Heidelberger Zeit fallen die Anfänge seiner Pausanias-Studien, zu denen er sich mit seinem Landsmanne Rubino vereinigt hatte; er schob dieselben aber noch zurück, um zunächst in Marburg mit einer Dissertation „De Hyperboreis“ zum Dr. phil. zu promoviren. Von da an war er neun Jahre hindurch in verschiedenen vornehmen Familien in Württemberg und Oesterreich als Hauslehrer thätig und kam hierdurch auch auf längere Zeit nach Wien. Vornehmlich ein Auftrag Creuzer's zur Vergleichung einiger griechischer Handschriften lenkte ihn der Paläographie zu, in der er später so Hervorragendes leistete. — Schon seit 1825 war er Mitarbeiter an den „Heidelberger Jahrbüchern“, seit 1829 betheiligte er sich auch an den „Wiener Jahrbüchern“ und ließ in diesen namentlich 1832 (Bd. 60, S. 158—199) eine Aufsehen erregende

sehr ausführliche Recension der Immanuel Bekker'schen Pausaniasausgabe erscheinen, durch welche er die Nothwendigkeit einer anderweitigen, auf Heranziehung des gesammten Handschriftenmaterials beruhenden Ausgabe des Periegeten nachwies. In demselben Jahre 1832 erschien in Marburg sein Buch „Quaestiones genealogicae historicae in antiquitatem heroicam Graecam", zu welchem Creuzer die Vorrede schrieb. — In dieselbe Zeit des Wiener Aufenthalts fällt auch die Auffindung der Tituli VIII Antholognomici Orionis, welche er Schneidewin überließ, der sie in seinen Conjectanea critica 1839 herausgab. — Der Wunsch, in eine feste Lebensstellung zu kommen, veranlaßte 1839 die Rückkehr Schubart's in die hessische Heimath, so schmerzlich ihm auch das Verlassen der zahlreichen österreichischen Freunde war, unter denen sich u. a. auch Ulrike v. Levezow, Goethe's Freundin, befand. Da sich ein Gymnasiallehramt, auf welches er gehofft hatte, nicht bot, so nahm er eine vom hessischen Ministerium ihm angebotene Stellung als Secretär der Landesbibliothek in Kassel an und hat dieser Anstalt nun 47 Jahre hindurch mit Auszeichnung angehört; 1850 wurde er zweiter, 1874 erster Bibliothekar. 1881 trat er in den erbetenen Ruhestand. In die Kasseler Zeit fällt außer seinen Arbeiten für die Marburger „Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft", für „Jahn's Jahrbücher" und andere Zeitschriften namentlich seine große Ausgabe des Pausanias, zu welcher er sich mit Christian Walz in Tübingen verbunden hatte. Dieselbe erschien mit lateinischer Uebersetzung 1838—39 in drei Bänden und stellte zum ersten Male auf Grund des gesammten Handschriftenmaterials einen gesicherten Text fest; sie bietet außerdem sorgfältige Indices und den vollständigen kritischen Apparat. Der großen Ausgabe folgte 1854—55 eine kleinere in zwei Bänden, und endlich ließ sich der „Sospitator Pausaniae", wie ihn Otto Jahn nannte, auch zur Herausgabe einer deutschen Uebersetzung bestimmen, die in 6 Bändchen 1857—63 erschien. Von seinen sonstigen Schriften sind vornehmlich seine „Bruchstücke zu einer Methodologie der diplomatischen Kritik" 1855 zu nennen. — Neben diesen philologischen Arbeiten hatte die Geschichte der hessischen Heimath Schubart's Interesse von jeher besonders angezogen; 1834 gründete er mit einigen befreundeten Historikern den „Verein für hessische Geschichte und Landeskunde", dessen Zeitschrift er auch einige Jahre redigirte. Als Supplement zu derselben gab er 1841 und 1847 in zwei Bänden die Schrift des Chronisten W. Lauze „Leben und Thaten . . . Philippi Magnanimi" heraus. Zwei Mal (1839 und 1843) hatte S. längern Aufenthalt in Italien nehmen können und hatte beide Male — 1839 in Gemeinschaft mit dem ihm seitdem innig befreundeten Otto Jahn — auch Sicilien bereist; auch später benutzte er jede sich bietende Gelegenheit zu kleineren und größeren Ausflügen. Diese waren ihm umsomehr Bedürfniß, als ein nach der zweiten großen italienischen Reise eingetretenes Gehörleiden ihm den gesellschaftlichen Verkehr wesentlich erschwerte, zuletzt fast unmöglich machte. Nach mehreren Jahren eines glücklichen Ruhestandes starb er in Kassel am 1. Mai 1885; sein Reliefbild, von K. Hassenpflug 1881 gefertigt, ziert die Rotunde der Kasseler Bibliothek.

Nekrologe in der Augsb. Allg. Ztg. 1885, Nr. 129 von Albert Duncker; in Bursian=Müller's Jahresbericht XLI, S. 89—95 von △; im Centralblatt für Bibliothekswesen II, 301—312 von Albert Duncker, der daselbst ein vollständiges Verzeichniß von Schubart's Schriften gibt. Eine Selbstbiographie Schubart's bis 1865 befindet sich in Gerland's Fortsetzung zu Strieder's hessischer Gelehrtengeschichte XX, 358—393; vgl. auch die Festschrift „Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in den ersten fünfzig Jahren seines Bestehens" 1884 im X. Supplementbande der Zeitschrift des Vereins, S. 22 ff.

R. Hoche.

Schubart: Ludwig Albrecht S., Sohn Chr. Fr. D. Schubart's (s. o.), wurde am 17. Februar 1765 in Geislingen geboren. Bereits hier, wie später in Augsburg und Ulm, erfuhr er den erziehlichen und befeuernden Einfluß des Vaters. Nach der Gefangensetzung des Letzteren (1777) wurde er in die Karlsschule aufgenommen, in welcher er bis zum Herbst 1786 verblieb, sich für das juristische Fach vorbereitete und zugleich eine umfassende allgemeine Bildung erwarb. Im Frühjahr 1787 erhielt er, dem sehnlichen Wunsche des Vaters gemäß, auf Verwendung des Ministers Hertzberg eine Stellung im preußischen Staatsdienste. Nachdem er eine Zeitlang in der Geh. Staatskanzlei zu Berlin thätig gewesen, ward er im December 1788 zum Legationssecretär der preußischen Gesandtschaft beim fränkischen Kreise ernannt. Doch bereits nach wenigen Jahren büßte er diesen Posten ein (wahrscheinlich 1793) und widmete sich seitdem ausschließlich dem Schriftstellerberuf, zu welchem er durch das väterliche Vorbild schon als Akademiker angeregt worden war. In seinem persönlichen Auftreten, wie in seinem schriftstellerischen Wirken ohne die Urwüchsigkeit, aber auch ohne die Extravaganzen des Vaters, war er demselben doch geistes- und gesinnungsverwandt. Seine litterarische Thätigkeit umfaßte Dichtungen (außer den lyrischen Jugendgedichten namentlich Erzählungen in gebundener und ungebundener Rede), Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen (Bearbeitungen einzelner Shakespeare'scher Stücke), Biographien (Ulrich v. Hutten 1791), Schriften über die politischen Zeitereignisse und journalistische Publicationen (Antheil an der vom Vater begründeten „Chronik“ bis 1793, „Englische Blätter“ 1793—1801, Einzelbeiträge zu den angesehensten deutschen Zeitschriften). Sein Hauptverdienst bestand jedoch in seinem Bemühen, das Interesse für das Leben und Wirken des Vaters bei der Nachwelt rege zu erhalten. Abgesehen von der pietätvollen Fürsorge, welche er dem litterarischen Nachlaß desselben angedeihen ließ, verdient namentlich seine vortreffliche Skizze: „Schubart's Karakter von seinem Sohne“ hervorgehoben zu werden. Ludwig S. starb in Stuttgart am 27. Decbr. 1811.

Bock, Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler nebst kurzen Biographien derselben, Bd. 1. — Ad. Wohlwill, Zur Biographie Ludw. Schubart's im Archiv für neuere Sprachen u. Litter. Bd. 87.

Adolf Wohlwill.

Schubart: Tobias Heinrich S., geboren am 14. Februar 1699 zu Osterbruch im Lande Hadeln, wo sein Vater Heino S. (geb. 1667 in Hamburg, † 1725 in Osterbruch) seit 1694 Prediger war, besuchte seit 1716 das Johanneum und das Gymnasium in Hamburg, studirte von 1720 an in Jena Theologie, machte 1723 sein Candidatenexamen in Hamburg und ward, nachdem er an zwei Stellen im Hannöverischen Prediger gewesen war, am 29. Aug. 1728 Prediger zu St. Michaelis in Hamburg, als welcher er schon am 22. Februar 1747, eben 48 Jahre alt, starb. Er gab zwei Sammlungen geistlicher Lieder heraus, deren Titel Bode genau angibt, 1733 und 1735; außerdem Predigten und einige andere Schriften, u. a. eine Schrift gegen Edelmann, Hamburg 1747. Seine Lieder sind recht nüchtern, aber gut gemeint; sie blieben zu ihrer Zeit nicht unbeachtet, so daß sogar Gottsched 28 in sein Universalgesangbuch von 1737 (nach Koch) aufnahm; einige finden sich auch in Gemeindegesangbüchern.

Lexikon hamb. Schriftsteller VII, 58. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., V, 556 f. — Bode, Quellennachweis S. 148.

l. u.

Schubart: Johann Christian S., Edler von Kleefeld, landgräflich hessischer Hofrath, herzoglich sachsen-coburgischer Geheimrath, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Würchwitz, † daselbst am 23. April 1787. In Zeitz am

24. Februar 1734 geboren, verlebte S. die Jahre seiner Kindheit im elterlichen Hause und wurde bis zur Confirmation in der städtischen Schule seines Geburtsortes unterrichtet. Außerdem erhielt er aber auch zur Befriedigung seiner weitergehenden Lernbegierde noch Privatunterricht, dem er eine gewisse Grundlage in der lateinischen Sprache, sowie eine Gewandtheit im deutschen Stil und Fertigkeit im Handzeichnen verdankte. Obwohl ihn sein Vater zur Uebernahme des eigenen Geschäftes ausersehen hatte, widerstrebte er diesem Plane und suchte nach einer anderen Beschäftigung, welche seinen Neigungen mehr entsprechen und ihm eine bessere Nutzanwendung von seinen Schulkenntnissen gewähren möchte. Von seinem Vater dabei nicht weiter unterstützt, trat er zunächst als Schreiber bei einem Justizbeamten seiner Vaterstadt in Dienst, bekleidete ähnliche Stellungen auf benachbarten Justizämtern und ging dann nach Leipzig, um sich dort bei Rechtsgelehrten durch Copirarbeiten einen Erwerb zu suchen. Durch fortgesetzte Bemühungen gelang es ihm bald, ein besseres Engagement nach Hirschberg in Schlesien zu erhalten, was er zu Ostern 1752 mit Aussicht auf längere Dauer übernahm. Aber schon vor Ablauf eines Jahres war er wiederum zu einem Wechsel genöthigt und begab sich nun nach Wien, wo es ihm auch bald glückte, durch Vermittelung eines Bekannten sich als Copist bei dem Reichshofrathe Anstellung zu verschaffen. Nachdem er in dieser Eigenschaft mehrere Jahre hindurch functionirt hatte, gewann er die Ueberzeugung, daß er dort nicht ohne Confessionswechsel zu einer dauernden Stellung gelangen würde, er wandte sich daher an den dortigen sächsischen Gesandten, um durch dessen Verwendung wieder einen befriedigenden Dienst in seinem Vaterlande erhalten zu können. Dies glückte ihm ebenfalls früher als erwartet, indem er von seinem vormaligen Prinzipal in Hirschberg zur Rückkehr aufgefordert wurde. So trat er nun wiederum als Gehülfe in der Justizkanzlei desselben ein und fand bei dem zu jener Zeit dort herrschenden kriegerischen Verkehr bald Gelegenheit, durch seine dienstlichen Functionen mit höheren Officieren der preußischen Armee in Berührung zu kommen und dabei auch wohl für seine Beförderung thätig zu sein. Die Umstände waren ihm günstig und schon nach zwei Jahren sah er sich veranlaßt, als Secretär in den Dienst des Generallieutenants v. Thadden zu treten, welche Stellung er jedoch bald wieder mit einer gleichen Function bei dem General v. Werner vertauschte. In der Begleitung dieses Officiers wäre er unweit Treptow in russische Gefangenschaft gerathen, wenn er sich nicht durch die Flucht nach Berlin zu retten vermocht hättte. Mittellos dort angelangt, sah er sich zwar anfänglich auf die Unterstützung seitens Fremder angewiesen, seine kurze Activität auf dem Kriegsschauplatze erweckte jedoch in patriotisch gesinnten Kreisen überall Theilnahme für ihn und so erwuchs ihm aus dem eben erlittenen Mißgeschick ein neues Glück, indem ihm das Anerbieten gemacht wurde, sich bei der vom Herzoge Ferdinand von Braunschweig commandirten englischen Hülfsarmee als Kriegs- und Marschcommissär anstellen zu lassen. Ohne jegliche Vorkenntniß von der englischen Sprache benützte er mit Eifer die ihm noch gebotene Frist, um sich wenigstens die für den persönlichen und schriftlichen Verkehr in seiner neuen Stellung unentbehrlich erscheinenden Sprachkenntnisse anzueignen. So vorbereitet ging er gegen Ende 1760 mit dem Vorsatze nach Hildesheim, sich des ihm geschenkten Vertrauens würdig zu zeigen und nie aus der ihm verliehenen Befugniß einen unrechtmäßigen Vortheil für sich zu ziehen. Getreu diesem Vorsatze war er auch stets darauf bedacht, den contributionspflichtigen Bürger- und Bauernstand zu schonen und bei den ihm zur Verfügung gestellten Executionstruppen Mannszucht aufrecht zu erhalten. Obwohl er unter solchen Umständen aus seinem reich bemessenen Gehalte nur wenig Ersparnisse machen konnte, so wandte er doch seinem mittlerweile alt und kränklich gewor-

denen Vater viele Unterstützungen zu und brachte manches Opfer für die Versorgung seiner unbemittelten Angehörigen.

Durch den regen Verkehr mit höheren Officieren jener Truppe kam er häufig mit Vertretern des Freimaurerordens zusammen und wurde von den Bestrebungen und Verhältnissen dieses Bundes so angezogen, daß er sich 1762 in denselben aufnehmen ließ. Als er sodann mit dem Friedensschluß auch seines für die Dauer des Krieges bestellten Commissariates enthoben wurde, suchte er auf dem Gebiete der Freimaurerei ein neues Feld der Thätigkeit zu gewinnen und schloß sich dem Freiherrn v. Hundt an, mit welchem er nach reformatorischer Umbildung des Ordens strebte. Im Verfolg dieser Aufgaben wurde er von der Loge zu Braunschweig mit der Ausführung von Reisen nach den verschiedenen Hauptstationen des Ordens in Europa beauftragt, so daß er die nächsten Jahre bis 1767 auf solchen Reisen, welche sich nach England, Holland, nach Schweden und Dänemark, Rußland und der Schweiz, sowie nach den meisten Bundesstätten innerhalb Deutschlands erstreckten, zu verbringen hatte. Bei dieser Gelegenheit kam er auch an die fürstlichen Höfe zu Mainz, Darmstadt und Ansbach, wo er mit seiner gewinnenden Persönlichkeit bald Sympathien zu erwecken vermochte. In Darmstadt war er während eines längeren Aufenthaltes so in der Gunst des Landgrafen von Hessen gestiegen, daß er bald zum hessischen Hofrath ernannt und dadurch weiter veranlaßt wurde, nach Vollführung seiner Reisen daselbst sein Domicil zu nehmen. Aber dies fesselte ihn nur für kurze Zeit, weil er es vorzog, mit dem nach Jahresfrist erfolgten Ableben des Landgrafen Ludwig VIII. auch seine Beziehungen zum hessischen Hofe wieder abzubrechen und in die Heimath zurückzukehren, um sich dort nach einer mehr Beständigkeit und Sicherheit in der Existenz gewährenden Lebensaufgabe umzuthun. Nach kurzem Besuche bei seinem Vater in Zeitz nahm er vorläufig auf unbestimmte Zeit seinen Aufenthalt in Leipzig, fand dort bald in verschiedenen wohlsituirten Familien Zutritt und lernte dabei die Tochter eines reichen Kaufherrn kennen, mit welcher er zu Anfang 1769 ein eheliches Bündniß schloß. Mit diesem Schritte war ein Wendepunkt in seinem Lebensgange erreicht, denn nun in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt, durfte er an der Seite einer mit allen Vorzügen edlen Charakters ausgestatteten Frau erwarten, eine feste Basis für sein künftiges Wohl gelegt zu haben und sich damit eine befriedigende Lebensstellung gründen zu können. Im Einverständniß mit seiner Frau entschied er sich für einen Gutsankauf in Sachsen und konnte auch bald das in der Nähe von Zeitz gelegene Rittergut Würchwitz käuflich erwerben. Da jedoch dies Gut zur Zeit in Verpachtung stand und deren Austragung vorbehalten war, so mußte S. bis zum Mai 1771 mit der Uebernahme der Bewirthschaftung seines Gutes warten. Dieses Zwischenstadium benützte er angelegentlichst dazu, sich mit den ihm bis dahin ziemlich fremd gebliebenen Verhältnissen und Aufgaben des landwirthschaftlichen Betriebes näher bekannt zu machen. Zu diesem Zwecke beschäftigte er sich mit Gartencultur, suchte auf gut bewirthschafteten Gütern der Nachbarschaft praktische Unterweisung zu erlangen und aus dem Verkehr mit angesehenen Landwirthen für die eigene Fachbildung Nutzen zu ziehen, auch war er bemüht, durch eifriges Studium der damals gerade in wachsender Entfaltung vorliegenden Fachlitteratur weitere Aufklärung zu gewinnen. So gelang es ihm bald, sich ein genügendes Verständniß für die landwirthschaftlichen Zustände seiner Heimath zu verschaffen und selbst aus früheren, gelegentlich seiner Reisen durch England, Holland und die Schweiz gemachten Wahrnehmungen noch Vortheil zu ziehen. Allerdings hatte er anfänglich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und nicht geringe Einbußen zu erleiden, zumal da ihn in den ersten Jahren Mißernten trafen und demnächst wieder sehr niedrige Getreidepreise herrschten. Dadurch

aber wurde er veranlaßt, auf Mittel zur Abhülfe zu sinnen und auf zweckmäßige Aenderungen im Wirthschaftsbetriebe Bedacht zu nehmen. Als solche glaubte er vor allen Dingen die Erweiterung des Futterbaues mit gleichzeitiger Einführung oder Ausbreitung des Kleebaues, die Aufnahme lohnender Handelsgewächse, die Aufhebung der Brachhaltung und die Abstellung der Weide- und Triftservituten, sowie die Einführung der Stallfütterung an Stelle des Weidegangs betrachten zu müssen. Nachdem er sich zuvor noch in Briefen an Freunde und Berufsgenossen, wie an Gugenmus, Prof. Leske und andere Mitglieder der Leipziger ökonomischen Societät über seine betreffenden Ansichten ausgesprochen und von allen Seiten Zustimmung erhalten hatte, zögerte er nicht mehr, die entsprechenden Neuerungen nacheinander in seinen Wirthschaftsbetrieb einzuführen und trat auch bald öffentlich als Vertreter eines verbesserten Wirthschaftssystems auf. Zunächst geschah dies durch Veröffentlichung einer Reihe von Aufsätzen in dem Leipziger Magazin für Naturkunde, Mathematik und Oekonomie (Jahrg. 1781/82), und als diese Publicationen ein allgemeineres Interesse erweckt hatten, gab er dieselben im Zusammenhange unter dem Titel „Hofrath J. Chr. Schubart's Oekonomisch-kameralistische Schriften“ 1783 heraus. Ferner wurde er durch seine Freunde dazu bewogen, sich an einer um dieselbe Zeit seitens der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften gestellten Preisaufgabe, mit welcher ein Anlaß zur Verbesserung und rationellen Erweiterung des landwirthschaftlichen Futterbaues gegeben werden sollte, zu betheiligen, und er hatte die Genugthuung, daß der von ihm eingereichten schriftlichen Abhandlung der Preis zuerkannt wurde. Diesem Erfolge verdankte er einen in weitere Kreise dringenden Ruf, den er auch durch Fortsetzung seiner litterarischen Thätigkeit aufrecht zu erhalten vermochte. Auf diese Weise erhielten seine ökonomisch-cameralistischen Schriften manchen werthvollen Zuwachs und außer den auf neue Erfahrungen seinerseits gestützten Rectificationen auch eine gewisse Abrundung, vermöge welcher ihm die Gründung eines neuen Lehrsystems von seinen Freunden und Anhängern vindicirt wurde.

Bei objectiver Beurtheilung seiner Leistungen auf dem Gebiete der Landwirthschaft kann man S. indeß nur als den Vertreter gewisser in reformatorischem Sinne begründeten Postulate anerkennen; denn die wichtigsten unter diesen Forderungen waren schon von anderen Männern des landwirthschaftlichen Berufs in den vorausgegangenen Jahrzehnten gestellt worden, S. wußte denselben jedoch durch die richtige Verknüpfung, sowie durch die Berufung auf bestimmte, mit der Befolgung derselben in seiner eigenen Wirthschaft erzielte Resultate noch eine erhöhte Bedeutung zu verleihen. Ueberdies war er in seinen reformatorischen Bestrebungen nicht mit der nöthigen Vorsicht zu Werke gegangen und hatte nicht nur darin gefehlt, daß er ohne angemessene Berücksichtigung der großen Verschiedenheiten in den landwirthschaftlichen Verhältnissen eine fast unbeschränkte Anwendbarkeit für seine Forderungen in Anspruch nahm, sondern er hatte auch dadurch noch seine Postulate theilweise in Mißcredit gebracht, daß er fast mit Ungestüm deren Verallgemeinerung betrieb, ohne sich von den Bedingungen der rationellen Ausführung in allen Punkten Rechenschaft gegeben zu haben. Es konnte daher auch nicht anders kommen, als daß er außer vielen Anhängern, Freunden und Verehrern, auch eine große Zahl von Gegnern und Widersachern fand, von welchen seine Forderungen scharf bekämpft wurden. Während in der Reihe der ersteren namentlich die Vertreter der böhmischen Grundaristokratie, sowie die regierenden Herzoge von Coburg, Anhalt-Dessau, Anhalt-Köthen und von Weimar nebst dem Herzoge von Holstein-Beck vertreten waren, welche theils für die Einführung der betreffenden Aenderungen auf ihren Gütern, theils für deren Verbreitung in weitere Kreise energische Schritte thaten, so standen

auf der gegnerischen Seite außer einigen Rittergutsbesitzern Sachsens auch mehrere Lehrer und Schriftsteller des landwirthschaftlichen Fachs, wie J. Riem und K. G. Rössig und noch andere Interessenten, mit welchen er in Collision gerathen war. Wiewohl ihm durch Angriffe und Anfeindungen von dieser Seite viel Widerwärtigkeiten bereitet wurden, so erlangten doch die vielfachen Kundgebungen der Anerkennung und Verehrung von anderen Seiten ein so großes Gewicht, daß sein Ruf dadurch wieder gehoben werden konnte. Hatte er schon nach der Veröffentlichung seiner mit einem Zurufe an den Bauernstand verbundenen Preisschrift die Genugthuung erhalten, daß seine Wirthschaft in Würchwitz als eine Musterwirthschaft betrachtet und als solche von Berufsgenossen aller Classen vielfach besucht wurde, so fanden seine Schriften bald weitere Verbreitung und wurden in drei fremde Sprachen (englische, französische und schwedische) übersetzt; auch traten mehrere landwirthschaftliche Schriftsteller, wie Prof. Leske, M. Stumpf und M. Wichmann als Vertheidiger seiner Lehren auf. Außerdem waren ihm persönlich noch besondere Auszeichnungen beschieden, indem er vom Herzoge von Coburg zum Geheimrath ernannt und auf Antrag des hohen böhmischen Adels 1784 durch den Kaiser Joseph II. in den erblichen Adelstand zum Ritter v. Kleefeld erhoben wurde.

Zufolge der von dem Fürsten Karl Egon v. Fürstenberg in Böhmen erhaltenen Aufforderung unternahm er im Spätjahre 1785 eine Reise nach Böhmen, um dort auf den fürstlichen und vielen anderen Besitzungen die landwirthschaftlichen Betriebsverhältnisse zu begutachten resp. nach seinen Grundsätzen zu reorganisiren. Bei dieser Gelegenheit führte er auch eine Reise nach Wien aus, wo ihm eine Audienz beim Kaiser behufs Dankeserstattung gewährt wurde. Um jene Zeit hatten sich mitunter schon empfindliche Störungen seines Gesundheitszustandes eingestellt, welche theils durch seine rastlose und aufregende Thätigkeit, theils durch die unaufhörlichen Verdrießlichkeiten, die ihm aus vielen Anfeindungen und processualischen Verwickelungen erwachsen sein mochten, und durch andere äußere Anlässe hervorgerufen waren. Daher bestimmte ihn auch lediglich die Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit, den ihm sonst ganz verhaßt gewordenen Aufenthalt in Sachsen nicht mehr zu verlassen und die ihm seitens der österreichischen Regierung gemachten Anträge zur Uebersiedelung abzulehnen. Vergeblich waren seine und der Seinigen Bemühungen, die ersehnte Genesung für ihn herbeizuführen, schon im Herbste 1786 nahm seine Krankheit den Charakter eines bedenklichen Brust- und Lungenleidens an, das ihn an das Bett fesselte und, nachdem im Laufe des Winters noch eine Wassersucht hinzugetreten war, binnen wenigen Monaten zu seinem Tode führte. Er schied zu früh, um seine größtentheils richtig erwogenen reformatorischen Bestrebungen bis zum Ziele austragen zu können, wohl hatte er die Erfolg versprechenden Richtungen erkannt, aber sein Vorgehen in denselben entbehrte derjenigen Sicherheit, welche nur durch genügende Ausrüstung mit Erfahrungen im Verein mit wissenschaftlicher Schulung erlangt werden kann. Seine Verdienste um die Landwirthschaft, welche er sich theils direct durch seine Lehren und durch die mit bedeutenden Opfern erzielten Resultate, theils indirect durch die von ihm ausgegangene Anregung zur Förderung landwirthschaftlicher Fortschritte erworben hatte, haben daher auch nicht ungetheilte Anerkennung gefunden.

Vgl. Biographie von Joh. Christ. Schubart, als gekrönte Preisschrift herausgegeben von der sächsischen ökonomischen Gesellschaft zu Dresden.

Leisewitz.

Schubarth: Karl Ernst S., philosophischer und ästhetischer Schriftsteller, durch Goethe's Theilnahme der Vergessenheit für immer entrissen, wurde geboren am 28. Februar 1796 zu Brinitze bei Konstadt in Oberschlesien von evangeli-

schen Eltern. Sein Vater, Pächter einer kgl. Domäne, war wohlhabend. Bis zum zwölften Jahre genoß das Kind des ländlichen Aufenthalts in einer gebirgsähnlichen Landschaft: heiter geselliger Verkehr mit den Bergstädten Tarnowitz und Beuthen fehlte nicht. Das slavische Volksthum, der katholische Cultus gaben mannichfaltige Eindrücke und festigten das Streben, sich im eigenen zu behaupten. Die Tagesereignisse verfolgte der Knabe eifrig; Bonaparte's Siege über die Oesterreicher und Russen wurden nicht beklagt: man bildete sich in altpreußischer Zuversicht ein, so erzählt S. selbst, es werde Bonaparte nicht so gut gerathen, falls er mit uns anbinden sollte. Um so schmerzlicher die Niederlagen bei Jena und Auerstädt! „Uns traf das Schlimmste, was uns widerfahren konnte; wir wurden polnisch." Der Sturz des Vaterlandes fiel zusammen mit dem Ruine der Familie. Nach dem Tode des Vaters in Breslau 1809 blieb der Mutter die Sorge für zwei Söhne: der ältere Karl Ernst besuchte das Elisabeth-Gymnasium in Breslau bis zum Jahre 1815. Schummel und besonders Menzel, der Geschichte lehrte, fesselten ihn. S. war ein Vielleser, der seine Lectüre selbständig wählte. Wieland, Lessing, Herder las er gern, weniger Schiller, Klopstock, Jean Paul; die romantische Schule erschien ihm „fast unleidlich": seine Abneigung gegen A. W. Schlegel tritt in seinen Schriften später hervor. Mit „wahrem Enthusiasmus" ergriffen ihn dagegen Goethe und Shakespeare, „den Schummel bruchstückweise höchst trefflich vorlas". Sein Lehrer Etzler staunte über die Selbständigkeit und Unabhängigkeit seines Urtheils in so frühem Alter.

Die Ueberzeugung, für Schubarth's Schriften später höchst kennzeichnend, wurde in dem Jüngling immer fester, „daß alles auf ursprüngliche Anlagen in der Welt und Menschheit ankomme; daß echte Bildung sich von innen heraus entwickele; daß alles Bedeutende, Vorzügliche eine gewisse Einzigkeit behaupte und ein gewisses souveränes Recht geltend mache". In solcher Gesinnung bezog der Neunzehnjährige die Universität. Unter der Leitung von der Hagen's und Büsching's betrieb er die altdeutschen Studien, die damals in Breslau blühten: „das Herüberziehen in die Gegenwart" verwarf er, weil keiner Zeit ihr Charakter von außen her verliehen werden könne. Passow's und Schneider's Vorlesungen folgte er fleißig, aber mit eigenem Sinn. Steffens' „märchenhafte" Naturphilosophie bestärkte ihn in dem „Vorurtheil", die Philosophie sei nur ein Auskunftsmittel, mit der Welt auf eine bald mehr grämliche, bald lustigere Art fertig zu werden. F. A. Wolf's Ansicht über Homer erschien ihm schon damals „als der größte Mißgriff und das täppischste Beginnen".

Die Begeisterung für Goethe zeitigte die kleine Schrift: „Zur Beurtheilung Goethes", Breslau 1818. Im Sommer 1817 hatte sie der Student in Breslau begonnen und Ende September abgeschlossen. In Leipzig, wo er vom October 1817 bis Anfang 1820 weilte, erweiterte er sie zu zwei Bänden, „Zur Beurtheilung Goethes, mit Beziehung auf verwandte Litteratur und Kunst", Breslau 1820. Die ursprüngliche Schrift ist im ersten Bande enthalten, aber mit Zusätzen und Vermehrungen. Das fortschreitende Manuscript hatte der Jüngling an Goethe gesendet: „Hülfe und Auskunft" suchte er „bei demjenigen, dem er so viel schon vertraut". Goethe kam ihm liebevoll entgegen, und S. konnte im 2. Band S. 6 f. ein Schreiben des großen Dichters vom 8. Juli 1818 „statt Vorwortes" veröffentlichen. Um diese Zeit lieferte er Aufsätze für das Weimarische Modejournal. Im Herbst 1820 besuchte er mit seinem Bruder Goethe in Jena; im Schreiben vom 14. September hatte dieser ein freundliches Willkommen in Aussicht gestellt. „Die Neigung", so berichtet Goethe in den Tags- und Jahresheften, „womit S. meine Arbeiten umfaßt hatte, mußte ihn mir lieb und werth machen, seine sinnige Gegenwart lehrte mich ihn noch höher schätzen, und ob mir zwar die Eigenheit seines Characters einige Sorge für ihn

gab, wie er sich in das bürgerliche Wesen finden und fügen werde, so that sich doch eine Aussicht auf, in die er mit günstigem Geschick einzutreten hoffen durfte".

Diese Hoffnungen Goethe's für S. erfüllten sich nicht, trotz Bemühungen bei seinen Freunden Schultz, Zelter, selbst Hardenberg und Altenstein, seinem Schützling eine gesicherte Stellung in Berlin zu verschaffen. S. blieb dort vom Sommer 1821, mit kurzer Unterbrechung, noch drei Jahre. Der Angriff gegen F. A. Wolf, von dem unten die Rede sein wird, war ihm nicht förderlich. „Schubarth", so erzählt Zelter in Goethe's Haus am 1. December 1823 auf eine Frage Eckermann's, „besucht mich wenigstens alle acht Tage. Er hat sich verheirathet, ist aber ohne Anstellung, weil er es in Berlin mit den Philologen verdorben". Goethe schrieb ihm damals mehrere Briefe: am 7. November 1821 hatte er ihm zu seiner Verehelichung seinen „Segen" gegeben mit bedeutsamen Worten über das Wesen der Ehe „innerhalb des Gesetzes". Mit dem trefflichen Zelter war der eigenartige Jüngling nicht zufrieden. Sein Schreiben vom Ende Januar 1822 an Goethe zeigt, daß er dem Staatsrath Schultz näher trat als Zelter, der ihm „zu unruhig als Alter" war und „sich zu sehr gehen" ließ. Als auch die Hoffnung auf eine kleine Stelle an der kgl. Bibliothek keine Erfüllung fand, als eine von ihm begründete Zeitschrift „Palaeophron und Neoterpe" nicht über das zweite Stück wegen mangelnder Theilnahme hinauskam, kehrte er 1824 nach Schlesien zurück und lebte zwei Jahre bei seinen Schwiegereltern in der Nähe von Liegnitz. Zelter schreibt von Berlin am 1. Juli 1824 an Goethe: „Dr. Schubarth ist von hier nach Schlesien zurückgegangen, weil seine Hoffnung auf eine Anstellung sich zu sehr ins Lange zieht. Er hat mich besorgt gemacht und sich und mir manche Stunde mit Klagen verkümmert."

Zwei Briefe Goethe's aus dem Jahre 1825 bezeugen, daß er S. die Mitarbeit an der neuen Ausgabe seiner Werke neben Eckermann und Riemer gern übertragen hätte, allein wegen der Ortsentfernung, die sie schied, mußte Goethe auf sie verzichten. Eine ernste Mißstimmung gegen den Dichter bemächtigte sich Schubarth's: er sah sich genöthigt, 1826 einen Ruf als Erzieher bei mehreren Familien in Hirschberg anzunehmen. Und doch hatte Goethe ihn nicht vergessen, wie wir jetzt aus Briefen an Hegel wissen, die jüngst (1887) bekannt geworden sind. Am 9. Mai 1827 verwendet er sich bei Hegel „für den jungen Mann, der mir wirklich am Herzen liegt"; am 17. August desselben Jahres dankt er dem Philosophen für den Antheil, den er an Schubarth's Schicksal nehme. „Haben Sie die Gefälligkeit, die für ihn eingeleitete geneigte Gesinnung auch fernerhin zu erhalten. Er ist einer von den jüngeren Männern, die ich noch gern in das bürgerliche Tagesleben eingeführt zu sehen wünsche".

S. aber trat schon zwei Jahre später als Gegner Hegel's vor die Oeffentlichkeit. Den Entwurf zu seinem Buche sendete er an Goethe. Dieser, der die Schrift, wie aus Gesprächen mit Eckermann hervorgeht, im Winter 1829 gelesen hatte, antwortete freundlich am 10. Mai, aber bekannte seine Abkehr von den „polemischen Richtungen", ohne die Jugend zu tadeln, „wenn sie den Gegensatz, den sie in sich gegen anders Denkende empfindet, polemisch ausspricht, sich von dem Widerwärtigen trennt und sich in der Theilnahme Gleichgesinnter höchlich erfreut". Die „Vorlesungen über Faust" konnte S. mit der öffentlichen Widmung vom 16. März 1830 Goethe in „reiner, treuer, dankbarer Gesinnung" senden. Der letzte Brief, den der Dichter an S. geschrieben hat, ist vom 14. Februar 1832 datirt, fünf Wochen vor seinem Tode. In diesem freut sich Goethe der Anstellung Schubarth's; er hatte Ostern 1830 ein Lehramt am Gymnasium zu Hirschberg erhalten. „Inständig" bittet der greise Dichter, genau zu beobachten, was für eine Höhe von Bildung sein Kreis eigentlich bedürfe und

verlange. „Alles Voreilige schadet, die Mittelstufen zu überspringen ist nicht heilsam“.

Daß S. als Lehrer trefflich wirkte, hat vor allen ein Mann wie Hermann Hettner bezeugt. „Als Lehrer“, sagt er, „ist Schubarth allen seinen Schülern unvergeßlich. Er war Lehrer der Geschichte und der deutschen Litteratur. Ich hatte das Glück sein Schüler zu sein. Ich verdanke ihm meine ganze Richtung.“ Nach Goethe's Tode erschienen von S. noch vier Schriften. Einem Rufe als Professor der Geschichte an die Universität Breslau im J. 1841 folgte er zwar, aber seit Jahren kränkelnd, kehrte er bald in sein altes Amt nach Hirschberg zurück. Im Sommer 1860 trat er in den Ruhestand: ein Jahr darauf, am 10. Juli, ist er gestorben.

Was Goethe 1829 zu Eckermann gesagt hat: „Schubarth ist ein bedeutender Mensch“, bestätigen seine Schriften. Sie sind heute zum größten Theil vergessen, wiewohl einige „dem Besten“ seiner Zeit genug gethan. Kaum begegnet man einmal Schubarth's Namen bei den Goetheerklärern, und doch fehlt es bei ihm nicht an trefflichen Gedanken, was Goethe betont hat. Mit der oben genannten Schrift über Goethe hatte er das Eigenste, was er lange mit sich herumgetragen, ausgesprochen. Bei der frühen Selbständigkeit seines Wesens hatte er sich von den Berühmtheiten der Philologie und Philosophie seiner Zeit abgewendet; Goethe's Persönlichkeit dagegen mit ihrer vollendeten Harmonie zwischen Geist und Natur, mit ihrer Geschlossenheit und Ganzheit war sein Vorbild geworden. Der schöpferischen Kraft gab er den Vorzug vor aller Gelehrsamkeit und Kritik. Er wollte sich jedoch nicht auf das bloße Lob Goethe's beschränken. Indem er den Zusammenhang in seinen Werken aufwies — und er wußte die Allnatur Goethe's in der That, trotz Irrthümern im einzelnen und trotz einigen gewaltsamen Verallgemeinerungen, besser zu würdigen als viele hervorragende Zeitgenossen —, indem er besonders ein richtigeres Verständniß des „Faust“, vor allem der Gestalt Mephisto's zu verbreiten suchte, ward Goethe ihm, nach seinen eigenen Worten, gleichsam Symbol des Wahren und Falschen, das er an der modernen Natur anerkennen oder ablehnen mußte. Daher sein Kampf gegen die Kritik seiner Zeit: in der Auffassung des Alterthums gegen F. A. Wolf, der neueren Dichtung besonders gegen A. W. Schlegel, dem er das Urtheil über Goethe's Faust „rhapsodische Bruchstücke ohne Anfang und Schluß“ nicht verzeihen konnte. „Jede Scene im Faust hat ihre Exposition, ihre Verwickelung und Auflösung, und ist im Sinne des Ganzen durchgeführt.“ Die Romantiker befehdet er wegen ihrer Vermengung von Production und Kritik, Kunst und Wissen: Philosophie, Religion und Poesie seien nicht bloß nach ihren Urkräften und Thätigkeiten, sondern nach Gegenstand und Richtung sehr verschieden.

Alle späteren Schriften Schubarth's sind im Keime schon in diesem Buche über Goethe vorhanden, ein Zeugniß für seine Frühreife, andererseits auch für die bis zur Starrheit sich steigernde Festigkeit seines Wesens. Auf die Dauer konnte ihm freilich, dem die schöpferische Kraft verwehrt war, das bloße Urtheilen keine Befriedigung gewähren: in der steten Opposition gegen die Hauptmächte der Zeit wurde sein manchmal allzu scharfes Schwert schartig. Weil S. in seinem ersten Buche ausschüttete, was ihn „seit Jahren“ beschäftigt hatte, bekam, nach seinem eigenen Zeugniß, das Ganze „eine embryonenartige Gestalt“, „einem Knäuel gleich, in dem unzählige Fäden sich verschlungen finden“. Goethe selbst stimmte im ganzen bei: „denn nicht allein“, schreibt er ihm am 9. Juli 1820, „coincidirt das Meiste mit meiner eigenen Vorstellung, sondern auch da, wo Sie an mir auszusetzen haben, wo Sie mir widersprechen, würde sich mit wenigen Worten eine Gleichförmigkeit herstellen. Wie viel Dank ich Ihrer Bemühung

schuldig bin, werden Sie selbst immer mehr errathen, je mehr Ihnen, bei Ihrer Zuneigung zu mir, nach und nach im letzten Detail deutlich wird, wie ich mein Leben aufgeben mußte, um zu sein, wie ich den Augenblick aufgeben mußte, um nach Jahren des Guten zu genießen, was der Mensch so gern täglich von Hand zu Mund nehmen möchte, der Zustimmung mein ich, des Beifalls". Nach dem Erscheinen des zweiten Theils war Goethe besonders zufrieden mit der Ausführung über die „Zueignung" und das „Vorspiel". „Auch den Ausgang haben Sie richtig gefühlt. Mephistopheles darf seine Wette nur halb gewinnen, und wenn die halbe Schuld auf Faust ruhen bleibt, so tritt das Begnadigungsrecht des alten Herrn sogleich herein, zum heitersten Schluß des Ganzen". (Brief vom 3. November 1820.)

Goethe's Vertrauen zu S. zeigte sich auch darin, daß er ihm die Beurtheilung des Gedichts von August Hagen Olfried und Lisena übertrug. In Goethe's Werken steht der Aufsatz mit einem Wort über seinen „jungen Freund".

In der Schrift „Ideen über Homer und sein Zeitalter. Eine ethisch-historische Abhandlung" 1821, machte S. nach seinen eigenen Worten ein einheitsvolles, ursprüngliches Wesen für die ältesten griechischen Zustände geltend. Gewiß hat Goethe bei der Darlegung gelächelt, Homer sei ein trojanischer Hofdichter, ein Zeitgenosse des Aeneas gewesen, aber darin traf S. mit ihm zusammen, daß eine dichterische Persönlichkeit die homerische Dichtung geschaffen habe. Am 14. October 1821 schreibt er Zelter, er lobe höchlich das Büchlein, „weil es uns in guten Humor versetzt. Die Zerreißenden werden nicht damit zufrieden sein, weil es versöhnt und einet". Auch in den Tag- und Jahresheften lobt er die „geistreiche Behandlung"; durch Schubarth's Schrift wurde Goethe veranlaßt den 1798 verfaßten Auszug der Ilias zu veröffentlichen. Er schrieb ihm am 19. November 1821: „Da ich die sondernde, verneinende Epoche überstanden habe, die dem Dichter durchaus verhaßt sein muß, so thut es sehr wohl zu erleben, daß Jüngere bemüht sind, ihn wieder zu Ehren zu bringen".

Kurz muß ich über die späteren Schriften Schubarth's berichten. Noch in Berlin gab er 1823—1824 die Zeitschrift „Paläophron und Neoterpe" heraus. In seiner Heimath erschien darauf die Abhandlung: „Ueber das Streben der Menschheit zur Einheit, mit Beziehung auf religiöse Einigung unserer Tage", Hirschberg 1829. Er bestimmt den Unterschied der Begriffe Einheit und Einerleiheit; aus der Verwechselung, zeigt er, entspringen schädliche Folgen besonders auf dem Gebiete der Kirche. Auch Schleiermacher greift er in der Schrift an, gegen dessen Theologie er sich schon in dem Buche über Goethe gerichtet hatte. Die in demselben Jahre in Berlin erschienenen „Erläuterungen und Zugaben" zu der genannten Abhandlung bestehen in Anmerkungen zu einer Recension Michelet's, die von neuem abgedruckt wird; unter den Zugaben interessirt ein Aufsatz über Calvin.

Als einer der ersten Gegner Hegel's trat er mit der in Gemeinschaft mit K. A. Carganico verfaßten Schrift auf „Ueber Philosophie überhaupt, und Hegel's Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften insbesondere", Berlin 1829. Hegel's Versuch, in der Philosophie eine Allwissenschaft zu Stande zu bringen, sei der umfassendste, aber vergeblich wie alle früheren. In der Ausführung, daß der Glaube dem Wissen nicht unterzuordnen sei, griff S. den Philosophen mit vielleicht unbewußter Bitterkeit an, so daß Hegel ihm in einer scharfen Recension „frommes Aufspreizen mit Christenthum" vorwarf und „gehässige Insinuationen". In Schubarth's „Erklärung inbetreff der Recension" u. s. w., Berlin 1830, heißt es: „Wir erwarteten einen großen Weltlehrer anzutreffen . ., fanden aber dafür einen kleinlichen, engherzigen Weltschulmeister, der dem Geschäfte des Lehrens und Belehrens keineswegs gewachsen ist . ." Goethe lobte Eckermann

gegenüber Schubarth's Standpunkt, daß Kunst und Wissenschaft unabhängig von der Philosophie, mittels freier Wirkung natürlicher menschlicher Kräfte immer am besten gediehen seien, dies sei durchaus Wasser auf seiner Mühle; aber darin tadelte er ihn, daß er nicht immer ganz ehrlich zu Werke gehe: so wie Hegel ziehe auch er die christliche Religion, die ein mächtiges Wesen für sich sei, in die Philosophie herein, die doch nichts darin zu thun habe.

In den „Vorlesungen über Goethe's Faust“, Berlin 1830, kehrte S. zu den Bestrebungen seiner Frühzeit zurück, den Plan und die Ideen des großen Werkes nach seinem Zusammenhang zu entwickeln. Die dreizehnte Vorlesung „als Nachtrag“, aus dem Jahre 1830, findet sich in den „Gesammelten Schriften philosophischen, ästhetischen, historischen, biographischen Inhalts“, Hirschberg 1835. Darin ist ein werthvoller Aufsatz aus dem Jahre 1833 abgedruckt „über Goethe's Faust, als Einleitung zu Vorträgen“, mit einer vorausgehenden Würdigung der dichterischen Wirksamkeit Goethe's, die „eine harmonische Entfaltung des Menschen durch Poesie nach allen Seiten“ anstrebte. Das Umfassendste, was Goethe geleistet, habe er nicht im Drama niedergelegt, sondern im Roman. Werther, so führt er aus, ist das Buch des Unglaubens, des Unmuthes; Wilhelm Meister das des Glaubens, der erfüllten Hoffnung. In seinen Muthmaßungen über den Schluß des „Faust“ hat er den großen Sinn Goethe's freilich verfehlt: nicht Flucht aus dem Leben ist für Goethe „der Weisheit letzter Schluß“. Sein sterbender Faust wünscht: Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn, Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn. Daher weicht S. auch darin von Goethe ab, daß er die Bedeutung des Staatslebens verkannte und die politischen Kämpfe der Neuzeit zu gering schätzte, wie besonders seine letzten Schriften bezeugen. So erhalten die Worte Goethe's im letzten Briefe an ihn eine erhöhte Bedeutung: „Mein Faust ist abgeschlossen; erscheint er dereinst, so werden Sie selbst beurtheilen, inwiefern Sie sich meiner Gesinnung und Behandlungsweise genähert, oder inwiefern Sie sich davon fern gehalten haben“ (14. Februar 1832).

Schubarth's Abhandlung „Die Hauptrichtungen des menschlichen Geistes“, die den ersten Theil der „Gesammelten Schriften“ bildet, ist ein Versuch, nach Lessing's Vorbild, in kurzen Paragraphen eine Darstellung der Entwickelung des menschlichen Geistes in Religion, Poesie, Kunst, Wissenschaft und Staat zu geben. Auf sie bezieht sich die Schrift „Ueber geschichtliche Analysis und Synthesis“, Hirschberg 1837. Gegen Hegel richten sich auch die letzten: „Ueber die Unvereinbarkeit der Hegel'schen Staatslehre mit dem obersten Lebens- und Entwickelungsprincip des preußischen Staats“, Breslau 1839, und „Antiprolegomena zur Philosophie der Geschichte unserer Tage; nebst Grundzügen zu einer Einleitung über das Verhältniß der neueren Geschichte zum Mittelalter“, Hirschberg 1844.

Auch in diesen letzten Veröffentlichungen lehnt sich S. an Goethe, die echteste und gediegenste Persönlichkeit des deutschen Volkes in neuester Zeit, wie er in der Vorrede zu seinen „Gesammelten Schriften“ sagt, wo er den Vorwurf der Eitelkeit, der ihm deshalb gemacht wurde, zurückweist. Der äußere Erfolg hat seinem redlichen Streben gefehlt, aber im Stillen hat er auf weitere Kreise veredelnd und anregend gewirkt. Darum passen Goethe's Worte in Dichtung und Wahrheit auf ihn: „insofern der Mensch wirkt und genießt und andere zu wirken und zu genießen anregt, bleibt er von Bedeutung“. Auf seinem Andenken ruht wie heller Sonnenschein die liebende Zuneigung und Theilnahme Goethe's, und so wird der Name des einfachen Hirschberger Gymnasiallehrers die Jahrhunderte hindurch dauern, wenn Vergessenheit Größere als ihn umnachten wird.

Briefw. zwischen Goethe und Zelter III. Band (1834). — Briefe von und an Hegel Leipzig 1887. II, 237. 248. — Schubarth's eigene biographische Notizen bis 1834 in seinen gesamm. Schriften S. 235—267. — Theodor Paur, Goethe und Schubarth: Zur Litteratur- und Kulturgesch. Leipzig 1876 S. 120—147. — Hermann Hettner, Briefe Goethes an K. E. Schubarth: Deut. Rundschau Bd. V S. 23—40. Hettner hat 19 Briefe mitgetheilt mit Auszügen aus den Briefen Schubarth's. Aus Goethe's Briefen an Hegel geht hervor, daß Goethe auch 1827 einen Brief an S. geschrieben hat, der bei Hettner fehlt. — Hegel's Werke Berlin 1835. 17, 149—226. — Gespräche mit Goethe von Eckermann Leipz. 1885. 6. Aufl. I, 45. 68. II, 39. — Goethe's Werke (Hempel) 27,[1] 266; 273, vgl. dazu 29, 557 und Goethe-Jahrbuch 1887. 8, 229 f.; 28, 322. 29, 450.

Daniel Jacoby.

Schubert: Kristian Benjamin S., Sohn eines Breslauer Kaufmanns, besuchte das Elisabethgymnasium in seiner Vaterstadt und studirte in Jena Theologie. Hier wurde er ein Schüler Johann Georg Walch's und eignete sich dessen philosophische Richtung an. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, wurde er am 1. August 1751 Mittagsprediger bei Allerheiligen und starb als solcher schon am 2. April 1762. Als „der philosophische Prediger" zog er die Aufmerksamkeit auf sich, ließ auch einige Predigten drucken, die mit Beifall gelesen wurden: „Predigten von wichtigen Stücken der kristlichen Lehre" und „Reden von geistlichen Dingen", beide 1751. Auch seine Anzugspredigt, daß der Schöpfer Himmels und der Erden kein Urheber des Bösen sei, erschien im Druck. Daneben ließ er außer Gelegenheitsgedichten, wie sie die Zeit liebte, ebenfalls noch 1751 ein Bändchen Lehrgedichte und 1755 „Göttliche Oden" erscheinen, beide ohne besondere Bedeutung für die Poesie. Er gibt eben seiner Philosophie auch in Reimen oder antiken Metren Ausdruck. Die Schriften sind sehr selten geworden.

Markgraf.

Schubert: Ferdinand S., Schulmann und Musiker, ein älterer Bruder des berühmten Tondichters, wurde am 18. (19.) October 1794 in Wien geboren. Seine erste Bildung genoß er im elterlichen Schulhause, wo er auch früh die Bestimmung zum Lebensberuf fand und zugleich die ersten Anregungen zur Musik empfing, deren Pflege er einen reichen Theil seiner Kraft und seines Lebens widmete. Gleich seinem Vater, dem Schullehrer der Pfarre zu den 14 Nothhelfern in Lichtenthal, wandte er sich in jungen Jahren, nachdem er 1809 an der Musterhauptschule bei St. Anna einen pädagogischen Cursus durchgemacht hatte, dem Schulfache zu, verlor aber über der aufreibenden Thätigkeit eines Volksschullehrers Frau Musica nicht aus dem Herzen und brachte durch unablässiges Studium seine hübsche Begabung soweit zur Reife, daß er zu seiner Zeit für einen braven Kirchencomponisten und einen sehr tüchtigen Chorregenten galt. Seine Lehrerlaufbahn begann er als Gehülfe des Vaters, wurde aber schon 1810 in gleicher Eigenschaft an das k. k. Waisenhaus versetzt, wo er 1816 zum Lehrer vorrückte. In dieser Stellung, die er bis 1820 bekleidete, erwarb er sich durch Versuche mit der Bell-Lancaster'schen Methode ein pädagogisches Verdienst. Diese Bemühungen um die Einführung des aus England stammenden Unterrichtssystems, das die älteren Schüler als Lehrkräfte nutzbar zu machen suchte, gab S. Anlaß zur Abfassung seines ersten Lehrmittels, der „Kurrent- und Lateinschriften zum Gebrauch beim Versuche der Bell- und Lancaster'schen Methode für die Zöglinge des k. k. Waisenhauses" 1819. Bald darauf, 1820, wurde S. zum Schullehrer und Regens chori in Altlerchenfeld befördert; in dieser Stellung, die er bis zum Jahre 1824 behielt, wandte er sich mit verdoppeltem Eifer der Musik zu. Was er an praktischen Kenntnissen vom Vater und Bruder

Ignaz erlernt hatte, was er an theoretischem Wissen von Michael Holzer, dem Lichtenthaler Chorregenten, und beim Capellmeister Drechsler sich angeeignet hatte, das kam ihm nun bei der Leitung des Kirchenchores trefflich zu statten, denn nach alter Sitte lag dem Regenten nicht nur die Einübung und Führung der Sänger ob, sondern er mußte auch darauf bedacht sein, den Schatz der kirchlichen Musikstücke durch eigne Arbeiten zu mehren. So schrieb denn auch Ferdinand S. eine ganze Reihe für den Gottesdienst bestimmter Tonstücke, von denen ein Regina coeli als Op. 1 und eine vierstimmige Trauermesse mit Orgelbegleitung als Op. 2 im Druck erschienen. War der Bedarf groß oder wegen drängender Zeit Noth an Mann, so sprang dem Bruder hin und wieder wohl auch der große Meister Franz hilfreich bei; wenigstens ist bekannt, daß dieser Ostern 1820 für Ferdinand in letzter Stunde die Antiphonen zur Palmenweihe schrieb und an seiner Stelle die Nelson-Messe Haydn's dirigirte. Ueberhaupt stand Ferdinand dem Tondichter wohl am nächsten unter den Brüdern und seinem Andenken gebührt auch um der Theilnahme willen, die er seinem künstlerischen Schaffen und nach dessen Tod seinen Schöpfungen entgegenbrachte, volle Ehre. Ferdinand S. war durch mehrere Jahrzehnte der getreue Hüter des gewaltigen herrlichen Schatzes, den Franz S. der Welt hinterlassen und er war auch einer der ersten, die weiteren Kreisen über das Leben unseres größten Liedermeisters Nachricht gaben; seine auf Veranlassung Robert Schumann's geschriebenen Mittheilungen „Aus Franz Schubert's Leben“ erschienen 1839 in der „Neuen Zeitschrift für Musik“. Daß aber die Beschäftigung mit der Musik dem überaus thätigen Manne allezeit nur Nebensache blieb, bezeugen wohl am besten die ehrenvolle Laufbahn, die er in seinem Berufe machte, und die zahlreichen Arbeiten für das Schulfach, die er gerade in den nächstfolgenden Jahren lieferte. 1824 wurde er Lehrer an der k. k. Normalhauptschule bei St. Anna, 1841 übernahm er den Unterricht der Pädagogik und Methodik an der Mädchenschule der Ursulinerinnen und 1851 ward ihm die Ernennung zum Director der k. k. Normalhauptschule. Diese reiche Lehrerthätigkeit gab S. die Anregung zu einer ebenso fruchtbaren Schulschriftstellerei; eine ganze Reihe beliebter und früher oft neu aufgelegter Lehrbücher gibt Kunde von seinem Fleiß und seinem Geschick. So: „Der kleine Kopfrechner“ 1826; „Der kleine Feldmesser“ 1830; „Der kleine Stereometer“ 1832; „Der kleine Geograph“ 1833; „Der kleine deutsche Grammatiker“ 1841; „Versuch einer Naturgeschichte für Volksschulen“ 1851. Ein vollständiges Verzeichniß der Schubert'schen Lehrmittel und ihrer Umarbeitungen gibt Wurzbach XXXII, S. 27—29. Trotz dieser emsigen litterarischen Bethätigung und einem beinahe 50jährigen amtlichen Wirken brachte es Ferdinand S. zwar bis zum Verdienstkreuz der Krone aber nicht bis zum Wohlstand, und seine große Familie — es waren 28 Kinder gewesen — war in dürftigen Verhältnissen, als er am 26. (28). Februar 1859 zu Wien starb.

Heinrich Welti.

Schubert: Franz Anton S., Instrumentist und Kirchencomponist, geboren am 20. Juli 1768 zu Dresden, † am 5. März 1824 ebendort. Im J. 1786 wurde er als Contrabaßspieler an der sächs. Hofcapelle in Dresden angestellt. Schon frühzeitig hatte er sein Compositionstalent unter tüchtigen Lehrern in Dresden ausgebildet und wandte sich besonders der Kirchenmusik zu. Die regelmäßigen Aufführungen in der katholischen Hofkirche gaben ihm reichlich Gelegenheit, seine Compositionen zur Aufführung zu bringen und da sie sich dem Zeitgeschmacke anpaßten, der auf leichtfaßliche und wohlklingende Arbeiten sich richtete, so fanden sie Anerkennung und Beachtung. Es konnte daher nicht fehlen, daß er sich bald eine höhere Stellung erwarb; als der Musikmeister Gregorio Babbi 1807 seinen Abschied nahm, rückte er in dessen Posten ein. In

dem Mitgliederverzeichnisse von 1817 ist er mit 1200 Thlr. Gehalt als Musikmeister und Kirchencomponist verzeichnet und stand gleich hinter dem Musikdirector Karl Maria v. Weber. Seine Compositionen, die, wie gesagt, meist in Kirchenmusik bestehen, befinden sich größtentheils im Ms. im Archive der kathol. Hofkirche. Außerdem sind aber auch Freimaurerlieder und andere weltliche Gesangscompositionen von ihm bekannt, doch scheint nichts davon gedruckt worden zu sein. (Fürstenau, Beiträge 1849.)

Rob. Eitner.

Schubert: Franz Peter S., der berühmte Tondichter und größte Meister des deutschen Liedes, wurde am 31. Januar 1797 zu Wien, in der Vorstadt Himmelpfortgrund geboren. Sein Vater, ebenfalls Franz S. (1763—1830), entstammte einem Bauerngeschlecht, dessen ursprüngliche Heimath in der Gegend von Zuckmantel im österreichischen Schlesien lag, war aber schon in jungen Jahren nach Wien gekommen, um sich für das untere Lehrfach auszubilden und bekleidete seit 1786 die Schulmeisterstelle bei der Pfarre zu den heiligen 14 Nothhelfern in Lichtenthal. Aus seiner im Alter von etwa 19 Jahren geschlossenen Ehe mit der Köchin Elisabeth Fitz entsprossen 14 Kinder, von denen jedoch 9 im Jugendalter starben; eine zweite Ehe, die er im J. 1813 einging, brachte ihm fünf weitere Nachkommen. Einem so großen Hausstand vermochte das schmale Einkommen eines Schullehrers, man berechnet es auf höchstens 400 Gulden jährlich, natürlich nicht zu genügen und die blasse Noth war wohl kein unbekannter Gast in Schubert's Elternhaus. Trotz diesen beschränkten, ja dürftigen Verhältnissen wurde in der Erziehung des selten begabten Knaben nichts versäumt und nicht nur seine Grundbildung im allgemeinen, sondern auch die Entwicklung seiner besonderen musikalischen Anlagen nach Kräften gepflegt und gefördert. Der Vater S. erzählt selbst darüber: „In seinem fünften Jahre bereitete ich ihn zum Elementarunterricht vor, in seinem sechsten Jahre ließ ich ihn die Schule besuchen, wo er sich immer als der erste seiner Mitschüler erwies. . . . In seinem achten Jahre brachte ich ihm die nöthigen Vorkenntnisse zum Violinspiel bei, und übte ihn so weit, bis er im Stande war, leichte Duetten ziemlich gut zu spielen; nun schickte ich ihn zur Singstunde des Herrn Michael Holzer, Chorregenten im Lichtenthal. Dieser versicherte mehrmals mit Thränen in den Augen, einen solchen Schüler noch niemals gehabt zu haben. Wenn ich ihm was Neues beibringen wollte, sagte er, hat er es schon gewußt. Folglich habe ich ihm eigentlich keinen Unterricht gegeben, sondern mich mit ihm bloß unterhalten und ihn stillschweigend angestaunt.“ Wichtiger als dieser weder regelrechte noch regelmäßige Unterricht, den ihm zeitweise auch die älteren Brüder, Ignaz und Ferdinand, ertheilten, war für das Wunderkind der lebendige Musiksinn, der im Schubert'schen Hause waltete und sich in einer fleißigen Pflege der zeitgenössischen Kammermusik bethätigte. Unter der Nachwirkung der häuslichen Quartettübungen, die der Vater S. mit seinen Söhnen oder guten Freunden allsonntäglich veranstaltete, mag sich die schöpferische Kraft des künftigen Tondichters zuerst geregt haben und die Eindrücke, die seine musikalische Phantasie hier und später im Convict empfing, waren zweifelsohne von bestimmendem Einfluß auf den Gesammtcharakter seines künstlerischen Schaffens. Die behagliche Breite, die spielfreudige Art seiner Compositionsweise, die um den schlagenden Effect wenig bekümmerte, auffällige Absichtslosigkeit im Aufbau der Tonstücke, alle diese Eigenschaften verrathen uns, daß es die Wirkung auf den kleinen Kreis mitschaffender und nachempfindender Musikliebhaber war, die unser Tonkünstler zuerst an sich erfahren und die demgemäß auch zuerst und nachhaltig die Richtung seiner schöpferischen Thätigkeit mit bestimmte. Mit einem Worte: Schubert's Genius entwickelte sich unter dem Ein=

flusse einer gesunden und regen häuslichen Musikpflege und seine Tonschöpfungen sind daher in erster Linie und im besten, zugleich tiefsten und weitesten Sinne: Hausmusik. Dieser Grundzug seines musikalischen Wesens, der so recht im Gegensatz steht zu demjenigen Mozart's, des auf Concertreisen und im Opernsaale zum Meister heranreifenden Wunderkindes, äußert sich nicht nur in der Vorliebe Schubert's für die Formen der vocalen und instrumentalen Kammermusik, sondern läßt sich auch in der Eigenart und den Eigenheiten seiner größeren Werke oft erkennen.

Nicht weniger wichtig als diese ersten Jugendeindrücke wurde, wie das Ergebniß zeigt, für die Entwicklung des kleinen Tondichters, die früheste musikalische Bethätigung, zu der er regelmäßig und dauernd angehalten wurde; Schubert's Zukunft als Liedercomponist fand in seiner besonderen stimmlichen Begabung und der Ausbildung, die ihr zu Theil wurde, eine sichere Grundlage. Schon früh hatte er neben dem Clavier- und Violinspiel auch im Gesange sich geübt, und da seine Sopranstimme sich hübsch und kräftig entwickelt hatte, wurde er von Holzer nicht nur zur Mitwirkung im Kirchenorchester, wo er Violine oder Bratsche spielte, sondern auch zur Ausführung der Gesangssoli im Meßgottesdienst beigezogen. Diese Thätigkeit, welche als Vorbildung für den Vocalcomponisten natürlich von unschätzbarem Werthe war, wurde für den Knaben S. unmittelbar von größtem Nutzen, als sie im J. 1808 zu seiner Aufnahme in die kaiserliche Hofcapelle führte. Zugleich mit der Stelle eines Sängerknaben erhielt Franz nämlich einen Stiftsplatz im k. k. Stadtconvict, einem von Piaristenmönchen geleiteten Kosthause, dessen Insassen, zumeist Stipendiaten, im Universitätsgymnasium ihren Studien oblagen; damit war seiner allgemeinen Bildung ein höheres Ziel gesteckt und, was besonders ins Gewicht fällt, der Entfaltung seiner musikalischen Anlagen größere Ruhe gesichert. Volle fünf Jahre, vom October 1808 bis zum October 1813 blieb S. im Convict; es sind seine eigentlichen Studienjahre und auch für den künftigen Tondichter die Zeit der Vorbereitung. Zum Glück für seine seltene Begabung fand nämlich S. in diesem Hause nicht nur die Möglichkeit, seinen Geist in den Fächern des allgemeinen Wissens zu schulen, sondern auch die täglich wiederkehrende Gelegenheit, seine musikalischen Fertigkeiten zu üben und in einer immerwährenden Beschäftigung mit den Schätzen der zeitgenössischen Tonkunst seine reichen natürlichen Anlagen zu stärken und zu bilden. Es ist keine Frage, daß die Musikübungen des Convictistenorchesters, dem natürlich auch er zugetheilt wurde, für S. eine Quelle beständiger Anregung und die beste Einführung in die Lehren und Geheimnisse des Tonsatzes wurden. Spielend, im eigentlichen wie im bildlichen Sinne, lernte der Knabe die Mittel seiner Kunst kennen und gebrauchen, und lange bevor ihm eine Unterweisung in der Kunst des Tonsetzens und in der Formenlehre zu Theil wurde, hatte er schon versucht, die Fülle der Gedanken und Bilder, die sein lebhafter Tonsinn und seine erregte Phantasie gebaren, aufs Papier zu bringen. Freilich geschah dieß, wie Joseph v. Spaun, Schubert's Convictgenosse und treuer Freund, nach dessen eigenen Aussagen berichtet, ganz insgeheim, denn der Vater S. durfte durchaus nichts davon erfahren, da er nicht dulden wollte, daß sein Sohn sich der Musik widme und geradezu rührend klingt der Bericht, daß der kleine Tonsetzer nicht einmal das erforderliche Notenpapier besaß und sich von Freundeshand die unentbehrlichen Blätter zustecken lassen mußte. Als die erste und älteste dieser Compositionen wird eine große vierhändige Phantasie aus dem Frühjahr 1810 genannt, die sogenannte „Leichenphantasie“. Sie umfaßt nicht weniger als 32 enggeschriebene Seiten und enthält eine Reihe im Charakter wie in der Tonart sehr verschiedenartiger Clavierstücke. Zwei andere Clavierphantasien kleinern Umfangs sowie

Clavierv ariationen folgten diesem Erstling. Von größerer Bedeutung ist die Composition des Gedichtes „Hagars Klage“; dieses erste Lied Franz Schubert’s trägt den Vermerk: comp. 30. März 1811. Nach Friedländer’s überzeugendem Nachweise ist es unter dem starken Eindruck geschrieben, den die Gesänge Johann Rudolf Zumsteg’s auf den jugendlichen Tondichter machten und verräth in dem auffälligen Wechsel liedhafter und langer recitativischer Stellen deutlich den Einfluß des schwäbischen Balladensetzers, von dessen Schöpfungen sich S., wie auch Spaun berichtet, gerade zu jener Zeit lebhaft angezogen fühlte. In derselben Art ist ein zweiter Gesang „Der Vatermörder, eine Parabel“ gehalten, der nach Schubert’s eigener Angabe am 26. December 1811 vollendet wurde.

Diese bis jetzt ungedruckt gebliebenen Compositionen wurden für den Knaben S. von ganz besonderer Wichtigkeit, weil sie die Aufmerksamkeit seiner musikalischen Vorgesetzten des entschiedensten auf ihn hin lenkten und Veranlassung gaben, daß für seine Unterweisung im Generalbaß Sorge getragen wurde. Auf eine Anordnung Antonio Salieri’s, der das bedeutende Talent des Sängerknaben durch das Lied „Hagars Klage“ erkannt hatte, wurde S. dem Convictsdirigenten Ruczizka zum Unterricht im Contrapunkt übergeben und als dieser erklärte, solcher Aufgabe nicht gewachsen zu sein, da der Zögling schon alles wisse („der hat’s vom lieben Gott gelernt“, soll er gesagt haben), übernahm der k. k. Hofcapellmeister selbst die Schulung in der strengen Kunst. Die Bedeutung dieser Contrapunktstudien bei Salieri, deren Beginn Friedländer in den Frühsommer 1812 verlegt, läßt sich nach der andauernden großen Dankbarkeit, die S. seinem Lehrer bewahrte, sehr hoch bemessen und zweifelsohne haben die Anleitungen des alten Maëstro dem jungen Tondichter rasch gute Früchte getragen, aber als ganz gründliche, die Kunstlehre völlig erschöpfende Vorbereitung darf der Unterricht Salieri’s trotzdem kaum betrachtet werden; die künstlerische Persönlichkeit des Lehrers wie die Schöpfungen des Schülers sprechen deutlich gegen eine solche Annahme, auch weiß man, daß S. noch in seinem letzten Lebensjahre die contrapunktischen Arbeiten wieder aufzunehmen und bei dem Theoretiker Sechter Studien im Fugensatz zu nehmen beabsichtigte. Es scheint darnach, als ob in der That der Unterricht des Herrn Hofcapellmeisters nicht sehr weit über die Anfangsgründe und die gebräuchlichen Kunstregeln hinausgekommen wäre, und wenn auch die Behauptung J. Mayrhofer’s, des langjährigen Freundes von S., „ohne tiefere Kenntniß des Satzes und Generalbasses ist er eigentlich Naturalist geblieben“, etwas allgemein und zu gewagt ist, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die formale Bildung dem Reichthum und der Stärke der Naturanlagen nicht entsprach, ja daß diese in noch bedeutenderer Weise sich zu äußern vermocht hätten, wenn jene durch eine sorgfältige Pflege sich zu einem die schöpferische Thätigkeit mitbestimmenden, geläuterten Geschmacks- und Formensinn entwickelt hätte.

Die besten Lehrer Schubert’s blieben nach wie vor die großen Meister der Wiener Schule, Haydn, Mozart und Beethoven, sowie die Werke ihrer Zeitgenossen und Nachahmer, Méhul, Cherubini u. a., die er durch die Uebungen des Convictistenorchesters, dessen Leitung ihm mitunter anvertraut wurde, aufs genaueste kennen lernte. Namentlich die Symphonien Beethoven’s nahmen sein ganzes Sinnen und Denken gefangen und die Größe ihres Schöpfers, zu dem er in stummer Ehrfurcht aufblickte, warf einen geheimnißvollen Schatten auf seine Zukunft. Wehmüthig und kleinlaut klagte er dem getreuen Spaun, der es versucht hatte, sein Selbstvertrauen zu heben: „Ich glaube auch schon, es könnte etwas aus mir werden, aber wer vermag nach Beethoven etwas zu machen!“ Wie sehr er sich im Banne seines gewaltigen Vorbildes befand, zeigt nicht nur die Anlage und der Stil seiner ersten, 1813 geschriebenen Symphonie

in D-dur mit ihren unverkennbaren Anklängen an Beethoven's Prometheusouvertüre, sondern auch noch die zweite 1814 entstandene Symphonie in B-dur, welche sich sichtlich an die vierte Symphonie Beethoven's anlehnt, und selbst im Liede, seinem eigensten Bezirke, läßt sich, wie Friedländer gezeigt hat, dieser Einfluß wahrnehmen. Ungeachtet solcher Abhängigkeit im einzelnen spricht aber bereits aus den frühesten Compositionen Schubert's eine eigene Art, eine künstlerische Persönlichkeit zu uns und die zahlreichen Arbeiten aus der Convictszeit, Sonaten, Phantasien, Kirchenstücke, eine Cantate und vor allem die Lieder bergen eine überraschende Fülle selbständiger und neuer Gedanken, eigenthümlicher Ausdrücke und Wendungen und verrathen in dieser Frische und Unerschöpflichkeit der Phantasie schon einen wesentlichen Charakterzug der Schubert'schen Musik. Ein anderes Merkmal seiner Kunst, das Streben nach charakteristischem, lebenswahrem Ausdruck gibt sich ebenfalls bereits in diesen Jugendliedern kund, wenn auch in der einfachsten Art, durch den Versuch, die Melodie dem Tonfalle der gesprochenen Rede nachzubilden und zur Tonsprache im eigentlichsten Sinne zu gestalten. Aus dieser Absicht sind die zahlreichen recitativischen Stellen zu begreifen, welche sich in den Liedern dieser Periode finden, aus dem Jahre 1813 z. B. Sehnsucht von Schiller (1. Bearbeitung), Verklärung, Thekla, eine Geisterstimme (1. Bearbeitung), der Taucher; im einzelnen wurde so der Eindruck großer Unmittelbarkeit erzeugt, allein die Wirkung des Ganzen war durch die beständige Unterbrechung des melodischen Flusses geschmälert. Daß es S. später gelang, diesen Mißstand zu überwinden und, wie es die Umarbeitung der Lieder „Thekla“ (1817), „Sehnsucht“ (1821) deutlich bekundet, dieselbe eindringliche Beredsamkeit der Tonsprache auch denjenigen seiner Schöpfungen zu erhalten, die in fester gefügten Formen concipirt waren, das bildet den wesentlichsten und sichtlichsten Fortschritt in seiner künstlerischen Schaffensthätigkeit, die im allgemeinen weniger das Bild einer steten, stufenmäßigen Entwicklung darbietet, als den Anblick einer großen, gleich der Natur in Zeugnissen ungleicher Lebenskraft und mannichfaltigster Form sich äußernden Offenbarung.

Ein gewaltiger Schaffensdrang war das äußere Kennzeichen solcher Schöpferart. Wie Spaun erzählt, componirte S. außerordentlich schnell und viel, vertilgte aber nach und nach alle diese Compositionen, die er nur als Vorübungen betrachtete. Da trotzdem der Nachlaß auch aus dieser Zeit eine Fülle verschiedenartigster Werke brachte, muß die Schöpferkraft Schubert's schon damals eine ganz außergewöhnlich starke gewesen sein. Allerdings verwandte der Convictsschüler auch die Zeit der Studien unabläſſig zum Componiren und nahm es mit der Erfüllung seiner Schulpflichten nicht eben genau, so daß die Zeugnisse von ihm nicht das Beste zu melden hatten und Nachprüfungen nöthig waren. Solche Nöthe und die strenge Zucht der Anstalt mögen dem lebhaften Knaben den Aufenthalt im Convicte mitunter recht schwer gemacht haben, zumal da auch die Verpflegung seinem jugendlichen Bedürfniß nicht entsprach und er selbst hier die Armseligkeit der Verhältnisse im Elternhause kennen und empfinden lernen mußte. Das folgende Schreiben an einen seiner Brüder zeichnet trefflich die kärgliche Lage, aber auch die gesunde Sinnesart des 16jährigen Jünglings; er schreibt am 24. November 1812: „Gleich heraus damit, was mir am Herzen liegt, und so komme ich eher zu meinem Zwecke, und Du wirst nicht durch liebe Umschweife lang aufgehalten. Schon lange habe ich über meine Lage nachgedacht und gefunden, daß sie im ganzen genommen zwar gut sei, aber noch hier und da verbessert werden könnte; du weißt aus Erfahrung, daß man doch manchmal eine Semmel und ein paar Aepfel essen möchte, umsomehr, wenn man nach einem mittelmäßigen Mittagsmahle nach $8^1/_2$ Stunden erst ein armseliges Nachtmahl erwarten darf. Dieser schon oft sich aufgedrungene Wunsch

stellt sich nun immer mehr ein, und ich mußte nolens volens endlich eine Abänderung treffen. Die paar Groschen, die ich vom Herrn Vater bekomme, sind in den ersten Tagen beim T—, was soll ich dann die übrige Zeit thun? ‚Die auf dich hoffen, werden nicht zu Schanden werden. Matthäus Cap. 2, V. 4.‘ So dachte auch ich. — Was wär's denn auch, wenn Du mir monatlich ein paar Kreuzer zukommen ließest. Du würdest es nicht einmal spüren, indem ich mich in meiner Clause für glücklich hielte und zufrieden sein würde. Wie gesagt, ich stütze mich auf die Worte Apostels Matthäus, der da spricht: ‚Wer zwei Röcke hat, der gebe einen den Armen.‘ Indessen wünsche ich, daß Du der Stimme Gehör geben mögest, die Dir unaufhörlich zuruft, Deines Dich liebenden, armen hoffenden, und nochmals armen Bruders Franz zu erinnern.“ Es ist eine versöhnende Fügung des Schicksals, daß derlei Wünsche des jungen Künstlers nicht unerfüllt blieben, da der frohgesellige, liebebedürftige Jüngling gerade im Convicte Freunde fand, die ihm mit Rath und That hilfreich zur Seite traten. Unvergessen sollen die Namen Josef Spaun, Albert Stadler und Anton Holzapfel sein; ihnen allen dankt S. künstlerische Theilnahme und Förderung und den beiden erst genannten überdem eine sehr werkthätige Fürsorge, die ihm auch über die Schulzeit hinaus treu blieb und ihm nach Kräften die Wege zu ebnen suchte.

Ende October 1813 verließ S. das Convict. Da seine Stimme eben zum Brechen kam, war er für die Hofcapelle untauglich geworden, auf den ihm gesicherten Stiftungsplatz aber verzichtete er, weil eine Fortsetzung der wissenschaftlichen Studien weder seiner Begabung noch seiner Neigung entsprach. So kehrte der 16jährige ins Elternhaus zurück und wandte sich, zum guten Theil wohl auch durch die drohende Militärconscription dazu bewogen, auf des Vaters Wunsch und Rath dem Lehrberufe zu. Im Winter 1813/14 eignete er sich an der Musterschule bei St. Anna die dazu erforderlichen pädagogischen Kenntnisse an und bald darauf ward er als Gehülfe seines Vaters angestellt. In diesem Amte, das ihn zum Unterricht der Vorbereitungsclassen verpflichtete, blieb S. bis Ende des Jahres 1816 und mühte sich nun fleißig und gewissenhaft ab, den ABC-Schützen die Anfangsgründe im Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Bürde dieses Amtes schwer auf seinen jungen Schultern lastete und daß sein frischer, froher Sinn aus der Enge und dem Moder der Schulstube sich fortsehnte nach einem weiteren, höheren Wirkungskreis, wo seine schöpferische Kraft sich frei entfalten konnte. An Versuchen, aus dem Schuljoche sich zu befreien, ließ der Jüngling es wohl nicht fehlen. Von einem wissen wir. Im Frühling 1816 bewarb sich S. um die erledigte Lehrerstelle an der Musikschule zu Laibach in Krain und berief sich in seiner Anmeldung auf das Zeugniß seines Lehrers Salieri, allein sein Bemühen blieb erfolglos, weil, wie man jetzt weiß, der doppelzüngige Maestro hinter seinem Rücken einen andern Bewerber, Jacob Schaufl, wärmer empfohlen hatte. So blieb der arme Schulgehülfe in dem Amte, das ihm wohl zu Zeiten sehr lästig war, das aber doch seiner harmlosen, weit mehr auf Empfindung, als auf Thatkraft angelegten Natur ein gesundes Ausleben verstattete und seinen riesigen Schaffensdrang nicht zu hemmen vermochte. Für das eine zeugt sein reger Verkehr mit alten und neuen Freunden und seine fröhliche Geselligkeit, für das andere seine Schaffenslust und die erstaunliche Menge seiner damals entstandenen Werke. Kaum ein Jahr seines Lebens ist so reich an Schöpfungen der verschiedensten Art, wie das zweite seiner Schulmeisterei, 1815. Sechs Opern und Singspiele, zwei vollständige Messen, eine Symphonie, vier Sonaten, über 130 Lieder und eine ganze Reihe anderer Compositionen entstanden, nach Friedländer, in diesem Jahre. Noch verwundernswürdiger aber als die Zahl ist die Mannich-

faltigkeit dieser Werke und die Eigenart, die schon viele darunter auszeichnet. Zwar die Messen in B, in G und die dritte Symphonie (in D) weisen noch wenig persönliche Züge auf und auch den für die Bühne bestimmten Werken: „Der vierjährige Posten" (einactige Oper von Th. Körner), „Fernando" (einactiges Singspiel von Albert Stadler), „Claudine von Villa Bella" (Goethe), „Die beiden Freunde von Salamanka" (zweiactiges Singspiel von Mayrhofer), „Der Spiegelritter" (dreiactige Oper von Kotzebue), „Der Minnesänger" mangelt außer dramatischer Schlagkraft jenes persönliche Gepräge, das die äußere Einheit bildet und dem Drama erst den Schein eines organischen Erzeugnisses verleiht. Alle diese Opernversuche, zu denen auch die schon im Mai 1814 vollendete Zauberoper „Des Teufels Lustschloß" (nach Kotzebue) zu rechnen ist, sind im Grunde und wesentlich nichts anderes als mehr oder weniger umfangreiche Folgen von Liedsätzen für eine oder mehrere Stimmen: S. kommt darin über die Form und Art des älteren Singspiels nicht hinaus. Die Hoffnung, durch einen Bühnenerfolg den Schulmeisterplagen entrückt zu werden und mit Einem die Mittel zu einem freiern Leben zu gewinnen, mochte S. mit bestimmt haben zu so emsiger Thätigkeit auf diesem Gebiete, doch auch sie schlug fehl: keines der Werke gelangte zur Aufführung und auf unsere Zeit sind einige davon sogar nur in Bruchstücken gekommen.

Ein ganz anderes Bild vom Können des jungen Tondichters bieten die zahlreichen Liederhefte, die S. während seiner Lehreramtszeit geschrieben hat; überraschend früh tritt uns hier der gereifte Künstler entgegen und manche Lieder dieser Tage haben selbst neben den Gesängen aus seinen späteren Lebensjahren seiner gereiftesten, geläuterten Künstlerschaft ihren Ruf als Meisterwerke fort und fort behauptet. Der Wecker dieses Liederfrühlings war Goethe. Schon im Convict hatte S. die Kraft seiner Phantasie an Goethe'schen Vorwürfen versucht und eine Composition der Gretchenscene im Dom gewagt, wandte sich darauf aber mit größerer Vorliebe der schwärmerischen Lyrik Matthisson's, der prächtigen Rhetorik Klopstock's und Schiller's zu. Es ist zweifellos das Verdienst des Dichters Johann Mayrhofer (geb. 3. November 1787, † 5. Februar 1836), dessen Bekanntschaft S. im Spätjahr 1814 machte, ihn von neuem auf Goethe hingewiesen und zur Vertiefung in dessen Werke angeregt zu haben. Wie mit Zauberkraft erschloß nun das Goethe'sche Wort die reichsten Schätze seiner schaffenden Seele; Lied auf Lied entströmte seinem erregten Innern, darunter in dem einen Jahre 1815 nicht weniger als 30 von Goethe. Das herrlichste Vorspiel zu diesem Liederreigen bildet die hinreißende Composition „Gretchen am Spinnrad", die der Siebzehnjährige am 19. October 1814 schuf; ihr folgten Lieder von Hölty, Schiller, die großartigen, breit angelegten Gesänge aus Ossian und endlich um die Mitsommerzeit eine größere Folge Goethe'scher Lieder, darunter vielleicht auch der „Erlkönig". Wie tief erregt seine Schaffenskraft damals war, erweist uns unter anderem auch die Thatsache, daß oft an einem und demselben Tage mehrere Lieder entstanden. So wissen wir, daß S. am 19. August 1815 außer dem berühmten „Haidenröslein" noch den „Schatzgräber", den „Rattenfänger", „An den Mond" und das „Bundeslied" und an den beiden darauffolgenden Tagen des weiteren „Wer kauft Liebesgötter", „Wonne der Wehmuth" und „Meeresstille" componirt hat. Eine treffliche Erläuterung und Veranschaulichung dieser gesteigerten schöpferischen Thätigkeit gibt der bekannte Bericht Spaun's über die Entstehung des „Erlkönig": „An einem Nachmittage ging ich mit Mayrhofer zu S., der damals bei seinem Vater am Himmelpfortgrunde wohnte. Wir fanden S. ganz glühend, den Erlkönig aus dem Buche laut lesend. Er ging mehrmal mit dem Buche auf und ab, plötzlich setzte er sich und in der kürzesten Zeit, so schnell man nur schreiben kann, stand die herrliche Ballade auf dem Papier.

Wir liefen damit, da S. kein Clavier besaß, in das Convict, und dort wurde der Erlkönig noch denselben Abend gesungen und mit Begeisterung aufgenommen. Der alte Hoforganist Ruzicka spielte ihn dann selbst ohne Gesang in allen Theilen aufmerksam und mit Theilnahme durch und war tief bewegt über die Composition. Als einige eine mehrmals wiederkehrende Dissonanz ausstellen wollten, erklärte R., sie auf dem Clavier anklingend, wie sie hier nothwendig dem Text entspreche, wie sie vielmehr schön sei und wie glücklich sie sich löse." Dieses Bild, das uns den Tondichter im Kreise theilnehmender, fördernder Freunde zeigt und das sich so erfreulich von der bedrückenden Alltäglichkeit seines Schulmeisterlebens abhebt, hatte vermuthlich ein anheimelndes Gegenstück im stillen Glück einer ersten Liebe. Wenn nämlich Anselm Hüttenbrenner's neuerdings durch die Nachforschungen Max Friedländer's ans Licht gebrachte Mittheilungen zuverlässig sind, muß in dieser Zeit seiner Schulgehilfenschaft eine tiefere Herzensneigung S. beseeligt haben. Er erzählte dem Freunde, der ihn für einen Weiberfeind hielt: „O nein, ich habe Eine recht innig geliebt und sie mich auch. Sie war eine Schullehrerstochter, etwas jünger als ich, und sang in einer Messe, die ich componirte, die Sopransolo's wunderschön und mit tiefer Empfindung. Sie war eben nicht hübsch, hatte Blatternarben im Gesicht, — aber gut war sie — herzensgut. Drei Jahre lang hoffte sie, daß ich sie ehelichen werde, ich konnte jedoch keine Anstellung finden, wodurch wir Beide versorgt gewesen wären. — Sie heirathete dann nach dem Wunsche ihrer Eltern einen anderen, was mich sehr schmerzte." Es ist nicht bestimmt ermittelt, wer der Gegenstand dieser Liebe war, doch läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß sie jener Therese Grob in Lichtenthal gegolten, die bei der ersten Aufführung der F-dur Messe Schubert's (1814) die Sopransoli sang.

Den wichtigsten Einfluß auf seine Lebensführung hatten aber entschieden die Freunde, deren ein hübsches Trüpplein um seine weltfreudige, harmlose Natur sich gesammelt hatte. Zu den früher genannten traten nunmehr vor allem noch zwei, welche bestimmend auf den Lebensgang Schubert's wirkten, zunächst Ende 1815 der Studiosus Franz v. Schober, der, durch Spaun auf S. aufmerksam gemacht, die Bedeutung des Künstlers rasch und völlig erfaßte und daher alle Kräfte daran setzte, ihn ganz seinem hohen Berufe zu geben. Er bot ihm freie Wohnung und entzog ihn so für's erste den beengenden Verhältnissen des elterlichen Schulhauses. Noch förderlicher aber erwies er sich ihm, indem er sich bemühte, der Kunst des Freundes auch weitere und vornehmere Kreise zu erschließen und zu diesem Behufe das Augenmerk des hervorragenden und hochangesehenen Hofopernsängers Michael Vogl auf ihn lenkte. Die Bekanntschaft dieses bedeutenden Gesangskünstlers wurde für S. doppelt folgewichtig; sie führte ihm den besten Interpreten seiner Lieder vor der Oeffentlichkeit zu und gewann ihm einen anregenden und fürsorglichen Freund. Vogl öffnete, so erzählt Schober, mit wohlmeinendem Rathe dem Freunde den reichen Schatz seiner Erfahrungen, sorgte väterlich für die Befriedigung seiner Bedürfnisse, wozu damals sein Erwerb durch Compositionen nicht ausreichte und bahnte ihm durch den herrlichen Vortrag seiner Lieder den Weg zum Ruhme.

Trotz dieses Beistandes und der Hülfeleistungen Spaun's und Schober's, blieb die Lage Schubert's, nachdem er sein Amt an den Nagel gehängt und sich ganz seiner Kunst zugewandt hatte, doch eine recht klägliche. Obwohl seine Compositionen in immer weiteren Kreisen Anklang fanden, wollte sich doch kein Verleger finden, der dafür auch nur die Kosten des Druckes gewagt hätte. Im Juni 1816 verzeichnet er in seinem Tagebuch das erste Honorar: 100 fl. W. W. für die Gelegenheitscantate „Prometheus", mit der Studenten der Jurisprudenz ihren Lehrer Heinrich Watterroth zu seinem Namenstag zu überraschen gedachten.

Seine anderen Werke, darunter die herrlichsten Lieder und die phantasiereichen Klaviersonaten aus den Jahren 1816—1818, blieben ungedruckt und fast unbeachtet und brachten ihm nichts ein. Der Sinn der Zeit war anderen Idealen zugeneigt und ganz Wien schwelgte damals in dem Wonnerausch süßer Rossini'scher Melodik. S. suchte diesem Geschmacke entgegen zu kommen und schrieb zwei Ouvertüren im italienischen Stil, die denn auch im Frühjahr 1818 mit Erfolg aufgeführt wurden, ja selbst in seinen Liedern ließ er hin und wieder die welsche Weise (man vgl. z. B. „Sprache der Liebe") anklingen. Alles umsonst, der Kunstverstand der Wiener Musikverleger vermochte sich nicht bis zur Würdigung seiner Werke zu erheben, und so füllte sich wohl sein Pult mit den kostbarsten Manuscripten aller Art, aber sein Beutel blieb leer. So dürftig waren seine Verhältnisse damals, daß er selbst nicht die Miethe für ein Clavier erschwingen konnte.

Diesem Sorgenleben ein Ende zu machen, entschloß sich S. im Frühsommer 1818 seine geliebte Freiheit zu opfern und dem Antrage des Grafen Johann Karl Esterhazy zu folgen, der ihm als Musikmeister seiner Familie eine anständig bezahlte Stellung anbot. Schweren Herzens verließ er die gemüthliche Kaiserstadt und den fröhlichen, anregenden Kreis der Freunde und bezog mit der gräflichen Familie deren Stammschloß Zélész an der Waag in Ungarn zum Sommeraufenthalt. Maaßen die dienstlichen Verpflichtungen erträglich, der Verkehr mit den Herrschaften ein freier und anregender war und die häusliche Musikpflege auf einer artigen Höhe stand, gestaltete sich das Leben und Wirken des jungen Tondichters hier zu einem sehr glücklichen und ersprießlichen. Da die Hausgenossen im Verein mit dem hochbegabten Freiherrn Karl v. Schönstein, der oft als Gast auf dem Schlosse weilte, ein recht brauchbares Quartett bildeten, bot sich S. ein willkommener Anlaß zur Composition mehrstimmiger Gesänge, und durch die musikalischen Uebungen und Unterhaltungen, die er mit seinen beiden Schülerinnen, den Comtessen Marie und Caroline veranstaltete, sah er sich naturgemäß zu erneuter schöpferischer Thätigkeit auf dem Gebiete der Claviermusik angeregt. So entstanden eine Reihe seiner flotten Märsche und die erste Folge seiner köstlichen Walzer Op. 9, die zugleich ein vollwichtiger Beweis für die Unerschöpflichkeit seiner Phantasie und der unmittelbarste Ausdruck seines unverfälschten, sinnenfreudigen Wienerthums sind. Dagegen tragen die Lieder aus dieser Zeit fast alle einen ernsten, wehmüthigen Charakter und man darf, im Hinblick auf briefliche Aeußerungen des Künstlers, annehmen, daß sich ihm darin die Sehnsucht nach Wien und nach der Gemeinschaft mit gleichstrebenden und teilnehmenden Freunden musikalisch verdichtete. Der größte Gewinn aber, den Sch. aus Ungarn nach Hause brachte, war die genaue Kenntniß der Zigeunermusik, die er sich dorten zu erwerben Gelegenheit hatte, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß seine schöpferische Begabung durch die Berührung mit dieser urwüchsigen Volksmusik in eigenartiger Weise befruchtet wurde und daß unter diesem Einflusse namentlich seine Rhythmik sich reicher und mannigfaltiger gestaltete. Das erste und unmittelbarste Ergebniß dieser Einwirkung war wol das „Divertissement à la Hongroise" für Clavier zu vier Händen (Op. 54), dessen Entstehung wahrscheinlich noch in die Zeit des ungarischen Aufenthaltes fällt, außerdem aber weisen sehr viele der späteren Schöpfungen Schubert's, darunter die bedeutendsten, wie die C-dur Symphonie und die beiden großen Liedercyklen, Spuren ungarischer Weise auf.

Der folgende Winter 1818/19 sah S. wieder in Wien. Die Ersparnisse, die er in Zélész gemacht und der Beistand treuer Freunde ermöglichten ihm, sein freies Leben weiterzuführen. Ein großes Ereigniß stand ihm bevor. Während bis dahin keiner seiner künstlerischen Freunde gewagt hatte, einen seiner Gesänge

öffentlich vorzutragen, nahm Franz Jäger, ein beliebter Operntenor, anläßlich des Concertes, das der Violinspieler Jäll am 28. Februar 1819 im Gasthof zum „Römischen Kaiser“ gab, „Schäfer's Klagelied“ in sein Programm auf und sang es mit so entschiedenem Erfolg, daß er es in seinem eigenen Concert am 12. April darauf wiederholen konnte. Diese Anerkennung mußte S. trösten über den Mißerfolg seiner Bemühungen, auf der Opernbühne zu Worte zu kommen; in einem Briefe an Anselm Hüttenbrenner vom 19. Mai 1819 schreibt er selbst darüber: „Trotz eines Vogl's ist es schwer, wider die Canaille von Weigl, Treitschke ꝛc. zu manövriren. Darum gibt man statt meiner Operette andere Luder, wo einem die Haare zu Berge stehen.“ Aus diesen Aergernissen entführte ihn im Sommer 1819 Vogl, indem er ihn zu einem Ausflug nach Oberösterreich, seiner Heimath einlud. Die Reise ging zunächst nach der Stadt Steyr, wo die Freunde des Sängers sie gastlich aufnahmen. Es waren fröhliche Tage. S. schreibt am 15. Juli an seinen Bruder Ferdinand unter anderem: „In dem Hause, wo ich wohne, befinden sich acht Mädchen, beinahe alle hübsch. Du siehst, daß man zu thun hat. Die Tochter des Herrn v. Koller, bei dem ich und Vogl täglich speisen, ist sehr hübsch, spielt brav Clavier und wird verschiedene meiner Lieder singen.“ In ebenso heiterer Stimmung berichtet er etwa einen Monat später aus Linz, der zweiten Station ihrer Künstlerfahrt, an seinen damaligen Zimmergenossen Mayrhofer: „In Steyr hab' ich mich und werd mich noch sehr gut unterhalten. Die Gegend ist himmlisch, auch bei Linz ist es sehr schön. Wir, d. h. Vogl und ich, werden nächster Tage nach Salzburg reisen.“ Daß nicht nur viel gelacht und weidlich getändelt, sondern auch sehr ernsthaft musicirt wurde, bezeugen verschiedene briefliche Aeußerungen; unter anderem schrieb S. zu Vogl's Geburtstag im August eine von Stadler gedichtete Cantate, die, wie er selbst erzählt, recht gut ausfiel. Die köstlichste Frucht dieser schönen Sommertage aber ist das A-dur Quintett für Clavier, Violine, Viola, Cello und Contrabaß (Op. 114), das S. auf Stadler's Anregung und auf die Bestellung des einen ihrer Gastfreunde, des hauptgewerkschaftlichen Vicefactors Sylvester Paumgartner in Steyr, componirte. Das Werk, nach seinem dritten Satz mit den Variationen über das Lied „Die Forelle“, das Forellenquintett genannt, spiegelt die sorgenlose Stimmung dieser Ferienzeit glücklich wieder.

Erfrischt und neu gestärkt kehrte S. gegen Ende September nach der Heimath zurück. Ein arbeitsvoller Winter folgte dem lustigen Intermezzo. Vorwürfe ernster Art beschäftigten seine Einbildungskraft und im Februar 1820 finden wir ihn an der Composition eines Oratoriums: „Lazarus oder die Feier der Auferstehung“; eine religiöse Dichtung des Hallenser Pädagogen August Hermann Niemeyer bildet die textliche Unterlage für seine Tonschöpfung, die jedoch Bruchstück blieb. S. setzte von den drei Handlungen des Gedichtes nur die beiden ersten in Musik. Den größten Theil des Werkes bilden Einzelgesänge des Lazarus (Tenor), Nathanael (Tenor), Simon (Baß) und der Maria, Martha und Jemina (Soprane); der Chor tritt nur am Schlusse jeder Abtheilung hervor, beidemal als Klagesang. Dies verschuldet naturgemäß eine gewisse Einförmigkeit und gibt dem Ganzen, nach Hanslicks Ausspruch, einen fast liederspielartigen Charakter. Glücklicher als mit diesem Opus, das erst lange nach seinem Tode, im Jahre 1863, die erste Aufführung erlebte, war S. in dieser Zeit mit seinen dramatischen Arbeiten. Am 14. Juni 1820 öffneten sich ihm zum ersten Male die Pforten eines Musentempels; das Kärnthnerthortheater brachte sein einactiges Singspiel „Die Zwillinge“ zur ersten Aufführung und damit trat auch S. zum ersten Male vor das Urteil der großen Oeffentlichkeit. Leider war diese Gesangsposse, deren schlechtes Libretto der Theatersecretär Hofmann fabricirt hatte, nicht geeignet, den Hörern ein richtiges Bild von der Kunst Schubert's zu geben; die

11 Nummern dieser Partitur gehören zu seinen schwächeren Erzeugnissen. Trotzdem wurde, Dank jedenfalls der trefflichen Leistung Vogl's, der dem Freunde auch diesen Auftrag verschafft hatte, am Schlusse Beifall geklatscht und nach dem Tonsetzer gerufen, an dessen Stelle, da er abwesend war, der Freund den Dank aussprach. Die nächste Folge dieser günstigen Aufnahme war ein neuer theatralischer Auftrag für S.; er sollte die Musik zu dem melodramatischen Zauberspiel „Die Zauberharfe“ abfassen. In wenigen Wochen war er damit fertig und am 19. August ging das Stück im Theater an der Wien in Scene. Auch diesmal war der Erfolg nur mäßig, obwohl einzelne Stücke, wie die Ouvertüre (bekannt als Ouvertüre zu Rosamunde) und die Tenorromanze des Palmerin, zu seinen frischesten Schöpfungen gehören. Nichtsdestoweniger ließ sich S. nicht abschrecken; aus demselben Jahre ist noch der Entwurf einer Oper „Sakontala“ erhalten.

Was er auf der Bühne vergebens gesucht hatte, den vollen Erfolg und die greifbare Schätzung seiner Schöpferthaten, das wurde ihm während des Winters 1820/21 unvermuthet und mit einem Male zu Theil. Der außergewöhnliche Beifall, den der Gesangsdilettant August v. Gymnich am 1. Dec. 1820 mit dem Vortrag des Erlkönigs erntete, die Wiederholung dieses Erfolges bei der ersten öffentlichen Aufführung dieses Liedes am 25. Januar 1821, bestimmten einige Freunde der Schubert'schen Muse zu erneuten Bemühungen um den Druck und die Herausgabe der von ihnen voll gewürdigten Liederschätze. Sie wandten sich deshalb an die ersten Wiener Verleger, Diabelli und Haslinger, als diese jedoch die Verlagsübernahme sogar ohne Honorar ablehnten, legten sie selbst die Kosten für das erste Heft zusammen und im Februar 1821 erschien der „Erlkönig“ als Opus 1 im Stich. Als der Hauptförderer dieses Unternehmens, Dr. Ignaz v. Sonnleithner dies seinen Gästen, den Zeugen der vorerwähnten Erfolge, verkündete, wurden sofort 100 Exemplare bestellt, wodurch auch die Kosten eines zweiten Heftes gedeckt waren. Auf diese Weise wurden die ersten 12 Hefte für eigene Rechnung gestochen. Sie fanden so großen Absatz, „Erlkönig“ allein wurde während der ersten 9 Monate in 800 Exemplaren verkauft, daß der Erlös hinreichte, Schubert's hie und da auftauchende Schulden zu tilgen und ihm selbst noch ein Erkleckliches einzuhändigen. Solcher Erfolg machte ihm natürlich Sänger und Verleger gleich gefällig; die ersteren brachten von nun ab öfter Schubert'sche Lieder auf ihren Programmen, die letzteren suchten mit seinen Werken, wie es nur ging, ein Geschäft zu machen, wobei S. durch seine Unbeholfenheit und seinen Leichtsinn freilich oft zu kurz kam. Auch auf die gesellschaftliche Stellung Schubert's übte sein wachsender Ruf naturgemäß einen erheblichen Einfluß, da er aber schüchtern und seiner großen Kurzsichtigkeit wegen auch etwas ungeschickt war, blieb er vornehmen Cirkeln, wenn immer möglich, ferne. Er liebte die zwanglose Junggesellenfröhlichkeit und fühlte sich am wohlsten im Kreise seiner engern Freunde Schober, Spaun, Hüttenbrenner, Mayrhofer, zu denen im Laufe der Jahre noch die Maler Moritz v. Schwind, Leop. Kupelwieser, der Dichter Ed. Bauernfeld und seit 1823 der Tonkünstler Franz Lachner kamen. Bei ihren Zusammenkünften wurde nicht nur tapfer poculirt und geraucht, sondern auch sehr viel gelesen, declamirt und musicirt, wobei denn namentlich die neuen Lieder und Tonschöpfungen Schubert's die Kosten der Unterhaltung bestritten, so daß die Freunde solche gesellige Abende „Schubertiaden“ nannten.

Im Spätherbst 1821 finden wir S. auf dem Schlosse Ochsenburg bei St. Pölten, wo er in Gemeinschaft mit Freund Schober an einer neuen Oper arbeitete. Das Werk, das am 27. Februar 1822 zu Wien beendet wurde, war „Alfonso und Estrella“. Höchst bezeichnend ist der Bericht, den Schober über die Entstehung der beiden ersten Acte gibt; er schreibt an Spaun (2. November 1821): „In Ochsenburg hatten wir mit den wirklich schönen Gegenden, in St.

Pölten mit Bällen und Concerten sehr viel zu thun; dem ohngeachtet waren wir fleißig, besonders S., er hat fast zwei Acte, ich bin am letzten. Ich hätte nur gewunschen, Du wärest da gewesen und hättest die herrlichen Melodien entstehen sehen, es ist wunderbar, wie reich und blühend er wieder Gedanken hingegossen hat. Unser Zimmer in St. Pölten war besonders lieb, die zwei Ehebetten, ein Sopha neben dem warmen Ofen, ein Fortepiano nahmen sich ungemein häuslich und heimisch aus. Abends referirten wir immer einander, was des Tages geschehen, wir ließen uns dann Bier holen, rauchten unsere Pfeife und lasen dazu oder Sofie und Nettel kamen herüber und es wurde gesungen." Leider sollten sich auch die Hoffnungen, die S. auf diese Opernpartitur gegründet, nicht erfüllen; trotz mannigfachen Bemühungen fand sich keine Bühne bereit, dem Werk zum Leben zu verhelfen und als Liszt es im Jahre 1854 in Weimar zur ersten Aufführung brachte, erwies sich nur, wie gerechtfertigt die Zurückhaltung der Directoren gewesen war. Die herrlichen Musikstücke konnten den Mangel an dramatischer Auffassung nnd scenischer Erfahrung nicht aufwiegen, von der Dürftigkeit des Textes ganz zu schweigen.

Viel wichtiger als diese halb mißlungenen Versuche ist für die Schätzung seiner Künstlerschaft in dieser Zeit die ebenfalls in's Jahr 1822 gehörige, leider unvollendete Symphonie in H-moll; die beiden Sätze dieses Fragmentes sind unzweifelhaft das Reifste und Abgeklärteste, was S. auf diesem Gebiete geschaffen. Auf solcher Höhe zeigt ihn auch das beste Werk des folgenden Jahres: der Liedercyclus „Die schöne Müllerin", zu dem die umfangreicheren Arbeiten derselben Zeit: die große Oper „Fierrabras", die Operette „Die Verschworenen" (Der häusliche Krieg) und die Musik zu „Rosamunde" nur im Verhältniß einer gutgemachten Begleitung zu einer vom Genius geoffenbarten Melodie stehen. Die Müllerlieder, die schon im März 1824 gedruckt erschienen, sind Schubert's volksthümlichste Tonschöpfung, mit Recht, denn sie sind einer der Gipfelpunkte seines gesammten künstlerischen Schaffens. Die natürliche Anmuth, die Innigkeit der Empfindung, die Beredsamkeit der Leidenschaft, die Gegenständlichkeit der Schilderung, der Zauber der Stimmung, Eigenschaften, die sich vereinzelt in jedem Schubert'schen Lied finden, sind in dieser Novelle in Liedern wie in einem Brennpunkt vereinigt und sie äußern sich, entsprechend dem Inhalt der Gedichtreihe Wilhelm Müller's, in so mannigfaltigem Ausdruck und so verschiedenartigen Formen, daß man das Ganze wol einen musikalischen Mikrokosmus nennen könnte.

S. schrieb, wie Spaun berichtet, einige der Müllerlieder als Kranker im Spital und auch als die herrlichen Gesänge erschienen, fühlte sich der sonst so lebenslustige und lebenskräftige Tondichter matt und gebrochen. Am 31. März 1824 beichtet er dem Freunde Leopold Kupelwieser: „Mit einem Wort, ich fühle mich als den unglücklichsten, elendsten Menschen auf der Welt. Denke Dir einen Menschen, dessen Gesundheit nie mehr richtig werden will, und der aus Verzweiflung darüber die Sache immer schlechter statt besser macht; denke Dir einen Menschen, sage ich, dessen glänzendste Hoffnungen zu nichte geworden sind, dem das Glück der Liebe und Freundschaft nichts bietet als höchstens Schmerz, dem Begeisterung (wenigstens anregende) für das Schöne zu schwinden droht, und frage Dich, ob das nicht ein elender, unglücklicher Mensch ist?" Die äußeren Ursachen seiner Niedergeschlagenheit hat S. hierin zum Teil selbst angedeutet: Krankheit, künstlerische Enttäuschungen — auch die beiden neuen Opern kamen nicht zur Aufführung —, Trennung von den liebsten Freunden, bedrängte äußere Verhältnisse, aber damit ist die schwere seelische und geistige Krise, in der er sich damals befand und die zu einer tiefen Wandlung in seinem inneren Leben führte, nicht völlig erklärt, man muß vielmehr annehmen, daß noch geheime Schmerzen

seinen Seelenfrieden störten und daß eine Abspannung seine Schaffenskraft auf Augenblicke lähmte. Leicht begreiflich wäre eine solche unter den genannten ungünstigen äußeren Verhältnissen wohl, denn S., der allzeit fleißig war, hatte in dieser Zeit sein Schaffensvermögen in übermäßiger Weise angestrengt und außer den genannten Werken auch noch zwei Streichquartette und ein Octett geschrieben, um, wie er selbst sagt, „sich auf diese Art den Weg zur großen Sinfonie zu bahnen“.

Unter diesen Umständen war ein Aufenthalt in Zélész, wohin der Graf Esterhazy ihn im Sommer 1824 zog, gewiß eine heilsame Unterbrechung der gewohnten Lebensweise; vielleicht war es auch mehr, da dadurch der Tondichter dem Gegenstand seiner stillen Neigung wenigstens zeitweise näher gerückt war. In diesen Jahren nämlich müßte die von den Biographen mit mehr Phantasie als Genauigkeit geschilderte Herzensgeschichte spielen, die aus dem armen Musiklehrer S. einen heimlichen Anbeter seiner jüngsten Schülerin, der hochgeborenen Comtesse Caroline Esterhazy macht, denn zur Zeit seines ersten Aufenthaltes in Zélész war die angebliche Geliebte erst 12 Jahre alt. Da keinerlei authentische Beweise für die Richtigkeit der üblichen Angaben sprechen, muß man vielleicht die ganze rührende Geschichte als eine Legende betrachten, die sich aus den Neckereien der Freunde gebildet hat. Verbürgte Thatsache dagegen ist, daß Schubert’s erregtes Gemüth sich in Zélész wieder beruhigte und die muthlose Stimmung einer gefaßteren wich; er schreibt selbst am 18. Juli an den Bruder Ferdinand, er sei jetzt mehr im Stande, Glück und Ruhe in sich selbst zu finden als vorher. „Als Beweis dessen werden Dir eine große Sonate (Op. 36) und Variationen über ein selbst erfundenes Thema, beide zu vier Händen, welche ich bereits componirt habe, dienen.“ Auch eine Reihe anderer Werke, darunter vor allem das auf Anregung der gräflichen Familie geschriebene „Gebet vor der Schlacht“ für Solo und gemischten Chor, bezeugen, daß S. rasch seine alte Schaffensfreudigkeit wieder erlangt hatte.

Die Erfrischung, die ihm die Sommer- und Herbsttage in Ungarn gewährt hatten, bestimmte den Tondichter im folgenden Jahre 1825, schon bei Zeiten sein Ränzel zu schnüren. Diesmal wandte er sich wieder nach Oberösterreich, wohin ihm Freund Vogl bereits Ende März vorausgeeilt war. Fröhliche Wandertage folgten nun. Gleich fahrenden Leuten zogen die beiden Künstler durch die blühenden Gaue, um bald in stattlichen Klöstern, bald in Städten und Städtchen die schon berühmt gewordenen Weisen ertönen zu lassen und allerorts fanden sie Freunde und Bekannte, die ihnen herzlichste Gastfreundschaft boten. Steyr, Linz, Steyeregg, Gmunden, St. Florian, Kremsmünster waren die Haltestellen dieser schönen Künstlerfahrten, an die sich im September eine genußreiche Gebirgstour nach Salzburg und Gastein schloß. Schubert’s Briefe an die Seinigen und an Freunde athmen ein volles Behagen. Auch die Tonschöpfungen dieser Zeit, darunter vor allem die in Gastein vollendete A-moll Sonate Op. 42, das bedeutendste seiner Sonatenwerke, und zahlreiche Lieder zeugen in ihrer Gedanken- und Formenfülle von außergewöhnlicher Lebenskraft.

Diese schaffensfreudige Stimmung hielt, allen äußeren Hindernissen und Enttäuschungen zum Trotz, auch im J. 1826 an, das außer einer lange Reihe einzelner Lieder den ersten Theil der Winterreise, die beiden herrlichen Streichquartette in D-moll und G-dur (Op. 163), das B-dur Trio entstehen sah. Der düstere Grundton der meisten dieser Werke freilich begreift sich vollauf, wenn man all’ das Mißgeschick überblickt, das S. damals betraf. Zunächst seine Uebergehung bei der Wahl eines Vicecapellmeisters der kaiserlichen Hofcapelle, sodann sein vergeblicher Kampf gegen Theaterränke, als er sich um die Dirigentenstelle im Kärntnerthortheater bewarb und endlich die ewigen Nöthe mit den

Verlegern. Ueber die Entstehung der „Winterreise", des zweiten Liedercyclus Wilhelm Müller's, den S. in Musik setzte, erzählt Spaun laut Friedländer's Mittheilungen: „S. war durch einige Zeit düster gestimmt und schien angegriffen. Auf meine Frage, was in ihm vorgehe, sagte er mir: „Ihr werdet es bald hören und begreifen." Eines Tages sagte er zu mir: „Komm heute zu Schober, ich werde Euch einen Cyclus schauerlicher Lieder vorsingen, ich bin neugierig zu sehen, was Ihr dazu sagt. Sie haben mich mehr angegriffen, als dies je bei anderen Liedern der Fall war." Er sang uns nun mit bewegter Stimme die ganze Winterreise durch. Wir waren durch die düstere Stimmung dieser Lieder ganz verblüfft, und Schober sagte endlich, es habe ihm nur ein Lied darunter gefallen, nämlich der Lindenbaum. S. sagte hierauf: Mir gefallen diese Lieder mehr als alle anderen und sie werden Euch auch noch gefallen." Dieser Bericht, der uns ein letztes Mal das trauliche Bild des von seinen Freunden und Verehrern umgebenen Tondichters vorführt, schließt mit der interessanten Bemerkung: „Die S. näher kannten, wissen, wie tief ihn seine Schöpfungen ergriffen und wie er sie in Schmerzen geboren. Wer ihn nur einmal an einem Vormittag gesehen hat, während er componirte, glühend und mit leuchtenden Augen, ja selbst mit anderer Sprache, einer Somnambule ähnlich, wird den Eindruck nie vergessen."

Aus einem solchen Zustand hellseherischer Entrücktheit, wie sie die Freunde mehrfach an S. beobachteten, ist allein auch die beispiellose ungeheure Schaffenskraft seiner letzten Lebensjahre zu begreifen; es ist, als drängte es den Genius in ihm das Geheimniß seines Daseins in letzter Stunde noch voll und ganz zu offenbaren. Man kann die Fülle und Größe dessen, was S. in seiner letzten Lebenszeit geschaffen, nur mit der heiligen Ehrfurcht betrachten, die man dem Unbegreiflichen und Unendlichen zollt. Mit Ausnahme weniger Wochen im September 1827, die er in Graz bei guten Freunden verlebte, hat S. während dieser Zeit kaum gefeiert und die umfangreichsten und bedeutsamsten Tonwerke folgten sich rasch und in gedrängter Reihe. Zunächst im Spätjahr 1827 der zweite Theil der „Winterreise", Nr. 15—24, dann das entzückende Es-dur Trio (Op. 100); auch die Impromptus für Clavier, die Chorwerke „Ständchen" von Grillparzer und „Nachtgesang im Walde" und verschiedene Lieder gehören dieser Zeit an. Im J. 1828 endlich entstanden: die große Messe in Es-dur, „Mirjams Siegesgesang", das Streichquintett in C-dur, die große Symphonie in C-dur, die drei letzten Sonaten (C-moll, A-dur, B-dur) und eine Reihe bedeutender Lieder, darunter die meisten derjenigen, die nachher unter dem Titel „Schwanengesang" veröffentlicht wurden. Eine Würdigung dieser Tondichtungen ist hier unmöglich, sie müßte einen ganzen Band dieses Werkes füllen. Nur das eine sei ausgesprochen: die C-dur Symphonie in ihrer „göttlichen Länge" darf als die bedeutendste Schöpfung dieser Art neben den Meisterwerken Beethoven's gelten und die letzten Lieder Schubert's enthalten bereits die Keime der künftigen Entwickelungen des deutschen Liedes, damit ist wenigstens die umfassende Wirkung und die musikgeschichtliche Bedeutung der reifsten Werke bezeichnet.

An äußeren Erlebnissen waren dagegen diese Jahre arm, das einzige hervortretende Ereigniß ist das Concert, das S. am 26. März 1828 veranstaltete und worin nur Schöpfungen seines Geistes zum Vortrag gelangten. Der große Erfolg mochte dem bescheidenen Künstler eine letzte Freude sein, leider genügte aber der ansehnliche Ertrag nicht, ihn von Sorgen zu befreien. So überraschte ihn der Tod in der Dürftigkeit. Ende October 1828 erkrankte er am Nervenfieber und am 19. November verstummte sein liederreicher Mund für immer. Sein letzter Wunsch war, neben Beethoven zur ewigen Ruhe gebettet zu werden. Er wurde ihm erfüllt; am 21. November 1828 wurde er auf dem Ortsfriedhof zu Währing, nur drei Gräber von Beethoven's Gruft entfernt, zur Erde bestattet. Dort ruhte er, bis am 23. September 1888 die Ueberführung seiner Reste nach dem großen

Centralfriedhof Wiens erfolgte. Am 15. Mai 1872 setzte ihm das sangesfrohe Wien ein Denkmal im Stadtpark, es zeigt ihn in ganzer Figur und lebensgetreuer Nachbildung durch die Meisterhand Kundmann's. Das beste Bild Schubert's hat W. A. Rieder im Jahre 1825 gemalt.

S. steht im Wendepunkt zweier musikalischer Epochen, der Classik und der Romantik. Seine künstlerische Erscheinung ist daher nur unter dem Begriff beider Kunstrichtungen voll zu fassen. Man könnte ihn den romantischen Classiker aber ebenso gut den Classiker der Romantik nennen, denn er ist der Letzte, der die Musikformen der scheidenden Epoche, wenn auch aus einem neuen Gedankengehalt, so doch naiv und unbewußt nachschafft und zugleich der Erste, neben dem „letzten Beethoven", in dem die Fülle des neuen musikalischen Lebens zur Erweiterung und Neuschöpfung der Ausdrucksformen drängt. Seine Melodie zeigt die einfachen und sichern Umrisse classischer Musik, seine Harmonik aber verräth in ihrer großen Beweglichkeit, ihren kühnen, unerwarteten Fortschreitungen, ihren reicheren Schattirungen und Abtönungen den Romantiker mit dem Bestreben, das Geschaute, Gedachte, Empfundene nicht in typischer Allgemeinheit wieder zu geben, sondern als persönlich Erlebtes, mit allen Kennzeichen und begleitenden Umständen eines individuellen Erlebnisses wie Stimmung, Nebenempfindung, Vor- und Nachgefühlen. War er auf dem Gebiet der Symphonie und der Kammermusik der unmittelbare aber selbstschöpferische Nachfolger Beethoven's, so schuf er andrerseits durch seine Impromptus und andere kleine Clavierstücke die neue Gattung des musikalischen Stimmungsbildes, des Tongedichtes ohne Worte und wurde dadurch der Begründer der ganzen modernen Clavierlitteratur. Ihren tiefsten Grund hatte diese Entwicklung der kleinen Instrumentalformen in der Eigenart der Schubert'schen Begabung. Er war durch und durch Lyriker und sein Schaffen bestimmte daher vor allem der Drang nach dem überzeugendsten Ausdruck der Empfindung, nach der vollen Entfaltung des einen ihn eben beherrschenden Gefühls, nach dem Ausklingen der dadurch erregten Stimmung. Dabei kam es ihm zu Statten, daß er über die reichsten Kunstmittel wie über einen von Natur verliehenen Besitz verfügte, denn er sang die im Laufe langen geistigen Wachsens gewordene Tonsprache Beethoven's als empfangene Muttersprache und die Volksweise, der er mit Behagen lauschte, wandelte sich auf seiner Lippe unversehens zum Kunstgebilde. Seine Eigenart, gestärkt und durchgebildet durch die vorwiegende Beschäftigung mit dem Liede, äußert sich in allen Werken Schubert's, zur reinsten, vollendetsten künstlerischen Erscheinung aber gelangt sie in seinen Liedern. Ueber 600 Lieder hat S. geschrieben und darin den Empfindungsgehalt der deutschen Lyrik von Klopstock bis Heine musikalisch erschöpft. Als die kostbarsten Perlen dieses überreichen Schatzes sind diejenigen Lieder zu betrachten, in denen der Reiz der musikalischen Ausgestaltung wie naturgemäß aus der Schönheitsfülle des Gedichts zu quellen scheint, wie dieß bei den Compositionen Goethe's, Uhland's, Müller's, Rückert's, Heine's der Fall ist, doch wirft der Genius Schubert's in seinem göttlichen Strahlenglanze wie die liebe Sonne auch über dürftige Gebilde und die Erzeugnisse verkrüppelter Genialität seinen verklärenden Schimmer. Mit Recht hat man auf S. die Worte seines Dichters W. Müller über Goethe angewandt: „Das deutsche Volkslied fand in ihm seine höchste und feinste Veredelung; durch ihn, den echten deutschen Natursänger, trat das alte Volkslied, geläutert und verklärt durch die Kunst, wieder in das Leben ein." Schubert's Gesänge, seines Schaffens größter Ruhmestitel, sind die glänzende Erfüllung alles dessen, was die musikalische Lyrik des 18. Jahrhunderts anstrebte und zugleich eine wunderbare Vorahnung aller künftigen Entwicklungen des deutschen Liedes; die erlesensten darunter werden allezeit zum Höchsten und Schönsten zählen, was deutscher Art und Kunst entsprossen.

Die Biographie Schubert's ist noch nicht geschrieben; sie wird erst möglich sein, wenn die Gesammtausgabe seiner Werke — man zählt über 2000 Compositionen — vollständig vorliegt, zur Zeit ist erst ein kleiner Theil dieser großen kritischen Ausgabe veröffentlicht (Breitkopf & Härtel). Den umfangreichsten biographischen Versuch hat Dr. Heinrich Kreißle v. Hellborn in seinem Buche: Franz Schubert, Wien 1865, geliefert, außerdem sind zu nennen: A. Reißmann, Franz Schubert, sein Leben und seine Werke, Berlin 1873 und der feinsinnige Essay von A. Niggli, Franz Schubert's Leben und Werke. Zahlreiche Litteraturnachweise gibt Wurzbach XXXII, 30—110. Bemerkenswerthe Aufschlüsse über des Tondichters Leben hat neuerdings der um die Säuberung des Schubert'schen Musiktextes hochverdiente Dr. Max Friedländer gegeben in seiner Schrift: Beiträge zur Biographie Franz Schuberts, aus der wir, trotzdem sie als Manuscript erschien, durch die Freundlichkeit ihres Verfassers manches Wichtige mittheilen konnten. Diese auf sorgfältigen Quellenforschungen beruhende Arbeit enthält auch eine vollständige Uebersicht des biographischen Materials und zahlreiche Ergänzungen und Berichtigungen zu dem Thematischen Verzeichniß der im Drucke erschienenen Werke von F. S. herausgegeben von G. Nottebohm, Wien 1874. Wir schließen mit unserm wärmsten Dank dafür an den trefflichen Schubertforscher, der der musikalischen Welt einst eine quellenmäßige Biographie Schubert's schenken wird.

Heinrich Welti.

Schubert: Franz S., Sohn des Franz Anton (s. o. S. 613), geboren am 22. Juli 1808 zu Dresden, † am 12. April 1878 ebendaselbst. Bildete sich unter dem Concertmeister Rolla zum Violinisten aus, wurde dann zur Vollendung seiner Studien auf Kosten des Königs von Sachsen nach Paris zu Lafont geschickt, wo er bereits öffentlich auftrat und allgemeine Anerkennung fand. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, wurde er 1834 kgl. Kammermusikus, rückte 1838 zum Viceconcertmeister herauf und 1847 zum Concertmeister. Im J. 1873 trat er in den Ruhestand. Die Zeitgenossen schildern seine Technik als sehr bedeutend und seinen Vortrag anmuthig und leicht, jedoch vermißte man dem gegenüber die nöthige Kraft und einen großen Ton. Als Componist ging er den breiten Weg der älteren Violincomponisten: Eleganz ohne tieferen Inhalt. Er gab Etuden heraus, Duos für Pianoforte und Violine, Concertanten für Violine und Violoncello und Violinsoli mit Orchester. Seine Frau, geb. Maschinka Schneider, Tochter des Georg Abraham Schneider, geboren am 2. August 1815 zu Reval und † am 20. September 1882 zu Dresden, war eine vortreffliche Coloratursängerin und Schülerin ihrer Mutter und Bordogni's in Paris. Sie trat zuerst in der deutschen Oper in London 1832 auf, wurde dann nach erneueten Studien unter Bianchi in Mailand an der Dresdener Oper angestellt, wo sie sich mit Franz S. vermählte und bis 1860 an der Bühne wirkte, zuletzt nur als Schauspielerin. Ihre Stimme war nicht umfangreich und daher für große Rollen nicht geeignet, doch als Rosine im Barbier und Susanne im Figaro soll sie unübertrefflich gewesen sein. (Fürstenau, Schilling u. Riemann.) Rob. Eitner.

Schubert: Friedrich Theodor v. S. wurde am 30. Oct. 1758 in Helmstedt geboren, woselbst sein Vater Johann Ernst S., Abt des Klosters Michaelstein, Professor der Theologie an der Universität war (s. u. S. 635). Nachdem der Vater im J. 1764 nach Greifswald übergesiedelt war, wurde der junge Friedrich Theodor anfangs durch Privatlehrer, später in der Stadtschule zu Greifswald mit seinen Brüdern, deren er acht hatte, unterrichtet. Im J. 1773 bezog S. die Universität, um Theologie zu studiren; 1776 setzte er seine theologischen Studien in Göttingen fort, und predigte wiederholt mit Beifall. 1779 kehrte er nach Greifswald zurück, doch nicht, um daselbst zu bleiben. Es scheint, daß die Theologie ihm nicht behagte; er verließ seine Heimath und seine Familie,

um in der Fremde sein Glück zu suchen und — zu finden. Zunächst 1779 ging er als Reisebegleiter, vielleicht als Erzieher zweier junger Schweden nach Schweden. Wo er sich in Schweden aufhielt und wer seine Zöglinge waren, ist nicht bekannt. Im J. 1780 übernahm er die Stelle eines Hauslehrers bei einem Major v. Cronhelm zu Bartelshagen bei Stralsund und leitete damit in seinem Leben eine wichtige Wendung ein. Als Lehrer in Bartelshagen hatte S. seine Zöglinge — wohl die Söhne des Majors v. Cronhelm — unter anderm auch in der Mathematik zu unterrichten. Hierauf legte der Major Cronhelm großen Werth, er liebte die Astronomie und besaß vortreffliche astronomische Instrumente. S. sah sich deshalb veranlaßt, eingehende mathematische Studien zu machen, vertiefte sich allmählich in ernste mathematisch-astronomische Untersuchungen und ließ seine theologischen Studien bei Seite liegen; — so wurde aus dem Gottesgelehrten ein Naturforscher. Aber auch in anderer Hinsicht war der Aufenthalt zu Bartelshagen für S. sehr bedeutungsvoll, er fand hier im Hause Cronhelm die Frau, mit der er sich fürs Leben verband. Wann er sich verheirathet hat, weiß ich nicht. Im J. 1783 zog S. nach Reval (Esthland), lebte anfangs als Hauslehrer, dann als Kreisrevisor in Hapsal und unterrichtete hier junge esthländische Edelleute, vornehmlich in Mathematik, um sie zum Eintritt in den russischen Militärdienst vorzubereiten. Obgleich S. bisher nicht als Schriftsteller auf wissenschaftlichem Gebiet aufgetreten war, so muß doch die Kunde von seinem wissenschaftlichen Streben und seiner bedeutenden Leistungsfähigkeit auch in andere Kreise gedrungen sein: er erhielt 1785 einen Ruf nach St. Petersburg an die Akademie der Wissenschaften. Zunächst mußte er hier — wohl noch in einer bescheidenen Stellung — den berühmten Gottorp'schen Globus ausbessern, der durch eine Feuersbrunst beschädigt worden war, aber bereits am 18. September 1786 wurde er zum Adjuncten der mathematischen Classe für Geographie gewählt und zum Mitglied der akademischen Conferenz ernannt. Schnell schritt er nun vorwärts: am 19. Juni 1789 wurde er wirkliches Mitglied der Akademie (ordentlicher Akademiker) für Mathematik und 1799 Inspector der akademischen Bibliothek und des Medaillencabinets. Im J. 1803 vertauschte er die Stelle eines Akademikers für Mathematik mit der für Astronomie und übernahm die Leitung der akademischen Sternwarte. Nachdem S. bereits im J. 1791 durch eine französisch geschriebene theoretische Astronomie (Traité d'Astronomie théorétique) seinen wissenschaftlichen Ruhm begründet hatte, bewies er nun als Director der Sternwarte auch seine praktische Befähigung. Er verbesserte die Einrichtung der Sternwarte, die von 1763—1803 unter Stephan Rumowski gestanden hatte, stellte eine Reihe neuer Instrumente auf und wählte sich in dem Adjuncten Vincent Wisnewski einen passenden Gehülfen, der auch später sein Nachfolger wurde. S. hielt 1803 im Auftrage des Kaisers Vorträge über praktische Astronomie für die Officiere des Generalstabs und verfaßte eine „Anleitung zu astronomischen Beobachtungen, um die Länge und Breite der Orte zu bestimmen", auf allerhöchsten Befehl zum Gebrauch der Officiere im Generalstab, St. Petersburg 1803. Das Werk wurde von Rumowski ins Russische übersetzt und sowohl in deutscher, wie in russischer Sprache wiederholt gedruckt. Im J. 1805 nahm S. Theil an der großen Expedition oder Gesandtschaft, die von Seiten der russischen Regierung nach China geschickt wurde. Es ist mir nicht möglich gewesen, irgend einen zusammenhängenden Bericht über diese großartig geplante, aber leider nicht beendigte Expedition zu ermitteln: es scheint, daß von Seiten der St. Petersburger Akademie kein Bericht veröffentlicht worden ist. Die Expedition bestand aus 500 Mann, darunter ein Corps Musikanten; es nahmen daran Theil Geheimrath Graf Potocki, Obrist d'Auvray und fünf andere Officiere, ein Engländer Harry als Arzt, ferner S. als Chef der wissenschaftlichen Abtheilung, insbesondere für Astronomie, J. H. Klaproth als Sprachforscher,

Adams als Naturforscher u. a. S. wurde von seinem damals 16 jährigen Sohn, dem nachmaligen berühmten Geodäten, begleitet. — Auf der Hinreise traf S. in Moskau mit Joh. Gottfr. Seume zusammen, — sie besuchten die Sperlingsberge, um sich des großartigen Anblicks über das gewaltige Moskau zu erfreuen. Charakteristisch ist das Urtheil Seume's über den jungen S. (Mein Sommer 1805): „Seit langer Zeit habe ich keinen jungen Mann gesehen, der mit so vielen guten Kenntnissen so viel feine Sitten und Bescheidenheit verbände, als dessen (des Staatsraths Schubert's) Sohn, der Officier im Generalstab ist und seinen Vater begleitet und unter dessen Leitung ein sehr wackerer Mann zu werden verspricht." — Die Expedition gelangte nicht nach Peking, sondern kehrte, nachdem sie nur eine kleine Strecke über Kiachta hinaus in die Mongolei eingedrungen war, um — infolge von Streitigkeiten mit den Chinesen. Die für die chinesische Regierung bestimmten Geschenke sollen in der Wüste zurückgelassen worden sein. Die Expedition hatte somit keinen eigentlichen Erfolg; doch ist nicht zu übersehen, daß Klaproth hier den Grund zu seinen die asiatischen Sprachen betreffenden Forschungen legte, daß Adams von Kiachta aus an die Lena-Mündung eilte, um das berühmte Mammuthskelett auszugraben, und daß S. auf der Reise zahlreiche astronomische Ortsbestimmungen gemacht hat; doch ist mir nicht bekannt, ob dieselben veröffentlicht worden sind. — Im J. 1813 wurde S. zum Mitglied des Admiralitätscollegiums ernannt und hatte als solches Instructionen für die nautischen Expeditionen zu entwerfen. Nachdem S. 1819 sein Amt als Bibliothekar niedergelegt hatte, um für andere Arbeiten mehr Zeit zu gewinnen, fing er an zu kränkeln und starb am 9./21. October 1825.

S. war als Schriftsteller ungemein thätig. Das Werk, durch welches er seinen Ruhm begründete, sein dreibändiges „Lehrbuch der theoretischen Astronomie" erschien zuerst 1791 in französischer Sprache, dann deutsch (St. Petersburg 1798), dann abermals in französischer Sprache in zweiter Auflage 1822. — Ferner verfaßte er eine „Populäre Astronomie" in 3 Bänden (1804—1810) und eine „Geschichte der Astronomie" (St. Petersburg 1804). Außerdem veröffentlichte er in Bode's astronomischen Jahrbüchern und in den Schriften der St. Petersburger Akademie eine Reihe kleinerer und größerer gelehrter Abhandlungen, die alle Zeugniß ablegen von den umfassenden Kenntnissen und dem scharfen Verstande ihres Verfassers. Er entwarf eine Karte des europäischen und asiatischen Rußlands (gest. v. Mayer. 2 Blätter fol. 1791). Allein S. besaß auch die seltene Gabe, im wahren Sinne des Worts populär zu sein; er verstand es, wie nur wenige Gelehrte, die Resultate der Wissenschaft auch den nicht fachmännisch Gebildeten in entsprechender Weise mitzutheilen, und zwar that er dies in vortrefflicher Form. Er gab von 1788—1825 den „St. Petersburger Kalender" und von 1808—1818 einen „St. Petersburger astronomischen Taschenkalender" heraus mit geistreichen populär-astronomischen Aufsätzen; er schrieb für das Morgenblatt und für die deutsche St. Petersburger Zeitung, die er von 1810 bis zu seinem Tode meisterhaft redigirte. Sein Zeitgenosse Gretsch (Augsburger allgemeine Zeitung 1825, Beilage zu Nr. 333) sagt, S. habe die Zeitung zu einem der unterhaltendsten und lehrreichsten litterärisch-politischen Journale Europa's gemacht. Viele dem Gebiet der Astronomie und Physik entnommenen kleinen populären Aufsätze, die an verschiedenen Orten gedruckt waren, sind in den Vermischten Schriften, Band 1—4 (Tübingen und Stuttgart 1823 bis 1826) gesammelt; nach dem Tode Schubert's erschienen noch 3 Bände (5—7) unter dem Titel: „Vermischte Schriften, Neue Folge I—III", Leipzig 1840. Dem 5. Band ist ein Bildniß Schubert's beigefügt.

S. war ein äußerst vielseitig gebildeter Gelehrter, und neben der Astronomie auch in andern Wissensgebieten zu Hause; er kannte mehrere Sprachen, gebrauchte die englische und französische wie seine Muttersprache; sein Styl war klar,

fließend, und seine Rede hinreißend; dabei besaß er eine außerordentlich große Unterhaltungsgabe; er war sehr musikalisch, er spielte Clavier, Flöte, Violine in gleich meisterhafter Weise. Er unterhielt einen regen Briefwechsel mit vielen Gelehrten, er war Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften und besaß viele Orden und Auszeichnungen.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 3. Jahrgang 1825, S. 1048—1055. — Recke-Napiersky's Lexikon IV, 1832, S. 129—135. L. Stieda.

Schubert: Friedrich Wilhelm v. S., ein Neffe von Johann Ernst S. (s. u. S. 635), gelehrter Theologe, geb. zu Greifswald am 5. Dec. 1788 und † am 16. Juli 1856 als Superintendent zu Altenkirchen auf Rügen, besuchte das Gymnasium und die Universität seiner Vaterstadt von Michaelis 1804—1808 und studirte von da bis Ostern 1810 in Göttingen, wo er auf Grund einer Dissertation über das Matthäusevangelium am 23. December 1809 zum Magister und Doctor der Philosophie promovirt ward. Im J. 1811 habilitirte er sich als Adjunct an der Universität Greifswald für Theologie, Litteraturgeschichte und Pädagogik, wurde 1813 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt und erhielt am 15. Juli 1814 von der Universität Rostock die theologische Doctorwürde. Im J. 1810 bereiste er Deutschland und die Schweiz, um die verschiedenen pädagogischen Formen der einzelnen Staaten kennen zu lernen, und begab sich dann von 1817—1820 nach Schweden, Lappland, Finnland, Norwegen und Dänemark zur Erforschung der dortigen kirchlichen Zustände, bei welcher Gelegenheit (1817) er als Mitglied der Gesellschaft pro fide et christianismo zu Stockholm aufgenommen wurde. Infolge seiner ersten Reise schrieb er „Ueber christliches Kirchen- und Schulwesen", 1816—1818; die Ausbeute seiner scandinavischen Reise veröffentlichte er jedoch in dem verdienstvollen Werke: „Schwedens Kirchenverfassung und Unterrichtswesen nach früherem und gegenwärtigem Zustande aus den Quellen und nach eigener Ansicht an Ort und Stelle beschrieben", 1820; Bd. II 1821, so wie in mehreren Aufsätzen in Stäudlin's und Tzschirner's Archiv für alte und neue Kirchengeschichte (Bd. IV, S. 624—658 und 659—690), in den neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes (April-Heft 1820, S. 125—130), sowie in der allgemeinen Encyclopädie von Ersch und Gruber. Im J. 1823 erhielt er die reich dotirte Superintendentur von Altenkirchen auf Wittow.

Biederstedt, Nachrichten von den jetzt lebenden Schriftstellern rc., Stralsund 1822, S. 132/3. — Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald I, S. 318. Häckermann.

Schubert: Gotthilf Heinrich v. S. wurde als jüngster Sohn des Pastors S. zu Hohenstein im sächsischen Erzgebirge am 26. April 1780 geboren. Ein ernster christlicher Sinn und der Geist des Fleißes und der Ordnung waltete in seinem Vaterhause, aber mit den irdischen Gütern war es nur schlecht bestellt. Der Pastor hatte als Gehülfe seines Schwiegervaters nicht ganz 200 Thaler Gehalt, und so wurde der junge S. schon früh in die Schule der Entbehrungen eingeführt. Unter der trefflichen Leitung seiner Eltern und Schwestern entwickelte er sich rasch und erhielt seinen ersten Schulunterricht in der Schule seiner Vaterstadt. Später genoß er mit dem nachherigen Generalsuperintendent Bretschneider Privatunterricht bei seinem Schwager, dem Rector Hüttenrauch, in dem benachbarten Lichtenstein und ging nach seiner Confirmation auf das Gymnasium zu Greiz über. Hier kam er auf abschüssige Bahnen, sah dies jedoch selbst ein und bat seinen Vater, ihn von dort fortzunehmen und auf ein anderes Gymnasium zu bringen. Derselbe erfüllte seinen Wunsch und sandte ihn nach Weimar. Hier tritt uns das erste der großen Liebeswerke, an welchen sein Leben so reich war, entgegen. Der 17jährige Schüler nahm einen gänzlich unbemittelten Weberknaben, Namens Würzner, dessen ungewöhnliche Begabung den Besuch einer

höheren Schule wünschenswerth erscheinen ließ, zu sich und theilte mit ihm den Kronenthaler, welchen ihm sein Vater zum wöchentlichen Unterhalte ausgesetzt hatte. Der Wechsel des Gymnasiums war für S. von der größten Bedeutung. Weimar war zu dieser Zeit der Mittelpunkt alles geistigen Lebens. Dort waren die hervorragendsten Geister der Wissenschaft und Kunst versammelt und eine Begeisterung für alles Gute, Wahre und Schöne ging von ihnen aus, die auch die Schüler des Gymnasiums mit sich fortriß und sie anspornte, alle Kräfte einzusetzen, um später auch ihrerseits etwas leisten zu können. Von allen berühmten Männern, welche S. in Weimar kennen lernte, hegte er jedoch keine so große Verehrung, wie für Gottfried v. Herder. Er war ein Mann, sagt S. selbst, dem ich, wenn es sein müßte, zu Fuße und barfuß in Hitze und Frost, Hunger und Durst, mitten hinein nach Asien nachziehen möchte, um mich an seinem Anblick und Worte zu erfreuen und zu beleben. Da Herder der oberste Leiter des Gymnasiums war und die Prüfungen abnahm, so wurde er auf den begabten und fleißigen Schüler aufmerksam, zog ihu in den Kreis seiner Familie und ließ ihn an dem Privatunterricht theilnehmen, den er seinem Sohne Emil gab. Nicht genug rühmen kann es S. in späteren Jahren, daß der fromme christliche Sinn, den er aus dem Elternhause mitgebracht hatte, und der in Greiz verkümmert war, durch Herder neuerweckt und für die ganze Lebenszeit befestigt wurde. Bei Herder lernte S. auch den Dichter Richter, Jean Paul, kennen. Nachdem S. Ostern 1799 das Gymnasium absolvirt, bezog er die Universität Leipzig. Dem Willen seines Vaters gemäß widmete er sich dem Studium der Theologie. Doch konnte er demselben keinen Geschmack abgewinnen. Dagegen fühlte er sich zu den naturwissenschaftlichen Vorlesungen mächtig hingezogen. Schon als Knabe in seiner Heimath und später auf dem Gymnasium in Greiz und Weimar hatte er sich viel und gern mit der Natur beschäftigt. Er hatte Steine, Pflanzen und Thiere gesammelt, sich eine Sammlung von Vogelfüßen angelegt und kannte kein größeres Vergnügen, als dem Bergmann in das Innere der Erde zu folgen. Naturwissenschaftliche Bücher und Reisebeschreibungen waren von jeher seine liebste Lectüre gewesen. Nachdem S. zwei Semester Theologie studirt hatte, bat er seinen Vater um die Erlaubniß, sich dem Studium der Medicin widmen zu dürfen, nicht um ihrer selbst willen, sondern um sich eingehender mit den Naturwissenschaften beschäftigen zu können. Nachdem S. alsdann noch ein Semester in Leipzig studirt hatte, bezog er die Universität Jena. Dort übten Schelling's Vorträge auf Schubert's empfängliches Gemüth einen überwältigenden Eindruck und bestimmten seine wissenschaftliche Richtung. Für die volksthümliche Darstellung der Schelling'schen Naturphilosophie und ihre weite Verbreitung hat Niemand so viel geleistet als S. Im J. 1803 erwarb sich S. den medicinischen Doctorgrad. Mit großem Interesse hatte er Humboldt's Reisen verfolgt und als ihm Dr. Ilger versprach, ihm eine Stellung in Südafrika zu verschaffen, wo er Verbindungen hatte, zeigte er Neigung, dieselbe anzunehmen. Er reiste nach Hohenstein, um die Einwilligung seiner Eltern einzuholen. Dort lernte er eine Freundin seiner Schwester, Henriette Martin aus Bärenwalde kennen. Er verlobte sich mit ihr, gab seine Reisepläne nach Afrika auf und beschloß, praktischer Arzt zu werden. Er ließ sich in Altenburg nieder und hatte infolge einiger glücklicher Kuren solchen Erfolg, daß er schon nach wenigen Monaten seine Braut als Gattin heimführen konnte. Aber der Zulauf der Kranken nahm ebenso schnell ab, als er gekommen war, und da S. infolge seiner Gutmüthigkeit von den ärmeren Patienten kein Honorar nahm, sondern ihnen die Arzneimittel noch obendrein unentgeltlich verabfolgte, so kam er bald in große Noth. Da rieth ihm ein Freund, ein Buch zu schreiben. Zu einem wissenschaftlichen Werke reichte die Zeit nicht aus, da er dasselbe schon zur nahen Michaelismesse verkaufen mußte, und so schrieb er denn einen Roman „Die

Kirche und die Götter", welcher in zwei Octavbändchen von 531 Seiten erschien. Es ist ein Beweis der hohen Begabung Schubert's, daß er diese Arbeit in drei Wochen vollkommen druckfertig vollendete. Der Inhalt ist edel und weist manche hübsche Schilderung auf, aber der Phantasie ist ein unbegrenzter Spielraum gelassen. Ein Freund verglich das Werk mit einer prachtvollen Gegend, die von einer gewaltigen Wasserfluth heimgesucht ist. Manche herrliche Punkte ragen daraus hervor, aber die Wasserfluth bedeckt den größten Theil und hat alles arg verwüstet, so daß die ursprüngliche Schönheit verwischt wird. S. hat von diesem Erstlingswerke später auch nie etwas wissen wollen. Mit der Zeit besserte sich die Praxis wieder. Dazu kam noch, daß der Buchhändler Dr. Rink ihm anbot, als Mitarbeiter der von Dr. Pierer in seinem Verlage herausgegebenen „Medicinischen Annalen" einzutreten, was S. um so lieber annahm, da ihm diese Mitarbeiterschaft nicht nur pecuniären Gewinn brachte, sondern er auch dadurch mit den neuesten Erscheinungen der medicinischen Wissenschaft bekannt wurde. So hatte S. alle Aussicht auf eine gesicherte Existenz. Auch hatte er in Altenburg einen angenehmen geselligen Verkehr gefunden, der ihm geistige Anregung brachte. Doch die ärztliche Praxis befriedigte ihn nicht. Sein Streben war darauf gerichtet, ein Lehramt im Gebiete der Naturwissenschaften zu erwerben. Um dieses Ziel zu erreichen, hielt er es für nothwendig, die Vorlesungen über Geognosie und Mineralogie von Werner in Freiberg zu hören, dessen Ruf damals die ganze wissenschaftliche Welt erfüllte. Um dies zu ermöglichen und sich zugleich Zeit zu verschaffen, ein wissenschaftliches Werk zu verfassen, welches ihn in weiteren Kreisen bekannt machen sollte, gab S. seine ärztliche Praxis auf, verkaufte alles, was er hatte und zog mit seiner Frau und einem Vermögen von 40 Thlrn. 1805 nach Freiberg. Werner's Vorlesungen übertrafen noch weit seine Erwartungen und förderten ihn nach seinem eigenen Ausspruche wesentlich in der klaren tiefen Erkenntniß der Natur. Schon im Herbste desselben Jahres erschien der erste Band der „Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens". Den Plan zu dieser Arbeit hatte er schon in Jena gefaßt. Im Vertrauen auf die Naturphilosophie, mit der man damals die höchsten Probleme des Lebens lösen zu können glaubte, unternahm er im jugendlichen Selbstvertrauen das schwierige Werk. Der erste Band und die 1807 erschienene erste Abtheilung des zweiten Bandes war nur eine Vorbereitung auf die zweite Abtheilung des zweiten Bandes, welche die eigentliche Lösung bringen sollte. Allein es vergingen 14 Jahre, ehe letzterer erschien und er brachte die versprochene Lösung nicht, sondern diese wurde in einem dritten und letzten Bande in Aussicht gestellt. Allein dieser ist niemals erschienen, denn S. war mittlerweile zu der Einsicht gekommen, daß die Wissenschaft noch lange nicht weit genug vorgeschritten war, um eine so umfassende Aufgabe zu lösen. Da S. zur Ausarbeitung des zweiten Theils des Werkes eine größere Bibliothek zur Verfügung haben mußte, so siedelte er, nachdem Werner's Vorlesungen beendigt waren, mit seiner Familie nach Dresden über. Hier hatten Böttcher und Ad. Müller öffentliche Vorlesungen für die höheren Stände eingerichtet und forderten S. auf, sich daran zu betheiligen. Derselbe ging darauf ein, und es wurde ihm die Aufgabe gestellt, über den thierischen Magnetismus, das Hellsehen, Träume u. s. w., Gegenständen, denen sich damals das allgemeine Interesse im höchsten Grade zugewandt hatte, Vorträge zu halten. So entstand sein Werk: „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" 1808, welches sehr beifällig aufgenommen wurde und mehrere Auflagen erlebte. In geistvoller Darstellung eröffnet er hier zuerst eine tiefere Einsicht in eines der dunkelsten Gebiete des Seelenlebens, jedoch tritt der Mysticismus, dem er sich von jeher zuneigte, in demselben sehr stark hervor. Dasselbe gilt von seiner „Symbolik des Traumes" 1814, in deren dritter Auflage er sogar Berichte eines Geistersehers über den

Zustand der Seele nach dem Tode bringt. Am 21. März 1809 folgte S. einem Rufe als Director der neugegründeten Realschule zu Nürnberg. Hier schrieb er: „Handbuch der Geognosie und Bergbaukunde" 1813 und „Handbuch der Mineralogie" 1816. Beiden Werken liegen die Werner'schen Ansichten zu Grunde. Da diese aber schon damals ins Wanken gekommen waren, so fanden sie weniger Beachtung als sie verdienten. Gegenwärtig hat das erstere noch deshalb Werth, weil durch S. die Ansichten Werner's über die Erdbildung uns überliefert sind, da Werner selbst nichts geschrieben hat. Zu dieser Zeit schlug S. einen Ruf als Lehrer der Philosophie an die Universität zu Berlin, sowie einen solchen nach Wien aus. Als 1816 die Realschule zu Nürnberg aufgehoben wurde, bot ihm der Erbgroßherzog Ludwig von Mecklenburg-Schwerin die Stelle eines Erziehers seiner Kinder an, indem er ihm später die Stelle eines Seminardirectors in Aussicht stellte. S. ging darauf ein und siedelte nach Ludwigslust über. Allein er konnte sich an das ceremonielle Leben am Hofe nicht gewöhnen. Dazu kam, daß seine Ansichten und namentlich sein Werk „Altes und Neues aus dem Gebiete der inneren Seelenkunde" 1816, von dem später noch vier Bände erschienen sind, Anstoß erregten und ihm viele Anfeindungen verursachten. Er nahm deshalb mit Freuden eine Berufung als Professor der Naturgeschichte in Erlangen an. Dort fand er viele Arbeit. Es war ihm nicht nur die allgemeine Naturgeschichte und speciell die Zoologie und Mineralogie, sondern auch bis zur definitiven Besetzung die Botanik übertragen. Außerdem hielt er noch auf Wunsch der Studirenden Vorlesungen über Geognosie, Bergbau und Forstwirthschaft. Während seines Aufenthaltes in Erlangen veröffentlichte S.: „Die Urwelt und die Fixsterne" 1822, „Handbuch der Kosmologie" 1823, „Lehrbuch der Naturgeschichte für die Schule und zum Selbstunterrichte" 1823, welches noch zu Lebzeiten des Verfassers 19 Auflagen erlebte, und „Allgemeine Naturgeschichte oder Andeutungen zur Geschichte und Physiognomik der Natur" 1826. Eine neue Auflage erschien unter dem Titel „Die Geschichte der Natur" als zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte 1835 bis 1837, 3 Bde. Von der dritten Auflage erschienen nur die beiden ersten Bände: „Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf der Erde" 1852 und „Die Mineralogie" 1853. Im J. 1827 wurde S. als Professor der allgemeinen Naturgeschichte nach München berufen. Hier war seine Stellung nicht so angenehm wie in Erlangen, weil er in Oken einen erbitterten Gegner seiner Ansichten fand. Oken hatte viele Freunde und S. wurde heftig angegriffen, zumal er in den allerdings unbegründeten Verdacht kam, Oken verdrängen zu wollen. Die Anfeindungen hörten nicht eher auf, als bis Oken einem Ruf nach Zürich Folge leistete. Jetzt begann S. die Ausarbeitung desjenigen Werkes, welches er selbst als das Hauptwerk seiner wissenschaftlichen Thätigkeit bezeichnet: „Die Geschichte der Seele" 1830. Ein Auszug als Leitfaden für den Unterricht erschien unter dem Titel „Lehrbuch der Menschen- und Seelenkunde zum Gebrauch für Schulen und zum Selbststudium" 1838 und einen Anhang bildet das Werk „Die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele" 1845. Da das Wandern in der freien Natur Schubert's liebste Erholung war, so unternahm er häufig größere und kleinere Ausflüge, deren Beschreibung er theilweise veröffentlichte. So erschien „Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten nach Salzburg, Tirol und der Lombardei" 1823, welches neben einem köstlichen Humor herrliche Naturschilderungen aufweist, und „Reisen durch das südliche Frankreich und Italien", 2 Bde. 1827 und 1831. Von jeher hatte S. den Wunsch gehegt, das gelobte Land aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Seine Stellung in München ermöglichte es, diesen Plan zur Ausführung zu bringen. Am 6. September 1836 begab sich S. in Begleitung seiner Frau und zwei seiner Zuhörer auf die Reise. Dieselbe ging über Constantinopel nach Kairo und von

dort die Richtung verfolgend, welche die Kinder Israels unter Moses' Führung nach dem gelobten Lande eingeschlagen hatten, quer durch die Wüste nach Suez und Zor an den Berg Sinai und dann über Akaba und Hebron nach Jerusalem. Am 28. September 1837 trafen die Reisenden wohlbehalten in München wieder ein. Die nicht unwichtigen Ergebnisse dieser Reise legte S. in dem Werke „Reise in das Morgenland", 3 Bde. 1838 u. 1839 nieder. Auf seinen Wunsch wurde S., da er einsah, daß seine Gesundheit größeren Anstrengungen nicht mehr gewachsen war, 1853 unter Beilegung des Titels eines Geheimraths in den Ruhestand versetzt. Er gab jetzt seine wissenschaftlichen Arbeiten völlig auf und wandte sich ganz der Ausarbeitung von Schriften zur Beförderung christlichen Sinnes und Lebens, insbesondere von Jugendschriften und Biographien zu. Hervorzuheben aus dieser Periode ist seine Selbstbiographie, welche unter dem Titel „Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben", 3 Bde. 1854—56 erschienen ist. Sein letztes Werk, welches mit soviel Beifall aufgenommen wurde, daß im Laufe zweier Jahre sechs Auflagen erschienen, ist „Erinnerungen aus dem Leben Ihrer Königl. Hoheit Helene Louise, Herzogin von Orleans, geborene Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin", 1859. S. starb am 30. Juni 1860.

Auf die Fortschritte der einzelnen Naturwissenschaften hat S. wenig Einfluß gehabt. Er war kein eigentlicher Specialist und unternahm keine Einzeluntersuchung. Dagegen machte er sich die Kenntniß der Specialitäten zu eigen, um eine sichere Grundlage zu gewinnen für die Aufgabe, die er sich gesetzt hatte, die höhere Gesetzmäßigkeit und den inneren Zusammenhang der sichtbaren und unsichtbaren Welt nachzuweisen. „Die Welt der Erscheinung aus ihren unsichtbaren zeugenden und bildenden Kräften zu begreifen, das schaffende Walten der Natur in der Welt des Geistes zu erkennen, das Geistige im Bilde des Leiblichen, das Ewige im Bilde des Irdischen zu schauen und den Zug des Niederen nach dem Höheren, das Ausstrecken des Bedürfnisses nach dem Quell seiner Befriedigung, durch alles hindurch aber das mütterliche Band eines allumfassenden Lebens und einer allwaltenden Liebe zu verfolgen — dies war das Element, worin sein Geist am liebsten sich bewegte."

Schneider, Gotthilf Heinrich von Schubert, 1863. — Wagner, Denkrede auf Gotthilf Heinrich von Schubert, 1861. — G. H. v. Schubert, Selbstbiographie, 1854—1856.

W. Heß.

Schubert: Johann Ernst S, Theologe, geboren am 24. Juni 1717 zu Elbing in Westpreußen, verlor seinen Vater, Andreas S., der daselbst Mitglied des Predigtamts war, im sechsten Jahre, seine Mutter, eine geb. Frisen, bereits im zweiten. Er war nun auf die Leitung von Vormündern angewiesen, die seine Interessen schlecht wahrgenommen zu haben scheinen. Nachdem er das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, bezog er im October 1734 die Universität Jena, wo er sich philosophischen, philologischen, mathematischen und theologischen Studien widmete. Nachdem er diese beendet hatte, verließ er im April 1737 Jena und wandte sich zu vorübergehendem Aufenthalt nach Wittenberg. Als er jedoch hier unvermuthet zum Magister befördert wurde, blieb er daselbst und hielt mancherlei philosophische und theologische Vorlesungen, zu welchen er sehr großen Zulauf hatte. Im Februar 1738 wurde er zum Beisitzer der philosophischen Facultät ernannt. Da man ihm jedoch die Einkünfte aus seinen Vorlesungen vorenthalten wollte, so ging er fort und blieb über ein halbes Jahr in Zeitz bei dem Superintendenten Friedrich Schulz. Hier arbeitete er auf dessen Rath eine Rede über die Auferstehung der Todten aus, mit der er einen in Hamburg ausgesetzten Preis gewann; die Arbeit erschien zuerst unter dem Pseudonym Drusus Pruthenicus Westen und später

unter verschiedenen Titeln. Zu Ostern 1740 ging er nach Jena zurück, wo er 1741 Adjunct und 1743 ordentlicher Beisitzer der philosophischen Facultät wurde. Der Herzog Ernst August von Weimar bot ihm eine Stellung an seinem Hofe an, die er jedoch ausschlug, und ernannte ihn dann am 3. April 1745 zum Consistorialassessor. Schon im folgenden Jahre erhielt er einen Ruf, als Superintendent der Grafschaft Schaumburg, Consistorialrath und Pastor primarius nach Stadthagen zu kommen, und im Februar 1747 trat er diese Stellung an. Nicht lange vorher hatte er sich in Zeitz mit Johanne Friederike Schulz, der ältesten Tochter des genannten Superintendenten Schulz verheirathet. Doch sollte auch in Stadthagen seines Bleibens nicht lange sein. Er gerieth bald wegen des Beichtstuhls, den sein Vorgänger Eberhard David Hauber (s. A. D. B. XI, 36) nicht für nothwendig gehalten hatte, S. aber wieder in größeren Gebrauch bringen wollte, in lebhafte Streitigkeiten, so daß er das Angebot einer theologischen Professur in Helmstedt mit Freuden annahm. Dieses erging an ihn, bald nachdem er in Helmstedt am 8. März 1748 zum Doctor der Theologie promovirt worden war; er hatte hier einen so vortheilhaften Eindruck gemacht, daß selbst die Studenten ihn sich von dem Herzog zum Lehrer erbaten. Am 4. Mai 1748 wurde er bereits als ordentlicher Professor in die theologische Facultät aufgenommen. Im folgenden Jahre wurde er zum Abte von Michaelstein und 1750 zum Director des theologischen Seminariums ernannt. War S. auch keineswegs im Stande, den von Helmstedt geschiedenen Lorenz Mosheim zu ersetzen, so war seine akademische Thätigkeit hier doch eine sehr erfolgreiche. Mit seinem Collegen E. A. Bertling gerieth er, obwohl dieser auf seine Empfehlung fast gleichzeitig mit ihm nach Helmstedt berufen worden war und beide Wolffianer waren, über die Kraft des göttlichen Worts in einen Streit, indem S. diese nur eine moralische, Bertling eine übernatürliche nannte. Auch zwischen Joh. Ben. Carpzow und ihm brach bald nachher (1754) ein Zwist aus, der zwar mehr persönlicher Natur war, aber eine solche, den Ruf der Universität gefährdende Schärfe annahm, daß er im Auftrage des Herzogs durch eine Mittelsperson ausgetragen werden mußte. Da er auch Privatvorlesungen in der Philosophie hielt, so beschwerten sich die Philosophen; es wurde ihm dieses October 1753 untersagt und nur gestattet, philosophische Vorträge privatissime vor nicht mehr als sechs Zuhörern zu halten. Im J. 1764 folgte S. einer Berufung nach Greifswald; er erhielt unterm 7. Mai in Helmstedt seine Entlassung, und trat im September seine Stellung als ordentlicher Professor der Theologie, kgl. schwedischer Oberkirchenrath und Pastor der Marienkirche zu Greifswald an. Hier wirkte er bis zu seinem Tode, der am 19. August 1774 erfolgte. — Die schriftstellerische Thätigkeit Schubert's war eine erstaunlich fruchtbare. Seine zahlreichen deutschen und lateinischen Abhandlungen beziehen sich auf Fragen der Dogmatik, der Dogmengeschichte und des Kirchenrechts. Er war ein Anhänger der Wolffischen Philosophie, zu deren Gunsten er verschiedene Dissertationen veröffentlichte. Diese Richtung zeigt sich auch in seinem eifrigen Bestreben, zwischen Vernunft und Bibel zu vermitteln, und kommt schon zu deutlichem Ausdrucke in den Titeln zahlreicher Abhandlungen, die sich als „vernünftige und schriftgemäße Gedanken“ über die verschiedensten Gegenstände bezeichnen. Mit Vorliebe behandelte S. die Lehre von den letzten Dingen; auch hier suchte er z. B. die Ewigkeit der Höllenstrafen aus der Vernunft zu erweisen. Dabei wollte er jedoch von der Kanzel philosophische Definitionen fern gehalten wissen.

Vgl. (Strodtmann's) Beyträge zur Historie der Gelahrtheit unserer Zeiten, III, 105—162 (Hamburg 1749). — Meusel, Lexikon, Bd. XII, wo S. 486—494 seine zahlreichen Schriften aufgeführt werden. — Gaß, Gesch. der protestantischen Dogmatik III, 180. — G. Frank, Geschichte der prote-

stantischen Theologie II, 407. — Beste, Geschichte der Braunschw. Landeskirche, S. 412 f. — Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Schubert: Joseph S., ein außerordentlich fruchtbarer Componist, geboren um 1757 zu Warnsdorf in Böhmen, † am 28. Juli 1833 in Dresden. Sein Vater war Cantor und ertheilte ihm selbst den ersten Unterricht. 1768 schickte er ihn nach Prag, um das Gymnasium zu besuchen und beim Abt Fischer sich im Clavier und Contrapunkt zu vervollkommnen. 1778 ging er nach Berlin und bildete sich unter dem Kammermusikus Kohn zum Violinisten aus; ein Jahr darauf erhielt er in der Capelle des Markgrafen von Schwedt die Stelle eines Bratschisten und begann hier bereits seine fabelhafte Compositionsthätigkeit zu entwickeln, indem er in den zwei Jahren 1780—1781 vier komische Opern schrieb. Da sich keine derselben erhalten zu haben scheint, so ist nach den auf uns gekommenen Nachrichten schwer zu ersehen, ob sie auf französische oder deutsche Texte componirt sind, denn die Einen zeigen sie unter ersterem, die Anderen unter letzterem an. Da wir aber über das Schwedt'sche Theater keine weiteren Nachrichten besitzen, so wird es sich wohl nie feststellen lassen. Gerber und Clement nennen aus dem Jahre 1780 die Opern Rosalia, der Gasthof von Genua, die Landplage oder das blaue Ungeheuer und für 1781 die Entzauberung. Im J. 1788 kam er in die kurfürstl. Hofcapelle in Dresden als Bratschist; hier legte er sich vornehmlich auf Instrumentalmusik, doch bewahrt die Kgl. Musikaliensammlung in Dresden auch 15 Messen und 2 Arien von ihm auf, außerdem 1 Sinfonie, 1 Concert für Orgel u. a. Im ganzen rechnet man ihm 49 Concerte, 17 Sonaten und viele Soli für die verschiedensten Instrumente nach. Gedruckt ist davon nur weniges. Gerber in seinem Neuen Lexikon schreibt über seine Werke: Seitdem obiges geschrieben war, habe ich Gelegenheit gehabt, verschiedenes von Herrn Schubert's Arbeit zu hören, besonders mehrere sogenannte Partien für 11 Blasinstrumente, die er für das hiesige (in Sondershausen) sehr gute Hoboistenchor eigens geschrieben hat. Dies sind aber eigentlich große Sinfonien in Haydn's Manier, die auch aus ähnlichen großen Sätzen bestehen, worin er eben so viel Kunst in der Harmonie, der Modulation und dem zweckmäßigen Gebrauche der verschiedenen Instrumente, als Geschmack in Erfindung schöner Melodien zeigt. Die Neuzeit urtheilt anders, da sie einen höheren Maßstab an die Erfindungs- und Gestaltungskraft des Musikers stellt, doch wie man sieht, genügte er den besten seiner Zeit. Nur wenigen ist es beschieden, unsterblich zu werden. (Dlabacz, Künstler-Lexikon.)

Rob. Eitner.

Schubert: Johann Wilhelm Benjamin S. wurde zu Dessau im Herzogthum Anhalt am 21. Januar 1810 als der Sohn eines Gastwirths und Fleischermeisters geboren. Die christliche Erziehung des Elternhauses war nicht ohne Einfluß auf den später gewählten Beruf des Knaben, der, nachdem er Ostern 1829 die Gelehrtenschule seiner Vaterstadt absolvirt hatte, sich in Halle vier Jahre lang dem Studium der Theologie und Philologie widmete. Schon im März 1833 wurde S. vom Stadtrath in Zerbst zum zweiten Prediger an der dortigen Nicolaikirche gewählt, in welcher Stelle er bis 1850 verblieb; dann wurde er Pastor in Ankuhn, einer Vorstadt von Zerbst, und 1857 Pastor in Groß-Alsleben und Kreisschulinspector über die Schulen des Amtes Alsleben. Hier wirkte er bis zu seinem Tode, der am 11. December 1873 erfolgte. S. hat sich als Dichter, Geschichtsschreiber und Sprachforscher bekannt gemacht. Unter dem Titel „Gebet und Lied“ (2. Aufl. 1858) veröffentlichte er eine Anthologie religiöser Gedichte zur häuslichen Erbauung, denen er dann die Sammlung „Vom Herzen zum Herzen“ (5. Aufl. 1865) folgen ließ. Letztere enthält gleichfalls geistliche Lieder und zeichnen sich dieselben durch einen einfachen, aber edlen Ausdruck der Gedanken und Gefühle aus. Als Sprachforscher nahm er

Antheil an dem großen deutschen Wörterbuche der Gebrüder Grimm, für das er den Jean Paul bearbeitete, und als Geschichtsschreiber gab er „Georg der Gottselige, Fürst zu Anhalt, eine Charakterschilderung aus dem Zeitalter der Reformation von Joachim Camerarius" nach dem beigefügten lateinischen Texte in deutscher Sprache, mit geschichtlichen Anmerkungen und Erläuterungen aus des Fürsten Georg Schriften (Zerbst) und die „Christenlehre nach Luther und Melanchthon", einen Katechismus vom Jahre 1599 aus der anhaltisch-reformirten Kirche, mit geschichtlicher Einleitung heraus (1860).

Nach Mittheilungen aus der Familie. Franz Brümmer.

Schuberth: Johann Georg S., meistens jetzt Schubert genannt, wurde am 5. November 1684 zu Weigsdorf in der Oberlausitz geboren, wo sein gleichnamiger Vater Pastor war. Nachdem er die Gymnasien zu Zittau und Schleusingen besucht, studirte er zu Leipzig und Wittenberg Theologie; an der letztgenannten Universität ward er auch Magister. Im J. 1710 ward er Pastor in Diehse, 1715 Pastor secundarius in Budissin, wo er am 14. Februar 1730 schon im 46. Jahre starb. Im Budissiner Gesangbuch von 1723 befinden sich drei Lieder von ihm, welche von nicht gewöhnlicher dichterischer Begabung zeugen: „Der alte Gott lebt noch", „Herr, allerhöchster Gott, dem Himmel, Meer und Erden", und „Weg, tolle Welt, mit deinen Freuden". Das zweite dieser Lieder wird ihm in einer handschriftlichen Notiz in dem auf der Berliner Bibliothek befindlichen Exemplare des genannten Budissiner Gesangbuches abgesprochen und für einen gewissen J. C. Rüdiger, der sonst unbekannt zu sein scheint, in Anspruch genommen, — was doch wohl auf irgend einem Versehen beruht; doch will die Sache noch weiter untersucht sein.

Wetzel, Hymnopoeographia IV, 447. — Zöllner, Das deutsche Kirchenlied in der Oberlausitz, Dresden 1871, S. 68. — Bode, Quellennachweis, S. 148 f. und S. 352 f. — Blätter für Hymnologie 1888, S. 34 f. — Ueber den Vater vgl. Jöcher IV, Sp. 366. — Der von Zöllner a. a. O. S. 73 erwähnte Johann Abraham Schuberth, geboren 1683 zu Weigsdorf, † als Pastor daselbst 1740, der auch, wenn auch ein wenig bedeutender, Dichter geistlicher Lieder war, könnte ein älterer Bruder des unsrigen gewesen sein. l. u.

Schuberth: Johann Michael Heinrich S., zu Bamberg geboren am 19. October 1741 (nach anderer Angabe am 21. October 1742), † am 2. August 1807. Er machte seine Studien in Bamberg, war daselbst Capitular von St. Gangolph, zuletzt Dechant dieses Stifts, geistlicher und geheimer Rath, Syndikus und Fiskal. Schriften: „Diss. de origine et conditione ecclesiarum collegiatarum in genere et ecclesiae colleg. ad B. V. M. et S. Gangolphum in specie." Bamb. 1768, 4°; „Schatten und Licht an der sog. Beleuchtung derjenigen Einwürfe, welche einige Canonisten wider das Churbairische Sponsaliengesetz vom 29. Juli 1769 gemacht haben sollen." Teutschl. (Bamb.) im J. 1772, 4°; „Histor. Versuch über die geistliche und weltliche Staats- und Gerichtsverfassung. Ein Beytrag zur deutschen insonderheit ostfränkischen Geschichte." Erlang. 1790, 4°; Nachträge. Bamb. 1792; „Ueber das Schulwesen in den katholischen Staaten Deutschlands und die Nothwendigkeit eines allgemeinen Schuleninstituts nebst patriotischem Vorschlage und Wunsche." Bamb. 1801. Sie sind erfüllt von gutem Sinn für Staat und Kirche und Verständniß der Geschichte. Dazu Gelegenheitsschriften.

Weidlich, Biogr. Nachr. III, 289. — Jäck, Pantheon Sp. 1045.

v. Schulte.

Schubiger: P. Anselm S. wurde geboren am 5. März 1815 zu Uznach im Kanton St. Gallen. Als tüchtiger Clavierspieler und Sänger trat er in die Klosterschule des Benedictinerstiftes Einsiedeln ein und vollendete hier seine Gym-

nasialstudien. Nachdem er im J. 1824 Novize und 1839 Priester dieses Ordens geworden war, übernahm er zunächst die zweite und später im J. 1842 die erste Capellmeisterstelle an der Klosterkirche. Bis zum Jahre 1859 verblieb er in dieser Stellung, eine kurze Unterbrechung vom August 1846 bis zum December 1847 abgerechnet. Während dieser Zeit war er als Lehrer und Musikmeister am Collegium in Bellinzona (Bellenz) thätig. Vom Jahre 1844 an wandte er sich der Composition und vom Jahre 1858 an auch der Musikschriftstellerei zu. Als Componist, namentlich aber als Musikgelehrter hat S. sich einen Weltruf erworben. In den letzten Jahrzehnten seines Lebens litt er an Schwerhörigkeit, die mit fortschreitendem Alter immer mehr zunahm. Er starb am 14. März 1888 infolge eines Herzfehlers.

Compositionen: 1) 1844: „VI Hymni sacri." Einsiedeln, Gebr. Benziger. — 2) 1845: „Marienrosen. Eine Sammlung von 30 mehrstimmigen Liedern ohne Begleitung zur Verehrung der seligsten Jungfrau Maria." Daselbst. (Jetzt in der 21. Auflage, auch in Paris in französischer Uebersetzung erschienen.) — 3) 1849: „Das Lob Gottes im Munde der Unschuld. 50 Lieder religiösen Inhalts für die Jugend." Einsiedeln, Benziger. (1851 erschien in Paris eine französische Ausgabe.) — 4) 1852: „Laudate Dominum. Lobgesänge aus christlicher Vorzeit. 21 Hymnen, lateinisch und deutsch für 4 Singstimmen." Einsiedeln, Benziger (5 Auflagen).

Theoretische Werke: 5) 1858: „Die Sängerschule St. Gallens vom achten bis zum zwölften Jahrhundert. Ein Beitrag zur Gesanggeschichte des Mittelalters. Mit vielen Facsimile und Beispielen." Einsiedeln, Benziger. — Durch dieses Werk begründete S. seinen Ruf als Musikschriftsteller. Dasselbe bildet einen Theil des größeren dreibändigen Werkes „Tonschriften und Tonwerke der abendländischen Kirche zur Zeit des Mittelalters", welches leider nur Manuscript geblieben. — 6) 1873: „Die Pflege des Kirchengesanges und der Kirchenmusik in der deutschen katholischen Schweiz". Einsiedeln, Benziger. — 7) 1876: „Musikalische Spizilegien über das liturgische Drama, Orgelbau und Orgelspiel, das außerliturgische Lied und die Instrumentalmusik des Mittelalters". 5. Bd. der Publication älterer praktischer und theoretischer Musikwerke. Herausgegeben von der Gesellschaft für Musikforschung. Jahrgang 4, Lieferung 2. Berlin, Liepmannssohn.

Schriften nicht musikalischen Inhaltes: 8) 1865: „Die Liebe zum Hause Gottes. Kirchweihfestpredigt zu Uznach". Uznach, Gegenbauer. — 9) 1876: „Ueber die angebliche Mitschuld der Gebrüder v. Brandis am Morde des Bischofs Joh. Windlock von Constanz". Freiburger Diöcesanarchiv, Bd. X, S. 1—48. Freiburg, Herder. — 10) 1879: „Die Antonier und ihr Ordenshaus zu Uznach im ehemaligen Bisthum Constanz". Geschichtsfreund, Bd. XXXIV, S. 87 bis 310. Einsiedeln, Benziger. — 11) 1879: „Heinrich III. v. Brandis, Abt zu Einsiedeln und Bischof zu Constanz und seine Zeit". Freiburg, Herder.

Im handschriftlichen Nachlasse Schubiger's finden sich noch manche ungedruckte Werke, u. A. ein komisches Singspiel, „Die Kesselflicker" betitelt, welches seit 1852 in Einsiedeln und an anderen Orten der Schweiz mit großem Beifall aufgeführt wurde; ferner „Graf Kraft III. von Toggenburg und seine Ahnen und Anverwandten. Ein Zeitbild aus dem 13. und 14. Jahrhundert."

Wilh. Bäumker.

Schübler: Gustav S., Botaniker, geboren zu Heilbronn am 15. August 1787, † zu Tübingen am 8. September 1834, erhielt seinen ersten Unterricht auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, die damals freie Reichsstadt war und, nach deren Einverleibung in den württembergischen Staatsverband im J. 1803, seine fernere Vorbildung auf dem Gymnasium in Ellwangen, wohin sein Vater als württembergischer Regierungsrath versetzt worden war. Durch eigene

Neigung, sowie durch das vorbildliche Beispiel seines auch auf dem Felde der Naturwissenschaften thätigen Vaters, wurde S. schon früh zu selbständigen physikalischen Versuchen und Naturbeobachtungen angeregt und folgte dieser Neigung, als er, nach Absolvirung seines Gymnasialcursus, 1806 nach Tübingen ging, um dort Medicin und Naturwissenschaften zu studiren. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn suchte S., um sich in der Medicin zu vervollkommnen, Wien auf, kehrte 1811 von dort zurück und ließ sich in Stuttgart als praktischer Arzt nieder. 1812 folgte er einem Rufe nach Hofwyl an das Fellenbergische Institut, wo er als Lehrer der Naturwissenschaften auch mit Studien zur praktischen Landwirthschaft sich beschäftigte. Im Herbst 1817 kam er als Professor der Naturgeschichte und Botanik und als ordentliches Mitglied der medicinischen Facultät und des akademischen Senats nach Tübingen, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb, unter Ablehnung anderweitig an ihn ergangener Berufungen. Ausgezeichnet wirksam als akademischer Lehrer und eifrig thätig für seine Wissenschaft, durfte er nur noch 17 Jahre thätig sein; denn schon im Beginne seines 48. Lebensjahres raffte ihn nach einer vorhergegangenen ruhrartigen Erkrankung infolge einer Herzlähmung der Tod hinweg. S. hat sich um die floristische Erforschung seiner Heimath verdient gemacht durch die Herausgabe der beiden Schriften: „Systematisches Verzeichniß der wildwachsenden phanerogamen Pflanzen um Tübingen“ 1822 und „Flora von Württemberg“. Die erste, als Beilage zu Eisenbach's Geschichte von Tübingen erschienen, enthält nur ein Verzeichniß der aufgefundenen Pflanzen nach Namen, Standort und Blüthezeit, ohne indessen auf Vollständigkeit Anspruch machen zu können. Die zweite, mit dem Canzleirath Georg v. Martens gemeinsam verfaßte Arbeit ist ungleich werthvoller. Nach einer, die geographischen Verhältnisse der Württemberger Flora besprechenden Einleitung, zu deren Erläuterung eine Karte der Umgebung von Tübingen beigefügt ist, folgt eine Uebersicht der merkwürdigeren Pflanzen des Gebiets, geordnet nach der Höhe ihres Vorkommens, sowie ein Verzeichniß der bei seltneren Pflanzen angegebenen Finder oder Einsender. Die Aufzählung der Pflanzen selbst geschieht nach Linné's System unter Angabe der Gattungs- und Artcharaktere in lateinischer Sprache, während die kurzgefaßten Beschreibungen und die Angaben der Fund- und Standörter deutsch geschrieben sind. Die Kryptogamen sollten in einem zweiten Theile folgen, doch trat Schübler's Tod dazwischen. Indessen ist ein Supplement dieser Flora, von Willibald Lechler verfaßt, 1844 erschienen. Als Frucht seiner landwirthschaftlichen Studien verfaßte S. ein umfangreiches Werk, das, zunächst als ein Theil von Putsche's „Allg. Encyklopädie der Land- und Hauswirthschaft der Deutschen“ veröffentlicht, 1831 auch gesondert herauskam unter dem Titel: „Grundsätze der Agriculturchemie in näherer Beziehung auf land- und forstwirthschaftliche Gewerbe“ und nach des Verfassers Tode eine zweite, von K. L. Krutzsch verbesserte Auflage in zwei Bänden erlebte. Nicht am wenigsten aber hat S. der botanischen Wissenschaft genutzt durch seine anregende Lehrmethode, durch die er eine große Reihe jüngerer Botaniker heranbildete, welche unter seiner Leitung wissenschaftlich arbeitend, die Resultate ihrer Studien in Dissertationen und größeren Journalabhandlungen niederlegten. Ein vollständiges Verzeichniß derselben findet sich in Pritzel's thesaurus literaturae botanicae 1872, pag. 289, Nr. 8419—8453.

Linnaea 1834. — Pritzel, thes. lit. bot. E. Wunschmann.

Schuch: Christian Theophil S., Philologe und Schulmann des 19. Jahrhunderts. Er wurde in dem badischen Dorfe Reihen im Bezirksamte Sinsheim am 5. August 1803 als Sohn eines wohlhabenden Landwirthes geboren, erhielt seine erste Bildung durch Privatunterricht und dann auf dem Gymnasium in Rastatt, von welchem aus er 1824 auf die Universität zu Heidelberg über-

ging, um sich dem Studium der Philologie zu widmen. Hier gewann Fr. Creuzer, Ch. F. Bähr und F. C. Schlosser vornehmlich Einfluß auf die Richtung seiner Studien, noch mehr der fast gleichaltrige K. Fr. Hermann, mit dem er bis zu dessen Tode eng befreundet blieb. Nachdem S. Ostern 1827 die Lehramtsprüfung bestanden hatte, wurde er zwar in die Zahl der badischen Candidaten für das Lehramt an höheren Schulen aufgenommen, sah sich aber den Eintritt in eine staatliche Stellung fast verschlossen, da damals weltliche katholische Philologen in Baden noch nicht angestellt zu werden pflegten. Er ließ sich daher zunächst als Privatlehrer in Sinsheim nieder, siedelte dann 1830 nach Ladenburg über und gründete hier ein Privatinstitut („gelehrte Bürgerschule"), welches er zwei Jahre leitete. Im Sommer 1832 wurde er als ordentlicher Lehrer am damaligen Pädagogium in Tauberbischofsheim angestellt, von dort Ostern 1838 an das Gymnasium in Bruchsal versetzt und endlich 1848 als Professor an das Gymnasium in Donaueschingen überwiesen. In diesem Amte ist er am 25. März 1857 gestorben. Während sonach seine schulmännische Wirksamkeit schon äußerlich nur eine bescheidene war und auch „nicht so erfolgreich und fruchtbringend, als man bei seiner großen Liebe für seine Studien und bei seinen vielen und allseitigen Kenntnissen hätte erwarten sollen" (Nekrolog S. 5), hat er als Philologe sich nennenswerthe Verdienste erworben und einen guten wissenschaftlichen Namen hinterlassen. Außer einer größeren Anzahl kleinerer und größerer Aufsätze über die verschiedensten sachlichen und sprachlichen Gebiete der Alterthumswissenschaft, die er u. a. auch in Pauly's Real-Encyclopädie zum Theil veröffentlichte, sind namentlich seine Arbeiten über „Die lateinischen Präpositionen" 1831, „Aussprache, Accente und Prosodie der französischen Sprache" 1838, „Der Objectscasus oder Accusativus der lateinischen Sprache" 1844, „Privatalterthümer der Römer" 1842 und 1852, „De poësis latinae rhythmis et rimis" 1851, „Gemüse und Salate der Alten" 1853 und 54, „Curae boum ex corpore Gargilii Martialis" 1856, sowie die nach seinem Tode erschienene Ausgabe des „Caelius Apicius, de re coquinaria" 1867 zu nennen. Um die Kunde seiner Heimath hat er sich durch die Schrift „Das Großherzogthum Baden, geographisch, historisch und statistisch geschildert" und die „Geschichte von Ladenburg und der Neckarpfalz", beide 1843, verdient gemacht.

Nekrolog im Progr. des Gymnasiums in Donaueschingen 1857, S. 3 bis 7, wo auch eine vollständige Uebersicht von Schuch's wissenschaftlichen Arbeiten gegeben ist.

R. Hoche.

Schüchlin: Hans S. (Schühlin, Schiechlin, Schielin), Maler in Ulm, geboren in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, † zu Anfang des Jahres 1505 (s. Klemm), hat eine ehrenvolle Stellung in der Kunstgeschichte des Mittelalters, obwohl die Zeit nur zwei inschriftlich bezeugte Werke von ihm übrig gelassen hat. Davon scheint das eine, ein Flügelaltar, den er zusammen mit seinem Schwiegersohn Barth. Zeitblom für die Kirche des Dorfes Münster bei Augsburg malte (jetzt Nr. 185 in der Nationalgalerie zu Pest), wegen „völliger Uebermalung" für die Schätzung seiner Kunst kaum mehr in Betracht zu kommen; das andere, der Hochaltar, in dem Dorfe Tiefenbronn OA. Pforzheim, hat zu verschiedenen Zeiten wenigstens verständige Restauratoren gehabt. Auf den Außenseiten der Flügel sind die Verkündigung, die Heimsuchung, die Geburt Christi und die Anbetung der Könige dargestellt; die (gewaltsamer als die übrigen Tafeln restaurirte) Staffel zeigt das Brustbild Christi als Weltherrscher mit seinen Aposteln; in der Mitte des Schreines steht die Kreuzabnahme und Christi Leichnam auf dem Schooße Mariens in Holzschnitzerei; auf den

Innseiten der Flügel sind gemalt: die Verspottung Christi, die Kreuzschleppung, die Grablegung und die Auferstehung. Die Rückseite des Schreins ist, wie man annehmen muß, von Gehülfenhänden mit Brustbildern von vier Kirchenvätern und an der Wand mit sechs überlebensgroßen Heiligengestalten bedeckt. Auf der Hinterseite der Staffel steht: Anno domi M.CCCCLXViiii Jare ward dißzi daffel uff gesetz vñ gantz usz gemacht zu ulm vō hannsze schüchlin malern. Das Werk läßt erkennen, daß S. durch die Schule der Niederdeutschen und Niederländer gegangen ist, aber auch die fränkische Kunst ist dem Meister, der einen Schwager in Nürnberg hatte, nicht fremd geblieben. Doch verstand er es, gegenüber von allen diesen Einflüssen seine künstlerische Eigenart zu wahren. Ungezwungen in der Composition, reich an edlen und anmuthigen Gestalten, maßvoll und mild im Ausdruck jeder Empfindung, mit zarten Farben auch malerisch zur Rührung stimmend, üben diese Bilder eine ergreifende Wirkung aus und verlohnen für sich allein eine Wallfahrt nach der auch sonst an Kunstschätzen reichen Kirche. Je schneller dieser Altar seit seiner Entdeckung und sofort richtigen Würdigung durch Karl Grüneisen (s. das Cottaische Kunstblatt Jahrg. 1840 S. 413 f.) ein Liebling der Kunstfreunde und Forscher geworden war, um so näher lag alsbald der Wunsch, weitere Werke dieses Meisters aufzufinden. Jedoch seine harmonische, weder mit guten noch mit schlimmen Sonderzügen scharf ausgestattete Künstlernatur scheint die Wiedererkennung seiner Werke zu erschweren. Janitschek in seiner vortrefflichen Charakteristik Schüchlin's (Geschichte der deutschen Malerei S. 256 ff.) nennt als Arbeiten, die „stilistisch auf ihn weisen", nur die große Kreuzigung in St. Georg zu Dinkelsbühl — „wahrscheinlich früher als das Tiefenbronner Altarwerk" —, ferner eine Beweinung Christi auf Schloß Meffersdorf in Schlesien von 1483 und eine Grablegung, Nr. 10 in der Galerie zu Bamberg. Manche andere ehemals S. zugeschriebene Werke sind ihm inzwischen wieder abgesprochen worden, so z. B. die sieben Darstellungen aus dem Leben der Maria im fürstl. hohenzollerischen Museum zu Sigmaringen (vgl. Lehner, Verzeichniß der dortigen Gemälde und dazu Strauch, Pfalzgräfin Mechtild S. 35). Die Hypothese von Harzen (im Archiv f. d. zeichn. Künste, Jahrg. 6, S. 29), daß S. Formschneidern Risse geliefert und die vorzüglicheren Stöcke z. B. die Initialen der sogen. vierten deutschen Bibel selbst geschnitten haben möge, hat keine Unterstützung gefunden, was wir nach Untersuchung dieser Bibel nur billigen können. Wichtiger für das Verständniß unseres Meisters wäre es, wenn ihm ein Wandgemälde sicher zugewiesen werden könnte. In der That hat auch ein erfahrener Kenner der schwäbischen Kunst, Prälat Dr. v. Merz, das wiederaufgedeckte jüngste Gericht über dem Triumphbogen im Mittelschiff des Ulmer Münsters als sein Werk erkennen wollen (s. Christliches Kunstblatt, Jahrg. 1880, Nr. 9) Wir vermögen aber dieser Aufstellung nicht beizustimmen und verweisen auf die guten Gründe, die Lübke in der Zeitschrift für bildende Kunst, Jahrg. 18, S. 201 ff. dagegen ins Feld geführt hat. (Einen Wiederabdruck der Aufsätze von Merz und Lübke, nebst einer Abbildung des jüngsten Gerichts siehe in Heft 3 u. 4 der (Ulmer) Münsterblätter.)

Als bezeugte aber untergegangene oder wenigstens noch nicht wiederaufgefundene Werke von S. sind noch anzuführen: eine „Tafel, gesetzt und ganz aufgemacht auf St. Lucastag des Pabsts" im J. 1468 (nach Weyermann), ein Altargemälde, das er für die dem h. Mauritius geweihte Grabcapelle der Freiherren v. Wöllwarth in der Klosterkirche zu Lorch in Württemberg im J. 1495 für 68 Gulden gemalt hatte (s. Beschreibung des OA. Welzheim, S. 185), und eine Altartafel für den Chor der St. Martinskirche zu Rottenburg a. N., welche ihm zusammen mit seinem Schwager, dem Maler Albrecht Rebmann zu Nürn-

berg, um 425 Gulden im J. 1474 verdingt wurde (s. Strauch, Pfalzgräfin Mechtild, S. 4 und S. 34 Anm. 13). Leichter als über den Verlust dieser Kunstwerke wird man sich trösten über den Untergang von 12 „Botten-Büchsen“ mit St. Jörgenkreuz, die S. (nach Weyermann) im J. 1491 für den schwäbischen Bund um 1 Pfund und 8 Schilling im J. 1491 bemalt hat. Von der Lebensgeschichte Schüchlin's ist wenig bekannt. Nach den von ihm selbst geführten Zinsbüchern des Ulmer Münsters gehörte er der Baupflege dieser Kirche von 1496—1502 an und muß nach denselben Büchern auch dafür gearbeitet haben. Er war Mitglied des Ulmer Raths und Zunftmeister der Lukasbrüderschaft (Künstlerconfraternität) im Kloster zu den Wengen. Durch die Zinsbücher wird Zeitblom, der als sein Schüler gilt, obwohl wir nicht wissen, ob er das von Anfang an war, als sein Schwiegersohn bestätigt. Dagegen ist noch nicht archivalisch nachgewiesen, was Haßler „nach Urkunden“ an Passavant (s. Cottaisches Kunstblatt, Jahrg. 1846, S. 178) mitgetheilt hat, daß Zeitblom seine „ältere“ Tochter und zwar im J. 1483 geheirathet habe, während die „jüngere“ die Frau des Malers Martin Schaffner (s. A. D. B. XXX, 549) geworden sei. Sicher ist nur (nach Klemm), daß Schaffner sich im J. 1512 im Besitze des beim Kornhause gelegenen Hauses von S. befand, das vom Jahre 1507 an des Meisters Sohn Daniel S. besessen hatte; aber Schaffner konnte es ebenso gut durch freien Kauf überkommen haben, als durch Uebernahme in der Familie oder Erbschaft.

Daniel S. war gleichfalls Maler. Man weiß von ihm aber nur, daß er im J. 1497, damals „seßhaft zu Urach“, das Gewölbe der Stadtkirche in Blaubeuren ausgemalt hat, sowie daß er von 1506—1508 wieder in Ulm, von da an aber aufs neue auswärts war. Die um dieselbe Zeit in Ulm vorkommenden Maler Erasmus und Lukas S. mögen als seine Brüder anzusehen sein.

Vgl. Weyermann, Neue Nachrichten von Gelehrten und Künstlern — — aus Ulm, S. 476 und 512. — Weber, Die gothische Kirche zu Tiefenbronn. — Mauch, Beiträge zur ulmischen Kunstgeschichte (SA. a. d. Verh. des Vereins f. Kunst u. Alterth. in Ulm und Oberschwaben, Heft 6, 1855). — Haßler, Ulms Kunstgeschichte im Mittelalter, S. 117 (in: Die Kunst des Mittelalters in Schwaben, herausg. von C. Heideloff). — Schnaase, Gesch. der bildenden Künste VIII, 421 ff. — Klemm in: Münsterblätter, herausg. von Beyer und Pressel, 3. u. 4. Heft, S. 92 ff. — Bazing u. Veesenmeyer, Urkunden zur Geschichte der Pfarrkirche in Ulm (Reg.).

Wintterlin.

Schücking: Christoph Bernhard Levin S., Schriftsteller, geboren am 6. September 1814 zu Clemenswerth bei Meppen, † am 31. August 1883 zu Pyrmont. S. stammte aus einem alten westfälischen Geschlechte, welches sei 1362 zu den ritterbürtigen Familien der Stadt Coesfeld gehörte und zur Zeit des Baseler Concils einen Rector der Universität Köln zu seinen Mitgliedern zählte. Schückings Urgroßvater, Christoph Bernhard S., erhielt am 16. Februar 1773 von Friedrich dem Großen für ein ihm gewidmetes Werk ein schmeichelhaftes Schreiben. Sein Vater Paul S. (1787—1867) war ein thätiger, lebhafter, aber leidenschaftlicher und eigenwilliger Mann, der sich in seiner Beamtenlaufbahn in mannichfaches Mißgeschick verwickelte. Von seltener Begabung und Liebenswürdigkeit war die Mutter Sibilla Katharina Busch, geboren am 6. Januar 1791 zu Ahlen, früh als Dichterin genannt, eine Verwandte M. Sprickmann's und durch ihn in den Kreis der Fürstin Gallitzin und bei der Familie Droste-Hülshoff eingeführt, wo sie mit der zweiten Tochter Annette Freundschaft schloß. Sie hat ihre zahlreichen, im Kreise der Bekannten hochgeschätzten Dichtungen niemals in einer Sammlung,

sondern nur gelegentlich in Zeitschriften und litterarischen Taschenbüchern veröffentlicht; nicht wenige bringen ein edles, sinniges Gemüth und ein feines Naturgefühl zu glücklichem Ausdruck. Als Katharina während der Fremdherrschaft, am 7. October 1813, sich mit Paul S. vermählte, war derselbe französischer Friedensrichter, wurde aber im Januar 1815 hannoverischer Amtsrichter mit einer Dienstwohnung auf dem Schlosse Clemenswerth in der Nähe von Meppen. Hier, in einem durch die Kunst geschaffenen Park, inmitten unabsehbarer Haiden, erwuchs ihr ältester Sohn Levin, bis er im J. 1830 auf das Gymnasium nach Münster geschickt wurde. Von seiner Mutter erhielt er einen Empfehlungsbrief an die befreundete Dichterin, welche damals mit ihrer Mutter und der einzigen Schwester eine Stunde von Münster das kleine Landgut Rüschhaus bewohnte. In seinen „Lebenserinnerungen“ hat er anmuthig geschildert, wie er an einem Frühlingstage 1831 freundlich dort empfangen wurde. Am 2. November desselben Jahres verlor er seine Mutter. Annette begnügte sich nicht, der Freundin in einem ihrer schönsten Gedichte einen tiefempfundenen Nachruf zu widmen; sie nahm sich auch mit mütterlicher Sorge des verlassen en Knaben an, der jedoch bald von Münster nach Osnabrück übersiedelte, seit 1833 in München, Heidelberg und Göttingen der Jurisprudenz eine nicht eben leidenschaftliche Beflissenheit zuwandte und erst 1837 nach Münster zurückkehrte. Was ihm dort bevorstand, mag man in seinen Erinnerungen (I, 104 ff.) lesen. Von seinem Vater, der in zweiter Ehe lebte, hatte er nichts mehr zu erwarten, und als geborener Hannoveraner konnte er den Zulaß zu einer juristischen Prüfung in Preußen nicht erlangen. Aber der scheinbare Nachtheil gab für sein Leben die glückliche Entscheidung: er nöthigte ihn, seiner Lieblingsneigung zu folgen und die in Göttingen nur nebenbei betriebenen litterarischen Studien zur Hauptsache zu machen. Freilich an Bedrängnissen fehlte es nicht. Nur mit Mühe, durch Privatstunden in neueren Sprachen, konnte er das Unentbehrliche gewinnen. Seine Dichtungen trugen nichts ein; was ihm aushalf, war sein kritisches Talent. Er wurde Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften, insbesondere an dem von Gutzkow redigirten „Telegraphen“, dessen Leitung beinahe in seine Hände übergegangen wäre.

Mit Annette v. Droste bestand vorerst nur eine lose Verbindung, wahrscheinlich deshalb, weil S. den Goethe'schen Spruch: „Als Jüngling anmaßlich und stutzig“, eifriger, als Annette für nöthig hielt, zu bestätigen suchte. Erst das Erscheinen von Annettens Gedichten und eine litterarische Vereinigung, die sich 1838 im Hause der Regierungsräthin Rüdiger, einer Tochter der Dichterin Elise v. Hohenhausen, zusammenfand, führten wieder engere Beziehungen herbei, und zahlreiche Briefe Annettens geben Zeugniß, wie eifrig sie sich bemühte, dem bedrängten jungen Manne durch befreundete Personen eine sichere Stellung zu verschaffen. Im Sommer 1839 wurde S. mit Freiligrath befreundet, der nach Münster gekommen war, um für das von dem Buchhändler Langewiesche ihm übertragene Werk „Das malerische und romantische Westfalen“ Studien zu machen. Als Freiligrath sich der Ausführung dieser Aufgabe nicht gewachsen fühlte, trat S., an historischen und litterarischen Kenntnissen ihm weit überlegen, mit der zweiten Lieferung Ende 1840 für ihn ein. Aber auch diesem würde es schwer geworden sein, in der verabredeten kurzen Frist das Werk zu beendigen, hätte nicht Annette, beseelt von gleicher Heimathsliebe, unterstützt durch ihre Orts- und Personenkunde, mit der uneigennützigsten Freundschaft ihm Beistand geleistet. Auch an anderen Arbeiten Schückings war sie betheiligt. Zu einer etwas phantastischen Schrift über den Kölner Dom (1841) lieferte sie das Gedicht „Meister Gerhard von Köln“, für die Novelle „Der Familienschild“ (Morgenblatt, April u. Juli 1841) die Quelle und einen Theil des Entwurfs. In dem schon damals bearbeiteten, freilich erst später (Leipzig 1846) veröffentlichten Roman „Eine dunkle

That“ ist die reizende Episode von dem Stiftsfräulein ganz unverändert aus ihrer Feder aufgenommen. Aus dem Schützling war mittlerweile ein Freund geworden. Annette hatte den Winter von 1839—40 in großer Einsamkeit auf Rüschhaus verlebt, da die Mutter bei der an den Freiherrn v. Laßberg verheiratheten Schwester in Meersburg verweilte. Während dieser Zeit und im folgenden Jahre war S. ihr treuester Besucher, und die Freundschaft erstarkte noch, als Annette im September 1841 sich nach Meersburg begab, und S. schon im nächsten Monat ebendahin berufen wurde, um die Bibliothek des Freiherrn, insbesondere die provençalischen Handschriften, zu ordnen. Man ginge zu weit, wollte man die Fülle poetischer Erzeugnisse, durch welche der Aufenthalt in Meersburg für die Dichterin so bedeutsam wurde, auf eine Wette mit S. zurückführen; aber sicher hat er anregend durch Umgang und eigene Arbeiten auf Annette gewirkt. Im übrigen wird es schwer, den Charakter dieses Verhältnisses genau zu bestimmen, besonders da der Briefwechsel zwischen beiden noch nicht bekannt geworden ist. Auch S. gesteht, er habe mit Gefühlen, die sich selbst nicht ganz klar waren, in das Auge der besten Freundin geblickt, die er jemals besessen.

Den Winter hindurch bis zum Frühling dauerte das glückliche Zusammensein. Dann erhielt S. durch Freiligraths Vermittlung einen scheinbar sehr vortheilhaften Antrag von Seiten des Fürsten Wrede, die Erziehung seiner beiden Söhne zu übernehmen. Ostern 1842 verließ er die Meersburg und begab sich auf das Schloß des Fürsten nach Ellingen in Franken. Aber was er dort fand, war wenig erfreulicher Art; schon zu Anfang 1843 war er entschlossen, das Verhältniß zu lösen. Gerade rechtzeitig kam eine Aufforderung des Freiherrn v. Cotta, an der Redaction der „Allgemeinen Zeitung“ theilzunehmen. S. sagte um so freudiger zu, als die neue Stellung ihm die Möglichkeit bot, den sehnlich gewünschten eigenen Hausstand zu gründen. Denn eine junge Dame in Darmstadt hatte sein Herz gewonnen, obgleich er sie noch nicht persönlich, sondern nur aus Schriften und Briefen kannte. Es war Luise v. Gall (geboren am 19. September 1815), die Tochter eines hessischen Generals, ebenso schön als talentvoll, musikalisch begabt und bereits als Schriftstellerin durch eine Reihe meist im Morgenblatt veröffentlichter Novellen bekannt geworden. Am 23. Mai reiste S. von Mondsee ab und traf nach einem Aufenthalt in Augsburg und Stuttgart am 30. mit seiner Braut in Darmstadt zusammen. Den Sommer verlebte er mit Freiligrath und Geibel in St. Goar, führte am 7. Oct. die Erwählte zum Altare und trat, nachdem der Versuch, eine Professur in Gießen zu erhalten, erfolglos geblieben war, wenig später seine Stellung in Augsburg an. In angenehmem Verkehr mit Kolb, dem Leiter der Zeitung, und so ausgezeichneten Mitarbeitern, wie Fallmerayer und Friedrich List, verlebte er dort zwei Jahre, übernahm aber im Herbst 1845 unter sehr günstigen Bedingungen die Redaction des Feuilletons der Kölnischen Zeitung. Der unvergessenen Heimath und seiner westfälischen Freundin wurde er durch diesen Wechsel wieder näher gerückt; leider war das Verhältniß nicht mehr ungetrübt. Ostern 1844 hatte S. seine junge Frau nach der Meersburg geführt; aber es waren Gegensätze zwischen ihr und Annette hervorgetreten, und obgleich sich S. um die zweite Auflage von Annettens Gedichten, welche im Herbst bei Cotta erschien, große Verdienste erwarb, glaubte die Dichterin doch in seinem Benehmen eine Entfremdung, ja sogar Undank und Vernachlässigung zu erkennen. Schücking's Gedichte (Stuttgart 1846) wurden von ihr nicht günstig beurtheilt, da der Verfasser, wenn auch allem revolutionären Wesen abhold, doch den Ideen des jungen Deutschlands mehr, als Annette lieb war, sich zuwandte. Zu ausgesprochener Uneinigkeit führte dann um Ostern desselben Jahres der Roman „Die Ritterbürtigen“. S. hatte in diesem Buche den westfälischen Adel nicht gerade mit Vorliebe geschildert, zudem Vorfälle und Eigenheiten ans Licht ge=

zogen, deren Kenntniß man in einigen Fällen mit Recht und noch öfter mit Unrecht auf Mittheilungen seiner adligen Freundin zurückführte. Sicher hat sie von Standesgenossen manches darüber hören müssen, und ihre Verstimmung war so groß, daß sie bei ihrer letzten Reise nach Meersburg (September 1846) während eines längeren Aufenthalts in Bonn mit S. nicht zusammenkam, den sie dann auch bis zu ihrem Tode am 24. Mai 1848 nicht wiedergesehen hat.

Die Reihe ausgezeichneter Persönlichkeiten, mit denen S. in Verbindung stand, war unterdessen durch einen großen Dichter vermehrt worden. Im Frühling 1846, als er im Auftrage der „Kölnischen Zeitung“ nach Paris gegangen war, trat er mit Heine in lebhaften, beinahe vertrauten Verkehr. Im folgenden Jahre traf er in Bonn öfters mit Annettens Freundin Adele Schopenhauer zusammen, die er im Mai 1840 in Rüschhaus kennen gelernt hatte. Im Herbst 1847 wurde er von der „Kölnischen Zeitung“ zu längerem Aufenthalt nach Rom gesandt, um über die Reformen Pius' IX. und die begeisterten Regungen italienischen Nationalgefühls zu berichten. Früchte der Reise waren die Beschreibung derselben in dem Buche „Eine Römerfahrt“ (Koblenz 1848 und 1860) und eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel: „Italia. Deutsche Dichter als Führer jenseits der Alpen“ (Frankfurt 1851 und 1857). Die Nachricht von der Pariser Februarrevolution rief ihn aus Neapel nach Deutschland zurück. Noch vier Jahre verlebte S. am Rhein; dann bewog ihn die Neigung zu vollkommener Unabhängigkeit, seine Stellung an der Kölnischen Zeitung aufzugeben. Die „Ritterbürtigen“ und bald eine Reihe anderer Romane, insbesondere „Der Bauernfürst“ (2 Bde. Leipzig 1851) hatten Schücking als Erzähler zu so anerkannter Geltung gebracht, daß ein so fleißiger Arbeiter, wie er, seine Existenz darauf gründen konnte. Am 6. Sept. 1852 machte ihn ein Kaufvertrag mit einer Verwandten zum Herrn des alten Stammgutes zu Sassenberg in der Nähe von Warendorf, das er noch vor Ende des Monats bezog. Seine Gattin blieb auch nach der Verheirathung als Schriftstellerin thätig; es erschienen „Frauennovellen“ (1845), die Romane „Gegen den Strom“ (1851) und „Der neue Kreuzritter“ (1853), sowie ein Lustspiel „Das böse Gewissen“. Daneben war sie unermüdlich in der Erfüllung ihrer häuslichen und mütterlichen Pflichten. Zwei Söhne und zwei Töchter wuchsen heran; aber das glückliche Familienleben wurde durch den Tod der Mutter am 16. März 1855 getrübt. S. hat den Verlust niemals verschmerzt, aber seine Schaffenskraft blieb ungeschwächt; beinahe jährlich folgte von jetzt an ein größeres Werk, begleitet von Novellen und einigen dramatischen Versuchen. Erwähnt seien insbesondere die Romane „Paul Bronckhorst“ (Leipzig 1859), „Verschlungene Wege“ (1867), „Schloß Dornegge“ (1868). Schriften von S. sind ins Holländische, Italienische, Englische und Ungarische übersetzt worden und schon bei seinem Leben (1864) und abermals nach seinem Tode in Gesammtausgaben erschienen. Gleichwohl hat er kein Werk hinterlassen, das etwa wie Immermanns Münchhausen unzertrennlich mit der deutschen Litteratur und dem Bewußtsein der Nation verwachsen wäre, und ich habe ihn öfters klagen hören, daß er nicht, ungehemmt von äußeren Rücksichten, seine ganze Kraft und Gestaltungsfähigkeit einer großen Aufgabe zuwenden könne. Aber nichts wäre ungerechter, als die Annahme, er habe vornehmlich für den Erwerb oder für die Unterhaltung müßiger Stunden gearbeitet. Er besaß ein ernstes, sicheres Gefühl nicht allein für die Handgriffe, sondern auch für die Kunst und die Pflichten des Schriftstellers. Er war ein feiner, geistvoller Erzähler, ein scharfer, kenntnißreicher Beobachter, und es fehlt in den meisten seiner Werke nicht an einem sittlichen oder socialen Problem, das sie über den Bereich des Gewöhnlichen erhebt. Am liebsten und am längsten wird man, glaube ich, den Theil dieser Schriften lesen, der sich mit der Darstellung westfälischer Zustände befaßt. S. kannte seine Heimath in Vorzügen und Mängeln; er sah

sie mit dem Auge des Dichters und des Geschichtskundigen, und sein Herz hing an ihr, wenn er auch, besonders in der späteren Lebenszeit, zu den religiösen Ansichten der Mehrzahl seiner Landsleute in immer schärferen Gegensatz gerieth. Für seine Gesinnungen zeugt das schöne Gedicht „Westfalen", mit welchem er im Herbst 1841 für elf Jahre von seiner Heimath Abschied nahm, für seine Darstellungsgabe der Roman „Paul Bronckhorst" (1859), der den Leser in die bewegten, wechselvollen Ereignisse zu Anfang unseres Jahrhunderts versetzt. Die Schilderung, wie die preußische Einquartierung nach der Besitznahme des Bisthums Münster im J. 1802 zuerst mit den Insassen des Bauernhofes, zu dem sie sich verirrt hatte, zusammentrifft, darf als Meisterstück komischer Charakteristik gelten.

Es ist wohlthuend, zu gewahren, daß unter so viel neuen Erscheinungen des Lebens wie der Kunst das edle, durch den Tod verklärte Bild der Freundin unvergänglich vor seiner Seele stand. Eifrig war er für ihren Nachruhm und die Verbreitung ihrer Schriften thätig. Mit Beihülfe der Frau v. Laßberg gab er 1860 „Letzte Gaben von Annette v. Droste" (Hannover bei Rümpler) heraus. Die kritischen Grundsätze bei dieser Veröffentlichung lassen sich nicht empfehlen; immer blieb es aber ein Vortheil, so manches in Zeitschriften Zerstreute, dazu einiges vorher Ungedruckte gesammelt vor Augen zu haben. Zwei Jahre später erschien in demselben Verlag „Annette v. Droste, ein Lebensbild", als Biographie unvollständig und nicht immer genau, aber durch die warme, liebevolle Schilderung des Wesens der Freundin überaus anziehend und von bleibendem Werthe. S. war es auch, der 1879 bei Cotta die erste Sammelausgabe von Annettens Schriften besorgte, mit dem entscheidenden Erfolge, daß das Interesse für die Dichterin nunmehr in die weitesten Kreise getragen wurde.

In dem einfachen Lebensgange Schückings trat beinahe 30 Jahre hindurch keine erhebliche Veränderung ein. Den Sommer verbrachte er gewöhnlich auf seinem Landgute, das zu verschönern und zu erweitern eine Lieblingsbeschäftigung seiner Muße war, den Winter in Münster inmitten eines angeregten Verkehrs, zu dem auch fremde Besucher nicht selten beitrugen. Erwünschte Abwechslung bot es, daß S. die Winter von 1863 auf 1864, 1874/75, 1876/77, 1878/79 in Rom, den Winter von 1877 auf 1878 in Wien verlebte, wo ihm der Umgang mit Betty Paoli zu besonderer Freude gereichte. Im April 1882 sah ich ihn zum letzten Male in Berlin, lebhaft angeregt, beweglich, als seien einige Jahrzehnte wirkungslos an ihm vorübergegangen, der helle Blick des Auges ungetrübt und das volle schwarze Haar noch ungebleicht. Um so weniger erwartet, um so betrübender kam im folgenden Jahre die Nachricht, daß er am 31. August 1883 zu Pyrmont in dem Hause seines dort als Arzt lebenden jüngsten Sohnes sanft und schmerzlos verschieden sei.

Schücking, Lebenserinnerungen. Breslau 1886. — Hauschronik der Familie Schücking, als Manuscript gedruckt. — Schücking, Gesammelte Werke. — Hüffer, Annette v. Droste-Hülshoff, Gotha 1887. — Raßmann, Münsterländische Schriftsteller, Münster 1866. Hermann Hüffer.

Schuckmann: Kaspar Friedrich v. S., preußischer Staatsmann, wurde am 25. December 1755 auf dem 1694 von der Familie erworbenen Lehngute Mölln im ritterschaftlichen Amt Stavenhagen bei Neubrandenburg in Mecklenburg-Schwerin geboren. Er war das fünfte der neun Kinder des früheren dänischen Officiers Kaspar Nikolaus v. S. und dessen Cousine Friederike Agnese Maria geb. v. S. aus Bützow in Mecklenburg-Schwerin. Den erblichen Adel hatte Schuckmann's Großvater, der dänische Capitän Leonhard Heinrich S. auf Mölln am 7. April 1732 durch Verleihung Kaiser Karl's VI. erworben. S. besuchte die Ritterakademie in Brandenburg, studirte seit 1775 in Halle die Rechte, sowie die Staatswissenschaften und trat am 11. Januar 1779 als Referendar beim

Kammergericht in Berlin ein. Am 7. März 1783 ward er zum Assessor mit Stimmrecht beim kur- und neumärkischen Tabaksgericht angestellt, am 8. Januar 1785 zum Kammergerichts-Assistenzrath ohne Gehalt, am 11. Juli 1786 zum Rath bei der Breslauer Oberamtsregierung, sowie bei dem damit verbundenen Oberconsistorium und am 24. September 1787 zum Mitglied der Breslauer Kammergerichtsdeputation zur Abfassung der Erkenntnisse dritter Instanz in den durch das Regulativ vom 20. October 1783 bestimmten Fällen ernannt. Schon vor seiner Anstellung in Breslau hatte er sich in weiteren Kreisen großes Ansehen als Verwaltungsbeamter erworben und Svarez wünschte Schlesien Glück dazu, daß S., bis er zu einer glänzenderen Laufbahn berufen würde, zur Verbreitung der Aufklärung dort wirken werde. Seine am 4. Mai 1790 erfolgte Ernennung zum Oberbergrichter beim schlesischen Oberbergamte brachte ihn in Verbindung mit dem Minister v. Heinitz. In eindringlicher Weise machte er diesen auf die Uncultur Oberschlesiens aufmerksam, welches er 1793 auf einer Geschäftsreise kennen gelernt hatte. Seine Fähigkeiten als Beamter hatte auch Goethe bei einem Besuche in Breslau kennen gelernt; allein dessen 1790 gestelltes, 1791 wiederholtes Anerbieten, als Geheimrath in weimarische Dienste zu treten, hatte S., besonders auf Rath Svarez's, abgelehnt. Um so mehr suchte Preußen ihn heranzuziehen. Seine am 3. März 1795 erfolgte Ernennung zum Präsidenten der Kammer in Baireuth begründete Hardenberg in einem Schreiben an den Minister v. Hoym damit, daß von allen zu dieser Stelle vorgeschlagenen Beamten keiner mehr Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe als S. wegen seiner Rechtschaffenheit, seines Diensteifers, der Gewandtheit des Geistes und allgemeinen Ausbildung. Auch A. v. Humboldt, damals Oberbergrath in Baireuth, hatte auf diese Ernennung hingewirkt. Am 15. April 1796 auch zum Kammerpräsidenten in Ansbach ernannt, führte er in den fränkischen Fürstenthümern eine Organisation nach preußischer Art ein. Große Schwierigkeiten entstanden ihm in der dortigen Verwaltung, nachdem diese Gebiete durch den Baseler Frieden neutralisirt waren. Mehrere kleine deutschen Fürsten versuchten, von dem neutralen Boden aus ihre Länder zu regieren und viele französische Emigrirte mit schwer zu befriedigenden Ansprüchen zogen sich dorthin zurück. Auch gegen das höhere Beamtenthum in Berlin sah S. sich genöthigt, diese Länder in Schutz zu nehmen. Namentlich wußte er die in Berlin beabsichtigte Einführung einzelner Titel des preußischen Landrechts, sowie der preußischen Accise abzuwenden. Am 1. September 1798 wurde er zum Geh. Oberfinanz-, Kriegs- und Domänenrath ernannt. Als solcher mußte er den Sitzungen in Berlin beiwohnen, die Stellung in Franken behielt er jedoch bei. In dieser wurden ihm im J. 1805 neue Schwierigkeiten bereitet durch den Aufenthalt der königl. Familie in Alexandersbad bei Wunsiedel, nicht minder aber durch Napoleon's Befehl, daß Bernadotte behufs Angriffs auf die Oesterreicher bei Ulm, ungeachtet der Neutralität durch die Fürstenthümer marschieren sollte. Es gelang ihm, durch Vertrag die Härten dieses Durchzugs zu mildern. Die 1806 erfolgte Abtretung Ansbachs an Baiern führte wiederum große Mißlichkeiten für Schuckmann's Verwaltung herbei, sie wurden jedoch durch seine Umsicht sehr gemindert. Diese fand besondere Anerkennung dadurch, daß ihm der König von Württemberg am 6. April 1806 die Stelle eines Finanzministers und der badische Hof ihm am 13. September 1806 eine Ministerstelle antragen ließ. Beides lehnte er ab, weil er nicht in die Dienste eines Herrn übergehen wollte, den vielleicht politische Verbindungen zum Feinde seines bisherigen Herrn machen könnten. Die Noth, in welche das Fürstenthum Baireuth durch den Durchmarsch Soult's gerieth, wurde von S. wesentlich gelindert. Am 8. October 1806 wurde er zum Kammerpräsidenten von Pommern ernannt. Bevor er dorthin überging, wurde er, mit Rücksicht auf eine vom

preußischen Generaladjutanten Grafen v. Götzen von Schlesien aus gegen Baireuth hin gemachte militärische Unternehmung, französischerseits am 10. Mai 1807 als verdächtig verhaftet und nach Mainz gebracht. Marschall Kellermann fand nichts Bedenkliches gegen ihn und so wurde ihm, auf Verwendung des badischen Hofes, gestattet, sich auf Ehrenwort in Heidelberg aufzuhalten. Beim Friedensschluß wurde er vergessen. Eine Verwendung durch Marschall Berthier bei Napoleon blieb ohne Erfolg. Inmittelst erstattete er am 26. August 1807 nach Berlin Bericht über seine Gefangenschaft und bat um Abschied. In dem Berichte sagte er, es sei ihm zum Verbrechen gemacht, die bairischen Werbungen in Baireuth nicht befördert und nicht gehindert zu haben, daß viele Gefangene sich in Schlesien unter preußischer Fahne gesammelt hätten. Der König ertheilte ihm am 6. October 1807 von Memel aus den Abschied und sprach ihm brieflich sein Bedauern aus, daß er unter Verleumdungen habe leiden müssen; er, der König, habe seine Verdienste gekannt und geschätzt, es sei aber keine Aussicht, ihn gut zu placiren. Erst mittelst Briefes vom 31. Januar 1808 theilte ihm der Erbprinz Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin aus Paris mit, daß es ihm gelungen sei, seine Freilassung zu erlangen. Diese selbst erfolgte jedoch erst am 5. Mai 1808. Für sein patriotisches Verhalten, wegen dessen er hatte leiden müssen, wurde ihm die Anerkennung der Landstände des Fürstenthums Baireuth zu theil: es sei einzig ihm zu verdanken, daß seit der französischen Besetzung so väterlich für das Land gesorgt worden sei. Nach seiner Freilassung wurden ihm von den Großherzögen von Baden und Hessen-Darmstadt Ministerposten angeboten; er lehnte jedoch wiederum ab und ließ sich 1809 in Hartlieb bei Breslau als Gutsbesitzer nieder. Nicht lange blieb er hier; die seiner würdige Stelle hatte sich gefunden: am 20. November 1810 wurde er zum Geh. Staatsrath und zum Vorstand der Abtheilungen für Handel und Gewerbe, sowie für Cultus und Unterricht im Ministerium des Innern ernannt. In dieser Stellung hat er die Universitäten zu Berlin und Breslau organisirt, das Turnwesen befördert und Verordnungen wegen Aufhebung von Handelsbeschränkungen, wie auch das Gesetz über die polizeilichen Verhältnisse der Gewerbe hervorgerufen. Im Auftrage Hardenberg's entwarf er 1811 die Edicte über bäuerliche Verhältnisse und über die Gemeinheitstheilungen. Durch Erlaß des Königs vom 3. Juli 1814 aus Paris wurde S. zum Minister des Innern ernannt neben Kircheisen als Justiz-, v. Bülow als Finanz-, v. Boyen als Kriegsminister, während Hardenberg den Vorsitz und das Aeußere führte. Gegen Ende des Jahres 1817 wurde ihm die Abtheilung für Cultus und Unterricht abgenommen, wogegen er die für Berg- und Hüttenwesen übernahm. Etwas später mußte Wittgenstein auch das Polizeifach an ihn abtreten. Infolgedessen wurde er in den „Ministerialausschuß für demagogische Umtriebe“ aufgenommen, wo v. Kamptz, Wittgenstein und Albrecht seine Genossen waren. Im April 1825 erhielt er das Großkreuz des kurhessischen Löwenordens. Viele Anerkennung wurde ihm zum 50jährigen Dienstjubiläum am 11. Januar 1829 zu theil. Der König verlieh ihm den schwarzen Adlerorden, der geh. Staatsrath ließ ihm durch eine Abordnung, an deren Spitze Herzog Karl von Mecklenburg stand, Glück wünschen, viele Behörden sandten Adressen und im ganzen Lande wurden Sammlungen zur Gründung eines nach S. zu nennenden Stipendiums für Studirende veranstaltet. Nachdem er 1830 vom Schlagfluß betroffen war, wurde ihm ein Theil der Geschäfte abgenommen. Von den übrigen Geschäften wurde er am 18. April 1834 entbunden. Zuvor, im Januar, hatte der König ihn in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Noch in demselben Jahre, am 17. September, starb er in Berlin und wurde auf der Lüttwitz'schen Besitzung in Gorkau am Zobtenberge in Schlesien beerdigt. — In der Gefangenschaft hatte er 1808 „Praktische Ideen über Finanzverbesserung“ ge-

schrieben und 1810 hatte er Bemerkungen zu v. Raumer's Schrift über die Einkommensteuer herausgegeben. Die „Staatszeitung“ in Berlin bezeugte bei seinem Tode, daß er „in der Gesetzgebung und Verwaltung unausgesetzt wirksam gewesen und sich als einer der ersten Staatsmänner Preußens bewährt“ habe. R. Köpke sagt in seiner Schrift „Die Gründung der königl. Friedrich Wilhelms-Universität in Berlin“ (Berlin 1860) von S.: „Er gehörte nicht zu den idealen Staatsmännern und machte kein Hehl daraus. Seine Ueberzeugung war, der Geist der Zeit schwärme in Theorien und gefalle sich in ihrem Spiel und Wechsel; die Idealisten und exaltirten Köpfe waren ihm zuwider. Wie er selbst ein strenger Geschäftsmann war, forderte er im Dienste des Königs unweigerlichen Gehorsam, Eifer, Pflichttreue und haushälterische Sparsamkeit; auch war er nicht geneigt, die Vertreter der Wissenschaft sanfter zu behandeln“. — S. war in erster Ehe vermählt mit Leopoldine Margarethe, Tochter des preußischen Generalmajors v. Röder; in zweiter mit Henriette, Tochter des Freiherrn v. Lüttwitz auf Mittelsteine; in dritter Ehe mit der letzteren Schwester Eleonore. Von acht Kindern aus den drei Ehen überlebten ihn drei Töchter und zwei Söhne (Oberbergrath Herrmann v. S. in Brieg und Kammerherr August Friedr. Karl v. S. auf Auras). Nach Verkauf des Guts Hartlieb gehörten zu seinem Nachlaß die Güter Bartsch und Culm im schlesischen Kreise Steinau, Althof-Naß bei Breslau und in Alt-Moabit bei Berlin.

Neuer Nekrolog d. Deutschen. Jahrg. 1834, Bd. 2, Nr. 263. — Biographie des königl. preuß. Staatsministers Frhrn. v. Schuckmann von Frhrn. v. Lüttwitz, Regierungspräsident a. D. in Gorkau. Leipzig 1835. — Varnhagen, Briefwechsel mit Oelsner. Stuttgart 1865. — Zeitgenossen, 3. Reihe, Nr. 39. — Stölzel, Brandenb.-Preußens Rechtsverwaltung u. Rechtsverfassung. Berlin 1888. Bd. 2, S. 422, 452, 459. — Nachrichten über die Familie v. Schuckmann von 1582—1888 von Jul. v. Schuckmann zu Bützow in Mecklenburg. Berlin 1888 (als Handschrift gedruckt), § 18.

Wippermann.

Schuderoff: Johann Georg Jonathan S., theologischer Schriftsteller am Ende des 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts, wurde in Gotha am 24. October 1766 als Sohn des dortigen Hofdiakonus, Georg Daniel S., geboren. Als dieser als Geistlicher nach Altenburg übersiedelte, erhielt der Knabe hier seine wissenschaftliche Vorbildung. Sehr jung bezog er die Universität Jena, deren Lehrer auf ihn einen großen Einfluß ausübten. Nachdem er für ein Jahr nach Altenburg als Hauslehrer zurückgekehrt war, trat er ins geistliche Amt. In Drackendorf bei Jena wurde er 1790 Substitut, zwei Jahre später Pfarrer. Sein Bedenken, die symbolischen Bücher zu unterschreiben, wurde durch die Vermittlung des Ministers v. Frankenberg gehoben. Nachdem er von 1798 an das Diakonat zu Altenburg bekleidet hatte, wurde ihm 1806 das Amt eines Oberpfarrers und Superintendenten in Ronneburg übertragen. Beim Reformationsjubiläum 1817 erhielt er von der theologischen Facultät der Universität Jena die Würde eines Doctors der Theologie. Als die separatistische Bewegung in seiner Ephorie eine Visitation und den bekannten Altenburger Consistorialerlaß vom 13. November 1838 zur Folge hatte, veröffentlichte er gegen denselben zwei Schriften, die seine Suspension veranlaßten. Nach der Aufhebung derselben stand er seinem Amte, von einem Adjunct unterstützt, bis zu seinem Tode im J. 1843 vor.

Neben dieser praktischen Wirksamkeit ging eine eifrige schriftstellerische und publicistische Thätigkeit her, die namentlich auf die die Zeit bewegenden Fragen einging und sich der Homiletik, der Kirchenverfassung und dem Schulwesen zuwandte. Dem ersteren Gebiete gehören verschiedene Predigtsammlungen an, die er namentlich während der Wirksamkeit in Drackendorf und Altenburg ver-

öffentlichte: „Moralisch-biblische Reden über biblische Texte“ (Halle 1794); „Predigten für Freunde der reinen Sittenlehre“ (2 Bde.); „Predigten über die Evangelien der Sonn- und Festtage“ (2 Bde.). Die Stimmungen der Freiheitskriege spiegeln wieder „Einige Predigten zur Erinnerung an des Vaterlandes drang- und sorgenvolle Zeit“, Leipzig 1814. „Predigt am Dankfeste für den bei Leipzig erfochtenen Sieg“, Ronneburg 1814. Seine theoretischen Anschauungen legte er nieder in seinen „Beiträgen zur Beförderung zweckmäßiger Kanzelvorträge“, Braunschweig 1796 und in dem „Versuch der Homiletik nebst einem beurtheilenden Verzeichnisse der seit Mosheim erschienenen Homiletiken“, Gotha 1797. Auch gab er mit J. F. Röhr und Fr. Schleiermacher heraus das „Neue Magazin von Fest-, Gelegenheits- und andren Predigten“. Neue Folge (Magdeburg 1823).

Eine Reihe von Schriften beschäftigt sich mit der kirchlichen Verfassung, dem Verhältniß von Staat und Kirche, wie der Vereinigung der evangelischen Confessionen. In freimüthiger Weise trat er hier für eine größere Freiheit der Kirche gegenüber dem Staate ein. 1814 erschienen die „Ansichten und Wünsche betreffend das protestantische Kirchenwesen und die protestantische Geistlichkeit“, im Jahre darauf die „Briefe über das protestantische Kirchenwesen“, im Jahre des Reformationsjubiläums 1817 „Grundzüge zur evangelisch-christlichen Kirchenverfassung und zum evangelischen Kirchenrechte“ und „Die Juristen in der protestantischen Kirche. Nach D. Martin Luther“, endlich 1831: „Ueber Consistorialverfassung“.

Das pädagogische Gebiet berühren „Briefe über moralische Erziehung in Hinsicht auf die neuste Philosophie“ (Leipzig 1792); „Materialien zur Beantwortung der künftigen Preisfrage: Soll man Kinder mit in Gesellschaft nehmen?“ (Leipzig 1794); „Ueber die Haupterfordernisse zu einem allgemeinen Religionskatechismus“ im Journal für Prediger. XXXIV, 369—376. Hierher gehört auch eine Reihe von Artikeln aus seiner Zeitschrift „Journal für Veredlung des Prediger- und Schullehrerstandes“, welches von 1808 an den Namen: „Neues Journal“ führte, von 1815 „Jahrbücher für das öffentliche Religions-, Schul- und Unterrichtswesen“, von 1817 „Jahrbücher des Religions-, Kirchen- und Schulwesens“ und von 1822 „Neue Jahrbücher“ hieß. Außerdem hat er zahlreiche Besprechungen der zeitgenössischen theologischen Litteratur in der Halleschen und Jenaischen Litteraturzeitung, in Hanstein's homiletisch-kritischen Blättern, wie in Wachler's Theologischen Annalen u. a. m. veröffentlicht.

J. Löbe und E. Löbe, Geschichte der Kirchen und Schulen des Herzogthums Sachsen-Altenburg. Altenburg 1884. S. 223 f. — Hamberger-Meusel, das gelehrte Teutschland. VII, 341. XI, 685. — Meusel, das gelehrte Teutschland im 19. Jahrhundert. VIII, 303—306. — Wilhelm Schröder, Dräseke und Schuderoff als Prediger. Altenburg 1821. — Sein Bild befindet sich vor der 2. Aufl. der Predigten an Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres (1816).

Georg Müller.

Schudt: Johann Jakob S., Schulmann und Orientalist, geboren am 14. Januar 1664 zu Frankfurt a. Main, † ebenda am 14. Februar 1722. Sein Vater, der lutherische Stadtpfarrer Konrad S. († am 22. März 1680), liebte die lateinische Sprache so, daß er selbst seine Predigten in derselben aufsetzte und hat dies vermuthlich das Interesse des reichbegabten, einzigen Sohnes, der ihm aus einer großen Kinderschar verblieben war, für die philologische Wissenschaft geweckt. Im Jahre 1671 kam Johann Jakob S. auf das Gymnasium seiner Vaterstadt, welches er 1680 verließ, um auf Spener's Rath in Wittenberg zu studiren. Er wandte sich zunächst dem Studium der Theologie

zu, ohne übrigens die Sprachen außer Acht zu lassen. Noch in demselben Jahre disputirte der 16jährige Jüngling öffentlich de Essenis, secta Judaeorum. 1684 begab er sich nach Hamburg, um besonders bei dem berühmten jüdischen Gelehrten Esra Edzardi, den auch August Hermann Francke aufgesucht hat, sich in den orientalischen Sprachen weiter auszubilden. 1689 kehrte er zu seiner Vaterstadt zurück, wo er mehrfach, z. B. gelegentlich der Wahl von Joseph I., predigte. Doch wandte er sich allmählich ganz dem Schulfache zu, er wurde zuerst 1691 praeceptor primarius am Gymnasium, 1695 Conrector und 1717, nach dem Tode Arnold's, Rector dieser Anstalt.

S. war ein grundgelehrter Mann, der eine große Fülle von Schriften erschienen ließ und einen außergewöhnlichen Briefwechsel führte. In der Mehrzahl seiner Werke beschäftigte er sich mit der Geschichte der Israeliten in älterer und neuerer Zeit, sowie mit der hebräischen Sprache. In seinem „Compendium historiae judaicae“ (1700) sammelt er besonders die Nachrichten aus heidnischen Schriftstellern über das Volk Israel, um den Albernheiten, Schmähungen und Lügen der Heiden entgegenzutreten, nicht sowol zur Rechtfertigung des jüdischen Volkes, als der alttestamentlichen Darstellung. Daß er auch ein praktisches Interesse an den Judenmissionen nahm, beweist der Anhang zu diesem Buche, welcher von der Methode der Judenbekehrung handelt. Das Interesse an diesem Missionswerke war in Frankfurt durch Spener erweckt und dann durch verschiedene Schriften von Diesenbach lebendig erhalten worden. So hat er auch eines damals vielgenannten Proselyten Bleibtreu sich freundlich angenommen. Die Verhältnisse der Juden in neuerer Zeit behandelt er in dem großen Werke: „Jüdische Denkwürdigkeiten“, 3 Theile, 1714, 4te Theil, 1717, welches eine ungemeine Fülle von Stoff enthält, aber ohne klare Ordnung und kritische Sichtung. Immerhin zeigt auch dieses vielcitirte Werk von einer außerordentlichen Belesenheit des Verfassers. Zum Scherze hat er 1716 herausgegeben: „Jüdisches Frankfurter und Prager Freuden-Fest wegen der höchst-glücklichen Geburth des Kayserlichen Erb-Printzens (Leopold)“, wobei er die hebräischen Berichte zu des curieusen Lesers sonderbarer Belustigung in das Hochdeutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen hat. Dabei hat er jedoch keinen Anstand genommen, die Ausgabe, welche der Frankfurter Rabbiner Grünhut von David Kimchi's Commentar zu den Psalmen 1712 veranstaltete, mit einem Vorworte zu versehen, hat also mit der Judenschaft fortdauernd in Berührung gestanden. Obwol entschiedener Lutheraner, hat er auch seine Schrift, Judaeus Christicida, dem Abte Adalbert von Fulda gewidmet, der ihm für die Uebersendung der vom Verfasser besonders geschätzten Vita Jephthae ein Geschenk geschickt hatte. Jene Schrift Judaeus Christicida, erschienen 1703, sollte den Nachweis liefern, daß die Juden um der Kreuzigung Christi willen schwere Strafen im Leiblichen, wie im Geistlichen, erlitten hätten. Außerdem veröffentlichte S. eine Anzahl Arbeiten, die in das Gebiet der classischen Philologie einschlugen, über Reden des Isokrates (in dem Fasciculus graecus), die Fabeln des Aesopus rc. Ein „Specimen compendii philologici“ erschien in erster Auflage 1704 ohne seinen Namen, in zweiter 1711 unter seinem Namen. Dahin gehören auch zahlreiche Dissertationen.

In das Gebiet der Pädagogik schlagen ein die „Monita Paterna“, die er bereits 1704 für einen früh vollendeten Sohn aufgesetzt hatte und nach dessen Tode zuerst lateinisch (1719), sodann deutsch (1720) herausgegeben hat. Es spricht sich darin ein frommer Sinn im Geiste des gemäßigten Pietismus aus. Diese Schrift scheint damals sehr geschätzt worden zu sein. Als Curiosum sei noch erwähnt die Abhandlung de probabili mundorum pluralitate (1721), deren Appendix eine oratio de nihilo mit allerhand Betrachtungen über das Nichts enthält. Schudt's Schriften sind auf der Frankfurter Stadtbibliothek fast voll-

ständig, meist mit eigenhändiger Widmung des Verfassers, vorhanden. Im Frankfurter Mercurius 1722, II. Stück S. 271, findet sich eine Lebensbeschreibung nebst einem eigenhändigen Verzeichniß der Schriften. Hinzuzufügen ist eine in das Gebiet der Tonkunst einschlagende Abhandlung de cantatricibus templi, welche in Ugolini Thesaurus art. Sacr. Tom. 32, pag. 656 steht, sowie einige andere kleinere Abhandlungen. Dechent.

Schuegraf: Joseph Rudolf S., baierischer Historiker, geb. am 8. Febr. 1790 zu Cham, † zu Regensburg am 28. October 1861. Wegen bedrängter Lage seines Vaters, eines Mautbeamten, ließ er das Gymnasialstudium in Amberg unvollendet und brachte sich zunächst in Subalternstellungen durch, wurde jedoch im J. 1813 zum Officier in der mobilen Legion des Unterdonaukreises ernannt, welche mit anderen baierischen Truppen bis in den Sommer des folgenden Jahres die Tiroler des Unterinnthales niederhalten mußte. Dann wurde S. noch Oberlieutenant in der Linie, aber im J. 1823, als bei der Armee große Reductionen eintraten, pensionirt. Da nun alle seine Versuche, eine passende Wiederverwendung zu finden, scheiterten, so warf er sich, angeregt durch die geschichtlichen Erinnerungen seiner Vaterstadt, mit Feuereifer auf historische Schriftstellerei. Gegenstand derselben war besonders die Ortsgeschichte des baierischen Waldes, sowie eines großen Theiles der Oberpfalz, dann infolge seiner Uebersiedlung nach Regensburg (1827) die Geschichte dieser Stadt und ihrer Umgebung. Dort hat er auch die Reste des ehemals reichsstädtischen Archives, das fürstprimatische und das bischöfliche Archiv geordnet. Seine zahlreichen Elaborate erschienen zumeist in Zeitschriften historischer Vereine, in Localblättern und Journalen, zum Theile auch noch separat. Selbst seine umfangreiche, werthvolle „Geschichte des Domes von Regensburg und der dazu gehörigen Gebäude“ wurde zunächst als Bestandtheil der Bände XI (1847) und XII (1848) der Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg gedruckt, wozu Nachträge in den Bänden XVI (1855) und XVIII (1858) dieser Vereinszeitschrift kamen. Trotz unermüdlicher Thätigkeit konnte S. sich und seine Familie nicht vor Mangel schützen.

Hugo Graf v. Walderdorff, Joseph Rudolph Schuegraf. Ein Lebensbild. Mit Nachrichten über den österreichischen Erbfolgekrieg und die französischen Kriege (Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg XXVII. Band, 1871, S. 125 ff.). v. Oefele.

Schuh: Franz S., berühmter Chirurg, war geboren zu Ybbs in Niederösterreich am 17. October 1804; sein Vater war ein unbemittelter Mann, wahrscheinlich Küster oder Kirchendiener und Musiker. Den Gymnasialunterricht erhielt er in den Stiftern Seitenstetten und Kremsmünster; in letzterem hatte er als Kirchenmusiker Wohnung und Kost und erwarb sich seinen weiteren Unterhalt dadurch, daß er Unterricht im Violinspiel ertheilte. Schon zu jener Zeit wurde er von einem Leiden gequält (Wassersucht der Oberkieferhöhle), das ihn in Gestalt von Neuralgieen sein ganzes Leben lang nicht verlassen hat. Zum Studium anfänglich der Rechte, dann der Medicin kam er 1825 nach Wien und wurde 1831 daselbst zum Dr. med. et chir. promovirt, mit der Inaug.-Dissert. „Experimenta de influxu venenorum nonnullorum in oeconomiam animalem c. tab.“, gestützt auf ganz neue, in dem Institut des Professors der Physiologie Czermak gemachte Versuche. 1832 wurde er in das unter Leitung des Prof. Baron v. Wattmann stehende Operateur-Institut aufgenommen, darauf zum klinischen Assistenten desselben und 1836 an der Chirurgen-Schule zu Salzburg zum Professor ernannt, indessen nicht für die Chirurgie, sondern für die Vorbereitungswissenschaften Chemie, Physik, Naturgeschichte. Jedoch schon 1837 wurde er nach Wien als Primarchirurg des Allgemeinen Krankenhauses zurückberufen

und, nachdem er 1840 eine Theilung der chirurgischen Klinik durchgesetzt hatte, wurde er 1841 zum außerordentlichen, 1842 zum ordentlichen Professor, 1843 zum Vorstande des Operateur-Institutes ernannt, Stellungen, in welchen er bis zu seinem Lebensende verblieben ist. — Die medicinische Bildung Schuh's fiel in eine Zeit, in welcher die neue Wiener Schule im Entstehen begriffen war. Johann Wagner, Professor der pathologischen Anatomie, der 1832 starb, hatte zu der pathologisch-anatomischen Schule den ersten Grund gelegt, auf welchem der geniale Rokitansky fortbaute. Ihm schloß sich Skoda an, dessen Verdienste um die Diagnostik der Brustkrankheiten weltbekannt sind. Streben nach Wahrheit, auf dem Wege der treuen naturwissenschaftlichen Forschung, war der Wahlspruch der Gründer der jungen Schule, welcher sich mit Leidenschaft S. als Vertreter der Chirurgie angeschlossen hatte. Gründliche Kenntniß der pathologischen Anatomie, genaue Beobachtung des Kranken, die Benutzung aller diagnostischen Hilfsmittel, skeptische und klare Erwägung des Gegebenen, strenge Logik in seinen Schlüssen zeichneten S. bei Stellung der Diagnose aus; aus der richtigen Erkenntniß des pathologischen Processes entwickelte er die Prognose und die Anzeigen zu seiner stets einfachen Therapie. Seine sichere Diagnose, reiche Erfahrung, seltene Umsicht und mit Besonnenheit und Geistesgegenwart verbundene Sicherheit gestalteten ihn zu einem ausgezeichneten Operateur, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen. Unvergessen ist die von ihm zum ersten Male (1840) auf Skoda's Abtheilung ausgeführte Punction des Herzbeutels, zu welcher Operation unter den damaligen Verhältnissen ein Muth gehörte, den nur die aus dem Wissen hervorgegangene Ueberzeugung geben kann. Schuh's erfolgreiche Thätigkeit als Schriftsteller begann im J. 1838. 97 Aufsätze, welche er von dieser Zeit an, bis zur letzten Woche seines Lebens, in verschiedenen Fach-Zeitschriften (namentlich den Oesterreich. med. Jahrbüchern, der Zeitschrift der Gesellschaft der Aerzte in Wien, Prager Vierteljahrschrift, Roser's und Wunderlich's Archiv, Wiener med. Wochenschrift, Zeitschr. f. prakt. Heilkunde, Allgemeine med. Zeitung, Medic. Presse) niederlegte, bilden einen überaus wichtigen Beitrag zur Geschichte der Chirurgie in der Mitte des 19. Jahrhunderts, indem er in ihnen seine vorurtheilsfreien Ansichten und seine werthvollen Erfahrungen über die wichtigsten Fragen und Erfindungen dieser Zeit mittheilte. Epochemachend waren darunter die Abhandlungen: „Ueber den Einfluß der Perkussion und Auskultation auf die chirurgische Praxis, nebst einigen Versuchen über das Eindringen der Luft in die Brusthöhle" und die „Erfahrungen über die Paracentese der Brust und des Herzbeutels". Besonders ausgezeichnete und lehrreiche Abhandlungen sind noch die über Contracturen des Kniegelenks und Ankylosen, über Verengerungen der Harnröhre und den äußeren Harnröhrenschnitt, über die Einklemmung der Unterleibsbrüche, über Nervenresectionen, über das pyämische Fieber und über Pseudoplasmen. Den letzteren hatte S. eifrige Studien gewidmet und die Früchte derselben zuerst in einzelnen Aufsätzen, dann in einem eigenen Werke „Ueber die Erkenntniß der Pseudoplasmen" 1851, welchem als neue Auflage die „Pathologie und Therapie der Pseudoplasmen" 1854 folgte, gewidmet. In beiden Werken wurde die Mikroskopie in die Praxis der Chirurgie eingeführt und der Lehre von den pathologischen Neubildungen ein festerer Halt zu geben versucht. Eine weitere, höchst werthvolle Schrift war: „Ueber Gesichtsneuralgien und über die Erfolge der dagegen vorgenommenen Operationen", 1858. S. konnte aus eigenster Erfahrung an sich sprechen, da er selbst ein Märtyrer der Gesichtsneuralgien war. Nach seinem Ableben erschienen noch: „Abhandlungen aus dem Gebiete der Chirurgie und Operationslehre. Nach des Verfassers Tode gesammelt", 1867, jedoch nur einen Theil seiner zahlreichen Arbeiten enthaltend.

S. war ein vortrefflicher Lehrer; nicht verschwenderisch mit Worten, war er immer klar und leicht faßlich. Alles, was er sprach, war wohl überlegt und von eigenthümlicher Bedächtigkeit bei dem sonst so raschen und sanguinischen Manne. Wie er als Lehrer gewirkt, zeigt die Reihe glänzender Namen, die unter seiner Leitung in dem Operateurinstitut aus der großen Zahl von dessen Schülern hervorgegangen sind. Mit vorzüglichem Takte erkannte er bald den Charakter eines jeden Einzelnen. Allen war er ein wohlwollender, gütiger Freund, den Mittellosen ein zartfühlender Wohlthäter, besonders wenn er in denselben Strebsamkeit und Talent erkannte. Für ihre Zukunft sorgte er väterlich und viele seiner ehemaligen Schüler haben eine glänzende Existenz gefunden. Unkenntniß, Nachlässigkeit und Ungeschicklichkeit hatten aber in ihm einen erbitterten Feind und bei solcher Gelegenheit trat seine ganze Energie und Derbheit zu Tage. In seinen Operationen zeigte S. die größte Präcision, Schnelligkeit und Gewandtheit, nach zuvoriger sorgfältigster Erwägung und Erörterung des Krankheitsfalles. Wenn Gefahr im Verzuge war, da folgten Erkenntniß des Uebels und operatives Einschreiten Schlag auf Schlag. Sein Instrumentenapparat war der denkbar einfachste, wie ihn jeder praktische Chirurg haben kann, von complicirten Instrumenten wurde nur sehr selten Gebrauch gemacht. — Als Arzt war S. voll Theilnahme und Aufopferung für die Kranken; seiner Klinik und Poliklinik widmete er viel Zeit und Mühe. Seine Therapie war von wunderbarer Einfachheit, mit wenigen äußerlichen Mitteln und einer geringen Zahl von Medicamenten sich begnügend; Aderlaß und andere Blutentziehungen waren auf das äußerste eingeschränkt. — Als Mensch war S. von liebenswürdiger und gewinnender Einfachheit und freundlichem Entgegenkommen, ein treuer, opferfähiger Freund, ein nachgiebiger College, Kriecherei und Schmeichelei waren ihm unbekannt und die Dummheit geißelte er mit ätzendem Spott bei Hoch und Niedrig. Seit frühester Jugend ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik, fehlte er bei keinem größeren Concert und selbst Virtuose auf der Violine, versammelte er allwöchentlich bei sich einen gewählten Kreis von Musikern zur Aufführung classischer Musik. — Die äußeren Ehrenbezeigungen, welche einem Manne von solchem Verdienst hätten zu theil werden können, waren sehr gering; er erhielt 1860 den Titel eines k. k. Regierungsrathes, das war Alles. — Nach einem Krankenlager von nur wenigen Tagen, starb er am 22. December 1865, an einer nicht näher aufgeklärten Krankheit. Die dankbare Nachwelt stellte, 10 Jahre nach seinem Tode, 1875, seine Büste zum Andenken auf einem der Höfe des Allgemeinen Krankenhauses, des Schauplatzes seiner vieljährigen ruhmvollen Thätigkeit, auf.

Wiener Medicinische Presse 1866. S. 26, 52, 89. Ein Nachruf. — v. Dumreicher in Wiener Medicinische Wochenschrift 1866. S. 409. Gedenk-Rede. — v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 32, 1876. S. 137.

E. Gurlt.

Schuhbauer: Lucas S., geb. zu Lechfeld bei Augsburg am 25. Dec. 1753 († nach 1812), ein hochgebildeter, sehr unterrichteter verdienstvoller Mann, hervorragender musikalischer Dilettant, dem man einige, s. Z. sehr beliebte Opern verdankt, erhielt seinen ersten Unterricht im Kloster Zwiefalten, kam dann seiner guten Sopranstimme wegen ins Seminar nach Augsburg, besuchte darauf das Seminar in Neuburg, allwo die Musik damals in hoher Blüthe stand und namentlich durch die Eleven ein ausgezeichnetes Orchester gebildet werden konnte, und vollendete zuletzt seine Studien auf der Universität Ingolstadt. Er widmete sich der Medicin und kam bald als Stadtphysikus nach München, wurde dort vom Kurfürsten Karl Theodor, der in ihm den Künstler, Gelehrten und vorzüglichen Arzt

kennen und schätzen gelernt hatte, zum Criminal- und Polizeiphysikus, 1791 zum Medicinalrath und Hofarzt ernannt und 1799 in gleicher Eigenschaft zur damals neuerrichteten Generallandesdirection versetzt. Während seiner wissenschaftlichen Studien gab er sich mit Leidenschaft und seltenem Erfolge musikalischen Uebungen hin, so daß er unter seinen Mitschülern stets die erste Stelle als Sänger und Clavierspieler einnahm. Sein sich glücklich entwickelndes Talent, seine musikalischen Kenntnisse veranlaßten ihn schon frühe zu Compositionsversuchen, die mit Theilnahme und Interesse aufgenommen wurden. Er lernte die Singstimme richtig behandeln und die Instrumente zu schönen Effecten verbinden. Nach seiner Uebersiedlung nach München mußte der stete Umgang mit Künstlern und Tonsetzern sehr anregend auf ihn wirken und als er seine erste Oper: „Die Dorfdeputirten" nach Goldoni von Heermann 1783 im Hoftheater zur Aufführung brachte, erhielt diese durch Frische und Originalität der Gedanken sich auszeichnende Musik großen Beifall. Man rühmte an ihr, wie an der zweiten: „Die treuen Köhler" (1786) den richtigen Satz, die glückliche Charakterzeichnung, den melodisch einfachen, schönen Gesang, die wirkungsvolle Instrumentation, kurz den verständigen, denkenden, geschmack- und gefühlvollen Künstler. Ob die Musik zu Babo's glänzend durchgefallenem „Lustlager" (1784) auch von S. oder einem Namensvetter von ihm herrührte, vermögen wir nicht zu sagen. Man nennt nur noch eine Composition Schubauer's, die des 107. Psalms nach Mendelssohn's Uebersetzung, welche in einem Akademieconcerte in München mit ungewöhnlichem Erfolge aufgeführt wurde. Er schrieb auch mehrere Claviersonaten, ein Clavierconcert und viele Gesangstücke, denn mit treuer Anhänglichkeit blieb er seinen musikalischen Beschäftigungen stets ergeben, aber in die Oeffentlichkeit gelangten dieselben ferner nicht. Seine Singspiele jedoch wurden im Clavierauszuge veröffentlicht. Einige musikalische Aufsätze aus seiner Feder (das Horn, G. Benda, die pfalzbairische Schule) finden sich im Aprilheft von Wieland's Merkur, 1801. Auf seine zahlreichen medicinischen Arbeiten können wir hier nicht weiter eingehen. Voraussichtlich haben ihn später gehäufte Berufsgeschäfte abgehalten, seine so erfolgreich begonnenen Arbeiten für die Bühne fortzusetzen. S., der sich als vortrefflicher Arzt um den Staat, ja um die leidende Menschheit seltene Verdienste erwarb, genoß seiner Gelehrsamkeit und Menschenfreundlichkeit wegen, denen sich ein tadelloser Charakter beigesellte, hohes Ansehen. — Seine Tochter, Therese, geb. am 22. März 1786, auf die des Vaters musikalisches Talent übergegangen war, von Knechtl im Clavierspiel, vom k. Hoforganisten J. N. Kalcher im Generalbaß unterrichtet, wurde eine ausgezeichnete Virtuosin. Sie ward 1806 als Kammerdienerin der Königin von Baiern angestellt und heirathete 1810 den ehemaligen Hofschauspieler und nachmaligen Siegelamtscontrolleur C. Hagemann.

Schletterer.

Schulcken: Adolph S., katholischer Geistlicher aus Geldern (Geburtsjahr unbekannt), † zu Köln am 11. März 1626. Als er 1606 Decan der Artistenfacultät wurde, war er Licentiat der Theologie, apostolischer Protonotar, Canonicus am Dome, Propst von St. Maria ad gradus und Pfarrer von Klein-Martin in Köln. 1613 war er auch Doctor und Professor der Theologie. Am 6. Febr. 1623 ernannte ihn der Erzbischof Ferdinand von Baiern (A. D. B. VI, 691) zum Generalvicar. Vom 2. Dec. 1623 bis 8. Oct. 1625 war er auch Rector der Universität zu Köln. Gedruckt sind von ihm einige lateinische Gelegenheitspredigten: „Dankpredigt für den Sieg Ferdinands II. über die Böhmen", 1620; „Leichenrede auf den Erzherzog Albert", 1621; „Festrede bei der Feier der Heiligsprechung des Ignatius von Loyola und des Franz Xavier in St. Andreas in Köln", 1622; „Zwei Reden auf die h. Theresia", 1622. 1613 erschien zu Köln „Apologia Adolphi Schulckenii Geldriensis, SS. Theol. apud

Ubios Doctoris et Prof. atque ad D. Martinum Pastoris, pro Roberto Bellarmino Card. de potestate Rom. Pontificis temporali adversus librum Rogeri Widdringtoni Catholici Angli", dem Erzbischof Ferdinand gewidmet, dessen Beichtvater früher Bellarmin gewesen war (abgedruckt im 2. Bande von Roccaberti's Bibliotheca Pontificia). Zu diesem merkwürdigen Buche hat aber S. nur den Namen hergegeben; verfaßt ist es von Bellarmin selbst. — S. bestimmte einen Theil seines Vermögens zu einer Studienstiftung (Schulckeniana), die noch jetzt in Köln verwaltet wird.

Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis, s. v. — J. v. Bianco, Die Universität Köln, 2. Aufl., 2. Thl., S. 874 (Die Studienstiftung). — Döllinger-Reusch, Selbstbiographie Bellarmin's, S. 219.

Reusch.

Schuldorp: Marquard S., um 1495 zu Kiel geboren, ward am 13. Juni 1521 in Wittenberg inscribirt. Er wurde hier besonders mit Nicolaus v. Amsdorf befreundet und trat später, als Luther von der Wartburg nach Wittenberg zurückgekehrt war, auch zu diesem in ein näheres Verhältniß. Im J. 1525 scheint er sich in Magdeburg aufgehalten zu haben, wo seit September 1524 Amsdorf in Wirksamkeit stand; vielleicht ist er mit diesem hierher gezogen. Hier heirathete er (jedenfalls vor Ausgang des Jahres 1525) seiner Schwester Tochter, eine Ehe, an der viele, auch zum Theil solche, die der Reformation zugethan waren, schweren Anstoß nahmen, die aber Luther billigte. Luther berief sich vor allem darauf, daß eine solche Ehe im Gesetze Mosis nicht verboten sei, und daß auch der Papst sie, wenn auch freilich nur durch Dispensation und gegen Zahlung der Gebühren für diese, gestatte; also könne sie auch an sich nicht Unrecht sein. Im J. 1527 (nach andern schon 1526) ward S. vom Herzog Friedrich, dem spätern König Friedrich I., als erster evangelischer Prediger am Dom nach Schleswig berufen. Hier hatte ein Mönch Friedrich etwas ungestüm die Reformation einzuführen versucht, ohne damit durchdringen zu können; S. wurde nach einer eindringlichen Predigt vom Rathe und der Gemeinde einstimmig angenommen und verblieb in seinem Amte, obschon das Domcapitel sich ihm widersetzte. Am 16. Juli 1528 richtete er „deutsche Messe und Vesper" ein, er predigte unermüdlich, oft an einem Sonntage oder Festtage viermal. Als der bekannte Wiedertäufer und Schwärmer Melchior Hoffmann (vgl. A. D. B. XII, S. 636) nach Holstein gekommen war und namentlich in Kiel sein Wesen trieb, ließ S. im J. 1528 eine Schrift gegen ihn ausgehen, in welcher er die lutherische Lehre vom heiligen Abendmahl gegen ihn vertheidigte. Hoffmann antwortete außerordentlich heftig und warf dabei S. namentlich seine Ehe mit seiner Nichte als Blutschande und somit als einen in der Christenheit nicht zu duldenden Gräuel vor. S., der wegen dieser seiner Ehe auch in Schleswig von kirchlichen Feinden und Freunden viel zu erdulden hatte, antwortete auf diese Hoffmann'schen Vorwürfe in einem niederdeutschen Brief an die Gläubigen der Stadt Kiel (1529); als Anhang zu diesem Briefe und, wie es scheint, auch als besondere Schrift ließ er zwei Briefe von Amsdorf und Luther abdrucken, welche diese ihm schon vor Jahren geschrieben hatten, um ihn betreffs der Rechtmäßigkeit seiner Ehe zu trösten. Wahrscheinlich waren diese doch mehr persönlichen Zerwürfnisse Ursache, daß S., soviel uns bekannt, nicht mit zur Theilnahme an dem Flensburger Gespräche, das am 8. April 1529 mit Hoffmann gehalten wurde und infolge dessen dieser Schleswig und Holstein meiden mußte, berufen ward. Er starb nicht lange danach, am 13. August 1529, an einer schrecklichen ansteckenden Krankheit, dem sog. englischen Schweiß. — Detlev S., der hamburgische Bürger und spätere Rathsherr, der in Hamburg mit dem Münzwardein Dirik

Ostorp zuerst (schon seit 1522) für die reine Lehre eintrat und hernach um die Einführung der Reformation in Hamburg die größten Verdienste hat, stammt auch aus Kiel; es ist nicht unwahrscheinlich, daß er ein Verwandter, vielleicht sogar ein Bruder unseres Marquard S. ist; doch fehlt es bisher an einem sichern Nachweis hierfür.

Wir kennen zwei Briefe Luther's an Marquard S., in welchen Luther dessen Ehe rechtfertigt; diesen beiden ist jedenfalls noch einer vorausgegangen; der erste der uns bekannten ist vom 22. December 1525 und ist abgedruckt in der Briegerschen Zeitschrift für Kirchengeschichte, Band 1, S. 321 f.; der andere ist vom 5. Januar 1526 und findet sich bei de Wette, Briefe Luther's, Band 3, S. 83 ff. (vgl. auch Band VI, S. 595) und in der Erlanger Ausgabe der Werke Luther's, Band 53, S. 364 ff.; dieser letztere ist der von Schuldorp in seiner Schrift gegen Hoffmann abgedruckte. — Moller, Cimbria literata I, S. 604. — Jöcher, IV, Sp. 376. — Krohn, Geschichte der Wiedertäufer, Leipzig 1758, S. 135 ff. — Nordalbingische Studien II, S. 131. — Sach, Geschichte der Stadt Schleswig, S. 203 f. — Foerstemann, Album academiae Vitebergensis, pag. 105. — Warum Zedler (Band 35, Sp. 1467 f.) und nach ihm einige andere Marquard S. als Prediger in Kiel gewesen sein lassen, ist nicht deutlich; jedenfalls ist es unrichtig. — Ueber Detlev S. vgl. Sillem, Einführung der Reformation in Hamburg, S. 24 u. S. 175; am letzteren Orte wird auch auf einen Johannes S. aufmerksam gemacht, der 1528 Domherr in Schleswig war. Ferner: Mittheilungen des Vereins für hamburgische Geschichte, 5. Jahrgang, S. 125 und S. 137 ff.

Bertheau.

Schüle: Johann Heinrich v. S. ist als der eigentliche Begründer der deutschen, ja europäischen Kattundruckerei anzusehen. Allerdings war diese Kunst schon vor ihm bekannt und wurde zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Augsburg und Hamburg praktisch geübt, aber sie entbehrte noch jener Vollkommenheit, welche ihr für das Alltagsleben eine so große Bedeutung und Verbreitung verliehen hat. Die Drucke, welche vor ihm hergestellt wurden, ermangelten der Reinheit und Dauerhaftigkeit. Diesen Uebelstand zu beseitigen, studirte er unabläſsig die Farben und ihre Verwendbarkeit. Nachdem er hinter dies Geheimniß gekommen war, ging er einen Schritt weiter, indem er für die Uebertragung der Zeichnungen die Kupferplatten wählte, wodurch es erst gelang, die ersteren in einer bis dahin unerreichten Schönheit und Reinheit wiederzugeben. Endlich aber glückte es ihm Gold und Silber in den Kattun zu malen, wodurch seine Producte jenen Glanz erhielten, der ihre Einführung in den täglichen Gebrauch am meisten förderte. Am 1. Juli 1759 eröffnete er zu Augsburg vor dem rothen Thor seine Fabrik, welche durch ihre Leistungen und inneren Einrichtungen sich in Bälde einen Weltruf gewann. In England, Frankreich, Rußland, Polen, Portugal, Spanien, Italien und Holland fanden seine Erzeugnisse rasch Eingang und zwangen ihn sein Geschäft, um der Nachfrage zu genügen, zu vergrößern, ja sogar an andern Orten Fabriken zu erbauen. So gründete er 1766 eine Kattunfabrik in Heidenheim an der Brenz in Gemeinschaft mit einem gewissen Mebold, daher die Firma: Mebold & Schüle; 1768 betheiligte er sich an der Fabrik, welche zu Fridau in Oesterreich von den Herren v. Grechtler und Fries errichtet wurde. Naturgemäß stachelte sein Vorgang zur Nacheiferung an, so daß auch andere Kattundruckereien in Augsburg entstanden, wie andererseits dadurch die Textilindustrie sich eines bedeutenden Aufschwunges erfreute, der auch darin bestand, daß die Weberei sich auf seine Veranlassung dahin fortbildete, feinere und breitere Waaren zu wirken. Daß jene Zeit der gewerblichen Entwicklung ein besonderes Augenmerk zuwandte, ist bekannt; eine Bestätigung er-

hält diese Thatsache durch den Umstand, daß Kaiser Joseph II. den genialen Augsburger Industriellen am 16. Februar 1772 in den Adelstand erhob und zum kaiserlichen Rath ernannte und seine Mödel und Zeichnungen vor Nachahmung schützte. Im Jahre 1792 übergab S. sein blühendes, einen Weltruf genießendes Geschäft seinen beiden Söhnen, die aber weder die unermüdliche Thatkraft, noch den erfinderischen Geist ihres Vaters besaßen, so daß dasselbe sichtlich zurückging und von anderen gleichen Unternehmungen, besonders von den Firmen: Schöppler und Hartmann — die heute noch als Actienunternehmen „Kattunfabrik Augsburg" besteht — und Frölich überflügelt wurde. Den alten Mann kümmerte der Niedergang seiner Gründung so sehr, daß er 1802, schon 80 Jahre alt, wieder zur Arbeit griff, bis ihn nach einigen Jahren der Tod davon abrief. Sein Geschäft überdauerte ihn nur um wenig Jahre, aber der Antrieb, den er dem Gewerbsgeist überhaupt, der Kattundruckerei durch seine Erfindungen insbesondere gegeben hat, ist noch heute wirksam, nicht am wenigsten in seiner Vaterstadt, die sich seitdem zu einer der ersten Industriestädte in Deutschland ausgewachsen hat. Neben Schüle's Namen darf aber eine Künstlerin, die Frau Friedrichs, nicht vergessen werden: sie förderte durch ihre vorzüglichen Musterzeichnungen in ganz hervorragendem Maße die Leistungen Schüle's und den Ruf derselben.

P. v. Stetten, der Jüngere, Kunst-, Gewerbe- und Handwerks-Geschichte der Reichsstadt Augsburg. — Kurrer und Kreutzberg, Geschichte der Zeugdruckerei.

Wilhelm Vogt.

Schulenburg: Achaz v. der S., preußischer Generallieutenant, am 17. Oct. 1669 zu Apenburg in der Altmark geboren, studirte auf der Universität zu Frankfurt an der Oder und dann auf der Ritterakademie zu Wolfenbüttel, ward 1688 von Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg als Hofjunker angestellt, begleitete diesen Fürsten 1689 in den Krieg am Rhein und trat 1690 als Cornet bei der Garde du Corps in den brandenburgischen Kriegsdienst. In diesem nahm er an verschiedenen Feldzügen des dritten Raub- und des Spanischen Erbfolgekrieges auf dem niederländischen Schauplatze, seit 1702 mit dem Leibregiment zu Pferd, dessen Oberst er 1709 wurde, und, als Commandeur des v. Heyden'schen Regiments, 1715 am Feldzuge in Pommern theil. Am 2. April 1717 erhielt er den Befehl in Halberstadt ein neues Dragonerregiment (Nr. 5), das nachmalige Regiment Bayreuth-Dragoner, jetzt Kürassierregiment Königin (Pommersches) Nr. 2 zu errichten, welches dann nach Pasewalk und anderen kleinen pommerschen Städten in Garnison kam. Der Angehörigen desselben nahm er sich auch in geistiger und religiöser Beziehung an, indem er in den Garnisonorten Schulen für die Soldatenkinder begründete, das Neue Testament, ein Gebet- und ein Gesangbuch auf seine Kosten drucken ließ und unentgeltlich an die Soldaten vertheilte, auch bei König Friedrich Wilhelm I., welcher ihm sehr gewogen war, die Anstellung eines eigenen Feldpredigers bei dem Regimente erwirkte. 1728 ward er zum Generallieutenant befördert. Am 22. October 1730 ernannte ihn der König zum Vorsitzenden des Kriegsgerichtes, welches über „Prinz Friedrich, den gewesenen Lieutenant v. Katte, die Lieutenants v. Ingersleben und Spaen und den desertirten Lieutenant v. Keith" zu Recht erkennen sollte. Am 25. d. M. versammelte sich das Kriegsgericht im Schlosse zu Köpenick. Am 27. ward der Spruch gefällt. Eine Meinungsverschiedenheit unter den Richtern bestand nur hinsichtlich des Lieutenants v. Katte. Es standen drei Todesurtheile gegen zwei mildere. Von des Vorsitzenden Wahrspruche hing das Schicksal des Angeklagten ab. Wenn durch dasselbe Stimmengleichheit eintrat, so galt nach den Kriegsrechten die mildere Meinung als der Gesammtwille. S.

schloß sich dieser Meinung an, indem er auf ewiges Gefängniß erkannte. Der König war mit dem Spruche nicht einverstanden. Er schickte denselben zurück und schrieb dazu „Sie sollen Recht sprechen und nit mit dem Flederwisch darüber gehen". Neben diesem Ausdrucke des königlichen Unwillens vermerkte S. in den Acten mit zitternder Hand drei Stellen der Heiligen Schrift, darunter das Wort „Sehet zu, was Ihr thut, denn Ihr haltet das Gericht nicht den Menschen, sondern dem Herrn". Die Richter traten am 31. von neuem zusammen und blieben bei dem Urtheile, welches sie als das richtige erkannt hatten. Der König aber faßte seine Stellung als Kriegsherr und oberster Richter dahin auf, daß er das Urtheil nicht nur mildern, sondern auch schärfen könne, und ließ Katte enthaupten. In Beziehung auf die Schuld des Prinzen Friedrich hatte unter den Richtern volle Uebereinstimmung geherrscht. Sie hielten sich für nicht zuständig und bezeichneten den Gegenstand der Anklage als eine Staats- und Familiensache, „welche einzusehen und zu beurtheilen ein Kriegsgericht sich nicht erkühnen darf". Dabei beruhigte sich der König. S. starb am 9. August 1731 zu Berlin.

J. F. Danneil, Das Geschlecht der v. d. Schulenburg, 2. Bd., S. 191, Salzwedel 1847. Danneil gab ferner heraus: Vollständige Sprüche des Köpenicker Kriegsgerichts, Berlin 1861. — Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 3. Thl., Berlin 1790.

B. Poten.

Schulenburg: Adolf Friedrich Graf v. der S., preußischer Generallieutenant, ein Sohn des braunschweig-lüneburgischen Geheimen Rathes Friedrich Achaz v. d. S. auf Hehlen an der Weser und einer Schwester des Feldmarschalls Mathias Johann Graf v. d. S., ward am 8. December 1685 zu Wolfenbüttel geboren, besuchte die Ritterakademie zu Lüneburg, studirte drei Jahre zu Utrecht, reiste, trat 1705 in den kurhannoverschen Heeresdienst und nahm zuerst als Freiwilliger, als welcher er am 23. Mai 1706 in der Schlacht bei Ramillies focht, dann in den Reihen des Reuter-Regiments seines Oheims, des Generals Alexander v. d. S., am Spanischen Erbfolgekriege auf dem niederländischen Kriegsschauplatze theil. 1706 ward er Rittmeister, 1711 Major. Als 1713 der Friedensschluß bevorstand, vertauschte er den hannoverschen Dienst mit dem preußischen. Am 2. März jenes Jahres ward er zum Oberstlieutenant beim Dragonerregiment von Blanckensee ernannt, machte den Feldzug in Pommern mit und wurde 1718 zum Oberst, 1724 zum Chef des Grenadier-Regiments zu Pferd, 1728 zum Generalmajor ernannt. König Friedrich Wilhelm I. zog ihn auch zu nichtsoldatischen Geschäften heran. So gebrauchte er ihn als Vermittler in Streitigkeiten, welche sich zwischen ihm selbst und Mitgliedern der Magdeburgischen Ritterschaft, den sogenannten Renitenten, unter denen Schulenburg's Verwandte und Freunde eine Rolle spielten, wegen der 1717 vom Könige verfügten, von den Rittern als ihre Gerechtsame beeinträchtigend erachteten Aufhebung des bestehenden Lehensverhältnisses erhoben hatten. Der König forderte die Entrichtung einer Geldabgabe statt der bisherigen Stellung von Lehenspferden, die Renitenten weigerten sich zu zahlen und führten Klage beim Reichshofrathe. Die Bemühungen Schulenburg's hatten indeß geringen Erfolg, nur einen seiner Geschlechtsvettern konnte er zum Rücktritte von der Verbindung bestimmen und der König unterlag in dem Rechtsstreite. 1731 sandte letzterer S. nach Wien an den Hof Kaiser Karl's VI., von welchem jener 1728 in den Reichsgrafenstand erhoben worden war, um die Verlobung des Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig anzuzeigen. Im Sommer 1732 nahm der König ihn mit nach Böhmen zu den Zusammenkünften, welche er mit dem Kaiser zu Kladrub und hinterher zu Prag hatte, 1734 gab er ihn nebst dem

General v. Kleist, den letzteren zur Vertretung des infanteristischen Interesses, während S. das cavalleristische Fach wahrnehmen sollte, beide aber als „alte und wol versuchte Soldaten“ und als „ehrlich brave Leute, welche das Vertrauen des Kronprinzen verdienten“, dem letzteren zur Begleitung in den Feldzug am Rhein mit; zugleich sollten sie die Aufsicht über Seiner Majestät drei Vettern führen, welche ebenfalls den Krieg mitmachten. S. war dem Kronprinzen aus dessen Küstriner Zeit bekannt. Da des Ersteren Garnison das benachbarte Landsberg an der Warthe war, so hatten mehrfache Berührungen stattgefunden, welche damals S. zu mancherlei nicht sehr günstigen Beurtheilungen des Prinzen Anlaß gaben. Es war die Rede davon gewesen, daß S. an die Spitze des prinzlichen Hofstaates berufen werden würde und Seckendorff nannte ihn dem Prinzen Eugen als für den Posten sehr geeignet, er wurde es aber nicht. Seckendorff hatte überhaupt von S. eine hohe Meinung. „Unter allen hier befindlichen Officieren und Anderen vom Adel ist keiner zu finden, der in Verstand, Manieren und Ehrlichkeit dem S. zu vergleichen“. Während des Rheinfeldzuges ließ S. sich angelegen sein, das gute Einvernehmen zwischen Vater und Sohn zu fördern und verstand es den letzteren sich geneigt zu machen, so daß, wenn die Rede davon war, wer wohl nach des regierenden Königs Tode der „Allmächtige“ sein würde, auch S. genannt wurde. Friedrich Wilhelm I. war ihm sehr gewogen, in dem Tabakscollegium saß er mit unangezündeter Pfeife. Wenn er um Urlaub bat und auf der Reise Berlin berühren mußte, so bewilligte der König das Gesuch mit dem Hinzufügen „Doch müßt Ihr auch einige Tage anhero kommen“, d. h. nach Potsdam oder Wusterhausen, wo der König sich gerade aufhielt. Nach der Rückkehr aus dem Rheinfeldzuge baute S. sich ein eigenes Haus zu Berlin an der Wilhelmstraße, es ist dasjenige, welches jetzt der Reichskanzler bewohnt; die letzte Gesellschaft, welche der König besuchte, war ein dort von S. gegebenes Mittagessen mit einer sich daran schließenden Assemblee.

Als Friedrich Wilhelm I. gestorben war, eilte S. von Landsberg nach Berlin, um dem neuen Könige Glück zu wünschen und mit wolgemeintem Rathe zur Hand zu sein, wurde aber ungnädig empfangen und scharf getadelt, weil er ohne Urlaub das ihm anvertraute Regiment verlassen habe (Mémoires de Valori, I 92). S. bat um seinen Abschied, der König verweigerte ihm denselben jedoch und ernannte ihn nicht lange nachher zum Generallieutenant sowie zum Ritter des Schwarzen Adlerordens. Kurze Zeit darauf besichtigte Friedrich Schulenburg's Regiment, fand eine Eskadron nicht „en ordre“ und empfahl S., das Regiment besser „en ordre“ zu setzen. S. bat jetzt von neuem um seinen Abschied, der König schlug aber das Gesuch wiederum ab und bedrohte den General mit seiner Ungnade, wenn dieser die Absicht den Dienst zu verlassen nicht aufgäbe, dabei wies er auf die Möglichkeit eines nahen Feldzuges hin. S. blieb und rückte Ende December 1740 mit seinem Regimente in den 1. Schlesischen Krieg. Während des Winters 1740/41 stand er mit den vom Feldmarschall Graf Schwerin befehligten Truppen in Oberschlesien; er führte in der Gegend von Troppau und Jägerndorf das Commando und vertrat gelegentlich den Feldmarschall. Als die Feindseligkeiten des Feldzuges vom Jahre 1741 begannen, ward in dem am 26. Februar bei Baumgarten zwischen Frankenstein und Wartha gelieferten Gefechte eine Schwadron seines Regiments nicht nur von österreichischen Husaren arg zusammengehauen, sondern benahm sich außerdem so wenig gut, daß der König dem Chef des Regiments gegenüber seine ganze Unzufriedenheit mit ihrem Verhalten aussprach. In einem Schreiben aus Frankenstein vom 28. jenes Monats nennt er letzteren zwar „einen braven Mann“, macht ihn aber für das Vorgefallene mittelbar verantwortlich, indem er sagt „indem ich nicht mit Unrecht vorhin jederzeit geklaget, daß es bei dem Regiment

an gehöriger subordination und ordre fehle", sowie späterhin „Und da ich bei anderen Gelegenheiten zum Theil selbst gegenwärtig gewesen und gesehen, daß, wan Ihr was befohlen, die Officiers dagegen räsonniret". Schließlich macht er S. „dafür résponsable, daß es anders wird". Das Regiment verlor die Grenadiermützen. Bis dahin eine bevorzugte Truppe in einer Ausnahmestellung, ward es zum Range eines gewöhnlichen Dragonerregiments herabgesetzt. S. war es nicht vergönnt, dem Könige eine bessere Meinung von sich selbst und von seinen Reitern zu verschaffen. In der Schlacht bei Molwitz am 10. April befehligte er die Cavallerie des rechten Flügels vom ersten Treffen. Es waren 9 Escadrons, denen zur Unterstützung 2 Bataillone Grenadiere zu Fuß beigegeben waren. Bevor die schwerfälligen preußischen Schwadronen ihren Platz in der Schlachtordnung eingenommen hatten, stürzte sich Feldmarschalllieutenant Römer mit überlegener österreichischer Cavallerie auf ihre Flanke und warf die preußischen Reiter in Unordnung auf ihr zweites Treffen zurück, die beiden Grenadierbataillone des ersten Treffens hielten unerschütterlich Stand. S. sammelte seine Reiter hinter dem zweiten Treffen und versuchte, obgleich durch einen Hieb in das Gesicht verwundet, sie von neuem vorzuführen. Aber nur eine Schwadron, an deren Spitze er sich selbst gesetzt hatte, folgte ihm ins Handgemenge gegen die, nachdem Römer gefallen war, vom Oberst Graf Bentheim befehligte feindliche Cavallerie, die übrigen machten vorher kehrt und wandten sich zur Flucht; S. fiel von einer Kugel getroffen. Seine Leiche ward nach seinem Gute Beetzendorf in der Altmark gebracht, sein Regiment in Gemäßheit eines Befehls vom 21. d. M. zu zwei Dragonerregimentern umgeformt. Von den auf die Schlacht geschlagenen vier goldenen Medaillen befahl der König eine den Erben Schulenburg's zu überweisen. — S. war ein höchst gewandter Mann und namentlich sehr geschickt in der Behandlung geschäftlicher Angelegenheiten. Vorzüglich verstand er es mit seinem Oheim, dem Feldmarschall Graf v. d. S. umgehen, welcher ihm großes Vertrauen schenkte. Er hinterließ bedeutende Güter, deren Besitz für immerwährende Zeiten er seinem Geschlechte gesichert hat. Seine Gemahlin war die Erbtochter des Geschlechtes von Bartensleben; durch sie kam Wolfsburg in die Familie.

J. F. Danneil, Das Geschlecht der v. d. Schulenburg, 2. Bd., S. 389, Salzwedel 1847. — F. Förster, Friedrich Wilhelm I., Potsdam 1834 bis 1835. — v. Hagen, Geschichte des 3. Dragonerregiments, Berlin 1885.

B. Poten.

Schulenburg: Alexander v. S., Orientreisender. Er war geboren 1537 zu Altenhausen im Magdeburgischen als ältester Sohn des dortigen Schulenburgischen Erbherrn. Er reiste nach England, Frankreich und Italien. 1565 in Venedig, ging er dort mit Fürer v. Hainendorf, einem Nürnberger Patriciersohne, unter Segel und erreichte am 16. August das Ziel, von wo aus die heiligen Stätten besucht werden sollten. Von drei Schulenburgs, die nach dem gelobten Lande kamen, war er der einzige, der eine bloße evangelische Wallfahrt machte. Solche Wallfahrten führten Katholiken und Protestanten doch wieder zusammen, wie auch aus Röhricht's anziehender Schilderung der späteren Pilgerreisen hervorgeht. Fürer's umfangreiche Reisebeschreibung ist für die Wissenschaft der Erdkunde sehr bedeutend und in culturgeschichtlicher Hinsicht vom höchsten Interesse. Doch überwiegt das Interesse an Schulenburg's frei-ritterlicher Person. Mit einer Karawane von Kaufleuten reiste man nach dem Sinai. Nachts brachte man in Zelten zu, in Gefahr jeden Augenblick von räuberischen Arabern ermordet zu werden. S. und Fürer wurden dann von einem Mönche in der Nähe des Klosters umhergeführt. Er zeigte ihnen die Spitze des Berges und nun sangen sie knieend das Lied: Dies sind die heiligen zehn Gebot. Sie gingen

nach Cairo zurück und verließen Aegypten, weil der tapfere S. von einem Mameluken als früherer Theilnehmer an einem Malteserzuge erkannt wurde. Am 7. Februar 1566 zogen sie in Jerusalem ein. Für die Erlaubniß, das heilige Grab zu besuchen, bezahlte Jeder den Türken 9 Ducaten. Von der Höhe der Bogen herab und aus der Tiefe der unterirdischen Capellen ertönten Gesang und Gebet unter Begleitung der Orgel des abendländischen Geistlichen und der Pauken des abyssinischen Priesters. Man merkte, daß die kostbarsten Arten von Weihrauch hier zu Hause waren. Wie eine lichte Wolke vereinigten sich ihre Düfte unter der Kuppel und stiegen gen Himmel. Auf gemietheten Eseln ritten S. und Fürer nach Bethlehem. Das Baden im Jordan, was nach Röhricht wenige wagten, gelang den Reisenden zwar, weil sie als Mönche verkleidet waren; nachher aber wurden sie von vier bewaffneten Arabern überfallen. An ihren Unterkleidern als Nichtmönche erkannt, sollten sie als Sklaven in die Wüste verkauft werden; doch stellten sie die Auszahlung eines Lösegeldes im Kloster, aus welchem sie kamen, in Aussicht. Auf dem Wege zum Kloster stürzte S. einen Räuber vom Felsen; eben dadurch von den Anderen getrennt, wurde er von einer Jungfrau erquickt und gerettet. Blutend hielt er auf einem Maulthier wieder seinen Einzug ins Kloster. Am 21. Februar waren sie wieder in Jerusalem; sie besuchten noch die Quellen des Jordan. Von den Mönchen brachten sie Kreuze von Cedernholz als Andenken mit. S. nahm dann in Wien unter dem Grafen v. Schwarzburg Kriegsdienste gegen die Türken. 1567 war er wieder in Altenhausen. Aemter lehnte er ab, unternahm aber eine Reise nach dem Norden. 1568 begab er sich dann von Beetzendorf in der Altmark aus als eifriger Protestant zu Wilhelm von Nassau, bei dem er aber sogleich in der ersten Nacht nach seiner Ankunft durch einen Ueberfall der Spanier starb.

Vergl. außer Fürer's Reisebeschreibung und Danneil über das Geschlecht Schulenburg besonders Behrend's Neuhaldenslebische Kreischronik II, 393 bis 403. H. Pröhle.

Schulenburg: Friedrich Albrecht Graf von der S.-Klosterroda, königlich sächsischer Conferenzminister, am 18. Juni 1772 als der Sohn des kursächsischen Geheimen Kammer- und Bergrathes Albrecht Ludwig Graf von der S. auf Klosterroda bei Eisleben im jetzigen Kreise Sangerhausen geboren, trat, nachdem er zu Leipzig und zu Wittenberg studirt hatte, als Kammerjunker in den Dienst Kursachsens und widmete sich der diplomatischen Laufbahn. Von 1794—1798 war er den Gesandtschaften zu Wien, Regensburg und Rastatt als Attaché zugetheilt, 1799 wurde er Gesandter in Kopenhagen, von 1801—1804 bekleidete er den nämlichen Posten in St. Petersburg und von 1810—1830 am Wiener Hofe. Die bedeutsamste Thätigkeit, welche er in letzterer Stelle entfaltete, war die in den Jahren 1813—1815. Sie war um so schwieriger, als er bei den Verhandlungen, durch welche das Schicksal Sachsens nach der Schlacht bei Leipzig bis zum Zustandekommen der Abmachungen des Wiener Congresses entschieden ward, in amtlicher Eigenschaft nicht zugelassen wurde, sondern nur als Privatmann mitwirken konnte. Am 18. Mai 1815 besiegelte S. diese Thätigkeit endgültig, indem er die mit den betreffenden Großmächten abgeschlossenen, am 21. Mai vom Könige ratificirten Verträge unterzeichnete, durch welche die Theilung Sachsens endgültig festgestellt wurde. Damit kam auch Schulenburg's Besitz, das Gut Klosterroda, welches dessen Großvater Graf Adolf Friedrich v. d. S. (s. o. S. 660) 1739 gekauft hatte, an Preußen. Bei den Pariser Verhandlungen vom Jahre 1815 war er bei den Kaisern von Oesterreich und von Rußland und beim König von Preußen beglaubigt. 1819 nahm er als Bevollmächtigter seines Königs an den Karlsbader Conferenzen theil. In demselben Jahre war er mit der Werbung um die Hand der Erzherzogin Elisabeth für den damaligen Prin-

zen, später König Friedrich August betraut, welcher im nämlichen Jahre die Vermählung folgte. 1828 ward er zum Conferenzminister ernannt, im October 1830 verließ er den Staatsdienst. Er folgte seinem Schwager, dem Grafen Einsiedel, welcher seit Mai 1813 Sachsens auswärtige Politik geleitet hatte und auf dessen Amtsführung S. einen über das Bereich seiner Stellung hinausgehenden Einfluß ausgeübt haben sollte. Er lebte fortan abwechselnd in Wien und in Klosterroda und widmete seine Muße litterarischer Beschäftigung. Schon früher hatte er „Stammtafeln des Schulenburgischen Geschlechts" (Wien 1821, mit vier Anhängen, welche ebenda 1823, 1824, 1825 und 1826 erschienen, aber ebensowenig wie die Stammtafeln in den Buchhandel gekommen sind) drucken lassen. Es folgten, ohne Nennung des Verfassers, 1834 eine „Lebensbeschreibung des venetianischen Feldmarschalls Matthias Johann Graf von der S.", 1841 „Neue Actenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges", 1842 „Denkwürdigkeiten des russischen Ministers Freiherrn Achaz Ferdinand von der Asseburg", aus dessen handschriftlichen Papieren bearbeitet. S. starb am 12. September 1853.

J. F. Danneil, Geschichte des Geschlechts von der S., II, 446, Salzwedel 1847. — Th. Flathe, Geschichte des Königreichs Sachsen, III, Gotha 1873. B. Poten.

Schulenburg: Ehrengard Melusine Gräfin von der S., eine der Gunstdamen des Kurfürsten Georg Ludwig von Braunschweig-Lüneburg, späteren Königs Georg I. von Großbritannien, Schwester des Feldmarschalls Matthias Johann Graf von der S., war am 25. December 1667 auf dem väterlichen Gute Emden im jetzigen Kreise Neuhaldensleben der preußischen Provinz Sachsen geboren, kam als Hoffräulein in die Umgebung der Herzogin, später Kurfürstin Sophie, der Gemahlin Ernst August's, des ersten Kurfürsten aus dem Hause Hannover, ward bald die Freundin des mit der Prinzessin von Ahlden vermählten Prinzen Georg Ludwig, und folgte diesem, als er 1714 den britischen Thron bestieg, nach England, wo sich ein reicher Strom der Gnaden über sie ergoß. Schon 1715 war ihr nebst jenem Bruder und anderen ihrer Geschwister der Grafenstand verliehen, 1716 und 1719 folgte ihre Ernennung zur Herzogin von Kendal und Munster, Marquise und Gräfin von Dungannon, Gräfin von Feversham, Baronesse von Glastonbury und Dundalk, Kaiser Karl VI. fügte im letzteren Jahre den Titel einer Reichsfürstin von Eberstein hinzu und gab ihr ein eigenes Wappen. In Wien verfolgte man dabei den Zweck, das Einvernehmen zwischen den beiden Höfen zu fördern; die Kaiserin stand mit der „Herzogin von Kendal" — dies ist derjenige ihrer Titel, mit welchem sie in der Geschichte meist bezeichnet wird — im Briefwechsel. Obgleich Melusine von der S. an körperlichen Reizen so arm war, daß der über des Königs Maitressenwirthschaft aufgebrachte Volkswitz sie mit Rücksicht auf ihre Leibeslänge und ihre Dürre „malkin" (maukin) nannte, was Vehse mit Kletterstange übersetzt, was aber auch eine Vogelscheuche bezeichnet, und obgleich sie ebensowenig durch Geistesgaben glänzte, so verstand sie doch sich des Königs Gunst bis zu dessen Tode zu erhalten. Auf diese Gunst war ihr ganzes Streben und Bemühen gerichtet, weil der Besitz derselben sie in den Stand setzte, Reichthümer zu sammeln. Georg pflegte in ihren Zimmern die Staatsgeschäfte zu erledigen, wodurch natürlich ihr Einfluß stetig wuchs und dementsprechend ihre Einnahmen sich vermehrten. Sie war zu Allem bereit was der König verlangte und wußte sich ihm unentbehrlich zu machen. Die Markgräfin von Baireuth kennzeichnet dieses Verhältniß mit den Worten „La Duchesse de Kendal étoit du nombre de ces personnes, qui sont si bonnes que pour ainsi dire elles ne sont bonnes à rien. Elle n'avoit ni vices ni vertus et tout son étude ne consistoit qu'à conserver sa faveur et

à empêcher que quelque autre ne la débusquât.“ Und Horace Walpole, der Sohn des großen Ministers, welcher an Georg's Stelle regierte, schreibt: „Der König betrinkt sich in Bier mit seiner ehrenwerthen maukin.“ Auch als Georg seine letzte Reise zum Besuche des Kurstaates unternahm, auf welcher er am 22. Juni 1727 starb, befand sie sich in dem Gefolge des Königs. Von ihrer gefährlichsten Nebenbuhlerin, der Gräfin Kielmannsegge-Darlington, hatte sie schon vorher deren Tod befreit. Sie selbst zog sich nun mit den erworbenen Reichthümern auf ihren Landsitz Kendal-House bei Wickenham an der Themse zurück, ward auf ihre alten Tage fromm und starb dort am 23. Mai 1743. Ihre Erbin war Petronella Melusine von der S., welche vor der Welt für die Tochter ihrer an einen braunschweig-lüneburgischen Geheimen Rath von der S. verheiratheten Schwester galt, in der That aber ihrer eigenen Verbindung mit dem damaligen Kurprinzen entstammte. Dieselbe war am 1. April 1693 geboren, heirathete, zur Gräfin Walsingham erhoben, 1733 den berühmten Lord Chesterfield und starb 1778.

J. F. Danneil, Das Geschlecht der von der Schulenburg, Salzwedel 1847.

B. Poten.

Schulenburg: Karl Friedrich Gebhard Graf v. d. S.-Wolfsburg, geboren am 21. März 1763 zu Braunschweig, gehörte der älteren weißen Linie an und war der älteste Sohn des Grafen Gebhard Werner (geboren am 20. December 1722), der das besondere Vertrauen König Friedrich's des Großen besaß, 1750 zum preußischen Hofmarschall ernannt und als Staatsminister ohne Departement zu verschiedenen Geschäften verwandt wurde. Seine Mutter Sophie Charlotte war eine geborene v. Veltheim aus dem Hause Harbke (geboren am 26. Januar 1735, † am 13. November 1793), deren treffliche Charaktereigenschaften sich großentheils auf den Sohn vererbten. Da der Vater im J. 1764 zum preußischen Gesandten am württembergischen Hofe ernannt wurde, so verlebte S. seine ersten Jugendjahre in Stuttgart. Als jener dann 1771 diese Stellung aufgab und sich auf seine Güter zurückzog, wurde S. im J. 1772 der Leitung eines jungen tüchtigen Theologen, Ferd. Karl Aug. Henke, des Bruders des Helmstedter Kirchenhistorikers Henke, übergeben, der schon am 1. Januar 1786 als Pastor zu St. Magni in Braunschweig verstarb. Dieser begleitete seinen Zögling auf die Schule des Klosters Berge bei Magdeburg, die bis zum Herbste 1777 besucht wurde und dann auf das Collegium Carolinum in Braunschweig, wo S. neben sprachlichen Studien sich besonders auch mit den Naturwissenschaften beschäftigte und im Zeichnen große Fertigkeit erwarb. So auf das beste vorbereitet, bezog Letzterer 1782 die Universität Göttingen, um sich insbesondere der Rechtswissenschaft zu widmen. Daran schloß sich ein etwa zweijähriger Aufenthalt in Lausanne (Mitte 1784—86) als Gesellschafter des braunschweigischen Erbprinzen Karl Georg August; hier genoß er insbesondere den bildenden Umgang eines der Begleiter des Prinzen, des Bibliothekars E. Th. Langer, des Freundes und Wolfenbüttler Amtsnachfolgers Lessing's (s. A. D. B. XVII, 676 ff.). Bald nach der Rückkehr wurde S. in Braunschweig zum Kammerjunker und Assessor bei der Klosterrathsstube, und nach dem Tode seines Vaters, der am 23. Aug. 1788 erfolgte, zum Schloßhauptmann ernannt. Als im J. 1790 Oberst v. Bodé, der Begleiter des Erbprinzen, auf einer Reise in Italien tödlich erkrankte, holte S. Letzteren im Juni 1790 von Turin ab und führte ihn über Mailand und Verona nach Deutschland zurück. Einige Monate später begleitete er den Erbprinzen nach den Niederlanden zu seiner Vermählung mit der Tochter des Erbstatthalters Wilhelm V. von Holland, Friederike Luise Wilhelmine (14. October 1790), bei welcher er dann mehrere Jahre hindurch den Dienst eines Oberhofmeisters versah. Um seinen eigenen

Geschäften besser vorstehen zu können, gab er diese Stellung auf und lebte in Wolfsburg der Verwaltung seiner bedeutenden Güter und der Sorge seiner zahlreichen Familie. Er hatte sich am 17. Mai 1789 mit Anna Christine Wilhelmine v. Münchhausen, einer Nichte des späteren Staatskanzlers Fürsten Hardenberg, verheirathet. Vergeblich suchte ihn später König Jerome von Westfalen in den Staatsdienst zu ziehen; er schlug mehrere ihm angebotene hohe Stellungen aus. Doch übernahm er 1808 das ihm übertragene Präsidium im Wahlcollegium des Okerdepartements. Noch ehrenvoller war seine Ernennung zum Präsidenten der Reichsstände in Kassel, einer Würde, die er beide Male, wo dieselben berufen wurden (1808 und 1810), der Empfehlung v. Wolffradt's, des damaligen Ministers des Innern, der von seiner braunschweigischen Dienstzeit her mit ihm gut befreundet war, verdankte. Denn politisch war v. S. in den maßgebenden westfälischen Kreisen sonst nichts weniger als gut angeschrieben; er stand vielmehr unter der besonderen Aufsicht der geheimen Polizei des Königreichs, die zu seiner Ueberwachung in dem dicht bei Wolfsburg gelegenen Flecken Vorsfelde einen eigenen Spion, den cassirten Oberförster v. Speth, besoldete. Noch im J. 1813 machte es Wolffradt Mühe, ihn vor den Anklagen der Polizei, die auf Veranlassung des Marschalls Davoust geschahen, zu vertheidigen. Mit um so größerem Vertrauen beehrte ihn nach dem Sturze des westfälischen Königthums der Herzog Friedrich Wilhelm, der ihn, kaum nach Braunschweig zurückgekehrt, um den Anfang des Jahres 1814 sogleich an die Spitze der provisorisch eingerichteten Regierungscommission stellte; auch begleitete S. den Fürsten Ende Januar 1814 in das Hauptquartier der Verbündeten nach Frankreich. Doch die Schwierigkeiten, die S. in der ihm bisher fremden Geschäftsführung und nicht zum mindesten auch in der Stellung zu dem Herzoge fand (vgl. hierüber den Aufsatz: Justus v. Schmidt-Phiseldeck, S. 21), veranlaßten ihn schon nach kurzer Zeit (Anfang März 1814) sein Amt wieder niederzulegen und sich auf seine Güter zurückzuziehen. Da diese zum Theil auf hannoverschem Staatsgebiete lagen, so nahm er Anfang des Jahres 1815 auch an den Ständeversammlungen in Hannover Theil, in der ihm wiederum das Präsidium übertragen wurde. Doch legte er dieses noch Ende des Jahres nieder. Denn als Herzog Friedrich Wilhelm am 16. Juni 1815 bei Quatrebras den Heldentod gestorben war, kehrte S. auf Wunsch des Prinzregenten Georg von Großbritannien, der für die minderjährigen Söhne jenes die Vormundschaft führte, nochmals als Vorsitzender des Geheimrathscollegiums in den braunschweigischen Staatsdienst zurück. Seine anfänglichen Bedenken, diese Stelle anzunehmen, da er kurz vorher bei dem Könige von Preußen das Oberpräsidium der Provinz Sachsen ausgeschlagen hatte, wurden durch Vermittlung des Staatskanzlers Hardenberg beseitigt. S. hat sein verantwortungsvolles Amt zu allseitiger Zufriedenheit, aber leider nur für kurze Zeit geführt; denn schon am 25. December 1818 ist er tiefbetrauert in Wolfsburg einem schleichenden Fieber erlegen. Sein Tod bedeutete für das Land einen großen Verlust. War die eigentliche Seele der Verwaltung auch v. Schmidt-Phiseldeck, so vermißte man doch, namentlich im Hinblick auf die unmündigen Herzöge und die Repräsentationspflichten der vormundschaftlichen Regierung, auf das schmerzlichste die achtunggebietende Persönlichkeit des reichbegüterten Aristokraten, der vielseitige Bildung und klaren Verstand mit unabhängiger Gesinnung, edlem Herzen und natürlicher Würde vereinigte und daher mit Recht des allgemeinen Vertrauens sich erfreute. — Seine Gemahlin, die ihn bis zum 21. März 1832 überlebte, hat ihm sieben Söhne und sieben Töchter geboren. Von jenen sind zwei vor dem Vater gestorben, Albrecht Ferdinand Heinrich (geb. 1795), der als Officier der westfälischen Jägergarde zu Minsk am 14. Januar 1813 an den Folgen des russischen Feldzuges starb,

und Karl Albrecht Gebhard (geb. 1793), der als Freiwilliger des schlesischen Husarenregiments am 27. März 1814 bei Chateau Thierry fiel.

Vgl. den biograph. Abriß von W. A. Eschenburg im Braunschw. Magazin 1819, St. 6–8. — Stammtafeln des Schulenburgischen Geschlechts. Hg. von Friedr. Albrecht Graf v. d. Schulenburg. T. XI und bes. Anhang I. Abschnitt S. 16 ff. — Joh. Fr. Danneil, Das Geschlecht der von der Schulenburg II, 422 ff.

P. Zimmermann.

Schulenburg: Lewin Rudolf von der S., preußischer Generallieutenant, ein Sohn des Legationsrathes Lewin Dietrich von der S. auf Tucheim bei Genthin, ward am 23. October 1727 geboren und trat 1745 beim Infanterieregiment von Kalckstein in den Dienst. Bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges wählte der Regimentschef Generalfeldmarschall v. Kalckstein den Lieutenant von der S. zu seinem Generaladjutanten. Da jener aber nicht in das Feld rückte, nahm der König S. in sein Gefolge auf. In diesem hat er, 1758 zum Capitän und Flügeladjutanten, 1760 zum Major befördert, den Begebenheiten der Jahre 1756—1763 beigewohnt. Im Bairischen Erbfolgekriege stand er an der Spitze des Verpflegungswesens bei der Armee in Schlesien. Nach dem Frieden von Teschen übernahm er, als General v. Wedell verabschiedet worden war, das Militärdepartement des Generaldirectoriums, welchts erstere die Magazin-, Proviant-, Marsch-, Einquartirungs- und Servissachen zu besorgen hatte; außerdem führte er die Direction des großen Militär-Waisenhauses zu Potsdam. Er war also nicht eigentlich Kriegsminister, als welchen man ihn wol bezeichnet hat, sondern hatte eher diejenige Stellung inne, welche jetzt der Director des Militär-Oekonomie-Departements im Kriegsministerium bekleidet. Im nämlichen Jahre ward er Generalmajor, 1787 Generallieutenant und am 25. Juni des letzteren Jahres, als die oberste militärische Verwaltungsbehörde umgestaltet wurde, Chef des dritten Departements des Oberkriegscollegiums, als welcher er im wesentlichen seinen früheren Wirkungskreis hatte. Er starb am 22. September 1788 zu Berlin ohne Nachkommen zu hinterlassen.

J. F. Danneil, Das Geschlecht der von der Schulenburg, II, 209, Salzwedel 1847. — Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 3. Thl., Berlin 1790.

B. Poten.

Schulenburg: Matthias Johann (Graf) v. d. S., Feldherr, geboren am 8. August 1661 zu Emden, einem nordwestlich von Magdeburg gelegenen Familiengute, entstammte der weißen Linie des Geschlechts und war der Sohn Gustav Adolf's v. d. S., der als kurbrandenburgischer Geheimrath, Kammerpräsident zu Magdeburg und Halle, sowie Hauptmann der Aemter Giebichenstein und Moritzburg am 27. October 1691 gestorben ist. Dieser hatte sich am 25. October 1658 mit Petronella Ottilie v. Schwencken vermählt, die einem jetzt erloschenen westfälischen Geschlechte angehörte und am 20. April 1674 verschied; eine zweite Ehe ging er am 8. November 1676 mit Anna Elisabeth v. Stammer ein († 30. December 1722). Da Matthias v. d. S., der Vater Gustav Adolf's, am 17. Januar 1656 in zerrütteten Vermögensumständen gestorben war, so lebte auch dieser in beschränkten Verhältnissen. Das hinderte aber nicht, daß die Kinder eine sorgsame Erziehung erhielten. Matthias Joh., der älteste Sohn aus erster Ehe, bekam mit seinem wenig jüngeren Bruder Daniel Bodo (geb. 21. December 1662) zuerst Privatunterricht. Anfangs des Jahres 1676 wurden sie auf die Schule in Magdeburg geschickt. Wenn sie hier nicht bis 1680 geblieben sind, so werden sie wohl noch eine deutsche Universität besucht haben. In Helmstedt, wie man wohl angenommen hat, sind sie jedoch in dieser Zeit

nicht immatriculirt worden. Im Frühjahr 1680 bezogen dann beide Brüder mit einem Hofmeister die Hochschule zu Saumur in der Bretagne. Nachdem sie hier bis zum Herbste 1683 verweilt hatten, verbrachten sie den nachfolgenden Winter in Paris. Von dort war Daniel Bodo schon im Mai 1684 wieder nach Emden zurückgekehrt, während Matthias Joh. wegen der in Frankreich gemachten Schulden noch 3 Monate länger ausblieb. Auf der Rückreise wohnte Letzterer den von den Franzosen gegen Luxemburg unternommenen Operationen bei, wodurch wohl zuerst die Neigung für das Kriegsfach in ihm erweckt wurde. Der Vater wünschte dagegen, daß der Sohn, der sich eine vielseitige, gediegene Bildung erworben hatte, eine Laufbahn in dem Civil- und Hofdienste einschlagen möchte. Auf Veranlassung Friedrich Achaz' v. d. S., Matthias' Schwagers, der die Stellung eines Geheimraths in Wolfenbüttel bekleidete, trat Matthias Joh. in Braunschweig-Wolfenbüttel'sche Dienste, in denen er unterm 18. September 1685 als Kammerjunker angestellt wurde. Nicht lange darauf muß er auch in den Militärdienst getreten sein. Denn 1687 und 1688 betheiligte er sich an dem Feldzuge in Ungarn, insbesondere auch an der Eroberung Belgrads, wie es scheint als Freiwilliger, da Wolfenbüttel'sche Truppen in diesen Jahren dort nicht gekämpft haben. Bald nachher war er wieder in Wolfenbüttel, wo er unterm 26. Sept. 1688 zum Oberkammerjunker ernannt wurde und etwa um dieselbe Zeit als Hauptmann eine Compagnie Infanterie erhielt. Mit dieser machte er 1689 den Krieg gegen Frankreich mit, wo er an den beiden bedeutendsten Ereignissen des Jahres, der Eroberung von Mainz (11. Septbr.) unter dem Herzoge Karl Leopold von Lothringen und der von Bonn (12. October) unter dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg, Theil nahm. In der Folge war er auch bei dem Heere in Flandern beschäftigt; 1690 wurde er zum Major, 1692 zum Oberstlieutenant befördert. Als solcher zeichnete er sich namentlich nach der unglücklichen Belagerung der Ebernburg auf dem Rückzuge durch die geschickte Leitung der Nachhut aus. Es war dies eine Aufgabe, die er in seinem Kriegsleben noch wiederholt in bewunderungswerther Weise ausführen sollte. Im folgenden Jahre wurde er zum Oberst eines Dragonerregiments ernannt. Da ein Angriff des Königs von Dänemark auf das Herzogthum Lauenburg Ende des Sommers 1693 zur Rückberufung der Braunschweigischen Truppen nöthigte, so mußte auch S. den Kriegsschauplatz verlassen. Als dann aber wolfenbüttel'scherseits im Anfang Juni 1694 auf's neue Subsidienverträge mit Holland und England wegen Stellung von Soldaten abgeschlossen wurden, führte S. noch in demselben Monate zwei Infanterieregimenter und sein Dragonerregiment nach Flandern. Daneben waren seiner Leitung die beiden jungen Braunschweig-Bevern'schen Prinzen August Ferdinand und Ferdinand Albrecht, damit sie von ihm in das Kriegswesen eingeführt würden, anvertraut. Da er bald nach seiner Ankunft in Löwen eine sehr gefährliche Krankheit durchmachen mußte, so konnte er erst am Feldzuge des folgenden Jahres theilnehmen, wo er sich bei der Einnahme von Namur (5. Sept.) rühmlich hervorthat. Neben diesen militärischen Diensten führte S. die letzten Jahre hindurch vielfach an den verschiedensten Höfen auch diplomatische Aufträge seiner Herzöge aus. Es handelte sich für diese hauptsächlich darum, den Bestrebungen der Vettern der jüngeren Linie, die sich damals mit Erfolg um die Kurwürde bewarben, entgegenzuwirken. Zu dem Ende reiste S. nach Kassel, Darmstadt, Stuttgart, Gotha, Münster u. a. O., und so sind die Unionsrecesse der correspondirenden Fürsten, die in dieser Zeit abgeschlossen wurden und die recht eigentlich die Vereitelung der hannover'schen Wünsche zum Zwecke hatten, nicht unwesentlich durch ihn zu Stande gebracht worden. Im Januar 1696 bemühte er sich in Brüssel, jedoch ohne großen Erfolg, den Kurfürsten von Baiern, der sich dort als General-Gouverneur der spanischen Niederlande aufhielt, gegen die

neunte Kur zu gewinnen. Im Sommer des folgenden Jahres war er in der Begleitung des Geheimen Raths Friedrich v. Steinberg, jedoch nur als Beobachter, bei dem Friedenscongresse zu Ryswick anwesend. In dieser Zeit entschloß er sich, da er sich nach einem größeren Felde der Thätigkeit sehnte, den braunschweigischen Dienst zu verlassen; doch blieb er mit dem Herzoge Anton Ulrich, für den er eine große Verehrung besaß, bis an dessen Lebensende in freundlichen Beziehungen, die sich dann auch zwischen ihm und des Herzogs Enkelin Elisabeth Christine, der Gemahlin Kaiser Karl's VI., fortsetzten. Die letzte Sendung im braunschweigischen Auftrage führte er von Februar bis April 1698 in Paris aus, wo er den französischen Hof ebenfalls gegen die neue Kur zu gewinnen suchte.

Dann begab er sich nach Turin, wo er als Generalmajor und Oberst eines deutschen Infanterieregiments in die Dienste des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen trat. Hier nahm er 1699 an dem Feldzuge gegen die Aufrührer in den Waldenser Thälern Theil und 1701 an dem spanischen Erbfolgekriege. Da der Herzog von Savoyen sich mit Frankreich verbunden hatte, so mußte S. hier gegen die Oesterreicher unter Prinz Eugen von Savoyen fechten, doch machte ihn bald eine gefährliche Verwundung, die er in der Schlacht bei Chiari empfing, vorläufig zu weiterem Kriegsdienste unfähig. Da er gegen seine deutschen Landsleute nicht länger kämpfen wollte, so nahm er im Winter auf 1702 unter dem Vorwande, Privatangelegenheiten ordnen zu müssen, Urlaub nach Deutschland; Ende Februar war er in Dresden, wo sein Bruder Daniel Bodo bereits als Oberst stand. Ursprünglich hatte er die Absicht, zu König Wilhelm III. nach Holland zu gehen; nach der Nachricht von dessen Tode († 19. März 1702) entschloß er sich aber ebenfalls als Generallieutenant in sächsische Dienste zu treten. Der bislang unglücklich geführte Krieg gegen Karl XII. von Schweden, der Warschau besetzt hielt, versprach seinem Thatendrange hier ein reiches Feld der Wirksamkeit. Im Anfang des Juli 1702 traf er mit den Truppen, die er von Sachsen durch Oberschlesien geführt hatte, bei dem Könige August dem Starken, der seit 1697 mit dem Kurfürstenthume Sachsen das Königreich Polen unter seiner Herrschaft vereinigte, in Krakau ein, früh genug, um am 17. Juli noch an der Schlacht bei Clissow theil zu nehmen, die besonders durch des Königs und des Feldmarschalls Steinau Schuld einen so unglücklichen Ausgang nahm. S. commandirte die sächsische Infanterie auf dem linken Flügel des Heeres, und es gelang ihm diese ohne bedeutenden Verlust zurückzuführen. Besonders unglücklich war aber für ihn persönlich dieser Tag dadurch, daß er an ihm mit seinem Gepäck seine ganze Sammlung militärischer Handschriften einbüßte. Im folgenden Jahre befehligte S. das sächsische Hülfscorps, das König August nach dem Allianzvertrage vom 16. Januar 1702 dem Kaiser stellen mußte. Im Frühjahre 1703 brach er mit demselben von Böhmen auf und vereinigte sich mit dem kaiserlichen Heere unter Feldmarschall Graf Schlick bei Passau. Auch dieser Feldzug lief ungünstig für Schulenburg's Partei ab. In dem Gefechte bei Eisenbirn blieben die Gegner unter dem Kurfürsten von Baiern Sieger und ebenso in der Schlacht bei Hochstedt, die am 21. September gegen den Kurfürsten und den Marschall de Villars geliefert wurde. Uebrigens trug S. an diesen Niederlagen keine Schuld; wurden seine Rathschläge doch von den Oberbefehlshabern zu ihrem Nachtheile nichts weniger als befolgt, hatte er doch in dem letzteren Treffen den Angriff des Generals d'Usson siegreich zurückgeschlagen, und ist die Möglichkeit des Rückzugs doch zumeist seinem muthigen Eingreifen zu danken. Inzwischen hatte man auch in Polen unglücklich gekämpft, so daß man selbst einen Angriff der Schweden auf die sächsischen Erblande besorgte. Der König ertheilte daher S., der in Ravensburg im Winterquartiere weilte, die unbedingte Vorschrift, für den Frühling 1704 mit seinen Regimentern zurückzukehren. Da

dies Markgraf Ludwig von Baden, der als Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen sein Hauptquartier in Aschaffenburg hatte, niemals gestattet haben würde, so führte S. jenen Befehl so schnell und geschickt aus, daß ein Widerstand des Markgrafen zu spät gekommen wäre, und traf im Mai 1704 mit seinem Corps bei Dresden ein. Als er sich so seines Auftrages glücklich entledigt hatte, forderte er infolge von Anfeindungen, die er erfahren hatte, seinen Abschied, um in kaiserliche Dienste zu treten. Doch ließ er sich halten und übernahm wieder ein Commando in Polen. Der Operationsplan, den er entwarf, wurde abermals nicht befolgt und der Oberbefehl dem Feldmarschall Steinau übertragen, der solcher Aufgabe keineswegs gewachsen war. Anfangs kämpfte S. selbständig bei Posen, wo er gegen den schwedischen General Meyerfeldt trotz der feigen Flucht der sächsischen Cavallerie ein glückliches Gefecht lieferte. Von dem Könige an die Weichsel gerufen, vereinigte er sich mit ihm am 18. September bei Wisogrod und leitete später in meisterhafter Weise den Rückzug der Sachsen in die Heimath, die von den Schweden unter König Karl XII. bis an die Oder unaufhörlich verfolgt wurden. Die standhafte Abwehr der dreimal mit Uebermacht anstürmenden Schweden bei Punitz am 7. November war der erste Sieg, der über Karl XII. davon getragen wurde. Zur Anerkennung seines Verdienstes wurde S. bald darauf zum General befördert. Streitigkeiten, die er mit Kameraden, insbesondere mit dem Grafen Flemming, hatte, sowie Anerbietungen, die ihm von Hessen-Kassel und Venedig aus gemacht wurden, veranlaßten ihn auf's neue, um seine Entlassung zu bitten, doch wurde ihm diese abermals abgeschlagen und ihm der Oberbefehl über die Infanterie ertheilt, während Flemming das Commando über die Reiterei gegeben ward, und Steinau in venetianische Dienste trat. Nachdem S. dann im J. 1705 in Guben eine ernste Krankheit bestanden hatte, erschien er zu Anfang 1706 wieder auf dem polnischen Kriegsschauplatze. Hier erlitt er durch die jämmerliche Haltung der Truppen, die bei dem Nahen der Schweden in eine panische Flucht geriethen, am 13. Februar bei Fraustadt von dem schwedischen General Rhenschild eine vollständige Niederlage; selbst verwundet konnte er sich nur mit Mühe in Begleitung eines Adjutanten und eines Reitknechts in Sicherheit bringen. Schleunigst suchte er dann in Sachsen Truppen zu organisiren, um den drohenden Angriff Karl's XII. abzuwehren. Doch als dieser nahte, sah er sich zu schwach, um ihm entgegentreten zu können. Er zog sich erst auf das linke Elbufer, dann über Naumburg, Weimar nach dem Thüringerwalde zurück, wohin ihn bis Ilmenau die Schweden verfolgten. S. rückte dann, aller Geldmittel entblößt, über Hildburghausen nach Fulda weiter, in der Absicht, das sächsische Corps als Reichscontingent von dem Markgrafen Ludwig von Baden annehmen zu lassen; mit Mühe erreichte er, daß drei Bataillone vor Philippsburg aufgenommen wurden. Dann ging er, nachdem kurz vorher (24. September) der Friede von Altranstedt zwischen Schweden und Sachsen abgeschlossen worden war, nach Warschau zum Könige, der ihn anfangs etwas kühl empfing, aber später das ihm widerfahrene Mißgeschick in keiner Weise nachtrug. Zum Feldmarschall und Oberbefehlshaber des sächsischen Heeres wurde Ogilvy ernannt, der aus russischen Diensten übergetreten war. S. wurde zunächst nur zu diplomatischen Sendungen gebraucht. Da die Subsidientruppen, welche Sachsen nach dem Vertrage vom 20. April 1707 für den niederrheinischen Feldzug zu stellen hatte, der Generallieutenant Graf Wackerbarth befehligte, so nahm S. an demselben eigentlich nur als Beobachter theil. Wie bedeutend aber sein militärischer Ruf schon damals war, geht deutlich daraus hervor, daß ihn der Prinz Eugen wie der Herzog von Marlborough zu ihren Berathungen zuzogen, ja letzterer ihm sogar offen einen Theil des Erfolges zumaß. So hat dort S. alle wichtigen Kriegsereignisse der Zeit, die Schlacht bei Oudenarde (11. Juli

1708), die Eroberung der Stadt und Citadelle von Lille (22. October und 9. December), die Einnahme von Gent u. s. w. miterlebt. Im Anfang des folgenden Jahres bereitete er im Haag eine neue Convention über das sächsische Truppencorps vor, die am 22. Februar zum Abschluß kam. Unterm 18. März erhielt er über dasselbe dann auch den Oberbefehl, so daß er von nun an nicht nur mit Rath, sondern auch mit der That sich an dem Feldzuge betheiligte. Unter seiner Leitung nahm an demselben auch der natürliche Sohn des Königs und der Gräfin Königsmark, Graf Moritz von Sachsen, theil, der demnächst seinem Lehrmeister durch seine Kriegsthaten auf demselben Gebiete noch so hohe Ehre machen sollte. Bei der Belagerung von Tournay, der Stadt wie der Citadelle, leitete S. selbst je eine der Attaquen und ist seinem planvollen Vorgehen in beiden Fällen die Eroberung nicht zum mindesten mit zu danken. Auch an der blutigen Schlacht bei Malplaquet am 11. September 1709 gegen Marschall de Villars nahm S., welcher die Infanterie des Prinzen Eugen und den Angriff des rechten Flügels befehligte, ruhmvollen Antheil. Von den Unternehmungen des Jahres 1710 ist S. insbesondere bei der Belagerung der Festung Bethune, die sich am 28. August ergab, betheiligt gewesen. Als am 10. October 1710 Ogilvy starb, wurde S. zwar das Regiment, dessen Inhaber jener bis dahin gewesen war, verliehen, den Oberbefehl aber über das ganze sächsische Heer erhielt sein alter Widersacher Flemming. Hierin sah S. eine persönliche Zurücksetzung und er forderte daher für den Fall, daß die sächsischen Truppen in die Heimath zurückkehren oder sonst anderweitig verwandt werden sollten, seine Entlassung. Diese wurde ihm im April 1711 in ehrenvollster Weise zugleich mit einer Gratification von 12 000 Thalern gegeben.

Länger als vier Jahre verlebte nun S. ohne dienstliche Stellung. Aber auch in dieser Zeit verfolgte er die politischen und militärischen Ereignisse mit lebhaftem Interesse, und nahm er an einigen derselben nicht unwesentlichen Antheil. So wirkte er in Gemeinschaft mit dem kurpfälzischen Gesandten in London, Baron Steinghens, eifrig für die braunschweigische Thronfolge in England. Auch erneute er manche vertraute Verbindung mit hervorragenden Männern der Zeit, theils auf seinen Reisen, die er in Deutschland, England und auch in Frankreich machte, wo er z. B. in Bourbourg den Militärschriftsteller Ritter v. Follard kennen lernte, theils auch auf seinem Gute in Emden, wo ihn im November 1714 Leibniz besuchte. Seine und seiner Freunde Bemühungen, ihm wieder eine angemessene Stellung zu verschaffen, blieben längere Zeit erfolglos. So mißlang der 1711 gemachte Versuch Marlborough's, ihn in holländische Dienste zu bringen. Sehr erwünscht wäre S. ein Posten im kaiserlichen Heere gewesen; um ihm zu einem solchen zu verhelfen, schrieb sein ehemaliger Landesherr, Herzog Anton Ulrich zu Braunschweig und Lüneburg, an seinen Großschwiegersohn, den Kaiser Karl VI. Da aber der Prinz Eugen diesem Wunsche offenbar nicht geneigt war, so ging er nicht in Erfüllung. Dagegen unterstützte der Prinz den Eintritt Schulenburg's in die Dienste der Republik Venedig, mit der mehrere Jahre bereits Verhandlungen stattfanden, die von S. schon einmal abgebrochen waren, im October 1715 aber zu einem glücklichen Abschlusse kamen. Er verpflichtete sich hiernach, als Feldmarschall für drei Jahre den Oberbefehl über alle venetianischen Landtruppen zu übernehmen. Zu derselben Zeit wurde S. nebst seinen Brüdern Daniel Bodo und Wilhelm Friedrich und seinen Schwestern Ehrengard Melusine und Margarethe Gertrud unterm 14. October 1715 in den Grafenstand erhoben.

Als S. im December 1715 sein Amt in Venedig antrat, hatte die Republik im Kampfe mit der Pforte bereits erhebliche Verluste erlitten. Morea und die letzten venetianischen Plätze auf Candia waren in dem Feldzuge des ver-

gangenen Jahres von den Türken erobert worden. Es galt ihrem Vorschreiten jetzt einen festen Damm entgegenzusetzen und insbesondere die Insel Corfu, die man mit Recht als das letzte Bollwerk der Christenheit gegen das Osmanenthum ansah, mit Erfolg zu vertheidigen. Daher betrachtete es S. als seine erste Aufgabe, hier die arg vernachlässigten Befestigungen einigermaßen in Stand zu setzen und genügende Hülfskräfte zu ihrer Vertheidigung heranzuziehen. Mit Umsicht und Eifer leitete er persönlich die Vertheidigungsanstalten und blieb bei der Wichtigkeit des Platzes auch in der Festung, als die Türken unter dem Capudan Bassa am 8. Juli auf der Insel landeten und die Belagerung der Festung mit unverhältnißmäßiger Uebermacht in Angriff nahmen. Trotz der Mangelhaftigkeit der in großer Eile mit Mühe hergestellten Festungswerke, den unzureichenden Vertheidigungskräften und der Zurückhaltung der venetianischen Flotte, die die gewünschte Unterstützung schmerzlich vermissen ließ, gelang es den wohlüberlegten Maaßregeln Schulenburg's nicht nur der mit großem Geschicke und bedeutenden Mitteln planmäßig ins Werk gesetzten Belagerung einen unerwarteten, erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen, sondern auch am 19. August den muthvoll unternommenen Sturm der Türken — allerdings mit Einsatz seiner ganzen Person — siegreich zurückzuschlagen. Die Wirkung dieses Widerstandes war eine nicht geahnte. Mochte sich die Nachricht von Eugen's Siege bei Peterwardein am 5. August inzwischen im türkischen Lager verbreitet haben, mochte die Furcht vor einer Gefährdung des Rückzuges durch die venetianische Flotte oder die bevorstehende ungünstige Jahreszeit hinzukommen: genug, die Belagerung wurde aufgehoben und die Türken zogen mit Hinterlassung zahlreichen Kriegsgeräths und großer Vorräthe davon. Das war ein Erfolg, der im ganzen christlichen Europa den gewaltigsten Eindruck hervorrief; S. war der gefeierte Held des Tages. Die Republik Venedig verlieh ihm einen lebenslänglichen Gehalt von 5000 venetianischen Dukaten, sowie einen kostbaren Ehrendegen, und man beschloß, ihm auf der Stätte seines Ruhmes in Corfu ein Denkmal zu setzen, das, von Imbianchi in Marmor ausgeführt, wenige Jahre nachher (1718) aufgestellt wurde. S. suchte sogleich den errungenen Vortheil auszunutzen. Die Festung Butrinto, Corfu gegenüber auf dem Festlande gelegen, wurde ohne Mühe eingenommen. Er hätte gern ganz Albanien den Türken entrissen, doch war leider sein Rath nicht immer maßgebend; widerstrebend mußte er dem Wunsche des Flottencommandeurs nachgeben und einen Angriff auf Prevesa und Vonizza unternehmen, der vorläufig mißlang und erst bei besserer Vorbereitung im folgenden Jahre glückte. Der Schlüssel zu dem Meerbusen von Arta fiel somit in Venedigs Hände. Trotz der Bedeutung dieser Plätze hatte S. bald nachher, als die Seemacht unglücklich operirt hatte, alle Mühe, den kleinmüthigen Plan zu verhindern, die Befestigung dieser Orte zu sprengen, um sie dadurch dem Gegner als künftige Stützpunkte zu entziehen. Erst im Jahre 1718 kam es zum Angriff auf Albanien, aber leider wurde er auch jetzt nicht nach Schulenburg's Plan ausgeführt, und so verlief er im Grunde ohne Erfolg. Man belagerte Dulcigno, als die Nachricht vom Frieden von Passarowitz einlief. Trotzdem ließen die Türken treulos von Feindseligkeiten gegen die abziehenden Truppen nicht ab, und S. hatte noch einmal Gelegenheit, sein großes Geschick in der Leitung von Rückzügen auf das glänzendste zu bewähren. Venedig erhielt im Frieden die eroberten Plätze Butrinto, Prevesa und Vonizza, mußte aber die früher verlorenen Orte auf Candia, sowie Morea an die Pforte abtreten.

Seitdem hat S. den Rest seines Lebens im Frieden verlebt. Er blieb in Venedig, wo alle drei Jahre der Vertrag mit ihm auf die nämliche Zeit erneuert wurde. Sein Hauptbestreben ging nun dahin, der Republik gegenüber der Pforte eine so starke Stellung wie irgend möglich zu verschaffen. Mit allen

Kräften suchte er daher die Insel Corfu, sowie die festen Plätze in Dalmatien, Albanien, sowie auf der westlichen Küste von Epirus in leicht vertheidigungsfähigen Zustand zu setzen. In umfangreichen lichtvollen Denkschriften legte er der Regierung die Pläne hierzu vor und stets war er selbst rastlos auf das eifrigste bemüht, dieselben an Ort und Stelle zur Ausführung zu bringen. Es war das Ergebniß von 13 arbeitsvollen Jahren, daß er so Corfu zu einem der stärksten Plätze von Europa gestaltete. Nicht minder suchte S. durch Beseitigung bedeutender Mängel ein brauchbares Heer zu schaffen, vor allem schon in Friedenszeiten den für den Krieg erforderlichen Bestand von Truppen vorzubereiten. Er drang auf Abschaffung der bei der Rekrutirung üblichen Mißbräuche und war bemüht, eine zweckmäßige Gestaltung der Milizen ins Werk zu setzen, indem er — in beachtenswerther Weise schon damals erst später zur Geltung gelangte Ideen vertretend — alle sechs Monate ein Drittel derselben entlassen wollte, um sie durch neue zu ersetzen. Er strebte feste Cadres aufzustellen, in denen sich die Truppenzahl je nach Erforderniß mit Leichtigkeit vermehren oder vermindern ließ, und so zu vermeiden, daß im Kriege neue Körper errichtet, im Frieden aber bestehende aufgelöst werden müßten. Als seine Vorschläge nicht so, wie er im Interesse der Sache glaubte fordern zu müssen, befolgt wurden, verlangte er im September 1733 seinen Abschied. Da jedoch gerade in dieser Zeit zwischen Sardinien und Frankreich einer- und Oesterreich andrerseits ein neuer Krieg ausbrach, so ließ er sich nochmals auf drei Jahre für die Republik verpflichten. An der Spitze eines achtunggebietenden Heeres nahm er in Verona seinen Wohnsitz, um von hier aus die Vorgänge zu beobachten und durch sichere Wahrung der Neutralität Venedig den Frieden zu erhalten. Im folgenden Jahre erging von Oesterreich aus der Antrag an ihn, der vom Könige von Preußen als seinem Landesherrn befürwortet wurde, als Feldmarschall den Oberbefehl eines kaiserlichen Heeres zu übernehmen. Er war dazu bereit, wenn er in Venedig von seinen noch für zwei Jahre bestehenden Pflichten entbunden würde. Doch da die Regierung ihm den Abschied versagte, so wies er ein erneutes Angebot pflichttreu mit Entschiedenheit zurück. Zum Danke dieser treuen Gesinnung und seiner vielen erworbenen Verdienste bestätigte ihm jetzt die Republik Venedig, was niemals vordem geschehen war, unterm 23. December 1734 seine Feldmarschallwürde auf Lebenszeit. So lehnte S. denn auch 1737 den ehrenvollen Ruf König Friedrich Wilhelm I. von Preußen ab, der ihm bereits 1720 den Schwarzen Adlerorden verliehen hatte und jetzt den schon 1722 gemachten Versuch erneuerte, ihn als Feldmarschall nach Berlin zu ziehen. Aber trotz der Auszeichnungen, die S. von Venedig andauernd so reichlich zu theil wurden, und die bei den schwierigen Verhältnissen dieses Staatswesens doppelt ehrenvoll waren, verhielt man sich seinen auf die Reorganisation des Heeres gerichteten Wünschen gegenüber zurückhaltend. Dennoch wurde er nicht müde, seine Forderungen immer auf's neue wieder geltend zu machen, noch am 13. Juli 1746 erstattete er darüber einen eingehenden Bericht, der sein letzter bleiben sollte. Als er 1738 zu Venedig eine gefährliche Krankheit bestanden hatte, wankte seine Gesundheit; es überkam ihn im folgenden Jahre ein lethargischer Anfall, der sich von Zeit zu Zeit wiederholte. Dessenungeachtet begab er sich 1742 nach Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges abermals zur Sicherung der Neutralität Venedigs nach Verona. Hier ist er dann am 14. März 1747 gestorben und am 18. März auf das feierlichste beigesetzt worden. Wenige Tage darauf beschloß man ihm im Arsenal zu Venedig ein würdiges Grabmal zu errichten.

Die Liebe zur Kriegskunst bethätigte S. nicht nur durch ihre praktische Ausübung, sondern auch durch eifrige wissenschaftliche Beschäftigung mit ihr. Er verfaßte zahlreiche Arbeiten, die die Kriegswissenschaft in geschichtlicher wie theo-

retischer Hinsicht betreffen und die zumeist erst lange nach seinem Tode in die Oeffentlichkeit gelangt sind. Eine Uebersicht über dieselben findet sich in den unten erwähnten Denkwürdigkeiten II, 316 ff.

S. ist niemals verheirathet gewesen. Da auch seine schon genannten Brüder Daniel Bodo († am 15. Dec. 1732) und sein Halbbruder Friedrich Wilhelm, der in kurbraunschweigische Hofdienste trat († am 13. Jan. 1720), unvermählt starben, so fiel das Familienstammgut Emden als Mannlehngut an die Söhne von ihres Vaters älterem Bruder, Alexander v. d. S. auf Altenhausen, dessen Nachkommen es noch heute besitzen. Obwohl S. die Kinder dreier seiner Schwestern auf das reichlichste unterstützte, und auch bei dem drohenden Vermögensverfalle seines Bruders Daniel Bodo mit seinen Mitteln großmüthig aushalf, so hinterließ er doch ein sehr beträchtliches Vermögen, mit dem er, ebenso wie mit seiner an Kunstwerken reichen Bildergalerie, zufolge des am 16. Nov. 1740 zu Susignana errichteten Testamentes außer zahlreichen Legaten ein Fideicommiß begründete. Dieses erhielt als Universalerbe der kurbraunschweigische Oberjägermeister Christian Günther v. d. S., Besitzer von Hehlen, der älteste Sohn seiner ältesten Schwester Margarethe Gertrud, die sich am 28. Juli 1681 mit dem oben genannten braunschweigisch-wolfenbüttelschen Geheimrath Friedrich Achaz v. d. S. vermählt hatte. Er kaufte mit jenem Gelde das Gut Groß-Krankow in Mecklenburg-Schwerin; sein Bruder Adolf Friedrich, der als preußischer Generallieutenant 1741 in der Schlacht bei Mollwitz blieb, war der Lieblingsneffe des Feldmarschalls. Beide Brüder, die Stammväter der Häuser Hehlen, Wolfsburg, Beetzendorf, Detzel und Ramstedt und Closterroda, sind unterm 7. December 1728 gleichfalls in den Grafenstand erhoben worden. Die zweite Schwester Schulenburg's war die Geliebte des Kurprinzen und späteren Königs Georg I. von England, die am 23. Mai 1743 als Reichsfürstin v. Eberstein gestorben ist; die dritte, Sophie Juliane, heirathete 1691 den kurbraunschweigischen Oberjägermeister Christoph Graf v. Oeynhausen, deren ältester Sohn Ludwig Ferdinand neben seinem Vaternamen den der Grafen S. setzte und als k. k. Generalfeldzeugmeister am 16. Februar 1754 in Wien gestorben ist. Von den beiden übrigen Schwestern war Anna Elisabeth seit 1694 mit dem kurbraunschweigischen Oberschenk Georg Friedrich v. Spörken, Johanne Auguste, eine Halbschwester, seit 1687 mit Werner Ludwig Spiegel v. Pickelsheim auf Seggerde vermählt. Das Bildniß Schulenburg's überliefert uns u. a. ein Stich von Marco Pitteri nach einem Bilde von Carlo Franc. Rusca, der ihn wiederholt gemalt hat. Ein von Hyacinthe Rigaud gefertigtes Brustbild Schulenburg's besitzt das herzogliche Museum zu Braunschweig. Auch sind fünf Medaillen auf ihn geschlagen worden, die zumeist ebenfalls sein Bildniß zeigen. Viele Erinnerungen an seine ruhmreichen Feldzüge, wie türkische Trophäen, Waffen u. s. w. befinden sich noch jetzt im Besitze der Familie zu Hehlen.

Vgl. Stammtafeln des Schulenburgischen Geschlechts. Hg. von Friedrich Albrecht Graf v. d. Schulenburg auf Closterroda (Wien 1821), insbes. Anhang I, 26 ff. — Leben und Denkwürdigkeiten Joh. Matthias Reichsgrafen von der Schulenburg. Aus Originalquellen bearbeitet (von Fr. Albr. Graf v. d. S. auf Cl.) I. II. Leipzig 1834. — Joh. Fr. Danneil, Das Geschlecht der von der Schulenburg II, 598—619 (Salzwedel 1847). In den geschichtlichen Angaben ist nicht überall ganz zuverlässig die anziehende Schilderung von Varnhagen von Ense in dessen Biographischen Denkmalen (Berlin 1824) S. 131—284.

P. Zimmermann.

Schulenburg: Werner v. S., im 15. Jahrhundert Hauptmann des Landes Stettin, gehörte der schwarzen Linie des altmärkischen Geschlechtes der von Schulenburg an. Sein Geburtsjahr ist nicht bekannt; aus einer Urkunde ergibt sich aber, daß er 1460 bereits mündig war. Als Krieger im brandenburgischen Dienste lenkte

er die Aufmerksamkeit des Kurfürsten Friedrich II. auf sich, der ihn als einen der tapfersten seiner Vasallen bezeichnete. 1468 führten Lehnsstreitigkeiten zwischen Brandenburg und Pommern zu einem Kriege, in welchem Friedrich II. Garz a. O. eroberte und Werner zum Befehlshaber der Stadt einsetzte. Der Streit wurde nach vier Jahren auf einige Zeit durch einen zu Prenzlau geschlossenen Vertrag beigelegt, in welchem die pommerschen Herzöge Wartislaw und Erich die Lehnsherrschaft des Kurfürsten Albrecht anerkannten und ihm Garz, Löckenitz und andere pommersche Orte überließen. Indeß der Friede erwies sich nur als Waffenstillstand, und 1477 eröffneten die Pommern die Feindseligkeiten von neuem durch Ueberrumpelung der Stadt Garz. Werner, der hier noch Statthalter war und 1472 Löckenitz zur Bestreitung der Kosten seines Amtes erhalten hatte, sah sich doch oft genöthigt, sich Geld und Lebensmittel auf dem Wege der Requisition zu verschaffen. Um Ostern 1477 hatte er eine Haferlieferung ausgeschrieben, und diesen Umstand benutzte der pommerisch gesinnte Besitzer des bei Garz belegenen Dorfes Brusenfelde, Namens Bartholomäus Brusenhawer, den Commandanten zu überlisten und Garz den Pommern in die Hände zu spielen. Nachdem er sich mit den pommerschen Herzögen verständigt hatte, erschien er am Montage nach Misericordias (20. April) 1477 schon früh vor Tagesanbruch mit acht Wagen vor einem der Thore von Garz, hatte auf ihnen jedoch nicht Hafer, sondern Bewaffnete, die unter Stroh und Häckselsäcken wohl verborgen waren. Zu gleicher Zeit lagen pommersche Truppen auf Oderkähnen versteckt in der Nähe. Nach manchen Fährlichkeiten kamen sämmtliche Wagen glücklich in die Stadt, während Werner, der am Sonntage vorher einen Kindtaufsschmaus gegeben hatte, mit den Seinen noch im Schlafe lag. Er erwachte zu spät, um die Stadt noch zu retten und mußte sich den Pommern ergeben. Kurfürst Albrecht rächte 1478 den Verlust von Garz durch einen siegreichen Feldzug gegen Pommern. Bogislaw X., welchem nach dem Tode der oben genannten Herzöge ganz Pommern zugefallen war, und der seine fürstliche Stellung im Lande erst befestigen mußte, sah sich zum Frieden genöthigt, der 1479 unter besonderer Vermittlung Werner's v. S. auf Grund des Prenzlauer Vertrags von 1472 auch zu Stande kam. Werner hatte sich bei dieser Gelegenheit das Vertrauen des Herzogs Bogislaw in solchem Maaße erworben, daß dieser ihn zum Hauptmann des Landes Stettin ernannte und ihm Stadt und Schloß Penkun zum Eigenthum schenkte, während Kurfürst Albrecht ihn zu seinem Hofmeister machte und ihm Löckenitz als Lehen übertrug. Damit begann für Werner eine lange ehrenvolle Laufbahn als Staatsmann. Im Verein mit dem Kanzler Georg v. Kleist ordnete er das zerrüttete Finanz- und Gerichtswesen Pommerns und zugleich sorgte er für die öffentliche Sicherheit, indem er das Land von Raubgesindel säuberte. Sein Hauptverdienst aber bestand darin, daß er den Frieden zwischen Bogislaw und den Kurfürsten von Brandenburg zu erhalten wußte, trotzdem der zwar tüchtige, aber auch reizbare Herzog nicht selten Anlaß zu Zwistigkeiten gab. Seine Staatsklugheit wurde auf eine besonders harte Probe gestellt, als Bogislaw seine Gemahlin Margarethe, eine Tochter Friedrich's II. von Brandenburg, mit der er unglücklich lebte, gänzlich verstieß und dadurch den Kurfürsten Johann Cicero aufs äußerste erbitterte. Als Bogislaw 1496 seine Wallfahrt nach dem gelobten Lande antrat, übertrug er Werner die Verwaltung Pommerns für die Zeit seiner Abwesenheit. Bald nach seiner Heimkehr indeß trat eine Entfremdung zwischen ihm und Werner ein. Bogislaw hatte inzwischen die Bedeutung des Römischen Rechtes für die Erweiterung und Befestigung der fürstlichen Gewalt kennen gelernt und wandte seine Zuneigung mehr und mehr den römischen Rechtsgelehrten zu, besonders Dr. Joh. v. Kischer und Petrus von Ravenna, den er aus Italien mitgebracht hatte. Mit Hülfe und Beirath dieser Männer be-

gann er Privilegien anzutasten und Lehnsansprüche zu beseitigen. Werner widersprach solchen Neuerungen, erfuhr kränkende Zurücksetzung und zog sich um Pfingsten 1498 auf seine Besitzung Löckenitz zurück. Indessen konnte Bogislaw seiner doch nicht ganz entrathen. 1503 finden wir ihn wieder thätig als Vermittler in einem Streite des Herzogs mit Stettin und im folgenden Jahre in einer Fehde des ersteren mit Stralsund. Mehrfach wirkte er dann noch als pommerscher Diplomat, 1514 sogar am Hofe Sigismund's I. von Polen. Zum letzten Male erscheint sein Name in einer Urkunde des Jahres 1517. Er starb im J. 1519 zu Stettin, wo er auch bestattet wurde. Die von ihm erworbenen Besitzungen Penkun und Löckenitz blieben dem Schulenburgischen Geschlechte nicht erhalten. Während des dreißigjährigen Krieges gingen sie, arg verwüstet, in andere Hände über.

Die Berichte über Werner in Kantzow's Pommerania sind voll von Anerkennung für ihn, aber doch nicht urkundlich. Genaue Nachrichten über seine Person und Familie bietet Danneil's Werk: Das Geschlecht der v. Schulenburg, II, S. 109—124. — Ueber seine Wirksamkeit in Pommern siehe Barthold, Gesch. von Rügen und Pommern IV, 1, S. 316 u. fg.

J. Heidemann.

Schuler: Dr. Johann S. wurde geboren am 11. December 1800 zu Matrei in Tirol, wo sein Vater Marktrichter war. Bald darauf wurde dieser als Professor des Römischen und des Kirchenrechtes nach Innsbruck berufen, woselbst 1803 seine Gattin starb. Bei Aufhebung der Universität im J. 1810 zog der Vater, der sich zum zweiten Mal verehelichte, mit seiner Familie nach Salzburg. Hier verblieben sie sechs Jahre lang und kehrten dann nach Innsbruck zurück. Nach Vollendung der philosophischen Studien bezog Johann die Universität Wien, um nach dem Wunsche seines Vaters Jura zu studiren. Wäre er seiner Neigung gefolgt, so hätte er sich der Bühne gewidmet. Im zweiten Jahre seines Wiener Aufenthaltes befiel ihn eine bedenkliche Krankheit. Diese wiederholte sich später in Salzburg. Im September des Jahres 1822 nach Innsbruck zurückgekehrt, nahm er seinen Aufenthalt im Gnadenwalde unterhalb Hall, um seine Gesundheit zu stärken und sich auf den Eintritt ins Kloster vorzubereiten. Er wählte, dem Wunsche seines Vaters folgend, Fiecht, wo er freundliche Aufnahme fand. Nach Jahresfrist verließ er das Kloster wieder und kehrte nach Innsbruck zurück, wo er sich mit Eifer den unterbrochenen juridischen Studien zuwandte, nach deren Vollendung er zu Padua graduirte. Sein Wunsch, eine Professur zu erhalten ging nicht in Erfüllung, dagegen fand er Aufnahme als Praktikant beim Gubernium. Im J. 1828 übernahm er nebenbei die Redaction des „Tirolerbothen", die er lange Zeit fortführte. Am 27. April 1831 wurde ihm in Anbetracht seiner reichen historischen und Sprachkenntnisse die ständische Archivarstelle in Innsbruck verliehen, welche er bis zum Jahre 1848 bekleidete. In diesem Jahre des Sturmes und Dranges trat seine besonnene politische Thätigkeit besonders in den Vordergrund. Endlich ging auch der Wunsch seiner Jugend in Erfüllung. Am 18. November 1849 wurde er zum außerordentlichen und am 28. August 1850 zum ordentlichen Professor der Rechtsphilosophie an der Universität zu Innsbruck ernannt. Er starb am 12. October 1856. S. steht bei den Tirolern in gutem Andenken durch seine Thätigkeit für die Landesvertheidigung und im Bürgerausschusse, durch sein wirksames Interesse für gemeinnützige und Kunstinstitute. Das Buch, welches seine Schriften enthält, hat folgenden Inhalt: 1. Poetisches: Skolie, Liebeswahnsinn (eine Novelle); Jakob Stainer; Die Teufelsburg. — 2. Kritisches: Ueber die neueste schöne Litteratur in Deutschland. Rede zur Geburtsfeier Beethoven's am 17. December 1838. Ueber modernen Städtebau. Ueber die sittliche Bedeutung der Geschichte. —

3. Politisches: Tirolische Gedanken. Der Friede. „Alle seine Schriften", sagt die Vorrede, „tragen das Gepräge des den Stoff beherrschenden Geistes, logischer Anordnung und zeichnen sich durch eine seltene Rundung und Klarheit der Darstellung aus. Sein richtiger Tact hielt ihn von der Lyrik fern, auf deren Gebiet er sich nur in der ersten Jugend versuchte und leitete ihn auf das Feld der epischen Dichtung. Und hier war es die Novelle, die er mit dem bedeutendsten Erfolge, mit Meisterschaft zu behandeln wußte."

Gesammelte Schriften. Nebst einem kurzen Lebensabrisse des Verstorbenen, herausgegeben von seinen Freunden. Innsbruck 1861.

Wilh. Bäumker.

Schuler: Melchior S., schweizerischer Geistlicher, Schulmann und Historiker; † am 30. April 1859 in Erlinsbach, Kanton Aargau. — Das Dorf Rüti in der Pfarre Betschwanden, Kanton Glarus, ist die Stammheimath eines Geschlechtes freier Gotteshausleute der Abtei Säckingen, welche ursprünglich die „Wala", später und allmählich ausschließlich nach einem Zunamen die „Schuler" genannt wurden. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zeichnete sich mehr als ein Wala unter den glarnerischen Kriegsmännern aus; im sechszehnten Jahrhundert Gervasius Schuler, Freund und Amtsgenosse Bullinger's im Pfarramt zu Bremgarten, als Förderer der Reformation, Heinrich S., Decan in Glarus, als entschiedener Vertreter der Katholiken. Später stand Paul S. von Schwanden (geb. 1508, † 1593), Landammann, lange Jahre hindurch unter den einflußreichsten Magistraten des Landes, ein Vertheidiger der reformirten Lehre gegenüber Aegidius Tschudi auch in theologischen Streitschriften. In der neueren Zeit erwarb sich Pfarrer Melchior S. um die öffentlichen Zustände seiner Heimath im Schul- und Armenwesen und als Schriftsteller um die schweizerische Geschichte Verdienste, die ihm auf das ehrendste Andenken ein Recht geben. Geboren in Mollis, Kanton Glarus, am 10. März 1779, Sohn des Diakon Fridolin S., kam Melchior S. im März 1796 nach Schaffhausen, wo er sich zum Geistlichen ausbilden sollte, wurde aber im Frühjahr 1798 schon nach Hause berufen, als der Einfall der Franzosen in die Schweiz erfolgte, um als Feldprediger mit den Glarner Truppen ins Feld zu ziehen. In dieser Stellung war der neunzehnjährige Studirende am 30. April 1798 Zeuge des Kampfes seiner Landsleute gegen Schauenburg's Horden bei Wollerau; Vorgänge, die in ihm zeitlebens unauslöschbaren Aberwillen und Haß gegen „das treulose Franzosenthum" zurückließen. Als er nachher seine Examenarbeiten von Hause aus nach Schaffhausen sandte, fanden sie solchen Beifall, daß er, ohne sich persönlich zur Prüfung stellen zu müssen, im Juni 1798 ins schaffhausische Ministerium aufgenommen und schon im April folgenden Jahres zum Pfarrer in Siblingen, Kanton Schaffhausen, ernannt wurde. Sein biederes, offenes und entschlossenes Wesen leistete hier der Gemeinde in den Drangsalen des europäischen Krieges, der sich über die Schweiz und Schwaben hinwälzte, wesentliche Dienste. Im Jahre 1805 zum Pfarrer der glarnerischen Kirchgemeinde Kerenzen nach Obstalden berufen, gab er sich neben dem Predigtamte dem seine ganze Seele erfüllenden Bestreben hin, der drückenden Armuth, welche die Kriegsjahre über sein Heimathland gebracht hatten, und der geistigen Verwahrlosung, der so Viele anheimfielen, durch thätige Fürsorge für die Armen und vor allem durch Hebung des Volksunterrichtes für die Zukunft zu steuern. Als treuer und eifriger Erzieher nahm er sich seiner jungen Pfarrkinder durch Ertheilung von Unterricht an, wußte von der Gemeinde die Ueberlassung von Gemeindeland und Weiden zum Anbau als Pflanzland an die Armen zu bewirken und ließ sich in diesen Bestrebungen durch keinen Widerstand hemmen. „Ich war zeitlebens ein starker eckiger Quader und fürchtete mich nicht so bald; meine Absicht war gut und wol des Verdrusses werth",

pflegte er später zu sagen. Indessen wurde man auf ihn in Glarus aufmerksam; einen Ruf an die dortige Pfarrstelle lehnte er zwar ab; aber die Landesobrigkeit ernannte ihn 1811 zum Mitgliede des Kantonschulrathes und ließ durch ihn die sämmtlichen Gemeinden des Landes bereisen und über den Zustand des Schulwesens in denselben sich einläßlichen Bericht erstatten. Als unumgängliche Vorbedingung zur Hebung der vernachlässigten Zustände erschien die Heranbildung tüchtiger Lehrkräfte, fortan Schuler's stetes Augenmerk, und da ein Besuch auswärtiger Anstalten durch einheimische Candidaten zu diesem Zwecke nicht möglich war, nahm S. selbst die Aufgabe zur Hand. Er sammelte um sich zehn noch bildungsfähige Schullehrer und ertheilte denselben, unter Beihülfe des ihm in Obstalden zur Seite stehenden Lehrers, in zehnstündigem täglichem Unterricht während eines viermonatlichen Cursus, 1812 bis 1813, die zu ihrem Berufe erforderliche bessere Ausrüstung. Die Freude an den Fortschritten dieser Zöglinge und ihre Anhänglichkeit entschädigte ihn für den geringen Dank, den sein Unternehmen bei dem Publicum fand, und mit der nämlichen muthigen Selbständigkeit, die ihn zu demselben bewogen, verfolgte er jetzt auch schriftstellerisch seine Ziele. In einer Denkschrift: „Die unglaubliche Größe des Elends in unserm Vaterlande", befürwortet von der zücherischen Hülfsgesellschaft, entwarf er 1813 das volle Gemälde der Armennoth im Glarnerlande und der äußern und moralischen Ursachen derselben und erweiterte diese Darstellung 1814 in seinem Buche: „Die Beschreibung der Linththäler". Dies hatte zur Folge, daß auch von auswärts manche Beihülfe zur Linderung der drückendsten Armuth nach Glarus gelangte, im Lande selbst aber Manche Schuler's Schriften als für dasselbe herabsetzend ansahen und man ihm sogar von obrigkeitlicher Seite her sagen ließ, er möge in der ihm übertragenen Predigt vor der reformirten Landsgemeinde des Frühjahrs 1814 nicht vom Armenwesen sprechen. Unerschrocken behauptete aber S. sein Recht freier Rede und seine Landsgemeindepredigt, in welcher vom Armenwesen und von der Volksbildung umständlich gehandelt war, fand großen Beifall, wurde viel begehrt und zum Besten der Armenschulen gedruckt. Aus seinen Bemühungen ging jetzt (1814) auch eine Arbeitsschule für Mädchen in Obstalden hervor (die erste officielle im Kanton) und die Schulen in seiner Pfarre Obstalden-Filzbach gelangten zu einer Blüthe, auf der sie später Mühe hatten sich zu behaupten. Indessen wurde S., den eine mit seiner Energie gepaarte Heftigkeit bisweilen mißleitete, von persönlichen Gegnern, deren Feindschaft er sich zugezogen hatte, mit so gehässigen Angriffen verfolgt, daß er sich schließlich aus seinem Amte in Obstalden und damit auch aus dem Kanton vertrieben sah. 1815 fand er als Pfarrer in Mönthal, Kantons Aargau, eine neue Stätte der Wirksamkeit, und da ihm zugleich eine Lehrstelle an der Bezirksschule in Brugg übertragen wurde, widmete er sich letzterer noch mehr (1817) nach Versetzung auf die näher bei Brugg liegende Pfarre Bözberg. Zehn Jahre brachte er in dieser Stellung zu, neben seinen Amtspflichten und Bestrebungen für das aargauische Schulwesen nun auch historischen Studien einläßlich sich hingebend. Schon 1809 hatte S. eine kurze Geschichte der Schweiz bis zur Reformationszeit unter dem Titel: „Die Thaten und Sitten der Eidgenossen, erzählt für die vaterländische Jugend in Schule und Haus", herausgegeben. 1818 folgte sein Buch: „Huldreich Zwingli, Geschichte seiner Bildung zum Reformator des Vaterlandes", für die Leser eine Vorbereitung auf das Jubelfest der schweizerischen Reformation von 1819, welches sofort einer zweiten Auflage des Buches (1819) und 1820 einer neuen Schrift Schuler's: „Vertheidigung der Reformation" rief. 1827 aber ließ sich S. auf die Pfarre Erlinsbach versetzen, deren Nähe bei Aarau ihm gestattete, für seine geschichtlichen Studien

die Schätze der aargauischen Kantonsbibliothek eingehend zu benutzen, während sich ihm, schon im folgenden Jahre, ein neues Feld pädagogischer Bestrebungen durch Ernennung zum Mitgliede des aargauischen Erziehungsrathes eröffnete. In den achtundzwanzig Jahren, die S. in diesen Stellungen noch vergönnt blieben, bis die Feder der Hand des achtzigjährigen Greises im Frühjahr 1859 entsank, entfaltete sich sein unermüdlicher Fleiß in zahlreichen und verdienstlichsten Arbeiten. Nach einem Vortrage über die reformirte Kirchenverfassung (1832) folgten 1834 eine „Urkundliche Darstellung des gesammten Schulwesens im Kanton Aargau“, 1836 „Vaterländische Erzählungen für die Jugend“ als Bestandtheil eines Schullesebuchs, den Gaben ähnlich, die ihr S. schon in den aargauischen Neujahrsblättern von 1819 und 1825—1829 dargebracht hatte. Im gleichen Jahre 1836 erschien seine „Geschichte des Kantons Glarus“, auf Wunsch glarnerischer Freunde geschrieben, und einer kurzen Wiederholung derselben in einer Schulausgabe im Jahre 1837 ging ein „Lesebuch für Schweizerkinder von 10—14 Jahren“ in drei Bändchen zur Seite. Vor allem aber widmete S. zwei großen Arbeiten jetzt seine ganze Kraft: einerseits gemeinsam mit dem zücherischen Theologen J. Schultheß (s. unten S. 698) der Herausgabe der Werke Zwingli's, die 1828—1842 in acht Bänden (Zürich, Fr. Schultheß) erschienen, — die erste Gesammtausgabe der Schriften des Reformators, zu welcher J. Usteri 1861 noch einen „Supplementorum fasciculus“ lieferte; andererseits der Erneuerung und Fortsetzung seiner „Thaten und Sitten der Eidgenossen“. Das bis zur Reformationsepoche reichende Bändchen von 1809 war 1831 durch eine Umarbeitung und Fortsetzung über das sechszehnte Jahrhundert in zwei Abtheilungen ersetzt worden, die 1839 in dritter Auflage wiederholt wurden. Von 1842 an bis 1857 aber ließ S. einer zweiten Ausgabe seines Bändchens über das sechszehnte Jahrhundert die Fortsetzung dieser Schweizergeschichte bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts in fünf weitern Bänden der „Thaten und Sitten“ folgen. Das Werk ist, soweit es die äußere Anordnung anbetrifft, ebenso eigenthümlich, als jeder künstlerischen Form völlig entbehrend, in Absicht auf den Stoff in seinen älteren Theilen auch kritischen Anforderungen keineswegs genügend. Aber mit Bezug auf Reichthum des Inhalts und unmittelbare Wiedergabe der Dinge kömmt ihm kaum ein anderes gleich. Denn indem S. „einfach erzählende Berichterstattung“ über das Geschehene, soweit es wissenswerth, als Grundgesetz für die Geschichtschreibung betrachtet und zu dem Gebiete des Wissenswerthen ebenso sehr die Culturzustände und die gesellschaftlichen Verhältnisse jeder Epoche, als blos politische oder militärische Kämpfe, zählt, erstreckt er seine mit dem Umfange der Quellen sich zeitlich immer weitläufiger entwickelnde Darstellung über eine Menge von Erscheinungen, über welche andere Geschichtsschreiber der Schweiz entweder nur ganz kurz oder mit völligem Stillschweigen hinweggehen. Insbesondere nimmt das häufig ganz übersehene biographische Element, die (gedrängte) Schilderung merkwürdiger Persönlichkeiten, einen Raum bei ihm ein, der dieser Seite seines Werkes vorzüglichen Werth gibt. Sein Urtheil über Dinge und Personen, das er niemals verhehlt, ist ernst und strenge; soweit es die Epoche der Revolution und Richtungen, denen er abhold war, anbetrifft, zuweilen vielleicht ungerecht. Aber dem Charakter des Verfassers, der seine Grundsätze mit unerschütterlicher Treue im Leben wie in seinen schriftstellerischen Werken bewährte, kann Niemand aufrichtigste Hochachtung versagen.

Neue Glarner Zeitung 1859, Nr. 37 (7. Mai). — Gottl. Heer, Pfarrer in Betschwanden, Jahrbuch des historischen Vereins von Glarus 1878 (15. Jahrg. Geschichte der glarnerischen Geschlechter); und ebendaselbst 1881 und 1882 (18. u. 19. Jahrg. Geschichte des glarnerischen Volksschulwesens) und 1883 (20. Jahrg. Höheres Schulwesen in Glarus und Nachtrag, betr. die Schul-

güter). — O. Hunziker, Geschichte der schweizerischen Volksschule, II, 306 u. ff. Zürich 1881.

G. v. Wyß.

Schuler: Theophil S., elsässischer Maler. Er stammte aus einer Straßburger Bürgerfamilie, welche in der Revolution ihr Vermögen eingebüßt hatte; sein Vater, der 1853 starb, war Pfarrer an der Nicolaikirche zu Straßburg, seine Mutter verlor er früh. Geboren 1821, zeigte er schon als Knabe Lust und Anlage zum Zeichnen und Malen. Um die Kupferstecherkunst zu lernen, durch welche mehrere Verwandten ihren Lebensunterhalt und selbst einen anerkannten Namen gewonnen hatten, wurde er nach Karlsruhe, München und 1839 nach Paris geschickt; aber hier, in Drollinger's Atelier, vertauschte er Grabstichel mit Bleistift und Palette. 1848 riefen ihn die durch die Februarrevolution erschreckten Verwandten nach Straßburg zurück und hier fand er mehrere Jahrzehnte lang durch Bilder, Zeichnungen für den Druck, sowie durch Unterricht sein befriedigendes Auskommen und in einem Kreise von Freunden und Kunstgenossen sowie auf Ausflügen in die Vogesen seine Erholung. In dies arbeitsame und behagliche Dasein griff der Krieg von 1870 störend, ja zerstörend ein. S. siedelte 1872 nach Neuchatel über, verheirathete sich hier; ein zärtlich geliebtes Töchterchen vollendete sein Familienglück. Allein die Liebe zur Heimath trieb ihn doch jeden Sommer wieder in das Elsaß, wo er bei seinem Bruder, dem Pfarrer in Preuschdorf, Aufenthalt nahm. 1877 erfaßte ihn ein schweres Magenleiden, er starb im Januar 1878 in Straßburg. Die neue städtische Gemäldesammlung sowie die Gesellschaft der Kunstfreunde in Straßburg bewahren einige Bilder von ihm, andere befinden sich im Museum Unterlinden zu Colmar, eine weit größere Zahl in Privatbesitz. Die älteren zeigen die Romantik als den Ausgangspunkt des Künstlers, dem W. Scott, Tasso, Lamartine die Stoffe gewähren. Eindrücke der Revolutionszeit 1848 spiegeln sich wieder in dem allegorischen Char de la Mort, der die Vergänglichkeit aller menschlichen Bestrebungen, die Nichtigkeit alles irdischen Ruhms darstellen soll. Sein eigenstes Gebiet fand der Künstler in der Wiedergabe elsässischer Eigenthümlichkeiten und Ueberlieferungen. Er begann vor 1848 mit „Erwin v. Steinbach in der Werkstätte“ und „— auf dem Todtenbett“, und stellte später auf einem figurenreichen, belebten Bild den Münsterbau dar. Die Ankunft des „Glückhaften Schiffs“ von Zürich, und als Pendant dazu das Eintreffen der Schweizer Delegirten während des Bombardements 1870; der übermüthige Spaß des Cardinals Rohan, der seinen Kutscher über den Geschirrmarkt fahren und hier alles zertrümmern ließ; ein Pfänderspiel, wobei die im Grasgarten tafelnde Gesellschaft in der Tracht des vorigen Jahrhunderts erscheint; elsässische Auswanderer; der Feuerreiter, der von einem brennenden Gehöft in den Vogesen Hülfe sucht u. s. w.: das sind die Stoffe Schuler's, von denen die Darstellungen aus dem heutigen Volksleben seitdem bei zahlreichen elsässischen Malern in Paris Nachahmung gefunden haben. S. selbst wirkt mehr durch die Zeichnung als durch die Farbe; sein Realismus, aller Verschönerung abgeneigt, sucht auch derbe, heftige Bewegungen wiederzugeben. Daher ist er auch wol noch bedeutender in den fast unzähligen Zeichnungen, welche Sagen, Gebräuche, Ansichten des Elsasses darstellen und zum größten Theil in Zeitschriften oder sonst als Illustrationen gedruckt worden sind. Hier macht sich denn auch noch mehr als in den großen Bildern die humoristische Gabe Schuler's geltend: der Hans im Schnokeloch, ein junger reicher Bauer, der von zierlichen Dorfschönen bedient, mürrisch und blasirt, die Hände in den Hosen dasitzt, ist die köstliche und im Elsaß allgemein bekannte Verkörperung einer sprichwörtlichen Redensart (der Hans im Schnokeloch hett alles was er will, und was er hett, das will er nit, und was er will, das hett er nit). S. ver-

tritt als Maler und Zeichner jene elsässische Richtung auf das Heimathliche, welche dichterisch und philologisch besonders von den Brüdern Stöber ausgeprägt worden ist; nur daß er bei den Franzosen mit seiner Kunst die Anerkennung fand, die den litterarischen Bestrebungen versagt blieb, umsomehr als er auch die Romane von Erckmann-Chatrian stimmungsvoll illustrirte. Uns sprechen wol am meisten die Illustrationen zu Arnold's Lustspiel „Der Pfingstmontag" (1850) an. Ganz eigene Erfindung sind seine Schlitteurs (um 1851), Holzhauer in den Vogesen, deren mühseliges und gefährliches, aber durch den Waldeshauch erquicktes Leben eine Reihe von Bildern vor Augen führt. Das Geistesleben des elsässischen Volkes, wie es unter der Herrschaft einer fremden Sprache, aber in stolzer Erinnerung an die große Revolution sich gestaltet hatte, ehrlich und tüchtig, aber dumpf und stumm, tritt hier in voller Treue dem Beschauer entgegen.

Vgl. Jahrbuch des Vogesenclubs III (1887), 1—19, wo auch eine vollständige Aufzählung der Arbeiten.

Martin.

Schulheim: Hyazinth Edler v. S., Dichter und Jurist. Geboren zu Graz in Steiermark am 7. Januar 1815, wo er die rechtswissenschaftlichen Studien zurücklegte, trat in die Militärjustiz ein und wirkte längere Zeit als k. k. Hauptmannauditor. Später ließ er sich in die Civiljustiz übersetzen, wurde 1854 Landesgerichtsassessor, dann Bezirksrichter, Landesgerichtsrath in Graz, endlich Landesgerichtspräsident in Klagenfurt, wo er am 12. August 1875, nachdem er noch kurz vorher einer Gerichtsverhandlung präsidirt hatte, vom Herzschlag getroffen, aus dem Leben schied. — Als 1848 und 1849 die officiellen Organe der Regierung dem Geiste der Zeit entsprechend reformirt wurden, wurde er mit der Leitung der „Grazer Zeitung" betraut, welche er durch einige Zeit redigirte. — Auf dem Schloßberge in Graz steht das Denkmal des k. k. Feldzeugmeisters Ludwig Freiherrn v. Welden, der der Schöpfer der herrlichen Anlagen ist, welche diesen Berg und damit die Stadt zieren; S. war der geistige Urheber dieses Standbildes, er regte die Gründung an und stand bis zur Errichtung und Enthüllung (1859) desselben an der Spitze des Comités, welches dieses Werk ausführte. — In S. lebte eine frische dichterische Ader, wie seine „Gedichte" (Graz, Damian und Sorge 1836), anmuthige lyrische Poesien, die er als erst 21jähriger Jüngling veröffentlichte, die „Volkslieder der steiermärkischen Wenden deutsch bearbeitet" (Steiermärkische Zeitschrift, Graz 1837—1838, Neue Folge, IV. Jahrgang, 1. Heft, S. 1—8; V. Jahrgang, 2. Heft, S. 1—4) und zahlreiche zerstreut erschienene Poesien, meist sehr gelungene Gelegenheitsgedichte, so Prolog zu der zur Feier des hundertjährigen Geburtsfestes von W. A. Mozart am 26. Januar 1856 zu Graz veranstalteten Festakademie, „Mein Mozartfest" (1856), „Rudolph von Habsburg an der Wiege seines Enkels", des Kronprinzen Rudolf (1858); „Prolog zur Mendelssohns-Feier. Graz am 2. Februar 1862"; „Zu Schiller's Jubelfeier" (1859); „Prolog zu dem zur Eröffnung des Circus in Graz für die Armen veranstalteten Festconcerte" (1861) u. a. beweisen. — Von Interesse für die Localgeschichte von Graz und für die Theatergeschichte überhaupt sind Schulheim's „Historische Skizzen über das Theater in Graz" (Grazer Zeitung 1854 Nr. 319—363). — Die Abhandlung: „Ueber die Nothwendigkeit von Reformen in Strafsachen der österreichischen Militärjustiz" (in Haimerl's Magazin für Rechts- und Staatswissenschaft, I, 93—106 und 267—285, Prag 1850) war das litterarische Ergebniß seiner Berufsthätigkeit in der Militärrechtspflege.

Wurzbach, Biographisches Lexicon, 32. Theil, S. 156—157.

Franz Ilwof.

Schuller: Johann Karl S., Schulmann, Germanist, Geschichtsschreiber, Publicist, ist geboren in Hermannstadt am 16. März 1794, † daselbst am 10. Mai 1865. Sein Vater Johann Georg S. war Conrector am evangelischen (sächsischen) Gymnasium, ein wissenschaftlich hochgebildeter Mann, der 1797 zum Pfarrer von Heltau, einer blühenden Gemeinde in der Nähe von Hermannstadt, gewählt wurde. Auf dem Pfarrhof dort, in der reinen Luft des Landlebens, in paradiesisch schöner Gegend, an die eine Fülle alter Sagen und großer geschichtlicher Erinnerungen sich knüpft, wuchs der Knabe heran, dem von 1805 bis 1812 das Hermannstädter Gymnasium eine tüchtige Vorbildung gab, mit welcher ausgerüstet Karl S. im Mai 1812 die Universität Leipzig bezog, um sich für das Lehramt in Kirche und Schule vorzubereiten. Hier fand er im Haus des Bürgerschuldirectors Gedicke liebreiche Aufnahme, in den Professoren Beck, Krug, Tzschirner seine Entwicklung fördernde Lehrer und in dem späteren Rector des Frankfurter (an der Oder) Gymnasiums Poppo einen Freund, von dem ihn in der Folge weder Raum noch Zeit trennen konnte. In Leipzig sah der junge deutsche Student aus Siebenbürgen die Anfänge des Gottesgerichts, das der Napoleonischen Knechtung Deutschlands endlich ein Ziel setzte; das Elend der aus Rußland zurückkehrenden französischen Heerhaufen, die Schrecken der Schlacht bei Großgörschen haben sich damals unauslöschlich in seine Seele gegraben. Seine Universitätsstudien beendigte S. im September 1814 in Wien und wurde bereits im November desselben Jahres als Lehrer am Hermannstädter Gymnasium angestellt. Hier 1821 Conrector, 1831 Rector und, nachdem er wegen Kränklichkeit 1836 dieses Amt niedergelegt, mit einer außerordentlichen Dotation aus dem sächsischen Nationalvermögen stabiler Professor, hat er als Lehrer der classischen Sprachen und der Geschichte in den oberen Classen eine nachhaltige Wirksamkeit entfaltet, bis er, der im Umsturzjahr 1848 treu zu seinem Volk und seinem Kaiser gehalten und auch an den litterarischen Kämpfen, die jenem vorhergingen, hervorragend Theil genommen, nach dem Fall von Hermannstadt (11. März 1849) sich in die Walachei rettete. Von hier berief ihn im Mai 1849 Graf Leo Thun nach Wien, wo er mit seiner genauen Kenntniß des öffentlichen Schulwesens in Siebenbürgen an den Berathungen über die Neueinrichtung der österreichischen Unterrichtsanstalten Theil nahm. Im April 1850 kehrte S. nach Hermannstadt zurück und wurde vom Gouvernement als Referent in Schulangelegenheiten des Landes verwendet, als solcher im Mai 1854 bei Errichtung der k. Statthalterei Secretär dieser Landesstelle, durch k. Entschließung vom 26. November 1855 k. k. Schulrath für die Schulen der evangelischen Kirche A. C. in Siebenbürgen, bis er auf sein eigenes Ansuchen am 21. October 1859 mit dem Titel und Rang eines Statthaltereirathes in den bleibenden Ruhestand versetzt wurde. Schon am 5. August 1852 hatte der Kaiser ihm „als Lohn für seine Treue“ das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens verliehen.

Auf diesen Bahnen seines äußeren Lebens hat S. eine ungewöhnlich reiche Wirksamkeit im Dienst der deutschen Wissenschaft in Siebenbürgen entwickelt. Er war ein, für diese begeisternder Lehrer; auch sein Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für Gymnasien (Hermannstadt 1837) zeugt davon. Auf dem, letzthin fast ein Menschenalter lang nur dürftig gepflegten Felde der siebenbürgischen und sächsischen Geschichte wurde er geradezu ein Bahnbrecher, ebenbürtig an die Seite J. K. Eder's (A. D. B. V, 642) tretend. Schon seine erste Arbeit auf diesem Gebiete, die „Kritische Geschichte der Reformation des Hermannstädter Capitels“ (lateinisch, Cibinii 1819) wurde grundlegend; sie ist, anschließend an Joh. Seivert's werthvolle Veröffentlichungen (1787) durch ihre Rückkehr zu den sicheren Quellen ein Ausgangspunkt für jede spätere diesbezügliche Forschung geworden. Als am Anfang des vierten Jahrzehntes, mit im Kampf um bedrohte große poli-

tische und nationale Güter im Siebenbürger Sachsenlande neues wissenschaftliches Leben erwachte und insbesondere neue liebevolle Pflege sich der Geschichte zuwandte, stand S. schon in der ersten Reihe der hier führenden Männer. Da die zu jenem Zweck entstandene Zeitschrift „Transsilvania" (1833—1838), in welcher sein biographischer Umriß: „Georg Soterius" (geb. um 1673, † 1728) ein liebliches siebenbürgisch-deutsches Gelehrten- und Pfarrer-Stillleben schildert, mit dem ersten Heft des dritten Bandes aufhörte, setzte er das „Archiv für die Kenntniß von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart" (1841) an deren Stelle, in dem seine geschichtlichen Abhandlungen „Die Mongolen in Siebenbürgen" und „Die deutschen Ritter im Burzenlande" durch Tiefe der Forschung, zutreffende Benützung der urkundlichen Quellen und edle Darstellung vom neuen Geist der deutschen Historiographie im Lande ein überraschendes Zeugniß ablegen. An die Stelle seines Archivs trat 1843 das seither in ununterbrochener Folge erschienene Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, des Vereins, dessen Mitbegründer (1840) in erster Reihe S. war und dessen thätiges und führendes Ausschußmitglied er bis zu seinem Tode blieb. In diese Zeit fällt eine der bedeutendsten geschichtlichen Arbeiten Schuller's: „Umrisse und kritische Studien zur Geschichte von Siebenbürgen mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der deutschen Colonisten im Lande". Fortbauend auf dem Grunde, den Schlözer und Eder gelegt, will das Werk mit den Hauptmomenten der Geschichte Siebenbürgens und da namentlich auch mit der allseitigen Entwicklung der sächsischen Nation in gedrängter Darstellung bekannt machen, die Wege zu weiterer Forschung durch Quellenangabe nachweisen, schwierige Gegenstände nach Möglichkeit erörtern, Irrthümer berichtigen und ganz dunkele Momente für künftige Arbeit bezeichnen. Das erste Heft erschien (Hermannstadt, Hochmeister'sche Buchhandlung) 1840, das zweite 1851, das dritte erst nach der Verfassers Tod, vom Verein für siebenbürgische Landeskunde herausgegeben 1872. Das Werkchen, leider nur bis 1224 gehend, ist eine der schönsten Zierden der deutschen Geschichtslitteratur Siebenbürgens. In edler Form, die würdig an die Kunstform ähnlicher deutscher Arbeiten erinnert, steht die Forschung, wenn sie gegenwärtig auch in manchem überholt ist, überall auf der Höhe der Zeit, besonders werthvoll unter anderem auch durch das Heranziehen analoger deutscher Rechtszustände zur Vergleichung mit den sächsischen und durch eingehende Benützung der diesbezüglichen deutschen Quellenforschung von Jakob Grimm, Lacomblet, Gaupp, Waitz u. s. w. Die Erläuterung des Andreanischen Freibriefs von 1224 namentlich ist ein wahres Cabinetsstück ernster besonnener historischer Kritik.

Während seines Aufenthaltes in Wien (1849, 1850) erhielt S. Zutritt zum k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Mit freudigem Staunen that er Einblick in den unerschöpflichen Reichthum seiner Schätze, aus welchen er eine Fülle bis dahin völlig unbekannten Materials für die große Zeit des Kampfes zwischen Ferdinand von Oesterreich gegen den Türkenschützling Joh. Zapolya und dessen Tochter Isabella (1526—1556) sammelte. Durch die Veröffentlichung und Verarbeitung dieser Quellen brachte S. neues Licht über jenen so bedeutungsvollen Theil der siebenbürgischen Geschichte. Die bedeutendsten dieser Arbeiten sind: „Das k. k. geheime Haus-, Hof- und Staatsarchiv als Quelle siebenbürgischer Fürstengeschichte" (Hermannstadt 1850), „Das Bündniß Johann Zapolya's mit König Franz I. von Frankreich" (Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, neue Folge, Bd. 2), „Georg Reicherstorfer und seine Zeit" (Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, Bd. 20), „Diplomatische Beiträge zur Geschichte Siebenbürgens nach der Mohatscher Schlacht" (Vereinsarchiv n. F. II), „Ludwig Gritti's Ende" (Vereinsarchiv, n. F. II), „Die Verhandlungen von Mühlbach im Jahr 1551 und Martinuzzi's Ende" (Hermannstadt

1862), „Zur Geschichte der Ringmauern von Hermannstadt (Hermannstadt 1854) — überall auf dem Boden umsichtiger Forschung in würdiger Darstellung eine Fülle neuer Aufschlüsse über Begebenheiten und leitende Männer jener Zeit, darunter über den Sachsengrafen Marcus Pemfflinger und über die namenlosen Leiden, die Hermannstadt für die deutsche Treue trafen, welche es dem rechtmäßigen König Ferdinand in schwerster Zeit bewies.

Bereits am Anfang der vierziger Jahre nahm die deutsche Wissenschaft Kunde von den neuen wissenschaftlichen Regungen in Siebenbürgen; Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft würdigte sie 1844 einer eingehenden Besprechung. Es ist Schuller's Verdienst, seine Persönlichkeit und seine Leistungen trugen gleichmäßig dazu bei, daß nun auch die k. Akademie der Wissenschaften in Wien ihre Blicke auf diese Thätigkeit lenkte. Seinen Berichten über die Ziele und Arbeiten des Vereins für siebenbürgische Landeskunde (Sitzungsberichte der k. Akademie 1849, 1850, 1852) ist es wesentlich zu verdanken, daß sie in den österreichischen Geschichtsquellen das von ihr auch sonst geförderte Urkundenbuch zur Geschichte Siebenbürgens (bis 1301) — Wien 1857 — und die siebenbürgische Chronik des Schäßburger Stadtschreibers Georg Kraus (1608—1665), zwei Theile (Wien 1862 u. 1864) veröffentlichte.

Hand in Hand mit den geschichtlichen Arbeiten Schuller's, von welchen eine große Anzahl, wiewohl alle höchst anziehend und belehrend sind, hier nicht näher besprochen werden kann, gingen von Anfang her germanistische Studien, die er in erster Reihe in Siebenbürgen begründet hat. „Die Richtung auf das innere Leben des eigenen Volkes“, bekennt er freudig, „welche die neuere deutsche Wissenschaft mit Vorliebe verfolgt, hat mich nicht unberührt gelassen. In der Beschäftigung mit Sitte und Sage der Sachsen in Siebenbürgen habe ich geistige Auffrischung gesucht und gefunden; in den Tiefen des Volksthums quillt ein reicher Born geistiger Verjüngung“. Schon im 18. Jahrhundert hatten treffliche Männer seines Volkes dies gefühlt. Felmer's große „Abhandlung von dem Ursprung der sächsischen Nation in Siebenbürgen“ (1764), Seivert's „Von der siebenbürgisch-sächsischen Sprache“ (1781), Binder's „Ueber die Sprache der Sachsen in Siebenbürgen“ (1795) legen davon Zeugniß ab. Nach fast halbhundertjährigem Stillstand setzte S. ihre Arbeit fort. Bewandert auf dem Gebiete deutscher Dialectforschung veröffentlichte er im Dienst eines wohlthätigen Zweckes 1840 „Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart“ mit lehrreichen sprachlichen und sachlichen Erläuterungen, ein Büchlein, das Vielen nicht nur unter seinen Volksgenossen reiche Freude bereitet hat und mit Quelle für die siebenbürgisch-sächsischen Mundarten in Firmenich's „Germaniens Völkerstimmen“ geworden ist. Schon im folgenden Jahr (1841 im Archiv für die Kenntniß Siebenbürgens) trat S. mit einer wissenschaftlich namhaften dialectologischen Leistung hervor: „Ueber die Eigenheiten der siebenbürgisch-sächsischen Mundart und ihr Verhältniß zur hochdeutschen Sprache“, eine Arbeit, die zwar noch auf dem Standpunkt der ersten Ausgabe der Grimm'schen Grammatik stand, die vorzüglichsten Eigenthümlichkeiten der Mundart aber, die er besser als irgend einer seiner Zeitgenossen kannte, scharf und fein charakterisirte und in ein klares System brachte. Damit trat unsere Dialectforschung in die deutsche Wissenschaft ein. „Die Beiträge zu einem Wörterbuch der siebenbürgisch-sächsischen Mundart“ (Prag 1865), „Zur Kunde siebenbürgisch-sächsischer Spottnamen und Schelten“ (Hermannstadt 1862), „Sächsische Namen von Land und Wasser“ (Bielz, Transsilvania 1861) lassen doch lebhaft bedauern, daß es S. nicht vergönnt gewesen, das Idiotikon der Mundart seines Volkes, das dieses Jahre lang von ihm erhoffte, und wozu schon sein Vater reiche Sammlungen angelegt, mit Muße zu bearbeiten und herauszugeben.

Auch für Sitte und Sage seines Volkes hatte S. ein überaus tiefes und feines Verständniß. Er hat hier zuerst, den Wegen seiner deutschen Wissenschaft folgend, zu freudiger Ueberraschung seiner Volksgenossen darauf hingewiesen, wie die Erinnerungen an das altgermanische Heidenthum unverstanden in Stadt und Land fortleben und in Volksbrauch und Volksaberglauben, in Redeweise und Wörtern der sächsischen Mundart, in Volkssang und Volkssage und Volksmärchen dem Kundigen auf Schritt und Tritt begegnen. Der Vortrag „Zur siebenbürgisch-sächsischen Mythologie“, den er 1851 auf der Generalversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde hielt (Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde Nr. 6, 1851) hat den ersten Grundstein zu der, später so erfreulichen Pflege dieser Wissenschaft hier gelegt, seine Vorlesungen über „Volksglauben, Volkssitten und Volkssprache der Siebenbürger Sachsen“ (Transsilvania 1851, 1852), „Herodes, ein deutsches Weihnachtsspiel aus Siebenbürgen“ (Hermannstadt 1854), „Das Hahnenschlagen am Osterfest“ (1855, Vereinsarchiv, neue Folge, Band 1), „Das Todaustragen und der Muorlef, ein Beitrag zur Kunde sächsischer Sitte und Sage“ (Hermannstadt 1861) und eine Anzahl kleinerer zerstreuter Mittheilungen wiesen weiter, immer spannend und anziehend, auf diese „Bausteine“ des alten „zertrümmerten Tempels“ hin. Aus denselben „Tiefen des sächsischen Volkslebens“ hob die schöne Abhandlung „Zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen“ (Hermannstadt 1856; 2. Auflage Prag 1866), „ungekannte und ungeahnte Schätze“.

Philologische und historische Studien führten S. gleichmäßig zu Untersuchungen über Herkunft und Sprache der Walachen. Das Ergebniß ist niedergelegt in den Abhandlungen: „Argumentorum pro latinitate linguae Valachicae seu Rumunae epicrisis“ (Cibinii 1831), dann „Entwicklung der wichtigsten Grundsätze für die Erforschung der rumunischen oder walachischen Sprache“ (Vereinsarchiv, alte Folge, Heft 1, Hermannstadt 1843); beide Arbeiten beleuchten die unsinnige Behauptung der Verfasser des Ofner Wörterbuchs (Lexicon Valachico-Latino-Hungarico-Germanicum. Budae 1825), welche nachweisen wollte, das Walachische sei geradezu die Sprache, die einst vor und unter dem König Latinus vom Volk am Tiberis gesprochen worden sei, ein „Wahnglaube“, der „Ideen von alleiniger Legitimität rumunischer Herrschaft und rumunischen Besitzes in Siebenbürgen zu nähren scheint, welche mit dem historischen Recht und mit der Eintracht von Daciens Bewohnern gleich unvereinbar sind“. Noch 1855 kehrte S. zum Gegenstand zurück; seine, wie Alles, was er schrieb, gründliche und geistvolle Sylvestergabe: „Zur Frage über den Ursprung der Romänen und ihrer Sprache“, enthält eine lehrreiche Zusammenstellung der Wege, auf welchen bisher die Lösung dieses „interessanten Problems“ versucht worden. Wie feinsinnig S. für diese Lösung romänische Sitte, Sage und Poesie herbeizuziehen wußte und welch ein tiefes Verständniß dieser er hierbei bekundete, zeigen seine schönen Veröffentlichungen: „Aus der Walachei. Romänische Gedichte und Sprichwörter“ (Hermannstadt 1851), „Ueber einige merkwürdige Volkssagen der Romänen“ (Hermannstadt 1857), „Kloster Argisch, eine romänische Volkssage“ (Hermannstadt 1858), „Romänische Volkslieder, metrisch übersetzt und erläutert“ (Hermannstadt 1859), „Kolinda, eine Studie über romänische Weihnachtslieder“ (Hermannstadt 1860).

Schuller's Mannesjahre fielen in die schwere Zeit des beginnenden Sprach- und Nationalitätenkampfes in Siebenbürgen (A. D. B. XXIX, 343). Wiewohl ein Mann des Friedens im eminentesten Sinn konnte er davon nicht unberührt bleiben. So wurde der stille Gelehrte zum heldenmüthigen Publicisten für das gute Recht seines deutschen Volkes. Als die „Klagschrift der beiden walachischen Bischöfe Johann Lemeny und Basil Moga gegen die sächsische Nation“ vor dem

Landtag von 1841—43 diese in gehässigster Weise des Rechtsraubes, begangen an den im Sachsenland wohnenden Walachen, beschuldigte, stellte S. in der ernsten „Beleuchtung der Klagschrift“ (Hermannstadt 1844) an der Hand der Geschichte, des siebenbürgischen Staatsrechts und der wirklichen Zustände das, die ganze Landesverfassung mit Umsturz bedrohende Libell ruhig und würdig ins rechte Licht, wie er wenig später in den apologetischen Bemerkungen: „Der Freiherr Nicolaus Wesselényi, A. de Gerando und die Sachsen in Siebenbürgen“ (Hermannstadt 1846) die Angriffe und Ausfälle dieser, weil die Vertreter der sächsischen Nation auf demselben Landtag gegen den Gesetzentwurf über die beabsichtigte Einführung der ungarischen Sprache in die Gesetzgebung und Landesverwaltung, selbst in das Commando der in Siebenbürgen liegenden kaiserlichen Heerestheile Sondermeinung eingelegt hatten, ebenso maßvoll als entschieden zurückwies. Beide Schriften haben heute noch actuelle Bedeutung. Auch an der, damals in so hoffnungsfreudigem Aufschwung begriffenen deutschen Tagespresse hat S. lebhaften Antheil genommen; in den schweren Fragen der Zeit, die die Gemüther so leidenschaftlich bewegten, fehlte sein mildes Wort nicht; wichtige Erscheinungen der Litteratur besprach er gerne, und unter unscheinbaren Ueberschriften, in Reiseblättern u. s. w. verstand er dem Leser ernsteste Ergebnisse seiner Studien, Bilder aus alter und neuer Zeit immer in reizender Darstellung lebendig vor die Seele zu führen. Es war stets eine Freude, wenn der große Meister des nicht zu verkennenden Stiles in den Blättern für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde oder in der Transsilvania seinen Rundgang begann. Auch die Gabe des Liedes war ihm in nicht gewöhnlichem Maße verliehen; eine der köstlichsten Blüthen hat sie getrieben im „Lied vom (sächsischen) Pfarrer“ — einer Parodie auf das Lied von der Glocke — das voll edelsten Humors ein wahres sächsisches Culturbild aus schon jetzt immer mehr versinkenden Tagen ist. Es erschien in Hermannstadt 1831, eine zweite Auflage dort 1841. Seines Verfassers Wirken auf mehr als einem Felde deutscher Culturarbeit in Siebenbürgen wird hier unvergessen bleiben.

J. K. Schuller, Aus meinem Leben, Sächsischer Hausfreund, Kronstadt 1860. — J. Rannicher, Johann Karl Schuller. Ein Nekrolog. Hermannstadt 1865. — G. D. Teutsch, Johann Karl Schuller. Ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens und Wirkens, Archiv des Vereins für siebenbürg. Landeskunde, Bd. IX, 1870. — Josef Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen, Bd. III, Kronstadt 1870. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. XXXII, Wien 1876. — Bei Rannicher, Trausch und Wurzbach findet sich auch die vollständige Angabe der zahlreichen Werke Schuller's. G. D. Teutsch.

Schüller: Johann Eduard S., Geheimer Oberpostrath, geboren am 5. November 1794, † am 27. August 1869. S. wurde zu Freistadt in Niederschlesien als jüngster Sohn des dortigen Pastor Primarius geboren. Da er ein anziehendes Bild seines Jugendlebens entworfen hat, welches im J. 1876 unter dem Titel: „Jugenderinnerungen“ von Eduard Schüller (Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow) veröffentlicht wurde, sind wir genau über den Gang seiner Entwicklung vom Knaben zum Manne unterrichtet. Im J. 1800 wurde er der Stadtschule zu Freistadt zugeführt und erhielt auf ihr seine erste Erziehung, die nach seinem eigenen Zeugniß namentlich in pädagogischer Hinsicht mancherlei zu wünschen übrig ließ. Das ruhige Leben des Knaben in dem kleinen Städtchen, das S. in der oben erwähnten Selbstbiographie mit großem Geschick zu einem interessanten Culturbild einer deutschen Kleinstadt aus dem Ende des vorigen und aus dem Anfang unseres Jahrhunderts erweitert hat, wurde zum erstenmal gestört, als die Franzosen am 4. November 1806 nach der Schlacht von Jena in Freistadt einrückten. Die frühen Eindrücke der Franzosenherrschaft blieben für den

Knaben unverloren. Er faßte schon damals einen tiefen Haß gegen Napoleon und wurde, zum Jüngling herangereift, durch ihn und die Noth des Vaterlandes bestimmt, freiwillig die Waffen zur Bekämpfung des fremden Eroberers zu ergreifen. Bis es dahin kam, verging jedoch noch eine Reihe von Jahren, während welcher Schüller's Schulerziehung durch den Privatunterricht des Vaters vollendet wurde. Da seine Familie wenig bemittelt war, konnte S. nicht daran denken, irgend einen gelehrten Beruf zu ergreifen. Er wurde Oekonom und trat, vierzehn Jahre alt, auf dem Gute des Landraths v. Schweinichen zu Prittag als Lehrling ein. Jetzt erst, nachdem er die Schule bereits verlassen hatte und sich in geistiger Hinsicht auf sich selbst angewiesen sah, regte sich bei ihm ein mächtiger Wissenstrieb, den er hauptsächlich durch die Beschäftigung mit der schönen Litteratur zu befriedigen suchte. Sein Lieblingsdichter war in jenen Jahren Schiller, während er, gereifter geworden, Goethe besonders hoch schätzte. Schon in den letzten Jahren seiner Lehrzeit fing S. übrigens an, selbst schöpferisch als Dichter thätig zu sein, und in seinem späteren Leben pflegte er einen großen Theil seiner Mußestunden auf poetische Hervorbringungen zu verwenden, von denen er jedoch nur den geringsten Theil durch den Druck veröffentlichte. Bald nach dem Tode seiner Mutter am 5. Januar 1812 erhielt S. eine Verwalterstelle auf dem Gute zu Oels bei Strigau, welches zu den Gütern des Prinzen Ferdinand gehörte. Von hier aus besuchte er seinen Bruder Julius, der Buchhändler war, in Breslau und sah hier zum erstenmal ein besseres Theater und den berühmten Ludwig Devrient in einem Stück von Julius v. Voß, wodurch ihm eine ganz neue Welt eröffnet und der schon oft gehegte Gedanke, daß er nicht zum Oekonom tauge, aufs neue lebhaft in ihm erweckt wurde. Die Ereignisse der Zeit sorgten dafür, daß S. nicht mehr lange unter diesem Zwiespalt von Pflicht und Neigung fortzuleben brauchte. Als König Friedrich Wilhelm III. den bekannten Aufruf: „An mein Volk“ erließ, eilte S. im Februar 1813 nach Breslau, wo er als freiwilliger Jäger in das Gardejägerbataillon eintrat. Er nahm an den Schlachten bei Großgörschen, Bautzen, Dresden, Culm und Leipzig theil, wurde im J. 1815 Lieutenant im 7. schlesischen Landwehrregiment und trat im J. 1816 in die Linie über, in der er es bis zum Bataillonsadjutant des 34. Infanterieregimentes brachte. Nachdem er im J. 1819 seinen Abschied genommen hatte und eine Zeit lang in Berlin durch den Besuch von Vorlesungen an der Universität die Lücken seiner Bildung auszufüllen bemüht gewesen war, trat er im J. 1820 als Geheimer Calculator in der Verificatur in die Dienste der preußischen Postverwaltung. Seine Beamtenlaufbahn ging rasch von statten, da er sich das Vertrauen des Generalpostmeisters und preußischen Bundestagsgesandten in Frankfurt am Main, des Herrn v. Nagler, zu erwerben wußte, dem er sich nicht nur durch die Uebernahme wiederholter vertraulicher Missionen, sondern vor allem auch durch sein reges Interesse für Kunst und Wissenschaft zu empfehlen wußte. Ebenso stand S. bei dem König Friedrich Wilhelm IV., den er einst als Kronprinzen in der Eigenschaft eines Reisemarschalls durch die Rheinprovinz geleitet hatte, in hoher Gunst. Im J. 1848 von seinem Posten als Oberpostdirector in Coblenz als Postrath nach Berlin versetzt, rückte er schon nach wenigen Jahren zum Geheimen Oberpostrath auf, als welcher er am 13. März 1863 bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums durch die Verleihung des rothen Adlerordens 2. Classe mit dem Stern ausgezeichnet wurde. In Berlin nahm S. den regsten Antheil an allen Fragen der Poesie und Kunst. Vor allem schloß er sich Wilhelm v. Kaulbach auf das engste an. Er unterhielt mit ihm einen lebhaften Briefwechsel, wobei er freilich selbst bei weitem der fleißigere im Schreiben war, und zeigte sich bemüht, dem Freunde unablässig Ideen aus seinem Gedankenschatze zuzuführen, an deren künstlerischer Bewältigung

er selbst verzweifelte. Auf diese Weise gewann er einen großen Einfluß auf Kaulbach's Schaffen, der namentlich bei der Wahl der Stoffe und der Ausführung von Kaulbach's Wandgemälden für das Berliner Museum hervortrat. Bis ins Alter beständig geistig rege — er schrieb noch mit 67 Jahren ein Aristophanisches Lustspiel: „Oho!“ mit einem Nachspiel: „Aha!“ — starb S., nachdem er im J. 1865 seinen Abschied genommen, während eines Sommeraufenthaltes zu Priebus in Schlesien am 27. August 1869. — Von litterarischen Erzeugnissen Schüller's erschienen außer seinen Jugenderinnerungen noch folgende im Druck: „Die Freunde, lyrisch-dramatische Dichtung in 4 Abtheilungen“. Frankfurt a. M. 1823. — „Das Pfarrhaus von Sesenheim, Liederspiel in 3 Aufzügen“. Berlin 1858. Neue (Titel-) Ausgabe Berlin 1866. — „Don Quixote und Falstaff, Novelle“. Berlin 1858. — „Kaulbach's Shakspearealbum in photographischen Abbildungen erläutert“. Berlin 1859. — „Durch! Geschrieben in den Tagen des Einzugs unserer siegreichen Armee in Berlin“. Berlin 1866. — „Bruderkrieg? Nein! Principienkampf! Von einem Veteranen aus den Jahren 1813—1815“. Berlin 1866.

Vgl. Deutsche Rundschau. Hrsg. von J. Rodenberg. Bd. I, 58—79. Berlin 1874. — Goedeke, Grundriß III, 2. S. 689.

H. A. Lier.

Schulmeister: Karl Ludwig S., Spion Napoleon's I., war ein Mann, dessen Wirksamkeit viel bedeutender und dessen Einfluß auf die Entschließungen des Kaisers unstreitig viel größer waren als die Nachrichten über die von ihm geleisteten Dienste zu beurkunden im Stande sind. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß die Betheiligten von vornherein bemüht sind, die Thätigkeit eines Kundschafters so viel als irgend möglich der Oeffentlichkeit zu entziehen und ihre Spuren thunlichst zu verwischen. Die Berichte über Schulmeister's Lebensgang und über seine Schicksale sind daher auf der einen Seite dürftig und lückenhaft, während sie auf der anderen viel Unwahres und Uebertriebenes enthalten. Das Verdienst, das Dunkel möglichst aufgeklärt und die Thatsachen in das rechte Licht gestellt zu haben, gebührt dem Verfasser der unten genannten Quellenschrift. — S. war am 5. August 1770 zu Neu-Freistatt, einem im Elsaß südlich von Straßburg gelegenen Dorfe, als ein Sohn des hanau-lichtenbergischen Pfarrers S. geboren und von diesem für den Kaufmannsstand bestimmt, in welchem Berufe er bis 1798 in seinem Geburtsorte als Eisenhändler thätig war. Dann siedelte er nach Straßburg über. Schon früh beseelte ihn der Wunsch, durch raschen Erwerb reich zu werden und eine angesehene Stellung in der Gesellschaft einzunehmen. Zu ersterem Ende trieb er einen schwunghaften Schmuggelhandel, wie solcher damals an der Rheingrenze in hoher Blüthe stand. Wann er zuerst in seinem späteren Gewerbe als Kundschafter thätig war, ist nicht nachzuweisen. Die Geschichte nennt ihn als solchen zum ersten Male im J. 1805. Es diente damals beiden Parteien und anscheinend ehrlich. Einen ihm oft zugeschriebenen Einfluß auf Mack's verhängnißvollen Entschluß, in Ulm zu bleiben, hat er nicht ausgeübt. Er stand auch mit Werneck, Merveldt und Kutusow in Verbindung, gerieth aber bald in Zwistigkeiten mit den österreichischen Heerführern, ward als Gefangener nach Wien gebracht, entwischte in der Verwirrung, welche das Nahen des Feindes hervorbrachte, seinen Wächtern und war fortan nur im Interesse der Franzosen thätig. Savary, der Leiter des Kundschafterwesens beim Heere, machte ihn sofort zum Generalcommissär der Polizei der Stadt Wien und vom 15. November 1805 bis Mitte Januar 1806 hat er in dieser Stellung geamtet. Als dann die Franzosen die Stadt geräumt hatten, muß er so unvorsichtig gewesen sein, nicht mit ihnen abzuziehen, denn am 31. März hat er ein Verhör vor österreichischen Behörden bestanden und

noch am 31. Juli hat er sich im Gewahrsam derselben befunden. Wie er seine Freiheit erlangt hat, ist unbekannt. Als der Krieg mit Preußen ausbrach, war er wieder im Gefolge Savary's beim Heere und unter jenem, welcher in dem Feldzuge als General auftrat, auch als Soldat thätig. Durch einen kühnen Handstreich bemächtigte er sich am Abend des 4. November 1806 der Stadt Wismar, in der Schlacht bei Friedland am 14. Juni 1807 ward er verwundet. Als „Herr v. Charles", ein Name, welchen er sich gern beilegte und mit welchem auch Napoleon ihn häufig nannte, war er dann Polizeipräfect von Königsberg. Im Kriege vom Jahre 1809 gegen Oesterreich war ihm die Gesammtleitung des Kundschaftsdienstes übertragen. Er führte den Titel eines kaiserlichen Kriegscommissärs, sein Vorgesetzter war wieder Savary und meist war er in dessen Umgebung. Ob er sich wiederum an kriegerischen Unternehmungen betheiligt hat, ist nicht festzustellen. Von nun an hielt er sich dem Feldzugsleben fern, namentlich die Theilnahme am Kriege gegen Rußland lehnte er ab. Wie weit er als politischer Agent thätig blieb und überhaupt gewesen ist, kann noch weniger nachgewiesen werden als die Rolle, welche er im Kriege gespielt hat. Wir wissen nur, daß er während des Fürstentages zu Erfurt im J. 1808 dort die Oberleitung der Polizei in Händen hatte. Er hatte viel Geld gewonnen und zog es vor, sich der Landwirthschaft und „Handelsunternehmungen zu widmen", deren Gegenstand ebenfalls unbekannt ist. Erst 1815, wo man ihn wegen geheimer, gegen die Restauration gerichteter Umtriebe verfolgte, wird sein Name von neuem genannt. Nach der Einnahme von Paris ließ ihn Justus Gruner verhaften und nach Wesel bringen; er wurde aber im November jenes Jahres aus dem Gefängniß entlassen. Damit schied er aus dem öffentlichen Leben. Es hatte ihm große Reichthümer eingebracht, von denen er einen durchaus würdigen Gebrauch machte. Er war wohlthätig, gastfrei, ein Förderer der schönen Künste, der Freund aller Bedürftigen. Sein Landgut Meinau, unweit Illkirch gelegen, war eines der prächtigsten im Elsaß. Aber sein Reichthum hatte keinen Bestand. Er verlor sein Vermögen fast vollständig und starb in keineswegs glänzenden Verhältnissen zu Straßburg am 8. Mai 1853. Aeußere Ehren, nach denen sein Sinn trachtete, sind ihm wenig zu theil geworden; den Orden der Ehrenlegion, welchen zu erhalten er dringend wünschte, hat ihm der Kaiser stets verweigert. Doch nahm S. gesellschaftlich zu Zeiten eine sehr geachtete Stellung ein, zu deren Gewinn die Gewandtheit seines Auftretens und die Kunst zu gefallen, welche er im hohen Grade besaß, wesentlich beitrugen.

L. Ferdinand Dieffenbach, Karl Ludwig Schulmeister, der Hauptspion, Parteigänger, Polizeipräfect und geheime Agent Napoleon's I., Leipzig 1879.

B. Poten.

Schulte: Gerlach oder Garlich S. von der Lüh war der erste sicher nachweisbare „Erzabt" des Benedictinerklosters Harsefeld oder Rosefeld im Erzstift Bremen, das, 1001—1010 von den Stader Grafen (A. D. B. XXIX, 258) in ihrem Stammsitz gegründet, unmittelbar unter dem Papste stand. Gerlach nennt sich in seiner ersten bekannten Urkunde vom 8. Juni 1386 schon Archiabbas. Das Jahr seiner Wahl ist unbekannt, die Angabe 1367 ist irrig. Am 13. März 1394 erhielt er für sich und seine Nachfolger vom Papst Bonifacius IX. das Recht die Mitra, den Ring und die übrigen bischöflichen Abzeichen zu tragen, wodurch das seines Reichthums wegen oft angefochtene Kloster erst thatsächlich vom Erzstifte gelöst wurde. Als er am 4. December 1410 starb, hatte er durch Energie, gute Verwaltung und eigene Schenkungen die Güter seines Stiftes um das Doppelte vermehrt, was diesem freilich 1421 die Beraubung und Verheerung durch die Herzöge von Lüneburg in der Fehde mit Erzbischof

Nicolaus (Grafen v. Delmenhorst) zuzog, die das Kloster eigentlich nichts anging. Auch zwei Nachfolger Gerlach's waren Schulten von der Lüh, Johann II. 1420, † am 4. August 1444, und Johann III. 1444—1454. Ein älterer Johann desselben Geschlechts gründete in der Altländer Marsch 1270 ein neues Kirchspiel an der Lühe (Nova Lu, Neuenkirchen) und verwandelte diese Kirche 1274 in ein Benedictinerinnenkloster, das sich Neukloster nannte, 1286 nach Bredenbeke verlegt wurde und die Cistercienserregel (habitum griseum) annahm. Es ist irrig, daß dieser verheirathete Ritter Johann S. auch der erste Propst des Klosters, der freilich Johann hieß, gewesen sei. Das alte Geschlecht kommt am Ende des 12. Jahrhunderts unter Pfalzgraf Heinrich, nachher unter dem Bremer Erzbischof, als Inhaber der Grafschaft Stade unter dem Namen Comule (Kuhmühlen) vor. Nachher finden wir es nach dem Fortziehen des Geschlechtes Babbe (v. d. Lüh), welches das gräfliche oder herzogliche Schultheißenamt unter den Marschansiedelungen um die Lühe herum gehabt hatte und wahrscheinlich in den v. d. Lühe in Mecklenburg fortlebt, an dessen Stelle. Hier wurde der Amtstitel „Schulte von der Lüh" zum Namen, das Geschlecht erwarb in seinem Bezirke zahlreiche Güter zumeist wohl durch Uebergang der verwalteten in eigenen Besitz; nur als Burgmänner von Horneburg blieben sie den Erzbischöfen verpflichtet, ihr Hauptgut wurde Sittensen. Dann nannten sie sich S., endlich seit vorigem Jahrhundert gelegentlich auch v. S. Seit kurzem sind sie mit dem Sohne des 1846 verstorbenen hannoverschen Ministers (s. d.) ausgestorben.

J. Vogt, Monum. inedit. I, 113—184 und 258—267. — Rotermund in Spangenberg's N. Vaterl. Arch. 1827, I, 382 f. — Mushard, Monum. Nobilit. (1708), S. 456 ff. Alle drei haben zum Theil irrige Nachrichten; so Mushard die falsche Angabe, daß auch Altkloster von den Schulten gestiftet sei; es waren die Edelherren v. Buxtehude oder v. Heimbruch. S. Grotefend, Urk.-B. der Familie v. Heimbruch, I.

Krause.

Schulte: Kaspar Detlef v. S., königlich hannoverscher Staats- und Finanzminister, einer begüterten Familie des Herzogthums Bremen, welche dort das Amt der Erb-Küchenmeister bekleidete, entstammend, wurde am 13. März 1771 geboren, trat, nachdem er in Göttingen studirt hatte, 1792 als Auditor bei der Justizcanzlei zu Stade in den Staatsdienst, wurde 1798 bei der nämlichen Behörde Justizrath, 1802 Kammerrath bei der königlich kurfürstlichen Kammer zu Hannover und diente darauf in ähnlichen Stellungen im Verwaltungsfache der westfälischen Regierung. Nach Wiederaufrichtung seines engeren Vaterlandes als Königreich Hannover trat er 1818 als Geheimer Kammerrath zu Hannover von neuem in den Dienst, ward bald an die Spitze des Land- und Wasserbaudepartements gestellt und 1831 zum Staats- und Cabinetsminister für die Departements der allgemeinen Finanzangelegenheiten mit Einschluß der landschaftlichen, Domanial-, Kammer- und Zoll-, sowie der Commerz- und Manufactursachen ernannt. Daneben war er seit 1819 als einer der Vertreter der Bremen'schen Ritterschaft Mitglied der ersten Kammer der Allgemeinen Ständeversammlung gewesen und hatte längere Zeit das Amt eines Generalsyndikus derselben bekleidet. Als unter dem Einfluß der aus der französischen Julirevolution hervorgegangenen Bewegung die Herstellung eines neuen Verfassungsgesetzes in Angriff genommen wurde, führte S. den Vorsitz in der zur Prüfung des Entwurfes am 15. November 1831 zusammengetretenen Commission, aus deren Arbeit das am 26. September 1833 von König Wilhelm IV. vollzogene sogenannte Staatsgrundgesetz hervorging. Dasselbe sprach die Verantwortlichkeit der Minister aus und wurde von S. in seiner Eigenschaft als solcher beschworen. Als aber am 20. Juni 1837 König Ernst August zur Regierung kam und sofort nach seinem Eintreffen in Hannover

an den Umsturz jenes Gesetzes ging, gehörte S. zu den Unterzeichnern der am 29. jenes Monats ergehenden Verfügung, durch welche die in Hannover versammelte, dem Beginnen hinderliche Ständeversammlung vertagt wurde. In einem später abgegebenen Gutachten sprach er sich für die Rechtsbeständigkeit des Gesetzes aus, als jedoch der König dasselbe am 1. November 1838 für erloschen erklärt, die königlichen Diener ihres Eides entbunden und die Cabinetsminister, darunter S., entlassen hatte, trat dieser sofort als einfacher Departementsminister für die Finanzen in das Amt zurück und ist in demselben am 27. December 1846 zu Hannover gestorben. — S. war ein Mann von Verstand und Bildung, dabei sehr geschickt in der den hannoverschen adeligen Ministern eigenen Kunst, bürgerliche Räthe zu finden und zu benutzen, welche für sie die Arbeit verrichteten. Seine Gemahlin, eine geborene Freiin v. Wangenheim, war eine ihrer Galanterien wegen vielgenannte Frau, welche ihre Jugendjahre am Hofe des Königs Jerôme zu Kassel verlebt hatte. Sie war die Schöpferin des vor dem Neuen Thore zu Hannover belegenen Schulte'schen Gartens Bella Vista, welcher gegenwärtig unter dem letzten Namen ein Vergnügungsort ist.

Fr. Aug. Schmidt, Neuer Nekrolog der Deutschen, Bd. XXIV, 2. Th., Weimar 1848. — Hof- und Staatshandbuch für das Königreich Hannover auf das Jahr 1848, Anhang II. — Oppermann, Zur Geschichte des Königreichs Hannover, 2. Aufl., Leipzig 1868.

B. Poten.

Schultes: Jacob S., auch vielfach Scultetus genannt, Jurist, ist geboren zu Elbing 1571 und hat sich bedeutende Verdienste um die Rechtswissenschaft erworben mehr noch als durch selbständige Arbeiten durch Ausgaben, welche er mit eigenen Zusätzen von einer ganzen Reihe der sächsischen Praktiker veranstaltete und in welchen das sächsische Verfahren, wie es für die Entwicklung des Processes in Deutschland von so großer Bedeutung geworden ist, abgeschlossen vorliegt. Sein Ruf als tüchtiger Rechtsgelehrter verschaffte ihm, während er als Privater zu Leipzig lebte und sich hier und da um die juristische Ausbildung vornehmer junger Leute bemühte, im J. 1607 einen Ruf als Oberhofgerichts-, im J. 1610 als Schöppenstuhlsassessor; beide Berufungen scheiterten jedoch an der Weigerung Schultes', den sogenannten Religionseid zu leisten. Wie aus den bei diesem Anlaß zwischen ihm und seinem Gönner, dem Oberhofrichter Esaias v. Brandenstein, gewechselten Briefen hervorgeht, war es keineswegs ein von dem in der Eidesformel ausgedrückten verschiedener religiöser Glaube, welcher S. abhielt, zu schwören; vielmehr nahm der wahrhaft reformatorisch gesinnte Mann — nos preciose redempti sumus ad libertatem piam — Anstoß daran, daß er überhaupt seinen Glauben promissorisch beschwören, sich für diesen dauernd an eine formula humana binden sollte, so daß, falls ihm jemals später irgend etwas an dieser Erklärung nicht mehr als richtig erschiene, er damit in die Alternative gestellt sei, der neuen besseren Ueberzeugung zu entsagen oder meineidig zu werden. Diese seine Gewissensscrupel stellt er in dem angeführten Briefwechsel noch als höchst persönliche und sich selbst als erbötig dar, sowohl die Andern, welche den Religionseid schwören, wie die Obrigkeit, welche ihn befiehlt, nicht zu tadeln, sondern zu vertheidigen; aber in einem über den Punkt ausgearbeiteten Responsum kommt er doch dazu, die einzig logische Folgerung zu ziehen: Juramentum religionis exigere est contra bonos mores. Deshalb ist auch nicht anzunehmen, daß er seinerseits, der übrigens von sich selbst bemerkt, es behage ihm im Privatleben ganz wohl, jemals nachgegeben habe: aber von seiten der kurfürstlichen Regierung scheint später eine mildere Praxis beliebt worden zu sein, da er mehrfach zu Gesandtschaften gebraucht worden sein soll, Advocatus primarius zu Leip-

zig wurde, auch bei seinem Tode, welcher am 7. September 1629 eintrat, den Titel eines sächsischen Rathes besaß.

Witte, Diarium biographicum, zum 7. September 1629. — Thomasius, ein kleiner Versuch von Annalibus (hinter M. v. Ossa's Testament), S. 644 fg., wo der angeführte Briefwechsel abgedruckt ist. — v. Stintzing, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft I, 572. Ernst Landsberg.

Schultes: Johannes S. s. **Scultetus**, Johannes.

Schultes: Johann Adolf v. S., Geschichtschreiber. Geboren am 29. October 1774 zu Reinhardsbrunn, widmete er sich der juristischen Laufbahn, wurde zunächst Amtmann in Themar, weiterhin (1804) Regierungsrath und (1808) Landesregierungsdirector in Coburg, † daselbst am 29. Mai 1821. Seine historischen Schriften sind ziemlich zahlreich und beschäftigen sich sämmtlich mit der Geschichte der fränkischen Lande, die unter die Herrschaft des ernestinischen Hauses gelangt waren. Als Hauptwerk muß die umfassende „Diplomatische Geschichte des Hauses Henneberg" (2 Bde. Hildburgh. 1788—1791) betrachtet werden, woran sich seine „Historisch-statistische Beschreibung der Grafschaft Henneberg" (1798) schließt. Daran reihen sich ferner die „Coburgische Landesgeschichte" und die „Neuen diplomatischen Beiträge zur fränkischen und sächsischen Geschichte" (1792) u. a. mehr. S. gehört unzweifelhaft zu den besten und verdientesten Forschern seiner Zeit auf dem Gebiet der Landesgeschichte, sachkundig, unermüdlich, sorgfältig und stets mit neuem Material auf einem noch wenig oder unergiebig behandelten Felde arbeitend. Das bedeutendste seiner Werke ist die Geschichte der Grafen von Henneberg, die auch neuen Forschungen und Publicationen gegenüber noch ihren Werth behauptet.

Wegele.

Schultes: Ludwig August S., Geschichtsforscher, geboren am 3. November 1771 zu Kahla a. S. (Herzogthum Sachsen-Altenburg) als der Sohn eines herzoglichen Steuerbeamten, erhielt seine Ausbildung am Lyceum zu Eisenberg und an der Universität Jena. Nach beendigten Studien (Herbst 1793) widmete er sich der praktischen Laufbahn und wurde zuletzt (1800) Amtscommissär bei dem Kreisamt und dem damit verbundenen deutschen Ordenshausamt zu Altenburg. Er starb am 7. Februar 1826. Schon in frühen Jahren fesselten ihn neben seinen Amtsgeschäften historische Studien mit besonderer Beziehung auf das urkundliche Gebiet, als deren erste Frucht man die von ihm im J. 1799 veröffentlichten „Diplomatischen und statistischen Nachrichten von der Stadt Eisenberg" betrachten kann, die aus dem ihm gewordenen Auftrag, das Archiv des Schlosses und Amtes zu Eisenberg zu ordnen, hervorgegangen waren. Weiterhin beschäftigte ihn eine urkundliche Geschichte der Herzöge von Sachsen-Altenburg und der Grafen von Orlamünde, die er in der That handschriftlich vollendet hat, ohne jedoch zur Herausgabe derselben zu gelangen. Sein Hauptwerk jedoch ist das „Directorium diplomaticum oder chronologisch geordnete Auszüge von sämmtlichen über die Geschichte Obersachsens vorhandenen Urkunden". Das Werk sollte eine Ergänzung des bekannten Inventarium diplomaticum von J. Chr. Schöttgen sein, ist aber zu seinem Vortheile weit über diese nächste Bestimmung hinausgewachsen. S. war mit unverkennbar tüchtiger Vorbereitung zu der Ausführung desselben geschritten. Die beiden ersten Theile erschienen 1821 und 1823, der dritte, bis König Rudolf I. reichend, ist leider ungedruckt geblieben. Das Verdienstliche der sorgfältigen Arbeit ist allseitig anerkannt, sie selbst aber bis auf den heutigen Tag noch nicht entwerthet.

S. Neuer Nekrolog der Deutschen, IV. Jahrgang (1826), S. 784.

Wegele.

Schultes: Joseph August S. wurde 1773 in Wien geboren. Nachdem er daselbst Medicin und Naturwissenschaften studirt und den Doctorgrad erworben hatte, wurde er Professor an der Theresianischen Ritterakademie. Alsdann wirkte er kurze Zeit in gleicher Eigenschaft an der Universität zu Krakau und später in Innsbruck. Im Jahre 1810 folgte er einem Rufe als Director der chirurgischen Schule zu Landshut, wo er am 21. April 1831, infolge zahlreicher Schicksalsschläge mit sich und der Welt zerfallen und selbst gegen seine eigenen Kinder mit Mißtrauen erfüllt, starb. S. war einer der thätigsten Botaniker seiner Zeit. Schon 1794 veröffentlichte er eine umfassende Flora von Oesterreich in zwei Bänden und förderte die Kenntniß derselben durch zahlreiche größere und kleine Reisen, deren Resultate er in „Ausflüge nach dem Schneeberg" 1802 und „Reisen durch Oberösterreich", 2 Bde. 1809, sowie später in „Reise auf den Glockner" 1824 niederlegte. Zu erwähnen ist ferner eine Arbeit über den botanischen Garten in Krakau: „Catalogus primus plantarum horti botanici Universitatis Cracoviensis" 1807, secundus 1808. Sein „Grundriß einer Geschichte und Litteratur der Botanik von Theophrastos Eresios bis auf die neusten Zeiten, nebst einer Geschichte der botanischen Gärten" 1817, zeugt zwar von seinen gediegenen Fachkenntnissen, leidet aber an manchen Mängeln. So erschwert das Fehlen aller Register den Gebrauch des Werkes; auch fehlt die Pflanzenphysiologie und die Systemkunde völlig, da S. sie einem zweiten Theile, der aber nie erschienen ist, einflechten wollte. Bemerkenswerth ist der Anhang, der die sorgsam ausgearbeitete Geschichte von 128 botanischen Gärten enthält. In Gemeinschaft mit Römer, Kurt Sprengel und seinem Sohne Julius Hermann Schultes gab er eine neue Ausgabe von Linné's Systema vegetabilium, 10 Bde. 1817—1830 heraus. Sein reichhaltiges Herbarium wurde unter Vermittlung einiger Freunde nach seinem Tode für 3000 Rubel an die Universität Charkow im südlichen Rußland verkauft.

Neuer Nekrolog IX, 350. W. Heß.

Schultheiß: Jakob Friedrich S., Cameralist, geboren am 27. Januar 1724 zu Wildberg (Württemberg), † am 11. Juli 1796 zu Stuttgart. Er war Sohn des gleichzeitig als Bürgermeister fungirenden Chirurgus Johann Georg S. zu Wildberg, erhielt seine Schulbildung daselbst und lernte dann in der Stadtschreiberei als Schreiber. Nach rühmlich bestandener Prüfung wurde er zunächst nach Altenstaig zur Uebernahme der Stadtsubstitution berufen. Später begab er sich nach Stuttgart, um bei dem sogenannten „Kirchenrathe" (einer für die Verwaltung des württembergischen evangelischen Kirchenguts bestehenden Behörde) namentlich im Rechnungswesen thätig zu sein. Er legte hierin so vorzügliche Kenntnisse und eine solche Gewandtheit an den Tag, daß er schon am 22. Januar 1748 als wirklicher Kirchenrathsrenovator angestellt wurde. Durch herzogliches Decret vom 1. August 1758 rückte er zum Buchhalter bei der Kirchenrathsrenovations-Deputation auf, und am 18. Juni 1761 erlangte er, durch den Charakter „Kammerrath" ausgezeichnet, Sitz und Stimme in dieser Deputation. Ein weiteres Decret vom 15. Mai 1765 brachte ihm die Ernennung zum wirklichen Kammerrathe, und am 26. September 1767 wurde er zum kirchenräthlichen Expeditionsrathe ernannt. In allen diesen Stellungen hatte er vorwiegend mit dem Oekonomie- und Rechnungswesen zu thun, welches er mit der ihm eigenthümlichen Sachkenntniß, Gründlichkeit und Pflichttreue besorgte. Vom 16. Juni 1775 ab wurde ihm aber das Forstreferat im Kirchenrathe zu Theil, in welches er sich rasch einarbeitete. Seine Referate und Gutachten erstreckten sich von da ab auf die verschiedenartigsten Zweige der Forstverwaltung, so z. B. über das Holzgewerbe und zumal den Bordwaarenhandel (zu Herrenalb), über streitige Holzgerechtsame (der Commune Calmbach), Vermessung und

Abschätzung klösterlicher Waldungen, Abschluß von Holländerholzaccorden, Kohlholzaccorden, Floßrecessen ꝛc. In allen diesen Arbeiten offenbaren sich solide Kenntnisse und ein treffliches Urtheil, dessen Verwerthung zu Gunsten des Kirchenraths sein eifrigstes Bestreben bildete. Sein Hauptverdienst besteht aber in einer mit großem Fleiße ausgearbeiteten, am 25. November 1783 erlassenen Instruction zur Einrichtung der kirchenräthlichen Waldungen, die ihrem Inhalte nach die gleichfalls in jene Zeit fallenden Forsteinrichtungsmethoden von Oettelt (A. D. B. XXIV, 559) und Hennert (A. D. B. XI, 771) fast überragen dürfte. Das Wesen dieser Instruction bestand in der genauen Ermittelung der Haubarkeitserträge sämmtlicher Bestände aus deren Vorräthen und dem bis zum Abtriebsalter hieran noch erfolgenden Zuwachse und in der Einreihung dieser Bestände — je nach ihren derzeitigen Altern — in die zehnjährigen Perioden der Umtriebszeit. Bei größerer Ungleichheit der periodischen Erträge sollen die Haubarkeitsalter einzelner Bestände behufs möglichster Beseitigung dieser Ungleichheiten erniedrigt oder erhöht werden. Dieses Verfahren — eine Art von Massenfachwerk — kam zwar wegen seiner Umständlichkeit nur in wenigen kirchenräthlichen Forsten zur Anwendung, z. B. und zwar durch den Verfasser selbst in den vormals Herrenalber Klosterwaldungen (1788—1790), allein dieser Umstand nimmt ihm nichts von seiner Originalität. Auch ist für die Gründlichkeit der Bearbeitung bezeichnend, daß die herzogliche Waldcommission in ihrem Vorberichte über das Herrenalber Taxationsoperat von S. sagt, „daß er der erste gewesen, welcher dieses unbearbeitete Feld in Württemberg mit eisernem Fleiße gebrochen und alles geleistet habe, was in seinen Kräften gestanden“ ꝛc. In der Geschichte der Forsteinrichtung dürfte hiernach dem Expeditionsrathe S. ein Plätzchen zu gönnen sein.

Monatschrift für das württembergische Forstwesen V. (1854), S. 283 (ein Auszug aus den „Annalen des herzoglich wirttembergischen Kirchenguts“, 7. Jahrg. 1796). — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner ꝛc. 1885, S. 330. R. Heß.

Schultheß: Heinrich S., Politiker und Publicist, geboren am 7. September 1815 in Zürich, entstammte einer der dortigen sogenannten „Herrenfamilien“. Er durchlief das humanistische Gymnasium seiner Vaterstadt, widmete sich dann an der Hochschule Zürich einige Jahre hindurch dem Studium der Rechtswissenschaft und Geschichte und ging von Ostern 1838 bis Herbst 1839 nach Berlin, um sich an dem historischen Seminar Leop. Ranke's zu betheiligen. Ueber Paris nach Zürich zurückgekehrt, nachdem er sich eine gediegene und umfassende Bildung erworben, wurden seine Zukunftspläne sofort alterirt. Um eines zwingenden Familieninteresses willen mußte er für einige Jahre in den Canton Graubünden übersiedeln, um dort die Verwaltung eines der Familie angefallenen Gutes zu übernehmen. Dort befand er sich noch im Frühjahr 1842, als die heftigen politischen Kämpfe, welche damals seine Vaterstadt und seinen Heimathskanton bewegten, seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Durch Geburt sozusagen der conservativen Partei angehörig, verschloß sich der politisch scharfblickende junge Mann doch nicht der Einsicht, daß dieselbe einer gründlichen Erneuerung und der Reinigung von absolutistischen Elementen bedurfte, wollte sie dem Ansturme der Radicalen widerstehen. Er verfolgte daher mit höchstem Interesse die politische Action des damaligen geistigen Hauptes der Zürcher Regierung und conservativen Partei, des ihm befreundeten Staatsrathes J. C. Bluntschli und der mit demselben enge verbundenen Brüder Friedrich und Theodor Rohmer, welche durch eine Verbindung der wahrhaft conservativen mit den wahrhaft liberalen Elementen und durch ein derselben entsprechendes positives Programm die Reform der seitherigen conservativen Partei erstrebten. Bei

einem Besuche in Zürich wurde er mit Friedrich Rohmer und dessen Bruder persönlich bekannt. Diese Begegnung war für sein späteres Leben entscheidend. Bis zu ihrem Tode (1857) blieb er denselben ein treuer aufopfernder Freund. Die Rohmer'schen Ideen in Politik, Philosophie und Religion blieben bis zu seinem Ende der Leitstern seines Lebens. Aus den Maiwahlen 1842 war Bluntschli, die staatsmännische Seele der Regierung wie der neubegründeten „liberal-conservativen" Partei, zwar als Sieger, aber doch nur mit einer schwachen Mehrheit im Großen Rathe hervorgegangen. Er war genöthigt gleichzeitig Front gegen die Ultramontanen wie gegen die durch die jesuitischen Bestrebungen derselben (Berufung der Jesuiten in den katholischen Kantonen) stets anschwellende radicale Bewegung zu machen. Heinrich S. unterstützte ihn hierin auf das nachdrücklichste, indem er 1844 die publicistische Vertretung der liberal-conservativen Partei als Chefredacteur der „Eidgenössischen Zeitung" übernahm. Durch die Festigkeit seines Charakters, die ethische Kraft und die politische Klarheit seiner Leitartikel wurde er eine kräftige Stütze der Partei. Indessen scheiterten Bluntschli's und seine vermittelnden Bestrebungen an den sich fortgesetzt steigernden Gegensätzen. Die Wahlen von 1846 reducirten die Partei auf eine Minorität von vierzig Stimmen. Dennoch wurde noch eine Zeit lang tapfer fortgekämpft. Allein der Sonderbundskrieg war nicht mehr aufzuhalten und damit allen vermittelnden Bestrebungen der Boden entzogen. Bluntschli folgte 1848 einem Rufe nach München, S. setzte noch eine Zeit lang seine publicistische Thätigkeit fort, begann aber ebenfalls seine Uebersiedlung nach Deutschland ins Auge zu fassen. Erst 1859 wurde ihm diese ermöglicht. Er ließ sich in München nieder und trat zunächst als Mitglied in die Redaction der von dem ihm bei öfteren Besuchen in Deutschland befreundet gewordenen Dr. Karl Braier begründeten und geleiteten „Süddeutschen Zeitung" ein, „welche damals in täglichem Kampfe den Boden bereiten half für die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung". Auch an dem Staatswörterbuch von Bluntschli u. Brater betheiligte er sich durch mehrere gediegene Arbeiten. Inzwischen hatte er auf Anregung seines Freundes Ernst Rohmer, damaligen Inhabers der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen, die Herausgabe eines „Europäischen Geschichtskalenders" ins Auge gefaßt. Der Gedanke, mit der politischen Zeitbewegung, insbesondere mit derjenigen seines nunmehrigen, von ihm von jeher geliebten Adoptivvaterlandes Deutschland als Chronist in steter Berührung zu bleiben, entsprach durchaus seinen Neigungen, denn er hatte ebenso großes Interesse als Verständniß für hohe Politik. Ein neuer Geist regte sich nach langer schwerer Reactionszeit in Deutschland, für welches er mit so vielen Gleichgesinnten sehnlichst den endlichen Sieg der nationalen Bestrebungen erhoffte. Nach seiner ganzen historischen wie praktisch politischen Bildung, durch maßvolles Wesen und sicheren Tact war er für die ins Auge gefaßte Aufgabe hervorragend geeignet. Im März 1861 erschien der erste Jahrgang des „Europäischen Geschichtskalenders" mit einem einleitenden Vorworte von Heinrich v. Sybel. Es war S. vergönnt in der stets wachsenden bis zu weltgeschichtlicher Bedeutung sich erhebenden Zeit fünfundzwanzig Jahrgänge des Geschichtskalenders zu vollenden, welcher so unwillkürlich auch ein Denkmal dieser großen Zeit wurde. Im wesentlichen auf national-liberalem Standpunkte stehend, unterlag auch S., wenn er gleich bestrebt war, mit größter Gewissenhaftigkeit und Objectivität zu verfahren, da und dort dem Einflusse dieser Anschauung auch wenn sie irrte. Immer aber griff er die wesentlichen Momente der Zeitgeschichte heraus, und seine Schlußübersichten über die Geschichte des Jahres in zusammenhängender Darstellung gingen stets von hohen Gesichtspunkten aus und waren ausgezeichnet durch ihre Klarheit. Die parlamentarischen Versammlungen dieser Zeit fanden

durch den Geschichtskalender manche Erleichterung, wie er ja häufig in den großen parlamentarischen Körperschaften citirt wurde. Am 31. August 1885 entschlief S. an allmählicher Entkräftung. Ein reiches Geistesleben und seltene Gemüthstiefe zeichneten den eigenartigen Mann aus. Seine nach innen gerichtete vornehme Natur fühlte sich am wohlsten in der stillen Zurückgezogenheit des Gelehrten und besonders in der zweiten Hälfte seines Lebens war es das „bene vixit, qui bene latuit“, an das er sich hielt. In den letzten Jahren seines Lebens versenkte er sich mit Vorliebe in die höchsten Fragen des Daseins und es war sein sehnlicher Wunsch, seine Gedanken über Glauben und Wissen, Staat und Kirche noch in logischem Zusammenhang darstellen zu können. Sein Nachlaß enthält davon leider nur Fragmente. Einiges daraus wurde als Manuscript für Freunde gedruckt, ebenso eine Abhandlung über Leben und Wirken seines Freundes und Landsmannes J. C. Bluntschli nach dessen Tode. An die Oeffentlichkeit gelangten außer dem Geschichtskalender und seinen Artikeln im Staatswörterbuche nur noch die einige Monate vor seinem Tode geschriebenen „Einleitende Bemerkungen zu Friedrich Rohmer's politischen Schriften“ (Band 4 von Fr. R., Wissenschaft und Leben; Nördlingen 1885), in welchen bedeutende Gedanken niedergelegt sind. E. Rohmer.

Schultheß: Joh. Georg S. von Zürich, geboren daselbst am 23. November 1724, durchlief die höheren Schulen seiner Vaterstadt und wurde 1747 nach vollendeten theologischen Studien ordinirt. Für ihn hatte unter Lehrern wie Hagenbuch und Breitinger „der Eingang in den Tempel des Geschmacks nicht vergebens offen gestanden“. Zugleich war er Mitglied eines engern Kreises Studirender gewesen (der „wachsenden“ Gesellschaft), die sich unter Anleitung und Aufsicht Bodmer's auf die schönen Wissenschaften verlegte. Bodmer anvertraute S. die Herausgabe seiner „Kritischen Lobgedichte und Elegien“ (1747, 2. Aufl. 1754). „Seit 1742 hatte S. das Glück, öfteren Umgang mit Herrn Professor Bodmer, einem Anverwandten mütterlicher Seite zu pflegen. Hier wurden ihm alle Briefe mitgetheilt, in denen die schönsten Geister Deutschlands Bodmer huldigten, und an den Tag legten, daß sie für den guten Geschmack, den Bodmer seit einigen Jahren gegen Gottsched gepredigt hatte, offene Köpfe und Herzen hatten, wovon aber auch die Bremer Beiträge und die Sammlung vermischter Schriften schöne Proben ablegten. Die Verfasser von Angesicht zu sehen und sich einige Tage und Stunden mit ihnen zu unterhalten, war ein reizender Gedanke.“ Das Jahr 1749 brachte ihm die Verwirklichung desselben. Mit Empfehlungsbriefen des Theologen Zimmermann an Sack und Formey, und Bodmer's an Prof. Sulzer trat S. seine Reise nach Berlin an, das er über Nürnberg, Leipzig, Dresden und Halle zu Ende August erreichte. Sein allseitig anregendes Wesen führte hier zur Gründung eines Wochenclubs (Montagsgesellschaft), dessen Gründer Ramler, Sulzer und S. waren, in welchem man „den Grazien opferte“ und das ridendo dicere verum sich von selbst gab, und der ihn bei seiner 50jährigen Gründungsfeier 1798, da der bisherige Senior Ramler fünf Tage vorher gestorben war, aus der Ferne als nunmehrigen Senior begrüßte und mit der goldenen Gedächtnißmünze beschenkte, welche er auf diesen Anlaß hatte prägen lassen. Während seines Aufenthaltes in Deutschland machte S. außerdem die Bekanntschaft von Gellert, Kästner, Rabener, Gleim, Kleist, Hagedorn, Klopstock u. A. Ende Juli 1750 kehrte er nach Zürich zurück und zwar in Begleitung Sulzer's und Klopstock's, der sich nur auf Schultheß' dringendstes Zureden hatte entschließen können, der Einladung Bodmer's zu folgen. Die Details von Klopstock's Aufenthalt in Zürich sind bekannt. Wie innig sich S. an den großen Dichter angeschlossen, ergibt sich daraus, daß auch die bald eintretende Mißstimmung zwischen Bodmer und Klopstock ihr Freundschaftsverhältniß nicht trübte, und dieser in Beziehung

darauf an Gleim schrieb: „Das ist Schultheß, den ich kenne.“ Nach einem Versuche, in seiner Vaterstadt die akademische Laufbahn zu betreten, wandte sich S. dem praktischen Kirchendienste zu, nahm 1752 die Pfarrstelle in Stettfurt (Thurgau), 1769 diejenige in Mönchaltdorf (Zürich) an und ward 1770 von seinen Amtsgenossen zum Kammerer des (Kyburger) Capitels ernannt. In der Stille des ländlichen Pfarrhauses lebte er nun bis an seinen am 7. Mai 1804 erfolgten Tod, seine Zeit zwischen den Pfarrgeschäften, der Erziehung seiner Kinder und der Beschäftigung mit dem classischen Alterthum theilend; erst im letzten Jahre seines Lebens war er der Hülfe eines Vicars benöthigt. Die Freundschaft mit den Besten seiner Zeit blieb ihm bis ins Alter, so mit Gleim, Ramler; die jovialen Briefe Salomon Geßner's des Idyllendichters an S. — aus den Jahren 1752—1753 —, die neulich in der Studie von Heinrich Wölfflin „Salomon Geßner“ (Frauenfeld, Huber 1889) zum Abdruck gekommen sind, ehren den Schreiber und den Adressaten gleichmäßig. Schriftstellerisch hat sich S. namentlich als trefflicher Uebersetzer griechischer Philosophen einen bleibenden Namen erworben. Von ihm erschien 1) Bibliothek der griechischen Philosophen 4 Bände, Zürich 1778—1782 (einzelnes aus dieser Sammlung war schon früher separat erschienen, so Arrian's Epiktet 1766); 2) Gorgias, ein Gespräch von der Redekunst, aus dem Griechischen des Plato übersetzt, Zürich 1775; 3) Plato's Unterredungen über die Gesetze, aus dem Griechischen übersetzt und mit Père Grou's und eigenen Anmerkungen begleitet; 2 Bände, Zürich 1785, 1787; zweite Auflage, neu bearb. von Prof. Sal. Vögelin; Zürich 1842 (in der Vorrede auch ein Inhaltsverzeichniß der Bibl. d. griech. Philos.).

M. Lutz, Nekrolog denkwürd. Schweizer, S. 483, Aarau 1812. — Denkschrift zur hundertj. Jubelfeier des Schultheßischen Familienfonds (v. Oberlehrer J. Schultheß); als Msc. gedruckt. S. 35—37. Zürich 1859. — K. Wirz, Etat des Zürcher Ministeriums von der Reformation bis zur Gegenwart, Zürich 1890, S. 115. — Autobiogr. Notizen, (Herbst 1803 geschrieben) im Msc.

Von seinen Söhnen haben zwei einen über die localen Verhältnisse hinausgehenden Namen erworben: Joh. Georg und Johannes.

Joh. Georg S., des Kammerers Schultheß dritter Sohn, geboren 1758. Nachdem er längere Zeit eine Lehrstelle an der Zürcherischen Realschule bekleidet, ward er 1791 Leutpriester am Großmünster und 1801 als Lavater's Nachfolger Diakon am St. Peter in Zürich, starb aber, während des Bombardements der Stadt durch die helvet. Truppen am 13. September 1802 von einer Haubitzgranate tödtlich verletzt (nur wenige Schritte von der Stelle entfernt, wo Lavatern 1799 die verhängnißvolle Kugel getroffen) am 20. September 1802. Er war dichterisch begabt, in den Alten bewandert, ebenso fromm als patriotisch freimüthig, einer der Mitbegründer der Zürcherischen Hülfsgesellschaft, der beliebteste Kanzelredner des damaligen Zürich. Schon in der Bibl. griech. Philosophen, die sein Vater herausgab, ist von ihm eine Uebersetzung von Platon's Gastmal eingefügt (in 2. Aufl.: Platon's Symposion, zweite, mit F. A. Wolff's Einleitung vermehrte und durch J. C. Orelli ber. Auflage, Zürich 1828); Gedichte finden sich in mehreren Sammelwerken der Neunzigerjahre; aus seinem Nachlasse sind erschienen: „Auslegungen und Nutzanwendungen des Matthäus“, 2 Bde., 1802; „Auslegung der Offenbarung Johannis“, 1805; „Passionspredigten“, 1805; „Auserlesene Schriften religiösen Inhaltes“, 3 Bde., 1803.

Lutz, Nekrolog, S. 481—483. — Denkschrift, S. 37—41. — Wirz, Etat, S. 136.

Johannes S., der vierte und jüngste Sohn des Kammerers S., geboren am 28. September 1763, † als Dr. theol. und Professor an der Hochschule in

Zürich am 9. November 1836, in weiteren Kreisen hauptsächlich bekannt als „der schweizerische Vertreter des älteren Rationalismus in der Form von Paulus und Röhr". Wie sein Bruder Georg ward er bis in sein vierzehntes Jahr ausschließlich von seinem Vater unterrichtet und bezog alsdann die Zürcherischen Schulanstalten. Kaum hatte er seine Studien vollendet, so wurde ihm 1787 die Professur des Hebräischen übertragen, 1796 ward er Professor der alten Sprachen, 1816 Professor der Theologie und Kanonikus. Nachdem er sich vergeblich für Erhaltung des Chorherrenstiftes bei der Neuordnung der Verhältnisse zu Beginn der dreißiger Jahre ins Feld gelassen, setzte er an der neugegründeten Hochschule seine Thätigkeit als akademischer Lehrer bis zu seinem Tode fort. Nach drei Richtungen hin hat Johannes S. mit unermüdlicher Thätigkeit gewirkt und sich hohe Verdienste erworben:

a) Auf dem Gebiete philanthropisch gemeinnützigen Wirkens, namentlich in den früheren Jahren seines Lebens an der Seite des Begründers der zürch. Hülfsgesellschaft und der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, Dr. J. C. Hirzel († 1817). In dieser Richtung bethätigte er sich aufs lebhafteste bei der Gründung namentlich der erstgenannten Vereinigung (deren sechs erste Neujahrsblätter 1801—1806 — nachher noch die von 1808, 1811 und 1819 — er schrieb), bei der Stiftung und Leitung der Armenschule und der Blindenanstalt; und redigirte während einiger Jahre (1812—1816) die von der Schweizerischen Gemeinnütz. Gesellschaft herausgegebene Zeitschrift „Der gemeinnützige Schweizer".

b) Auf dem Gebiete des Erziehungswesens war er, der begeisterte Freund und Verehrer Pestalozzi's, der unentwegte Vorkämpfer Pestalozzischer Schulreform im Kanton Zürich und zwar seit 1801 als Mitglied und bis 1813 auch als Actuar des Erziehungsrathes, als Organisator (von ihm stammt der Plan der 1802 gegründeten Bürgerschule, deren Vorsteher er dann einige Jahre hindurch war; er richtete, ursprünglich mit Rusterholz zusammen, der aber schon 1806 starb, die Pestalozzischen Schulmeistercurse ein, die 1806 und 1807 auf dem Rietli bei Zürich abgehalten wurden) wie durch Ausarbeitung von Schulbüchern und Jugendschriften („Neues Namenbüchlein"; „Neue Wandfibel", Lehrmittel für Kopf- und Zifferrechnen; „Kinderbibel des A. T.", 1813; „Der Kinderfreund", 1808, ein vortreffliches realistisches Lesebuch, das elf Auflagen erlebte; der „Schweizerische Christlieb, höchst merkwürdige Schicksale J. R. Stadler's und W. zu Ispahan, ein Probestück christlich vaterländischer Volksschriften", 1817. Aber seine Thätigkeit zur Föiderung des Schulwesens und Pestalozzischer Ideen war nicht auf die kantonalen Grenzen begrenzt. 1798 veröffentlichte er eine Broschüre: „Von der dringenden Nothwendigkeit sich der helvetischen Schulen von Staatswegen anzunehmen"; 1799: „Einige Gedanken über das Verhältniß der Wissenschafts-Anstalten, der Schulen und Kirchen zum Staate"; auf Wunsch Pestalozzi's betrieb er die Gründung einer „Schweizerischen Erziehungsgesellschaft", welche dann 1808—1812 in Lenzburg ihre Jahreszusammenkünfte hatte und als deren Präsident Pestalozzi 1809 die nachher von Niederer theilweise überarbeitete Rede „Ueber die Idee der Elementarbildung" hielt; die „Verhandlungen" dieser Gesellschaft sind während der ganzen Zeit ihres Bestandes von S. als Actuar redigirt woiden (vgl. Hunziker, schweiz. schulgeschichtliche Blätter, Zürich, Schultheß 1884, 1. Heft, S. 44—86); während der Mediationszeit gab er außerdem acht Bände „Beiträge zur Beförderung des Kirchen- und Schulwesens in der Schweiz" (1808—1813) heraus.

c) Als theologischer Schriftsteller und akademischer Lehrer. Er ging, sagt sein Sohn in der Denkschrift, als Theologe von der Ueberzeugung aus, Gott habe sich wie in der hl. Schrift durch sein Wort, so im Menschen durch die Vernunft geoffenbart; diese beiden Stimmen können einander nicht widersprechen

und in ihrer Harmonie liege das Kriterium der Wahrheit; scheinbarer Widerspruch sei Beweis entweder von unrichtiger Auslegung der Bibel oder von Unechtheit einzelner Stellen. Diese Hemmnisse suchte er durch gründliche Exegese und durch innere und äußere Kritik zu beseitigen. Das was ihm auf diesem Wege nach gewissenhaftem Forschen als Wahrheit erschien, sowie die Grundbedingung alles Forschens, die Denk- und Lehrfreiheit, vertheidigte er eifrig gegen Orthodoxie und römische Kirche wie gegen mystisch-pietistische Auffassungsweise. „Seine Polemik — urtheilt Hagenbach — war herbe und der „träfe Schweizerkiel", womit er den Gegnern gern „auf die Finger klopfte", hatte überdies etwas Schwerfälliges ... Wer ihn aber, namentlich in späteren Jahren kennen lernte, fand in ihm einen freundlichen Greis, der im Umgang den polemischen Stachel ganz bei Seite ließ und in aller Sanftmuth Einwendungen anhörte. Auch wird man ihm gerne die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er aufrichtig meinte, der Wahrheit einen Dienst zu erweisen, wenn er Richtungen bekämpfte, von denen er eine Verdunkelung des durch die Reformatoren angestrebten Lichtes befürchtete. Uebrigens verband er mit seinem Rationalismus eine altväterische einfache Frömmigkeit, deren Mittelpunkt der feste Glaube an die Alles leitende Vatergüte Gottes war. Dieser Glaube hat ihn auch in schweren Schicksalen, die sein Haus betrafen, aufrecht erhalten."

Die Zahl der theologischen und kirchlich polemischen Veröffentlichungen von S. ist sehr groß; ein Theil davon findet sich in theologischen Zeitschriften, so in Keil's und Tzschirner's Analecten; 1826—1830 redigirte er selbst eine theologische Zeitschrift, die von Wachler begründeten „Annalen". Seine dogmatischen Grundsätze hat er in einer mit Orelli herausgegebenen Broschüre: „Rationalismus und Supernaturalismus, Kanon, Tradition und Scription" (1822) und in seiner „Revision des kirchlichen Lehrbegriffs" (Zürich 1823—1826) niedergelegt. Im übrigen nennen wir chronologisch: „Die Gewißheit der Schrifterklärung, erprobt an der evangelischen Erzählung von der Wiedererweckung des Lazarus", Zürich 1808; „Exegetisch-theologische Forschungen", 3 Bände, Zürich 1815 bis 1824; „Das Unchristliche und Vernunftwidrige, geistig und sittlich Ungesunde mehrerer Büchlein, die seit einiger Zeit besonders von der Tractatgesellschaft in Basel und ihren Freunden heimlich ausgestreut werden", Zürich 1815; „Das Paradies, das irdische, überirdische, historische, mythische, mit einer kritischen Revision der allgemeinen biblischen Geographie", Zürich 1816; „De charismatibus Spiritus S.", Leipzig 1818; „De summa necessitudine eruditionis, doctrinae et scientiae cum vera religione condenda reparanda tuenda. Oratio saecularis", Zürich 1819; „Jubelrede der Zürch. Schulkanzel zum hundertjährigen Wiedergedächtniß der schweizerischen Glaubenserneuerung gegen Fr. Geiger vertheidigt", ib. 1819; „Für und wider die Bekenntnisse und Formeln der protestantischen Kirche", Zürich 1820; „Die evangelische Lehre vom hl. Abendmahl", Leipzig 1824; „Epistola Jacobi commentario explanata", 1824; „Untauglichkeit der seit 300 Jahren kirchlich eingeführten Catechismen für unsere Zeiten", Zürich 1830; „Engelwelt, Engelgesetz und Engeldienst philosophisch und litterarisch erläutert und auf die evangelische Gnade und Wahrheit zurückgeführt", 1833. — Seine letzte und höchst verdienstliche Hauptarbeit ist die von ihm in Verbindung mit seinem Freunde Schuler besorgte Herausgabe der Werke Zwingli's (H. Zwingli's Werke. Erste vollständige Ausgabe durch M. Schuler und Joh. Schultheß. 8 Bände und Suppl. Zürich 1828—1842).

Seine Lehrweise im Collegium war eigenthümlicher Art, nicht systematisch geordnet, sondern rein exegetisch und kritisch. Er führte die Schüler den gleichen Gang des Forschens, den er selbst gegangen. „Er regte", wie einer seiner besten Schüler bezeugt hat, „durch einzelne Forschungen geistig an und widmete Stu-

direnden, welche Aufschluß verlangten, gerne privatim so viele Zeit als sie nur wollten." Jugendlich frisch bis in sein höchstes Alter, jeder freien Entwicklung hold, munterte er mit Orelli die Jünglinge zum Turnen auf, freute sich ihrer litterarischen und Gesangvereine. Seiner Verwendung zumeist hatte man es zu verdanken, daß 1818 die, von oben ungern gesehene, Zwinglifeier im Sihlwalde stattfinden durfte, welche die mittelbare Veranlassung zur Begründung des die Schweizerstudirenden der verschiedenen Akademien mit einander verbindenden patriotischen Zofingervereins geworden ist. So wirkte er an dem Carolinum bis zur Stiftung der Hochschule; auch dann noch docirte er als außerordentlicher Professor der Theologie auf seinem Studirzimmer, und als auch dies ihm versagt war, vertheilte er gedruckte Collegien, an denen er bis auf wenige Tage vor seinem Hinscheiden arbeitete (Denkschrift).

Denkschrift, S. 42—46. — Neuer Nekrolog der Deutschen 1836, S. 692—699. — K. R. Hagenbach in Herzog's Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche, XIV, 35—36. — Hunziker, Geschichte der schweiz. Volksschule (Zürich, Schultheß 1861 ff.), II, 224—228.

Hunziker.

Schultheß-Rechberg: Karl Gustav Ritter v. S., Numismatiker, geboren am 24. September 1792 zu Zürich, der jüngere Sohn des Privatier Leonhard S. in Zürich und dessen Gemahlin Karolina Franciska geb. v. Meyer, wendete sich, obwohl anfangs zur diplomatischen Laufbahn bestimmt, zum Militärstand, wurde schon 1810 Officier in einem Schweizer Regiment, dann 1815 Hauptmann im Regiment Ziegler bei der königl. niederländischen Regierung, trat 1816 als Hauptmann im zweiten Schweizer-Garderegiment in den königl. französischen Dienst, wurde 1819 Bataillonschef (Oberstlieutenant), quittirte aber noch in demselben Jahre, um seine kranke Mutter zu pflegen. Bald darauf kaufte S. die Herrschaft Nußdorf in Niederösterreich, worauf Kaiser Franz I. ihn und seinen Bruder Adolph Friedrich S. und dessen Nachkommen als Ritter v. S.-R. 1824 nobilisirte. Sein Veränderung liebender Sinn brachte ihn dazu, alsbald seine österreichischen Besitzungen wieder zu verkaufen und seinen Wohnsitz nach Zürich zu verlegen, woselbst jedoch die seit der Julirevolution auch in der Schweiz gangbar gewordenen Ideen seinen streng legitimistischen und conservativen Principien gegenüber traten, so daß S. sich zu einer Uebersiedelung nach Wien entschloß, woselbst er 1846 seine langgeplante Conversion zur katholischen Kirche vollzog. Aber auch in Wien war seines Bleibens nicht länger; verstimmt durch mancherlei Erfahrungen nahm S. 1847 seinen bleibenden Wohnsitz zu München, wo sein gastliches Haus manchem Sonderbundflüchtling ein treues Asyl bot. Von hier aus besuchte er seine Verwandten und unternahm zur Erweiterung seiner numismatischen Forschungen zahlreiche kleinere und größere Reisen. Etliche Jahre vor seinem am 23. Juni 1866 zu München erfolgten Ende erlitt S. durch allzugroßes Vertrauen eine nicht unbeträchtliche Einbuße seines sehr ansehnlichen Vermögens. Er verstand es, sich vollständig zu rangiren, ohne seine echt aristokratischen, wissenschaftlichen Allüren darunter leiden zu lassen; nur das Project einer ihn gewiß hochbeglückenden Vernunftheirath gelangte nimmer zur Ausführung. S. war ein echter, alt-royalistischer Edelmann und Emigré à la Vicomte de Chateaubriand in getreuer Schweizerübersetzung, kein Staatsmann und Politiker, aber begabt mit einem, streng historischer Forschung zugewendeten wissenschaftlichen Eifer. Als Münzensammler hatte er schon frühzeitig den Plan gefaßt, den Thaler als Münzbranche zu bearbeiten und dadurch einer Lücke abzuhelfen, indem seit David Samuel v. Madai's „Thaler-Cabinet" (Königsberg 1765—74) kein ähnliches Werk erschienen war. S. inscenirte seinen Plan und begann sein „Thaler-Cabinet oder Beschreibung aller bekannt gewor-

denen Thaler, worin auch alle diejenigen Stücke aufgenommen wurden, welche in Madai's Thaler-Cabinet beschrieben sind" von K. G. Ritter von Schultheß-Rechberg, Wien 1840. Der erste Band behandelt die Thaler der Kaiser und Könige, der zweite (1845—46) in zwei Abtheilungen die Thaler der Päpste und Erzbischöfe, dann jene der Bischöfe, Ordensmeister, Aebte, Pröpste und Aebtissen. Von dem dritten Band, welcher die altfürstlichen Häuser in alphabetischer Folge umfassen sollte, kam nur die erste und zweite Abtheilung heraus (München 1862 u. 1867); den vierten Band mit der Fortsetzung der alt- und neufürstlichen Häuser, den Grafen und Freiherren, Italien, Schweiz, den Niederlande, den außereuropäischen Staaten und Colonien übernahmen die Herren Jul. und Alb. Erbstein in Dresden (1868, 1869), welche auch die Ehrenpflicht eines Nekrologes erfüllten, womit J. P. Beierlein's Nachruf im 29. Jahresbericht des Historischen Vereins von Oberbaiern (1867, S. 144 ff.) zur Ergänzung verglichen werden kann. Letzterer erwähnt auch die Schattenseite der Schultheß'schen Arbeit, welcher die heraldische Beschreibung der Wappen, ebenso die Entzifferung der Monogramme von Stempelschneidern und Münzmeistern häufig übersah, überhaupt zu langsam und ungleich arbeitete, obwohl er seinen Vorgänger durch zahlreiche glückliche Funde erweiterte und ergänzte. Doch wird „nicht sobald wieder ein numismatischer Schriftsteller in die günstige Lage kommen, durch Unabhängigkeit, Reichthum, Gelegenheit zu Benutzung der berühmtesten öffentlichen und Privatsammlungen, verbunden mit der reichhaltigen eigenen, etwas möglichst Vollständiges liefern zu können". S. war sorgfältig auf die Echtheit seiner Stücke bedacht, und überlieferte manches nur im geringsten verdächtige, dem Schmelztigel, was er früher theuer bezahlt hatte. Das Zimmer, in welchem S. seine Münzschränke aufgestellt hatte, nannte der Unvermählte scherzweise immer nur seine „Kindsstube". Seine reichhaltige Bibliothek wurde im October 1867 versteigert, bald darauf auch seine numismatische Sammlung, welche neben den seltensten Thalern auch erlesene Medaillen und kostbare Goldmünzen enthielt. Eine Specialität seines Talentes als Erzähler betraf die Schilderung der Pariser Julirevolution 1830, welcher S. als Augenzeuge beigewohnt hatte. Daß ein so ausgeprägter Charakterkopf nie dazu kam, seine Memoiren in Schrift zu bringen, ist immer zu beklagen.

H. Holland.

Schulting: Cornelius S., geboren zu Steinwyk (Holland), † zu Köln am 24. April 1604. Er erscheint zuerst als licentiatus theol. in Köln, war Vorstand der Bursa Laurentiana, Kanonikus bei St. Andreas, Decan der Artistenfacultät. Von seinem Geburtsorte nannte er sich Lithokomos. Schriften: „Ecclesiasticae disciplinae libri VI. de canonica et monastica disciplina collapsa restauranda pristinoque nitori restituenda", Col. 1598; „Bibliotheca ecclesiastica", 1599. Gegen die Reformation, insbesondere Calvin: „Opus variarum lectionum et animadversionum adversus lib. I. Instit. Jo. Calvini", ib. in 4°; „Bibliotheca catholica, sive refutatio totius theologiae Calvinianae etc.", ib. 4°; „Thesaurus antiquitatum ecclesiasticarum e VII. prioribus annalium Baronii tomis contra Centuriatores Magdeburgenses ac Calvinistas etc.", ib.; „Confessio Hieronymiana e D. Hieronymi operibus, iuxta locorum theologicorum capita", ib. 1598, 4 vol., fol.; „Hierarchicae anacrisis (seu) animadversionum et variarum lectionum libri duo, quibus varii de politia eccles. Calvinistarum libri ... convelluntur", ib. 1604, fol.

Foppens, Bibl. I, 218. — Hartzheim, Bibl. Colon. p. 66.

v. Schulte.

Schultingh: Antonius S. (auch Schulting), niederländischer Jurist und Philologe des 17. und 18. Jahrhunderts. Er war der Sohn des Philologen

Johannes S., welcher zuerst bis 1656 an der Universität in Duisburg, dann bis zu seinem Tode 1666 in Nymwegen als Professor thätig war, auch als philologischer Schriftsteller (Ausgabe des Dialogus de oratoribus 1665) sich bekannt gemacht hat. Der Sohn Anton wurde in Nymwegen am 23. Juli 1659 geboren, erhielt dort seine Schulbildung und studirte alsdann in Leyden Jurisprudenz. Nachdem er hier 1683 zum Dr. iuris promovirt war und noch mehrere Jahre sich für eine akademische Thätigkeit vorbereitet hatte, wurde er 1691 zum Professor der Rechte in Harderwyk ernannt (Antrittsrede „De optimo genere interpretum juris civilis“), aber bereits 1694 nach Franeker berufen. Hier wirkte er fast 20 Jahre bis 1713; in diesem Jahre übernahm er eine Professur des Römischen Rechts in Leyden und bekleidete diese bis an seinen am 12. März 1734 erfolgten Tod. Seine zahlreichen gelehrten Arbeiten, welche ihm die Bezeichnung des „Niederländischen Cujacius“ (Saxius) eintrugen, bewegen sich vorwiegend auf dem juristisch-philologischen Grenzgebiete; außer den kleineren Schriften (Reden, Dissertationen) sind namentlich hervorzuheben die „Jurisprudentia vetus antejustinianea“ (1717), die Schrift „De Jurisprudentia historica“ (1724 erschienen in Buder's Opuscula de methodo studiorum juris) und „Exercitatio ad Valerii Maximi lib. VII de testamentis rescissis“, in der Ausgabe des Valerius Maximus von Torrentius 1726 abgedruckt.

Ueber den Vater: Chr. Wittich, Orat. funebr. in obitum Jo. S., 1667. Ueber den Sohn: J. J. Vitriarius, Orat. funebr. in obitum Ant. S., 1735, in Schultingii comment. acad. ed. Uhlius 1770 wieder abgedruckt. — J. Saxius, Orat. de A. S. altero genuinoque Batavorum Cuiacio, 1789. — Chr. Saxii onomast. V, p. 410 und 648. — Vriemont, Series professorum Franequeranorum. — Jöcher VI, 377 f. — Zedler, Univ. Lex. XXXV, Sp. 1604.

R. Hoche.

Schults: Adolf S., Wupperthaler Dichter. Er war geboren am 5. Juni 1820 in Elberfeld nach einigen Angaben als Sohn eines Leinewebers, nach der richtigeren Angabe wol als Sohn des Werkführers in einer Seidenfabrik. Seine etwas gebildetere Mutter entstammte einer französischen Familie. Zunächst in der Ruhrgegend hatte sich seit einem Jahrhundert ein Manufacturwesen ausgebildet, dem Withof und Tersteegen angehörten und dessen Mitglieder mit ungewöhnlicher Wärme dem reformirten Bekenntnisse anhingen. Auch an der Wupper gelangte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts neben dem Handelsbetrieb nur das Bibelstudium und die lyrische Dichtkunst, das erstere als maßgebend für Handel und Wandel, die letztere als beliebte Nebenbeschäftigung, zur Geltung. Das Haupt der dort Alles ordnenden und regelnden Theologen war Friedrich Wilhelm Krummacher, der alte Burschenschafter, der vor den Dräseke'schen Streitigkeiten der bestgehaßte Orthodoxe in ganz Deutschland war. Goethe hat seine Predigten scharf kritisirt, aber doch die damalige gewerbliche Tüchtigkeit des Wupperthales, dem ja später auch ein Beckerath und von der Heydt entsproßten, ganz aus dem religiösen Eifer hergeleitet. Durch diese auf sittlich-religiöser Grundlage ruhende rheinische Industrie fühlte auch der kleine Adolf S. sich so angezogen, daß er mit vierzehn Jahren zu seinem späteren Leidwesen beinahe der Schule entlief, um in das Comptoir der Fabrik, in welchem der Vater Werkführer war, einzutreten. 1843 gab der junge Commis seine Gedichte heraus, die es bis zur dritten Auflage brachten, und verheirathete sich. 1848 ließ er 25 „Märzgesänge“ und die durch Freiligrath und durch den Gedanken an socialpolitische Fragen angeregten „Lieder aus Wisconsin“ folgen, 1849 die „Leierkastenlieder“. In den erregteren Zeiten zu Anfang der fünfziger Jahre gründete Emil Rittershaus, dessen Talent dem von S. verwandt ist, bei dem aber Alles

sich lebhafter und glücklicher gestaltete, wie er denn ursprünglich schon einem wohlhabenden Hause angehörte, den „Wupperbund“, dem außer Adolf S. unter anderen die Dichter Roeber, Oelbermann und Karl Siebel angehörten. Alle diese Dichter waren liberal, einige machten bedeutende Schwankungen durch, doch dem Wupperthale waren alle aufs tiefste zugethan. S. schrieb zu jener Zeit die beste Chronik des damaligen Elberfeld durch seine langen und regelmäßigen Correspondenzen im Morgenblatte, für die sich ihm freilich auch F. W. Krummacher wohl verpflichtet fühlen mochte. Unvorsichtig brach S. gleich dem Vater mit dem alten Geschäfte und trat, wol bei höherem Lohne, in ein Haus ein, welches fallirte. Die Stellung als Litterat (stellvertretender Redacteur der Barmer Zeitung) war gleichfalls unhaltbar. Aber zur Ehre des Elberfelder Handelsstandes nahm das alte Handelshaus den brustkranken Dichter mit offenen Armen wieder auf und ließ ihm die größte Nachsicht zu Theil werden bis zu seinem Tode am 2. April 1858. Von seinen Epen „Luther“ und „Capet“ sehe ich ab. 1851 hatte er noch herausgegeben die neueren Gedichte „Haus und Welt“, 1852 „Zu Hause“ und endlich 1857 „Der Harfner am Herd“. So hat man denn von ihm gesagt, er habe die Scenen der Kinderstube vorgeführt und vieles Triviale, Arme und Traurige zu dichterischer Schönheit emporgehoben. Er habe in einer ungewöhnlichen Innigkeit der Empfindung gelebt und den Drang gefühlt, die Misere des Lebens mit dem Schimmer einer mehr idealen Welt zu umkleiden. Dabei sei aber die Form des Autodidakten zu kunstlos gewesen und oft sei er ins Sentimentale verfallen. Es lag nahe, daß F. W. Krummacher, dessen Sohn Adolf (Verfasser des jetzt viel gesungenen Trinkliedes „Wenn sich der Schwarm verlaufen hat“) schon als Gymnasiast mit S. befreundet war und der sich selbst nun als Prediger in Berlin und dann als Hofprediger in Potsdam mehr beruhigt hatte, daran dachte, diesen Landsmann aus dem Wupperthal seinem königlichen Freunde zu empfehlen. Allein der Plan ihm auf diese Weise eine Unterstützung zu verschaffen, mußte daran scheitern, daß S. bei Friedrich Wilhelm IV. keine Beachtung finden konnte, weil dieser von einem Dichter das Talent eines Tieck oder die Bekenntnißtreue eines Gustav Jahn verlangte. Noch weniger war damals an eine Unterstützung durch das Volk zu denken, wie sie später bei einem augenblicklichen Mißgeschick Rittershaus durch Vermittelung der Gartenlaube erhielt. Auch das Interesse der rheinischen Bandwirker und Kaufleute für den talentvollen Handlungsgehülfen trug diesem damals noch nichts ein. Rührend ist es, wie sich das Geschick von S. an seinem Sohne Hermann wiederholt hat. Dieser gelangte zum Studium der Philologie, gab gleich dem Vater um die Zeit der Verheirathung eine Gedichtsammlung heraus, mußte aber schon 1885 nur 35 Jahre alt wegen des ererbten Brustleidens als Lehrer in Greiz seinen Abschied nehmen.

Emil Kneschke, Deutsche Dichter seit 1850, 5. Aufl., S. 737—739. — Brümmer, Lexikon d. D. Dichter und Pros. des 19. Jahrhunderts S. 301 f. — Ferdinand Hey'l, Rittershaus, in Paul Lindau's Nord und Süd, 1890, Februar, S. 179—193. — Mündliche Mittheilungen des verstorbenen Hofpredigers Adolf Krummacher. — Eigener brieflicher Verkehr mit Adolf Schults.

H. Pröhle.

Schultt: Juliane Patientia v. S., Tochter des Freiherrn Rudolph Friedrich v. S., wurde am 24. Juli 1680 zu Heynitz bei Meißen geboren und erhielt eine fromme und gelehrte Erziehung, so daß sie sogar die alten Sprachen (hebräisch, griechisch und lateinisch) lernte, auch in der Poesie und in der Musik unterrichtet wurde. Als ihr Vater 1699 nach Darmstadt versetzt ward, blieb sie auf der Durchreise durch Halle bei Aug. Herm. Francke zurück, um von diesem noch weiter eine unverfälschte Gottseligkeit zu lernen. Sie

half Francke bei der Erziehung und dem Unterricht der adligen Jugend in seinen Anstalten, starb aber schon am 14. Juni 1701, noch nicht 21 Jahre alt. Als Dichterin geistlicher Lieder hat sie sich einen Namen gemacht; eins ihrer Lieder hat Freylinghausen in den ersten Theil seiner Lieder aufgenommen.

Wetzel, Hymnopoeographia III, 127. — Kirchner, Kurzgefaßte Nachricht u. s. f. S. 45. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., IV, 369 ff. — Bode, Quellennachweis S. 149 (beim Vater). — Goedeke, 2. Aufl., III, 324. l. u.

Schultz: Ernst Gustav S., Palästinaforscher, geboren zu Döbern bei Preußisch-Holland in Ostpreußen am 20. Mai 1811 als Sohn des Superintendenten E. G. S. zu Hirschfeld, besuchte das Gymnasium zu Elbing und seit 1829 die Universität Königsberg, wo er von dem Studium der Theologie zu demjenigen der orientalischen Sprachen überging, welches er von 1834—38 in Paris unter der Leitung von Sacy, Quatremère und Burnouf betrieb. Um länger in diesem Mittelpunkte orientalischer Studien verweilen zu können, nahm er 1836 eine Hauslehrerstelle beim Grafen Jaubert an, wo er Gelegenheit fand, sich in neueren Sprachen zu üben. Nebenbei suchte er dem Plane einer Orientreise durch Erlernung des Vulgär-Arabischen unter Leitung des Aegypters Ahmed Effendi Assad näher zu rücken. Die Sehnsucht nach seinen Eltern trieb ihn 1838 aus liebgewordenen Umgebungen und Beschäftigungen in die Heimath zurück, er habilitirte sich im Sommer desselben Jahres in Königsberg und las den folgenden Winter über Arabisch und Hebräisch. Daneben fand er Zeit zu Privatstunden in den vornehmsten Häusern Königsbergs und auch zur Herausgabe der dreibändigen Anthologie „La France Contemporaine“. Im Frühling 1841 begab er sich nach London und Oxford, um arabische Handschriften zu vergleichen, trat Bunsen nahe und stellte sich auf der Rückreise in Berlin dem Cultusminister Eichhorn vor, welcher in ihm den damals dringend gesuchten Mann für das neu zu errichtende Consulat in Jerusalem erkannte. Statt Nachfolger v. Bohlen's wurde S. am 20. Mai 1842 preußischer Viceconsul für Syrien und Palästina mit dem Sitze in Jerusalem. Ende 1842 trat er seine Stelle an, die ihn bald, nachdem er den Kreis seiner amtlichen Thätigkeit einmal überschaut hatte, auf historisch-topographische Studien führte. Nach zwei Jahren ging er in die Heimath, zuerst mit dem Gedanken, sich dort mit einer Dame aus Beirut zu vermählen, die ihm aber kurz vor der Abreise entrissen wurde. Er besuchte Oxford und Cambridge, verlebte in seinem Elternhaus eine kurze Zeit der Ruhe und arbeitete dann in Berlin seine erste Schrift „Jerusalem“, an einen Vortrag sich anlehnend, aus, welche 1845 mit einem Plane von Kiepert erschien. Während seines Berliner Aufenthaltes trat er dem König und Alexander v. Humboldt näher. Zum Consul befördert kehrte er 1845 nach Jerusalem zurück, wo sein geräumiges Haus, die einstige amerikanische Missionsstation, das von Franken und Arabern besuchteste wurde, wo sein Einfluß, beruhend auf seinen Charaktereigenschaften und seiner gründlichen Bildung, besonders auch seinen Sprachkenntnissen, rasch gestiegen war, so daß ihm z. B. die Erwerbung der später zum Pilger- und Diakonissenhause eingerichteten Gebäude auffallend leicht gelang und er nicht bloß für die preußische, sondern auch die deutschen Interessen erfolgreich einzutreten und antideutschen Bestrebungen mit der ihm eigenen Energie und Klugheit entgegen zu wirken im Stande war. 1847 übernahm er die zeitweilige Verwaltung des preußischen Generalconsulates in Beirut, durchzog im Herbst dieses Jahres Galiläa, wobei er wichtige Entdeckungen machte. 1848 kehrte er, durch die Zeitereignisse und eigenen Kummer bis zur Krankheit erschüttert, nach der Heimath zurück, wo er sich bald wieder mit wissenschaftlichen Arbeiten, u. a. mit einer Karte von Galiläa und mit dem für Karl Ritter's

Erdkunde zugesagten Artikel über Jerusalem beschäftigen konnte: leider mußte alles unvollendet liegen bleiben, als er 1850 zum dritten Male nach Jerusalem zurückkehrte, wo er bald nach der Ankunft fieberkrank und gelbsüchtig wurde, mit dem Pferde stürzte und ein Bein brach, und nicht vollkommen wieder genas. Am 22. October 1851 starb er in der Pflege der Diakonissinnen und wurde Tags darauf im neuen evangelischen Friedhof unter Theilnahme einer Menge aus allen Ständen und Völkern Jerusalems bestattet. Das schönste Denkmal hat dem hervorragenden Kenner Jerusalems und morgenländischer Völker, dem ersten Deutschen, der von amtlicher Stelle in diesem Lande einen großen Einfluß durch die Macht seiner Charakter- und Geistesbildung übte, Dr. Philipp Wolff in der ersten Auflage (1857) seines Jerusalem (S. 204—214) gesetzt.

Friedrich Ratzel.

Schultz: Franz Albert S., Königsberger Theologe, † 1763. Der Name dieses Mannes verdient bekannt zu bleiben, weil hauptsächlich er es war, welcher in Königsberg zwischen 1720 und 1740 diejenige geistige Atmosphäre schuf, in welcher kein Geringerer als Immanuel Kant aufwuchs und heranreifte. S. war der Gewissensrath der Eltern Kant's und hat als Gönner und Lehrer dieses ihres Sohnes sich um diesen so verdient gemacht, daß Immanuel Kant stets mit Hochachtung sich seiner erinnerte. Wissenschaftlich repräsentirt S., wie der Hallesche Sigismund J. Baumgarten, den Uebergang vom Pietismus zur Aufklärung: als Christ entschiedener Pietist und als Denker ein von Christian Wolf selbst hoch geschätzter Wolfianer schuf er in Königsberg jene „Milde der Gesinnung“, welche unter Wahrung der christlichen Frömmigkeit für die Aufgaben der neuen Zeit empfänglich war. Schultz' Stärke beruhte aber nicht auf theoretischen, sondern auf praktischen Arbeiten: als Schulmann, als Universitätslehrer, als Verwaltungsbeamter im Consistorium und in der Schulverwaltung Altpreußens hat er in seiner Zeit mit gutem Grunde die leitende Stellung eingenommen.

S. wurde zu Stettin in Pommern, wo sein Vater Bürgermeister war, 1692 geboren, erhielt seine Vorbildung in Stargard und studirte in Halle bei der pietistischen Facultät Theologie, aber auch gleichzeitig bei Christian Wolf Philosophie. Nach Beendigung seiner Studien wirkte er in verschiedenen Stellungen als Hofmeister in Königsberg und in Berlin, als Feldprediger bei dem preußischen Regiment Blankensee, als „Erzpriester“ (Superintendent) der Diöcese Rastenburg in Ostpreußen, als Propst des Stolpischen Districts in Pommern, bis er 1731 zum Pfarrer an der Altstädtischen Kirche und Consistorialrath in Königsberg ernannt wurde. Das ist die Stellung, in welcher er seine hauptsächlichste Thätigkeit entfalten sollte. Zu diesem seinem Hauptamte erhielt er nämlich noch eine ganze Anzahl wichtiger Aemter dazu verliehen: durch speciellen Befehl des ihm sehr wohl gesinnten (pietistischen) Königs Friedrich Wilhelm's I. erhielt er 1732 eine ordentliche Professur der Theologie an der dortigen Universität; dazu wurde er Mitglied der Kirchen- und Schulcommission, zugleich aber auch Director der bedeutendsten Gelehrtenschule Königsbergs, des Collegium Fridericianum. In Gemeinschaft mit dem Oberhofprediger Quandt versah er außerdem die Generalinspection über das gesammte Kirchen-, Schul- und Armenwesen des „Königreichs“ Preußen. Da der König Friedrich Wilhelm I. auf S. ein fast ungemessenes Vertrauen setzte, so gelang es diesem, die Besetzung der theologischen Professuren mit Männern seiner Gesinnung (Kypke, Arnoldt, Chr. Lilienthal, Salthenius u. s. w.) zu erreichen, das Schulwesen Preußens entsprechend der Halleschen Pädagogik August Hermann Francke's zu gestalten und für die Königsberger Facultät (1736) das Privilegium zu erwirken, daß ihre Studenten

der Theologie nicht, wie alle anderen preußischen Candidaten, zwei Jahre in Halle zu studiren brauchten, sondern das Zeugniß ihrer Anstellungsfähigkeit von der Königsberger Facultät erhalten sollten — ein Privilegium, dessen diese Facultät sich bis 1880 erfreut hat. Unter der Regierung Friedrich's des Großen hatte S. nur noch einen geringen Einfluß in Personal- und Verwaltungsangelegenheiten. Er starb 1763. Abgesehen von wenigen bei Pisanski (s. u.) citirten Programmen und Predigten existiren von ihm keine gedruckten Werke.

Ueber S. handeln Zedler's Universallexikon XXXV (1743), 1606 ff. — D. J. Arnoldt, Historie der Königsbergischen Universität, II (1746), 189; 187. — G. C. Pisanski's Entwurf einer preußischen Litterärgeschichte (aus dem 18. Jahrh.), hrsg. von Philippi 1886, S. 576 ff. — Benno Erdmann, Martin Knutzen und seine Zeit, 1876, S. 22—47.

Tschackert.

Schultz: Friedrich Wilhelm S., Pharmaceut und botanischer Schriftsteller, geboren zu Zweibrücken am 3. Januar 1804, † zu Weißenburg im Elsaß am 30. December 1876. Als ältester Sohn eines Apothekers zum väterlichen Berufe gegen seine Neigung bestimmt, trat S. nach dem Besuche des Gymnasiums seiner Vaterstadt als Lehrling in die Officin des Apothekers Glaser in Kusel ein, schon damals unter Unterstützung seines Principals mit Zeichenstudien und botanischen Forschungen beschäftigt, welche letzteren die Grundlage legten für sein später veröffentlichtes Werk: „Beitrag zur Kenntniß der deutschen Orobanchen", 1829. Nach absolvirter Lehrzeit conditionirte S. noch zwei Jahre lang bei seinem Vater und ein Jahr wieder in Kusel und bezog 1827, um seine Ausbildung zu vollenden, die Universität München. Die bereits in Zweibrücken angeknüpften Beziehungen zu den Naturforschern Wilh. Phil. Schimper und dessen Vetter Karl, sowie zu A. Braun, Engelmann und Bischoff setzte er in München fort, zum Vortheil der wissenschaftlichen Vertiefung seiner Ausbildung, hatte auch das Glück, in dem berühmten deutschen Floristen J. W. D. Koch einen trefflichen Lehrer und wohlwollenden Gönner zu finden. Der Tod des Vaters unterbrach die Studienzeit und führte S. auf ein Jahr nach seiner Heimath zurück, während welcher Zeit er das väterliche Geschäft anderen Händen übergab und gleichzeitig 1829 in Tübingen promovirte. Nach München zurückgekehrt, setzte er seine Studien fort, bereiste als Florist die bairischen, Salzburger und Kärntner Alpen und unternahm, nachdem er 1831 seine pharmaceutische Staatsprüfung bestanden, eine größere Fußreise nach Böhmen, bei welcher Gelegenheit er mit den Prager Botanikern Preßl, Opitz und dem Grafen Kaspar v. Sternberg Bekanntschaft schloß. 1832 kaufte S. eine kleine Apotheke in Bitsch und wurde dadurch in Frankreich seßhaft. Von nun an begann für S. eine Zeit rastloser litterarischer Thätigkeit, die jedoch den finanziellen Rückgang seines Geschäftes zur Folge hatte, da er es nicht vermochte, die Rücksicht auf das letztere seinen wissenschaftlichen Studien überzuordnen. So verkaufte er kurz entschlossen anfangs der vierziger Jahre seine Apotheke, um sich ganz seiner Lieblingswissenschaft zu widmen und nahm als einzige Nebenbeschäftigung, zur Verbesserung seines Einkommens eine Stelle als Zeichenlehrer am Collége zu Bitsch an. Im Interesse seiner Kinder siedelte er 1853 nach Weißenburg im Elsaß über. Aber harte Schicksalsschläge begleiteten diesen Umzug. Ein Wolkenbruch zerstörte während des Transports seine umfangreichen und werthvollen Sammlungen vollständig und bald hernach traf ihn schwerer häuslicher Kummer durch den Tod aller seiner Kinder. Die sorgfältigste Pflege seitens seiner Gattin, sowie die leidenschaftliche Liebe zur Wissenschaft richteten den Tiefgebeugten wieder auf, so daß er, analog seiner schon 1836 begonnenen „Flora Galliae et Germaniae exsiccata", ein neues wissenschaftliches Unternehmen in Angriff nahm, die

Herausgabe des „Herbarium normale“, das den Zweck verfolgte, seltene Pflanzen der ganzen Erde, vollständig und sorgfältig präparirt, mit genauen Bestimmungen wissenschaftlichen Forschern und Liebhabern der Pflanzenwelt gegen Entgelt zur Verfügung zu stellen. Es war die Sammlung bei seinem Tode auf 15 Centurien mit 3300 Nummern gestiegen. Im J. 1875 begann seine Gesundheit nach den Stürmen, die ihm das Leben gebracht, zu wanken und nach einjähriger Schmerzenszeit schloß er die Augen im Alter von 73 Jahren.

Schultz' Verdienste um die Botanik beruhen in seinen floristischen Arbeiten, denen die Anerkennung nicht versagt blieb. 15 Akademien und wissenschaftliche Körperschaften ehrten ihn durch Verleihung des Diploms als Ehren- und correspondirendes Mitglied. Sein bedeutendstes selbständig erschienenes Werk ist die „Flora der Pfalz“, eine von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik gekrönte Preisschrift, welche 1846 herauskam und ein Verzeichniß aller bis dahin in der Rheinpfalz und den angrenzenden Gegenden beobachteten Gefäßpflanzen enthält mit Angabe der geognostischen Bodenbeschaffenheit. Noch in demselben Jahre und dann 1859 und 1861 schlossen sich Nachträge, Zusätze und Berichtigungen daran. 1863 erfolgte dann die Veröffentlichung der „Grundzüge der Phytostatik der Pfalz“. Sehr groß ist die Zahl seiner zumeist in der Zeitschrift Flora und den Jahresberichten der Pollichia veröffentlichten Aufsätze landwirthschaftlichen und floristischen Inhalts. Ferner lieferte er Beiträge zu Hollandré's Flore de la Moselle und zu Mutel's Flore française. Im Jahrgang 1877 der Zeitschrift Flora ist ein Verzeichniß seiner Hauptschriften angegeben. Die Begleitblätter zu den 16 Centurien seiner oben erwähnten „Flora Galliae et Germaniae exsiccata“ und des „Herbarium normale“ bilden unter dem Titel: „Archives de la Flore de France et d'Allemagne“ und „Archives de Flore“ ein französisch geschriebenes vollständiges botanisches Journal, werthvoll durch die genauen Beobachtungen über die kritischen Arten der europäischen Flora. Auch sind in den Sammlungen selbst die Bestimmungen der Pflanzen mit der scrupulösesten Sorgfalt überwacht, da der Herausgeber keine Arbeit scheute, um den Abnehmern seiner Exsiccaten richtig bestimmte und genau controlirte Pflanzen zu liefern. Strenge Wahrheitsliebe und peinliches Gerechtigkeitsgefühl war der Leitstern in Schultz' Leben.

Flora 1877. — Bulletin de la société botanique de France, Tome XXIV, 1877. — Pritzel, Thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Schultz: Georg Friedrich Wilhelm S., Theologe. Er wurde am 3. August 1774 geboren zu Speier, wo sein Vater 1802 als Senior der städtischen Geistlichkeit starb. Seine Vorbildung erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte hierauf Theologie in Tübingen bis 1794. Weil ihm die französische Invasion die Rückkehr in seine Heimath unmöglich machte, nahm er in Mallay bei Lausanne eine Hauslehrerstelle an, sodann im Sommer 1798 eine solche bei dem Bankier Johann Matthias Bansa in Frankfurt a. M. Schon im October erhielt er die Erlaubniß auf dem Lande zu predigen, wurde im März 1799 examinirt und als Candidat des lutherischen Prediger-Ministeriums aufgenommen, worauf er die dortigen Stadtkirchen mit versehen half. Der vielen rühmlichen und günstigen Zeugnisse wegen, die ihm besonders auch von dem Senior Hufnagel daselbst gegeben waren, wählte ihn die protestantische Gemeinde A. B. in Triest am 25. November 1801 zu ihrem Prediger. Er wurde von dem Consistorium in Wien geprüft und nach gehaltener Probepredigt von dem Superintendent Kaltenstein ordinirt, am 8. April 1802 von dem Gubernialrath Pittoni dem Gemeindevorstand vorgestellt und am Palmsonntage durch den reformirten Pfarrer Jannett in sein Amt eingeführt. Die Gemeinde hatte sich ge-

sammelt aus Protestanten verschiedener Länder, welche der Handel nach Triest geführt hatte; auch hatte S. die Protestanten in Fiume, Udine, Görz, sowie die protestantischen Soldaten, deren damals viele aus dem „Reich“ im österreichischen Heere dienten, in diesen Orten und die protestantischen Seeleute seelsorgerlich zu bedienen. Nach dem Tode des reformirten Pfarrers wurde ihm vom Februar bis September 1806 auch die Versehung der reformirten Pfarrstelle übertragen, und er führte auf Befehl des Consistoriums in Gegenwart der beiden Schwestergemeinden den neuen reformirten Pfarrer ein. S. besaß das ganze Vertrauen seiner Gemeinde und seine Predigten fanden allgemeinen Beifall. Als Triest dem französischen Reich einverleibt und ganz besonders als die Continentalsperre eingeführt wurde, fing der Handel an zu stocken; viele Bewohner wanderten aus, so daß sich die Gemeinde bedeutend verminderte, auch der Wohlstand verminderte sich, ja es trat eine Verarmung ein, so daß die Gemeinde nicht mehr im Stande war, den Gehalt des Pfarrers aufzubringen. Dazu kam die immer größere Entwerthung des alten Geldes, der Bankzettel. Durch diese traurigen Verhältnisse sah er sich genöthigt, nach 9½jährigem Wirken zum Leidwesen seiner Gemeinde seine Stelle aufzugeben. Am 11. August 1811 hielt S. seine Abschiedspredigt; das Häuflein seiner halb zerstreuten Gemeinde entließ ihn mit Thränen und mit Segenswünschen, nachdem er ihr das Versprechen gegeben hatte, ihr zu einem anderen Geistlichen behülflich zu sein. (Geschichtliche Uebersicht der Entwicklung der evangelischen Gemeinde A. B. zu Triest. Triest 1849.)

Bald nach seiner Rückkehr nach Speier wurde S. zum Pfarrer in Bergzabern gewählt, das damals zum Departement des Niederrheins gehörte. Professor Dr. Blessig in Straßburg wünschte ihn in diesen Bezirk zu bekommen, und S. hielt auch, ehe er im October 1811 seine neue Stelle antrat, eine Gastpredigt in der Neuen Kirche in Straßburg. Es gelang ihm in Bergzabern, wie er sagt, wieder zu sammeln und aufzubauen, was zerstreut und zu Boden gestürzt war. Aber er mußte die wegen des weitläufigen Filialdienstes sehr mühselige Stelle schon nach anderthalb Jahren wieder aufgeben. Einen im J. 1812 erhaltenen Ruf an die Pfarrstelle zu Thenning bei Linz mit der Anwartschaft auf die oberösterreichische Superintendentur schlug er aus, nahm aber im Februar 1813 die Wahl zum Pfarrer in Landau an. Schon in Triest war S. auch litterarisch thätig gewesen; außer einer Anzahl von Gelegenheitsreden erschienen 1807—1809 von ihm Beiträge in den österreichischen neuen Annalen der Litteratur, 1811 und 1812 in Löffler's Prediger-Magazin; auch arbeitete er mit an dem Wiener Gesangbuch. Ueber seine Thätigkeit als Ehrenmitglied des Museums zu Frankfurt, einer 1808 gegründeten wissenschaftlichen Vereinigung, und als Mitglied der Academia degli Arcadi Romano-Sonziaci in Triest — beides seit 1809 — ist uns nichts bekannt. Dagegen erschienen 1815: „Christliche Reden, größtentheils bey besondern Veranlassungen gehalten“. (Der erste und zweite Theil 1815, der dritte 1821 mit dem Specialtitel: „Das Gebet des Herrn in einer fortlaufenden Reihe von Predigten, nebst einem Anhang mehrerer Fest- und Gelegenheitsreden nach dem Bedürfnisse unserer Zeit.“) S. war Rationalist; sein Subjectivismus tritt überall hervor; so stellt er z. B. im Anschluß an das Apostolicum sein eigenes Glaubensbekenntniß auf (Christl. Reden 2. Th. S. 105 ff.). Aber doch enthält er sich der Polemik gegen den kirchlichen Glauben, sucht vielmehr die Gemeinde in seiner Weise zu fördern. In seiner Antrittspredigt zu Landau sagt er, er wolle durch Sprache, Vortrag und Haltung nicht etwas Sonderliches suchen, sondern mit der Sitte des Tages, mit dem Geist der Zeit übereinstimmen. Die Predigt soll dem Beschränkten faßlich sein und auch den Gebildeten nichts für sich missen lassen; er will den Reiz des Neuen und die empfehlende Kraft der äußeren Form verbinden. Seine Predig-

ten sollen keine Spott- und Strafpredigten sein, aber ernste Rüge der Sünde enthalten; er will den Mantel nicht nach dem Winde hängen. Blessig hieß ihn bei seinem Amtsantritte in Bergzabern im Lande willkommen und erklärte die Predigt, die er dort bei Einführung des neuen Straßburger Gesangbuches hielt, für eine sehr gelungene Probe wahrer Pastoralklugheit. Trotz der „Uebereinstimmung mit dem Geist der Zeit" sah sich S. — es sei ihm zur Ehre gesagt — genöthigt, demselben entgegen zu treten und die Sünde der Zeit ernstlich zu rügen. Die französische Revolution hatte den schon vorher vorhandenen Abfall von Religion und Christenthum noch gefördert; S. spricht das oft mit Entschiedenheit aus. Er spricht in Bergzabern 1812 von den Nachwehen des Unglaubens und Kaltsinns, welche die Stürme der Zeit mit sich brachten; Kirche und Gottesdienst war bei so manchen ein Gegenstand des Spotts geworden. In Bergzabern zwar hatte es sich geändert, aber in Landau waren die Spuren alter verjährter Lauigkeit noch nicht beseitigt. Wir lebten in einem Jahrhundert, wo die Alten von nichts als Aufklärung sprechen und die Jugend nur Werke der Dunkelheit sehe; wo es sogar mit zum guten Tone oder zur feinen Weltsitte gehöre, daß man über alles, was Religion heiße, gänzlich hinaus sei. In der Weihnachtspredigt 1813 fragt er, ob denn das Licht nicht vorhanden sei in einem Jahrhundert, das sich für das aufgeklärteste halte. Es sei ein Licht, in welchem kein Gott wohnt, eine Klarheit, welche die Augen verblendet, daß man ihn nicht zu finden vermöge. Es sei alles so hell und durchsichtig, daß nichts Heiliges und Göttliches mehr darauf hafte. „Unsere Kinder und Enkel", sagt S. in der Reformationsfestpredigt 1817, „werden das Zeitalter, in welchem der größere Theil unter uns mündig wurde, ein ungläubiges, gottloses, in jeder Hinsicht eisernes nennen, weil das religiöse Leben, das allein menschliche, bei Tausenden erstarrte und christliche Wahrheit fast gänzlich zu Grabe ging." Die Zeiten der Empörung und des Kriegs haben daran gemahnt, daß Gott und sein heiliges Wort sich nicht spotten lassen.

Es hat sich in der Familie Schultz' die Sage gebildet, er habe seine Stelle in Triest wegen einer Predigt gegen Napoleon's Eroberungssucht aufgeben müssen. Das ist zwar nicht richtig, aber seine politische Stellung ist damit doch richtig gezeichnet. Er sagt selbst in der Vorrede zum ersten Theil seiner „Christlichen Reden", er habe in einem Jahrzehnt, wo Menschenfurcht und Menschengefälligkeit so manche Untreue an Recht und Pflicht begingen, als Lehrer des Evangeliums auch unter Gefahren niemals den Sinn des Siegmanns Luther verleugnet. Die Abneigung gegen die Franzosen überhaupt erklärt sich aus der Familiengeschichte. Der Urgroßvater floh bei der Zerstörung Speiers 1689 mit seinem sechsjährigen Sohne auf eine Rheininsel, starb daselbst und wurde bei Nacht auf den Gottesacker zurückgebracht und beerdigt. Die Mutter wurde ein Opfer der Unglückstage von 1794, in denen Speier total ausgeleert wurde von den Franzosen: „Die mündliche Erzählung der von den Franzosen auch an den Seinigen verübten Abscheulichkeiten, die ihm in frühester Jugend im Kreise seiner Geschwister von seinem Vater alljährlich am Jahrestage des Brandes — dem städtischen Buß-, Bet- und Fasttage — unter tausend Thränen erzählt wurden, stifteten bei ihm eine (πατρικὴν et velut haereditate relictam) Abneigung gegen das fremdzüngige Nachbarvolk, die er auch später nicht in Achtung für den französischen Nationalcharakter, geschweige in Anhänglichkeit an denselben verwandeln konnte" (Predigt am 19. Weinmonat 1815). Das napoleonische System ist ihm unmoralisch, widerreligiös; der Geist der napoleonischen Unterrichtsinstitute, sagt er, sei ein jesuitischer gewesen. In den Dienern der Kirche sah man nur Handlanger der Justiz und Polizei, um dem Staate den Sold der Häscher zu ersparen. Auflaurer, Hin- und Herträger waren die Seele

der Ordnung; die Unschuld wurde angeklagt und verfolgt, ohne zu erfahren, durch wen und warum: nichts durfte laut werden als die schmeichelnde Lüge, nichts wurde so belohnt als der Verrath. Mit wahrem Abscheu spricht S. von Napoleon. „Er kam als ein Fremdling, sein Herz war von Stein, eisern sein Wille, Erz stockte in seinen Adern, ein tödtender Pfeil war sein Blick, zermalmend sein Fußtritt. Die Bienen auf seinem schimmernden Fürstenmantel saugen nur für ihn Honig aus den Blumenkelchen des Landes. Jede Perle in seiner Krone ist eine Thräne im Auge von Hunderttausenden“. An Weihnachten 1813 — also während der napoleonischen Herrschaft — schildert er die Unterdrückung der Welt durch den römischen Kaiser in einer greifbar auf Napoleon anspielenden Weise, er spricht von den Scheinkönigen, von den Triumphen, dem Hochmuth, der unersättlichen Habgier. Aber die sehnlich erwartete Stunde der Erlösung werde schlagen. Schon in Triest ruft er einmal aus, so schwierig es sei, den Gang der Ereignisse mit der Weisheit und Güte eines heiligen Weltregenten in Einklang zu bringen, so zweifele er doch nicht an einer heiligen Weltordnung. „Es muß anders, es muß wieder besser werden.“ Und 1813 sagt er, alle Hände streckten sich aus nach einem Heiland. „Ein Heiland muß kommen, oder unser Geschlecht wird die Erde verwünschen und den Himmel verlieren; denn es geht Wahrheit und Tugend, Glaube, Liebe und Hoffnung, alles Menschliche, alles Göttliche zu Grunde.“ Er schiebt freilich die Schuld nicht auf den Einen. „Die Ereignisse der Welt sind eine Art Zuchtruthe.“ Man war selbst Schuld; man zündete Napoleon Weihrauch an, man schliff selbst die Sense, war feige und feil. Besonders die Selbstsucht war Schuld; hätte man mehr nach dem Reich Gottes getrachtet, so hätte man vor allem in ihm Friede und Freude gehabt und das Uebrige wäre uns von selbst zugefallen. Aber man sei in jede Fessel gekrochen, wenn sie nur Gold zu sein schien. In den verschiedenen Predigten u. s. w. nach dem Siege über Napoleon klingt ein patriotischer Geist wieder, der nur durch Eines getrübt wird. Bekanntlich blieb Landau im ersten Pariser Frieden noch bei Frankreich, und in den Predigten aus dieser Zeit spricht S. sich als französischer Patriot aus. Frankreich ist „unser Vaterland“, Paris „unsere Hauptstadt“, ihre Umzingelung von „fremden Völkern“ wird bedauert. Dagegen hielt er am 16. Juli 1815 in Speier eine, auch im Druck erschienene Predigt: „Am kirchlichen Dankfeste für die Siege der verbündeten Heere und ihren glorreichen Einzug in Frankreichs Hauptstadt“. Bei der Friedensfeier 1814 spricht er seinen Dank und seine Freude aus, daß sie als Bürger Frankreichs diesen Tag feiern dürften, rühmt die beharrliche Anhänglichkeit der Landauer an Frankreich und den tapferen Widerstand, den sie schon 1793 für Frankreich leisteten. „Unser heißester Wunsch war erfüllt (sc. bei dem ersten Pariser Frieden): Frankreich für unsere Veste und unsere Veste für Frankreich erhalten.“ Das Scepter der Bourbonen (Ludwig XIV. und XV.!) sei ein wohlthätiges gewesen; es war der einstimmige Wunsch der Landauer, als ein Kleinod in Frankreichs Krone bei diesem zu bleiben. Das Elsaß bringe dem König (Ludwig XVIII.) seine von deutschen Vätern ererbte Treue entgegen. Mitten in der Predigt ruft S. aus: Es lebe der König! Das bourbonische Lilienbanner, die Farbe der Unschuld und Reinheit, wehe den Nachbarn als Wink zur Versöhnung und Freiheit vom Thurme herab. Mag man auch hinweisen auf Stellen wie Römer 13, 1 oder Jeremias 29, 7, so bleibt eine solche Stellung doch sittlich unberechtigt. Vom Januar bis Ende April 1814 war Landau von den Russen blokirt worden; um sich und seine Familie einer solchen Blokade nicht noch einmal auszusetzen, verließ S. im Frühjahr 1815 Landau und zog nach Speier, wo er eine Pfarrstelle erhielt. Am 8. Mai 1816 wurde er von der königlich bairischen Regierung zum geistlichen Rath bei dem General=

consistorium daselbst ernannt. Er stand nun an der Spitze der Kirche seiner Heimath. Er hatte von der Wiederherstellung auf politischem Gebiet auch einen kirchlichen und religiösen Aufschwung gehofft. In seiner Pfingstpredigt 1814 (in Landau) sagt er, dieser Tag sei nicht bloß der Geburtstag der Kirche, sondern ein Tag der Auferstehung der Kirche, nachdem es seit Jahren um Jesu Namen und Ehre ganz wie geschehen schien und die Götzen der Zeit schon Anstalt gemacht hatten, um seine Verehrung gänzlich zu verdrängen. Müde des blutigen Kampfes sei man zurückgekommen von dem verderblichsten Schwindel, die zwanzig Jahre eines gräßlichen Wechsels und Durcheinanders seien nun zu Ende. Man hatte Gott in Unglauben und Selbstsucht vergessen; aber das Schreckliche habe wie eine Posaune des jüngsten Tages aus der Betäubung geweckt. Indessen S. hatte sich in diesem Stück getäuscht. Die Pfalz hatte in der napoleonischen Zeit am wenigsten gelitten, sie empfand dieselbe vielmehr gegenüber der vorhergehenden traurigen deutschen Herrschaft in mehrfacher Beziehung als eine Wohlthat. Und es blieb auch nachher wie vorher derselbe nüchterne, dürre Rationalismus. Nur eine Frucht erwuchs aus dieser Zeit: Die Union zwischen der lutherischen und reformirten Kirche, die aber zugleich der Anfang eines langen Streites und Kampfes wurde. S. war an dem Zustandekommen der Union in hervorragender Weise betheiligt, ja man kann gewissermaßen sagen, er habe ihr sein Gepräge aufgedrückt, obwol er mehr der Mund, als der Leiter seiner Zeit- und Landesgenossenschaft war. Ein Zeichen des Vertrauens der Geistlichkeit ist es, daß er in den Jahren 1819, 1822, 1827, 1831 und 1834 als Vertreter derselben in die Ständeversammlung gewählt wurde, in welcher er das Amt eines Ausschußsecretärs und auch eines zweiten Secretärs der Versammlung bekleidete. Wir haben oben gesehen, daß S. in Triest auch die reformirte Gemeinde mit versah; bei der Einführung des neuen Geistlichen derselben reicht er ihm die Bruderhand zu gemeinschaftlichem Streben. Die Trennung zwischen beiden Confessionen ist nach ihm nur aus unbedeutenden Ursachen erfolgt; es war nur engherziger Streit um Meinungen. „Kein Wortkrieg, Jesu, soll mehr trennen, die sich nach Deinem Namen nennen. Der Grübler seichter Streit, der uns mit Dir entzweit, muß schwinden.“ Ja er sagt sogar: „Des Amtes Brüdern wies der Wahn noch immer eigne Tempel an.“ Der Name Lutheraner, Reformirte ist für S. ein „Sectenname“, nur abgelebte Formeln und Formen trennen, aber einzelne Finsterlinge und Selbstsüchtige vermöchten nichts gegen die Stimme der Zeit. In der Pfalz waren die beiden Confessionen numerisch einander ziemlich gleich, die Trennung wurde bei den zahlreichen Mischehen zwischen beiden sehr übel empfunden, das confessionelle Bewußtsein war entschwunden und so fand der bei der dritten Säcularfeier der Reformation von neuem auftretende Unionsgedanke einen fruchtbaren Boden hier. In Speier predigte am Jubelfeste S. in der reformirten Kirche, der reformirte Pfarrer in der lutherischen Kirche, und die Reformirten gaben ihrer Kirche anstatt des an die Trennung erinnernden Namens den neuen: zum hl. Geist. Uebrigens denkt S. bei einer Vereinigung nicht bloß an eine Beseitigung des Trennenden. „Aufklärung, Tugend, Religion“ sind ihm das einzig dauernde Fundament aller menschlichen Einrichtungen; die Kirche in ihrem ursprünglichen Sinn ist eine Gesellschaft der Weiseren und Besseren aus allen Zeiten und Völkern, welche für Wahrheit und Liebe leben. S. spricht von einem frostigen Einerlei kirchlicher Formeln, deren Buchstabe tödtet; er will in der vereinigten Kirche nur solche Lehrsätze beibehalten wissen, welche dem Geist des Evangeliums und den Forderungen unserer Zeit gleichermaßen entsprechen. In diesem Sinne sprachen sich denn auch manche der 1817 aufgestellten Vereinigungsschriften aus; z. B. von Bergzabern: Wir erkennen allein das Evangelium Jesu Christi in

seinen klaren und deutlichen Aussprüchen, so wie deren Sinn der gesunden, unparteiischen Vernunft erscheint, für die einzige Norm unseres Glaubens und Lebens. Manche dieser Schriften bemerken ausdrücklich, daß die Geistlichen ferner nicht mehr auf eine menschliche Lehrformel verpflichtet werden sollen.

Das Consistorium beantragte bei der Regierung, dieselbe möge die dadurch eingeleitete Vereinigung weiter führen. Der König Max I. nahm die Erklärungen der Gemeinden über ihre Vereinigung mit Wohlgefallen an, wollte jedoch, daß weder die Regierung noch das Consistorium befehlend oder überredend einschreite, sondern nur die Meinung der einzelnen Gemeinde erforsche. Denn eine bloß äußerliche Vereinigung sei von keinem Werth, eine innere aber müsse auf der Ueberzeugung der Einzelnen beruhen. Demgemäß erließ die königliche Regierung des Rheinkreises als protestantisches Consistorium am 2. Februar 1818 ein Umschreiben, welches wörtlich mit der vorhin citirten Unionsschrift von Bergzabern übereinstimmt. Aber während der König eine Vereinigung in Lehre, Ritus, Verfassung und Kirchenvermögen in Aussicht nahm, sprach das Ausschreiben von dem ersten Punkte nicht; außerdem wurde alles aufgeboten, um die Pfarrer und die Gemeinden zu einer Vereinigung zu bereden. (Vgl. Allgem. Kirchenzeitung von E. Zimmermann, 1838, Nr. 54; 55.) Am 22. Februar fand die Abstimmung in den Gemeinden statt. S. hielt in Speier die Predigt: die gebührende Achtung für das Alte führe uns zu dem angeblich Neuen. 40167 Stimmen erklärten sich für, 539 gegen die Vereinigung. Am 2. August 1818 wurde die constituirende Generalsynode in Kaiserslautern eröffnet mit einer Predigt von S. über Phil. 2, 21. (Er widmete sie der Königin von Baiern, welche sie huldvoll aufnahm. In den Jahren 1819 und 1822 predigte er mehrmals in München; 1820 machte ihn der polytechnische Verein daselbst zu seinem Mitgliede.) Die Vernunft ist Richterin in Glaubenssachen, die h. Schrift ist alleinige Autorität. Die Vereinigung soll keine formelle sein, nicht gegründet auf Indifferentismus, auf bucerische Schlauheit, auf geheime Mentalreservationen, sondern auf Einheit der Grundsätze. Am wichtigsten ist § 3 der Vereinigungsurkunde, die protestantisch-evangelische Kirche erkenne außer dem Neuen Testament nichts Anderes für eine Norm des Glaubens; die symbolischen Bücher seien abgeschafft und auch die einzuführenden Religionsbücher sollen der Nachwelt nicht als unabänderliche Norm dienen, noch die Glaubensfreiheit beschränken. Der allerhöchste Beschluß vom 10. October sprach einer Provinzialkirche die Befugniß ab, die symbolischen Bücher für abgeschafft zu erklären. Sie müßten, wenn auch nicht als Glaubensgrund, so doch als Lehrnorm geachtet werden. Ueberdies gehörten zu den symbolischen Schriften auch die drei allgemeinen Symbola, welche allen christlichen Confessionen gemein seien. Die besonderen Bekenntnißschriften hingegen würden durch die Vereinigung nur insofern abgeschafft, als sie das bisher unter den beiden Confessionen Streitige enthielten. In diesem Sinne wurde § 3 von dem Oberconsistorium in München geändert und dann die Vereinigungsurkunde veröffentlicht. Damit wurde aber ein Jahrzehnte dauernder Streit eröffnet, in welchem anfangs das Oberconsistorium (und der König) auf der einen, das pfälzische Consistorium mit den Synoden auf der anderen Seite stand.

Die Predigten von S. nahmen von nun an einen scharfen polemischen Zug an. Bei dem Vereinigungsfeste am ersten Advent 1818 nennt er die Union eine Umschaffung oder vielmehr Verschmelzung der durch zufällige äußere Förmlichkeiten in Theile geschiedenen evangelischen Kirche. Das Reformationsfest ist ihm ein Gedächtnißfest der Kirchenumbildung. Die Aufklärung, welche ihm einige Jahre vorher noch so verdächtig war, wird wieder erhoben, von den Bedürfnissen der fortschreitenden Zeit geredet, gegen die kirchliche Versöhnungslehre

polemisirt, gegen Finsterlinge, Frömmler, Heuchler, Mystiker u. s. w. losgezogen. Als ihm 1821 die theologische Facultät in Erlangen den Doctortitel ertheilte für seine Kenntnisse und kirchlichen Verdienste, fügte er dem Eide auf die symbolischen Bücher die Clausel bei: quatenus symbolicis normis obtemperat synodus caesareo-lutreana; — — quod — — nec unquam a sententiis protestantium ecclesiae evangelico-christianae secedere velit.

Die Mißstimmung, welche sich auf etlichen Diöcesansynoden über die Aenderung des § 3 kundgab, hatte die Wirkung, daß der König erklärte, er werde den billigen Wünschen der Generalsynode gern entgegenkommen. Diese fand im September 1821 statt, wie auch die erste und die folgenden mit der Eröffnungspredigt von S. Der Dirigent, O.-C.-R. D. Heintz, ein geborener Pfälzer, warnte vor einer unbedachten Verdrängung des Alten; wir könnten uns nicht nach dem Zeitgeist richten, sondern nur nach dem Wort Gottes, und wenn dasselbe in unseren Lehr- und Erbauungsbüchern herrsche, so behielten sie einen bleibenden Werth. Diese Hinweisung bezog sich auf den neuen Katechismus und das neue Gesangbuch, fand indessen in denselben keine Würdigung. Jener, von Schultz' Collegen, dem weltlichen Rath Butenschön, herrührend, war abgesehen von seinem mehr rationalistischen Standpunkt durchaus unkindlich; dieses, von S. verabfaßt, ist eines der schlimmsten Beispiele aus jener Zeit der Gesangbuchs „verbesserung". Die alten, durch Generationen eingebürgerten Kernlieder fehlen entweder, so z. B. selbst „Ein' feste Burg", oder sind bis zur Unkenntlichkeit entstellt; selbst Gellert wurde hin und wieder geändert. An ihre Stelle traten moralisirende, des poetischen Schwungs und Geschmacks entbehrende Reimereien. S. selbst ist darin mit einer Reihe eigener Lieder vertreten, von denen jedoch keines eine weitere Verbreitung und längere Dauer gefunden hat, als etwa der zweite und dritte Vers zu Pfeffel's „Jehova, Jehova". S. hielt sich für einen Dichter; er besaß Gewandtheit und verfaßte viele gereimte Gebete, Ansprachen ꝛc., die er in den Gottesdiensten verwendete. Schon in Bergzabern hatte er ein neues Gesangbuch eingeführt, nicht bloß weil in der Gemeinde eine ganze Reihe von einander verschiedener Gesangbücher vorhanden war, sondern auch, weil die Lieder, wie er selbst sagt, mit dem Zeitgeist unverträglich waren. Er gesteht zwar zu, daß sie uns ehrwürdig seien um ihrer großen Verfasser, um der denkwürdigen Zeit ihrer Entstehung und um ihrer mächtigen Wirkung willen, aber manche Stellen seien eines erleuchteten Jesusbekenners unwürdig und mit dem Geschmack eines gebildeten Christen schlechterdings unverträglich. Dr. Blessig lehnte das allzugroße Lob jenes Gesangbuchs ab und schrieb vorausahnend: „Einst sollen unsere Enkel nach ihren Geistes- und Herzensbedürfnissen und nach dem stets fortschreitenden Entwicklungsgange der Menschheit aus einem viel besseren Gesangbuch singen." S. sagt in der Vorrede zu dem 1823 erschienenen „Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauche für protestant.-evangel. Christen", er habe allenthalben mit der gebührenden Achtung für beliebte ältere Lieder eine große Rücksicht auf das verbunden, was wir den neueren Dichtern Gutes und Schönes verdanken, Härten des Ausdrucks beseitigt, ohne dem Geiste der Lieder Gewalt anzuthun. Leider ist er viel weiter gegangen. Auf eine Mittheilung aus seinen Poesieen verzichten wir hier, sie würden das Urtheil über ihn nicht verbessern. Dies Gesangbuch ist bis heute in der Pfalz im Gebrauch geblieben, nachdem ein Versuch, es durch ein anderes zu ersetzen (unter D. Ebrard), mißlungen ist. Erwähnt sei noch, daß S. in Landau den Herder'schen Katechismus eingeführt hatte. Er klagt einmal, wie schwierig es sei, an Stelle eines alten hundertjährigen Katechismus einen neuen einzuführen, und meint, das Zweckmäßige müsse von dem herrschenden und dem geistlichen Stande eingeführt wer-

den; wenn jeder im Kirchenrath (Presbyterium) die Sachen nach seinem Gutdünken haben wolle, werde nie etwas Gutes zu Wege kommen.

Eben so wichtig wie Katechismus und Gesangbuch für das kirchliche Gemeindeleben, war für die principielle Stellung der pfälzischen Kirche die neue Fassung des § 3 der Unionsurkunde, ein Compromißwerk: die protest.-evangel. Kirche hält die allgemeinen Symbole und die bei den getrennten protest. Confessionen gebräuchlichen symbolischen Bücher in gebührender Achtung, erkennt jedoch keinen anderen Glaubensgrund noch Lehrnorm als allein die heilige Schrift.

Der König genehmigte 1822 zwar die Beschlüsse, machte aber auf die Gefahr aufmerksam, wenn keine bestimmte Lehrnorm gegeben sei und es jedem Geistlichen freistehe, die Glaubenswahrheiten nach eigener Ansicht von der heil. Schrift vorzutragen. Man behielt eine weitere Erwägung auf der nächsten Synode vor; und ebenso wurde auch der Katechismus nur vorläufig genehmigt. — Auf der dritten Generalsynode, bei deren Eröffnung S. über Matth. 5, 17 predigte, stand der § 3 abermals auf der Tagesordnung. (Vgl. Sophronizon von Dr. H. E. G. Paulus, 7. Jahrg. (1825), 5. Heft, S. 70—86; 96—100. — S. arbeitete an dieser Zeitschrift mit, aber da die Artikel meist anonym erschienen, so sind die seinigen mit Sicherheit nicht festzustellen.) Die Generalsynode lehnte einstimmig eine weitere Aenderung ab; wenn eine Lehrnorm nothwendig sei, könne sie nur eine solche sein, die der steten Fort- und Ausbildung fähig sei; eine unveränderliche Lehrnorm würde dem Princip des Protestantismus, das reine Forschung in der h. Schrift voraussetze, Zwang anthun und eine Scheidewand gegen die übrigen christlichen Kirchen aufstellen. Eine Aenderung, welche den Grundstein der Vereinigung umstürze und den religiösen Ansichten der gesammten Kirche des Rheinkreises wie des Auslandes zuwider sei, sei bedenklich. Eine Revision des Katechismus wurde für unnöthig erklärt, da derselbe die reine evangelische Lehre enthalte. Außerdem protestirte die Synode gegen die Behauptung, die Synode könne nur berathen und Anträge stellen; in inneren Angelegenheiten könne niemand ändern, was die Generalsynode beschlossen habe, der König könne ihren Beschlüssen sogar das Placet nicht verweigern, wenn sich nicht staatswidrige Zwecke in denselben nachweisen ließen. Dieser Anschauung entsprechend richtete die Generalsynode auch an den König die Bitte, die Verwaltung des Kirchenvermögens wieder der Kirche zuzuweisen. Eine Vereinigung protestantischer und katholischer Schulen wurde, Ausnahmen abgerechnet, nicht für wünschenswerth erklärt. S. hatte ein Referat über eine neue Kirchenordnung erstattet, und erhielt den Auftrag, mit seinem Collegen Müller eine solche zu entwerfen. Es wurde aber nichts aus der Sache. Die allerhöchste Entschließung vom 16. Mai 1828 — König Ludwig I. — wies den Anspruch der Generalsynode bezüglich ihrer Rechte zurück und sprach die Erwartung aus, daß die kirchliche Behörde die Einheit der Lehre gegen weitere Abweichungen um so mehr wahren werde, als die Verfassung nur drei gleiche Rechte genießende christliche Confessionen anerkenne. Diese Frage kam auch in den folgenden Jahren noch mehrfach vor. Allgemeine Kirchenzeitung von E. Zimmermann 1837 Nr. 173; 174: „Können den unirten Protestanten Rheinbaierns die durch die Verfassung des Königreiches Baiern den drei christlichen Confessionen zugesicherten staatsbürgerlichen Rechte wegen Nichtannahme einzelner in den symbol. Büchern der luther. und reform. Kirche übereinstimmend enthaltenen Dogmen streitig gemacht werden?“

Die Predigt, welche S. am 6. September 1829 bei der Eröffnung der vierten Generalsynode hielt — er widmete sie dem königl. Regierungscommissär und dem Dirigenten der Synode — über Römer 8, 14—16 ist sehr heftig. Im Vorwort sagt er, die pfälzischen Protestanten hätten jetzt nichts Anderes zu

thun, als jede die Glaubens- und Lehrfreiheit beeinträchtigen wollende Anfechtung mit Standhaftigkeit abzuwehren. Man werde die Waffen von sich werfen, wenn die Feinde des Lichts und der Wahrheit nicht mehr zum Streite herausforderten. Er spricht in der Predigt von Umtrieben, die Finsterniß zurückzuführen, von einem drückenden Joch menschlicher Satzungen, von herrschsüchtiger Bosheit und Sklaverei, malt mit grellen Farben eine mittelalterliche Zwingherrschaft, die drohe, ruft Wehe über die Schriftgelehrten und Pharisäer. Man hatte an höchster Stelle trotz des Widerstreites des pfälzischen Consistoriums dasselbe bisher unangefochten gelassen. Die politischen Ereignisse des Jahres 1832 — Hambacher Fest — brachten strengere Maaßregeln und wirkten auch auf die Kirchenpolitik ein. Der Director des Consistoriums wurde versetzt, der weltliche Rath Butenschön quiescirt, der geistliche, D. Müller, erhielt eine Landpfarrei, nur D. Schultz blieb. Director wurde ein lutherischer Regierungsrath aus Ansbach und an Müller's Stelle kam D. Rust. Noch im J. 1829 hatte D. Rust seine „Predigten über ausgewählte Texte" dem Oberconsistorialrath D. Heintz und — dem Consistorialrath D. Schultz „mit Gefühlen der innigsten Verehrung" gewidmet; hatte ebenso sich gegen todten Buchstabenglauben und krankhafte Gefühlsüberspannung, wie gegen die Aufklärungssucht ausgesprochen. Jetzt traten die beiden, damals schon verschiedenen, Männer in Gegensatz zu einander. Die Leitung des Consistoriums ging in die Hände Rust's, als des geistig bedeutendsten Mitgliedes desselben über (vgl. A. D. B. XXX, 29) — S., der im J. 1832 noch Kreisscholarch geworden war, blieb noch bis Ende des Jahres 1837 — nach der Generalsynode. Die Ereignisse von 1833 an siehe unter „Rust". Nach seiner Quiescirung lebte S. in der Stille noch etliche Jahre in seiner Vaterstadt und starb daselbst am 13. Februar 1842.

Die wichtigsten Schriften von S. sind bereits erwähnt. Außer den bei Rust genannten Schriften sind noch zu nennen: Joh. Mich. König, Reformationsgeschichte der Stadt Speyer. Speyer 1834. — Benützt wurde ferner die Pfarrbeschreibung von Speier; schriftliche Mittheilungen aus Triest und Frankfurt a. M.

Joh. Schneider.

Schultz: Georg Julius S. entstammte einer alten Predigerfamilie in Esthland, deren Ahnherr zur Reformationszeit aus Mecklenburg dorthin eingewandert war, und wurde am 22. September 1808 zu Reval geboren, wo sein Vater Oberpastor an der Domkirche war. Nach dem frühen Tode des letzteren (1809) kam der Sohn in das Haus seines Großvaters, des Propstes Asverus zu Torma in Livland — er nannte sich später nach diesem Orte auch wohl Schoultz de Torma — und erhielt hier seine Erziehung und durch Privatlehrer seinen Unterricht. Später kam er auf die Domschule zu Reval, und hier gab er vielfach Proben von seinem poetischen Talent, das aber im Kreise seiner Familie keinerlei Förderung erfuhr. Im J. 1826 bezog er die Universität Dorpat, wo er, halb unwillig, halb gleichgültig und ohne den geringsten Glauben an die ärztliche Kunst, bis 1833 Medicin studirte, um dann im Innern Rußlands seine ärztliche Praxis zu beginnen. So lange ein milder Krankheitsgenius herrschte, fühlte er sich ziemlich befriedigt; als aber Unfälle eintraten, drängte ihn sein Gewissen, die Praxis aufzugeben. Er führte nun ein wechselvolles Leben, reiste viel, besuchte die meisten Hauptstädte Europas und betrat dann unter dem Namen Dr. Bertram die schriftstellerische Laufbahn. Mit besonderer Vorliebe pflegte er den Sagen- und Märchenschatz der Ostseeprovinzen, der ihm unerschöpflich zu sein schien, und so entstanden die Sammlung finnischer Volksmärchen und Sprichwörter „Jenseit der Scheeren oder der Geist Finnlands" (1854); die Erzählung „Martha Marzibill oder der Traum im Ulmbaum"

(1857); „Wagien. Baltische Studien und Erinnerungen“ (1869); „Illuminator. Eine comedia turanica“ (1870); „Peivash Parnéh, die Sonnensöhne. Nach Bruchstücken einer epischen Volkssage aus Lappland“ (1872); „Sagen vom Ladogasee“ (1872) u. a. Den größten Erfolg erzielte S. indessen mit seinen „Baltischen Skizzen“, von denen nach und nach (1852—73) vier Hefte erschienen. In diesen Skizzen erfährt das Volk der baltischen Lande mit seinen Sitten und Lebensgewohnheiten eine so richtige Auffassung und eine so herzliche und treue Schilderung, daß es des feinen, humoristischen Tones gar nicht bedurft hätte, um sie beliebt zu machen. Im J. 1853 war S. Prosector an der medico-chirurgischen Akademie in Petersburg, wurde später Staatsrath daselbst und hat auch in der Folge seinen Wohnsitz dort festgehalten. Er starb auf einer Reise in Wien am 16 Mai 1875.

Handschriftliche Mittheilungen.

Franz Brümmer.

Schultz: Johann S., ein geborener Lüneburger und Organist in Dannenberg im 17. Jahrhundert, welches dem Hause Braunschweig gehörte. Wir besitzen von ihm „40 neue außerlesene schöne liebliche Paduanen, Intraden und Galliarden, 4 vocum benebst mit 2-chorigen „Passometzen“ mit 8 Stimmen, auf allen Instrumenten gantz lieblich zu gebrauchen. Hamburg 1617 bei Carstens.“ Die königl. Bibliothek zu Berlin und die Landesbibliothek in Kassel besitzen nur Fragmente von dem Werke. Ein zweites Werk von 1622, betitelt: „Musikalischer Lustgarten“, aus allerhand Motetten bestehend, ist bis heute nur dem Titel nach bekannt. Der in Rist's Neue himlische Lieder von 1651 genannte J. S. ist Jakob Praetorius und daher mit obigem nicht zu verwechseln.

Rob. Eitner.

Schultz: Johann S., einer der ersten und eifrigsten Anhänger und Vertheidiger der Kantischen Philosophie, geboren am 11. Juni 1739 zu Mülhausen in Ostpreußen, † am 27. Juni 1805 in Königsberg als Hofprediger und Professor der Mathematik. Auf dem Collegium Fridericianum in Königsberg vorbereitet und am 25. September 1756 an der dortigen Universität immatriculirt, wurde er nach Vollendung seiner akademischen Studien Pfarrer zu Starkenberg, dann 1769 Pfarrer zu Löwenhagen, von wo er 1775 als Diaconus bei der Altroßgärtschen Gemeinde nach Königsberg berufen wurde. In demselben Jahre zum Doctor und Magister promovirt, habilitirte er sich (2. August 1775) in der philosophischen Facultät als Privatdocent auf Grund der Dissertation „De geometria acustica seu solius auditus ope exercenda“, hielt dann wiederholt Vorlesungen über reine Mathematik und Astrognosie, wurde 1776 zum Hofprediger an der Schloßkirche und 1786, nach dem Tode Fr. Joh. Buck's, zum ordentlichen Professor der Mathematik ernannt. Beim officiellen Antritt des ihm verliehenen Ordinariats disputirte er (15. Februar 1787) über den zweiten Theil der Dissertation „De geometria acustica nec non de ratione 0 : 0 seu basi calculi differentialis“, sowie über einige Thesen, in denen die Kantische Lehre von der Subjectivität der Raumanschauung, der synthetischen Apriorität der Geometrie ꝛc. behauptet wird. Schon einige Jahre vorher war seine Schrift „Erläuterungen über des Herrn Professor Kant Kritik der reinen Vernunft“ erschienen (1784), ein Buch, welches nach mehrfachem Zeugniß in weiten Kreisen den Stimmungsumschlag zu Gunsten des anfangs gefürchteten Kriticismus wesentlich befördert hat und bis auf den heutigen Tag lesenswerth geblieben ist. Kant selbst schrieb an S. nach Einreichung des ersten handschriftlichen Entwurfs der Erläuterungen: „Es macht mir ungemein viel Vergnügen, Sie an meine Versuche mit Hand anlegen zu sehen, vornehmlich aber die Allgemeinheit der Uebersicht, mit der Sie allenthalben das Wichtigste und Zweckmäßigste ausheben, und die Richtigkeit, mit welcher Sie

meinen Sinn zu treffen gewußt. — — — Nun da sich ein Mann findet, der einen Beweis abgiebt, daß ich verstanden werden könne, und zugleich ein Beispiel, daß meine Aufsätze nicht ganz unwürdig seyen durchdacht zu werden, um sie zu verstehen und hernach allererst ihren Werth oder Unwerth zu beurtheilen: so hoffe ich, es werde die Wirkung thun, die ich wünsche, nämlich die längst zurückgelegte Sache der Metaphysik aufs neue vorzunehmen und zur Entscheidung zu bringen.“ Die „Erläuterungen“ geben in ihrem ersten Abschnitt unter engstem Anschluß an die Kritik der reinen Vernunft einen klargedachten Auszug aus dem schwierigen Werke, während der zweite Abschnitt einige „Winke zur Prüfung“ desselben hinzufügt, die ganz neue und epochemachende Stellung des Kriticismus gegenüber aller bisherigen Metaphysik treffend charakterisirt und speciell den Nachweis liefern will, daß Kant's System, mit Ueberwindung der antimetaphysischen und zugleich religionsfeindlichen Skepsis David Hume's, dem moralischen Vernunftglauben einen unangreifbaren Boden ebene und, nach Zerstörung aller Scheinbeweise der dogmatischen Metaphysik, der christlichen Religion eine Freistatt offenhalte. An diesen Ueberzeugungen streng festhaltend veröffentlichte S., nachdem der Kampf um das kritische System in immer weiteren Kreisen entbrannt war, seine „Prüfung der Kantischen Kritik der reinen Vernunft“ (1. Th. 1789; 2. Th. 1792), worin er die Fundamente der kritischen Erkenntnißtheorie, wie die Unterscheidung der analytischen und synthetischen, der apriorischen und aposteriorischen Urtheile und namentlich die Raum- und Zeitlehre Kant's gegen die sich anhäufenden Angriffe empiristischer und rationalistischer Widersacher, wie Feder, Tittel, Bornträger, Reimarus, Weishaupt, Selle, Stattler, Platner, Tiedemann, Schwab, hauptsächlich aber Eberhard, mit ruhiger Energie und vielem Geschick zu vertheidigen weiß. Seine oft unzweifelhafte Ueberlegenheit in diesem Kampfe beruht vor allen Dingen auf seiner gründlichen Kenntniß der niederen und höheren Mathematik. Was seine sonstige litterarische Thätigkeit anbetrifft, so hat S. außer einigen theologischen Abhandlungen und Predigten eine ganze Reihe mathematischer Schriften publicirt; so eine „Theorie der Parallelen“ (1784), eine „Theorie des Unendlichen“ (1788), „Anfangsgründe der reinen Mechanik“ (1804) u. s. w. Als tüchtige Persönlichkeit stand er in allgemeiner Achtung. J. G. Fichte, der ihn während seines ersten Aufenthalts in Königsberg 1792 aufsuchte, schreibt über ihn in seinem Tagebuche: „Es ist ein eckiges preußisches Gesicht, doch leuchtet die Ehrlichkeit und Gutherzigkeit selbst aus seinen Zügen hervor“. Mehrere Male hat er das Decanat der philosophischen Facultät, und im Sommer 1802 das Rectorat der Universität verwaltet. Bei letzterer Gelegenheit wurde ihm von der akademischen Jugend als Zeichen der Verehrung ein Carmen in feierlicher Weise überreicht.

Dankenswerthe Mittheilungen des Herrn Bibliothekars Dr. R. Reicke in Königsberg. — Meusel's gelehrtes Teutschland.

Liebmann.

Schultz: Johann Karl S., Architekturmaler, wurde am 5. Mai 1801 zu Danzig geboren, woselbst sein Vater ein geachteter Kaufmann war. Ihm gehörte ein Haus in der Jopengasse, dasselbe, dessen malerischen Hausflur S. auf dem letzten Blatte seines großen Werkes über Danzig in seinem alten Zustande dargestellt hat. Der Vater starb schon fünf Jahre nach der Geburt des Sohnes. Da der letztere Neigung und Anlagen für die bildende Kunst zeigte, legte die liebevolle Mutter seinem sehnlichen Wunsche, Künstler zu werden, kein Hinderniß in den Weg. S. besuchte zuerst die Kunstschule seiner Vaterstadt und erhielt von dem verdienstvollen Director derselben, Prof. Adam Breysig, den ersten, für sein ganzes Leben bestimmenden Unterricht im Zeichnen. Im J. 1820 begab er sich sodann nach Berlin, wo er die Kunstakademie, damals unter Leitung des

berühmten Bildhauers Joh. Gottfr. Schadow, besuchte, zuletzt auch im Atelier des besonders durch sein Lehrbuch der Perspective bekannten Prof. Hummel malte. Schon jetzt zeigte S. besondere Vorliebe für Landschaften und Architektur, copirte zunächst einige Bilder von Schinkel. Da er, als Schüler Breysig's und Hummel's, besonderes Gewicht auf perspectivisch richtige Zeichnung legte, widmete er sich bald ganz der Architekturmalerei, einem damals noch wenig angebauten Felde. Seine erste Studienreise machte S. in Gesellschaft des Malers Blechen nach Dresden und Meißen. Im J. 1823 ging er dann durch den Harz über Kassel, Bayreuth und Nürnberg nach München, wo er sich enge an den damals schon berühmten Architekturmaler Domenico Quaglio anschloß und unter seiner Leitung sich weiter ausbildete. Hier malte er seine ersten selbständigen Bilder, innere Ansichten des Domes zu Meißen, der Elisabethkirche zu Marburg, des Domes zu Regensburg u. a. Im Herbste des Jahres 1824 ging S. dann, mit einem jährlichen Reisestipendium von 150 Thaler von Seiten der „Westpreußischen Friedensgesellschaft“ versehen, in Gesellschaft von C. Grüneisen, später Oberconsistorialrath in Stuttgart, durch Tirol nach Italien. Ueber Mailand, Mantua, Bologna, Florenz und Siena eilte er zunächst nach Rom, das ihn am meisten anzog und fesselte. Hier fand er die würdigsten Gegenstände für seine Kunst im Ueberfluß. Aber gerade diese Masse wirkte so drückend auf ihn, daß er zwar Studien zeichnete, jedoch zu einem selbständigen Werke vorerst nicht kam.

Auf der Durchreise hatte der großartige Dom von Mailand mit seiner reichen Architektur von Marmor so großen Eindruck auf den jungen Künstler gemacht, daß er nach Mailand zurückkehrte, an und in dem Dome Vieles zeichnete und dann, nach Rom zurückgekehrt, eine innere Ansicht desselben malte, welche großes Aufsehen erregte, ihm die Achtung der damals in Rom lebenden Künstler erwarb und seinen Künstlerruf begründete. S. schickte dieses Bild, nebst einer Ansicht des Campo Vaccino zu Rom, im J. 1826 auf die akademische Ausstellung nach Berlin. Auch hier fand es allgemeinen Beifall. Der Kronprinz, später König Friedrich Wilhelm IV., kaufte es, und der schon damals eifrig sammelnde Consul Wagner in Berlin bestellte eine Wiederholung desselben. S. malte sie, jedoch von einem anderen Standpunkte aus. Als dieses zweite Bild auf der Berliner Ausstellung erschien, wünschte König Friedrich Wilhelm III. die Erwerbung desselben. Der Consul trat daher zurück und erhielt dafür später eine verkleinerte Wiederholung des ersten Bildes, sowie ein zweites kleineres Gemälde, eine Partie auf dem Dache des Mailänder Domes darstellend. Beide Bilder befinden sich jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin. Einige Jahre später bestellte und erhielt der Commerzienrath Heidfeld in Danzig abermals eine Wiederholung des ersten Bildes, sowie ein Pendant dazu, eine innere Ansicht des Münsters zu Straßburg.

S. blieb vier Jahre (1824—28) in Italien, weilte meist in Rom, besuchte mit Wilhelm Zahn und Julius Schnorr v. Carolsfeld aber auch Neapel und Sicilien und sammelte einen großen Schatz von Zeichnungen. Besonders ausgezeichnet unter seinen Studien ist ein im J. 1828 gefertigtes, 5 Meter langes, mit großer Sorgfalt in Wasserfarben ausgeführtes Panorama von Rom, gesehen aus den Farnesischen Gärten auf dem Palatin, meisterhaft in der Zeichnung und von bewundernswürdiger Wahrheit in der Farbe. Nach dieser Originalstudie, welche sich jetzt im Besitz der Frau v. Brünneck auf Belschwitz in Westpreußen befindet, führte S. mehrere große Oelgemälde aus, von denen das erste vollständige Exemplar Eigenthum des Gutsbesitzers Albers auf Traupel in Westpreußen ist, die anderen nach England kamen.

Aus Italien in das deutsche Vaterland zurückgekehrt, ließ S. sich in Berlin nieder, heirathete eine Danzigerin und malte fleißig, so auf Bestellung Schinkel's

für den Kunstverein, eine Hälfte des erwähnten Panoramas von Rom, das später in Bunsen's Besitz kam, eine innere Ansicht der neuen Werder'schen Kirche in Berlin für den Kronprinzen, den Hof der Burg Hohenzollern für den Fürsten von Hohenzollern, eine Gesammtansicht von Siena, gesehen von S. Domenico aus, für den Oberhofbuchdrucker v. Decker in Berlin und Anderes.

Im J. 1830 wurde S. als Lehrer der Perspective und Schattenconstruction an der damals durch Beuth und Schinkel neu organisirten allgemeinen Bauschule, der späteren königl. Bauakademie angestellt. Doch hat er dieses Amt gar nicht angetreten, denn schon im folgenden Jahre 1831 berief seine Vaterstadt Danzig, nach dem am 29. August 1831 erfolgten Tode A. Breysig's, ihn zur Leitung der dortigen Kunstschule. S. folgte gern dem ehrenvollen Rufe, wurde zum Professor und Director dieser Schule ernannt und siedelte im J. 1832 nach Danzig über, wo er bis zu seinem Tode eine segensreiche Thätigkeit als Lehrer, als ausübender Künstler und als Bewahrer und Beschützer der älteren Kunstwerke seiner ehrwürdigen Vaterstadt, deren Werth er durch den Vergleich mit dem, was er im übrigen Deutschland und in Italien gesehen, erst recht schätzen gelernt, ausgeübt hat. Doch folgte er unterdeß, im J. 1839, noch einmal dem allgemeinen Zuge der Künstler nach Rom, wo er diesmal, durch sein Amt gebunden, nur sieben Monate verweilen konnte. Während dieses zweiten Aufenthalts in Rom malte er direct nach der Natur wieder mehrere größere Bilder, u. A. vier verschiedene innere Ansichten der Lateranischen Basilika, eine Ansicht des Colosseums, eine Ansicht der Vigna Barberini, eine Ansicht der Fontana delle Tarlarughe, mehrere Ansichten von Ancona u. A. — Alle übrige Zeit weilte der Künstler, einige kleine Ausflüge in benachbarte Städte, wie Königsberg, Frauenburg, Marienburg abgerechnet, stets in Danzig und verwaltete mit größter Gewissenhaftigkeit und bestem Erfolge sein Amt. Unter seinen Schülern sind mehrere später zu hohen Ehren gelangt.

Auch in Danzig malte Professor S. sehr fleißig, theils Motive aus Italien, wie das Innere des Doms von Orvieto, eine Ansicht von Neapel, eine andere der Gräberstraße zu Pompeji, eine Ansicht von Agrigent, der Piazza del Granduca zu Florenz für den Kronprinzen, theils aus Deutschland, wie das erwähnte Intérieur des Münsters zu Straßburg, das Innere des Doms zu Köln, das Innere des Münsters zu Freiburg für den Kronprinzen und das Innere des Münsters zu Ulm und aus seinem engeren Vaterlande, dem ehemaligen Ordenslande Preußen und speciell aus Danzig. Unter den letzteren sind hervorzuheben eine Ansicht des herrlich am hohen Ufer des frischen Haffs gelegenen Doms zu Frauenburg, dann 1835 im Auftrage des Kronprinzen, als Geschenk desselben an den Bischof von Ermeland Prinzen Joseph v. Hohenzollern gemalt, eine innere Ansicht desselben Doms, worin als Staffage die Weihe des Bischofs mit den Porträts aller Domherren dargestellt ist, eine innere Ansicht des Doms zu Königsberg für den König und wiederholt für die städtische Gemäldegalerie zu Königsberg, eine Gesammtansicht von Danzig, welche den großen Saal des Rathhauses in Danzig schmückt, eine innere Ansicht der schönen Sommerrathsstube im Rathhause zu Danzig, das Innere der Kirche des heiligen Nicolaus zu Danzig, das Innere des Artushofes in Danzig für König Friedrich Wilhelm III. und wiederholt für Herrn Albers und manches Andere. Viele Bilder kaufte König Friedrich Wilhelm IV., welcher bekanntlich ein besonderes Interesse für Architektur hegte. Diesem kunstsinnigen Fürsten einen großen Theil seines Erfolges und seines Rufes schuldig zu sein, hat Professor S. stets dankbar anerkannt.

Lange Zeit fesselte den Künstler fast ausschließlich das Schloß Marienburg, dessen würdige Restauration aus tiefstem Verfall, wesentlich infolge eines Nothschreies Max v. Schenkendorf's, wir besonders der unermüdlichen Thätigkeit des

Staatsministers v. Schön verdanken. Schön zog bei Ausführung dieses Restaurationsbaues nämlich nicht nur Architekten, sondern auch Gelehrte und Künstler und unter ihnen besonders S., mit dem er bald innig befreundet wurde, zu Rathe, S. malte sechzehn verschiedene innere und äußere Ansichten des Schlosses Marienburg in Aquarellfarben, theils in Skizzen, theils sorgfältig ausgeführt, jetzt im Schloßarchive zu Marienburg, nach welchen König Friedrich Wilhelm IV. große Oelgemälde bestellte. Zwei dieser Gemälde hat Withöfft vortrefflich in Kupfer gestochen. Zwei andere innere Ansichten der Marienburg, welche der Künstler selbst auf Holz gezeichnet, befinden sich in Witt's kleinem Buche über die Marienburg.

Ganz besondere Sorgfalt widmete Professor S. — wie er sich zum Unterschiede von den vielen anderen Männern gleichen Namens in Danzig stets nannte — den malerisch, architektonisch und historisch bedeutsamen Denkmälern seiner Vaterstadt Danzig, welche damals, als S. dahin zurückkehrte, noch in der vollen Pracht ihrer höchst malerischen, alterthümlichen Schönheit stand. Er hat eine große Anzahl Prospecte aus Danzig, äußere und innere Ansichten der wichtigsten Gebäude und selbst genaue Aufnahmen einiger derselben gezeichnet und infolge einer Anregung durch König Wilhelm I. von Württemberg mit großer Sorgfalt selbst in Kupfer radirt und mit einem sehr werthvollen erläuternden Text versehen, nach und nach in den Jahren 1845—68 in drei Folgen unter dem Titel: „Danzig und seine Bauwerke in malerischen Originalradirungen“ publicirt. Dieses Werk enthält in großen Radirungen eine fast vollständige Schilderung einer unserer schönsten älteren deutschen Städte, und ist als das eigentlichste Lebenswerk des Künstlers zu bezeichnen. S. wählte dafür die kostbare, aber alt bewährte und edle, damals (1842), als er sein Werk begann, lange vernachlässigte Technik der Radirung auf Kupfer, weil sie durch und durch Arbeit des Künstlers ist, in jedem Striche die Originalzeichnung desselben getreu reproducirt. Diese Blätter fanden bei allen Kennern den verdienten Beifall, denn sie sind stets echt künstlerisch aufgefaßt, malerisch behandelt und trefflich durchgeführt, wurden aber vom großen Publicum sehr kühl aufgenommen. Da der Künstler sein Werk im Selbstverlage herausgab, deckten die Einnahmen dafür — ein guter Künstler ist in der Regel ein schlechter Kaufmann — kaum die baaren Auslagen. Aber trotzdem hat er aus Liebe zur Sache, unter persönlichen Opfern mit Begeisterung daran gearbeitet und dadurch in der That sich ein Denkmal geschaffen, dauerhafter als Stein oder Erz, welches seinen Namen für alle künftigen Zeiten mit seiner schönen Vaterstadt verbinden wird.

Trotz des geringen äußeren Erfolges ließ der stets rege Geist und der unbezwingliche Schaffenstrieb den Künstler auch nach dem Abschlusse seines großen Werkes nicht ruhen, sondern drängten ihn, noch ein neues Werk zu unternehmen, welches unter dem Titel: „Tutti frutti“ eine Sammlung verschiedener, kleinerer und größerer Ansichten aus Danzig, Hela, Oliva, aber auch aus Ulm, Rom, Sicilien ꝛc. ebenfalls in malerischen Radirungen enthalten sollte. Er benutzte dafür theils ältere Zeichnungen, welche er auf seinen Studienreisen gesammelt, theils solche, welche er in allerneuester Zeit in Danzig selbst und dessen Umgebung speciell für diesen Zweck gefertigt hatte. Er hatte dieses Werk auf 3 Hefte zu je 6 Blatt angelegt, wurde jedoch an der völligen Ausführung seines Vorhabens durch Krankheit gehindert, so daß er es mit 12 Blatt, welche erschienen sind, abschließen mußte.

Neben seinen künstlerischen Arbeiten, bei welchen er abwechselnd den Pinsel mit der Radirnadel vertauschte, war er aber auch eifrig bestrebt, den Sinn für Kunst und Wissenschaft unter seinen Mitbürgern zu erwecken, zu heben und zu nähren. Er stiftete im J. 1835 den Danziger Kunstverein, hielt mehrere Vor-

träge, so im J. 1841 „über alterthümliche Gegenstände der bildenden Kunst in Danzig", welcher in einem besonderen (jetzt seltenen) Hefte gedruckt, einen Ueberblick über die gesammte Kunstgeschichte Danzigs gibt und noch heute die bedeutendste Arbeit auf diesem Gebiete ist, „über Schinkel's Beziehungen zu Danzig" u. A. Besondere Aufmerksamkeit widmete er der Erhaltung der alterthümlich malerischen Schönheit Danzigs; die alten Häuser mit ihren hohen, reich geschmückten Giebelfronten, ihren von Bäumen beschatteten Beischlägen, ihren großen, hohen Hausfluren mit reich geschnitzten Wendeltreppen, ihren großen Prachtschränken ꝛc., die Zimmer mit ihren vertäfelten Wänden und Holzdecken und vieles Andere, das in den dreißiger Jahren noch zahlreich genug aus alter Zeit sich erhalten hatte, stehen mit den Bedürfnissen der modernen Menschen meist nicht in Einklang, werden daher zerstört oder in unschöner Weise modificirt; die alten Vertäfelungen, Möbel und Kunstwerke ins Ausland verkauft ꝛc. Kurz, es entwickelte sich in friedlicher Weise eine systematisch durchgeführte Plünderung der Stadt. Solches Vorgehen mußte einen Mann, wie Professor S., welcher voll Pietät für das Ueberlieferte, voll Ehrfurcht vor dem historisch Geweihten war und ein stets offenes Auge für alles künstlerisch Schöne hatte, mochte es einer Periode angehören, welche es auch sei, stets schmerzlich berühren. Er suchte auf allerlei Weise, durch Wort, Schrift und Bild, durch Belehrung und Ueberredung, auf gutem und oft auf bösem Wege, diesem Vandalismus entgegen zu arbeiten. Im J. 1856 stiftete er sogar, indem er eine Anzahl gleichgesinnter Männer zu gemeinsamem Arbeiten zusammen berief, einen „Verein zur Erhaltung der alterthümlichen Kunstwerke Danzigs", welcher segensreich gewirkt, manches Gute erzielt hat, u. A. auch eine große Anzahl Abbildungen zerstörter Bauwerke oder verkaufter Kunstwerke auf seine Kosten anfertigen ließ. Aber schließlich half Alles nichts mehr. Der meist nur auf das Neue, nur höchst selten auf das künstlerisch Schöne oder Bedeutsame gerichtete Sinn der meisten Bewohner Danzigs — es gibt sehr rühmliche Ausnahmen, welche mit ihren Ansichten jedoch nicht durchdringen können — kam seinen Wünschen nur ausnahmsweise entgegen. So rührig S. auch gewirkt, so Manches er auch erreicht, so mußte er zu seinem großen Schmerze doch sehr viele historisch und künstlerisch werthvolle Gegenstände, welche selbst bei den gegenwärtigen Bedürfnissen sehr wohl zu erhalten gewesen wären, zerstören oder ins Ausland verkaufen sehen. Er zog sich daher schließlich, durch seine vielen Mißerfolge entmuthigt, durch den fortwährenden Kampf ermüdet, zurück. Vieles von dem, was im Original nicht zu erhalten war, hat S. wenigstens in Abbildung der dankbaren Nachwelt erhalten.

S. führte in seiner echt künstlerisch schön und anheimelnd eingerichteten kleinen Wohnung in der „Halle" am Langgassenthor ein überaus glückliches Familienleben, war stets heiter und gern in Gesellschaft gleichgesinnter Personen. Er liebte Kunst, Poesie, Musik, war für alles Schöne empfänglich und stets bereit, das Gute in Werken Anderer anzuerkennen, Bestrebungen Anderer zu fördern. Ein harter Schlag für ihn war es, als der Tod ihm im Frühling 1867 seine treffliche Gattin raubte. Seit jener Zeit scheint er seines Lebens nicht mehr recht froh geworden zu sein. Er lebte, gepflegt von seinen Töchtern, nur noch der Kunst, hatte aber auch an der Malerei keine rechte Freude mehr, arbeitete dafür desto fleißiger an den Tafeln seines Werkes Tutti frutti, das seine Erinnerungen an Italien wieder lebhafter machte. Da traf ihn im October 1870 ein neuer harter Schlag, der härteste für einen an unablässige Thätigkeit gewöhnten Künstler, indem ihm die rechte Hand gelähmt wurde, so daß er fortan nicht mehr die Radirnadel führen konnte. Die letzten Platten seiner Tutti frutti hat er nothdürftig mit der linken Hand vollendet.

Bald darauf verkaufte S. in öffentlicher Auction alle seine Studien und Skizzen und alle jene werthvollen älteren Kunstwerke, welche er seit Jahren zum Schmuck seiner Wohnung und seines Ateliers gesammelt hatte, und legte endlich am 31. December 1872 sein Amt nieder.

Nachdem dem Künstler die gewohnte Thätigkeit unmöglich geworden war, verloren Körper und Geist ihre frühere, so lange bewährte Spannkraft. Bald traten noch andere Leiden hinzu, die ihn verhinderten, das Bett zu verlassen und schließlich seinem thatenreichen Leben am 12. Juni 1873 ein Ende machten. Am Morgen des 16. Juni wurde er auf dem Heilig-Leichnam-Kirchhofe an der Seite seiner trefflichen Gattin bestattet.

R. Bergau in der Kunstchronik 1873, Nr. 39.

R. Bergau.

Schultz: Karl Heinrich S., gen. Bipontinus, Bruder von Friedr. Wilh. S. (s. o. S. 706), praktischer Arzt und botanischer Schriftsteller, geboren zu Zweibrücken am 30. Juni 1805, † zu Deidesheim am 17. December 1867. Nach Absolvirung der Elementarschule und des Gymnasiums seiner Vaterstadt besuchte S. von 1825 an die Universität Erlangen, um Medicin und Naturwissenschaften zu studiren, auf welche eigene Neigung und frühzeitige, zum Theil mit seinem Bruder zusammen getriebene Vorstudien ihn hinwiesen. Außerordentlich fleißig in seinen wissenschaftlichen Studien, für welche ihm W. D. Koch, der große Florist, Vorbild und Förderer wurde, entzog sich S. doch auch nicht dem damals besonders lebhaft wogenden studentischen Leben. Er wurde Burschenschafter. 1827 siedelte er nach München über und trat hier mit dem Zoologen Max Perty, späterem Professor in Bern, in wissenschaftliche und freundschaftliche Beziehungen. Nachdem er 1829 nach bestandener erster medicinischer Prüfung und Erwerbung der Doctorwürde auf Grund der Dissertation: „De Entero-Mesenteride contagiosa“, seine akademischen Studien abgeschlossen, begab er sich nach seiner Vaterstadt zurück, um unter Leitung seines Oheims, des vielgesuchten praktischen Arztes Dr. Ferdinand S., das damals vorgeschriebene biennium practicum durchzumachen. Ein einjähriger Aufenthalt in Paris 1830 machte ihn mit der chirurgischen Praxis in den Hospitälern bekannt, worauf er, nach der Heimath zurückgekehrt, 1831 in München sein Staatsexamen bestand und sich daselbst als praktischer Arzt niederließ. Als solcher wußte S. sich bald durch die Gediegenheit und persönliche Liebenswürdigkeit seines Wesens das Vertrauen weiterer Kreise zu erwerben, eine sorgenlose Zukunft schien ihm bevorzustehen, da trat im folgenden Jahre schon eine verhängnißvolle Wendung in seinem Leben ein. Seine politisch freie Richtung hatte ihn verdächtig gemacht und da er sich dazu hergegeben hatte, ihm übergebene politische Flugschriften, die mit Beschlag belegt worden waren, unter Freunden und Bekannten zu vertheilen, so wurde er, soeben von einem botanischen Ausflug nach Tirol heimgekehrt, im August 1832 verhaftet und auf die Frohnsveste gebracht. Nachdem die gerichtliche Untersuchung sich ohne Ergebniß durch mehrere Jahre hingezogen, wurde S. nach dreijähriger Haft entlassen, unter Einbuße seines Vermögens, aber ungeschwächt an Körper und Geist. Ja es wurde ihm der Kerker eine Stätte der Wissenschaft. Durch Dr. Julius Schultes, den späteren Professor der Botanik in Landshut, damals als praktischer Arzt in München lebend, wurde S. auf das Studium der Compositen hingewiesen und mit allem dazu nöthigen pflanzlichen und litterarischen Material versehen, so daß es ihm gelang, die Bitterkeit seines Schicksals in rastlosem Fleiße vergessend, als gründlicher Kenner dieser größten phanerogamen Pflanzenfamilie den Kerker zu verlassen. Nach wiedererlangter Freiheit siedelte sich S. zunächst in seiner Vaterstadt Zweibrücken an, die er aber alsbald verließ, um die ihm übertragene Stelle eines Hospitalarztes in Deidesheim anzunehmen,

woselbst er von 1836 an ein stilles, seinem Beruf und schriftstellerischer Thätigkeit gewidmetes Leben führte. Nach W. D. Koch's Tode im J. 1849 wurde S. von der Erlanger philosophischen Facultät, wie es Koch's Wunsch gewesen war, als dessen Nachfolger präsentirt, von der Regierung aber nicht bestätigt. Auf Schultz' Anregung entstand im J. 1840 die Gesellschaft Pollichia, benannt nach dem als Arzt und Botaniker ausgezeichneten Pfälzer J. A. Pollich († 1780, vgl. A. D. B. XXVI, 393), die ihren Sitz in Dürkheim hatte, Freunde der Naturwissenschaften aus den gebildeten Ständen zu ihren Mitgliedern zählte und den Zweck verfolgte, die Erforschung der Pfalz in botanischer, zoologischer und mineralogischer Hinsicht zu fördern, wozu regelmäßige Jahresberichte die Mitglieder auf dem Laufenden erhielten. S. war die Seele des ganzen Unternehmens und mit Freude und Genugthuung konnte er noch im J. 1865 auf die 25-jährige Jubelfeier der Gesellschaft zurückblicken. Aber bereits zwei Jahre darauf wurde der mit seinen 62 Jahren noch in körperlicher und geistiger Jugendfrische stehende stattliche Mann als Opfer eines Herzleidens plötzlich dahingerafft.

Den Beinamen Bipontinus hatte sich S. beigelegt, um Verwechslungen mit gleichnamigen botanischen Schriftstellern vorzubeugen. Seine litterarische Thätigkeit auf botanischem Gebiete war ausschließlich den Compositen zugewandt, für welche Pflanzenfamilie er den Rang einer botanischen Autorität sich erworben. Eine Liste sämmtlicher Arbeiten findet sich in der Zeitschrift Flora vom Jahre 1870, Bd. 53, S. 53—58. Es sind hier über 60 Abhandlungen aufgeführt, die zerstreut in den Jahresberichten der Pollichia (1843—66) und den Zeitschriften Bonplandia (1853—62), Linnaea (1835—66), Flora (1833—66) veröffentlicht wurden und theils Monographien, theils einzelne Genera und Species behandeln. Ein größeres, selbständig erschienenes Werk hat S. nicht verfaßt. Wohl aber erschienen einzelne Sonderabdrücke im Buchhandel, wie: „Analysis Cichoriacearum Palatinatus secundum systema articulatum“ 1841; „Ueber die Tanaceteen, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Arten“, eine Festgabe zu W. D. Koch's Doctorjubiläum 1844; „Lychnophora und einige benachbarte Gattungen“, ebenfalls eine Festschrift, gelegentlich des 50jährigen Doctorjubiläums von v. Martius 1864 und „Beitrag zur Geschichte und geographischen Verbreitung der Cassiniaceen des Pollichiagebietes“ 1866. Seine an botanischen Werken reich ausgestattete Bibliothek wurde gleich nach seinem Tode veräußert und sein unvergleichlich großartiges Herbarium ging erst nach einiger Zeit durch Kauf in den Besitz von Cosson in Paris über.

Nekrolog in Jahresber. d. Pollichia 1868. — Pritzel, Thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Schultz: Karl Heinrich S., gen. Schultzenstein, Professor der Medicin und botanischer Schriftsteller, geboren zu Altruppin am 8. Juli 1798, † in Berlin am 22. März 1871. Als Sohn eines vermögenden Rathszimmermeisters erhielt S. eine sorgfältige Erziehung, absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt und trat 1817 in das zur Ausbildung von Militärärzten bestimmte Friedrich Wilhelms-Institut in Berlin ein, promovirte nach vierjährigem Studium, verließ aber bereits 1822 die militärische Laufbahn, um sich der akademischen zuzuwenden, in welcher er, ein Anhänger der damals in hohem Ansehen stehenden naturphilosophischen Schule, außerordentlich schnell befördert wurde. Nachdem S. 1825 außerordentlicher Professor der Medicin geworden, ging er 1830 nach Paris, legte der Akademie daselbst seine Arbeit über den Kreislauf des Saftes in den Pflanzen vor, die das Glück hatte, von jener Körperschaft mit dem großen Preise gekrönt zu werden und erhielt bereits 1833 seine Berufung als ordentlicher Professor. Neben der Ausübung seines akademischen Lehrberufs entfaltete S. in den dreißiger und vierziger Jahren des Jahrhunderts auch eine äußerst fruchtbare schriftstelle-

rische Thätigkeit, vorzugsweise auf botanischem Gebiete und erst sein im 73. Lebensjahre infolge eines Herzschlags ganz plötzlich eingetretener Tod setzte beiden ein Ziel. Abgesehen von Reisen nach den bedeutendsten Ländern Europas war der ruhige Verlauf seines Lebens kaum jemals unterbrochen worden. Den Beinamen Schultzenstein legte er sich auf Grund einer königl. Urkunde vom Jahre 1848 von seinem Gute dieses Namens in der Nähe von Rheinsberg bei zur besseren Unterscheidung von gleichnamigen Gelehrten. Das medicinische Berufsstudium mag S. veranlaßt haben, für seine botanischen Arbeiten vornehmlich das Feld der anatomischen Morphologie und Physiologie zu wählen, dem seine zahlreichen Publicationen ausschließlich angehören. Keine von ihnen hat sich indessen einen bleibenden Werth in der botanischen Litteratur erringen können, vielmehr fanden, abgesehen von manchen schönen Einzelbeobachtungen, seine von unklaren philosophischen Deductionen geleiteten, einer objectiven Naturbeobachtung entbehrenden Ideen bereits die unzweideutigste Abweisung seitens der zeitgenössischen Botaniker. Am zweckmäßigsten lassen sich Schultz' botanische Arbeiten in drei, wenn auch nicht scharf getrennte Gruppen sondern. Die der ersten Gruppe behandeln die Saftströmungen im Pflanzenreich. Seine dahin gehörige akademische Promotionsschrift erschien 1822 unter dem Titel: „Ueber den Kreislauf des Saftes im Schöllkraut u. s. w." Sie erregte bei ihrem Erscheinen ziemliches Aufsehen und selbst der Berliner Botaniker Link spendete in seiner dazu geschriebenen Vorrede der Arbeit großes Lob, das er freilich auf die gesammten Ansichten des Verfassers nicht ausgedehnt wissen wollte. Zwei fernere, in den folgenden Jahren erschienene Schriften behandeln in erweiterter, auch mit morphologischen Gesichtspunkten verflochtener Form, denselben Gegenstand: 1823: „Die Natur der lebendigen Pflanze. Erweiterung und Bereicherung der Entdeckungen des Kreislaufs im Zusammenhange mit dem ganzen Pflanzenleben", wovon ein zweiter Theil: „Fortpflanzung und Ernährung der Pflanze" 1828 herauskam und 1824: „Ueber den Kreislauf des Saftes in den Pflanzen. Erläuternde Bemerkungen". Das größte Interesse beansprucht naturgemäß die 1839 selbständig veröffentlichte Preisschrift Schultz': „Sur la circulation et sur les vaisseaux lactifères dans les plantes", eine Arbeit, die der Verfasser für so wichtig hielt, daß er selbst noch ein deutsches Referat derselben im 1. Bande der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1840 veröffentlichte. Ihren Hauptinhalt bildet die Lehre, daß der Milchsaft der Pflanzen ein dem Blute der Thiere analoger Nahrungssaft sei und wie letzteres eine Circulation oder Cyclose im Pflanzenkörper besitze. Diese auf falsch gedeuteten Beobachtungen basirte Lehre wurde alsbald von allen Seiten bekämpft, namentlich aber durch eine werthvolle Arbeit H. v. Mohl's (Bot. Ztg. 1. Bd. 1843) völlig widerlegt. Diese Widerlegung gab zu einem polemischen Schriftwechsel beider Forscher Veranlassung (Bot. Ztg. 1843, S. 817 u. Flora 1843, S. 705 u. 811), in welchem die blinde Leidenschaftlichkeit der Sprache seitens S. und der Mangel an Sachlichkeit auch seinem sonst sehr objectiv denkenden Gegner eine ungewohnte Schärfe des Ausdrucks aufnöthigte. Ein Sonderabdruck aus den Verhandlungen der Leopoldina 1841: „Die Cyclose des Lebenssaftes in den Pflanzen", behandelt den nämlichen Gegenstand noch einmal. Außer mit physiologischen Fragen beschäftigte sich S. auch mit einem Neuaufbau der pflanzlichen Morphologie und Entwicklungsgeschichte, was den Inhalt der zweiten Gruppe seiner Schriften bildet. Die leitenden Ideen entwickelte S. zuerst in der 1843 selbständig erschienenen Schrift: „Die Anaphytose oder Verjüngung der Pflanze. Ein Schlüssel zur Erklärung des Wachsens, Blühens und Fruchttragens, mit praktischen Rücksichten auf die Cultur der Pflanzen". Die Abhandlung bezweckt, die von Casp. Fried. Wolf, Goethe, Rob. Brown begründete, von Schimper, Al. Braun u. a. Forschern weiter ausgebaute Lehre von der Pflanzenmetamor-

phose umzustoßen und durch eine neue, auf wesentlich verschiedener Grundlage ruhende zu ersetzen. Hiernach wächst die Pflanze durch fortwährende Entwicklung von Theilen, die ihrem Wesen nach gleichartig und nur in der Form verschieden sind, deren Grenzen durch Gliederung angezeigt werden und welche er Pflanzenglieder oder Anaphyta nennt. Das Wachsthum ist nur eine fortdauernde Wiederholung dieser Glieder, eine Anaphytosis. Jedes Glied, von dem andern abgelöst, kann selbständig die Function der ganzen Pflanze ausüben, ist daher ein eigenes Individuum. Der Grund der verschiedenen Formentwicklung liegt nicht in der inneren Natur der Pflanze, sondern ist ein rein äußerlicher, bedingt durch den Einfluß des Lichts und der Feuchtigkeit. Es beruht also die Anaphytose auf einer Verquickung morphologischer und physiologischer Gesichtspunkte. Letztere will S. namentlich zur Erklärung der Blüthenbildung benutzt wissen. Das Wesen der Staubgefäße und Pistille liegt nach ihm nicht in ihrem blattartigen Ursprung, sondern in der Pollen- und Eibildung; wären sie metamorphosirte Vegetationsorgane, so müßten sie auch deren Function besitzen. So irrthümlich wie diese letzte Ansicht, so wenig stichhaltig ist überhaupt das Fundament der ganzen Lehre, die die Architektonik der Pflanze in ein willkürlich erfundenes Schema zwängt. Außerdem läßt die selbstbewußte Sprache auch dieser Schrift eine Mißachtung der Resultate jener Forscher durchblicken, welche man bis dahin als die bedeutendsten Träger wissenschaftlicher botanischer Forschung anzusehen gewohnt war. Die vielen Angriffe, die dem Verfasser der Anaphytosenlehre von allen Seiten wurden, schreckten ihn dennoch nicht ab, seine Ansichten immer von neuem wieder durch den Druck zu veröffentlichen. Solche Fortsetzungen bildeten die 1847 erschienene Abhandlung: „Neues System der Morphologie der Pflanze" u. s. w. und vom Jahre 1851: „Die Verjüngung im Pflanzenreich. Neue Aufklärung und Beobachtungen." Endlich nahm S. in einer dritten Reihe von Publicationen auch Stellung zu den in jener Zeit besonders durch Liebig neu angeregten Fragen der Ernährung und Cultur der Gewächse. In der 1844 erschienenen Schrift: „Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung" u. s. w. bestreitet S. die allgemein angenommene Thatsache, daß die Pflanze Kohlensäure zersetze und zu ihrer Ernährung verwende. Er behauptet vielmehr auf Grund eines großen Rüstzeugs eigner Experimente, daß zwar sämmtliche grünen Pflanzentheile die Fähigkeit haben, die meisten Säuren zu zersetzen, nicht aber die Kohlensäure, die fast gar nicht zersetzt werde. Er glaubt, daß die Pflanze auf die assimilirbaren Stoffe ähnlich einwirke, wie Magen und Darmkanal der Thiere auf die eingenommene Nahrung. Sauerstoffausathmung im Licht hält er für keinen nothwendigen Vorgang bei der Pflanzenernährung. Schultz's Versuche wurden durch den berühmten Agriculturchemiker Boussingault nachgeprüft; sie ergaben sich als irrig, wodurch auch den Schlußfolgerungen daraus der Boden entzogen wurde. Eine Reihe von Einzelaufsätzen in der Flora 1847, sowie eine größere selbständige Arbeit vom Jahre 1864: „Ueber Pflanzenernährung, Bodenerschöpfung und Bodenbereicherung" u. s. w. behandeln mit demselben geringen Erfolge die gleichen Fragen Eine Aufzählung sämmtlicher Abhandlungen Schultz's, mediciniscchen und botanischen Inhalts, die sich zerstreut in der Zeitschrift Flora, der Isis und in den Jahrbüchern für Pharmacie vorfinden, ersieht man aus dem Catalogue of scient. pap. Vol. V, 1871, p. 569--571.

Nekrolog in Berl. Wochenschrift für Gärtnerei und Pflanzenkunde 1871. — Botanische Zeitg. 1871. — Sachs, Geschichte der Botanik. — Pritzel, thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Schultz: Woldemar S., Amerikareisender, geboren am 8. Februar 1833 zu Dresden, † am 12. Juli 1866 auf Schloß Hradek in Böhmen an den in

der Schlacht bei Königgrätz empfangenen Wunden. S., dessen Vater Verwalter des Grünen Gewölbes in Dresden war, besuchte die Krause'sche Schule, trat 1838 in die sächsische Armee, wurde 1852 Lieutenant und 1858 Oberlieutenant. In diesem Jahre nahm er einen dreijährigen Urlaub, um eine Reise nach Brasilien anzutreten, zu welcher ihn u. a. der Umgang mit dem Generalconsul Sturz angeregt hatte; auf denselben führt wohl auch die damals seltenere Neigung zu colonial- und auswanderungspolitischen Betrachtungen ernsterer Art zurück. S. kam am 30. September 1858 in Rio de Janeiro an, besuchte mit Baron O'Byrn Porto Alegre und die deutsche Colonie San Leopoldo und drang nordwärts bis zum Uruguay vor. Am 4. Februar trafen die beiden Reisenden in S. Boya ein, gingen durch die Missiones nach Rio Pardo, wo sie am 20. März ankamen, um über Porto Alegre und Sa. Caterina nach Rio zurückzukehren. Größere Pläne wie den Besuch des Hochlandes von Coitibi gab S. auf und kehrte Ende 1859 nach Europa zurück. Seine südbrasilianische Reise war sehr ergebnißreich. Mit entschiedenem Talent zum Kartenzeichnen ausgestattet, ausdauernd, gründlich, vielseitig, hatte S. 400 Legoas zu Pferd, stets croquirend, durchzogen, vorhandenes Material aufgespürt und ausgenützt und eine große Zahl der verschiedensten, besonders auch klimatologischen Beobachtungen vereinigt. Ueber seine Erd- und Gesteinsproben hat Dr. G. Jenzsch bei der Naturforscherversammlung in Gießen einen Vortrag gehalten, der dem Schultz'schen Reisewerke „Studien über agrarische und physikalische Verhältnisse Südbrasiliens im Hinblick auf die Colonisation und die freie Einwanderung“ (1865) beigegeben ist. In Atlasform ist mit diesem Buche eine schöne Karte unter dem Titel „Die gemäßigten Brasilländer der kaiserlichen Provinzen Saõ Pedro do Rio Grande do Sul, Santa Catharina und Parana mit den deutschen Colonien“, drei Blätter in 1 : 1 000 000 erschienen. Vorher hatte S. in der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde kleinere Arbeiten über die Provinz Rio Grande do Sul (Bd. IX) und über den Rio Saõ Francisco (Bd. X), und in den Geographischen Mittheilungen über die brasilianischen Südprovinzen überhaupt (1865) und in den Mittheilungen des Leipziger Vereins für Erdkunde „Die südamerikanischen Indianer colonisationsfähig“ erscheinen lassen. Bei seiner Rückkehr wurde S. an das Cadettenhaus in Dresden als Lehrer berufen, zog 1866 mit seinem Truppentheil, der Leibbrigade, in den Krieg und erlag 9 Tage nach der Schlacht bei Königgrätz einer zuerst für leicht gehaltenen Verwundung. S. war ein gründlicher Forscher und sorgfältiger, liebevoller Darsteller, sein Interesse für Südbrasilien entsprang einer warmen patriotischen Theilnahme an der damals wenig beachteten dortigen deutschen Colonisation und dem regen Interesse für Geographie, welches in jenen Jahren Deutschland durchwehte und zu dessen thätigsten Vertretern S. gehörte, der 1863 den Dresdener Verein für Erdkunde mit Andree, Ruge u. a. gründete. Die Nekrologe rühmen noch besonders seine liebenswürdige Bescheidenheit und freundliche Bereitwilligkeit, mit der er seine reichen Kenntnisse und Erfahrungen darbot.

Nekrolog in den Geographischen Mittheilungen 1867, S. 313, 314 und in den Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1866. Bildniß in der Illustr. Zeitung vom 1. December 1866.

F. Ratzel.

Schultz: Ernst Wilhelm Woldemar S., Generalsuperintendent von Esthland und evangelisch-lutherischer Oberpastor am Dom zu Reval. Er ist in der Universitätsstadt Dorpat am 5./17. December 1813 geboren. Schulunterricht und Universitätsstudien genoß er in seiner Vaterstadt. Er studirte daselbst von 1832—36 Theologie. Als Student hat er frische, fröhliche Jugendlust im Kreise seiner Landsleute, der Livonen, mit wissenschaftlichem Arbeiten zu verbinden

verstanden, wie es in den besonders gearteten studentischen Verbindungen Dorpats üblich ist. Nach Beendigung seines Universitätsstudiums traten für ihn, wie auch bei vielen anderen, Lehr- und Wanderjahre ein, bis 1842. Er bereiste und durchwanderte Deutschland, studirte noch in Berlin und Halle. Nach seiner Heimkehr war er in Livland auf dem Lande Hauslehrer. Auch das war damals eine fast allgemeine Sitte bei den Candidaten. Und das war meistens eine treffliche Vorbereitung für das zukünftige Amt, nicht nur das Unterrichten, sondern auch der Aufenthalt auf den Edelhöfen des Landadels, wo meistens die Hauslehrerzeit verbracht wurde, und die zukünftigen Pastoren den Kreisen näher traten, in denen sie später arbeiten sollten. Im J. 1842 wurde S. zum Pastor von Saara in Livland berufen. Auf dieser seiner ersten Pfarre blieb er aber nur vier Jahre. Als im J. 1846 in der benachbarten Stadt Pernau die St. Elisabethpfarre vacant wurde, berief die Gemeinde S., auf den man bereits aufmerksam geworden war, zu ihrem Seelsorger, und er folgte dem Ruf in den größeren Wirkungskreis. Immer mehr zeigte sich dort seine Arbeitskraft in hellem Licht, und er entwickelte eine rastlose heilsame Thätigkeit, sowohl als Pastor der großen Pernauschen Stadt- und Landgemeinde, als auch, seit 1856, als Propst des Pernauschen Sprengels. Auf beiden Gebieten zeigte sich sein Eifer für die Sache des Herrn und die Energie seines festen Charakters. Im J. 1863 aber war es, da er in das Arbeitsfeld gestellt ward, wo er alle seine Kräfte in vollem Maaße im Dienste des Herrn und seines Reiches verwerthen konnte; 1863 wurde er Generalsuperintendent von Esthland. Seine Wahl kam unerwartet, man möchte sagen auch für die Wähler. Es war Gottes Wahl. Für den erledigten Generalsuperintendentenstuhl wurden anfangs andere Namen genannt, ja es war schon ein anderer gewählt und bestätigt; aber er lehnte die Wahl ab. Aus einer neuen Wahl ging S. hervor. Ihn kannten selbst von den Wählern wenige; aber diese waren auf den kräftigen Pernauschen Propst aufmerksam geworden; so erfolgte die Wahl, und er erhielt den ihn selbst völlig überraschenden Ruf an die Spitze der evangelisch-lutherischen Kirche Esthlands. Er folgte dem Rufe in Gottes Namen und begann gleich seine unermüdliche Thätigkeit. Wie er selbst nie rastete, war es seine Art, überall zur Bewegung anzuspornen. In seiner neuen Stellung fand er ein weites Feld für seine Thätigkeit vor: als Generalsuperintendent, als Vicepräses des esthländischen evangelisch-lutherischen Consistoriums und als Oberpastor an der Domgemeinde zu Reval. Und auf allen diesen Gebieten hat er eine Thätigkeit entwickelt, daß man glauben sollte, er hätte da seine ganze Person eingesetzt. Bald nach seiner Einführung als Generalsuperintendent versammelte er die Pastoren Esthlands zu der ersten Synode unter seiner Leitung. Und damit setzte seine Wirksamkeit als Generalsuperintendent gleich in dem Punkt ein, von welchem aus er einen weitgehenden Einfluß in Esthland geübt hat. Es trat von anfang an sein Bestreben hervor, sich mit den Pastoren in nahe persönliche Beziehung zu setzen. Gleich zur Zeit der ersten Synode und ferner waren täglich in kleinerer oder größerer Anzahl die Pastoren seine Gäste. Auch sonst wünschte er es und sah es als etwas selbstverständliches an, daß die Pastoren ihn besuchten, wenn ihr Weg sie nach Reval führte. Bei seinem Zusammensein mit den Pastoren wurden Gemeindeverhältnisse und kirchliche Fragen besprochen, Rath und wenn nöthig Mahnung ertheilt. Sehr bald gewann die große Mehrzahl der Pastoren den Weg zu ihrem Generalsuperintendenten lieb. In allen schwierigen Gemeindeangelegenheiten wandten sie sich gern mündlich oder schriftlich an ihn und fanden bei ihm immer ein offenes Ohr und offenes Herz für ihre Sorgen. Immer war er bereit, mit Rath und That einzugreifen; aus dem Schatz seiner Erfahrungen darzureichen oder geeignete Schritte zu thun und anzugeben. In beson-

derer Weise hat er es verstanden, die Predigersynoden für das innere Leben der Kirche fruchtbar zu machen. Die esthländische Synode, die schon seit 1627 besteht, unterscheidet sich wesentlich von dem, was die Synode in Kirchen mit Synodalverfassung ist. Die esthländische Synode ist von vornherein reine Predigersynode gewesen und ist es bis jetzt, und am Kirchenregiment nimmt sie nicht theil. Ihrer ursprünglichen Bestimmung nach war sie mehr ein wissenschaftliches Repetitorium und Disputatorium für die Pastoren, als praktisch-kirchlichen Zwecken gewidmet. Und diesen Charakter hatte sie bis zu Schultz's Amtsantritt mehr oder weniger beibehalten. Es wurden auf ihr fast nur wissenschaftliche Arbeiten vorgetragen, obgleich namentlich in den letzten Jahren vor S. die praktischen Fragen auf dem kirchlichen Gebiet sich auch auf den Synoden zur Geltung zu bringen bemüht waren. Sobald S. die Leitung der Synode übernahm, traten auf derselben die praktischen Fragen der Kirche und der Gemeinde in den Vordergrund. Doch nicht wurde das Wissenschaftliche ganz bei Seite geschoben. S. selbst vernachlässigte die Wissenschaft nicht. Trotz seiner hohen praktisch-kirchlichen Begabung und seiner umfassenden Arbeit auf dem Gebiet hat S. immer eifrig wissenschaftlich weitergearbeitet, wie unter anderen auch aus den vielen von seiner Hand stammenden Bemerkungen in den Werken seiner reichhaltigen, auserlesenen theologischen Bibliothek zu ersehen ist. Die Synode hat unter Schultz's Leitung eine Fülle von Anregung für das kirchliche Leben Esthlands gebracht und ist eine Brunnenstube des Segens für die christliche Gemeinde geworden. Die von S. eingeschlagenen Wege fanden freudige Aufnahme bei den meisten esthländischen Pastoren; ihm standen tüchtige, eifrige, Gott begnadete Pastoren zur Seite und es begann ein frisches, kräftiges Leben weit in das Land hinein sich wirksam zu zeigen. Eines von Schultz's Lieblingskindern war die Volksschule, und dabei wirkten in gleicher Weise mit seine Liebe zum Landvolk und seine Erkenntniß von der Bedeutung einer christlichen Volksschule für die Kirche. Für die Volksschule hat er viel gearbeitet und hat auch viel Freude an ihr erlebt. Die Schulangelegenheit war in Esthland im Jahr 1863 wohl über ihre Anfänge hinaus, aber doch fehlte ihr noch viel, um zu sein, was sie sein sollte. S. machte gleich die Volksschule zu einem regelmäßigen Berathungsgegenstande auf den Synoden. Und von da ist viel Förderung für dieselbe ausgegangen. Die jährlich von den Pastoren eingesandten, eingehenden Berichte über die Schulen ihres Kirchspiels bearbeitete S. mit viel Mühe und Fleiß zu genau den Stand der Schule wiedergebenden Gesammtberichten, welche er auf der Synode vortrug. Daraus ergaben sich Fortschritte und Mängel, daran knüpften sich Verhandlungen über Abhülfe des Unvollkommenen. S. war dabei unausgesetzt thätig und anregend. Der Schulmeisterstand wurde gehoben, indem auf Ersetzung unbrauchbarer Lehrer durch tüchtige in Seminarien gebildete gedrungen wurde, Erhöhung des Schulmeistergehalts wurde mit Erfolg befürwortet und vielfach erreicht. Dabei wurde die äußere und innere Organisation gehoben. Eine Menge neuer Schulen wurden gegründet. Und das alles geschah ohne jegliche Staatshülfe, eine Frucht eifriger Pastorenarbeit und opferwilliger Darbringung aus den Gemeinden, namentlich von Seiten der Großgrundbesitzer. S. hatte die Freude, daß sein Lieblingskind gedieh. Er erlebte es, daß das Volksschulwesen in Esthland sich ohne Scheu anderen Gebieten mit blühenden Schulen an die Seite stellen konnte. Kein Kind brauchte aus Mangel an einer Schule ohne Schulunterricht zu bleiben. Und die Erfolge des Schulunterrichts und des längst von den Pastoren mit Sorgfalt überwachten häuslichen Unterrichts zeigten sich bei Gelegenheit einer Rekrutenaushebung, welche 95 oder 96 Procent der Ausgehobenen als des Lesens und Schreibens kundig ergab. Gleichfalls mit viel Eifer förderte S. alles, was die eigentliche

pastorale Arbeit betrifft, und wiederum wurden die Synoden dazu fruchtbar gemacht. Zuerst wurde auf Schultz's Anregung unter bedeutender Beihülfe der estländischen Ritterschaft aus Gaben, die von den Pastoren und Gemeinden kamen, eine Casse zur Theilung großer, die Seelsorge erschwerender Pfarren gegründet, welche höchst segensreich wirkt. Ferner trat mit Hülfe der Ritterschaft das Institut der estländischen Pfarrvicare ins Leben, die in der pastoralen Arbeit helfen, wo Hülfe noth thut. Hier sei erwähnt, was von S. stets freudig ausgesprochen ist, wie viel Förderung er in seinen mannigfachen Unternehmungen zum besten der Kirche und des Volkes immer von der estländischen Ritterschaft erfahren hat: immer bereitwilliges Entgegenkommen, oft geradezu großartige Freigebigkeit. Auf den Synoden wurde die eigentliche Aufgabe der pastoralen Thätigkeit eingehend und in gründlicher Weise behandelt. Berathungen über die Seelsorge und Kirchenzucht, über Verwendung von Laienhelfern in der Gemeindepflege, über Catechese, Hausbesuche der Pastoren, Kindererziehung und Confirmandenunterricht, über Beschaffung einer guten Volkslitteratur und dem Verwandtes kehren auf jeder Synode wieder. S. war dabei theils den Anstoß gebend, theils immer wieder anregend. Es umgab ihn ein frisches kirchliches Leben. Die Arbeit, die S. auf diese Weise in den Gemeinden förderte, übte er selbst eifrig und treu in der ihm anvertrauten Domgemeinde zu Reval. Unermüdlich thätig in der Seelsorge, trat er den einzelnen Gemeindegliedern durch Hausbesuche nahe, namentlich wo irgend eine Noth, Krankheit oder Bedrängniß geistlichem Zuspruch den Weg bahnte. Und viel Liebe und Dankbarkeit wurde ihm von der Gemeinde entgegengetragen. Als Frucht seiner seelsorgerischen Arbeit an den Kranken hat er seinen „Evangelischen Trost für Kranke" herausgegeben, zugleich ein Hülfsmittel der Krankenseelsorge. In ähnlicher Weise aus seiner Arbeit hervorgegangen und zugleich Zeichen seiner Liebe zu seiner Gemeinde sind sein „Kurzer Unterricht in der christlichen Lehre", eine Catechismuserklärung, und sein Buch zu täglichen Andachten „Zur häuslichen Erbauung", welches die bezeichnende Widmung trägt: „Meiner lieben Domgemeinde."

In engem Zusammenhang mit seiner pastoralen Arbeit stand auch sein Wirken in der inneren Mission. Auch da war seine Thätigkeit eine vielseitige. In der eigenen Gemeinde hat er die kirchliche Armenpflege organisirt, geleitet und thatkräftig gefördert. Mit großer Liebe nahm er sich des von einem seiner kräftigen Vorgänger, dem Oberpastor am Dom Mickwitz 1725 gegründeten Domwaisenhauses an. Durch seine unermüdliche Fürsorge brachte S. die Mittel auf zu einem stattlichen Neubau für das Waisenhaus und dasselbe blühte unter seiner fördernden Leitung. Andere Unternehmungen, zu denen er den ersten Anlaß gegeben oder an denen er sich doch thatkräftig betheiligte, reichen über den Rahmen der Einzelgemeinde, deren Pastor er war, hinaus. Als seine Schöpfung ist vor allem der evangelische Verein in Reval zu nennen, der eine Herberge zur Heimath, ein Nachtasyl für Obdachlose, eine Arbeitswerkstatt für Arbeitslose, einen Jünglingsverein, ein sogenanntes Magdalenenasyl ins Leben gerufen hat. Ebenso ist die Errichtung einer Blindenerziehungsanstalt in Reval im vollen Sinn Schultz' Werk zu nennen. In manchen anderen Vereinen und Einrichtungen war er mehr oder weniger thätiges Vorstandsmitglied: bei der Diakonissenanstalt, der Bibelgesellschaft, der evangelischen Unterstützungscasse, einer Casse gleich dem Gustav-Adolf-Verein, und anderen. Viel Arbeit hat er gethan, und die Arbeit war ihm lieb und leicht. Doch in den letzten Jahren seiner Arbeit und seines Lebens nagte manche Sorge an seiner Kraft, und da fing die Arbeit an, ihm schwer zu werden. 24 Jahre war S. Generalsuperintendent; der erste Theil seiner Wirksamkeit fiel in verhältnißmäßig ruhige Zeiten. Ohne Opposition ging freilich sein Werk nicht fort. Das liegt in der Natur der Sache; alles Neue,

namentlich wenn es schnell seinen Weg machen will, stößt auf Widerspruch. Doch konnte S. an seinem Werk bauen und hat nicht nur gesäet, sondern auch Frucht gesehen. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens war es anders. Da erhoben sich Sturm und Wogen. Manches Werk wurde aufgehalten, bei manchem begannen die Wogen die Mauern zu unterspülen. Da hatte S. nicht nur zu arbeiten, sondern auch zu kämpfen. Eine widerstrebende Bewegung der Geister stammte freilich schon aus der Zeit vor dem letzten Jahrzehnt, das war die national-esthnische. Dieses Streben eines aus seinen Kinderträumen erwachenden Volkes hatte viel Berechtigtes in sich. Das hat auch S. immer anerkannt, und war eifrig bemüht, dieses Streben in die rechte Bahn zu bringen. Doch nahm dasselbe vielfach antikirchlichen Charakter an und hat viel Pastorenarbeit geschädigt. Das gab Kampf. Noch mehr in das Leben der Kirche und ihre ruhige Entwicklung griff aber die methodistisch-subjectivistische geistliche Bewegung ein, welche am Ende der siebziger Jahre vom Südwesten Esthlands ausging. Diese nahm allmählich immer mehr einen unkirchlichen Charakter an und hat viel Unfrieden angestiftet. S. war unausgesetzt bemüht, durch persönliches Eingreifen, durch Einwirkung auf die Pastoren und die Führer der Bewegung, dieselbe in kirchliche Bahnen einzulenken. Der Kampf war um so schwerer, je weniger er Erfolg erzielte. Die schwersten Schläge für Esthland begannen aber mit dem Jahr 1883. Die Schmerzen des Landes waren eben Schultz' Schmerzen. Damals begann der Uebertritt von Esthen zur griechischen Kirche. Denselben Schmerz hatte S. am Anfang seiner pastoralen Wirksamkeit in Livland erlebt, jetzt erlebte er ihn von neuem in Esthland. Diese Uebertritte haben ihr besonders Schmerzliches darin, daß da nichts Geistliches, keine Frage nach der Seelen Seligkeit mitwirkt. Er erfolgte beide Male auf Verlockungen und Versprechungen von Agitatoren hin, welche irdische Vortheile in Aussicht stellten. Tausende folgten dem Ruf; es waren ungefähr 6000. Und aus der griechischen Kirche Rußlands gibt es keinen gesetzmäßigen Austritt. Sehen die Verblendeten, oft Ueberrumpelten, wie sie getäuscht sind, ist die Thüre hinter ihnen geschlossen. Das Herz nicht nur aller Christen, sondern aller wahrhaftigen Männer schmerzte. S. eilte nach St. Petersburg, trug hochgestellten Personen vor, was im Lande geschah, bat um Verhinderung der Agitation; dann erließ er einen Hirtenbrief und mahnte zur Treue des Glaubens. Wesentliche Hülfe brachte das nicht. Und bald wurde es offenbar, daß die Lockung zum Abfall von der evangelisch-lutherischen Kirche nur der Anfang eines vorbedachten und vorbereiteten Angriffs war. Es trat das Bestreben einer mächtigen Partei immer deutlicher hervor, alles Bestehende in den Ostseeprovinzen, also auch in Esthland, umzustoßen und eine ganz neue Ordnung der Dinge auf allen Gebieten des Lebens einzuführen. Unter denen, die das Althergebrachte und feierlich gewährleistete Recht vertheidigten, stand S. in erster Reihe. Und gerade in der Vertheidigung des Rechts bewährte sich seine Treue und Kraft in erhöhtem Maß. Ueberall, wo er Recht und Gesetz auf seiner Seite hatte, stand er fest und unbeweglich und vertheidigte rastlos die angegriffene Kirche und Schule. Er stand da, ein Fels im Meer, und alle Herzen, die Recht und Gerechtigkeit, Wahrheit und Treue lieb hatten, fielen ihm zu, er war hochgeehrt in weiten Kreisen. Dieser Verehrung verlieh auch die theologische Facultät Dorpats Ausdruck, indem sie ihn 1883 wegen seiner hohen Verdienste in der Kirchenleitung zum doctor theologiae honoris causa ernannte. Aber Schultz' Herz war voller Weh. Er sah das Verderben über die Arbeit seines Lebens, über das, was er heiß liebte, kommen. Er hat den Fall nicht erlebt, an dem jetzt das Land darniederliegt. Er sah noch nicht den jetzt eingetretenen schnellen Niedergang seiner geliebten, nun der Russificirung verfallenen Volksschule. Aber die Wetterwolken hingen am Himmel und der Horizont war

dunkel. S. hatte wol eine feste Hoffnung auf bessere Zeiten und den Sieg der guten Sache, aber er sagte trauernd: ich werde es nicht erleben. Und sein Lebensabend kam. Die zwei letzten Jahre waren ihm auch körperlich Leidensjahre, obgleich Wenige das dem immer noch kräftigen, arbeitsreichen Mann ansahen. Der Sommer 1887 war sein letzter irdischer. Er verbrachte ihn meistens krank. Am 21. September / 30. October schied er im Vertrauen auf seinen Heiland aus dem Kreise der tieftrauernden Seinen und aus dem Leben. An seinem Sarge trauerten Stadt und Land. Eine Beerdigung mit so zahlreichem Gefolge wie die Schultz' hat die Stadt Reval selten gesehen. Und es war eine aufrichtig trauernde Versammlung. Auf seinem Grabe steht ein hohes Kreuz „von der dankbaren Geistlichkeit Esthlands".

Den Eindruck, den Schultz' Persönlichkeit wol auf Jeden machte, war der der Kraft. Eine feste, starke Gestalt über mittlerer Größe, bis ins Alter hinein hoch aufgerichtet; sein Auftreten wie sein Schritt fest und bestimmt. Ebenso war sein Inneres durch und durch männlich, voll Wahrhaftigkeit und persönlichen Muthes. Menschenfurcht und Menschengefälligkeit waren seinem starken Wesen fremd. Und dennoch hatte sein Charakter nichts Herbes; er war auch nichts weniger als ein kalter Verstandesmensch. Nur in sein Rechts- und Pflichtgefühl durfte das Herz nicht dreinreden. Aber im Kreise der zahlreichen Seinen stand er als das hochverehrte Familienhaupt; im wohlwollenden Verkehr mit den ihm unterstellten Pastoren, in der herzlichen Theilnahme, welche er allen Gliedern seiner Gemeinde, namentlich allen Nothleidenden entgegentrug, erkannte man den Mann des tiefen Gemüths. So war er „wie ein Baum gepflanzt an Wasserbächen, der seine Frucht bringt in seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht und was er macht, das geräth wohl" (Ps. 1).

W.

Schultze: Christian Albert v. S. (sen.), Forstmann, geb. am 23. März 1781 zu Harskirchen (im Fürstenthum Nassau-Saarbrücken), † am 20. Juli 1851 an einem Herzschlage zu Wildbad, wohin er sich zur Erholung begeben hatte. Seine Leiche wurde aber nach München übergeführt.

S. gehört mit zu den ausgezeichnetsten Forstbeamten des Königreichs Baiern. Unter den Stürmen der französischen Revolution als Sohn eines bürgerlichen Oberstlieutenants aufgewachsen, besuchte der reichbegabte und strebsame Knabe das Gymnasium zu Saarbrücken, worauf er sich dem Forstwesen widmete, in welchem er rasche und glänzende Carrière machte. Schon im 20. Lebensjahre (1801) wurde er als Förster zu St. Ingbert (in der bairischen Pfalz) angestellt; 1803 rückte er zum Oberförster und 1805 zum Forstinspector daselbst auf. Als 1807 das Königreich Westfalen ins Leben trat, verschafften ihm sein höheren Orts bald erkannter Scharfblick und seine Geschäftsgewandtheit eine Berufung als Unter-Generalinspector der Forste nach Kassel, um an der Ausarbeitung der dem neuen Königreiche zu gebenden Forstorganisation mitzuwirken. Diese Thätigkeit hatte sein Verbleiben in westfälischen Diensten — von 1808 ab als Generalforstinspector — zur Folge; 1811 wurde ihm zugleich das Amt eines Administrators der Kronjagden übertragen. Nach dem Zusammenbruche der Napoleon'schen Gewaltherrschaft (October 1813) berief ihn der Kurfürst von Hessen 1814 als Forst- und Kammerrath nach Hanau. S. trat jedoch diese Stelle gar nicht an, indem ihm das provisorische Generalgouvernement des Mittelrheins die Leitung der Forstverwaltung in den für Deutschland zurückeroberten Landestheilen jenseits des Rheines übertrug. Hierdurch kam er, da Baiern den damaligen Rheinkreis am 1. Mai 1816 in Besitz nahm, als Oberforstbeamter bestätigt, in bairische Dienste. Schon 1818 erfolgte seine Beförderung zum Regierungs- und Forstrathe bei der Regierung zu Speyer, aber nicht

lange sollte er hier verbleiben. Im December 1825 (oder Frühjahr 1826) berief ihn das Vertrauen des Königs zum Oberinspector der Forste und zugleich Ministerialrath in das Staatsministerium der Finanzen nach München, an die Seite des an der Spitze der bairischen Forstverwaltung stehenden Oberforstrathes v. Thoma. Er übernahm hier alsbald die Leitung des gesammten technischen Forstbetriebes, und nach Thoma's Ableben (22. August 1849) trat er an dessen Stelle. Im J. 1832 war ihm — zugleich mit dem Kronenorden — der Adel verliehen worden, und an seinem 70. Geburtstage (1851) wurde er durch die Verleihung des Comthurkreuzes des Verdienstordens vom heiligen Michael geehrt.

Schon in seinen früheren dienstlichen Stellungen hatte sich S. durch hervorragende Leistungen auf forstpraktischem Gebiete ausgezeichnet. Seine Stärke lag namentlich in einem eminenten organisatorischen Talente. Er erkannte vermöge seines trefflichen Urtheils alsbald nach seinem Eintritte in ein neues Amt, wo es fehlte, wo etwas zu verbessern war und fand binnen kurzem auch die richtigen Mittel zur Abhülfe. Die größten Verdienste hat er sich aber während seiner langjährigen Thätigkeit als Directionsbeamter um die bairische Forstverwaltung erworben. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man ihn mit zu den Männern rechnet, welche den Grund zu der Blüthe des bairischen Forstwesens gelegt haben. Es würde zu weit führen, hier alle die segensreichen forstlichen Maßregeln zu verzeichnen und die vorzüglichen Einrichtungen einzeln aufzuführen, welche er ins Leben rief; zudem ist ja ein großer Theil der letzteren durch die neueste Forstorganisation überholt worden. Jedoch sollen wenigstens die Hauptrichtungen kurz angedeutet werden, auf welche sich seine großartige Thätigkeit erstreckt hat; diese sind das Forsteinrichtungs-, Cultur- und Rechnungswesen.

Der Forsteinrichtung gab er durch Aufstellung localer, den jeweiligen Verhältnissen angepaßter Wirthschaftsregeln eine von persönlichen Absichten unabhängige rationelle Grundlage und planmäßige Richtung. Der betreffenden Instruction vom 30. Juni 1830, welche das Verfahren (ein combinirtes Fachwerk) und den formellen Gang der Forsteinrichtungsgeschäfte feststellte, folgte behufs einheitlicher Durchführung derselben die Gründung eines besonderen Forsteinrichtungsbüreaus, welchem er mit unermüdlicher Thätigkeit bis an sein Lebensende vorstand. Durch die Aufstellung von Vorschriften über die Ausführung der periodischen Waldstandsrevisionen vom 20. April 1849 wurde diesen eine feste Basis gegeben, und die Aufstellung von Normen über die Führung der Wirthschaftskontrolbücher vom 5. Juli 1855 vervollständigte das treffliche Werk. Das Betriebsregulirungsgeschäft nahm unter seiner Aegide einen so erfreulichen Fortgang, daß bei seinem Tode die Vorarbeiten der Waldertragsregelung in sämmtlichen bairischen Staatswaldungen durchgeführt und nahezu zwei Drittheile derselben als vollständig eingerichtet zu betrachten waren. — Den Forstculturen verschaffte er einen geregelten und den Standortsverhältnissen entsprechenden Fortgang. Seine Fürsorge galt insbesondere der Erhaltung und Pflege der Laubhölzer, vor allem der Nachzucht der Eiche als der edelsten und gebrauchsfähigsten Holzart. Auch das Etats- und Forstrechnungswesen erhielt unter seiner Verwaltung eine zweckentsprechende Gestaltung. — Endlich muß er als der intellectuelle Urheber der bairischen Massentafeln bezeichnet werden, welchen Formzahlermittlungen an 40 220 Stämmen zu Grunde liegen.

Monatschrift für das württembergische Forstwesen II. 1851, S. 247 (Todesfall). — Allgemeine Forst- und Jagdzeitung 1851, S. 345 (Nekrolog, aus München). — Monatschrift für das Forst- und Jagdwesen 1875, S. 366 (enthält kurze biographische Notizen bei Gelegenheit eines den Sohn betreffenden

Nekrologes). — Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, S. 598 und 616. — Fr. v. Löffelholz-Colberg, Forstl. Chrestomathie IV. S. 239, Bemerkung 974a. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums rc. II. S. 264, Bemerkung 40; III. S. 73 (Bemerkung 51), S. 266 und 293. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner rc. 1885, S. 331.

R. Heß.

Schultze: Bernhard S., Jurist und Cameralist, ist um 1625 in Bremen geboren, studirte in Helmstedt, wo er 1651 zum Doctor der Jurisprudenz promovirt wurde. Drei Jahre später erhielt er einen Ruf als Professor nach Rinteln und wurde dort auch Rath und Consistorialassessor. 1674 folgte er einer Berufung nach Kiel, wo er am 31. December 1687 gestorben ist. Seine sehr zahlreichen sachwissenschaftlichen Schriften, meist in Form kleinerer Abhandlungen geschrieben, umfassen fast alle Gebiete der Rechtswissenschaft, vornehmlich aber die Encyclopädie und Philosophie der Jurisprudenz, das Staats- und Völkerrecht und das Strafrecht.

F. W. Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte XIV, 10—29, wo auch eine Bibliographie seiner Schriften.

Georg Winter.

Schultze: Christoph S., Theolog des 17. Jahrhunderts, Diakonus an der Marienkirche zu Gardelegen, ist namentlich durch seine localgeschichtlichen Studien bekannt geworden, als deren Frucht er im J. 1668 eine jetzt selten gewordene Chronik der Stadt Gardelegen unter dem Titel „Ein kurtzer Historischer Bericht" rc., Stendal 1668, 265 S. 4° herausgab.

Vgl. G. F. Hammer, Merkwürdigkeiten von einigen guten Freunden Lutheri, sonderlich von Bartholomäo Riesebergen. Wittenberg 1728, der Schultze's Chronik ausgiebig verwerthet hat. Georg Winter.

Schultze: Chrysostomus S., Schulmann und Dichter des 17. Jahrhunderts. 1607 zu Löwenberg geboren, studirte er die Rechte, bekleidete eine Zeit lang das Amt des Schulrectors in seiner Vaterstadt und wurde (um 1640?) als Professor an das Elisabethanum zu Breslau berufen, wo er Lehrer der späteren Dichter Andreas Scultetus und Johannes Scheffler war. Er starb am 23. Januar 1664 als Rathsschreiber zu Breslau, nachdem er seine Bücher und Handschriften der Rhediger'schen Bibliothek vermacht hatte, wo auch sein Porträt zu sehen ist. — Von M. Apelles von Löwenstern ermuntert, verfaßte er außer trockenen Gelegenheitspoesien einige geistliche Gedichte von nüchterner Correctheit: „Das geistliche Lustgärtlein" 1631 (handschrl.); „Wie Gott will", Leipzig 1639, 8°; „Sieges-Fahn und Ehren-Säule dem Herrn aller Herren", Oels 1649, 4° (in Alexandrinern). Als Anhang beigegeben ist sein Osterlied: „Wir leben und schweben in fröhlicher Zeit". Mehr Interesse erregen zwei ungedruckt gebliebene Prosadramen, die er am 27. Juli 1635 und im October 1636 mit seinen Schülern zu Löwenberg aufführte. Das erste, „Lob- und Frewdenfest für Lewenberg's Rettung 1634", gibt eine an die alten Schauspiele vom jüngsten Gericht anknüpfende Schilderung des göttlichen Strafgerichts über Deutschland, im Stile an Rist's Kriegsscenen erinnernd. Das andere Stück „Esther" ist eine Bearbeitung der gleichnamigen Action der englischen Komödianten; in die hie und da erweiterte biblische Handlung sind einige Chöre eingestreut, in den komischen Zwischenspielen von Hans, Frau Marel, „Nupper" (Nachbar) Märten und Nickel (= Hans Knapkäse) die stärkeren Zoten beseitigt.

J. S. Johnius, Parnassus Silesiacus II, 149 (1729). — Kahlert, Schlesiens Antheil an deutscher Poesie, 1835, S. 49. — Breslauer Stadtbibliothek, Mscr. Rhedig. 487 und 659. — Koch, Gesch. des Kirchenliedes. 3. Aufl. III, 66. J. Bolte.

Schultze: Franziska S., geboren zu Weimar am 11. April 1805 als Tochter eines herzoglichen Justizamtmanns, erhielt ihren ersten künstlerischen Unterricht auf der herzoglichen Freien Zeichenschule und bildete sich später hauptsächlich unter Fr. Preller's Leitung zu einer durch Treue der Beobachtung und der Wiedergabe ausgezeichneten Blumenmalerin aus. Ihre mit der liebenswürdigsten Sorgfalt ausgeführten Aquarelle fanden auf Ausstellungen zu Dresden, Berlin, Wien, gerechte Anerkennung; in weiteren Kreisen wurde sie bekannt durch ihre Illustrationen zu Rückert's Liebesfrühling, (1858) zu Andersen's Märchen u. a. Rastlos thätig starb sie zu Weimar am 31. März 1864.

Ruland.

Schultze: Friedrich Albert v. S. (jun.), Sohn des Ministerialrathes Chr. Albert v. S., ebenfalls Forstmann, geboren am 10. Juni 1808 zu Mainz, † am 9. April 1875 an einem Herzschlage zu München.

Nach Absolvirung des Gymnasiums (1825) und des Lyceums zu Speyer (1826), bezog er — um sich dem Forstfache zu widmen — Ostern 1826 die Hochschule zu München, wo er drei Jahre lang neben den eigentlichen Fachcollegien auch Vorlesungen über Rechts- und Cameralwissenschaften hörte, um sich eine weitergehende Bildung anzueignen. Hierauf trat er am 26. Mai 1829 bei dem Forstamte Ebrach (Oberfranken) als Forstpraktikant ein, setzte seinen praktischen Nachcursus von 1831 ab an dem Forstamte Frankenstein (Pfalz) fort und wurde noch im Herbste desselben Jahres zum Forstgehülfen in Kaiserslautern ernannt. Ein 1832 mit der Note I in München bestandenes Staatsexamen verschaffte ihm einen guten Ruf und eine rasche Carrière, zu welcher vielleicht auch die hohe Stellung seines Vaters als Chef der bairischen Forstverwaltung mit beigetragen haben mag. 1833 zum Forstamtsactuar in Ebersberg (Oberbaiern) befördert, avancirte er 1834 zum Revierförster in Walchensee, welches Gebirgsforstrevier er 1836 mit Egelharding im Forstamte Ebersberg vertauschte, 1838 zum Forstcommissär bei der königl. Kreisregierung von Oberbaiern, 1840 zum Forstmeister in Partenkirchen und 1847 zum Regierungs- und Forstrath bei der Kreisregierung von Schwaben in Augsburg. 1858 wurde v. S. auf sein Ansuchen in gleicher Eigenschaft in den Regierungsbezirk Oberbaiern nach München versetzt, und am 1. November 1872 — nach v. Mantel's Tod — rückte er, wie früher sein Vater, als Ministerialrath zum obersten technischen Leiter der Forstverwaltung Baierns auf. Leider erstreckte sich seine Thätigkeit in dieser einflußreichen Stellung nur auf wenige Jahre. Schon früher (1854) mit einer Ordensauszeichnung bedacht, wurde er 1874 durch die Verleihung des Civilverdienstordens in den persönlichen Adelstand erhoben.

S. verband mit gediegenen theoretischen Kenntnissen und einer vorzüglichen praktischen Ausbildung eine energische Arbeitskraft, entfaltete daher in den von ihm eingenommenen dienstlichen Stellungen eine hervorragende Wirksamkeit. Dem äußeren Dienste mit Vorliebe ergeben, entschloß er sich nur ungern zur Uebernahme der Forstdirection, zumal da um diese Zeit, infolge verschiedener Verhältnisse, etwas zerfahrene Zustände unter dem sonst so tüchtigen und berufsfreudigen bairischen Forstpersonal eingetreten waren. Da er aber alle zu einer Dirigentenstelle erforderlichen Eigenschaften (gediegene Grundlage, klaren Kopf und Festigkeit) in sich vereinigte und zudem durch das ihm untergebene Forstpersonal unterstützt wurde, gelang es ihm binnen kurzem, die centrale Leitung wieder in das richtige Fahrwasser zu bringen und der Centralstelle das allgemeine Vertrauen zurück zu erobern. Als Mann vom alten Schlage dem Doctrinarismus und der Ueberstürzung abhold, hatte er doch, infolge seiner guten allgemeinen und forsttechnischen Bildung, volles Verständniß für die berechtigten Forderungen seiner Zeit und trat für das von ihm als richtig Erkannte mit unbeugsamer

Energie ein. Vor allem hegte er ein lebhaftes Interesse für die forstliche Unterrichtsfrage, welche er lediglich im Sinne der Universitätsbildung gelöst haben wollte. Die Gründung forstlicher Lehrstühle an der Universität München erlebte er zwar nicht mehr; jedoch darf nicht vergessen werden, daß er durch sein entschiedenes und muthiges Auftreten in dem betreffenden Kampfe den ersten wirksamen Stoß gegen die Forstakademie geführt hat. In gleicher Weise war seine Fürsorge noch im hohen Lebensalter dem damals erst entstehenden forstlichen Versuchswesen zugewendet, indem er durch ein zweckmäßiges Organisationsstatut zugleich den Anschluß Baierns an den Verein deutscher forstlicher Versuchsanstalten und die Berufung entsprechender Kräfte zur Leitung und Ausführung der Versuche veranlaßte. Außerdem beschäftigten ihn neben seinen umfangreichen laufenden Dienstgeschäften unausgesetzt die Vorarbeiten für ein Waldschutz- und ein Forstrechtsablösungsgesetz, welche Materien in Baiern noch heute auf ihre Erledigung harren.

S. war auch ein trefflicher Charakter nud opferwilliger Freund. „Er war nicht kleinlich, nicht nergelnd und erhielt die Leute dadurch bei gutem Willen.“ Nie als unfehlbarer Dictator auftretend, besprach er bei seinen mit peinlicher Sorgfalt ausgeführten Inspectionsreisen alles eingehend mit dem Localforstpersonale und trug bei seinen Anordnungen den Verhältnissen gebührende Rechnung. Diese bei Vorgesetzten nicht immer vorhandene Eigenschaft in Verbindung mit seinem lebendigen Gerechtigkeitsgefühl verschafften ihm bei dem Personal, obschon er im Dienste strenge Anforderungen stellte, eine große Beliebtheit. Erwähnt mag noch werden, daß er zugleich ein waidgerechter Jäger und vorzüglicher Schütze war; ein erfolgreicher Pürschgang im Gebirge war für ihn vielleicht der größte Genuß.

Allgemeine Forst- und Jagdzeitung 1873, S. 111 (kurze biographische Notiz) und 1875, S. 179 (Todesnachricht). — Monatschrift für das Forst- und Jagdwesen 1875, S. 317 (Todesnachricht), S. 365 (Nekrolog). — Forstliche Blätter, N. F. 1875, S. 160 (Todesnachricht), S. 193 (Nekrolog). — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums rc. III. S. 75, Bemerkung 57 (einige Zahlen sind nicht genau). — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner rc. 1885, S. 332.

R. Heß.

Schultze: Georg S., Jurist, ist geboren im September 1599 zu Lemberg in Schlesien, studirte seit 1616 in Wittenberg, heirathete eine Tochter des Bartholomäus Reußner (s. A. D. B. XXVIII, 302 fg.) am 17. Februar 1624, demselben Tage, an welchem er zum Doctor der Rechte promovirt wurde, trat im folgenden Jahre als Assessor in die Wittenberger Juristenfacultät ein, war auch Hofgerichtsadvocat und Rath der Herzöge von Barby, und war zu einer ordentlichen Professur vorgeschlagen, als er am 5. October 1634 nach kurzer heftiger Krankheit starb. Der größte Theil seiner Schriften, von welchen sich mehrere selbst als Synopsis bezeichnen, entspricht unserem Begriffe von kurzgefaßten Lehrbüchern; sie beziehen sich auf Institutionen, in praktischer Uebung befindliches gemeines, sächsisches und Lehnrecht, sowie auf Proceß.

Trauer-Programm von Reinhold Frankenberger, in Witten, Memoriae ICtorum, S. 167 fg.

Ernst Landsberg.

Schultze: Gottfried S., ein seiner Zeit bekannter sehr thätiger Verlags- und Sortimentsbuchhändler in Hamburg, geboren zu Gardelegen am 5. April 1643, des dortigen Bürgermeisters älterer Sohn. Er muß etwa um die Mitte der 1660er Jahre sich in Hamburg etablirt haben, da der erste Katalog der bei ihm käuflich vorräthigen Bücher im J. 1668 erschienen ist. Sein Geschäftslocal befand sich, nach damaliger Sitte, in einer Vorhalle der Domkirche.

Solcher Kataloge, in lateinischer Sprache verfaßt, erschienen in den folgenden Jahren bis 1683, noch 16 Fortsetzungen. Er war der Verleger einer großen Anzahl schätzbarer gelehrter Werke, vorzüglich medicinischer und naturwissenschaftlicher, welche zum Theil auch aus einer ihm gehörigen Druckerei hervorgegangen sind. — Auch in Schleswig betrieb er den Buchhandel, wie aus dem Titel der 2. Aufl. des von A. Olearius verfaßten Werkes über die Gottorpische Kunstkammer (1672) hervorgeht. Er starb am 1. März 1686. Seine Wittwe und Erben setzten sein Geschäft noch einige Jahre fort. — Uebrigens ist er nicht zu verwechseln mit seinem gleichnamigen Oheim, Gottfried S., welcher im J. 1611 in Gardelegen geboren, sich in Hamburg als Kaufmann niederließ, später daselbst das Amt eines Colonellschreibers, d. h. eines Protokollisten des Collegii der Bürgercapitaine bekleidete und bekannt geworden ist als Verfasser einiger in vielen Auflagen verbreiteten, aber nicht bei seinem oben genannten Neffen, sondern in Lübeck und zuletzt in Frankfurt erschienenen Werken, z. B. „Historische Chronika von Anfang der Welt bis 1645“ und „Kurze Weltbeschreibung“ 1645 ꝛc.

Hamburger Schriftstellerlexikon VII, 90. — Lappenberg, Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg, S. L. — Serapeum, Zeitschrift für Bibl.-Wissenschaft 1865, Nr. 16.

Beneke.

Schultze: Hans Wilhelm S., York's Feldprediger, ein Sohn des ersten Dompredigers und Superintendenten S. zu Havelberg, am 9. März 1783 daselbst geboren, auf dem Werder'schen Gymnasium in Berlin vorgebildet, besuchte von 1801—3 die Universität Halle und ward dann Hauslehrer auf dem Rittergute Nennhausen bei Rathenow, wo er die Kinder erster Ehe der geschiedenen, mit einem Herrn v. Rochow vermählt gewesenen Frau Karoline de la Motte-Fouqué, einer geborenen v. Briest (s. A. D. B. VII, 201), unterrichtete. Hier sah er seinen Berliner Lehrer, den Sprachforscher Bernhardi, wieder, lernte Schlegel und Tieck kennen und ward sowohl in die schöngeistigen Kreise der Romantiker eingeführt, wie mit der soldatisch-aristokratischen Denkungs- und Verkehrsart der Schloßbewohner und ihrer Nachbarn vertraut gemacht. 1811 ward er Brigadeprediger in Potsdam, ging im folgenden Jahre mit dem preußischen, Napoleon zum Kampfe gegen Rußland gestellten Hülfscorps nach Kurland und gehörte hier zum Hauptquartier des Generals York. Zu letzterem trat er bald in ein sehr nahes Verhältniß, welches sich während des in den Kriegsjahren 1813 und 1814 gemeinsamen Feldlebens immer inniger und freundschaftlicher gestaltete. York's Biograph, Droysen, sagt darüber: „York begegnete ihm stets mit der größten Hochachtung, wie er ihm denn bis an sein Lebensende Beweise vollsten Vertrauens gegeben hat. Von strenger Frömmigkeit und hoher Bildung, stets mit jenen soldatischen Männern lebend, ohne bei seinem hohen sittlichen und religiösen Ernst seinem geistlichen Stande je etwas zu vergeben, ward S. von allen geliebt und geehrt. Dabei war er unermüdlich in seiner amtlichen Pflicht, die er mit großem Muthe und großer Aufopferung auf Schlachtfeldern und in Lazarethen ausübte. Er hatte die Gabe, zu den Soldaten zu sprechen; sie kannten ihn alle und verehrten ihn.“ Weiteres rühmliches Zeugniß zu seinen Gunsten legt ein Kriegsgenosse und Mitglied von York's Stabe, der General Karl v. Röder, in seinen „Erinnerungen ꝛc.“ (als Manuscript gedruckt, Berlin 1861, S. 93) ab, in denen es heißt: „Eine sehr edele liebenswürdige Persönlichkeit war auch ein Feldprediger S. Wenn er auch damals vielleicht nicht so ganz entschieden christlich war, als später es sich in ihm entwickelte, so war doch sein ganzes Herz in allem Edelen dem Christenthum zugewandt. Er war eine poetische Natur, hatte sehr vielseitige geistige, auch gesellige Bildung, wobei

ihm vielleicht zu statten kam, daß er im Hause des Dichters Fouqué Lehrer gewesen, daher gewohnt war, mit Militärs zu verkehren. Für die Sache des Krieges glühte sein ganzes Herz." An anderer Stelle rühmt Röder des Feldpredigers Freude an der Geselligkeit und erzählt wie dieser überall, wohin sie gekommen, sich mit den Verhältnissen der Gegend, der Geschichte der Oertlichkeiten und dem, was diese Merkwürdiges und Sehenswerthes geboten, bekannt gemacht und ihnen darüber berichtet habe und von dem gemeinsamen Lesen Shakespeare'scher Stücke in den Ruhepausen des Feldzugslebens. S. habe viel persönlichen Muth gehabt und diesen oft, aber stets in einer seinem Stande angemessenen Weise, namentlich durch Trost und Beistand bethätigt, welche er den Verwundeten auf den Schlachtfeldern gebracht habe. Auch für die Wirksamkeit von Schultze's Predigten gibt Röder Beweise. Andere Beläge enthält die unten genannte Schrift von Schild. Mit dem Eisernen Kreuze am weißen Bande aus dem Kriege heimgekehrt, wurde S. 1817 Superintendent in Crossen und Michaelis 1829 Director der Ritterakademie zu Brandenburg a. d. Havel. Der Domherr v. Rochow auf Reckahne hatte seinen Einfluß angewendet, ihm die Stelle zu verschaffen, mit welcher ein Gehalt von 1200 Thalern, freie Wohnung und für seine Person Speisung am Tische der Zöglinge verbunden waren. Schultze's Wirksamkeit war hier nicht eine so erfolgreiche wie im Predigeramte. „Er hatte durch seine feine weltmännische Bildung und den sichern Takt im Umgange für die gesteigerte Frequenz der Ritterakademie und deren Einnahmen förderlichst gewirkt. Und sein frommer, echt christlicher Sinn hatte allerdings seiner segensreichen Wirksamkeit eine höhere Weihe gegeben, ihn aber auch blind gemacht gegen die in den letzteren Jahren, namentlich durch mecklenburgische Zöglinge und gewissenlose Aufseher und Diener herbeigeführten Unsittlichkeiten, die sein argloses Gemüth kaum erkannte oder die falsche Sorge für sein Institut ihn vertuschen ließ. Er sehnte sich lebhaft in das Pfarramt zurück, denn er fühlte wol seine Unzulänglichkeit zum Directorat" — heißt es in der zweiten der unten angegebenen Quellen. Die Erfüllung dieses Wunsches stand nahe bevor, als S. am 18. Januar 1836 nach zweitägigem Krankenlager am Lungenschlage starb. Er sollte gerade dem Consistorium für die erledigte Oberdompredigerstelle zu Brandenburg präsentirt werden.

Der preußische Feldprediger von E. Schild, Divisionsprediger, I, Eisleben 1888. — Mittheilungen des Herrn Dr. Heine, Directors der Ritterakademie zu Brandenburg an der Havel, aus einer ungedruckten Geschichte der Anstalt.

B. Poten.

Schultze: Johannes S., Hamburgischer Schulmann des 17. und 18. Jahrhunderts. Er wurde in Gardelegen als Sohn des dortigen Bürgermeisters (Proconsul) Johannes S. am 18. December 1647 geboren, erhielt in der Vaterstadt und später auf dem Gymnasium in Lüneburg seine Vorbildung und studirte dann von 1666—70 Theologie und Philosophie in Kiel. Zunächst, um seine durch anhaltende Arbeiten geschwächte Gesundheit zu kräftigen, unternahm er eine längere Reise, zuerst durch Norddeutschland bis nach Königsberg, dann in die wichtigsten deutschen Universitätsstädte, wo ihm die Empfehlungen seiner Kieler Lehrer überall Zutritt zu bedeutenden Männern eröffneten. Nach längerem Aufenthalte in Jena besuchte er Oesterreich, hielt sich längere Zeit in Wien und Preßburg auf, durchreiste Ungarn, kehrte 1674 nach Deutschland zurück, bereiste Baiern und Tirol, und war eben im Begriffe, eine Reise nach Italien als Begleiter einiger jungen Edelleute anzutreten, als die Nachricht vom Tode des Vaters ihn in Innsbruck erreichte und zur Rückkehr in die Heimath

nöthigte. Von der Ausführung weiter gehender Lebenspläne mußte er jetzt Abstand nehmen; er entschloß sich zur Annahme einer Berufung in das ihm angetragene Conrectorat der v. Saldern'schen Schule in der Altstadt zu Brandenburg a. d. Havel. Dieses Amt hat er nur kurze Zeit verwaltet, da er noch in demselben Jahre (1674) einem Rufe zur Leitung der höheren Schule seiner Vaterstadt Gardelegen folgte; dieses Rectorat hat er sechs Jahre hindurch unter Anerkennung geführt, auch ein Jahr lang nebenbei ein Predigtamt versehen. Im J. 1681 wurde er als Conrector an das Gymnasium in Lüneburg und von dort Ende 1682 als Rector des Johanneums nach Hamburg berufen; am 11. Januar 1683 trat er in diese Stelle ein. Sein Lehrgeschick und seine feste Handhabung der Schulzucht erwarb ihm bald Anerkennung; die ziemlich in Verfall gerathene Schule hob sich unter seiner sichern Leitung bald wieder. Die noch erhaltenen zahlreichen Acten von seiner Hand zeigen ihn auch als einen vortrefflichen Verwaltungsbeamten, der die äußeren Verhältnisse der Schule in besonders glücklicher Weise zu verbessern verstand; mehrere der noch jetzt vorhandenen Schulstiftungen sind seiner Anregung zu verdanken, das ganze Stiftungswesen hat er neu geordnet und dadurch dem Johanneum sein Vermögen gesichert. In jeder Hinsicht gehört er zu den hervorragendsten Rectoren der berühmten Anstalt, die sich seiner Führung 25 Jahre erfreuen durfte. Andauernde Kränklichkeit nöthigte ihn, im März 1708 seine Entlassung zu nehmen; er starb in Hamburg am 26. Januar 1709. Sein einziges Kind war die Gattin von Joh. Albert Fabricius (s. A. D. B. VI, 518), den S. zu seinem Nachfolger gewählt zu sehen die Freude hatte. — Schriftstellerisch ist S. auf theologischem und philologischem Gebiete vielfach thätig gewesen; seine Ausgabe von „Cicero de officiis“ (1691) erlebte mehrere Auflagen, auch seine „Mythologia metrica et moralis“ 1698 ist zu nennen; seine übrigen Arbeiten bieten gegenwärtig ein Interesse nicht mehr.

Calmberg, Geschichte des Johanneums zu Hamburg, S. 163—194. — Moller, Cimbr. litt. II, 788. — Jöcher IV, 381 f. — Hamb. Schriftsteller-Lexikon VII, 101—104. Daselbst ein vollständiges Verzeichniß von Schultze's Schriften. R. Hoche.

Schulz: Johann Philipp Christian S., ein um die Leipziger Musikzustände verdienter Mann, geboren am 24. September 1773 zu Langensalza in Thüringen, † am 30. Januar 1827 zu Leipzig. Er kam im J. 1783 auf die Thomasschule in Leipzig und besuchte dann nach vollendeter Schulzeit die dortige Universität, um Theologie zu studiren. Er entsagte aber diesem Studium aus Liebe zur Musik und studirte anfänglich unter dem Schloßorganisten Engel, dann unter Schicht. Als Discantist, wie Gerber sagt, trat er bereits 1787 im Concert seine musikalische Laufbahn an und entzückte nicht nur durch seine Stimme, sondern ganz besonders durch seinen seelenvollen und feurigen Vortrag. Von 1795 an leitete er das Theaterorchester der Sekonda'schen Truppe. Auch als Componist zeichnete er sich aus und Gerber rühmt seinen Arbeiten nach, daß „sie vorzüglich durch eine ganz eigene Lieblichkeit sich auszeichneten, die unmittelbar zum Herzen spreche; sein Satz sei rein und verständig, seine Melodie schlicht und empfunden, seine Instrumentirung erfahren, einfach, auch wo sie prächtig werde, wie dies in seinen Chören und Ouverturen oft der Fall sei“. Als sein einstiger Lehrer Schicht das Cantorat an der Thomasschule annahm, legte er einen Theil seiner Geschäfte als Director der Gewandhausconcerte nieder und S. wurde als dessen Stellvertreter gewählt. Die Wahl fand am 31. Juli 1810 statt. In seiner Eingabe an den Magistrat betont er besonders, daß er bisher noch wenig Gelegenheit gehabt habe, sein Wissen und Können öffentlich zu zeigen, da er ganz auf sich selbst angewiesen und dabei noch seine alte Mutter

ernähren müsse, so sei seine Zeit durch Gesangunterrichtertheilen dermaßen zersplittert, daß ihm keine Zeit übrig bleibe, größere Werke zu componiren. Mit seiner Anstellung als Director der weltlichen Concerte (die geistlichen behielt noch Schicht) war ein Gehalt von 200 Thlrn. verbunden, außerdem erhielt er für Stellung der Chorsänger noch 90 Thlr., später 50 Thlr. Zulage. Als er dann 1817 die Direction allein übernahm, belief sich der Gehalt auf 300 Thlr. S. gründete auch neben der älteren Singakademie, die Limburger im Anfange dieses Jahrhunderts gebildet hatte und dann Schicht und Riem dirigirten, eine zweite Singakademie, die etwa um 1810 entstand, aber schon gegen 1820 wieder eingegangen sein muß, da S. um diese Zeit die Direction der älteren Singakademie übernahm. Er muß auch Dirigent der Liedertafel, des frühesten in Leipzig bestehenden Männergesangvereins gewesen sein, denn dieselbe ließ auf ihre Kosten einen Gedenkstein auf sein Grab setzen. Von seinen Compositionen haben sich nur einige wenige auf öffentlichen Bibliotheken erhalten. Die Universitätsbibliothek in Königsberg besitzt von ihm 6 Volkslieder, Op. 5, 12 vierstimmige Lieder, Op. 14 und 8 vierstimmige Lieder, ohne Werkzahl. Die königl. Bibl. zu Berlin besitzt ein Salvum fac regem zu vier Stimmen mit Blasinstrumenten, eine Ouverture zum Faust von Klingemann und einen Monolog aus Schiller's Jungfrau. Ueberall zeichnet er sich nur C. oder Chr. Schulz und ist daher eine Verwechselung mit anderen sehr leicht möglich.

Leipz. Musikztg. von Breitkopf & Härtel 1827, 101 von Rochlitz und Dörffel, Geschichte der Gewandhausconcerte.

Rob. Eitner.

Schulz: David S., Professor der Theologie und Consistorialrath in Breslau († 1854), wurde am 29. November 1779 in dem Dorfe Pürben (nicht Pürten, auch nicht Pürberg) bei Freystadt in Niederschlesien geboren, wo sein Vater Gerichtsschulze und Schullehrer war. Dieser bestimmte den Knaben für die Landwirthschaft, ließ sich aber durch die Lernbegier desselben bewegen, ihn nach seiner Confirmation auf die benachbarte Stadtschule in Freystadt zu geben, wo er sich zur einstigen Uebernahme einer Schullehrerstelle vorbereiten sollte. Fast sieben Jahre verblieb S. hier, bekam dann im J. 1800 eine Hauslehrerstelle bei dem Jägermeister v. Hoffmann in Tscheschendorf bei Liegnitz und zog in dieser seiner Stellung nach 1½ Jahren mit seinen Zöglingen nach Breslau. Hier gelang es ihm, durch Besuch bestimmter Unterrichtsstunden auf dem Elisabeth-Gymnasium sich die Reife für das Universitätsstudium zu erwerben. Ostern des Jahres 1803 erhielt er dort ein rühmliches Abiturientenzeugniß und studirte von da an zu Halle (als Theologe immatriculirt, aber auf das Schulfach sich vorbereitend) wesentlich die philologischen Fächer bei Friedrich Aug. Wolf. Am 28. April 1806 promovirte er als Doctor der Philosophie und habilitirte sich am folgenden Tage daselbst in derselben Facultät als Privatdocent. Da aber in demselben Jahre die Franzosen Halle besetzten, und Napoleon die Universität daselbst schloß, bot sich für S. Gelegenheit, nach Leipzig überzusiedeln. Hier habilitirte er sich am 15. April 1807. Als aber 1808 die Hallesche Hochschule wieder eröffnet wurde, nahm S. dort seine Thätigkeit wieder auf und las über classische Schriftstelle., aber auch über das Neue Testament. Auf Betreiben des damaligen Generalstudiendirectors Johannes v. Müller wurde S. 1809 von der westfälischen Regierung zum außerordentlichen Professor der Theologie und der Philologie in Halle ernannt. Allein schon Michaelis 1809 folgte er mit Freude einem Rufe nach Preußen, nach Frankfurt an der Oder, wo er an Steinbart's Stelle ordentlicher Professor der Theologie wurde. Am 19. April 1810 empfing er von der Frankfurter Facultät selbst die theologische Doctorwürde. Die öffentliche Rede, in welcher er am 28. Juni dafür feierlich dankte, bezeichnet recht

eigentlich seinen damaligen wissenschaftlichen Standpunkt, auf welchem er die Theologie wesentlich im philologischen und historischen Interesse trieb; sie hat den Titel „de necessaria studiorum theol. et philolog. coniunctione“. Da infolge der Aufhebung der Universität Halle die Frankfurter Hochschule von Studenten zahlreich besucht, aber an anziehenden Lehrern arm war, so fanden Schulz' exegetische und historisch-theologische Vorlesungen viel Beifall. Aber schon nach zwei Jahren mußte er noch einmal — jetzt aber das letzte Mal — seinen Wohnsitz ändern, da die Frankfurter Universität nach Breslau verlegt und mit der dortigen Leopoldina vereinigt wurde. S. war das einzige Mitglied, das aus der theologischen Facultät nach Breslau übersiedelte. Hier bildete er mit Augusti, Möller und Gaß die theologische Facultät und hatte später Middeldorpf, v. Cölln, Böhmer, Hahn, Gaupp und Oehler zu Collegen. 1819 trat er als wirkliches Mitglied in das Königliche Consistorium für die Provinz Schlesien ein. Im Kreise seiner Collegen und der Studenten wurde er auch in Breslau sehr geschätzt; bis 1838 war er zweimal Rector der Universität und übte durch seine Vorlesungen auf die Studentenschaft und im Consistorium auf die Provinzialkirche einen weitreichenden Einfluß aus.

Seine besten Kräfte widmete er stets seinem akademischen Berufe und der Erforschung des Urchristenthums; als Mann der Wissenschaft aber bildete er die eigentliche Säule des vulgären Rationalismus in Schlesien. Sein ganzes Bestreben war darauf gerichtet, durch philologisch-geschichtliche Methode und mit „evangelischem Wahrheitsgeist“ die wesentlichen Ideen des Urchristenthums auszumitteln und dieses so von ihm ermittelte Christenthum „mit der Humanität zu versöhnen“, in der Absicht, daß dadurch geholfen werde, in der Menschheit Spaltungen und Feindschaft abzuthun und die allgemeine Brüderschaft des Gottesreiches herbeizuführen. (Vgl. seine beiden principiell wichtigen akademischen Festreden von 1817 und 1830, jene zur Feier des Reformationsfestes gehalten über das Thema „Quid in emendatione res sacrae christianae saeculo XVI divino numine incepta, felicissime adhuc continuata, in posterum continuanda, inesse videatur constans et manens, firmum atque aeternum? Quis interior ejus quasi fons vitae perpetuo duraturae?“, die andere dagegen zur Feier der Uebergabe der Augsburgischen Confession am 25. Juni 1830 gesprochen über das Thema „De vera et optabili ecclesiarum reconciliatione“.) Es kam ihm also zunächst auf eine sogenannte „höhere Auslegung“ des Neuen Testamentes an. Diesem Zwecke dienten unter seinen wichtigsten Schriften die exegetischen und kritischen, welche, obgleich breit und voll Wiederholungen, doch nicht ohne Werth sind. Schriften: „Die christliche Lehre vom heiligen Abendmahl nach dem Grundtexte des Neuen Testaments“ (1824), 2. Ausg. 1831; — „Der Brief an die Hebräer, Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen“ (1818); — „Ueber die Parabel vom Verwalter, Luk. 16, 1 ff.“ (1821); — die dritte Ausgabe von Griesbach's Novum Testamentum, Bd. I (1827); — „Ecloge sententiarum de Paulo Apostolo etc.“ (1810); — „De codice quattuor Evangeliorum bibliothecae Rhedigerianae etc.“ (Vratisl. 1814); — „De codice Cantabrigensi“ (Vratisl. 1827); — „Die Geistesgaben der ersten Christen, insbesondere die sogenannte Gabe der Sprachen“ (1836). Als Vertreter der historisch-rationalistischen Richtung war S. aber unfähig, einerseits den modernen Pietismus andererseits das Gefühlschristenthum Schleiermacher's auch nur zu verstehen, geschweige denn objectiv zu beurtheilen. Seine dogmatisch-polemischen Schriften sind daher heute werthlos. Daß der Pietismus in Schlesien zur lutherischen Separation sich entwickelte, war wesentlich die Schuld des Mangels an Verständniß von Seiten des damaligen schlesischen Kirchenregiments. S. stritt in demselben eifrig gegen die Führer des Lutherthums, sowohl gegen Scheibel als auch gegen Steffens: 1822 erschien von

S. „Unfug an heiliger Stätte oder Entlarvung Herrn J. G. Scheibel's“; 1823 „Urkundliche Darlegung meiner Streitsache mit Steffens“; 1830 (gegen Hengstenberg's Kirchenzeitung) „Ueber theologische Lehrfreiheit auf den evangelischen Universitäten und deren Beschränkung durch symbolische Bücher“; „Was heißt Glauben und wer sind die Ungläubigen?“ (1830); „Die christliche Lehre vom Glauben“ (1834). Gegen Schleiermacher richteten sich Schulz' „Zwei Antwortschreiben an Herrn Dr. Schleiermacher“ (1831); darin das erste von S., das zweite von (D. v. Cölln). Da seine Polemik maßloß und heftig war, machte sie keinen guten Eindruck. — Mit Recht mag man S. bewundern, daß er in seiner Jugend große Schwierigkeiten überwand und durch gewaltige Anspannung des Geistes und des Willens es zu einer geachteten Stellung brachte; aber für das wirklich geschichtliche Christenthum, das zugleich eine Lebensmacht in den Gläubigen selbst ist und bleibt, hatte er nicht das richtige Verständniß. Derjenigen religiösen Richtung, welche unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm IV. am Berliner Hofe das Wort führte, stand S. geradezu feindlich gegenüber, und als mitten in der freigeistigen Bewegung der vierziger Jahre, am 21. Juni 1845, eine „Erklärung“ gegen die Bestrebungen einer kleinen aber durch äußere Stützen mächtigen Partei der evangelischen Kirche auch von ihm unterzeichnet worden war, erfolgte im October dieses Jahres seine Entlassung aus dem Consistorium, während er nur den Titel und das Gehalt seiner von ihm innegehaltenen Stelle behielt. Als sodann seit dem Revolutionsjahre 1848 in den liberalen Kreisen der Bürgerschaft das Interesse für den kirchlichen Freisinn jener Zeit erlahmte, weil man die Beschäftigung mit den staatlichen Fragen für weit wichtiger hielt, hörte auch der geistige Einfluß von S. zu wirken auf; dazu nahmen seine Kräfte ab; er verlor das Augenlicht, mußte sich von der akademischen Thätigkeit zurückziehen und starb nach schweren Leiden am 17. Februar 1854.

Ein bis zum Jahre 1838 führender Lebenslauf von S. und die Titel seiner bis dahin veröffentlichten Schriften befinden sich in K. G. Nowack, Schlesisches Schriftstellerlexikon, 2. Heft (Breslau 1838), S. 139. — Daselbst wird citirt der „authentische“ (also wohl von Schulz selbst herrührende) Artikel im Convers.-Lexikon der neuesten Zeit (Leipzig 1833) Bd. 4, S. 232—235. Auf Nowack's Artikel ruht der von Herzog, in seiner Real-Encyclopädie für prot. Theologie und Kirche, 1. Aufl. Bd. 14, S. 37 ff.; 2. Aufl. Bd. 13, 721 ff. — Ein ausführliches Verzeichniß seiner Werke bis 1838 s. in Nowack a. a. O. S. 143—145. Paul Tschackert.

Schulz: Eduard S., s. **Ferrand**, Bd. VI, S. 719.

Schulz: Karl Gustav S., preußischer Oberst, aus Anlaß der Erhebung des preußischen Volkes zum Kampfe gegen Frankreich in den Militärdienst getreten, war nach Beendigung der Befreiungskriege Premierlieutenant im 1. Thüringischen Landwehrregiment und zur Dienstleistung beim Generalcommando in Sachsen commandirt; 1818 wurde er aggregirter Capitain, 1822 in die Adjutantur versetzt und am 5. Juli 1831 zur Uebernahme der Geschäfte als Studiendirector beim Cadettencorps nach Berlin versetzt. Sein Vorgänger war Karl Ritter, der große Lehrer der Erdbeschreibung. 1837 wurde er Adjutant der Generalinspection des Militärerziehungs- und Bildungswesens und aus dieser Stellung am 13. März 1847 mit Pension zur Disposition gestellt. S. war ein ausgezeichneter Lehrer der Kriegsgeschichte. „Nur eine Karte vor sich, sah man ihn mit meisterhafter Beherrschung des Stoffes ganz Feldzüge vortragen“, schreibt General v. Troschke, welcher auf der Allgemeinen Kriegsschule sein Zuhörer gewesen war, in „Die Militär-Litteratur seit den Befreiungskriegen“ (Berlin

1850). Der Beschäftigung mit diesem Studium entstammt ein vielbändiges Werk, die „Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792“, die Zeit bis zum zweiten Sturze Napoleon's begreifend (Berlin 1827—1853, 15 Bände in 23 Theilen), welche er anfangs in Gemeinschaft mit einem anderen preußischen Officier (v. Schütz), dann allein verfaßte, eine sehr verdienstvolle Arbeit, freilich etwas trocken geschrieben und jetzt in mancher Beziehung veraltet, aber noch nicht durch etwas Besseres ersetzt. Auch sonst war er im Gebiete der Kriegswissenschaften schriftstellerisch thätig, in der Militär-Litteratur-Zeitung schrieb er unter der Ziffer 50. Das Jahr 1848 machte ihn zum politischen Schriftsteller. Er leitete das Politische Wochenblatt, war eine Zeitlang Curator der Preußischen Staatszeitung und begründete im Sommer 1848 mit L. Schneider, Blesson und den activen Officieren v. Gorczkowski (Leibregiment), v. Sydow (Commandeur der mecklenburg.-strelitzischen Truppen) und Graf Botho Stolberg (Lieutenant im Regiment der Gardes du Corps) die bis 1854 bestanden habende Deutsche (später Preußische) Wehrzeitung, für welche er die mit 2. und 7. unterzeichneten Beiträge geliefert hat. Auch ist er der ungenannte Verfasser der halbamtlichen Schrift „Die Berliner Märztage, vom militärischen Standpunkte aus geschildert“ (Berlin 1850). Die Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung nennt ihn am 18. Juni 1856, nachdem er Tags zuvor zu Berlin im 64. Lebensjahre gestorben war, in einem kurzen Nachrufe, welchem leider die in Aussicht gestellte Ausführung nicht gefolgt ist, so daß die hier gebotene Darstellung seines Lebens, für welche auch das Archiv der Geheimen Kriegskanzlei nur Weniges beisteuern konnte, sehr dürftig ausfallen mußte, „einen von den Getreuen des Königthums von Gottes Gnaden und einen in schwerer Zeit bewährten Gesinnungsgenossen“.

B. Poten.

Schulz: Joachim Christoph Friedrich S., Romanschriftsteller, wurde am 1. Januar 1762 zu Magdeburg als der Sohn eines Bürgers und Branntweinbrenners geboren, der 1780 nach Ostindien ging und fortan verschollen blieb. Die strenge väterliche Zucht vermochte nicht, der Lebhaftigkeit und dem Muthwillen des Sohnes Schranken zu setzen, und so entlief dieser im zehnten Jahre seinem Vater, um Schauspieler zu werden. Er kehrte indessen bald wieder zurück und besuchte nun das Gymnasium Unserer Lieben Frauen in seiner Vaterstadt, wo er besonders den Unterricht des ersten Lehrers Joh. Gottl. Schummel, späteren Gymnasialdirectors in Breslau, genoß und sich mit Vorliebe dem Studium der französischen Sprache zuwandte. Im J. 1779 ging er, im Vertrauen auf das Glück und auf seinen guten Kopf, ohne jegliche Aussicht auf Subsistenzmittel, nach Halle, wo er sich durch Uebersetzen aus dem Französischen, durch die Unterstützung anderer Studenten anderthalb Jahre forthalf und dabei nothdürftig einige theologische Vorlesungen besuchte. Als diese Hilfsquellen zu versiegen begannen, wanderte er mit seinem Landsmann Brennecke, der sich in ähnlicher Lage befand, auf Abenteuer aus. Beide kamen nach Dresden und ließen sich in die Schauspielergesellschaft des Directors Koppe aufnehmen; aber noch vor dem ersten Auftreten änderten beide ihren Entschluß, und während der Freund Soldat wurde, versuchte sich S. in Dresden als Schriftsteller fortzuhelfen. Sein erster Roman „Karl Treumann und Wilhelmine Rosenfeld“ (1781) war ganz in dem sentimentalen Tone der Miller'schen Romane gehalten, während der zweite „Ferdinand von Löwenhain“ (1781) in ganz entgegengesetzter Manier geschrieben war. Sein „Almanach der Belletristen und Belletristinnen für dieses Jahr“ (1782), eine Nachahmung des Kirchen- und Ketzeralmanachs von Karl Friedrich Bahrdt, enthält Charakteristiken und Klatschgeschichten im burschikosen Studententon, machte aber, besonders durch die Polemik für Lessing und gegen Herder, viel von sich reden und wurde noch in demselben Jahre nachgedruckt.

Ihm folgten „Fritz, oder Geschichte eines Belletristen“ (II, 1783) und „Leben und Tod des Dichters Firlifimini“ (1784). Daß S. der Verfasser dieses Curiosums ist, hat die Litteraturgeschichte erst neuerdings festgestellt. Durch solche Thätigkeit arbeitete sich der Dichter zu einem gewissen Ansehen und Wohlstande empor, so daß er größere Reisen durch Deutschland unternehmen konnte. Er hielt sich längere Zeit in Wien, Berlin, am längsten und liebsten aber in Weimar auf, wo er sich durch seine Talente und geselligen Eigenschaften Freunde und Gönner erwarb. Diese Periode gehörte mit zu der fruchtbarsten in Schulz's kurzem Leben und gab eine reiche Ausbeute für die Litteratur. Seine Arbeiten aus dieser Zeit, die fast alle erst im „Deutschen Merkur“ zum Abdruck gelangten, sind theils Reisebeschreibungen, theils Bearbeitungen französischer und englischer Romane, theils Originalromane. Von den letzteren seien hier erwähnt „Moritz; ein kleiner Roman“ (1785) und „Leopoldine; ein Seitenstück zum Moritz“ (1790). Beide gehören zu den besseren Schriften des Dichters und wurden auch ins Französische, Englische und Dänische übersetzt. Die Revolution von 1789 zog S. nach Paris, wo er Augenzeuge und genauer Beobachter der außerordentlichen Begebenheiten jener Zeit war. Bei der großen Empfänglichkeit seines Gemüths für alle Ideen und Ereignisse, die sich hier vor seinen Augen entfalteten, blieb doch sein beobachtender Blick ungetrübt, so daß man seine „Geschichte der großen Revolution in Frankreich“ (1789) für ein objectives und unparteiisches Gemälde jener Zeit halten kann, wie auch sein Werk „Ueber Paris und die Pariser“ (1791) ein lebendiges und anschauliches Bild der großen Hauptstadt enthält. Im J. 1790 reiste S. von Paris über Weimar, wo ihm der Herzog den Titel eines Hofraths verlieh, nach Berlin. Hier erhielt er auf Empfehlung der Herzogin Dorothea von Kurland einen Ruf als Professor am akademischen Gymnasium in Mitau, dem er im Januar 1791 folgte. Bald hatte er sich als Lehrer und Mensch die Werthschätzung seiner Mitbürger erworben, die ihm auch besonders dadurch kund gegeben ward, daß ihn der kurländische Bürgerstand im September 1791 als Deputirten auf den Reichstag zu Warschau sandte, wo er mit Kraft und Nachdruck die Rechte seiner Partei vertheidigte, sich aber dadurch den Adel zum Feinde machte. Im Juni 1792 kehrte er nach Mitau zurück; doch war es ihm nicht vergönnt, sein Amt ununterbrochen verwalten zu können. Häufig wiederkehrende Krankheit zwang ihn, einen Urlaub zu erbitten, um unter Italiens wärmerem Himmel (1793—94) seine verlorene Gesundheit wieder zu suchen. Auf der Rückreise aus Italien hielt er sich längere Zeit in Deutschland und zwar abwechselnd in Wien, Berlin, Jena, Weimar und Kissingen auf, bis ihn politische Verhältnisse Mitte 1795 wieder nach Mitau zurückriefen. Seine Feinde hatten seine Abwesenheit benutzt, ihn auf dem Landtage von 1793 als Jakobiner zu denunciren und auf seine Kassation anzutragen. Zwar blieben diese Anklagen wirkungslos; doch wurde S. in der Folge seines Lebens nicht mehr recht froh. Sein körperliches Leiden packte ihn mit verstärkter Gewalt und artete schließlich in Schwachsinnigkeit und Geisteszerrüttung aus. Er starb am 27. September a. St. (9. October n. St.) 1798. — Von Schulz's Romanen seien noch erwähnt „Geradsinn und Aufrichtigkeit, ein Sittengemälde aus Wien“ (1788) — „Der Wittwer zweier Frauen“ (1788) — „Der Wüstling, eine Geschichte aus Pyrmont“ (1788) — „Albertine, Richardsons Clarisse nachgebildet“ (V, 1788—92) — „Zaide“ (1789) — „Die Prinzessin von Cleve“ (1790) — „Henriette von England“ (1794) — „William, oder Geschichte jugendlicher Unvorsichtigkeiten“ (1791) — „Gigri, eine Arabeske“ (1795), sämmtlich nach französischen oder englischen Vorbildern bearbeitet — „Martinuzzi, oder Leben eines geistlichen Parvenü's“ (1791) — „Josephe“ (1791). S. hat als Romanschriftsteller eine sehr verschiedene Beurtheilung erfahren: seine Zeitge=

nossen nennen seine Verdienste um die Gattung des Romans ausgezeichnet, selbst A. W. Schlegel spricht sich in der „Allgem. Litter.-Zeitg.“ lobend über ihn aus. Die Kritik der Neuzeit ist ihm weniger hold, und K. Goedeke beurtheilt ihn in seiner kurzen, präcisen Weise folgendermaßen: „Angeblich dem Geniewesen abhold, bewegte er sich im rüdesten Tone des Genies, nur ohne Genie.“

Fr. Schlichtegroll's Nekrolog a. d. J. 1797, II, 115 ff. — Jördens, Lexikon, IV, 658 ff. — Recke und Napiersky, Lexikon, IV, 141—152, wo auch sämmtliche Schriften genau aufgeführt sind.

Franz Brümmer.

Schulz: Johann Christoph Friedrich S. (bei Diestel, Gesch. des Alten Testaments im Register und S. 641 fälschlich Schulze, richtig S. 573 Schulz; bei Meyer, Gesch. der Schrifterklärung wird der zweite Vorname wiederholt falsch Christian genannt, richtig steht Christoph Bd. 5, S. 399). — S. ward am 18. Mai 1747 zu Wertheim geboren. Nachdem er zuerst Professor der orientalischen und griechischen Litteratur zu Gießen gewesen war, ward er 1783 ordentlicher Professor der Theologie daselbst und seit 1786 auch Superintendent der Diöcese Alsfeld. Er starb am 26. Januar 1806 (Winer, Hdb. der theol. Lit. Bd. 2, S. 769).

Schulz's Arbeiten, welche sich auf das Alte und Neue Testament erstrecken, tragen im allgemeinen das Gepräge der Registrirung oder Nutzbarmachung des Vorhandenen und der kleinen Verbesserungen. — So hat er 1772 auf dem Gebiete der alttestamentlichen Textkritik einzelne Nachträge geliefert zu den kritischen Noten von Kennicott und Bruns über die Psalmen 42. 43. 48. 49 (s. den genauen Titel bei Winer a. a. O. Bd. 1, S. 209). Zu den Handschriftensammlungen von de' Rossi brachte er Mittheilungen von Lesarten, die sich in einem Handschriftenfragment der Universitätsbibliothek von Gießen fanden, die aber im allgemeinen von wenig Belang sind und sich meist als Abschreibefehler herausstellen (vgl. J. D. Michaelis, oriental. und exeget. Bibl. Bd. 9, S. 24 bis 28, Bd. 11, S. 47—49, wo auch die vollst. lateinischen Titel dieser Universitätsprogramme). — Auf dem Gebiete der Lexikographie lieferte er einige Ausgaben und Bearbeitungen des Cocceji'schen Lexikons von 1669. Nachdem bei der 3. Ausgabe Joh. H. Mai sein Vorgänger gewesen war, bearbeitete S. die 4. Ausgabe 1777 (s. den vollst. Titel bei Eichhorn, allg. Bibl. der bibl. Lit. Bd. 7, S. 511); es folgte darauf die 5. Ausgabe (s. d. Titel bei Eichhorn a. a. O. S. 509 ff.) 1793 96 in 2 Bänden. Die etwas ruhmredige Vorrede scheint eine Umarbeitung des Cocceji'schen Werkes zu versprechen. Es handelt sich aber nur um geringere oder größere Verbesserungen oder Zusätze, deren meiste und beste außerdem den Supplementa von J. D. Michaelis (s. d. Art.) entlehnt sind. (Vgl. überhaupt Meyer a. a. O. Bd. 5 S. 111, 112, Eichhorn a. a. O. Bd. 7 S. 510—524.) Nach der 5. Ausgabe veranstaltete der Verfasser 1796 eine deutsche Bearbeitung, welche er als „einen freyen Auszug aus seinem Cocceji'schen Lexikon und Commentar der hebräischen Sprache zum vollständigen Gebrauche für Schulen und Studirende“ bezeichnet (vgl. darüber Eichhorn a. a. O. Bd. 8 S. 681—685). — Außerdem besorgte S. eine neue Ausgabe von C. Th. Walther's ellipses hebraicae, welche vor ihm bereits Schoettgen bearbeitet hatte, dem er dann wieder novas observationes hinzufügte 1782—84, 2 Thle. (vgl. die vollst. Titel der verschiedenen Ausgaben bei Winer a. a. O. Bd. 1 S. 119). — Auch ein großes Commentarienwerk zum ganzen A. T. begann er herauszugeben unter dem Titel „Scholia in V. T.“. Doch sind die 3 ersten Bände, welche S. unter seinem Namen veröffentlichte, eigentlich von Friedr. Jacob Schoder, Diakonus zu Lauffen in Württemberg verfaßt. Sie umfassen die historischen Bücher in 3 Bänden 1783 u. 85. Das Werk ist dann später von

G. L. Bauer (Bd. 4—9, 1790—1797) fortgesetzt (s. den vollst. Titel bei Winer a. a. O. Bd. 1, S. 193, vgl. Meyer a. a. O. Bd. 5, S. 715 u. S. 684) sonst s. auch Bleek-Kamphausen, Einl. in das A. T. S. 144. Diese Arbeit ist auch wieder meist compilatorisch, die Textkritik wird sehr unmethodisch gehandhabt (vgl. H. G. Oertel b. Rosenmüller, Hdb. für d. Lit. d. bibl. Kritik Bd. 2 S. 71), die eigene Exegese schwankt zwischen apologetischer und rationalisirender Haltung, ist außerdem ganz atomistisch, ohne die großen Zusammenhänge zu verfolgen. Beispiele s. bei Diestel a. a. O. S. 641 f. — Auf neutestamentlichem Gebiete gab S. eine deutsche Uebersetzung von W. Bowyer's conjectural emendations on the N. T. heraus, natürlich wieder „mit Zusätzen und Berichtigungen", 1774 u. 75 (s. die vollst. Titel der englischen und der deutschen Ausgabe bei Winer a. a. O. Bd. 1, S. 103, Meyer a. a. O. Bd. 5, S. 399). Uebrigens hat S. hier auch eigene Erklärungen hinzugefügt, vgl. Rosenmüller a. a. O. Bd. 2, S. 272. — An Joh. Dav. Michaelis sandte S. Varianten aus einer griechischen Handschrift des Johannesevangeliums, welche sich zu Gießen befindet. Dieselben sind nebst einer Beschreibung der Handschrift mitgetheilt in J. D. Michaelis' oriental. u. exeg. Bibl. Bd. 2, S. 243—151. — Mit längeren kritischen Betrachtungen begleitete S. die „Anmerkungen für Ungelehrte", welche J. D. Michaelis seiner Uebersetzung des N. Testaments beigefügt hatte (s. d. Art.). Die Schrift führt den Titel: „Erinnerungen und Zweifel über Michaelis' Anmerkungen f. Ungel. zu seiner Uebersetzung des N. Testaments, 1790—94". Es fand sich in derselben auch eine litterarische Charakteristik seines Lehrers J. D. Michaelis (vgl. Meyer a. a. O. Bd. 4, S. 426, Bd. 5, S. 31. 582). S. kritisirte in der genannten Schrift sowohl den deutschen Ausdruck der Uebersetzung, als auch die textkritische Grundlage der letzteren, sowie die in den Anmerkungen gegebenen Erklärungen von J. D. Michaelis. Allerdings verhält er sich meist nur ausstellend ohne eigne Verbesserungen vorzuschlagen. Vgl. Eichhorn a. a. O. Bd. 5, S. 1070—72. — Fuhrmann, Hdb. d. theol. Lit. Bd. II 1, S. 217.

C. Siegfried.

Schulz: Johann Heinrich S., genannt der Zopfprediger oder auch der Prediger des Atheismus und des zureichenden Grundes, ist 1739 geboren, studirte 1758—61 unter Semler, Knapp und Michaelis zu Halle, wurde Lehrer an der Berliner Realschule, 1765 vom Präsidenten v. Pfuel zum Prediger in Gielsdorf und Wilkendorf, vom Herrn v. Bismarck zum Prediger in Hirschfelde bei Strausberg in der Mittelmark berufen, hierauf ordnungsmäßig examinirt und ordinirt, und hat diesen drei Gemeinden 26 Jahre vorgestanden. Seine Schriften, sämmtlich anonym erschienen, sind folgende: „Versuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen ohne Unterschied der Religion" (1783 f.); „Philosophische Betrachtungen über Theologie und Religion überhaupt und die jüdische insonderheit" (1784); „Predigt über die falsche Lehre von ewigen Höllenstrafen" (1784); „Antwort der weltlichen Stände auf die Supplik, welche der protestantische Geistliche F. G. Lüdke über die Nichtabschaffung des geistlichen Standes bei ihnen eingereicht hat" (1784); „Beurtheilung der vertrauten Briefe, die Religion betreffend" (1786); „Der entlarvte Moses Mendelssohn" (1786); „Erweis des himmelweiten Unterschiedes der Moral von der Religion" (1788); „Ueber Religion, Deismus, Aufklärung und Gewissensfreiheit" (1788). S. glaubte an Gott und Unsterblichkeit, aber die Freiheit hat er geleugnet. Der Mensch ist, wie jedes erschaffene Wesen, eine künstliche Maschine, nicht Herr seiner Handlungen, sondern wie ein Holz vom Strom fortgerissen. Alle unsere Empfindungen und Vorstellungen sind dem strengsten Gesetz der Nothwendigkeit unterworfen. Aber diese Lehre werde Niemand faul machen, weil in dieselbe zugleich alle unwiderstehlichen Ursachen eingeschlossen liegen, die den Menschen ununterbrochen

forthandelnd machen müssen. Ein zweiter Grundsatz von ihm war, daß die Religion nicht Fundament der Moral sein könne. Denn von Gott wissen wir nur, daß er der völlig unbekannte zureichende Grund der Welt ist, aber nichts von seinem Verhältniß zu uns und dem unsrigen zu ihm. Wir sind ebenso wenig vermögend, aus der Lehre von Gott moralische Beweggründe herzunehmen, als wir im Stande sind, etwas anzugeben, was Gott von uns fordert. In der Religion sind ferner alle Menschen verschieden, verketzern und verfolgen sich, dagegen in Ansehung der bürgerlichen Tugenden, weil der natürliche Menschenverstand Aller sie billigt, herrscht vollkommene Eintracht. Daher sollen die Geistlichen, den supernaturalistischen Kram und falschen Religionston aufgebend, als ehrliche Volkslehrer die Menschen anweisen, gute und rechtschaffene Bürger in der Gesellschaft zu sein, und das Himmelreich wird sich von selbst finden. Da nun S. im Alten Testamente das gerade Gegentheil seiner Paradoxieen vorfand, so ließ er seiner Schmähsucht gegen die Juden und ihren Gesetzgeber den freiesten Lauf. Moses, wahrscheinlich ein Kind der ersten unschuldigen Liebe einer ägyptischen Prinzessin und demzufolge, wie die Erfahrung insgemein für die Kinder einer zwangslosen Liebe bezeuget, mit sehr glücklichen Fähigkeiten geboren, suchte als tollkühner Aventurier die jüdische Zigeuner- und Räuberbande mit einem greulichen Hocuspocus von gottesdienstlichen Ceremonien zu berücken. Er hat bloß deshalb alle Untergötter verbannt, um sich selbst als Cabinetsminister der höchsten Gottheit dem Volke darzustellen. Er bediente sich der Leviten wie eines Garderegimentes, durch welche er die Leute, welche schwierig wurden, gleich niedermetzeln ließ. Durch Chymie konnte er besondere Feuer machen, die er des Herrn Feuer nannte und wodurch er die Herrlichkeit Jehovas erscheinen ließ. Der Glaube an den rachgierigen, blutdürstigen und mordlustigen Jehova, den eigentlichen Erfinder aller Menschenopfer, und überhaupt der Religionswahn hat den Erdboden mit unbeschreiblichem Elend überschwemmt und die Menschen auf demselben bis auf den heutigen Tag unglücklich gemacht. Mit Moses Mendelssohn, der die Gesetzgebung auf Sinai wundervoll und göttlich genannt, erbot sich S. nach einer Wetterscheide zu reisen, dort ein heraufziehendes Gewitter abzuwarten und ihm alsdann unter denselben Feierlichkeiten das Joch des Gesetzes wieder abzunehmen, unter welchen es ihm der alte Moses über den Hals geworfen. Jesus von Nazareth, der Natur auf ihrer bildenden Scheibe zum glücklichsten Genie gerathen, war ein großer Philosoph und Lehrer der natürlichen Moral, aber nicht Stifter irgend einer Religion. Die Straße, welche er uns zum Gewinn der Seligkeit nach dem Tode angewiesen, geht durchaus nicht durch den Religionswald, sondern einzig und allein durch das Gebiet einer redlichen Menschen- und Nächstenliebe. Seine Absicht ging dahin, die erschrecklichen Begriffe und Fabeln Mosis auszulöschen. In seinem ganzen Lehrvortrag findet man nicht einen einzigen bestimmten, deutlichen Begriff von der Natur und dem Wesen Gottes. Jesus soll nach S. gelehrt haben: Wenn ihr ja zur Erleichterung eurer Vorstellungen über den allgemeinen und nothwendigen Zusammenhang aller Dinge in der Natur den Begriff von einem besondern obern Wesen nöthig habt, so stellt euch dieses Wesen als einen himmlischen Vater vor. Wollt ihr mit aller Gewalt beten, so sprecht: Unser Vater &c. Uebrigens bekennt S. Jahre lang geschwankt zu haben, ob er Socrates oder Jesus den Vorzug geben solle. Ein Prediger mit diesen Ansichten und der nicht bloß Moses für einen Lügner und Betrüger hielt, sondern als „unerschrockener Wahrheitsfreund“ es auch als seine Pflicht ansah, das seinen Zuhörern zu sagen, konnte auch im Zeitalter der Toleranz nicht unangefochten bleiben. Semler und Bahrdt haben gegen ihn geschrieben, Andere ihn einen Sophisten und, wegen seiner unbändigen Grobheit, einen deistischen

Corporal und Aufklärungsdragoner genannt. Strenggläubige meinten, er müsse seine Schriften in einem Anfall von Raserei geschrieben haben. Selbst die Allgemeine Deutsche Bibliothek konnte nicht begreifen, wie ein so roher, unbilliger Naturalist, der die Religion als eine Gaukelei und Grimasse verspotte, noch immer als öffentlicher Lehrer ein Amt verwalten könne. Er war schon 1782 von seinem Hirschfelder Patron, dem v. Bismarck, wegen öffentlichen Vortrages solcher Lehren, die zum Fatalismo führen, desgleichen daß er im Haarzopf predige, angeklagt worden. S. motivirte die Ablegung der Perrücke, dieses im Zeitalter der Orthodoxie nothwendigen Stückes der geistlichen Amtstracht, mit Gesundheitsrücksichten. Fatalist sei er nicht, aber Determinist, und der Determinismus gehöre zu den Grundwahrheiten, die Jesus selbst gelehrt habe. Die Sache blieb auf sich beruhen, der Patron söhnte sich mit seinem Pfarrer nicht nur wieder aus, sondern stellte ihm auch für den Fall, daß er von seinem Posten verdrängt werden sollte, volle Versorgung in Aussicht. Vom Oberconsistorium wegen seiner „Sittenlehre für alle Menschen“ in Anspruch genommen, eröffnete das geistliche Departement (v. Zedlitz), den Schriftsteller vom Prediger trennend, S. habe die in seinem Buch enthaltenen philosophisch-speculativen Sätze nur gegen das Publicum zu verantworten, während das Oberconsistorium allein darauf zu sehen habe, daß der Prediger seine Gemeinde im Guten festhalte und nicht wankend mache. Eine Cabinetsordre, wahrscheinlich auf Anstiften des (nachmals selbst removirten) Berliner Predigers Brumbey erlassen, regte 1791 eine neue Untersuchung mit der Frage an, ob der schon längst berüchtigte S. weiter fortfahre, seitdem das Religionsedict erschienen, seine bekannten Irrthümer den Leuten vorzupredigen. Das Zeugniß der Gemeinden und des Erbherrn auf Gielsdorf, v. Pfuel, lautete für S. sehr günstig. Er selbst erklärte, er habe darauf abgezielt, die wahre Lehre Jesu unter dem Wust der irrigen Vorstellungen, wodurch sie in der Folge fast ganz erstickt worden, wieder hervorzuziehen. Das Kammergericht, an welches als Landescollegium die Consistorialacten zur Aburtheilung abgegeben wurden, legte dem Oberconsistorium die Frage vor: ob S. von den Grundwahrheiten der christlichen Religion überhaupt oder der lutherischen Confession abgewichen sei. Im Oberconsistorium wurde der zweite Theil der Frage bejaht, der erste unentschieden gelassen. Die Sentenz des Kammergerichts lautete: daß S. zwar für keinen lutherischen Prediger zu achten, dennoch aber als ein christlicher Prediger mit seinen christlichen Gemeinden zu dulden sei. Der König confirmirte den ersten Theil der Sentenz. S. wurde abgesetzt (1793), und seine Stelle, da der Patron keinen andern als S. präsentiren wollte, iure devolutionis vom Oberconsistorium wieder besetzt. Wegen des zweiten Theiles der Sentenz wurden den Räthen des Kammergerichts, sowie dem Propste Teller, der durch sein Votum sie verführt habe, vom erzürnten Könige Strafen (bestehend in dreimonatlicher Gehaltsentziehung ad pias causas) zuerkannt, aber über gethane Vorstellung, daß das Vertrauen auf gute Justiz verloren gehen würde, wenn die Richter Verschiedenheit der Meinungen mit kränkenden Vorwürfen, Zurücksetzung und Strafe büßen müßten, aus angeborner Milde erlassen. (L. Volkmar, Religionsproceß des Predigers Schulz. Lpz. 1846.) 1798 zog S. in die Nähe von Berlin, und die liberalere Regierung Friedrich Wilhelm III. gestattete eine Revision seines Processes, die mit dem Urtheil endete: daß, da das Religionsedict damals im ganzen Lande gesetzliche Kraft gehabt habe, die Richter schuldig gewesen seien, darnach zu erkennen. Aber der König sicherte ihm eine lebenslängliche Versorgung zu. S. wurde 1799 beim Fabriksdepartement als Inspector (nach anderer Lesart als Geschirrschreiber bei der Porcellanmanufactur) in Berlin angestellt, 1808 in den Ruhestand versetzt und starb 1823 im 84. Lebensjahr.

G. Frank.

Schulz: Johann Matthias S. (Schultz), Philolog. Er war geboren am 25. März 1771 in Schottburg (Kreis Hadersleben in Schleswig-Holstein), studirte Theologie und Philosophie in Kiel und Jena und ward 1792 Conrector an der Domschule in Schleswig, 1802 prof. extraord. der Philologie in Kiel, 1836 Dr. philos. hon. causa von der Kopenhagener Facultät. Er war Mitglied der lateinischen Gesellschaft in Jena. 1843 feierte er sein 50jähriges Amtsjubiläum und 1846 ward er pensionirt. Er zog dann nach Quickborn, wo er am 10. December 1849 gestorben ist.

Die Theologie hat er aufgegeben und sich ganz der Philologie hingegeben. Es erschien von ihm „Marc Aurelius' Antoninus' Unterhaltungen mit sich selbst, übersetzt und mit historisch-philologischen Anmerkungen und einem Versuch über Antonin's philosophische Grundsätze", 1799. Dem folgte eine Edition dieses Schriftstellers: Graeca ad codicum manuscriptorum fidem emendavit, notas, varias lectiones et interpretationem latinam castigatam adjunxit, Gutakeri aliorumque notas cum suis animadversionibus indicibusque locupletissimis adjecit 1802. Diese Schriften lenkten die Aufmerksamkeit auf den Verfasser und veranlaßten seine Berufung an die Kieler Universität. Als Professor ließ er als Manuscript drucken für seine Zuhörer: „Entwurf der allgemeinen Geschichte der Wissenschaften und schönen Künste bis zur Wiederherstellung der Wissenschaften" 1803. Auch erschien von ihm „Philipp August, König von Frankreich und Ingeborg, Prinzessin von Dänemark" 1804. Er besorgte ferner die Stereotypausgabe von „Antonini commentarii de se ipso" 1810 und „Sophocles Philoctetes recogn. et comment. in usum juventut. etc." 1822. Von mehrerer Bedeutung sind seine chronologischen Arbeiten: „Apparatus ad annales criticos rerum Graecarum inde ab initio Olympiadum Iphiti usque ad Olympiadum Coroeb. CCXXX sive inde ab anno DCCCLXXXIV ante Ch. n. usque ad annum CXXXIV post Ch. n. collecti specimen contin. ann. a Chr. 580 Ol. 49,4/50,1 usque ad annum a Chr. 560 Ol. 54,4/55,1 dedit" 1826 und „Beitrag zur genaueren Zeitbestimmung der hellenischen Geschichte von der 63 bis 72. Olympiade" Kiel 1841.

Lübker-Schröder, Schl.-Holst. Schriftstellerlex. II, 553, Alberti II, 372. — N. Nekrolog der Deutschen 27 S. 995. — F. Volbehr, Prof. und Docenten der Chr. Albr. Univ. zu Kiel. K. 1887, S. 75.

Carstens.

Schulz: Leopold S., Historienmaler, geboren 1804 zu Wien, Sohn eines Malers, kam frühzeitig in die Akademie und erhielt schon 1826 für das berühmte und reiche Stift St. Florian schöne Aufträge mit Porträts- und Kirchenbildern, deren Ausführung ihn bis 1829 festhielt. Dann ging S. mit guten Empfehlungen nach München zu Cornelius, fand freundliche Förderung und copirte nebenbei eine Madonna nach Francesco Francia für St. Florian. Damit erhielt er auch weitere Mittel zu einer Reise nach Italien, wo er längere Zeit in Neapel und Rom verweilte und in letzterer Stadt ein Porträt des neuerwählten Papstes Gregor XVI. für St. Florian malte. Nach seiner Rückkehr fand S. zu München eine willkommene Thätigkeit bei den Fresken im neuen Königsbau und malte nach Schnorr's Zeichnungen mit Hiltensperger, F. v. Olivier und Streidel an den Bildern zu den Hymnen des Homer und zu den Gedichten des Theokrit (vgl. E. Förster, München 1858. S. 109 und 117). Außer den Compositionen zu Theokrit lieferte S. einige Oelbilder: den „Einzug der ersten Kreuzfahrer in der hl. Grabkirche" (vgl. Kunstblatt 1836. S. 58), ein „Martyrium des hl. Florian" (Kunstblatt 1837. S. 38); er fand auch Verwendung bei dem unter Heinrich v. Heß ausgeführten Fresken-Cyclus in der Basilika (vgl. Stubenvoll, Basilika 1875. S. 53). Mit seinem Freunde und Landsmann Moriz v. Schwind und dem Sachsen Gustav Hennig malte dann S. 1838 die

Fresken aus der Mythe von „Amor und Psyche“ in dem bei Altenburg gelegenen, dem Dr. Crusius gehörigen Schlosse Rüdigsdorf. Diese später von Albert photographirten und 1878 bei Hallberger in Stuttgart herausgegebenen Bilder zeigen das Vorbild des Cornelius, wobei der Antheil der einzelnen Maler nicht entschieden hervortritt. In Wien wurde S. 1843 Custos an der Gemäldegallerie des Grafen Lamberg, 1844 Corrector an der Schule für Historienmalerei bei der k. k. Akademie und 1845 Professor und Lehrer des Freihandzeichnens, welche Stelle er bis zu seiner 1872 erfolgten Quiescenz bekleidete. In Wien, wo nun eine große Reihe von Compositionen, Zeichnungen und Bildern entstanden, entlastete sich S. von den Cornelianischen Eindrücken und lenkte mehr in die Fußstapfen Joseph v. Führich's. Historische und religiöse Stoffe wechselten mit romantischen Vorwürfen oder Randzeichnungen und Aquarellen und ganzen Cyklen eigener Erfindung. Dazu gehören 1839: „Christus mit den Jüngern zu Emaus“; 1840 „Die heiligen Frauen am Grabe des Herrn“; „Herzog Ernst der Eiserne als Brautwerber“; „Karl V. in seiner Siedelei zu St. Just“; die „Madonna mit den Landespatronen des Oesterreichischen Kaiserstaates“; „Kaiser Ludwig der Baier besucht seinen Gegner Friedrich den Schönen von Oesterreich auf der Trausnitz“ (abermals ausgestellt 1889 auf der Internationalen Jubiläums-Ausstellung in Wien 1889). Zu seinen größten Leistungen zählen zwei kolossale Fresken und zwei Oelbilder zu St. Johann in der Jägerzeile, drei Freskobilder in der Kirche von Altlerchenfeld, vier kleinere Oelgemälde in der St. Peterskirche, die Deckenbilder in der Kirche am Schottenfeld, das Altarblatt der Pfarrkirche in der Rossau, die Glorification des hl. Alfons in der Krypta der Redemptoristen und einige besonders schöne Bilder in der Stiftskirche des hl. Florian zu Linz, in St. Severin zu Heiligenstadt und in der Redemptoristenkirche zu Leoben. Für seine Betheiligung an dem „Missale Romanum“ erhielt S. das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens. Zwei größere Cyklen mit Bleistiftzeichnungen, welchen offenbar Jugendarbeiten zu Grunde lagen, behandelten „die zehn Gebote“ (angekauft für die Bibliothek der Wiener Kunstakademie) und „das Glaubensbekenntniß“ (photographirt von Bruckmann), womit S. wieder „in seine alte cornelianische Schule zurückkehrte“. S. starb vom 5. auf den 6. October 1873 zu Heiligenstadt (bei Wien); er war ein höchst achtungswerther Künstler, der, unbekümmert um materielle Fragen, nur dem Ideal seiner Kunst lebte. Er zählte zu den häufig als Mittelgut bezeichneten Kräften, welche den Errungenschaften der jeweiligen Bahnbrecher in weiteren Radien folgen und daraus ihre bisweilen wechselnden Ansichten und Folgerungen ziehen und in achtungswerther Weise zu gestalten wissen.

Vgl. A. v. Schaden, Artistisches München 1836, S. 149. — E. Förster, Gesch. der deutschen Kunst 1860, V, 506 ff. — Nr. 287 „Allgemeine Zeitung“ vom 14. October 1873. — Wurzbach, 1876, XXXII, 183. — Seubert, Künstlerlexikon 1879, III, 277.

H. Holland.

Schulz: Johann Otto Leopold S., geboren am 17. October 1782, † am 17. October 1849. Sein Vater war Prediger zu Wurow bei Labes in Pommern; ihm brachte seine Stelle nur ein Einkommen von 400 Thalern, dennoch haben von seinen fünfzehn Kindern acht Söhne studirt. Der Vater unterrichtete die Kinder selbst soweit, daß z. B. Otto, als er 1797 auf das Gymnasium zu Alt-Stettin gebracht wurde, gleich in die Prima gesetzt werden konnte. Nach zwei und einem halben Jahre bezog er die Universität Halle, um Theologie und Philologie zu studiren. Besonderen Einfluß übten auf ihn die Vorlesungen Friedrich August Wolf's aus, dessen philologisches Seminar er auch besuchte. Auf dem Fechtboden wurde ihm durch einen unglücklichen Stoß eines Kameraden

das linke Auge ausgestoßen. Nach wiederum zwei und einem halben Jahre verließ er die Universität und nahm eine Hauslehrerstelle im Hause des Barons v. d. Golz auf Züzer bei Callies in Pommern an, wo er Gelegenheit fand, seine Bildung zu erweitern und zu vertiefen und auch die Formen des feinen gesellschaftlichen Verkehrs sich anzueignen. Erst nach drei Jahren absolvirte er die Prüfung pro facultate und übernahm eine Lehrerstelle am Gymnasium in Stargard. Aber auf Wunsch der v. d. Golz'schen Familie kehrte er nach weniger als zwei Jahren noch einmal in seine frühere Privatstellung zurück und blieb dort bis zu seiner Uebersiedlung nach Berlin, wo er, nachdem er neun Monate Mitglied des Königl. Seminars für gelehrte Schulen gewesen, zu Neujahr 1812 als Collaborator an dem vereinigten Berlinisch-Köllnischen Gymnasium angestellt wurde. 15 Jahre hindurch, bis zum Jahre 1826, blieb er so ununterbrochen an dem Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster thätig und unterrichtete nach und neben einander in fast allen Unterrichtsfächern, namentlich im Lateinischen, Hebräischen und in der Mathematik. Um sorgenfrei leben zu können, mußte er nach seiner 1814 erfolgten Verheirathung mit Caroline Essen, einer Apothekerstochter aus Dramburg in Pommern, noch Privatstunden geben und Pensionäre ins Haus nehmen. Trotzdem blieb ihm Zeit übrig, auch noch die theologische Prüfung zu bestehen und eine Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen und mehrere Schulbücher zu verfassen, unter denen seine lateinische Grammatik weite Verbreitung gefunden hat.

Im J. 1826 wurde S. in die Stellung eines Königl. Provinzialschulrathes und Mitglieds des Schulcollegiums der Provinz Brandenburg berufen, zu welchem Amte er wegen seiner vielseitigen wissenschaftlichen Kenntnisse und seiner pädagogischen Begabung besonders geeignet erschien. Mit großem Eifer und redlichem Willen hat S., wie auch seine Gegner anerkannten, sein Amt verwaltet und vielfach auch auf allen Gebieten der Schule anregend und fördernd eingewirkt. Auch gerade auf dem ihm neuen Gebiet des Volksschulwesens hat er im Amte und in der seit 1835 wieder aufgenommenen schriftstellerischen Thätigkeit eine bedeutende Wirksamkeit geübt. Seine Zeitschriften („der Schulfreund“ und das „Schulblatt für die Provinz Brandenburg“) und seine Schulbücher (die „Handfibel“, das „Berlinische Lesebuch“, das „Tirocinium“, das „Biblische Lesebuch“, die „Deutsche Sprachlehre“ u. a. m.) zeugen nicht minder von seinem Eifer, als von seinem pädagogischen Geschick und seiner großen Begabung zu klarer und schöner Darstellung. Auch in seinen polemischen Aufsätzen zeigt sich überall Tiefe des Wissens, Klarheit des Urtheils und die Ruhe und Besonnenheit einer edlen Natur. Aber eine der Hauptaufgaben der damaligen Verwaltungsbehörden war, die Ausbildung der Volksschullehrer in den Seminaren und die Hebung des Schullehrerstandes in geistiger und leiblicher Hinsicht. Und diese schwierige Aufgabe konnte S. nach seiner ganzen Anschauungsweise nicht glücklich lösen. Er, wie die damalige Regierung überhaupt, verkannte die Forderungen des rasch aufstrebenden Bildungsbedürfnisses und der erwachenden Selbständigkeit des Volkes und auch des Lehrerstandes, und in dem Streben, sich nicht zum Ueberhasten verleiten zu lassen, setzte er auch gesunden Bestrebungen Hemmnisse und einen gewissen passiven Widerstand entgegen. In einem langen, unerquicklichen Streit mit dem Seminardirector Adolf Diesterweg, der freilich ein unbequemer Untergebener war und in seinem hastigen Drängen und seiner agitatorisch-polemischen Schriftstellerei die Grenzen des zur Zeit Erreichbaren mehrfach übersprang, trug zwar scheinbar S. den Sieg davon, da Diesterweg 1847 seines Amtes enthoben wurde, und schon vorher dem Schulrath das ihm zeitweise abgenommene Decernat über das Berliner Seminar wiederum übertragen worden war; aber die weitere Entwickelung des Volksschulwesens hat

außer Zweifel gestellt, daß Diesterweg's Bestrebungen zur Hebung der Lehrerbildung berechtigt waren. Wenn S. meinte: „das Seminar gestalte sich zu einer Universität für Volksschullehrer, der Seminarlehrer werde zum bloßen Docenten, und in den Seminaristen bilde sich immer mehr die Studentenansicht und der Studententon aus", so kann man heut wohl diese Furcht als unnöthig bezeichnen und eher einer etwas freieren Bildung auf den Seminaren das Wort reden, die immer noch zu sehr das Gedächtniß ihrer Zöglinge auf Kosten der freien Verstandesbildung in Anspruch nehmen und gerade dadurch einer gewissen Ueberhebung leicht Vorschub leisten. S. betrieb ferner eine möglichst enge Verbindung der Schule mit der Kirche; Diesterweg suchte umgekehrt die Schule aus der unmittelbaren Abhängigkeit von den Geistlichen zu befreien. Beider Männer Ansichten sind nach ihrem Tode die Grundlage bedeutsamer Regierungserlasse geworden. Schulz's begeisterter Biograph, sein Schwiegersohn Richter, hebt ausdrücklich hervor, daß die Regulative von 1854 augenscheinlich die pädagogischen Grundsätze und Lehren seines Schwiegervaters vor Augen oder im Gedächtniß gehabt haben, und wie dies zutrifft, so kann man auch sagen, daß die allgemeinen Bestimmungen vom October 1872 auf Diesterweg's Grundsätze und Lehren zurückgehen.

Schulz's Persönlichkeit war gewinnend. Er hatte feste und bestimmte Ansichten, aber sein ganzes Wesen war mild und freundlich; auch dem Gegner gegenüber war er gerecht und billig, und nie verlor er die seiner amtlichen Stellung gemäße Besonnenheit und Würde. Seine sehr vielseitigen Kenntnisse und Einsichten, sein lebhaftes Interesse für seine amtlichen Aufgaben und seine Gerechtigkeitsliebe hob selbst Diesterweg anerkennend hervor. Dazu kam als angenehme Würze im Verkehr mit den Freunden sein heitrer Sinn und Humor und seine Gewandtheit, gehaltvolle Gelegenheitsgedichte in deutscher und lateinischer Sprache zu dichten. Allgemein gewürdigt ist auch seine Begabung für volksthümliche Darstellung. Die von ihm geschriebenen Lesestücke sind zum großen Theil aus seinen Lesebüchern in viele andere Lesebücher übergegangen, wie denn noch heut seine Schulbücher, in neueren Bearbeitungen, vielfach im Gebrauche sind. Auch seine treffliche, zur hundertjährigen Feier der Thronbesteigung Friedrich's des Großen verfaßte Festschrift, welche die Stadt Berlin an die Schüler vertheilen ließ, ist 1886 zum Gebrauch in Fortbildungsschulen aufs neue herausgegeben worden.

Nachdem S. noch mit großem Schmerz und ernster Besorgniß gerade auch für die Zukunft der Lehrer und der Schule die Wirren des Jahres 1848 durchlebt hatte, steigerte sich bald eine Krankheit, die ihn schon in den letzten Jahren mehrmals zum Besuche des Karlsbades veranlaßt hatte und welcher er nach qualvollen Leiden an seinem Geburtstage im J. 1849 erlag.

Otto Schulz. Ein Denkmal für seine Nachkommen und seine Freunde von Julius Richter. Berlin 1855. (Hier findet man auch ein Verzeichniß aller seiner Schriften). — Diesterweg, Wie es mir erging oder Geschichte meines amtlichen Schiffbruchs. Jahrbuch für Lehrer 1851, S. 42 ff. — Pädagogische Abhandlungen von Otto Schulz herausgegeben von J. Richter. Berlin 1867. F. Jonas.

Schulz: Valentin S., einer der Dichter geistlicher Lieder bei den böhmischen Brüdern im 16. Jahrhundert. Es finden sich drei Lieder von ihm in der ersten (deutschen) Ausgabe des Brüdergesangbuches, die im J. 1566 unter dem Titel „Kirchengesang" erschien; er wird als Verfasser in dem Register der Ausgabe vom Jahre 1639 ausdrücklich genannt. Von seinen Lebensumständen wird hier nur mitgetheilt, daß er in Posen geboren und als Studiosus im J. 1574 zu Eibenschütz als Märtyrer gestorben sei, denn so werden die Worte Evancicii exstinctus est zu verstehen sein.

Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied I, S. 467, 727 und 730. Seine drei Lieder ebenda IV, 449 ff. — Vgl. auch Koch, Das deutsche Kirchenlied u. s. f., 3. Aufl., II, 416.

l. u.

Schulz: Wilhelm S.-Bodmer, deutscher Publicist, geboren zu Darmstadt am 13. März 1797 (nicht am 16. Januar 1790) † am 9. Januar 1860 in Hottingen bei Zürich, trat 1811 als Cadet in das Darmstädtische Leibregiment, wohnte als Officier der Rheinbundtruppen den Schlachten des Feldzuges von 1813 bei, und kämpfte nach dem Uebertritte dieser Truppen auf die Seite der Alliirten mit Begeisterung gegen den Bedrücker deutscher Nation. Eine politische Flugschrift für Deutschlands Einheit zog ihm eine militärgerichtliche Untersuchung zu, die nach einjähriger Haft mit Freisprechung endete, jedoch seine Entlassung aus dem Militärdienst zur Folge hatte. Hierauf studirte er in Gießen einige Semester die Rechte und beschäftigte sich mit publicistischen Arbeiten. In den Jahren 1830 und 31 begab er sich nach Augsburg und München, dann nach Stuttgart, um mit dem 1. Januar 1832 von Cotta die Herausgabe des „Hesperus“ zu übernehmen. Da er aber in politischen Fragen von Cotta abweichende Ansichten hatte, und fast gleichzeitig von der Stuttgarter Polizei aus Württemberg ausgewiesen wurde, nahm er um Ostern 1832 wieder seinen Wohnort in Darmstadt. Einige Schriften, namentlich „Deutschlands Einheit durch National-Repräsentation“ (Stuttgart 1832) und „Testament des deutschen Volksboten“ (Offenbach 1833), verwickelten ihn in neue Untersuchungen. Vor ein hessisches Kriegsgericht gestellt und zu 3 Jahren Haft verurtheilt, trat er diese Strafe im September 1834 auf der Festung Babenhausen an, wußte indeß mit Hilfe seiner Frau in der Nacht vom 30. auf 31. December desselben Jahres vom 3. Stockwerke seines Gefängnisses nach dem Elsaß zu entfliehen. Von hier ging er 1835 nach Nancy, und ließ sich im folgenden Jahre als Privatdocent an der Universität Zürich dauernd nieder, nachdem er zuvor in Seltisberg in Basel-Land das Bürgerrecht erworben hatte. In Zürich entwickelte S. eine umfassende litterarische Thätigkeit. Zu den hervorragendsten Arbeiten aus jener Zeit gehört das berühmte Buch „Der Tod des Pfarrers Dr. F. C. Weidig“ (Zürich und Winterthur 1843) und die mit Welcker herausgegebene Schrift: „Die geheime Inquisition, die Censur und Cabinetsjustiz in unheilvollem Bunde“ (Karlsruhe 1845); zugleich bearbeitete er einige Artikel des Rotteck-Welcker'schen Staatslexikons, und veröffentlichte sein geistvolles, nationalökonomisches Werk: „Die Bewegung der Production“ (Zürich und Winterthur 1843), eine Schrift, welche viele Anhänger, aber auch zahlreiche Gegner zählte. Als 1847 der Sonderbundskrieg losbrach, trat er in das Schweizerheer; sein Hauptinteresse blieb jedoch Deutschland zugewendet, wohin er 1848 sofort zurückkehrte, und wo er von Darmstadt in das Frankfurter Parlament gewählt wurde. Seinen bisherigen Anschauungen getreu saß er auf der linken Seite des Hauses; bekannt ist sein Antrag auf Errichtung eines Parlamentsheeres. Nach Sprengung des Stuttgarter Rumpfparlamentes kehrte er wieder nach Zürich zurück, und nahm, fortwährend publicistisch wirksam, an den politischen Ereignissen seiner Zeit den lebhaftesten Antheil. Nach dem Ableben seiner ersten Frau verheirathete er sich mit einer Dame aus der bekannten Schweizer Familie Bodmer, deren Namen er dem seinigen anfügte. Das Hauptübel der Zeit in den großen stehenden Heeren erblickend schrieb er vor Ausbruch des italienischen Krieges: „Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft“ und: „Entwaffnung oder Krieg &c.“ (beide Leipzig 1859). Diese Schriften zeichnen sich durch gründliche Studien aus, und spricht sich der Verf. im Interesse des allgemeinen Weltfriedens für Abschaffung der stehenden Heere nebst Conscription und Einführung allge-

meinen Milizsystemes zur Vaterlandsvertheidigung aus. S., ein geistig wie körperlich sehr kräftiger Mann, wurde gegen Schluß des Jahres 1859 von schmerzvoller Krankheit ergriffen, die ihn nach wenigen Wochen (9. Januar 1860) hinwegraffte. Am 11. desselben Monats wurde er von seinen politischen Freunden zu Grabe geleitet. S. besaß umfassende Kenntnisse — namentlich auf militärischem und staatswirthschaftlichem Gebiete —, einen durchaus biedern, humanen Charakter und warme Vaterlandsliebe. Seine entschieden demokratische Richtung schloß jedoch eine unmittelbare Thätigkeit in seiner Heimath aus. Die früheren Schriften siehe bei Scriba, biographisch-litterarisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen, 2. Abth. S. 668.

Scriba a. a. O. 1. Abth. S. 377 u. ff., 2. Abth. S. 667 u. 668. — Unsere Zeit, (1860) IV, 78. — Wagener's Staats- und Gesellschaftslexikon, XVIII, 518. — Conversationslexikon der Gegenwart IV, 961. — Allgem. Zeitung vom 12. Jan. 1860, Beilage.

Esnhrt.

Schulz: Eduard S.-Briesen, Porträt- und Genremaler, geboren am 11. Mai 1831 in dem Hause Amstel in der Nähe der Abtei Knechtsstädten. Von seinem Vater zur militärischen Laufbahn bestimmt, kam er früh auf die Cadettenanstalt zu Bensberg. Die strenge Erziehung sagte jedoch seinem phantasiereichen Gemüth nicht zu, und es gelang ihm, von seinen Eltern die Erlaubniß zu erwirken, seinem Hange für die Kunst zu folgen und Maler zu werden. Schon als Knabe hatte er viel gezeichnet und hübsche Proben seines Talentes abgelegt. Im J. 1849 bezog er die Akademie zu Düsseldorf, wo Karl Sohn und Hildebrandt seine Lehrer waren. Nach 2 Jahren (Ende 1859) zog ihn der Zauber, den damals die belgische Coloristenschule auf die Welt ausübte, nach Antwerpen, bei der dortigen Akademie wurde er Schüler von Dykmans und Wappers. Sein Streben nach den höchsten Zielen der Kunst führte ihn weiter nach Paris, um sich mit den Werken und der Technik der dortigen Meister vertraut zu machen. Haben seine Studien in Antwerpen und Paris auch viel zu seiner Ausbildung beigetragen, so ist der Künstler doch nicht bloß in seinem innersten Wesen, sondern auch in seiner äußern Auffassung ganz deutsch und in seiner correcten Zeichnung und maßvollen Farbe der Zögling der Düsseldorfer Malerschule geblieben. Anfang der 50er Jahre war sein Vater an die Steuerkasse in Elberfeld versetzt worden. Nachdem S. in den Jahren 1854/55 seiner Militärpflicht in Köln genügt hatte, begab er sich nach Berlin und darauf nach Westfalen, wo er sich auf den Schlössern und in den Städten als Porträtmaler beschäftigte, bis er sich als solcher in Barmen niederließ. Eine Zeitlang leitete er hier auch ein photographisches Atelier und lieferte an Buchhändler poetisch empfundene und scharf gezeichnete Illustrationen. Aus dieser ersten Zeit stammen ein Porträt seines Vaters und des Dichters Hoffmann v. Fallersleben, die sich durch klare Zeichnung und scharfe Charakteristik auszeichnen, beide im Besitz seiner Wittwe. Erst nach 1870, nachdem S. wieder nach Düsseldorf übergesiedelt war und in lebhaftere Wechselbeziehung mit anderen Künstlern trat, entwickelte sich sein Talent zur vollen Reife. Jetzt begann er Genrebilder zu malen. Sein erstes derartiges Werk, welches Aufsehn erregte, war das Bild „Die verlorene Ehre". Ein junger Mann mit durchgeistigtem Kopf, einer höheren Gesellschaftsklasse entstammend, ist als Wilddieb verhaftet und wird mit gemeinen Dieben zusammen eingesperrt, während die ehrsamen Honoratioren des Dorfes das Ereigniß besprechen. Gleich mit diesem ersten Bilde tritt S. in die für ihn charakteristische Auffassung ein. Die Scene ist von ihrer sittenbildlichen Seite genommen und hält im Ganzen wie in den einzelnen Figuren die glückliche Mitte zwischen typischer und indivi-

dueller Darstellung. Dieses Bild verschaffte ihm seine Stellung unter den ersten Genremalern Düsseldorfs, es befindet sich jetzt in Privatbesitz in Eisenach. Das nächste größere Bild ist vom Kunstverein in Barmen gekauft und heißt „Im Herrenstübchen“. Dasselbe charakterisirt in treffender Weise das deutsche Kleinstädterthum von seiner gemüthlichen zufriedenen und behäbigen Seite. „Der Gang zur Untersuchung“ befindet sich in der städtischen Galerie zu Düsseldorf. Es ist eine ergreifende Scene, wie im Hofe des alterthümlichen Gerichtsgebäudes der rothhaarige in Ketten geschlossene Angeklagte von seiner Frau und seinem Kinde Abschied nimmt. „Der Feinschmecker“ stellt einen geistlichen Herrn bei den Freuden der Tafel dar. Auch hier sind der Held und seine Umgebung in liebenswürdigster Weise geschildert. Andere Bilder behandeln einen „Streit auf dem Tanzboden“ (von großer dramatischer Wirkung), einen „Arzt am Krankenbett“, letzteres nach Wien verkauft. „Jugenderinnerungen“ hat der Künstler ein Bild genannt, auf dem in altmodischem Zimmer zwei alte Jungfrauen beim Kaffee ihre Erlebnisse austauschen, auch hier ist jede Spur von Satire vermieden und der Gegenstand in gemüthvoller Weise behandelt, das Bild befindet sich in Privatbesitz in Crefeld. Die poetische Empfindung des Künstlers hat ihren Ausdruck gefunden in dem Bilde „Gottesdienst auf dem Lande“. In einem elsaßer Dorfe sitzen an einem heißen Tage im Schatten der Kirche hübsche Dorfmädchen, ein älteres Paar ruht der Kirche gegenüber auf einem Grabsteine aus, eine gebrechliche Alte hinkt aus dem Hintergrunde heran. Voller Andacht ist das Ganze, voller Poesie namentlich die reizende Landschaft, die Dorfgärten, die sich an den Hügelhängen hinaufziehen. Ebenso poetisch ist auch ein kleineres Bild, welches ein Liebespaar am Brunnen darstellt. Ein Meister wie S. war besonders geeignet zur Wiedergabe des Kinderlebens. Ein frühes Bild von ihm hat einen „Kindercarneval“ zum Vorwurfe, die Kleinen halten vor einem großen Spiegel Costümprobe. Zwei andere Kinder an einem Maurerkübel sind in Knaus' Weise empfunden. Das letzte größere Genrebild sind „Die eingebrachten Zigeuner“. Durch das gewölbte Thor eines kleinen mittelalterlich gebauten Städtchens ziehen sie herein und die Bevölkerung läuft staunend zusammen. Wie in einer Novelle ist in der kleinen Ecke am Thor das Leben des Städtchens geschildert. Die Oertlichkeit ist aus Rothenburg ob der Tauber, von dorther stammt des Künstlers Gattin, und die malerischen Motive dieser alten Stadt hat der Künstler häufig benutzt. Alle diese Bilder sind in fein empfundener aber gehaltener Farbe, in harmonischem Gesammtton und vortrefflicher Zeichnung. In den ersten zehn Jahren seines Düsseldorfer Aufenthaltes hatte S. das Bildniß fast vollständig vernachläßigt. Durch einen Kunstsammler angeregt, machte er 1880 mit demselben eine Reise durch Holland. Die Porträtwerke in Amsterdam, Haarlem und im Haag ergriffen ihn so, daß er aussprach, sein wahrer Beruf sei doch die Porträtmalerei. Zurückgekehrt malte er seinen Reisegefährten. Das Bild wurde 1881 ausgestellt. Die Wahrheit und Natürlichkeit, der warme leuchtende Fleischton, die breite Behandlung, die scharfe treffende Charakteristik errangen ihm reiche Anerkennung, und Auftrag folgte auf Auftrag. Eine große Zahl von Damen und Herren, ganze Familiengruppen hat er seitdem gemalt, dieselben zählen zum besten der neueren Bildnißmalerei. Großes Bedauern empfand die ganze Kunstwelt, als der liebenswürdige feingebildete Künstler ihr und seiner Familie im 60ten Lebensjahre in voller Thätigkeit und auf der Höhe seines Schaffens entrissen wurde. Er starb zu Düsseldorf am 21. Februar 1891. — Seine früheren Bilder sind mit Ed. Schulz, die der letzten 10 Jahre mit Ed. Schulz-Briesen gezeichnet.

M. G. Zimmermann.

Schulz: Leopold Ludwig S. v. Straßnitzki, cameralistischer Schriftsteller, wurde in Wien am 5. October 1743 geboren als zweiter Sohn des Porzellanmalers Anton S., der bei der Gründung der Wiener Porzellanfabrik mitbetheiligt war und dann als der erste die Emailmalerei in Wien einführte und zu weiter Verbreitung brachte. Anton S. war aus der Stadt Rössel in dem damals zum Königreiche Polen gehörigen Antheile Ostpreußens, nämlich dem Ermeland, nach Oesterreich ausgewandert, in welcher Stadt, soweit sich dies überhaupt verfolgen läßt, seine Vorahnen in dem ununterbrochenen Besitz des erblichen Amtes eines Scabin (Schulzen) waren, so daß deren eigentlicher Familienname mit der Zeit völlig verloren ging und sie nur nach ihrem Berufe genannt wurden. Leopold S. besuchte das Gymnasium, hörte dann die vorgeschriebenen Vorlesungen in den sogen. philosophischen Jahrgängen und absolvirte hierauf das rechts- und staatswissenschaftliche Studium an der Universität zu Wien, in welchem letzteren auch Martini, Gaspari und Sonnenfels seine Lehrer waren. Insbesondere Sonnenfels nahm an dem fähigen und strebsamen jungen Mann lebhaften Antheil, und bestimmte ihn im J. 1766, sich um die in der Errichtung begriffene Lehrkanzel der Polizei- und Cameralwissenschaften in Klagenfurt zu bewerben, die ihm, nachdem sein umfangreiches schriftliches Elaborat als das beste erkannt wurde, und er auch bei der durch mehrere Stunden andauernden, von drei Räthen der Hofkammer, der Commerzhofstelle und der Hofkanzlei und von Sonnenfels vorgenommenen strengen mündlichen Prüfung vorzüglich entsprochen hatte, trotz mannichfacher gegen ihn angesponnener Intriguen, die schließlich die Monarchin selbst, die Kaiserin Maria Theresia, durchkreuzte, unter Gewährung eines Jahresgehaltes von 700 fl. und eines jährlichen Betrages von 100 fl. zur Anschaffung der nöthigen Bücher mit der allerhöchsten Entschließung vom 5. März 1768 endlich verliehen wurde. Da alle Exemplare des Werkes von Sonnenfels über Polizeiwissenschaft bereits vergriffen waren, ließ S. sofort einen „Auszug aus den Polizeisätzen des Herrn von Sonnenfels, zum Gebrauche der öffentlichen Vorlesungen in Klagenfurt“ drucken, welcher der Neuheit wegen begierig gekauft wurde, und zur Grundlage für den Anfang seiner Vorlesungen diente. Bei der in der Burg abgehaltenen Antrittsvorlesung über den zum ersten Male eingeführten Gegenstand, zu dessen Studium anfänglich alle Kategorien von Verwaltungsbeamten und später auch die richterlichen Beamten von der Regierung verhalten wurden, waren der Landeshauptmann Graf Kuenburg, sämmtliche landeshauptmannschaftliche Räthe und sonstigen Beamten, der ganze Adel und alle Notabilitäten der Stadt anwesend, und frequentirten viele, unter ihnen auch der Landeshauptmann selbst, die Vorlesungen bis zum Ende des Schuljahres. Zu Anfang des Monats November 1768 wurde S. die Secretär- oder Actuarialsstelle bei der k. k. Agriculturgesellschaft in Kärnten übertragen, wofür er auf Grund eines Hofdecretes jährlich 200 fl. Remuneration bezog. Mit allerhöchster Entschließung vom 19. November 1771 wurde den Professoren gestattet, feierliche Disputationen unter allerhöchstem Schutze mit vorzüglichen Hörern vorzunehmen, von welcher Erlaubniß S. sowohl in Klagenfurt, als auch später besonders in Olmütz zu wiederholten Malen Gebrauch machte, bei welchen Gelegenheiten er eine größere Anzahl von kleineren Schriften herausgab, von welchen jene „Ueber die Verminderung der Feiertage“ die erste war. Ungeachtet der vielen Schwierigkeiten und Gehässigkeiten der Jesuiten, gegen die er in den ersten Jahren anzukämpfen hatte, weil sie die Vorträge über seinen Gegenstand selbst an sich reißen wollten, rechnete S. die vier Jahre in Klagenfurt bis zu seiner mit allerhöchster Entschließung vom 22. August 1772 erfolgten Versetzung auf den Posten eines Universitätsprofessors der politischen Wissenschaften in Olmütz zur schönsten Zeit seines Lebens, und trennte sich nur sehr ungerne von Land

und Leuten, die ihn lieb gewonnen hatten und anhänglich blieben, so daß sich sein Abschied zu einer wahrhaft rührenden Scene gestaltete.

Auch für Olmütz wurde ihm der Gehalt nur mit 700 fl. zugemessen, und bedurfte es einer Audienz bei der Kaiserin und einer Verfügung derselben, daß er die 200 fl., die er in Klagenfurt noch außerdem hatte, behalten durfte. Aus Anlaß seiner Uebersiedlung hielt er sich einige Tage in Wien auf, und wurde da von dem Minister noch darauf aufmerksam gemacht, daß er bei dem zufällig in Wien anwesenden Kanzler der Olmützer Universität, Domherrn Baron Schubirz, seine Aufwartung machen könnte. Gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit diesem Herrn, der der unversöhnlichste Feind von S. werden sollte, und es zeitlebens blieb, verletzte er ihn ganz unabsichtlich dadurch, daß er ihn abwechsend „Hochwürden“ und „Herr Baron“ titulirte, während derselbe beanspruchte, mit „Gnädiger Herr“ angeredet zu werden, in welcher Weise ihm, wie S. zu seinem größten Erstaunen dann wahrnahm, in der That von Seite der Olmützer Universitätsprofessoren ohne alle Ausnahme begegnet wurde. Völlig im Widerspruch mit dem Willkomm, der ihm in Klagenfurt zu Theil ward, fand er in Olmütz durchaus keine freundliche Aufnahme. Für die Antrittsvorlesung wurde ihm der Festsaal verweigert, weil er kein Doctor der Universität sei, und seinen Gegenstand in deutscher und nicht in lateinischer Sprache vortrage; in dem ihm hierfür angewiesenen düsteren Locale machten die Schuljungen durch Ein- und Auslaufen beständig Unruhe, so daß er unwillig seinen Vortrag abbrechen mußte; auf seine Beschwerde darüber wurde ihm bedeutet, daß das so Sitte in Olmütz sei. Zum Theil war dieser üble Empfang den Jesuiten zuzuschreiben, denen der Boden unter ihren Füßen zu wanken anfing, und deren Orden schon im nächsten Jahre 1773 im Monate October von Papst Clemens XIV. aufgehoben ward. Da sie in dieser Zeit noch im Besitz des größten Theiles der der philosophischen Facultät angehörigen Lehrkanzeln waren und sie ihre Position zu festigen strebten, beanspruchten sie in gleicher Weise die in die philosophischen Studien eingereihten Lehrkanzeln der politischen Wissenschaften, was sie ebenso in Olmütz, wie in Klagenfurt zu erreichen suchten; in Linz wurde dieses Fach von einem Mitgliede ihres Ordens vorgetragen, es kam aber bald wieder davon ab. Bald aber brachte es S. dahin, daß nach Ausbleiben der aufgehetzten Unruhestifter, die Zuhörer, denen es ernst mit dem Studium war, und unter denen sich Bürger der Stadt und wiederum mehrere Staatsbedienstete befanden, seinen Vorlesungen mit Interesse und Aufmerksamkeit folgten, und sind aus dieser seiner Schule so manche angesehene und hervorragende Beamte des österreichischen Verwaltungsdienstes ausgegangen. Nach Weisung des Hofdecretes vom 29. Mai 1773 wurde S. ohne alle strengen Prüfungen zum Doctor der Philosophie und der freien Künste der Olmützer Universität promovirt, welche Anordnung ihm neuerlich Widerwärtigkeiten von Seite des Baron Schubirz eintrug, und erst am 7. November 1774 in Vollzug gesetzt wurde. Durch seine unablässigen Bemühungen und Insinuationen, die Baron Schubirz mit ausdauerndem Eifer in Wien betrieb, gelang es ihm endlich, daß die aus dem Rector, dem Kanzler und den Directoren der drei Facultäten für Olmütz bestehende Studiencommission durch das Hofdecret vom 1. October 1774 aufgehoben, und er zeitweilig mit der alleinigen Leitung der Universität betraut wurde; die ihm mitgegebenen Pläne der drei Facultäten, die nunmehr eingeführt werden sollten, erklärte er für Olmütz nicht anwendbar, und schaltete nun nach völliger Willkür, seine Berichte gingen unmittelbar nach Wien und bekam das Landesgubernium in Brünn nur Abschriften davon. Mit Hofkanzleidecret vom 19. Juli 1776 wurde S. intimirt, daß Ihre Majestät demselben „in Ansehung sowohl seiner rühmlichen Eigenschaften, als auch der von ihm als öffentlicher Lehrer der Polizei- und Cameralwissen-

schaften zu Olmütz bisher bezeigten eifrigen Verwendung und Geschicklichkeit den kais. königl. Rathstitel unentgeltlich a. g. beizulegen geruht haben. Und es verbleiben Ihre Majestät mit kaiserl. königl. und erzherzogl. Gnaden demselben wohlgewogen". Von dem patriarchalischen Geist der Kaiserin zeugt es, daß sie auf dem betreffenden Act eigenhändig niederschrieb: „Ich resolvire den Schulz; es muß ihm geholfen werden; ich weiß, er hat keine Mittel; es sind ihm also alle Taxe nachzusehen, und überhaupt aller Vorschub zu leisten". Schon oben wurde erwähnt, daß S. einen Auszug aus den Polizeisätzen von Sonnenfels drucken ließ. Dieser äußerte sich über denselben wörtlich folgendermaßen: „Dieser Entwurf ist recht gut, recht gar gut, besonders zum Präpariren; ich wünschte, daß ich ihn schon lange gehabt hätte, und daß er ihn von der Handlung und von der Finanz auch machte; ich will ihn allen meinen Zuhörern empfehlen." Dem Verfasser dieser Lebensskizze liegt ein Exemplar der von S. bearbeiteten, den ganzen Stoff enthaltenden, bei dem Buchhändler Johann Georg Gastl zu Brünn in der Sattlergasse im J. 1791 erschienenen Broschüre vor, betitelt: „Tabellarischer Entwurf über die Grundsätze der Polizei, Handlung und Finanz, vom Herrn Hofrathe v. Sonnenfels zu dem Leitfaden des politischen Studiums. Nach der fünften verbesserten und vermehrten Auflage". An diesen Grundriß hielt sich S. bei seinen Vorlesungen. Die fortgesetzten Chicanen und Eigenmächtigkeiten des Baron Schubirz gegen die Professoren und insbesondere gegen S., der sich vermöge seiner selbständigen Natur nicht so zu schmiegen und zu bücken wußte, wie so manche Andere, bestimmte endlich das mährische Landesgubernium, einen seiner Räthe zur Untersuchung der Verhältnisse an der Universität nach Olmütz abzuordnen, der auch zwei vertrauenswürdigen Professoren diesfällige Aeußerungen abverlangte, die jedoch bloß zu seiner Privatinformation und zu keinem weiteren amtlichen Gebrauch dienen sollten. Dessen ungeachtet wurden die zwei Aeußerungen und eine von S. verfaßte, gleichfalls ihm abverlangte, durch ihre scharfe Sprache höchst merkwürdige umfängliche Darstellung des Verfalls der Olmützer Universität und der Ursachen desselben von dem Gubernium der Studienhofcommission vorgelegt, wo der Inhalt der erwähnten Schriftstücke geradezu Aufsehen erregte, so daß sich der davon unterrichtete Schubirz eilends nach Wien aufmachte, um den üblen Eindruck zu verwischen. Diesmal aber hatte seine Vertheidigung keinen Erfolg, und schlugen alle seine Vorstellungen fehl; voll Ingrimm trat er seine Rückreise nach Olmütz an, und wurde während derselben in Nikolsburg am 14. Februar 1777, nachdem er wieder in den Postwagen eingestiegen war, von einem Schlaganfall getroffen, der in wenigen Minuten seinen Tod herbeiführte. Nach einer nochmaligen, von einer Hofcommission durchgeführten eingehenden Untersuchung wurde sodann neuerlich eine Studiencommission in Olmütz eingesetzt.

Aus Anlaß der Transferirung des Theresianums von Wien nach Brünn, und nachdem die Weisung ergangen war, ein nach strenger Ordnung einzurichtendes Priesterhaus dort zu organisiren, und da es nahe lag, die betreffenden und die damit in Zusammenhang stehenden Anstalten unter die nähere Aufsicht des Guberniums zu bringen, entschloß sich die Regierung, die Universität mit dem Beginn des Schuljahres 1777—78 von Olmütz nach Brünn zu verlegen. Mit Diplom vom 6. October 1778 wurde S. mit Stimmeneinhelligkeit zum Mitglied und Beisitzer der k. k. Gesellschaft des Ackerbaues und der nützlichen Künste im Markgrafenthume Mähren ernannt. Unter dem 4. November 1778 wurde S. ein Decret des Guberniums eingehändigt, durch welches ihm mitgetheilt ward, Ihre Majestät haben „in Anbetracht, daß zu besserer Aufnahme des Studii der Cameral- und Polizeiwissenschaften und forthiniger Aufrechterhaltung der guten Ordnung und des Fleißes bei demselben in mehreren Ihro Erblanden

eigene Protectores dieses Studii aufgestellet seien, bei nunmehriger Uebersetzung der Universität von Olmütz nach Brünn (mit a. h. Entschließung vom 26. September 1778) auch daselbst die Aufstellung eines Protectoris der Cameral- und Polizeiwissenschaft zu resolviren, und hierzu den Obristlandrichter Herrn Grafen von Mittrowsky in Rücksicht seiner bekannten besonderen Einsicht und Neigung zu deren Wissenschaften a. g. zu ernennen geruht", zu welcher allerhöchster Entschließung von S. selbst durch ein bei der Kaiserin eingebrachtes Majestätsgesuch die Anregung ausgegangen war. Zu Beginn des Jahres 1779 wurde S. als Beisitzer der unter dem Präsidium des Grafen Mittrowsky für Brünn eingesetzten Studiencommission bestellt. Am 2. November 1780 wurde er für das Schuljahr 1780—81 zum Decan der philosophischen Facultät gewählt. Laut Hofdecret vom 14. September 1782 wurde, nachdem das Theresianum bereits im Mai desselben Jahres nach Wien zurückverlegt worden war, die Universität in Brünn vom Kaiser wieder aufgehoben und angeordnet, daß in Olmütz in Hinkunft nur ein Lyceum bestehen solle. In der Anzahl und dem Umfange der vorzutragenden Gegenstände trat aber deswegen keine Aenderung ein; gerade so wie in Brünn wurden vom Schuljahre 1782—83 auch in Olmütz die theologischen, juristischen, medicinisch-chirurgischen und philosophischen Collegien in der bisherigen Ausdehnung abgehalten. Die Vorträge von S. hatten von nun außer seinen Lehrfächern auch „einen statistischen Abriß der Provinzialverfassung nebst dem Geschäftsstil in sich zu fassen". Zu Beginn des Schuljahres 1782—1783 wurde S. wieder zum Decan der Philosophie für dieses Jahr gewählt. Am 4. November 1784 endlich wurde er zum Rector des Lyceums in Olmütz gewählt, und hatte gleich im Beginn dieser seiner Function mit der Ordnung der alten und neuen Acten und Bücher der bestandenen Universität und des jetzigen Lyceums viel zu thun, da ihm von dem Exrector Alles in Pausch und Bogen, ohne in Fascikel eingetheilt und ohne zusammengebunden zu sein, und auch ohne ein Verzeichniß, buttenweise ins Haus geschickt wurde. Er unterzog sich dieser mühevollen Arbeit, rubricirte, concipirte, mundirte, expedirte und registrirte sämmtliche Schriftstücke selbst und verfaßte eine diesbezügliche Instruction, die von der Behörde genehmigt und dem nachfolgenden Rector zur Richtschnur vorgezeichnet wurde, der aber schon einen Kanzlisten zu seiner Beihülfe erhielt. Nachdem die Lehrkanzeln der politischen Wissenschaften den juristischen Facultäten und Directionen zugetheilt worden waren, und daher die Professoren dieser Lehrkanzeln Doctoren der Rechte werden mußten, erhielt S. von der Universität in Wien unter dem 29. März 1785 das ordentliche Diplom als Doctor der Rechte.

Am 14. September 1787 wurde S. ein Decret vom Gubernium zugestellt, mit welchem ihm eröffnet wurde, daß nach Inhalt eines unterm 29. August 1787 dahin gelangten Hofdecretes sich „Seine Majestät über eine von den Lehrern der politischen Wissenschaften eingereichte Bittschrift um Bestimmung der Ordnung, nach welcher sie eine Beförderung anzusprechen hätten, zu entschließen geruht haben: Den Lehrern der politischen Wissenschaften sei zu ihrer Beruhigung die Versicherung zu geben, daß, da ihre theoretischen und praktischen Berufskenntnisse ihnen die vorzügliche Fähigkeit zu Kreisämtern verschaffen, sie auch eine Anstellung zu denselben nach ihrem Dienstalter beanspruchen können, ihnen also freistehe, sich in vorkommenden Erledigungsfällen bei den Länderstellen gehörig zu melden". Am 8. December 1787 bekam S. ein Schreiben von Sonnenfels, das gleich damit anfing, daß Seine Majestät ihn (S.) zum Kreishauptmann des Brünner Kreises ernannt habe. Als Sonnenfels sich dafür bedankte, habe der Kaiser bemerkt, „daß S. uns nur Ehre mache" und dann, „daß er ein Vater des Landvolkes sei, das ihm anvertraut wird". Die Zustellung dieses vom 13. December 1787 datirten, in böhmischer Sprache abge-

faßten Ernennungsdecretes, sowie des in böhmischer und in deutscher Sprache zu verlautbarenden Kreishauptmannspatentes verzögerte sich jedoch bis zum 19. Januar 1788, da es einerseits seinem Amtsvorgänger, Grafen Althan, dem wegen seiner Geschäftsgebahrung zu wiederholten Malen Verweise vom Gubernium ertheilt worden waren, mit der von ihm eingereichten Resignation nicht Ernst war, und andererseits der Kreishauptmann Graf Trauttmansdorff in Tarnow nach Brünn übersetzt werden wollte, und die Sache zu seinen Gunsten zu wenden hoffte. Als sich Sonnenfels aus diesem Grunde neuerlich zum Kaiser verfügte, entgegnete dieser: Noch habe ich kein Gesuch von Trauttmansdorff erhalten, bekomme ich es aber auch, so bleibt doch der S. in Brünn. Am 24. Januar 1788 wurde in der Rathssitzung des Guberniums von S. der Eid als Gubernialrath und Kreishauptmann abgelegt, und vollzog er dann am 29. Januar 1788 seine letzte Lehramtshandlung mit der Semestralprüfung seiner Schüler, mit der er seine zwanzigjährige Laufbahn im Lehramte abschloß. Da S. wegen seines Mangels an praktischen Erfahrungen weder vom Gubernium noch von der Hofkanzlei in Vorschlag gebracht war, hieß es in der allerhöchsten Entschließung, daß er „sich die praktischen Kenntnisse ganz leicht und in kurzer Zeit ebenfalls beilegen werde“. S. rechtfertigte diese kaiserliche Erwartung in vollem Maße, er lernte bald den Dienst in seinem gesammten Umfange und im Detail kennen, bereiste seinen Kreis zuerst allein und dann mit dem Gouverneur Grafen Ugarte, der nach der elftägigen Inspectionsreise seine Befriedigung und Anerkennung der getroffenen Verfügungen und Veranstaltungen mündlich und schriftlich ausdrückte; ebenso erwarb sich S. bald die Zufriedenheit aller sonstigen Behörden und die Zuneigung der Bevölkerung. Kurz vor seinem Tode las Kaiser Joseph in einem Rathsprotokoll der Hofkanzlei, daß der Kreishauptmann zu Hradisch in Mähren habe prügeln lassen; fast zu der gleichen Zeit überreichten auch bei ihm diese Mißhandelten und mit ihnen vier Gemeinden der Herrschaft Straßnitz ihre Beschwerde, daß ihnen ihre eigenthümlichen Wiesen und Grundstücke von der Obrigkeit gewaltsam entrissen worden seien, und das Kreisamt die Obrigkeit hierbei unterstützt habe. Der Kaiser befahl sogleich, die Sache zu untersuchen; aber sowol der vom Gubernium dazu designirte Kreishauptmann in Prerau, als auch der Kreishauptmann in Iglau verschanzten sich hinter Vorwänden, um mit der Angelegenheit nichts zu thun zu haben. Da wurde dann schließlich S. mit dieser heikeln Mission betraut, die er nach Ueberwindung von geradezu unglaublichen Schwierigkeiten und Hindernissen, die ihm von der Gutsinhabung und deren Bediensteten, sowie von der von der Obrigkeit abhängigen Geistlichkeit und selbst von den Beamten des Kreisamtes und des Guberniums fortwährend in den Weg gelegt wurden, in der Art zur Austragung brachte, daß ihm von der Hofkanzlei unter dem 12. October 1792 eröffnet wurde, Seine Majestät haben die von dem Herrn Kreishauptmann abgeführte Untersuchung, „wobei sich derselbe durch Gründlichkeit, Unbefangenheit und Standhaftigkeit gegen die obrigkeitlichen Umtriebe und Einstreuungen besonders ausgezeichnet hat, mit vollkommenen allergnäd. Wohlgefallen aufzunehmen und daher gnädigst zu befehlen geruht, daß dem Herrn Kreishauptmann über dieses so mühsame, im Zuge der Verhandlungen demselben so sehr verbitterte Commissionsgeschäft die allerhöchste Zufriedenheit zu erkennen gegeben, und zur ferneren Aufmunterung die Zusicherung ertheilet werden soll, daß Seine Majestät auf denselben nach Zeit und Gelegenheit besondere Rücksicht zu nehmen sich allermildest vorbehalten. Welches demselben zur angenehmen Wissenschaft mit dem Beisatze hiermit eröffnet wird, daß Seine Majestät sich gnädigst versehen, derselbe werde das Finalliquidations- und Ausgleichungsgeschäft, wegen dessen Uebernahme demselben durch den Weg der vorgesetzten Landesstelle die

weitere Weisung zukommen wird, mit gleicher Genauigkeit einzuleiten, mit gleichem Eifer zu betreiben, und mit der bereits bewiesenen Standhaftigkeit so bald als möglich vollkommen zu berichtigen beflissen sein". Die Untersuchung war in sechs bis sieben Wochen vollständig beendigt worden, und arbeitete dann S. durch beiläufig vierzehn Tage an seiner voluminösen Relation. Das Gubernium aber ließ den Act gegen anderthalb Jahre, nämlich vom September 1790 bis zum März 1792 liegen, bis es seinen eigenen Bericht an die Hofstelle erstattete, in dem sie manches Abfällige gegen S. vorbrachte. Aus Anlaß dieser Untersuchung wurde ihm der erbländische Adel angetragen, den er jedoch damals ablehnte. Späterhin gab er den Bitten seiner Söhne nach und bat, nachdem er schon längst in Pension war, um Verleihung des Adelstandes, in den er mit dem vom Kaiser Franz eigenhändig unterzeichneten Diplom vom 6. April 1808 in besonderer Erinnerung an seine ehrenvolle Thätigkeit in Strasznitz mit dem Prädicate „von Strasznitzki" erhoben wurde.

Als im J. 1796 Westgalizien von Oesterreich erworben wurde, war es der Regierung sehr daran gelegen, tüchtige und eingeschulte Beamte für das Gubernium in Krakau zu erlangen, und wurde daher auch der an maßgebenden Orten als der „berühmte und beliebte Kreishauptmann" bekannte S. ins Auge gefaßt und zufolge des Hofdecretes vom 5. Mai 1796 von Seiner Majestät „in Rücksicht seiner stattlichen Dienstkenntnisse, ausgezeichneten bisherigen Dienstleistung und stets rühmlichen Verwendung" zum Gubernialrathe in Westgalizien mit dem systemmäßigen Gehalte von 2000 fl. ernannt. Er fand dort nach allen Richtungen die zu jener Zeit berüchtigte polnische Wirthschaft. Der Studien- und der sogenannte Educationsfonds zur Heranbildung von Lehramtscandidaten waren gänzlich passiv, so daß die Professoren schon seit drei Jahren keine Gehalte bezogen. S. erreichte es, daß wenigstens den weltlichen Professoren ein vierteljähriger Gehalt vorschußweise angewiesen wurde; doch schon im nächsten Quartal war ein solcher Vorschuß aus der Cameralcasse nicht mehr nöthig, und wurden in wenigen Jahren durch Eintreibung von ausständischen Forderungen und Revindication von Realitäten für den Studienfond, sowie für den Educationsfonds über 40 000, im ganzen 90 000 fl. jährliche Einkünfte erzielt. Der Geistlichkeit, die eine Menge Immunitäten und Begünstigungen genoß, wurde bedeutet, daß sie wie der Clerus in den deutschen Erblanden werde behandelt werden. S. trug auch Sorge dafür, daß deutsche Schulen errichtet wurden, die sich auch wirklich mit der Zeit über die ganze Provinz verbreiteten. Nachdem im J. 1803 die Vereinigung von Westgalizien mit Ostgalizien beschlossen worden war, und der Tarnower Kreishauptmann, nunmehrige Gouverneur Graf Trauttmansdorff für die kurze Zeit bis zur Auflösung des westgalizischen Guberniums die Leitung desselben S. überlassen hatte, wurde derselbe an seinem Geburtstag, nämlich am 5. October 1803 mit Rücksicht auf seine Gesundheit, die in dem rauhen Klima Galiziens sehr gelitten hatte, nach 35 ½ jähriger Dienstleistung mit dem vollen Activitätsgehalte und Zugestehung einiger anderer Begünstigungen in den wohlverdienten Ruhestand versetzt, und verlebte die Zeit bis zu seinem am 4. Febr. 1814 im 71. Lebensjahre erfolgten Tode mit seinen zwei unverehelicht gebliebenen Töchtern in seiner Vaterstadt Wien. — Dieser treffliche Mann mit seinem edlen Charakter, seiner eisernen Pflichttreue, seinem unbeugsamen Gerechtigkeitssinne, voll Liebe für seine Mitmenschen kann wohl als eine Verkörperung des Spruches gelten: „Thue Recht und scheue Niemand." Seine Frau, geborene Antonie v. Schönauer, mit der er 35 Jahre in der glücklichsten Ehe lebte, war schon im J. 1802 in Krakau gestorben, und war auch ihr das galizische Klima durchaus nicht zuträglich. Von seinen vier Söhnen war einer (Martin) Regierungsrath und Studienreferent der niederösterreichischen Landesregierung, ein

anderer (Leopold) Kreishauptmann in Troppau. An seinen zwei Enkeln, dem nachherigen k. k. Oberfinanzrath Dr. jur. Joseph Schulz v. Straßnitzki und dem Professor der Elementar- und höheren Mathematik am k. k. polytechnischen Institut in Wien, Dr. phil. Leopold Schulz v. Straßnitzki, vertrat er Vaterstelle.

Außer den oben angeführten Druckwerken wurden von S. noch herausgegeben: „Lehrsätze und Fragen aus der Einleitung in die Staatswissenschaft und der sämmtlichen Polizei“ (1774); „Von den Pflichten eines angehenden und eines wirklichen Staatsbeamten“ (1777); „Ueber Verhinderung mancher Unglücksfälle in Städten“ (1779).

(de Luca,) Das gelehrte Oesterreich. Ein Versuch. (Wien 1778, v. Trattnern, 8°) I. Bd., 2. Stück, S. 113. — Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat (Wien, 4°), Jahrgang 1814, S. 265. — Oesterreichs Pantheon. Galerie alles Guten und Nützlichen im Vaterlande (Wien 1831, M. Chr. Adolph, 8°), II, 38 u. f. — Oesterreichische Nationalencyklopädie von Gräffer und Czikann (Wien 1835, 8°), IV, 606. — Trautenberger, Aus der evangelischen Kirchengemeinde in Brünn (Brünn 1866), S. 277 u. f. — Christian Ritter d'Elvert, Geschichte der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- u. Landeskunde u. s. w. Mährens und Schlesiens (Brünn 1870, Lud. M. Rohrer, gr. 8°), Beilagen, S. 112 und 113. — Statistische Monatsschrift (Wien), II. Jahrgang (1876), S. 56 und 57, im Aufsatze: Der Unterricht in der Statistik an den österreichischen Universitäten und Lyceen von Dr. Ficker. — Oesterreichische Biedermanns-Chronik. Ein Gegenstück zum Phantasten- und Predigeralmanach (Freiheitsburg [Akademie in Linz] 1785, kl. 8°), I. (und einziger) Theil, S. 175. — Wurzbach's biographisches Lexikon XXXII, 196 bis 200. — Vor allem die von S. in einem Folioband auf 454 engbeschriebenen Seiten hinterlassenen Mittheilungen über seine lehramtliche und Beamtenlaufbahn, — und Aufzeichnungen seines Enkels Joseph.

Johann Schulz v. Straßnitzki.

Schulze: Benjamin Wilhelm Daniel S., geboren am 17. Januar 1715 zu Berlin, ordentlicher Lehrer, später Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium daselbst, † am 17. März 1790 (Winer, Hdb. der theol. Lit. Bd. 2, S. 770). Von ihm sind einige Arbeiten zur Textkritik des Alten Testaments bekannt geworden. 1766 veröffentlichte er eine „vollständige Kritik über die gewöhnlichen Ausgaben der hebr. Bibel“ ꝛc. (s. den vollständigen Titel bei Winer a. a. O. Bd. 1 S. 97). Ein Theil dieser Schrift war schon 1764 selbständig erschienen. Hier bildet er den ersten Abschnitt. Der Verfasser zeigt darin die mannigfaltigen Fehler der damals gebräuchlichen Ausgaben des hebräischen Alten Testaments, welche fast alle Abdrücke der Ausgabe des Jacob ben Chajim seien und beseitigt bei dieser Gelegenheit verbreitete Irrthümer über die Geschichte des hebräischen Textes, insbesondere die Meinung, als habe J. b. Chajim den ersten hebräischen Druck veranstaltet. Auch hat er bereits ermittelt, daß das Handexemplar der Gerson'schen hebräischen Bibel (Brescia 1494), dessen Luther sich bei seiner Uebersetzung bediente, sich auf der kgl. Bibliothek zu Berlin befindet. Er ist also in dieser Beziehung der Vorgänger von Franz Delitzsch, welcher in der Allgemeinen lutherischen Kirchenzeitung vom 10. Nov. 1883 Sp. 7. 8, vgl. auch desselben Jahrgangs Nr. 51, dieselbe Entdeckung mitgetheilt hat. Im 2. Abschnitt seiner Schrift zeigt S., daß eben diese Gerson'sche Ausgabe der Chajim'schen bei weitem vorzuziehen sei. Er gibt ein langes Verzeichniß von Varianten der Gerson'schen Ausgabe, welche die offenbar bessere Lesart enthalten und fügt damit zusammenstimmende Angaben aus einer Handschrift der kgl. Bibliothek zu Berlin hinzu. Er bekämpft sehr häufig das Kethib und hält das Qeri im all-

gemeinen für die vorzuziehende Lesart. In einem Nachtrage betitelt Additamenta variantium lectionum e Gersoniana S. codicis editione collectarum in der biblioth. Hagana Class. I Fasc. 2. 1768 gab er noch weitere Belege für die oben entwickelten Ansichten (vgl. überhaupt Rosenmüller, Hdb. f. d. Lit. der bibl. Krit. II, S. 55. 56). — In der erstgenannten Schrift hatte S. auch die haarsträubende Behauptung aufgestellt, man müsse die Vokalpunkte des Qeri mit den Kethibconsonanten verbinden; dies war von Ernesti in der neuen theol. Biblioth. VII, S. 118 mit Recht bestritten. Dagegen wandte sich S. in einer dissertatio apologetica (s. den vollst. Titel b. Rosenmüller a. a. O. I, S. 607), worauf wieder Ernesti a. a. O. IX, S. 750 ff. antwortete. Ueber den Vorzug des Qeri oder Kethib gerieth S. auch mit Simonis in Streit, vgl. Hezel, Versuch einer Gesch. der bibl. Kritik des Alten Testaments 2c. 1780, S. 28 und Eichhorn, Einl. in das Alte Testament, I, S. 429. Ein Streit, der heutzutage völlig bedeutungslos geworden ist. — Bei Winer a. a. O. I, S. 140 ist noch eine historisch-kritische Schrift unseres Verfassers zur Geschichte der Sadduzäer angeführt.

C. Siegfried.

Schulze: Eduard S., Afrikareisender, geboren am 12. April 1852 zu Reinerz in Schlesien als Sohn eines Hauptmanns S., † am 15. Februar 1885 zu San Salvador (Congo). S. genoß die übliche Erziehung des schon in frühen Jahren zum Officier Bestimmten. Er durchlief die Cadettenhäuser von Wahlstatt und Berlin, wurde bei Kriegsausbruch 1870 als Portepeefähnrich in das zweite niederschlesische Infanterieregiment Nr. 47 eingestellt, empfing am 19. December das eiserne Kreuz und wurde am 19. Januar durch einen Schuß in den Unterschenkel beim Sturm auf die Schanze von Montretout verwundet. Am 29. März 1871 rückte er, noch im Paulinenstift zu Wiesbaden liegend, zum Secondlieutenant vor, worauf er eine Reihe von Jahren in Neubreisach und Straßburg stand und mehrmals nach Berlin und Spandau commandirt wurde. Er bereiste in den Urlaubsmonaten Dänemark, Schweden, Frankreich, Oberitalien und 1880/81 während eines halbjährlichen Urlaubes Italien, Tunis und Tripolis, Griechenland, die Türkei und Rumänien. Die Commandirung des zum Premierlieutenant Vorgerückten zum Cadettenhaus Lichterfelde 1883 setzte ihn in den Stand, den Kreisen der Berliner Geographie- und Afrikafreunde näher zu treten, er bewarb sich um die Theilnahme an einer der von der Afrikanischen Gesellschaft ausgesandten Expeditionen und ging am 31. Juli 1884 als Führer einer Expedition, deren Ziel die Erforschung des südlichen Congobeckens war, von Hamburg nach Westafrika ab. Seine Begleiter waren Premierlieutenant Kund als Topograph, Assistenzarzt der Reserve Willy Wolff als Arzt und Anthropolog, Reallehrer Dr. Büttner als Botaniker. Später trat noch Lieutenant Tappenbeck hinzu. Die neuerworbenen Gebiete von Togo und Kamerun berührend, ging die Expedition, als der vorausgesetzte Ausgangspunkt Ambrisette sich ungeeignet erwies und der in jener Zeit deutscher Flaggenhissungen sehr rege politische Argwohn ihre Fortschritte zu hemmen drohte, nach dem unteren Congo. S. hatte sich persönlich nach Benguella velha und Nuevo Redondo begeben, um Träger anzuwerben; ohne Erfolg. Nun verlegte er den Ausgangspunkt an den unteren Congo; wo bei Noki die Schiffahrt aufhört, wollte er ins Innere gehen, um über San Salvator auf Mukenge zu marschiren. In Noki erwarb S. ein Stück Land für die Afrikanische Gesellschaft, welches später wieder aufgegeben worden ist, und brach nach manchen Schwierigkeiten mit der ersten Staffel in Gesellschaft des Dr. Büttner am 13. December nach San Salvador auf, wo sie am 18. December eintrafen. Beide Europäer erkrankten um Weihnachten am Fieber; während Büttner genas, blieb S. leidend und starb trotz der Sorge, die der am 2. Februar eingetroffene Dr. Wolff ihm

widmete, am 15. Februar; er hatte 10 Tage bewußtlos gelegen. Mit ihm verlor die deutsche Afrikaforschung einen energischen und kenntnißreichen Reisenden. Der Arzt schrieb die Schwere der Fieberanfälle den großen körperlichen Anstrengungen zu, welchen sich S. rücksichtslos aussetzte, der z. B. bei seiner Trägerexpedition den Weg von Benguella velha nach Nuevo Redondo (55 Kilom.) in einem Tagemarsche zu Fuß zurücklegte. Die Expedition theilte sich nun. Kund und Tappenbeck traten ihre große Sankurrureise, Büttner seine Reise ins Kuangogebiet, Wolff seinen Weg zum Kiamvo an. S. war am 16. Februar im Garten der englischen Mission begraben worden.

Die Berichte im 4. Band der Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft. — Die Reisewerke von Büttner und W. Wolff.

Friedrich Ratzel.

Schulze: Ernst Karl Friedrich S., der Sänger der bezauberten Rose. Er wurde am 22. März 1789 als Sohn des Bürgermeisters in Celle geboren. Der Vater hatte nach Art der damaligen hannöverischen Amtleute auch die Verwaltung eines Grundstückes und so fehlte es für S. zu keiner Zeit an Anregungen und Ausflügen. Durch Schul- und Privatunterricht, auch in Musik und wie die meisten Dichter der Freiheitskriege sogar im Guitarrespielen ausgebildet, bezog Ernst 1806 die Universität Göttingen. Die dortigen Bürger hatten sich zwar bei deren Begründung nur ungern vom Ackerbau losgerissen, widmeten sich nun aber bereits dermaßen bloß der Aufnahme von Studenten in ihre schöne Stadt mit den herrlichen Promenadenstraßen von dem unvergleichlichen Walle bis zum Markte und zum Rathhause, daß auch Ernst in diesem Capua anfänglich doch einigen Schaden gelitten zu haben scheint. Aber bald genoß er, was sich selten mit der Rohheit des Studentenlebens vereinigt, die Leichtigkeit des Umgangs in so vielen hochstehenden Gelehrtenfamilien, unter denen diejenige Tychesn's durch zwei ausgezeichnete Töchter hervorragte. Für seine Studien war anfänglich das wichtigste, daß er, zum Landprediger bestimmt, alsbald durch den Litterarhistoriker Bouterwek von der Theologie mehr auf die Aesthetik geführt wurde. Bouterwek, der auch noch mit Heine verkehrte, stand zu Schulze's Zeit in seiner Blütheperiode. Es traf sich gut, daß er einer der besten Kenner Wieland's war, der schon früher auf den jungen S. eingewirkt hatte. Noch wichtiger als der Verkehr mit Bouterwek hätte für ihn besonders seit 1809 der Verkehr mit ausgezeichneten Commilitonen werden können, wenn nicht unter diesen Lachmann vier Jahre jünger gewesen wäre als er. Wenn daher beide vom Studium der Theologie bald zur Philologie übergingen und wenn S. wie Goethe Elegien nach römischem Muster schrieb, während Lachmann den Properz früh in seine Pflege nahm, so sind die Anregungen doch wohl eher von S. als von Lachmann ausgegangen. Lachmann war auch darin S. ähnlich, daß er dichterische Productionen mit seinen wissenschaftlichen Bestrebungen verband. Sie trugen bei Lachmann mehr im gewöhnlichen, bei S. mehr im Goethe'schen Sinne den Charakter von Gelegenheitsgedichten. Wie S. vorzugsweise classischer Philologe war, so hat er auch in der Elegie als Dichter weit mehr geleistet als im romantischen Epos, in welchem er Wieland nachahmte und durch seine Kenntniß der neueren Sprachen unterstützt wurde. Wiewohl er auch der Familie Tychsen, für welche er die „heilige Cäcilie“ und die „bezauberte Rose“ schrieb, solche Elegien widmete, so glückte ihm die Elegie doch dann besonders, wenn eine etwas stärkere Sinnlichkeit in ihr auftreten durfte. So sind dann die 9 besten, ein hübscher Kranz von Elegien, einer Jungfrau in einem Forsthause des Harzes, der Pleßburg, gewidmet, wo er freilich ebenso unglücklich liebte als im Hause des Professors Tychsen. Die Pleßburg liegt am Brocken zwischen der Ilse und der steinernen Renne, nahe bei der letzteren. Hier sah er Adelheid zuerst 1809 und hielt

sich vom 7. bis 11. Juli 1810 als angeblicher Maler dort auf. 1811 folgte in Göttingen vorübergehend ein häßliches Verhältniß zu einer verheiratheten adligen Dame. Aber schon seit 1810 hatte er sich auch Cäcilie Tychsen immer mehr zu nähern gesucht. Er war nicht der einzige, der sie besungen hatte. Sie zeichnete sich aus durch Schönheit, Verstand und ideale Bildung. Sie spielte auch die Harfe und regte nachhaltige religiöse Empfindungen bei ihm an. Das Verhältniß blieb ein sinniges Spiel mit Blumen oft unter den Augen der Mutter. Der nachmalige Dichter der bezauberten Rose schenkte seiner Cäcilie eines Tages eine Rose mit 19 Knospen. Ehe es entschieden war, ob die zarte und aetherische Jungfrau den Dichter lieben könne, verfiel sie in ein Siechthum. Als ihr Tod unvermeidlich war, stand einer gewissen wachsenden Vertraulichkeit nichts mehr im Wege. Sie starb im J. 1812, in welchem der Doctor S. in Göttingen das Recht Vorlesungen zu halten, erlangte. Für das Verhältniß beider ist es bezeichnend, daß Cäcilie, als er einst über den Wall mit ihr nach Hause ging, zu ihm sagte, jedes seiner Gedichte sei schöner als das frühere, und daß er darauf antwortete, das sei ganz natürlich, weil er sie immer näher kennen lerne. Wie hoch Cäcilie stand, zeigte sie, als sie ihren Freund in durchaus richtiger Weise vor Ausländerei warnte. Dadurch war sie allerdings in den litterarischen Kreisen des Königreichs Westfalen, das erst von außenher durch die Schlacht bei Leipzig frei wurde, eine Seherin. Lachmann reiste noch nach ihrem Tode nach Cassel, bewarb sich dort vergeblich um eine Lehrerstelle in Ilfeld, wurde 1813 (wie Lessing bei ähnlichen Gelegenheiten in Meißen) von seinem Vater zu einem Gedichte auf den Herzog von Oels veranlaßt, den man 1809 unbeachtet gelassen hatte, habilitirte sich 1815 in Göttingen und eröffnete 1815 seine Laufbahn als königstreuer Preuße dadurch, daß er in ein Detachement preußischer freiwilliger Jäger eintrat. Anders der von Cäcilie geleitete Sänger. Schon zur Feier der Schlacht bei Leipzig schrieb er auf den Wunsch des Orientalisten Tychsen vielleicht sein bestes Gedicht „Cäcilie. Eine Geisterstimme“, dem, abgesehen von den singbaren Liedern aus dieser Zeit, wenige Poesien aus den Freiheitskriegen an die Seite gestellt werden können. In diesem Gedichte finden sich die auch über die litterarischen Leistungen unseres Lyrikers Aufschluß gebenden Worte: „Es gibt ein Maß, das soll der Mensch erfüllen, und groß durch Kraft, durch Hemmung größer sein“. Der Dichter trat auch wirklich noch 1813 dem Grubenhagen'schen Jägerbataillon bei, welches der Oberforstmeister Beaulieu in Göttingen anwarb. Es war für die Niederelbe bestimmt, wo sich die Franzosen noch immer hielten, und beschäftigte S. länger als ein Jahr, allerdings Monate lang in Göttingen, wo er bei Bouterwek im Quartier lag. An dem Gedichte „Cäcilie. Eine Geisterstimme“ war es nicht genug. Er bereitete auch das erst nach seinem Tode erschienene Epos von der heiligen Cäcilie in zwanzig Gesängen vor, welches eigentlich den Sieg des Christenthums über die nordischen Völker feiert. Da das Gedicht aber wiederum zugleich die Verstorbene verherrlichte, so machte er gleichsam noch Studien dazu durch den Umgang mit ihrer schönen und blühenden Schwester, welche wie das Mädchen auf der Pleßburg Adelheid hieß. Sein Freund, der nachmalige braunschweigische Minister v. Schleinitz, sagte freilich gerade umgekehrt, daß er sogar durch sein romantisches Epos „die bezauberte Rose“ nur sein Verhältniß zu der noch lebenden Familie Tychsen habe ordnen wollen. Indessen hat ihm offenbar Adelheid Tychsen noch mehr Herzeleid verursacht als Cäcilie. Als Lachmann 1815 schon zum erstenmale neben Thilo in Reih und Glied stand, suchte Ernst die grüne Jägeruniform und den Hirschfänger wieder hervor und ging nach dem Oberharze, um dort wieder in ein Corps einzutreten. Er kam zu spät. Er erfreute sich auf dieser Fußwanderung seiner „vielen Jägerbekanntschaften aus dem Kriege“, wurde aber von Adelheid, die mit Tychsens auf dem

Lande war, kalt behandelt und als er in die Grafschaft Wernigerode kam, fand er die dortige Adelheid auf der Pleßburg gar nicht mehr vor. Auch 1816 unternahm Ernst wieder eine Reise nach dem Oberharze. Später machte er noch eine Rheinreise, die ihm aber nicht gut bekam. Wie Cäcilie verfiel er in ein Siechthum und wurde von seiner Stiefmutter, einer verhältnißmäßig jungen Dame, in's Vaterhaus nach Celle geholt. Damals begann die Buchhandlung von Brockhaus in Leipzig ihre glänzende Fürsorge für ihr Taschenbuch „Urania", welches eine Reihe von Jahren hindurch eine meist ausgezeichnete Novelle von Tieck oder von Berthold Auerbach brachte, anfänglich aber einen Preis, wie es scheint auf die beste Erzählung in Versen, ausgesetzt hatte. Von einer Anzahl berühmter und einsichtsvoller Preisrichter wurde in gutmotivirter Weise Ernst's „bezauberte Rose" mit dem Preise gekrönt, deren Ottave rime noch mehr als die in der heiligen Cäcilie durchaus musterhaft waren, und die bei vielleicht zweifelhaftem poetischen Werthe an Zartheit bei den Deutschen noch nicht ihres Gleichen hatte, auch gleich der heiligen Cäcilie vor Deutschlands Wiedergeburt nicht hätte geschrieben werden können. Ernst war von seinem Siege unterrichtet, ehe er am 29. Juni 1817 starb. Als Docent hatte er noch nichts geleistet. Es würde aber nöthigenfalls auch ihm, Bunsens Commilitonen, schon seiner politischen Haltung in der Jugend wegen sicherlich gelungen sein, außerhalb Hannovers einen größeren Wirkungskreis zu finden. Jedenfalls ist er wegen der bezauberten Rose der Lieblingsdichter unserer Mütter während der glücklichen Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's III. geblieben. Freilich, ob Adelheid Tychsen, die sich an einen preußischen Juristen verheirathete, zu den drei Damen gehörte, die kurz nach seinem Begräbnisse in Celle sein Grab besuchten, ist sehr zweifelhaft. Aber gewiß ist, daß der König Georg V. 1866 auf der Reise nach Langensalza, wo er sein Land aufs Spiel setzte, Cäcilie Tychsen's Grabe in Göttingen einen tiefempfundenen Besuch machte. Die Hinterbliebenen des Dichters hatten dem Könige 1855 die Ausgabe seiner poetischen Werke gewidmet, deren fünfter Band aus Hermann Marggraff's ausführlicher Biographie nach des Dichters Tagebüchern und Briefen besteht. Die aus Mangel an Lokalkenntniß hervorgegangenen Irrthümer dieser fleißigen Biographie sind berichtigt in H. Pröhle „Harz und Kyffhäuser", wo auch die Gedichte auf den Harz von S. zusammenstehen, und in H. Pröhle „patriotische Erinnerungen" 155—167.

Vgl. Martin Hertz: Lachmann, und Karl Goedeke: Grundriß III, 2. Abth, S. 1074. — Mittheilungen aus dem Briefwechsel zwischen S. und seinem Jugendfreunde v. Bülow machte Franzos in der Vossischen Zeitung, 1. Quartal 1891, Sonntagsbeilagen. H. Pröhle.

Schulze: Christian Ferdinand S., Schulmann und Historiker, als Sohn eines Kaufmannes am 17. Januar 1774 in Leipzig geboren, verlor bereits im achten Lebensjahre den Vater und im zwölften die Mutter, worauf ihn der treue Freund seiner Eltern, der Rector Friedrich Wilhelm Döring in Naumburg, als Pflegesohn in sein Haus aufnahm. Er besuchte nun seit April 1786 die dortige Rathsschule, vertauschte sie aber schon im folgenden Juli mit dem Gymnasium in Gotha, als Döring nach Stroth's Tode die Leitung dieser Anstalt übernahm. Von diesem und einer Reihe tüchtiger Lehrer, wie Jacobs, Schlichtegroll und Kaltwasser, vorgebildet, verweilte er daselbst bis zum Herbst 1792 und widmete sich dann in Leipzig theologischen und philologischen Studien, letzteren namentlich unter Daniel Beck, dessen philologischem Seminar er auch seit 1793 angehörte. Ohne sich am eigentlichen Studentenleben zu betheiligen, fand er volles Genügen in der Wissenschaft und im Umgange mit Freunden und Verwandten, erwarb sich am 10. Januar 1795 die Magisterwürde, bestand im April des nächsten Jahres in Dresden erfolgreich die Candidatenprüfung und kehrte hierauf nach Leipzig zurück, um sich durch fortgesetzte theologische und mehr noch phi-

losophische Studien für das akademische Lehrfach vorzubereiten. Nach Vertheidigung seiner Probeschrift „Prolegomena ad Senecae librum de vita beata“ (8. April 1797) fing er an philosophische, moralische und theologische Vorlesungen zu halten und setzte dieselben ein Jahr lang fort, übernahm aber 1798 eine Lehrstelle am Pädagogium in Halle, wo er am 3. Mai seine Wirksamkeit begann, eingeführt durch seinen Vorgesetzten Hermann August Niemeyer, dessen leuchtendes Vorbild auf den jungen Anfänger in hohem Grade fördernd und begeisternd einwirkte. Obwol ihm das neue Amt behagte, folgte er doch aus Dankbarkeit gegen Döring im März 1800 einem auf dessen Betrieb an ihn ergangenen Rufe als zweiter Collaborator und Inspector des Cönobiums an das Gymnasium in Gotha und lehrte fortan 48 Jahre an seiner früheren Bildungsstätte, zu deren Aufschwunge in den zwanziger und dreißiger Jahren er durch seine Thätigkeit wesentlich mit beigetragen hat. Obwol sofort durch den Professortitel ausgezeichnet, erhielt er doch anfangs eine ziemlich kärgliche Besoldung, die jedoch schon 1803 sich mehrte, als er einen ehrenvollen Antrag zur Uebernahme des Prorectorates in Frankfurt a. M. abgelehnt hatte. Damals verließ er, von der Beaufsichtigung des Schülerconvictes entbunden, seine beschränkte Wohnung im „Kloster“ (Schulgebäude) und gründete mit seiner ihm angetrauten Gattin Auguste Schmidt, der Tochter eines herzoglichen Mundkoches, in bequemeren Räumen seinen Hausstand. Im Laufe der Jahre wurden ihm fünf Söhne und vier Töchter geboren, von denen vier Söhne und zwei Töchter ihn überlebten, und in höherem Alter sah er sich von neunzehn Enkeln und Enkelinnen umgeben. Wie sein häusliches Leben, so war auch seine amtliche Thätigkeit eine erfreuliche und gesegnete. Von wissenschaftlichen Fächern lehrte er mit Vorliebe Religion und seit Galletti's Rücktritt (1819) in allen Classen Geschichte, außerdem deutsche Sprache, vornehmlich Stilistik in Prima, und Lateinisch sowohl in den Elementen wie in der Erklärung von Horaz und Tacitus. Sein vorzügliches Lehrgeschick führte ihm überdies viele Privatschüler aus den angesehensten Familien zu, besonders im Confirmandenunterricht, den er über vierzig Jahre in jedem Winterhalbjahre zu ertheilen pflegte. Daneben fand er immer noch Muße für eine umfängliche schriftstellerische Thätigkeit. Seiner Erstlingsschrift über Seneca (s. o.) ließ er zunächst einige Schulbücher folgen: die unter Döring's Namen gehende und wiederholt aufgelegte „Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische“ (1. Thl. 1800, 12. Aufl. 1846; 2. Thl. 1804, 5. Aufl. 1835), zu welcher er den der römischen Geschichte entnommenen deutschen Text lieferte, während Döring den nöthigen lateinischen Wortvorrath hinzufügte; ferner die „Vorübungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische“ (1802; 11. Aufl. 1846), ein auf die „Anleitung“ vorbereitendes Elementarbuch, das zum ersten Male deren zweiter Auflage vorgedruckt war, seit der zehnten Auflage jedoch (1829) von ihr getrennt und einzeln ausgegeben wurde; endlich die „Hauptlehren des Christenthums. Ein Leitfaden bei dem frühern Religionsunterrichte“ (1803; 4. Aufl. 1840). Nach drei weiteren, auf das römische Alterthum bezüglichen Schriften: „Geschichte der Römer von der Vertreibung des Tarquin bis zur Erwählung des ersten plebejischen Consuls. Oder Kampf der Demokratie und Aristokratie in Rom“ (1802; mit neuem Titel 1809); „Flavius Stilicho, ein Wallenstein der Vorwelt“ (1805; neue unveränderte Ausgabe 1809) und „Von den Volksversammlungen der Römer. Ein antiquarischer Versuch“ (1815) — erschien sein Hauptwerk: „Historischer Bildersaal oder Denkwürdigkeiten aus der neuern Geschichte. Ein Lehr- und Lesebuch für gebildete Stände“ (6 Bde. in 10 Thln., 1815—1837; mit 108 Kupfern nach Zeichnungen von Schubert, Heideloff und Wolf), eine Darstellung des Mittelalters und der neueren Zeit für Liebhaber

der Geschichte und insbesondere für die reifere Jugend, mit der Absicht, zur Förderung historischen Wissens und „zur Belebung edler Gesinnungen und Gefühle“ beizutragen. Auf die zusammenhängende Erzählung der betreffenden Ereignisse folgt allemal die Schilderung einzelner Handlungen und Charaktere aus der gleichen Zeit; „denn nur auf diese Art“, sagt der Verfasser, „konnte sich das Mannichfaltige zur Einheit gestalten, während auf jene Art eine endlose, mehr verwirrende als belehrende Sammlung historischer Aggregate entstehen mußte.“ Das Werk rührt durchgängig von S. her: K. Fr. Lossius, Diakonus in Erfurt, der auf den Titeln der beiden ersten Bände als Mitherausgeber genannt wird, hat sich in keiner Weise daran betheiligt. Die hier fehlende Geschichte des Alterthums war bereits in der von Lossius bearbeiteten „Moralischen Bilderbibel“ (5 Bde., 1805—13) behandelt worden. Letztere gestaltete nun S. in einer zweiten Auflage nach der Einrichtung des „Historischen Bildersaales“ bedeutend um (5 Bde., 1821—24; mit 74 Kupfern nach Schubert) und schuf so aus beiden Arbeiten ein einziges fortlaufendes Ganze. Neben und nach ihnen hat er dann noch von geschichtlichen Einzelschriften veröffentlicht: „Die Kreuzzüge oder Schilderungen der wichtigsten Begebenheiten und Charaktere aus den Zeiten derselben“, ein Sonderabdruck aus dem vierten Bande des „Historischen Bildersaales“ (1820); „Von der Entstehung und Einrichtung der evangelischen Brüdergemeinde“ (1822); „Geschichte der alten Welt oder Darstellung der wichtigsten Begebenheiten von den ältesten Zeiten bis zur Stiftung des Christenthums“ (1824); „Geschichte des Gymnasiums zu Gotha“ (1824); „Ueber die Entstehung der Augsburgischen Confession und die Fortdauer der evangelischen Kirche“ (1830); „Ueber die Entwickelungsepochen in der Geschichte der Menschheit“ (1831); „Elisabeth, Herzogin zu Sachsen und Landgräfin zu Thüringen. Ein Beitrag zur Geschichte der Sachsen-Coburg-Gothaischen Lande“ (1832); „Die Auswanderung der evangelisch gesinnten Salzburger, mit Bezug auf die Auswanderung der evangelisch gesinnten Zillerthaler“ (1838); „Erinnerungen an das Jahr 1789“ (1838); „Wechselwirkung zwischen der Buchdruckerkunst und der Fortbildung der Menschheit“ (1840); „Ueber die Benutzung der Geschichte. Ein Nachtrag zum historischen Bildersaale“ (1841); „Uebersicht der Geschichte des Großherzogthums Baden“ (1842) und „Ueber die verschiedenartige Auffassung historischer Charaktere und Begebenheiten“ (1846). Das von ihm zum Drucke vorbereitete „Leben des Herzogs von Sachsen-Gotha und Altenburg Friedrich II. Ein Beitrag zur Geschichte Gotha's beim Wechsel des 17. und 18. Jahrhunderts“ (1851) gab sein Sohn Adolf Moritz S. nach dem Tode des Vaters heraus. Ferner bearbeitete er alljährlich eine dem „Gothaischen Historien-Kalender“ beigegebene „Gothaische Chronik“, welche den Zeitraum vom 25. Nov. 1826 bis zum 31. Aug. 1850 umfaßt, besorgte fast neun Jahre lang (1803—11) die Redaction von R. Z. Becker's „Nationalzeitung der Deutschen“ und veröffentlichte eine große Anzahl Grabreden (etwa 26), mehrere Fest- und Gedächtnißreden und viele geschichtliche, biographische und kirchengeschichtliche Aufsätze in Woltmann's Zeitschrift „Geschichte und Politik“, in Löffler's „Magazin für Prediger“, in Pölitz', später Bülau's „Jahrbüchern für Geschichte und Staatskunst“, im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen“, in Illgen's „Zeitschrift für die historische Theologie“, in der „Allgemeinen Schul-Zeitung“ und in der „Zeitung des allgemeinen deutschen Lehrervereins“. Recensionen lieferte er in die „Gothaischen Gelehrten Zeitungen“ und in die „Jenaische Literatur-Zeitung“. — Aus seinen späteren Lebensjahren ist noch anzuführen, daß er nach dem Rücktritt seines Collegen Friedrich Kries (1840) zur ersten Professur aufstieg, 1841 den Hofrathstitel erhielt und 1848 nach fünfzigjähriger Lehrthätigkeit wegen seiner erschütterten Gesundheit in den Ruhestand trat, wobei ihm Herzog

Ernst II. durch die Gewährung des vollen Gehaltes und durch die Verleihung des Verdienstkreuzes Anerkennung und Dank zollte. Mit verminderter Körperkraft, aber in geistiger Frische und Klarheit verbrachte er die ihm noch beschiedene Ruhezeit, bis er am 2. December 1850 wiederholten Schlaganfällen erlag. In ihm schied ein Mann, der, wie Rost treffend sagte, „durch die glückliche und menschlich schöne Mischung von hohem Lebensernst und genialer Lebensheiterkeit, durch unwandelbare Gesinnungstreue und einen nie rastenden Thätigkeitstrieb“ vor Vielen sich ausgezeichnet hatte. Am 17. Januar des folgenden Jahres, seinem 77. Geburtstage, beging das Gymnasium sinnig seine Gedächtnißfeier. Hier zogen seine Collegen Wüstemann und Rost in lateinischer und deutscher Rede die Summe dessen, was der Verstorbene seinen Angehörigen und Freunden, der Schule und der Wissenschaft gewesen war.

Meusel, Gel. Teutschland. — Athenäum. Humanistische Zeitschrift, hg. von Friedr. Günther u. Wilh. Wachsmuth. 3. Bandes 2. Heft. Halle 1818. S. 276 f. — Programm des Gymnasii illustris zu Gotha, Gotha 1851, S. 27 f. — A. M. Schulze, Christian Ferd. Schulze, nach seinem Leben und Wirken geschildert, Gotha 1851. (Darin S. 50—56: Rost's Rede bei der Gedächtnißfeier.) — E. F. Wüstemann, Chr. Ferdin. Schulzii laudatio, Gotha 1851. — Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, 21. Jahrgang, 62. Bd., Leipzig 1851, 2. Heft, S. 202 f. und 4. Heft, S. 406 f. — Allg. Schul-Zeitung, 28. Jahrg., Darmstadt 1851, Nr. 48 vom 22. April, S. 409 bis 411. — Zeitung d. allgem. deutschen Lehrervereins, 3. Jahrg., Dresden 1851, Nr. 17 u. 18 vom 3. Mai, S. 70b—71a. — N. Nekr., 28. Jahrg., 1850, 2. Thl., Weimar 1852, S. 750—753. (Von A. M. Schulze.) — Ergänzungs-Conversationslexikon, herausg. von Friedr. Steger, 10. Bd. oder: Neue Folge, 3. Bd., Leipzig und Meißen (1855), S. 202—204. — J. B. Heindl, Galerie berühmter Pädagogen, verdienter Schulmänner u. s. w. aus der Gegenwart, 2. Bd., München 1859, S. 419, Anmerkung.

A. Schumann.

Schulze: Friedrich August S. führte in der Litteratur den Decknamen Friedrich Laun (schrieb auch unter den Namen Jeremias, Felix Wohlgemuth, Helldunkel, Heinrich Spieß). In Dresden, wo S. am 1. Juni 1770 das Licht der Welt erblickte, besaß sein Vater ein Bankgeschäft. Seine Jugendausbildung wurde zum Theil durch seine eigene Schuld vernachlässigt. Der Vater hatte während des bairischen Erbfolgekrieges unglückliche Speculationen unternommen, die Gläubiger bedrängten ihn und heimlich verließ er Geschäft und Vaterland. Die Mutter übernahm rasch entschlossen den hauptsächlichsten Theil des ins Wanken gerathenen Bankhauses und verschaffte durch ihre unermüdete Thätigkeit sich und den ihrigen ein anständiges Auskommen. Die Nachforschungen nach den Spuren des verschwundenen Familienhauptes blieben erfolglos. Von seiner Mutter und seinem späteren Stiefvater wurde S. zum Kaufmann bestimmt. Dies widersprach seinen Neigungen zu einem gelehrten Studium. Er trat einstweilen als Accessist in die kurfürstliche Finanzkanzlei, im stillen hoffend, dereinst noch die akademischen Studien ergreifen zu können. Gewissenhaft bereitete er sich in seinen Mußestunden dazu vor. Mannigfache schöngeistige, aber stets schwächliche Anwandlungen gingen in den Jahren der Vorbereitung neben wissenschaftlichen Arbeiten her. Endlich legte S seine Stelle nieder und bezog, ein siebenundzwanzigjähriger Mann, die Leipziger Universität. Juristische, philosophische und historische Studien beschäftigten ihn. Den Lebensunterhalt mußte S. aus seinen litterarischen Arbeiten ziehen; er verließ 1800 die Universität und veröffentlichte im folgenden Jahr den „Mann auf Freiersfüßen“. Nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin kehrte er nach Dresden zurück, wo er vorübergehend

die Abendzeitung redigirte; mit Tieck, Steffens und Schlegel knüpfte er Beziehungen an. Seine dramatischen Versuche lehnte das Publicum ab, während es seine seichten und hie und da ans frivole streifenden Romane mit Beifall aufnahm. 1807 trat S. wieder in ein festes amtliches Verhältniß als Secretär bei der Landesökonomie-Manufactur und Commercien-Deputation. Seine Amtsgeschäfte hinderten ihn nicht an einer ungeheuer ausgedehnten schriftstellerischen Thätigkeit. S. gründete mit einigen Andern einen litterarisch-geselligen Verein, der unter dem Namen des „Liederkreises“ in Dresden eine beherrschende Stellung einnahm und nach Tieck's Ausdruck viel von sich reden machte und selber viel von sich sprach. Die große Bewegung der Freiheitskriege glitt an S. vorüber, ohne ihn zu vertiefen oder zu größerem Schwunge anzuregen. „Die Reise ins Schlaraffenland, ein Fastnachtsmärchen“, war die Frucht, welche S. in den Tagen der nationalen Erhebung zeitigte. 1820 wurde S. Commissionsrath; 1829 schlug Tieck wieder seinen Wohnsitz in Dresden auf, er fand S. noch eben so redlich, so still und zurückgezogen als früher. Durch eine streng geregelte Lebensweise und Mäßigkeit in allen Genüssen erhielt sich S. fast ununterbrochen gesund und kräftig. Groß war, bis ans Ende seines langen Lebens, seine schriftstellerische Fruchtbarkeit (vgl. das Verzeichniß in Brümmer's Dichter-Lex.). Er schrieb an zweihundert Bände, meist Romane mit historischem und phantastischem Hintergrund. Nur mit einem Seufzer, so gestand S. selbst, warf er einen Blick auf seine eigenen Schriften; sie sind locker im Aufbau, verschwommen in der Charakteristik, ohne Kraft und Ideen in der Ausführung. In keinem seiner Werke verläßt S. die breite Straße der Mittelmäßigkeit. Jean Paul gab ihm in einem Briefe den freilich nie beherzigten Rath, zur Schriftstellerei mehr Zeit als Papier zu nehmen. 1837 veröffentlichte S. seine Memoiren und sichtete unter der unübersehbaren Zahl seiner Arbeiten die werthvollsten aus, welche er 1843 in einer sechsbändigen Gesammtausgabe erscheinen ließ. Tieck gab derselben einige freundliche Geleitsworte mit. Am 4. September 1849 starb S. in Dresden.

Memoiren von Friedrich Laun. Bunzlau 1837. — Schmidt, Nekrolog, Band 27. Friedrich Kummer.

Schulze: Friedrich Gottlob S., Professor an der Universität Jena und Director des landwirthschaftlichen Lehrinstituts daselbst, großherzoglich sächsischer Geheimer Hofrath, † am 3. Juli 1860. Er war am 28. Januar 1795 zu Obergävernitz bei Meißen geboren und sollte als der einzige Sohn des sächsischen Gutsbesitzers Joh. Gottlob S. einer außergewöhnlichen, nach besonderen Absichten seines Vaters geleiteten Erziehung theilhaftig werden. Obwohl der letztere als Besitzer zweier ansehnlicher Landgüter (Obergävernitz und Görisch) ein entsprechend hohes Standesbewußtsein haben mochte, auch als bewährte landwirthschaftliche Autorität im Kreise seiner Berufsgenossen verehrt wurde, so war derselbe dennoch keineswegs geneigt, seinen einzigen Sohn dem landwirthschaftlichen Berufe zuzuführen; er wünschte vielmehr, ihn für eine mit höheren Aufgaben verbundene Stellung im Staatsdienste vorbereitet zu sehen. Der Knabe dagegen faßte schon früh eine große Neigung für das Landleben und die väterliche Beschäftigung, sein Interesse mochte besonders durch die anregend wirkenden Eindrücke gefesselt sein, welche die musterhaft geordneten, vielseitigen und ansprechend gestalteten Verhältnisse auf den Gütern seines Vaters, sowie die mit landschaftlichen Reizen ausgestattete fruchtbare Elbgegend auf das empfängliche Gemüth des begabten Knaben gemacht hatten. Glücklich war er, seinem Vater zur Hand gehen und sich auf den heimischen Gefilden an einer oder der anderen Aufgabe betheiligen zu dürfen, früh schon zeigte er Sinn für Beobachtungen und

Verständniß für landwirthschaftliche Verhältnisse, dabei wurde indeß seiner Neigung zum landwirthschaftlichen Berufe auch vielfach neue Nahrung geboten, so daß dieselbe feste Wurzel fassen konnte. Sein Vater sah dies höchst ungern und stellte sich in seiner von Vorurtheilen befangenen Auffassung, nach welcher die Landwirthschaft einen untergeordneten Berufsstand bildete, die Aufgabe, jene Neigung zu bekämpfen, damit der Sohn etwas „Besseres" werden möge. So brachte er den hoffnungsvollen Knaben, im Alter von neun Jahren, zu einem alten gelehrten Rector in Großenhain, dem er die weitere Erziehung und Vorbereitung desselben für den Gymnasialunterricht übertrug. Nachdem der junge S. in dieser Pension fünf Jahre lang unter völliger Ausschließung vom Verkehr mit Altersgenossen verlebt hatte, schickte ihn der Vater nach der Klosterschule zu Pforta, um ihn dort mit classischer Bildung ausstatten zu lassen und auf diese Weise den bei ihm noch ungeschwächt gebliebenen Hang zum landwirthschaftlichen Berufe, wie er hoffte, gänzlich zu tilgen. Allerdings konnte sich hier der geistig regsame und wißbegierige Sohn sehr bald ebenso wohl von dem anregenden Verkehr mit seinen Mitschülern, als auch von den Bildungsschätzen der berühmten Schule angezogen fühlen, er fand hier reiche Nahrung für sein tiefes Gemüthsleben und zählte bald zu den besten Schülern des Institutes. Aber dennoch ließ er den früher gehegten Wunsch, sich dereinst dem landwirthschaftlichen Berufe widmen zu dürfen, nicht fallen, und es kostete ihm daher neue Ueberwindung, als er nach Absolvirung der Schulcurse in Pforta sich dem Willen seines Vaters gemäß an die Universität Leipzig begeben mußte, um dort Jura zu studiren. Zwei Jahre hindurch besuchte er gewissenhaft die vorschriftsmäßigen juristischen Vorlesungen, ohne denselben ein Interesse abgewinnen zu können, auch hörte er inzwischen mit mehr Befriedigung cameralwissenschaftliche, sowie verschiedene philosophische und naturwissenschaftliche Vorlesungen, allein es gereichte ihm zur größten Genugthuung, als ihm nach zwei Jahren unbefriedigten Strebens sein endlich nachgiebig gewordener Vater die Erlaubniß ertheilte, zur Erlernung der Landwirthschaft nach Hause zu kommen. Er war nun zwanzig Jahre alt, hatte in seiner Charakterbildung wie in geistiger Schulung einen vorgerückten Grad der Reife erreicht und stand hoch über dem durchschnittlichen Bildungsniveau angehender Landwirthe. Ungeachtet dessen ließ ihn sein väterlicher Lehrmeister von unten auf dienen und gestattete ihm erst nach Jahresfrist, sich weiter auf die Stufe eines Verwalters zu erheben und dessen Functionen auszuüben. Als er sodann durch seine Leistungen die volle Zufriedenheit des strengen Vaters erlangt hatte und sich selbst hinreichend sicher in der Praxis der Landwirthschaft fühlte, da erwachte in ihm das Verlangen nach wissenschaftlicher Ausbildung für sein Fach, mit welcher er sich eine höhere Intelligenz und die Fähigkeit zu weitergehenden Aufgaben erwerben wollte. Von diesem Drange beseelt, richtete er sein Augenmerk auf die Universität Jena, welche damals im Rufe hoher Wissenschaftlichkeit stand und zugleich mit einem landwirthschaftlichen Institute verbunden war, das seinen Wintercursus an der Universität selbst, seinen Sommercursus jedoch auf dem großherzoglichen Kammergute Tiefurth bei Weimar abhalten ließ. Dasselbe wurde vom Professor Chr. Gottl. Sturm geleitet und hatte unter dessen Direction schon guten Ruf erlangt, da es dem Bildungsbedürfniß der angehenden Landwirthe ganz zeitgemäß Rechnung trug. An diesen trefflichen Mann wandte sich nun auch S. und ging im Frühjahr 1816 nach Tiefurth, welches damals als Musterwirthschaft eingerichtet war. Dort gewann er sehr bald das volle Vertrauen seines Lehrers, so daß ihn dieser schon nach Jahresfrist zur Uebernahme der Verwaltung der großherzoglichen Kammergüter in Vorschlag brachte. Obgleich S. nicht in dieser Richtung das Ziel seines wissenschaftlichen Strebens suchen konnte, so ging er doch vorläufig

darauf ein und bekleidete jenes Amt vom 1. Juli 1817 bis dahin 1819. Ihm war übrigens eine sehr dankbare Aufgabe damit zugefallen, da auf jenen Kammergütern die wichtigsten Reformen durchgeführt wurden, welche ihm einen reichen Zuwachs von Kenntnissen und eine vortreffliche Schulung für seinen Beruf gewährten; gleichzeitig war ihm dort Gelegenheit zum Verkehr in den Hofkreisen Weimars wie mit verschiedenen Professoren der Universität Jena geboten. Durch solche Beziehungen erhielt er immer wieder neuen Antrieb, sich selbst einer akademischen Thätigkeit oder überhaupt wissenschaftlichen Aufgaben zu widmen, und er folgte gern diesem Verlangen, als ihm im Sommer 1819 mit der Berufung seines Lehrers Sturm nach Bonn ein willkommener Anlaß gegeben war, sein dienstliches Verhältniß zu lösen und sich nunmehr zur Habilitation für Land- und Staatswirthschaftslehre in Jena vorzubereiten. Ihn ermuthigte zu diesem Schritt wol auch die Anerkennung, welche ihm nicht nur von seinem Lehrer Sturm, sondern gleichfalls von Seite des Großherzogs Karl August selbst zu theil geworden war, und wenn er bis dahin nur verhältnißmäßig kurze Zeit auf das eigentliche landwirthschaftliche Fachstudium hatte verwenden können, so durfte er ja als Privatdocent noch aus den wissenschaftlichen Quellen schöpfen, welche ihm zur Ergänzung seiner Studien wichtig erscheinen mochten. Im October 1819 habilitirte er sich mit der Dissertation: „De aratri Romani forma et compositione“, und konnte auch bald seine Lehrthätigkeit mit einem kleinen Auditorium von wenigen Studirenden, welche ihm zum Theil aus Tiefurth gefolgt waren, theils den Kategorien der Cameralisten und Juristen angehörten, beginnen.

Obwohl es ihm nicht an fleißigen Hörern fehlte, so fand er dennoch in seinen Lehraufgaben nicht die erhoffte Befriedigung, er fühlte sehr bald, daß seine Vorträge über Landwirthschaft und Nationalökonomie im Punkte der wissenschaftlichen Begründung noch mangelhaft waren. Da er nun auch aus den bezüglichen Lehrbüchern eine bessere Fundamentirung nicht entnehmen konnte und für die landwirthschaftlichen Disciplinen überhaupt jegliche nationalökonomische Stütze vermißte, suchte er im Wege philosophischer Studien zu einer wissenschaftlichen Begründung jener Disciplinen zu gelangen. Auf diese Studien, die sich auf alle philosophischen Systeme von culturhistorischer Bedeutung erstreckten und bei welchen ihm Schriften von Fries, Humboldt und Kant als Führer dienten, verwandte er eine längere Reihe von Jahren, bis er seine reformatorischen Ideen soweit geklärt und ausgebildet hatte, um mit Anwendung der inductiven und combinirenden Methode ein neues Lehrsystem darauf gründen zu können. Seine Auffassungen von dem Wesen und dem Zusammenhange der verschiedenen Wissenschaften, sowie von den Forderungen hinsichtlich der Behandlung derselben, gab er in der 1825 veröffentlichten Schrift: „Ueber Wesen und Studium der Wirthschafts- und Cameralwissenschaften“ kund. Darin charakterisirte er die Landwirthschaftslehre einerseits als historisch zu behandelnde Wahrnehmungswissenschaft, andrerseits als eine auf Grund der Lehren über das Wesen der äußeren Natur wie über das Wesen des Menschen zu entwickelnde Erfahrungswissenschaft. Während die Grundlagen in der ersteren Richtung von den angewandten Naturwissenschaften zu entnehmen seien, so müßte die Volkswirthschaftslehre, als Wissenschaft von denjenigen Grundbedingungen des Volkswohlstandes, welche im Wesen des Menschen lägen, die anderweitige Grundlage bilden. Diese Scheidung der Grundwissenschaften mit entsprechender Beachtung der Volkswirthschaftslehre, und die philosophische Begründung der letzteren mit Rücksicht auf die psychologischen bezw. ethischen Seiten der menschlichen Thätigkeit waren die Hauptstützpunkte für die reformatorische Tendenz im Schulze'schen Lehrsystem. Durch die Hereinziehung solcher Momente in den Kreis der wirthschaftlichen

Factoren wurde eine wesentliche Ergänzung der Grundlagen für die Wirthschaftslehre gewonnen.

Jene Schrift enthielt zugleich auch ein Programm für das neue landwirthschaftliche Institut, welches durch seine organische Verbindung mit der Universität auch den wissenschaftlichen Geist auf das Studium der Landwirthschaft übertragen und durch seine selbständige Leitung wiederum den eigenartigen Bedürfnissen des Fachstudiums gerecht werden sollte. Auf diese Weise hoffte S., die betheiligten Landwirthe auf eine der Wichtigkeit ihres Berufs entsprechende höhere Bildungsstufe erheben und damit zugleich am sichersten zur Hebung des ganzen Berufsstandes beitragen zu können. Als nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten, welche der Verwirklichung dieses Planes entgegenstanden, endlich im Frühjahr 1826 das neue Lehrinstitut eröffnet werden konnte, sah sich S. noch sehr auf seine eigene Kraft angewiesen; denn außer der Leitung desselben hatte er noch einen großen Theil der Lehraufgaben zu übernehmen, da die Behandlung aller derjenigen Lehrgegenstände, welche nicht an der Universität gelehrt wurden, durch ihn selbst bewirkt werden mußte. Ueberdies wollte er seinen Schülern nicht nur als Lehrer gegenüberstehen, sondern ihnen zugleich ein väterlicher Freund und Rathgeber sein, um neben der Belehrung auch ihre Charakterbildung fördern zu können. Dazu bedurfte es ebenfalls einer gewissen Abzweigung und selbständigen Stellung des Institutes, welche sich jedoch mehrentheils erst mit der im J. 1832 bewerkstelligten Einrichtung eines eigenen Lehrgebäudes nebst entsprechender Ausstattung erreichen ließen. Hiermit war der Anlaß zu weiterem Aufschwunge des Instituts gegeben und, wenn auch noch manche Hindernisse zu beseitigen waren, so schien doch die Zukunft desselben gesichert zu sein.

Mittlerweile hatte S. durch diese Schöpfung, sowie durch seine ganze Wirksamkeit auch in weiteren Kreisen Anerkennung gefunden und es ergingen ehrenvolle Anträge von anderen Staaten an ihn. Einen schon 1821 erhaltenen Ruf nach Dorpat, wo er als ordentlicher Professor und kaiserlich russischer Staatsrath wirken sollte, hatte er abgelehnt und war dafür zum außerordentlichen Professor der Universität Jena ernannt worden. Dagegen trat er mit dem preußischen Ministerium, als dieses ihm die Einrichtung und Leitung einer in Eldena in gewisser Verbindung mit der Universität Greifswald zu gründenden landwirthschaftlichen Lehranstalt antragen ließ, in Unterhandlung. Nachdem er sich mit dem Minister von Altenstein bald über die Bestimmung des neuen Lehrinstitutes, sowie über dessen Organisation und Ausstattung verständigt hatte und hoffen durfte, im preußischen Staate nicht von solchen einengenden Schranken, wie in Jena behindert zu sein, nahm er den Antrag an und bewerkstelligte im Frühjahr 1835 seine Uebersiedelung nach Eldena. Obgleich dort noch in manchen Beziehungen unfertige Zustände herrschten, so konnte doch schon im Mai desselben Jahres die neue Lehranstalt unter günstigen Aussichten für ihre weitere Entwicklung eröffnet werden. Aber wenn auch die Frequenz bald einen befriedigenden Stand annahm und S. als Organisator wie als Director das ihm geschenkte Vertrauen zu rechtfertigen wußte, so stellten sich doch ungeahnte Schwierigkeiten für die Leitung der Anstalt ein. Die Beziehungen derselben zur Universität Greifswald gestalteten sich immer unerwünschter, und ihre Verbindung mit der letzteren führte binnen wenigen Jahren zu solchen Widerwärtigkeiten, daß S., dem eine gänzliche Isolirung für Eldena unthunlich oder unräthlich erschien, seine Hoffnungen auf ein erfolgreiches Wirken vereitelt sehen mußte und sich entschloß, im Herbst 1838 um seine Entlassung aus dem preußischen Staatsdienste nachzusuchen. Da er bald darauf nach Jena zurückberufen wurde, so konnte er nach Abwicklung seiner amtlichen Obliegenheiten schon im Mai 1839 in den vor wenigen Jahren verlassenen Wirkungskreis zurückkehren.

Ihm folgten über dreißig Eldenaer Studirende nach Jena, mit welchen er sofort wieder eine landwirthschaftliche Lehranstalt an der alten Pflanzstätte im Organismus der Universität zu errichten vermochte. Hier wurde die Restitution des landwirthschaftlichen Instituts mit lebhafter Sympathie begrüßt und S. konnte sich nun ungestört der Pflege desselben, wie den vielseitigen Aufgaben als Lehrer und Förderer der Landwirthschaft widmen. Er trat mit seiner ganzen moralischen und wissenschaftlichen Kraft für sein Werk ein und gab damit auch dem Institute ein seiner idealen Auffassung wie seiner wissenschaftlichen Tendenz entsprechendes Gepräge. Dadurch übte er nunmehr eine so große Anziehungskraft auf die nach wissenschaftlicher Fachbildung strebenden Landwirthe des In- und Auslandes, daß die Frequenz seines Institutes binnen wenigen Jahren diejenige der meisten übrigen, zum Theil besser ausgestatteten Fachschulen Deutschlands übertraf. Er beeinflußte als die Seele des Ganzen alle Organe und Schüler der Anstalt, so daß dieselben wie Glieder einer in schöner Eintracht lebenden Corporation sich um ihn scharen konnten und von einem aufstrebenden Geiste beseelt wurden. Auch sorgte er für die Verbindung seines Instituts mit einem Landgute, um nach Erforderniß über Wirthschaftsobjecte Demonstrationen halten zu können. Zu diesem Behufe nahm er das nahe bei Jena gelegene Kammergut Zwätzen in Pacht und ließ dort instructive Betriebsverhältnisse bzw. Versuchsfelder einrichten. Es war ihm aber nicht genug, auf die Hebung der Fachbildung in den höher und besser gestellten Classen der Landwirthe einzuwirken, sondern er wollte auch für die Verbreitung von Aufklärung in den unteren und weniger bemittelten Classen sorgen und faßte den Plan, eine landwirthschaftliche Arbeitsschule als Mittel dazu ins Leben zu rufen. Nachdem die benöthigten Fonds durch Schenkungen und Stiftungen von verschiedenen Seiten, sowie durch Beiträge der landwirthschaftlichen Vereine und Staatszuschüsse bereit gestellt waren, errichtete er auf dem Kammergute Zwätzen, mit Adoptirung eines den Umständen besser angepaßten Planes, eine Ackerbauschule, welche gleichzeitig als Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für bäuerliche Kleinwirthe und andere Glieder dieser Erwerbsclasse dienen sollte. Die Oberleitung dieser Anstalt übernahm er selbst und wandte ihr seine volle Sorgfalt zu, um das Gedeihen derselben unausgesetzt fördern zu können. Ferner war es ihm eine willkommene Aufgabe, für die Entfaltung des landwirthschaftlichen Vereinswesens mitzuwirken und sowohl durch Anregung oder Belehrung, als auch durch Uebernahme der Leitung sich bei der Gründung und Pflege verschiedener landwirthschaftlicher Vereine zu betheiligen. Als Gründer resp. Leiter des großen baltischen und später des thüringischen landwirthschaftlichen Vereins hat er sich für die interessirten Kreise große Verdienste erworben.

Ungeachtet vielseitiger Inanspruchnahme durch seine Lehrthätigkeit und Directorialfunction vermochte S. auch noch Zeit und Kraft für litterarische Thätigkeit zu erübrigen und hat eine größere Zahl inhaltsreicher Schriften verfaßt. Außer der obengenannten Schrift, welche die Grundlage und Richtschnur für seine ganze akademische Wirksamkeit bildete, veröffentlichte er noch einige methodologische und polemische Arbeiten neben verschiedenen Monographien und mehreren Berichten über das Jenaische Institut. In den ersteren gab er seine Ansichten über die höhere Bildung des deutschen Landwirths und Gutsbesitzers, über die Grundsätze für die Leitung akademischer Studien, wie über das Wesen der Erfahrungswissenschaft und speculativen Theorie kund. In seiner gegen Justus v. Liebig gerichteten Polemik: „Thaer oder Liebig“, welche durch dessen Werk: „Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie“, hervorgerufen war, vertheidigte Schulze den Standpunkt der Landwirthschaftslehre, entkräftete die gegnerische Argumentation, indem er auf die Einseitigkeit der

Liebig'schen Auffassung, auf die Unterschätzung der von thatsächlichen Erscheinungen abgeleiteten landwirthschaftlichen Erfahrungen, auf die Unhaltbarkeit mancher hypothetischen Voraussetzungen und der im Wege dogmatischer Theorien aufgestellten Forderungen hinwies. Ebenso veröffentlichte er eine Abwehr gegen die von Professor Schleiden erfolgten Angriffe auf die landwirthschaftlichen Lehrinstitute. Als Gegenstände der Monographien hatte er „das Wesen und die Anwendbarkeit des Papiergeldes", „den deutschen Kornhandel", „den Seidenbau in Jena", „die Runkelrübenzucker-Fabrikation" und „die Arbeiterfrage" behandelt. Ein Werk von hervorragender Bedeutung war sein „Lehrbuch der Nationalökonomie", welches 1856 als Ergebniß langjähriger Studien erschien. Darin suchte er die volkswirthschaftlichen Erscheinungen nicht nur empirisch, sondern auch philosophisch und historisch zu begründen, indem er dieselben aus ihren im Wesen des Menschen liegenden Ursachen erklärte und die wirthschaftlichen Grundgesetze auf die Kräfte des menschlichen Geistes wie auf die Zwecke des Menschenlebens bezog. Außerdem entwickelte er unter Zurückweisung mancher Irrlehren die volkswirthschaftlichen Principien vom nationalen Standpunkte mit Festhaltung ethischer Forderungen und lenkte damit in eine neue Richtung ein, welche dem wissenschaftlichen Ausbau der Nationalökonomie sehr förderlich wurde. Nach der Vollendung dieses Werkes hatte er zwar noch die Ausarbeitung eines Lehrbuchs der Landwirthschaft in Angriff genommen, mußte aber von der Ausführung dieses Vorhabens abstehen, da er durch den im J. 1857 erfolgten Tod seiner Gattin, einer Nichte seines vormaligen Lehrers Sturm, so schmerzlich ergriffen wurde, daß er die vorher bezeugte Energie und Arbeitsfreudigkeit nicht wieder gewinnen konnte. Seit dem J. 1823 hatte er mit ihr in glücklicher Ehe gelebt, ihre Vorzüge an geistigen Gaben und Charaktereigenschaften als schönste Zierden seines häuslichen Lebens, ihre rege Theilnahme an seinem Wirken, ihr lebendiges Interesse für seine Berufsaufgaben als Quelle willkommener Befriedigung und neuer Kraft schätzen gelernt; mit ihr wurde ihm gewissermaßen ein Theil seines eigenen seelischen Wesens entrissen und er fühlte nun das Bedürfniß, sich mehr dem inneren Leben zuzuwenden und, soweit es seine dienstlichen Aufgaben zuließen, eine gewisse Zurückgezogenheit zu beobachten. Von religiösem Sinn durchdrungen, wußte er sich zwar wie stets in den Willen der Vorsehung zu ergeben, aber der Schmerz über den Verlust seiner Frau zehrte weiter an ihm, es stellten sich häufiger eingreifende Gesundheitsstörungen bei ihm ein, welche auch von einer Verschlimmerung des schon früher von ihm ertragenen Herzleidens begleitet waren. Dadurch wurde allmählich seine Widerstandsfähigkeit soweit geschwächt, daß ihm, als er im sechsundsechszigsten Lebensjahre stand, durch einen Schlaganfall plötzlich das Ende seines Wirkens bereitet sein konnte.

Sein Tod riß nicht nur eine schwer empfundene Lücke in den Organismus des von ihm geleiteten Institutes, sondern trug auch weiteren Kreisen der Landwirthe, welche ihn als wissenschaftlichen Förderer und Meister ihres Berufs verehrten, einen schmerzlichen Verlust zu. Dankbare Schüler stellten sich die Aufgabe, den Inhalt seiner allgemeinen Landwirthschaftslehre durch Herausgabe eines „Lehrbuches der Landwirthschaft nach Schulze's System" einem weiteren Kreise von Fachgenossen zugänglich zu machen. In Anerkennung seines reformatorischen Wirkens und seiner mehrfachen Verdienste als erster nationalökonomischer Begründer der Landwirthschaftslehre, als Urheber der Verpflanzung des akademischen Studiums der Landwirthschaft an die Universitäten, als Förderer des landwirthschaftlichen Fortschritts trafen Schüler, Anhänger und Berufsgenossen von ihm die Vorbereitungen zur Errichtung eines Denkmals an der Stätte seines Wirkens. Ihr Vorgehen fand allgemeinen Beifall und entspre-

chende Unterstützung in den verschiedensten Kreisen der Landwirthe, so daß schon im J. 1867 die Vollendung und Enthüllung des Schulze-Denkmals in Jena stattfinden konnte.

Vgl. Dr. Emminghaus u. A. Graf zur Lippe-Weißenfeld: Lehrbuch der allgemeinen Landwirthschaft nach F. G. Schulze's System (Vorwort); ferner: Friedrich Gottlob Schulze-Gävernitz rc., ein Lebensbild, gezeichnet und als Festgabe dargebracht von Prof. Dr. Hermann Schulze.

C. Leisewitz.

Schulze: Georg S., Germanist und Pfarrer. Er wurde als Sohn armer Eltern zu Clausthal am 30. December 1807 geboren, studirte zu Göttingen 1829—1834 Theologie, war aber dort auch mehr oder weniger Amanuensis von Jakob Grimm. Er wurde Hauslehrer in Brunsrode und Collaborator in Achelride bei Osnabrück. Von 1842—1863 war er Pfarrer in der Bergstadt Altenau auf dem Oberharze. Er arbeitete für das Grimm'sche Wörterbuch, wurde Mitarbeiter an den Sagen Niedersachsens von Harrys und den Harzsagen von Pröhle, in denen ihm das oberharzische Dialektstück: „Mr soll dn Teifel net porre" durch meisterhafte Behandlung der prosaischen Volkserzählung die Bewunderung von V. A. Huber und Besuche von Philipp v. Nathusius sowie von J. G. Kohl brachte. Durch seine Verbindung mit dem Buchhändler Schweiger, dem früheren Stadtverordnetenvorsteher und hannöverischen Landtagsabgeordneten von Clausthal, wurde er auch ein Hauptmitarbeiter an den bergmännischen Wochenblättern und am Harzbergkalender, für welchen Herr v. Heyden, jetzt Mitglied des Staatsrathes, als Kenner des hannöverschen sowie des schlesischen Bergwesens, das Titelbild entwarf. Auch machte er in dieser Zeit die zweite Auflage der von ihm schon 1833 in Clausthal herausgegebenen „Harzgedichte. Nach einer besseren Orthographie geschrieben und mit einem Wortregister versehen", welche von Jakob Grimm in den Göttinger Gelehrten Anzeigen besprochen und von dem bekannten Novellisten Wilhelm Blumenhagen in einem den Harz behandelnden Bande des „malerischen und romantischen Deutschland" durch Abdruck einer Probe sogleich empfohlen waren. Die hohe Einfalt und die tiefe Poesie des Bergmannslebens auf dem hannöverischen Harze war zuerst von Zachariä 1763 hervorgehoben worden, wie sie denn später auch Goethe und H. Heine nicht entging. Keiner von diesen Bewundern des Oberharzes aber wußte, daß die Bergleute selbst ihr Leben nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch gelegentliche Dialektgedichte in eine Idylle zu verwandeln suchten. Aus dieser im ganzen wenig umfangreichen Litteratur gab S. in jenen „Harzgedichten" eine Auswahl von einigen Druckbogen. Sie enthält nicht viel mehr als die prächtigen Gedichte „De Barkmannsfra an Silvesterohmd" und „Sunnohmdsverknieng" von Halfeld (einem um 1840 wegen Unterschleifs übers Meer gegangenen Schichtmeister) und das stramme Gedicht vom Diebe im Dohnenstieg „De Schtrosen bleim net aus", sowie das an schöne mittelalterliche Weisen erinnernde „Dr Morring in May" (beide von W. Lampe, der noch 1850 in Clausthal lebte). Außer den von S. aufgenommenen Gedichten gab es noch einige gute Gelegenheitsgedichte und besonders ein in seiner Art vortreffliches Lehrgedicht „'s Bärbrich uf 'n Ewerharz", von einem verunglückten Bergmanne neuerer Zeit, welches auch in dem Originaldrucke für die bergmännische Sprache eine unerschöpfliche Fundgrube sein könnte. Indessen dachte S. nicht daran, diese Dialektgedichte als zweites Bändchen dem ersten anzureihen. Er verfaßte vielmehr selbst nun eine große Anzahl Dialektgedichte in der oberharzischen Mundart. Wenn diese auch im Werth den Gedichten der Bergleute in ihrer Specialität nicht gleichkamen, so zeigen sie ihn doch als tiefgemüthlichen Sänger, der im Vergleich mit seinen Vorgängern die Schilderung des Ober-

harzes noch erweitert. Das schönste Gedicht auf einen Teich (den Polsterteich), erinnert an Lenau's Schilflieder. Durch ihre tiefe Frömmigkeit können diese Gedichte noch lange segensreich auf das Volk wirken, wie man denn den eifrigen Gelehrten, der mit Unrecht von seinen Amtsbrüdern gering geschätzt wurde, hier auch als Volksschriftsteller im Sinne Hebel's und Gotthelf's kennen lernt. Schon war auch der hannöverische Hof auf S. aufmerksam geworden. Während einer Anwesenheit in Altenau wünschte ihn Georg V. kennen zu lernen. So erhielt er 1863 noch die gute Pfarrstelle zu Scharzfeld bei Lauterberg. Da indessen dort niederdeutsch gesprochen wurde, fühlte er sich dort sehr unglücklich. Den Bewohnern der sieben Bergstädte rief er 1864 in einem Neujahrswunsche zu: „Bleit mer gut, ihr druhm in Harz"! Als er fast gleichzeitig mit dem Königreich Hannover am 2. September 1866 in Scharzfeld sein Leben aushauchte, mußte seine zweite Gemeinde ihn nach Altenau ausliefern, wo er neben seiner ersten Frau begraben sein wollte.

Schulze's eigene Gedichte erschienen zuerst nach seinem Tode in Herrig's Archiv 1878, Band 60, S. 383—448 und 1879, Band 61, S. 1—52 unter der Ueberschrift: „Ewerharzische Zitter, harzische Gedichte mit Grammatik und Wörterbuch von S. Mitgetheilt von H. Pröhle." (Diese Publication gab 1884 Haushalter Veranlassung, die durch Jakob Grimm gebilligte Ansicht von S., daß die Sprache des Oberharzes ein fränkischer Dialekt sei, nochmals zu prüfen, wobei er zu dem richtigen Resultate gelangte: Die Oberharzer haben dieselbe Sprache wie die Bewohner des Erzgebirges, sind also, da die Erzgebirger obersächsisch sprechen, selbst der obersächsischen Mundart zuzuweisen.) Aus Herrig's Archiv war auch eine Ausgabe der ewerharzischen Zitter durch Separatabdrücke hergestellt. Von diesem Separatabdrucke erschien dann 1885 eine veränderte und erweiterte Auflage von Schulze's Sohne, königlich preußischem Bergfactor zu St. Johann an der Saar. H. Pröhle.

Schulze: Gottlob Ernst S., gewöhnlich nach seinem Hauptwerk Aenesidemus-Schulze genannt, wurde geboren am 23. August 1761 zu Schloß Heldrungen in Thüringen. Er starb am 14. Januar 1833 in Göttingen. Nachdem er in Wittenberg, wo Franz Volkmar Reinhard sein Lehrer in der Philosophie war, seine Studien beendet, wurde er 1786 zum Diakonus an der Schloß- und Universitätskirche und zum Adjuncten bei der philosophischen Facultät befördert. Er schrieb zunächst einige Dissertationen zur Geschichte der Philosophie: „De cohaerentia mundi partium earumque cum deo conjunctione summa secundum Stoicorum disciplinam" (Wittenberg 1785); „De ideis Platonis" (daselbst 1786). Hierauf arbeitete er als erstes größeres Werk ein Compendium für seine Vorlesungen aus: „Grundriß der philosophischen Wissenschaften" (2 Bände, 1788. 1790). Er behandelt im ersten Bande als Abschnitte der Psychologie auch Logik und Ethik. Der zweite Band enthält die Metaphysik, eingetheilt in Ontologie, natürliche Theologie und transcendentale Kosmologie. Als erstes Element der Erkenntniß nimmt er die Sinneseindrücke an, wodurch also alle Erkenntniß subjectiv, aber im Objectiven gegründet wird. Auch die allgemeinsten Grundsätze der Vernunft wie der Satz des Widerspruchs und die allgemeinen Erfahrungsurtheile wie der Satz des zureichenden Grundes gelten so unbedingt, daß die Skepsis keinen Sinn hat, die ihren objectiven Werth bestreiten wollte. Vermittelst dieser Sätze wird das Material der Sinneseindrücke verarbeitet, und es ist bisher kein Begriff entdeckt, der etwas enthielte, was aus keiner Erfahrung des inneren oder äußeren Sinnes herrühren könnte. Zu den Erfahrungen des inneren Sinnes gehört aber auch die Ueberzeugung vom Dasein Gottes, sowie diejenige von der Bestimmung unserer Natur zur sittlichen Vollkommenheit, welche ihrerseits einen unwiderlegbaren Beweis der Unsterblich-

keit abgibt. Gegen die Lehren der neuen kritischen Philosophie Kant's wird lebhaft polemisirt. In allen Theilen wird eine historische Orientirung über die Ansichten der wichtigsten früheren Philosophen gegeben.

Auf dem Titelblatt des zweiten Bandes konnte sich S. bereits als öffentlichen ordentlichen Professor zu Helmstedt bezeichnen. Er war im J. 1788 an die dortige Universität berufen worden. In zwei Schriften beschäftigte er sich mit dem Zweck der Philosophie: „De summo secundum Platonem philosophiae fine" (1789) und „Ueber den höchsten Zweck des Studiums der Philosophie, eine Vorlesung" (nicht Uebersetzung der vorigen; 1789). Im J. 1792 aber erschien anonym und ohne Druckort dasjenige seiner Werke, welches am kräftigsten in die philosophische Bewegung eingriff und ihm seine Stellung in deren Geschichte sicherte: „Aenesidemus oder über die Fundamente der von dem Herrn Professor Reinhold in Jena gelieferten Elementar-Philosophie. Nebst einer Vertheidigung des Skepticismus gegen die Anmaaßungen der Vernunftkritik". Hermias erklärt in einem Briefe seinem Freunde Aenesidemus, daß er aus einem Skeptiker zu einem unbedingten Anhänger der kritischen Philosophie geworden. Aenesidemus greift mit Energie zunächst die neue, vorgeblich festere Grundlage an, welche Reinhold dem Kantischen System gegeben durch die drei Schriften „Versuch einer neuen Theorie des Vorstellungsvermögens" (1789); „Beiträge zur Berichtigung bisheriger Misverständnisse der Philosophen" (1. Band, 1790) und „Ueber das Fundament des philosophischen Wissens" (1791). Aenesidemus prüft einzeln die Paragraphen der Reinholdischen Elementarphilosophie nach der neuen Darstellung in den „Beiträgen" und bestreitet die Möglichkeit, die Philosophie zu bauen auf den Grundsatz des Bewußtseins: im Bewußtsein wird die Vorstellung durch das Subject vom Subject und Object unterschieden und auf beide bezogen, welchen er durch alle Reinholdischen Wendungen mit scharfen Waffen verfolgt. Dann kehrt er sich aber gegen Kant selbst, indem er Hume's Lehre von der Causalität gegen dessen Argumente vertheidigt und die Möglichkeit leugnet, durch das Kantische System eine Erkenntniß der Wirklichkeit zu gewinnen. Niemals sei durch Reflexion über unsere Vorstellungen eine Erkenntniß des Daseins, der Dinge zu erwerben. Kant aber setze bei all seinen Erörterungen den Satz voraus: was sich nur auf eine einzige Art vorstellen läßt, kann nur auf diese Art sein. Nach diesem Satz gründe er die Causalität im Gemüthe des Menschen, welches jene den Erscheinungen gibt, daß sie Erfahrung werden. Aber dies sei nur eine hyperphysische Erklärung, bei der das Gesetz der Causalität selbst zuwider der eigenen Lehre Kant's jenseits aller wirklichen Erfahrung auf etwas Uebersinnliches, das Vorstellungsvermögen angewandt werde. Auch könne man, da nach der Vernunftkritik selbst die Dinge an sich uns völlig unbekannt sind, unmöglich wissen, was sie für Bestimmungen in unserem Gemüth wirken — ein Argument, welches S. bereits im „Grundriß" vortrug und vermuthlich direct von Jacobi aus dessen Abschnitt über den transcendentalen Idealismus entnommen hat, welcher dem Gespräch „David Hume über den Glauben" (1787) beigegeben war. Er redet hier auch ausdrücklich im Namen der Gegner Kant's überhaupt. Ferner findet er den Schluß der Kantischen Moral und Religionslehre aus Geboten der praktischen Vernunft auf die Realität der Bedingungen der Erfüllung, nämlich der Unsterblichkeit und Gottes, verkehrt. Vielmehr lasse sich vernünftiger Weise nur ein Gebot geben, wenn die Möglichkeit der Erfüllung vorher festgestellt ist. Ja, man könne sogar denken, daß durch bloßes Wirken der Naturgesetze in einem anderen Theile des Universums eine Welt zu Stande käme, in welcher der Mensch die Uebereinstimmung von Sittlichkeit und Glückseligkeit fände. So könne selbst die Forderung einer solchen Uebereinstimmung niemals den Schluß auf das Dasein einer höchsten gütigen

Intelligenz rechtfertigen. — Aenesidemus hat bei seinen Angriffen auch den ethischen Zweck vor Augen, den Unfehlbarkeitsdünkel der kritischen Dogmatiker zu erschüttern. Hiervor bewahrt nach ihm der Skepticismus, ohne die Wissenschaft unmöglich zu machen oder der Tugend ihre Stütze zu nehmen. Denn der Skeptiker gibt die Gewißheit dessen zu, was unmittelbar im Bewußtsein vorkommt und durch dasselbe gegeben ist. Die moralische Gesetzgebung der Vernunft läßt sich aber so wenig bezweifeln wie die logische.

Daß Aenesidemus die Kerngedanken Kant's nicht traf, daß er das Wichtigste, die objective Deduction der Kategorieen übersah, braucht heute nicht mehr hervorgehoben zu werden. Damals erregte das Buch vor allem Aufsehen, indem es die Annahme von Gegenständen, welche das Gemüth, genauer die Sinnlichkeit afficiren, als unvereinbar mit den kritischen Principien behauptete. Fichte schrieb an seinen Freund Stephani: Aenesidemus „hat mich eine geraume Zeit verwirrt, Reinhold bei mir gestürzt, Kant mir verdächtig gemacht und mein ganzes System von Grund aus umgestürzt". Er entdeckte nun ein neues Fundament, aus welchem die ganze Philosophie sich sehr leicht entwickeln ließ, die erste Conception der Wissenschaftslehre, deren Grundgedanken in der ausführlichen Recension des „Aenesidemus" (Jenaer Allgemeine Litteraturzeitung 1794, Stück 47—49) zu spüren sind. Auch die Vorrede der ersten Darstellung der Wissenschaftslehre von 1794 schreibt dem Aenesidemus und den Maimonschen Schriften das Verdienst zu, Fichte davon überzeugt zu haben, daß die Philosophie noch nicht zum Range einer evidenten Wissenschaft erhoben sei. (Fichte's Leben und litterarischer Briefwechsel. Von Imm. Herm. Fichte. 2. Aufl. 1862. S. 511, 512. Sommer 1793. Fichte's Werke. 1. Abth. Bd. I. S. 1 ff., 29.)

Indessen setzte S. die Bemühungen für seinen gemäßigten Skepticismus entgegen der Kantischen Philosophie fort. „Einige Bemerkungen über Kant's philosophische Religionslehre" (1795), aus einer Recension der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" in der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek" (Bd. 16, Stück 1) erwachsen, richteten sich vor allem gegen Kant's Lehre vom höchsten Gut, indem sie mit der energischen Betonung, daß die Rücksicht auf Glückseligkeit niemals in die reine Moralwissenschaft aufgenommen werden könne, zugleich den Widerspruch zwischen dem Beginn und dem Fortgang der „Kritik der praktischen Vernunft" nachwiesen. Der Beweis für das Dasein Gottes aus der Bestimmung des höchsten Gutes sei also verfehlt. Vielmehr ergebe das Gebot der praktischen Vernunft, das uns zugleich mit der Freiheit unseres Willens bekannt werde, einen moralischen Urheber unserer Natur, da es aus mechanisch wirkenden Kräften nicht abzuleiten sei. Man könne diese Lehre Anthropotheologie nennen. Die übrigen Ausführungen des Buches sind minder wichtig. — All seine Gedanken gegen den dogmatischen Idealismus und seine Gründe für den Skepticismus faßte S. dann zusammen in den zwei starken Bänden der „Kritik der theoretischen Philosophie" (1801), welche im ersten Bande eine ausführliche Darstellung der Systeme des realistischen und des idealistischen Dogmatismus, vor allem derjenigen Locke's, Leibnizens, Kant's gab und die Grundlinien der skeptischen Denkart zeichnete, im zweiten eine ebenso ausführliche Kritik jener Systeme anknüpfte. Ein dritter Band, der Fichte's Wissenschaftslehre behandeln sollte, blieb ungeschrieben, weil Fichte eine versprochene neue, allgemein verständliche Darstellung nicht herausgab. S. bestreitet hier überhaupt die Gewißheit der Urtheile über die absoluten oder doch übersinnlichen, jenseits der Bewußtseinssphäre gelegenen Gründe des nach den Zeugnissen unseres Bewußtseins bedingter Weise Vorhandenen. Das Werk erfuhr eine umfangreiche Kritik in Schelling's und Hegel's „Kritischem Journal der Philosophie" (Bd. I, Stück 2, 1802, 1—74), welche in ihrer Härte an

Grobheit grenzt; S. verfolgte ruhig seinen Weg. In den „Grundsätzen der allgemeinen Logik“ (1802, 5. Aufl. 1831) legte er wiederum den Unterschied der unmittelbaren, in den Sinnesempfindungen bestehenden und der mittelbaren, durch Vorstellungen vermittelten Erkenntniß zu Grunde und gab der Logik, unbekümmert um die neuen metaphysischen Speculationen, die Aufgabe, das der Einrichtung des Verstandes angemessene Verfahren bei der Verbindung der Gedanken über ein einzelnes Ding oder über eine Classe von Dingen zu einem systematischen Ganzen, ferner auch bei Bewahrheitung der Gedanken zu bestimmen. Außer der deductiven Logik behandelte er auch die Methodenlehre und gründete Analogie und Induction auf das Princip der Gleichförmigkeit der Natur. Wie gegen Kant kämpfte er gegen Schelling's absolutes Identitätssystem in den „Aphorismen über das Absolute als das alleinige Princip der wahren Philosophie, über die einzige mögliche Art es zu erkennen, wie auch über das Verhältniß aller Dinge in der Welt zu demselben“ (Neues Museum der Philosophie und Litteratur, herausg. von Fr. Bouterwek; Bd. I, Heft 2; Leipzig 1803). Indem er hier die Schelling'sche Lehre in ironischer Weise vortrug, ließ er die Verstandeswidrigkeit und Willkürlichkeit ihrer Gedankenverbindungen hervortreten und persiflirte zugleich den Ton der Unfehlbarkeit, mit dem sie sich einführte. In Bouterwek's Museum (Band 3, Heft 2, Leipzig 1805) erschien gleichfalls „Die Hauptmomente der skeptischen Denkart über die menschliche Erkenntniß“. Noch einmal entwickelte er hier übersichtlich seine Hauptlehren. Es gibt keine vom menschlichen Bewußtsein unabhängige, d. h. objective und allgemein gültige Erkenntniß. Dagegen gibt es für alle Menschen gültige Erkenntnisse in der Mathematik, Physik und Astronomie und den Gesetzen des formalen Denkens. Der Skepticismus will die natürliche unbegreifliche Stimme des Menschen, welche ihm die Unterscheidung des Wahren vom Schein, des Guten und Bösen, des Rechtes und Unrechtes lehrt, gegen Verdrehungen sichern. S. fügt auch hier daran eine Bekämpfung der speculativ dogmatischen Systeme Kant's, Fichte's, Schelling's. Noch während der Helmstedter Thätigkeit steuerte er endlich für die von seinem Collegen Bredow herausgegebene „Chronik des neunzehnten Jahrhunderts“ (1807) eine Abhandlung bei „Ueber Gall's Entdeckungen, die Organe des Gehirns betreffend“. Jacobi, welcher ihn in dieser Zeit besuchte, erfreute sich an der Geradheit des Mannes und meinte, man könne weit reisen, ehe man noch einen solchen Professor der Philosophie anträfe. (An Fr. Köppen. 24. Juli 1805. Fr. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel. 2. Band. Leipzig 1827. S. 367.)

Bei der Aufhebung der Helmstedter Universität im J. 1810 wurde S., nachdem er dort 22 Jahre gewirkt, nach Göttingen berufen, wo Schopenhauer einer seiner ersten Schüler war. Die Bücher, welche er noch schrieb, sind fast alle Lehrbücher für seine Vorlesungen und legen im wesentlichen nur seine früheren Gedanken, gesichtet und erweitert, ohne neue bildende Principien auseinander. Einer Wirkung in der Geschichte der Philosophie konnte sich keines mehr rühmen. Er bezeichnet in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften zum Gebrauch für seine Vorlesungen“ (1814, 3. Aufl. 1824) seinen Standpunkt als den natürlichen Realismus, den er bereits, als er den „Aenesidemus“ schrieb, inne gehabt habe. In der gegenwärtigen philosophischen Verwirrung und Mißachtung der Philosophie forderte er eine richtige Theorie über das menschliche Erkennen als Grundlage der Speculation. Ausgehend von der Kenntniß der äußeren und inneren Natur entwickelt die Philosophie in der Metaphysik den Theismus, in der praktischen Philosophie, gestützt auf die Aussprüche des Gewissens, die Idee des Staates als einer gesellschaftlichen Verbindung der Menschen zu einem durch Sittlichkeit ver-

edelten und erhöhten Wohlsein der Bürger. Der dritte Theil der Philosophie ist die psychische Anthropologie, welche in den Untersuchungen über die menschliche Natur auch Metaphysik und praktischer Philosophie zu Grunde liegt, aber diese nicht einfach enthält, weil die Lehre von der Beziehung der Welt auf ihren höchsten Grund und von der Uebereinstimmung des menschlichen Thuns und Lassens mit der Bestimmung des Menschen wissenschaftlich für sich ausgebildet werden müsse. Dagegen sind Logik und Aesthetik nur besondere Lehrstücke der psychischen Anthropologie. Einzelnen Theilen dieser Disposition der Philosophie widmete S. eine besondere Ausführung. In dem „Leitfaden der Entwicklung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts“ (1813) bezeichnete er im Kampf gegen das Naturrecht die Verordnungen der bürgerlichen und peinlichen Gesetzgebung im Staat als gegründet in der Idee des sittlichen Guten für den Menschen. Es gibt also keine von der Ethik specifisch verschiedene Rechtslehre. Die „Philosophische Tugendlehre“ (1817) bestimmte dies Sittliche als die harmonische Wirksamkeit aller Seelenkräfte, hervorgerufen durch Ideen der Vernunft über die Ausübung der der Eigenmacht des Menschen unterworfenen Kräfte seiner Natur. Sie entwickelte also hiernach das Idealbild des tugendhaften Betragens, nach welchem dann die Pflichten abzuleiten sind als Anweisungen, die menschlichen Unvollkommenheiten zu überwinden, welche jenem Idealbild noch nicht entsprechen. In der „Psychischen Anthropologie“ (1816, 3. Ausg. 1826) versuchte der Philosoph ein vollendetes Bild vom Ganzen des geistigen Lebens aufzustellen. Kurz vor seinem Ende sammelte er seine philosophischen Grundüberzeugungen in der Schrift „Ueber die menschliche Erkenntniß“ (1832), die wiederum die Vervollkommnung der unmittelbaren und mittelbaren auf die Aussprüche des menschlichen Bewußtseins gegründeten Erkenntniß forderte und die Anthropotheologie als gesichert durch die intellectuelle und sittliche Cultur des Menschen verkündigte. Ein letzter Abschnitt blickte hoffnungsvoll auf die Aussichten einer höheren Ausbildung und weiteren Verbreitung der Cultur im menschlichen Geschlechte. — Wir erwähnen schließlich noch eine kleine Arbeit „Ueber die Entdeckung, daß Leibnitz ein Katholik gewesen sey“ (Göttingen 1827), welche in der gediegenen historischen Kenntniß und der Fähigkeit psychologischer Erklärung, schlicht, sachlich und gründlich, die besten Züge des gewissenhaften und bescheidenen Schriftstellers aufweist. Er starb im 72. Lebensjahre an Entkräftung. Die „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ (1833, 26. Januar) betrauerten den hochgeachteten Lehrer, den geraden, biederen, unvergeßlichen Freund und rühmten es wesentlich als ein Verdienst seines Unterrichts, wenn die Universität von den philosophischen Verirrungen der neueren Zeit und dem Sectengeist sich frei erhielt. Wir dürfen S. Recht geben in seiner Behauptung, daß sein philosophischer Standpunkt sich seit dem „Aenesidemus“ eigentlich nicht verändert hat. Fortdauernd hielt er an den Aussprüchen des Bewußtseins und den Gesetzen der formalen Logik als den Grundlagen der Erkenntniß fest und fand in jenen auch die sittliche Bestimmung des Menschen und den religiösen Glauben begründet. Nur in der Darstellung traten seine Gedanken mehr auseinander, und die heterogenen Bestandtheile, der Mangel eines systematischen Zusammenhangs, der früher so gut wie später fühlbar ist, wurden nun ganz offenkundig. Auch fürchtete der alt gewordene Philosoph endlich selbst den anrüchigen Namen des Skeptikers und flocht in sein letztes Werk eine Polemik gegen den Skepticismus ein. So konnten für den ersten Anblick die späteren Schriften als ein Abfall von den früheren erscheinen.

W. Tr. Krug, Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften. — Noack, Philosophiegeschichtliches Lexikon. — Schulze's Schriften.

Eugen Kühnemann.

Schön*): Heinrich Theodor v. S., Sohn des Amtsrathes und Domänenpächters Johann Theodor v. S. zu Schreitlaucken in Litthauen, geboren am 20. Januar 1773; zuerst im elterlichen Hause durch einen Hauslehrer unterrichtet, besuchte er Herbst 1788 noch nicht 16 Jahre alt die Universität in Königsberg, hörte dort juristische und staatswissenschaftliche Vorlesungen durch fast 3½ Jahre hindurch, und fand sich besonders von Schmalz und Kraus und Kant angeregt. Februar 1792 meldete er sich zur Prüfung als Referendarius bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Königsberg. Es wurde ihm aufgegeben, ehe er in die Landesverwaltung eintreten könnte, erst praktische Erfahrungen und Kenntnisse über Landwirthschaft sich zu erwerben. S. weilte darauf neun Monate bei dem Amtsrath Petersen in Tapiau. Darauf wurde er dann auch zur Staatsprüfung zugelassen und nach glücklich bestandener Prüfung (27. April 1793) zum Referendarius ernannt. Nach mehreren Jahren amtlicher Beschäftigung bestand er das große Examen in Berlin (5. März 1796) und hatte nun die Anwartschaft auf Anstellung im Verwaltungsdienste des Staates erlangt. Aber den jungen Mann, in dessen Geist die neuen Staatslehren und staatswissenschaftlichen Theorien, wie sie nach dem Vorgange von Adam Smith sein Lehrer Kraus für Deutschland zusammengefaßt und entwickelt hatte, schon reichlich Wurzel geschlagen, lockte damals noch die Vorstellung, daß er erst in der großen Welt seinen Geist bilden und durch vergleichende Betrachtung und Studium außerpreußischer Zustände den Horizont seines eigenen Denkens erweitern sollte, ehe er in der Staatspraxis seines engeren Vaterlandes sich festbannen ließe. Mit Zustimmung seiner vorgesetzten Behörden unternahm S. von Berlin aus staatswirthschaftliche Studienreisen, welche ihn in die Fürstenthümer Magdeburg und Halberstadt, nach Dessau, Halle, Leipzig, Dresden, durch die kursächsischen Lande nach Thüringen und dann nach Schlesien führten; überall beobachtete er mit offenem Blick und scharfem Verstande (wie seine Tagebücher es darthun) die Einrichtungen und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens; von den Ursachen und Motiven des ganzen Zustandes gab er sich Rechenschaft und wog in seinem prüfenden Sinne Zweckmäßigkeit und Folgen der Regierungsthätigkeit ab. Während dieser Reise schien es ihm erwünscht auch England kennen zu lernen, das Mutterland der liberalen politischen und wirthschaftlichen Theorie, die er sich zu eigen gemacht hatte; er schloß seinem Freunde Weiß sich an; beide zogen über Göttingen und Hamburg nach England, im Frühling 1798. Der fast einjährige englische Aufenthalt erfüllte ihn mit begeisterter Bewunderung vor dem Charakter des englischen Staates und Volkes: „Durch England wurde ich erst ein Staatsmann", in diesem Satz faßte er später selbst die Frucht seiner Reise zusammen. Schon während seiner Reisen war ihm (August 1797) die Ernennung zum Kriegs- und Domänenrath in Bialystock zu theil geworden; ihm kam es wie eine Verbannung vor, aber nicht länger als ein Jahr wurde er gezwungen dort auszuhalten; dann nachdem er erst noch einige Monate in Marienwerder gearbeitet, wo er seine erste Frau Lydia v. Auerswald kennen lernte (die Heirath fand am 3. Mai 1802 statt), kam er nach Berlin als Rath in das Generaldirectorium. Der Siebenundzwanzigjährige fand jetzt die erhoffte Gelegenheit sein Können zu zeigen und von seinen staatswissenschaftlichen Ideen im Mittelpunkt der preußischen Staatsverwaltung Gebrauch zu machen.

In dem Minister von Struensee und später in Struensee's Nachfolger, dem Freiherrn vom Stein fand S. diejenigen Persönlichkeiten, an deren politische Richtung seine eigene politische und staatswirthschaftliche Ueberzeugung ihm vollen und herzlichen Anschluß nahelegte; in ihnen verehrte er seine politischen Führer und Meister. Ihm schien die Freimachung des Volkes von allen seine Bewegung

---

*) Zu S. 247.

hemmenden Schranken und Fesseln eine aus dem englischen Staatsleben hergeleitete Lehre, welche auch auf deutschem Boden verwirklicht werden müßte; die Uebertragung und Anwendung der Adam Smith'schen Ideen bildete für ihn den Inhalt und die Aufgabe seines politischen Handelns. So lange S. in Berlin amtirte, hatte sich ihm noch nicht Gelegenheit zu eingreifenden Maßregeln geboten. Aber nach der Katastrophe des preußischen Staates im Herbst 1806, als König und Hof in den Osten des Staates fliehen mußten, kam auch S. mit den anderen Räthen nach Königsberg; er blieb in dieser Umgebung, selbst nachdem Stein aus dem Amt in offenem Zerwürfniß mit dem Könige geschieden; er gesellte sich in Bartenstein zu dem Kreise der Beamten, welche Hardenberg umgaben, wie Klewitz, Stägemann, Niebuhr, Altenstein; und als nach dem Tilsiter Frieden auch Hardenberg aus dem preußischen Staatsdienst auszutreten gezwungen war, wurde S. Mitglied der Immediatcommission, welche bis zur Ankunft Stein's an die Spitze aller Staatsgeschäfte gestellt worden. Hier nahm S. mit größter Energie an den Maßregeln theil, durch welche dem gefallenen Staate eine Wiederaufrichtung und neues Leben verschafft werden sollte. Es steht fest, daß S. sehr entschieden mitgewirkt hat bei dem Gesetz des 9. October 1807, durch welches die Erbunterthätigkeit der Bauern aufgehoben und der Besitz und Erwerb von Grundeigenthum jedem freigegeben wurde. Wenn die historische Kritik allerdings das ausschließliche oder hervorragende Verdienst, das S. sich später selbst zugelegt hat, ihm nicht zugestehen kann und die gegen Stein's Andenken von S. bei diesem Anlaß gerichteten gehässigen Bemerkungen nachdrücklich abweisen muß, so kann doch daran kein Zweifel walten, daß S. bei den Vorarbeiten dieser Gesetzgebung in erheblicher Weise thätig gewesen: er hat das vorbereitende Gutachten der Immediatcommission vom 12. August 1807 verfaßt, welches die actenmäßige Grundlage der weiteren Berathungen und Erörterungen abgab; er hatte an den Erwägungen über alle Einzelbestimmungen selbständigen Antheil; er vertrat dabei auch in Einzelfragen Grundsätze, die nicht in das Gesetz übergegangen; — ihm lag an der Sicherstellung eines leistungsfähigen ländlichen Arbeiterstandes viel weniger als an der vollständigen schrankenlosen Einräumung der Freiheit des Handelns auch zu Gunsten der Gutsbesitzer, ohne Schutzmaßregeln für die bisher abhängigen Bauern; — während dieser Arbeiten lag seine Frau im Sterben; nichtsdestoweniger schrieb er heroischen Muthes seine Arbeit fertig und eilte dann ans Sterbebett der Gemahlin, die er aber nicht mehr im Leben antraf († 16. August 1807 in Königsberg). Das Gesetz, dessen Grundsätze mit den bekannten Gedanken Stein's durchaus übereinstimmten, wurde weiterhin durch S. und seine Genossen seinem Abschlusse nahegeführt, so daß nach Stein's Uebernahme der Staatsleitung sofort die letzte Hand angelegt werden und die Vollziehung und Veröffentlichung des fertigen Erlasses eintreten konnte; Stein hatte im letzten Augenblick noch demselben die allgemeine Geltung für alle preußischen Provinzen gesichert: es bedeutete den ersten festen und entschiedenen Schritt auf der Bahn einer gründlichen Reform des gesammten Staatswesens in Preußen. Bei den einzelnen Maßregeln, durch welche die Ausführung des Gesetzes gesichert, wie überhaupt bei der Vorbereitung der weiteren von Stein in Angriff genommenen Reformgesetzgebung (z. B. auch der Städteordnung) war S. 1807 und 1808 in erster Linie beschäftigt; als den vornehmlichsten Gehülfen Stein's muß man ihn betrachten. Es lag daher sehr nahe, daß grade S. in dem Augenblick, als Stein zum Leidwesen der Patrioten und gegen seinen eigenen Wunsch von der Leitung Preußens zurückzutreten gezwungen wurde, die Aufgabe übernahm, für alle Zeit und zunächst für Stein's Nachfolger die wichtigsten Gedanken und Principien der preußischen Reform in einem Rundschreiben zusammenfassend zum Ausdruck zu bringen. Aus seiner Feder stammte der Entwurf des sog. „politischen Testamentes Stein's", welches als vollgültigen Inbegriff seines

politischen Denkens Stein anerkannte und bei seiner Abreise am 5. December 1808 als Rundschreiben an die obersten Behörden ausgehen ließ. S. gehörte damals zu den entschiedensten und treuesten Anhängern und Gesinnungsgenossen des abgetretenen Ministers; ihn hatte daher Stein selbst als Finanzminister in das jetzt neu zu bildende Ministerium aufzunehmen empfohlen. Aber bei dem Könige überwog der Rath, welchen Hardenberg im November ertheilt hatte: Finanzminister wurde Altenstein, S. wurde Geheimer Staatsrath und im Ministerium des Innern (unter Graf Alexander Dohna) an die Spitze des Departements für Handel und Gewerbe gestellt. Nicht allzulange hielt er es in dieser Stellung aus; bald klagte er über allmäliges Abweichen der neuen Staatslenker aus Stein's Bahnen; gegen die ihm durch die Geschäftsorganisation zugewiesene Stellung erhob er Einwendungen: so erbat er sich schon im April 1809 seine Versetzung nach Gumbinnen als Präsident der für Lithauen neu bestellten Regierungsbehörde. Dort blieb er gleichsam auf Vorposten in der in nächster Zeit anbrechenden schweren Krisis seines Vaterlandes. Er hatte am 11. Juli 1808 einen neuen Ehebund mit Amalie v. Langenau geschlossen, der Stief- und Pflegetochter des Feldmarschalls v. Brünneck und fand in häuslichem Kreise sein Leben hochbeglückt. Im Sommer 1810 tauchte zum zweiten Male die Aussicht seiner Berufung in die oberste Leitung der Staatsgeschäfte ihm auf. Als Hardenberg anfangs Juni 1810 an die Spitze der Staatsregierung trat, um aus sehr gefährdeter Lage einen Ausweg zu suchen, schien ihm S. ein sehr geeigneter Ministergehilfe, etwa für das Fach der Finanzen. So berief er am 8. Juni S. zu sich zu eingehender Besprechung. S. war darauf im Juni, Juli und August in Berlin; er begutachtete den Finanzplan des Staatskanzlers, dessen Grundzüge der König schon genehmigt; derselbe hatte aber nicht seinen Beifall. Ein von ihm ausgearbeiteter anderweitiger Plan mißfiel Hardenberg. Zu dieser sachlichen Differenz gesellten sich Verstimmungen auf beiden Seiten: S. konnte sich nicht verhehlen, daß der König ihm nicht volles Vertrauen schenkte, andererseits war der König in der That von den Charaktereigenschaften Schön's nicht sehr erbaut oder befriedigt; er hielt S. „für einen treuen gebildeten Staatsdiener, zugleich auch für einen excentrischen Kopf, der als Minister obenan stehen, befehlen aber nicht gehorchen, seine Meinungen ausführen aber keine anderen annehmen wollte". Doch scheinen ebensowohl Stein als Hardenberg damals seinen Eintritt ins Ministerium aufrichtig gewünscht zu haben. Aber an jenen Hindernissen scheiterte die Absicht; und S. kehrte Ende August 1810 auf seinen Gumbinner Posten zurück. Das Fehlschlagen seiner hochgehenden Erwartungen, — es konnte als eine Wiederholung der schon im November 1808 erlebten Enttäuschung aussehen — hinterließ in Schön's ehrgeizigem Sinne eine Wunde, welche niemals wieder völlig vernarbte; es entstand in ihm ein Verdacht gegen die großen Staatsmänner Preußens; immer tiefer bohrte sich derselbe in sein Denken hinein und es dauerte nicht lange, bis den Gehülfen Stein's und Hardenberg's eine heftige und festwachsende Verachtung im innersten seines Herzens beseelte wider diejenigen Staatsmänner und Führer des Volkes, welche er öffentlich noch fortfuhr zu ehren und zu preisen. In den Tagebüchern, welche S. in jenen Jahren zeitweise geführt, und von denen Bruchstücke auf uns gekommen und veröffentlicht sind, lagerte er in aller Stille eine Masse von Gift und Galle und Bosheiten ab, durch die er sich wenigstens vor sich selbst für die ihm widerfahrene Enttäuschung und Zurücksetzung rächte — so waren ihm z. B. Stein und Hardenberg, denen er gleichzeitig seine Verehrung und Zuneigung bezeugte, „die beiden Satansklauen deren sich unser Herrgott bedient"; die niedrigsten und eigennützigsten Motive glaubte er für ihr öffentliches Auftreten annehmen zu müssen. Alle die glänzenden Gaben seines Geistes und seines Verstandes erhielten seit jener Zeit mehr

und mehr unerfreuliche und erschreckende Beimischungen von persönlicher Eitelkeit, die sich unbefriedigt und verletzt fühlte, und von bitterer Schmähsucht, welche hinter dem Rücken der betheiligten Mitarbeiter sich eine Art von Genugthuung verschaffte.

Schön's Haltung und Thätigkeit beim Ausbruche des Freiheitskrieges von 1813 gehört zu den dunkelsten und bestrittensten Abschnitten seines Lebens. Die Erzählungen, die er in späteren Jahren selbst darüber in Umlauf gesetzt hat, erregen die größten und begründetsten Bedenken; es bleibt der historischen Kritik schließlich nichts übrig als ganz entschieden von allen späteren Darstellungen abzusehen, dem späteren Erzähler rundweg allen Glauben zu verweigern und ausschließlich an die gleichzeitigen Zeugnisse sich zu halten. Dadurch schwindet allerdings der Ruhmeskranz, den S. sich gerade wegen seines damaligen Verhaltens durch seine Erzählungen gesichert zu haben wünschte, auf eine sehr untergeordnete Bedeutung zusammen. Die aus Rußland anfangs 1813 zurückfluthende Kriegswoge traf ihn auf seinem Gumbinner Posten; ebenso dem siegreich vormarschirenden russischen Heere als dem preußischen Corps, das 1812 unter York an französischer Seite gefochten und neuerdings durch die Convention von Tauroggen einstweilen die Neutralität ergriffen, kam die Stimmung des ostpreußischen Landes freudig entgegen; und von der allgemeinen patriotischen Erregung jener Tage schloß sich der Gumbinner Präsident keineswegs aus. Wie er 1811 eventuell dazu ausersehen gewesen als Civilgouverneur dem General York bei einer allgemeinen Volkserhebung zur Seite zu stehen, so bot er, so weit es irgend möglich, auch anfangs 1813 die helfende Hand allem und jedem, was der großen Sache der Befreiung des Vaterlandes dienen konnte. Stein betrat Preußens Boden damals als Generalbevollmächtigter Rußlands, um Preußens Kräfte und Mittel für den Krieg gegen Napoleon aufzubieten; er schenkte dem früheren Genossen von 1808 unbedingtes Vertrauen; er wünschte ihn als Minister in die oberste Leitung und in die unmittelbare Umgebung des Königs erhoben zu sehen; er zählte wie auf etwas Selbstverständliches auf Mitwirkung und thatsächliche Hülfe seines alten Freundes. Mit rücksichtslosestem Feuereifer stürmte Stein damals vorwärts. Den preußischen Beamten, — Auerswald, S. und noch manchem anderen — erregte mancher einzelne Schritt Bedenken und mußte Bedenken erregen; sie wollten die Autorität ihres Königs nicht außer Acht lassen; sie wollten nicht ohne Befehl oder wenigstens nicht ohne Zustimmung ihres Königs den Anschluß an Rußland vollziehen und Stein's Forderungen sich fügen. S. hatte mit Stein am 21. Januar eine persönliche Besprechung in Gumbinnen; nach den ihm hier gewordenen Aufklärungen ließ er Stein gewähren und fügte sich ohne weitere Schwierigkeiten in Stein's Anordnungen. Der unliebsame Zwischenfall in Memel, wo es einmal so aussah, als ob der russische General als Eroberer auftreten wollte, wurde bald geschlichtet und ausgeglichen. Im Lande wallte immer ungestümer der Eifer der Patrioten auf; es galt denselben zu zügeln und in Ordnung zu halten. Stein's Gedanke für den Fortgang des Unternehmens war, die Stände Ostpreußens zusammentreten zu lassen. Wol erhoben die Regierungen von Königsberg, von Marienwerder, auch von Gumbinnen Einwendungen gegen die Zulässigkeit des Verfahrens, S. erschien deshalb sogar selbst am 24. Januar in Königsberg und statt eines Landtages wurde nur eine freie Versammlung der Deputirten beliebt. Damit war S. befriedigt. Aber Auerswald, der Landhofmeister, weigerte sich den Vorsitz zu übernehmen, und substituirte sich den Herrn v. Brandt. Stein verlangte, daß S. eintreten sollte. Deshalb kam S. anfangs Februar nochmals nach Königsberg, aber auch er weigerte sich, außerhalb des Rahmens seiner amtlichen Befugnisse zu handeln. Man stand hart an allseitigem Conflicte, da

auch York auf Stein's Verlangen nicht sofort sich zur Uebernahme des Vorsitzes in der Versammlung bereit fand. Aber zuletzt verfiel man auf einen Ausgleich, der das Wesentliche der Sache sicherte; die Annahme scheint immer noch eine sehr wahrscheinliche, daß gerade S. für diesen Ausgleich gewirkt: jener Brandt eröffnete am 5. Februar die Sitzung der Deputirten auf Grund des von Stein angemeldeten Verlangens; und dann baten die Deputirten York um Uebernahme der Leitung; ihnen willfahrte der General als der höchste Befehlshaber im Lande an Stelle seines Königs. In wenigen Tagen wurde die Errichtung der Landwehr beschlossen und alles in das beste Geleise geleitet. Ohne jeden Schein einer Auflehnung gegen den Willen des Königs hatten die Söhne Ostpreußens die allgemeine Kriegserhebung gegen den Franzosenkaiser aus eigenem Entschluß begonnen und damit dem übrigen Preußen und Deutschland ein leuchtendes Beispiel ihrer besonnenen und echten Vaterlandsliebe vorgezeichnet.

Beim Ausbruch des Krieges wurde S. zuerst (Patent vom 15. März 1813) zum Civilgouverneur der Länder von der russischen Grenze bis zur Weichsel bestimmt; schon nach wenigen Tagen wurde er zum Mitglied des für die von den alliirten Heeren zu besetzenden deutschen Länder bestellten Verwaltungsrathes ernannt (20. März); er begab sich ohne Zeitverlust nach Breslau, wo damals der Mittelpunkt des preußischen Staatslebens war. Er folgte den Bewegungen des königlichen Hoflagers, kam auch nach Dresden und von dort wieder nach Schlesien und Böhmen. Mehrmals schien ihm wiederum das Finanzministerium sich eröffnen zu sollen. Andererseits glaubte er auch feindseliger Abneigung und neidischer Mißgunst der leitenden Personen, ja persönlichem Mißtrauen des Königs zu begegnen. So begleitete er den Gang der Ereignisse im Sommer 1813 in einer nichts weniger als gehobenen Stimmung; im Herbst hoffte er als Gouverneur des in Besitz genommenen Sachsen der deutschen Sache nützlich werden zu können; auch hierin widerfuhr ihm die Enttäuschung, daß ihm ein Anderer, nach seiner Ansicht minderwerthiger vorgezogen wurde. Ohne während des Sommers 1813 die Gelegenheit zu eingreifender Thätigkeit gefunden zu haben, kehrte er nach Gumbinnen zurück (September 1813). Von dort wurde er 1816 als Oberpräsident der damals neugebildeten Provinz Westpreußen nach Danzig versetzt, während Auerswald die ostpreußische Verwaltung in Königsberg leitete. Bald fühlte S. sich in Danzig beengt, er strebte nach Ausdehnung seines Bezirkes; und als daher auf sein Betreiben die beiden Preußen zu der einen Provinz Preußen vereinigt wurden, erhielt S. als der erste dies neue Amt; er verlegte seinen Wohnsitz 1824 nach Königsberg.

Schön's historische Bedeutung beruht vornehmlich auf seiner Thätigkeit als Oberpräsident, 1816—1842; hier konnte die ganze Eigenart seines Charakters sich zeigen; hier erwarb er sich um die Entwicklung der ihm anvertrauten Heimathsprovinz bleibende und rühmliche Verdienste. Er war ziemlich selbständig und unabhängig von den Berliner Ministern; als unumschränkter Herrscher schaltete er in seiner Provinz, ohne sich viel von seinen Vorgesetzten hereinreden zu lassen. Als „aufgeklärter Despotismus", der die Menschen zu ihrem eigenen Besten, wenn sie es nicht einsehen, zwingt und anhält, läßt sich seine Provinzialregierung am sachgemäßesten charakterisiren. Mit großem Eifer ging S. daran, Wege und Chausseen zu bauen; unermüdlich hielt er sein Auge darauf gerichtet, daß das Schulwesen verbessert, ausgedehnt und verbreitet wurde; manchen Gutsbesitzer zwang er Schulen zu errichten und zu unterhalten. Sein Verdienst war es, daß die Herstellung der arg verfallenen und zerstörten Marienburg in Angriff genommen wurde; allgemeineres Interesse wußte er für diese Ueberreste altpreußischer Herrlichkeit zu erwecken. Frei Hand hatte man ihm

gewährt, nach seinem Ermessen die Staatshülfe für Wiederaufrichtung der Landwirthschaft zu leisten. Eine verhältnißmäßig große Summe (3 Millionen Thaler) war ihm zur Vertheilung an die geschädigten Gutsbesitzer und Landwirthe Ostpreußens anvertraut; und wenn auch von manchen Leuten über seine Vertheilungen geklagt wurde, so behauptete S. dennoch siegreich, das sachgemäße, gerechte und zweckmäßige Verfahren befolgt zu haben; er kannte in der That die Personen sowol als auch die sachlichen Bedürfnisse in Preußen; man muß zugeben, er traf in den meisten Fällen das Richtige. Daß dadurch aber sein Ansehen und seine Macht in der Provinz gewaltig wachsen mußten, lag auf der Hand. Auch für allerlei technische Verbesserungen in der Landwirthschaft bemühte er sich mit reichem Erfolge; insbesondere wurde die Einführung und Zucht des spanischen Schafes in Preußen seiner thätig eingreifenden Fürsorge verdankt. Wol war das Selbstbewußtsein, mit dem S. dieser Thaten sich freute, nicht ohne Berechtigung; eine große Schar ergebener Anhänger und Bewunderer erging sich in lärmendem Lobe. Andererseits fehlte es auch nicht an Gegnern und Hassern. Die scharfe persönliche Tonart, mit der S. seine geistige Ueberlegenheit oft geltend machte, trug dazu bei, die Gegensätze zu verschärfen. Daß er in religiösen und kirchlichen Fragen einer aufgeklärten Denkungsart huldigte, — im Rationalismus des vorigen Jahrhunderts war er ja groß geworden — zeigte sich nach verschiedenen Seiten hin. Der katholischen Geistlichkeit gegenüber war er der Vertreter der preußischen Staatsidee, der die katholische Kirche sich anzubequemen hatte; er verstand dafür zu sorgen, daß ernste Conflicte in diesen Landestheilen sich nicht erhoben oder nicht groß wurden; mit diesem Oberpräsidenten banden die Bischöfe sicher nicht an. Für die positive Kirchlichkeit auf evangelischer Seite hatte er allerdings nur wenig empfänglichen Sinn. Und mit einer specifisch pietistischen Gesellschaft, mit den Anhängern Ebel's, mit der Sippe der „Mucker“ und „Seelenbräute“ stieß er heftig zusammen. Gerade daß gesellschaftlich und verwandtschaftlich ihm nahestehende Personen an diesen Dingen betheiligt waren, gerade diese Thatsache entflammte seinen besonderen Zorn. Und wenn schließlich die amtliche Verfolgung jener Secte wenig Erhebliches zu Tage förderte, so dienten die Vorgänge immer dazu, die Königsberger und ostpreußische gute Gesellschaft zu spalten und unter einander zu verfeinden. S. verfocht in diesen Händeln die Sache des gesunden Menschenverstandes wider pietistische Ausartungen; aber seine persönliche Einmischung trieb Gegensätze und Conflicte in vielleicht unnöthiger Verschärfung auf die Spitze. Seine Spottreden kränkten und erbitterten manche Gemüther. In überlegener Selbstherrlichkeit führte er sein Regiment, ohne Rücksicht auf Stimmungen und Gefühle anderer Personen. Mit den höheren Officieren gab es manche Reibung, da der Oberpräsident nicht gewillt war, dem Militär irgend welchen Vorrang oder Vortritt einzuräumen; gelegentlich verstand er dem herkömmlichen militärischen Ehrgefühl gegenüber das Selbstgefühl des Beamten scharf und schneidend zu betonen. Als 1831 aus Berlin Sperrmaßregeln gegen die Cholera angeordnet wurden, wagte er es offen die Berliner Weisungen bei Seite zu werfen; er setzte persönlich der Gefahr der Ansteckung sich aus, um zu zeigen, daß man an dieselbe nicht glauben dürfe; unerschüttert beharrte er auf seinem eigenen Vorhaben und Entschlusse. Auf die Stimmung und Gesinnung der Provinzialen bemächtigte sich S. allmählich eines maßgebenden Einflusses; ostpreußischem Wesen war seine Natur so verwandt, daß bereitwilligst die weitesten Schichten, bis auf einige wenige engere Kreise conservativen Adels und orthodoxer Kirchlichkeit, in dem Oberpräsidenten ihren Führer, ihr Vorbild und ihren Meister anerkannten und jubelnd verehrten. Mit den wissenschaftlichen Größen der Königsberger Hochschule verkehrte er auf vertrautestem Fuße; zu seinen Freunden zählten

Jakobi und Bessel und Bär und Burdach und Lobeck und Herbart und Rosenkranz: in ihrer Mitte erging er sich in ungehemmter und schonungsloser Rede über die Fragen der Zeit, über die Ereignisse in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Handel. Seine natürliche Anlage neigte dahin, überall die Schatten zu sehen und zu fühlen, die Schwächen und Gebrechen der Mitmenschen zu beachten; Spott und Ironie, Tadel und Scheltrede waren ihm geläufig. So muß die objective Erwägung des Historikers die oppositionelle Strömung, das Nörgeln und Kritteln an allen staatlichen Dingen, — jene eigenthümlichen Züge, welche das ostpreußische Leben und Wirken im vierten und fünften Jahrzehnt unseres Jahrhunderts auszeichnen — zum größten Theil als das Echo der Reden und Gespräche des hochverehrten Oberpräsidenten, als die Frucht seiner amtlichen Wirksamkeit betrachten.

Wiederholt bot sich auch S. Gelegenheit in den Angelegenheiten des Gesammtstaates seine Auffassung geltend zu machen, — so 1817 in der wichtigen Frage der allgemeinen Verwaltungsorganisation insbesondere über die Stellung der Oberpräsidenten, welche S. sehr unabhängig zu machen, als die eigentlichen Häupter der Verwaltung hinzustellen wünschte. Er redete dem provinzialen Particularismus das Wort, der ihm selbst eine Art von Vicekönigthum in Preußen gesichert hätte. Und mit ungezügelter und höchst auffälliger Schärfe übte er bei diesem Anlaß beißende Kritik an den Ministern, welche der König an die Spitze gestellt; er bestand darauf, daß der König selbst alle die Bosheiten, mit denen der Kritiker seine Denkschrift ausgefüllt, wirklich vorgelegt erhielt. Mit offenherzigstem Freimuth gab er auf Befragen damals sein Gutachten ab, welches den König vor dem Vorhaben, einen neuen Ehebund zu schließen, eindringlich warnte. Auch an den Erörterungen und Berathungen über die verheißene reichsständische Vertretung hatte S. Antheil; nicht an ihm lag es, wenn alle Anläufe zu keinem Ergebniß hinführten. 1824 erneuerte S. den Versuch, die Oberpräsidenten zu eigentlich maßgebenden Provinzialministern zu machen; wie 1817, so gelang es auch 1824, die Staatseinheit gegen solche Gelüste zu schützen. Auffallen mag dem später lebenden deutschen Historiker die principiell ablehnende Haltung, welche S. gegen die Bemühungen um einen deutschen „Zollverein“ eingenommen hat; dieser Freihändler blieb ganz ausschließlich in den engen Grenzen der Smith'schen Ideen und Lehren. In den Verhandlungen der obersten Staatsbehörde über das gegen den Kölner Erzbischof Droste einzuschlagende Verfahren vertrat S. 1838 unentwegt und fest die Fridericianischen Grundsätze über die Behandlung der katholischen Kirche; das unsichere Schwanken der Regierung regte seinen ganzen Groll auf. Schon 1816 hatten sich für S. durch Vermittlung seines Freundes Niebuhr persönliche Beziehungen zum Kronprinzen angeknüpft; die Beiden traten in Briefwechsel. S. verstand es, auf den geistreichen Fürstensohn Eindruck zu machen; zäh hielt er an der Hoffnung fest, durch des Kronprinzen Einfluß doch noch in die leitende Ministerstellung berufen zu werden. Als immer wieder nichts daraus wurde, da spannte S. seine Erwartung auf die Tage, in denen der von ihm bewunderte und hochgehaltene Kronprinz selbst König geworden sein würde. Auch dieses letzte Hoffen aber sollte mit bitterster Enttäuschung enden.

Nach dem Thronwechsel von 1840 galt S. allerdings in weiten Kreisen als der Staatsmann der Zukunft; man bildete sich ein, er würde Staatskanzler werden und die liberale Periode preußischer Staatsentwicklung durch Begründung eines preußischen Reichstages einleiten. Groß waren ja überhaupt die Erwartungen, mit denen das preußische Volk den neuen König empfing. Als die Erfüllung aller der schönen Hoffnungen sich eine Weile hinzog, meinte man, den neuen König etwas antreiben und spornen zu sollen. So stellte im Königsberger ost=

preußischen Huldigungslandtage ein ziemlich unbekannter und namenloser Abgeordneter, der Kaufmann Heinrich, den Antrag (6. September 1840), der preußische Provinziallandtag möchte unter Berufung auf die Verheißungen Friedrich Wilhelm's III. den König bitten, eine allgemeine Volksrepräsentation zu geben und dadurch dem Werke des Vaters den eigentlichen Schlußstein erst einzusetzen. Der Landtag nahm mit Begeisterung den Antrag an und überreichte dem König am 7. September eine in diesem Sinne gehaltene Adresse. Friedrich Wilhelm IV. antwortete dilatorisch, halb zustimmend, halb versagend: indem er von „weiterer Entwicklung" der ständischen Gesetzgebung redete, lehnte er doch die Volksvertretung ab. Es war für Niemanden ein Geheimniß, daß hinter dem Vorgehen des harmlosen Königsberger Kaufmannes kein Anderer als S. stand; er hatte den Gedanken eingegeben und auch seine Ausführung überwacht. In privaten Gesprächen suchte er auf den königlichen Freund zu Gunsten des Vorschlages einzuwirken: Friedrich Wilhelm äußerte sich schwankend, erhob Bedenken gegen Einzelnes, ließ sie auch wieder fallen: oft sprach er sich sehr liberal aus, sodaß S. einmal nach einer Audienz sagen konnte, „der König ist viel liberaler als ich". Andererseits arbeiteten in derselben Zeit mächtige Einflüsse anderer Art auf seinen Sinn. Am 10. September verlieh er S. den Charakter eines „Staatsministers" und zugleich den schwarzen Adlerorden; aber an der Spitze der Provinz Preußen hatte S. zu verbleiben; und immer deutlicher machte es Friedrich Wilhelm IV. in nächster Zeit allen, die sehen und hören wollten, daß seine Wege von denen des preußischen Oberpräsidenten weit ablagen und sich immer weiter entfernten. Die anfänglich erregten Sehnsuchts- und Hoffnungsgefühle mußten sich zusehends in trübe Verstimmung und mißmuthigen Groll verwandeln. Nicht sofort erhielt die gespannte Lage die endgültige Klärung; fast zwei Jahre gingen in dem Wogen und Ringen der politischen Gegensätze dahin, ehe die Entscheidung zu Schön's Ungunsten fiel. Den politischen Gegnern nicht zu dienen, stand für S. allerdings fest: entweder sollte der König ihm freie Hand lassen und seine politischen Grundsätze gutheißen, oder S. wollte ins Privatleben zurücktreten. Er selbst arbeitete 1840 (im October) eine Denkschrift aus „Woher und Wohin?", welche er dann auch drucken und an maßgebender Stelle vorlegen ließ. In großen Zügen entwarf er ein Bild der preußischen Staatsentwicklung, um die Nothwendigkeit der Einführung von Nationalständen als dringende Forderung der damaligen Zeit zu erweisen. Es war ein beredtes gutgedachtes und gutgeschriebenes Werk, das durchaus an die Stein'schen Reformen anknüpfte und dem staatlichen Liberalismus seines Autors Ehre macht; nur durfte man die Aufdeckung der Mängel und Schäden der damaligen Lage nicht so unbedingt gutheißen; denn dann war die Feder in Galle getaucht, die schlimmen Dinge waren übertrieben und karikirt; manche Bemerkung des Tadels klang seltsam im Munde eines der höchsten Beamten des Staates. Zu gleicher Zeit veranstaltete S., daß sein Concept des sogenannten „Testamentes Stein's" von 1808 facsimilirt dem Könige übermittelt wurde, um auf diese Weise die Behauptung zu erweisen, daß nicht Stein, sondern S. der wahre Vater der preußischen Reformpolitik von 1808 gewesen. Beide Schritte dienten dem doppelten Zweck: ebensowohl den König in die Bahn der Reformen zu drängen, ihn zur Begründung eines Reichstages zu bewegen, als auch für diese Aufgabe S. als den zur Leitung der Reform berufenen Staatsmann zu empfehlen. Die erste Wirkung seines Vorgehens war ein Zusammenstoß mit dem Minister v. Rochow. S. antwortete mit dem Anerbieten seines Amtsaustrittes. Friedrich Wilhelm IV. hielt die Sache noch längere Zeit in der Schwebe; S. mußte anfangs 1841 noch als königlicher Landtagscommissarius in Danzig bei den preußischen Provinzialständen auftreten, während ihm selbst schon politische Mahnungen und

Rügen ertheilt waren, die ab und zu durch eine freundliche Redensart des Königs versüßt wurden. Gereizter und schwüler wurde während des Jahres 1841 auf beiden Seiten die Stimmung. S. klammerte sich an die Vorstellung an, daß der König ihm persönlich wohlgeneigt geblieben, und daß nur die Verdächtigungen seiner Gegner eine vorübergehende Wirkung des königlichen Vertrauens erzeugt, welche er durch Vorstellungen und Versicherungen selbst zu überwinden hoffte. Aber mehr und mehr eroberte jene S. feindliche Richtung sich Boden beim Könige. Es kam das Erscheinen der „Vier Fragen“ von Dr. Johann Jakoby hinzu; in Berlin wollte man S. für dasselbe verantwortlich halten. S. bestritt zwar jedes persönliche Verhältniß zu Jakoby, — sicher mit gutem Grunde; dem Radicalismus, der aus den „Vier Fragen“ hervorleuchtete, war und blieb S. fremd; und dennoch ist es nicht möglich, zu übersehen oder zu bestreiten, daß Jakoby's Pamphlet eine der Früchte war, welche aus der von S. systematisch betriebenen Verbreitung oppositioneller Neigungen und Tendenzen, insbesondere aus seinen unermüdlichen Tadelsreden hervorgehen mußten. Somit durfte man sehr wohl S. eine Verantwortlichkeit für die in Jakoby's Schrift ausgesprochenen Gesinnungen beilegen, wenn auch jede directe Beeinflussung des jüdischen Arztes oder jeder persönliche Zusammenhang zwischen Beiden bestritten werden muß. Im October 1841 war S. in Berlin zur Erledigung amtlicher Geschäfte, aber auch um noch einmal Vorstellungen auf den Sinn des Königs zu versuchen. Ihm wurde klar, daß seine Stellung nicht länger haltbar. Friedrich Wilhelm klagte nach Schön's Abreise zu seinen Vertrauten über die „Unwahrhaftigkeit“ des Oberpräsidenten, dessen Wirken er sehr üble Folgen für den Geist der Provinz beilegte. In Berlin flüsterte man sich zu, S. würde seinen Abschied erhalten, auch wenn er ihn nicht nachsuche. Aber der Entschluß zum Rücktritt war doch für S. schon seit dem November 1840 eine ausgemachte Sache — wenn nicht noch zu guter Letzt eine seiner politischen Richtung günstige Wendung einträte. So bald es klar geworden, daß darauf nicht mehr zu rechnen, wiederholte S. sein Abschiedsgesuch; am 31. März 1842 erklärte der König sich damit einverstanden, und am 3. Juni erfolgte endlich die amtliche Entlastung für den 69jährigen Mann nach einer Dienstzeit von 49 Jahren.

Noch vierzehn Jahre privaten Lebens waren dem alten Herrn nach seiner Entlassung beschieden. Der König hatte ihn zuletzt durch die Ernennung zum „Burggrafen von Marienburg“ geehrt, indem er alles auf die Herstellung des Baues Bezügliche in seinen Händen beließ. In der Provinz blieb sein Ansehen ungemindert. 1844 schuf er den ostpreußischen landwirthschaftlichen Centralverein, und trat als erster Director selbst noch an seine Spitze. 1842 war er zum ritterschaftlichen Deputirten für die Provinzialstände gewählt. Sein König redete ihm zu, diese Wahl anzunehmen, damit er dort Gelegenheit fände, über die ihm wohl bekannten Ansichten des Königs gegen die in der Provinz verbreiteten lügenhaften Entstellungen Zeugniß abzulegen: in so seltsame Redewendungen hüllte der König die für S. bitter empfindlichen Zurechtweisungen damals ein, indem er zwischen sich und dem entlassenen Oberpräsidenten eine Art von Uebereinstimmung, zwischen der öffentlichen Meinung in der Provinz und den Reden desselben Oberpräsidenten, welche jene doch zum größten Theile hervorgerufen hatten, einen Gegensatz aufstellte! S. hütete sich dies Schreiben des Königs, wie ihm nahegelegt war, seinen Freunden zu zeigen; bekannt wurde es nichtsdestoweniger, da noch anderen Personen von seinem Inhalte Mittheilung gemacht war. Schön lebte meistens nahe bei Königsberg auf seinem Gute Arnau, das er früher angekauft. Seine begeisterten Verehrer veranstalteten eine Sammlung, um ihm ein Ehrengeschenk zu überreichen; man machte ihm Arnau schuldenfrei und verwendete den Ueberschuß aus der Sammlung zur Errichtung

eines Denkmals, welches noch bei seinen Lebzeiten vor dem Ständehause in Königsberg ihm gesetzt wurde. Auch in Schriften, in Broschüren und Zeitungsartikeln wurde der Tribut der Verehrung und des Dankes dem großen Staatsmann dargebracht. Es wurde zu einem festen Artikel in dem Glaubensbekenntniß der Liberalen in Ostpreußen, daß S. Musterbild und Musterheld, Anführer und Bahnbrecher, geistiges Haupt und Abgott des Liberalismus für den preußischen Staat gewesen und bleiben müsse. Seine eigenen Gespräche und Reden hatten ihn in diesem Lichte seinen Freunden gezeigt; seine mündlichen Mittheilungen über die große Zeit der Freiheitskriege, welche er handelnd miterlebt hatte, malten ein Bild der Vorgänge, das in erster Linie zur eigenen Verherrlichung Schön's zu dienen bestimmt war. Mit fast rührender Naivetät lehnte er alles Lob von sich ab, indem er für seine persönlichen Leistungen sich den Wahlspruch erkoren zu haben behauptete: „Thue das Gute und wirf es ins Meer; — sieht es der Fisch nicht, sieht es der Herr“. In unglaublicher Selbsttäuschung und unbegreiflicher Selbstverspottung trug er selbst solche zurückhaltende Bescheidenheit zur Schau, während er gleichzeitig in maßlosester Selbstüberhebung und eitlem Selbstlob kaum noch eine Schranke achtete. Mit hinreißender Lebendigkeit pflegte er seinen Vertrauten von den früheren Zeiten zu erzählen; aus einzelnen Thatsachen, die in seinem Kopfe sich festgesetzt, bildete seine schöpferische Phantasie bald eine zusammenhängende Ansicht der Vergangenheit aus; mit unnachgiebiger Bestimmtheit stellte er seine Behauptungen auf, mit zweifelsfreier Unfehlbarkeit verfocht er seine Sätze. Auch zur Feder griff er selbst, seine Erinnerungen in die Litteratur zu bringen: es galt, als den Schöpfer der Reform S. auszugeben, für welche Stein nur die Firma abgegeben und den Ruhm sich angeeignet hätte; es galt, S. als den Vertheidiger preußischer Selbständigkeit gegen die von Stein unbedachtsam unterstützten Annexionsgelüste der Russen hochzuhalten; es galt, S. und seinen ostpreußischen Freunden die Schöpfung der Landwehr zuzuweisen, gegen welche Scharnhorst „der Liniensoldat“ nur Abneigung empfunden und dergleichen mehr. Sein Ansehen war in solchem Grade maßgebend, daß er verschiedene historische Darstellungen beeinflußte, so 1832 Joh. Voigt, 1838 Friccius. Dann schrieb er selbst 1838 sein Lebensbild nieder, — eine vollständige, eingehende Zusammenfassung seiner mündlichen Erzählungen. Als 1842 sein „Woher und Wohin“ — offenbar ohne seine Veranlassung in den Buchhandel kam, wurde die Schrift durch Zusätze geschmückt, welche aus der mündlich verbreiteten Verherrlichung Schön's geschöpft waren. Nach seinem Abschied tauchten gleichzeitig an verschiedenen Stellen Lobgesänge auf; unter „Preußens Staatsmännern“ wurde ihm die erste Stelle zuerkannt, mit Redewendungen, welche die Kenntniß der Selbstbiographie bei dem Autor verrathen. In der Muße des Privatlebens machte S. sich 1844 an eine neue Bearbeitung seiner Lebensgeschichte, die er während der nächsten Jahre fortsetzte. Den Historikern, deren Beschäftigung mit der Periode der Freiheitskriege ihm bekannt geworden, schickte er Darlegungen zu, welche seine Auffassung jenen Schriftstellern beibringen sollten; so an Pertz, an Förster, an Droysen, auch an Schlosser; das an Schlosser 1849 gerichtete Sendschreiben über die preußischen Vorgänge vom Januar und Februar 1813 hat ganz besonders irreleitend die historische Forschung beeinflußt, da bis in die jüngste Zeit man stets Bedenken empfand, dem handelnden Zeitgenossen grobe Unwahrheiten Schuld zu geben. Auch kurze Charakterbilder einzelner Männer entwarf S., von Stein, von Scharnhorst u. s. w. Nicht ohne Wirkung blieben Schön's Reden auf das Buch Droysen's über York; nahezu vollständig nahm Witt in die Darstellung des Landtages von 1813 seine Mittheilungen auf. Sehr lebhaft war in ihm das Verlangen, einen erprobten, allgemein geachteten Historiker für ein Buch zu werben, das auf Grund seiner

eigenen Erinnerungen und der von ihm gesammelten Papiere seine Biographie feststellen sollte, sowie S. selbst sie für alle Zeit festgestellt zu sehen wünschte; an Droysen, an Varnhagen hatte er sich gewendet: unerfüllt blieb dieser Herzenswunsch des alten Herrn. — In die weitere Oeffentlichkeit trat S. noch einmal nach der Revolution von 1848; er war in die Berliner Nationalversammlung gewählt worden, und führte in jener Versammlung als Alterspräsident in den ersten Versammlungen den Vorsitz; der Greis wurde des dortigen Chaos nicht Herr; er selbst nahm nur unbehagliche Empfindungen aus Berlin mit. Eine kleine Broschüre „Staat oder Nationalität?“ (Berlin 1849) zeigte ihn als Widersacher der nationalen auf ganz Deutschland gerichteten Tendenzen; fast vollständig wirkungslos fiel sie ins Wasser. Die Jahre der preußischen Reaction, die er noch erlebte, gefielen selbstverständlich ihm nicht. Der orientalische Krieg ließ zuletzt noch einmal den alten Haß gegen Rußland in ihm aufleben. Allmählich nur schwanden seine Kräfte dahin; nicht eine eigentliche Krankheit befiel ihn, langsam erlosch sein Leben. 1851 hatte er die (zweite) Gemahlin verloren; auch eine ihm sehr nahestehende geliebte Tochter ging noch vor ihm heim; in den Nachmittagsstunden des 23. Juli 1856 erreichte er das Ziel seiner Tage, nachdem er 83 Jahre schon überschritten, geistig bis zuletzt noch frisch und lebendig. Fast zwanzig Jahre waren nach seinem Tode verstrichen, ehe der litterarische Nachlaß veröffentlicht wurde; mit einer Ungeschicklichkeit und Unbehülflichkeit ist dies geschehen, die kaum ihres Gleichen heutzutage findet. Nicht schlimmer konnte die historische Gerechtigkeit den Mann strafen, der Zeit seines Lebens um seinen Nachruhm in so hohem Grade besorgt gewesen ist, als indem sie die Sorge um sein Andenken in solche Hände gelegt hat.

Preußens Staatsmänner. III. Schön. 1842. — Die Jubelfeier des Ministers von Schön. 1843. — Ein Blick auf die einstige Stellung der Oberpräsidenten Auerswald und Schön in Königsberg, mit Rücksicht auf einige dahin bezügliche Schriften, von Eveline von Bardeleben, geb. von Auerswald. 1844 — (polemisch gegen Schön; diese kleine Schrift ist sehr selten geworden, da die Anhänger Schön's einen Vernichtungskrieg systematisch gegen sie geführt). — Nasemann, Biographie in Preuß. Jahrbüchern V (1860). — Mejer in Pr. Jahrb. XXXI (1873). — Das Material zur Lebensgeschichte findet sich sonst in den Werken von Pertz über Stein (II u. III), von Droysen über York, von Ranke über Hardenberg, in den Mittheilungen aus dem Leben des Grafen Friedrich Dohna (1872), in den Lebenserinnerungen Niebuhr's und Raumer's und Boyen's, des General von Natzmer u. s. w. — Die autobiographischen Aufzeichnungen, aus denen insbesondere Nasemann geschöpft hatte, und die Briefe und Actenstücke, welche S. gesammelt, sind zuletzt von der Familie veröffentlicht unter dem Titel: „Aus den Papieren des Ministers Theodor von Schön“; Bd. I—IV, 1875 bis 1876. Ergänzungen dazu bilden: 1) Studienreisen eines jungen Staatswirthes in Deutschland. Beiträge und Nachträge zu den Papieren u. s. w. 1879 — 2) Weitere Beiträge und Nachträge zu den Papieren des Ministers von Schön. 1881. — Zur Kritik der Schön'schen Papiere vgl. Maurenbrecher in Grenzboten 1875. II S. 161—168 (Abdruck eines am 15. April 1875 unmittelbar nach dem Erscheinen des I. Bandes der Papiere in dem Preuß. Geschichtsverein gehaltenen Vortrages); ähnlich K. Reichard Im neuen Reich (7. Mai 1875; I 731—744). Als Vertheidiger der Schön'schen Tradition trat Nasemann auf, Grenzboten 1875, II 481—484; gegen ihn Maurenbrecher ebd. 484—498. — Im December 1875 folgte M. Lehmann, Knesebeck und Schön. Beiträge zur Gesch. d. Freiheitskriege 1875. — Die Vertheidigung der Glaubwürdigkeit übernahm darauf ein ostpreußischer Ano=

nymus in einer durchweg mißlungenen Arbeit: „Zu Schutz und Trutz am Grabe Schön's. Bilder aus der Zeit der Schmach und der Erhebung Preußens." 1876 (4 Hefte). — Dagegen antwortete Lehmann: Stein, Scharnhorst und Schön. Eine Schutzschrift. 1877. — Vgl. Maurenbrecher in Grenzboten 1876, II 241—248, 368—377. 1878, I 14—25. Die kritische Controverse dürfte mit diesen Arbeiten wohl zu einem Abschluß gelangt sein. Die beiden Dissertationen wenigstens, — 1) Wohlauer: Stein und Schön zu Anfang 1813 (Breslau 1882) und 2) Ganz: Stein, Schön und die Entstehung des Edicts v. 9. Oct. 1807 (Gießen 1885) — haben keine Förderung hinzugebracht. — Ueber die im Leben Schön's berührten historischen Verhältnisse enthalten die neueren Werke von Dieterici, Zur Geschichte der Steuerreform in Preußen von 1810—1820 (1875), von E. Meier, Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein u. Hardenberg (1881), von Knapp, Die Bauern-Befreiung (2 Bde. 1887), von Hüffer, Die Cabinetsregierung in Preußen (1891), sowie auch Treitschke's Deutsche Geschichte, I—IV (1879 bis 1889) sehr willkommene Aufschlüsse.

W. Maurenbrecher.

Verzeichniß

der im 32. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.